Joseph Roth Werke 2

Das journalistische Werk

1924–1928

Herausgegeben und mit einem
Nachwort von Klaus Westermann

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg,
Frankfurt am Main und Wien,
mit freundlicher Genehmigung
des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln

Satz Froitzheim, Bonn
Druck und Bindearbeiten Pustet, Regensburg
Printed in Germany 1994
ISBN 3 7632 2988 4

INHALT

1924
Die sanierte Stadt 3
Die Toilettefrau 4
Der chinesische General 6

POLITISCHE LYRIK
Lobgedicht auf den Sport 8
Natur 9
Die Lieblinge der Nation 9
Der Strich 10
Denkmalsweihe 11
Der Schalter 12
Ballade vom Zusammenbruch einer bessern Familie 13
Elegische Phantasie 14
Karneval 14
Chanson vom Kandidaten in Pommern 16
Späte Mahnung an Quidde 18
Ritter Meuchelmord 19
Deutsche Elendsreime 20
Kommentar zu Kant 21
Legende vom Kasernenhof 22
Praktische Anwendung 23
Gasgranate 24
Tod im Frühling 24
Europäische Justiz 26
Der Hakenkreuzler 26
Die Invaliden grüßen den General 27
Der Prinz und die Toten 29
Justitia 29
Lied vom Spengler 30
Ungeziefer 30
Die Internationale 32
Das neue Lesebuch 33
Bürgerliche Kultur 35

Das Wartezimmer 37
Zirkus Hagenbeck 39
Fünf-Uhr-Tee 42
Die apokalyptischen Gardereiter 43
Die klagenden Ziffern 45
Der Mensch aus Pappkarton 46
Interview ohne Worte 48
Lenins Begräbnis im Film 50
Der Gast aus dem Norden 52
Konzert im Sitzungssaal 54
Der Bizeps auf dem Katheder 55
Grosz' »Ecce homo« vor Gericht 57
Der tapfere Dichter 59
Plakatkunst 61
Der Korpsstudent 63
Nachruf auf den Hotelportier 64
Der Schrei nach dem Fremden 65
»König Hunger« in der Volksbühne 68
Geträumter Wochenbericht 70
Der Kampf um die Meisterschaft 72
Der »Refräng« im Nachtleben 75
Mit 900 Kindern im Kino 78
Ludendorff und das Schlachtvieh 79
Der Zug der Fünftausend 81
Dialog über das Wochenereignis 84
Zwei Filmsensationen 86
Reichstagsauflösung 90

BERLINER BILDERBUCH 92
Das »Unterbewußtsein« im Film 130
Der Herr mit dem Monokel 131
Besuch bei Amenophis 133
Pyjama-Literatur 137
Gastronomische Wunder 139
Dialog über Walhall 140
Bolivia 142
Altenhilfe der Jugend 145
»Die Nibelungen« 146

Argiope, die Tigerspinne 149
Rose Gentschow 151
Das Ende eines Symptoms 153
Gespräch über den deutschen Professor 155
»Hinkemann« 158
Der Ukas des Zaren Ebert 161
Der Liebling 163
Naturgeschichte des Generals 165
»Vasantasena« in der Volksbühne 166
Wahlkampf in Berlin 169
Parade eines Gespenstes 171
Der kleine Moriz in der Windjacke 173
Der Tod des »König Midas« 176
Der Monat Mai 177
Zwei junge Zigeunerinnen 179
Die Zeitschrift für die prima Gesellschaft 181
Drei Sensationen und zwei Katastrophen 183
Stunde im Frühlingsrummel 186
Wulles deutscher Wald 188
Das pädagogische Schaufenster 190
Ein Unpolitischer geht in den Reichstag 191
Großstadtfrühling 194
Prozeß im Halbdunkel 195
Das Haus mit der Bank 197
Der merkantile Superlativ 200
Der Friedhof des Panoptikums 201
Die Lebenden über die Toten 203
Besuch im Rathenau-Museum 205
Populäre Kulturgeschichte 208
Ostsee-Reise 210
Das Hakenkreuz auf Rügen 214
Der Kolporteur (II) 216
Bekenntnis zum Gleisdreieck 218
Gruß an Ernst Toller 221
Das Amt 223
Der Fürst des Weltalls 225
Der Kriegsberichterstatter 228
Die sterbenden Tänzer 230

Der sehr elegante Reisende 233
Die Grenze 235
Zirkus im Negligé 236
Ein Strauß ist kein Pferd 239
Pietät mit Handgranate 240
Die Kanzel im Chaos 242
Aida-Rummel 244
Verleger-Tee 245
Wiederbelebung durch 20 000 Zinnsoldaten 247
Volksbühne 249
»Michael Kramer« 251
»Der unwiderstehliche Kassian« 252
»Tolkening« im Dramatischen Theater 254
Amerikanisiertes Kino 256
Berliner Theater 259
Oktober 263
»Wallenstein« im Staatstheater 265
»Die heilige Johanna« 267
Die unwirkliche Kulisse 270
Die Friedenstaube auf dem Zweirad 272
Mütter in der Revue 273
Ludwig Hardt rezitiert Franz Kafka 275
Betrachtung über den Verkehr 276

Reise durch Galizien
Leute und Gegend 281
Lemberg, die Stadt 285
Die Krüppel 289

Ein paar »Sensationsfilme« 293
Wieviel kostet ein persönliches Fürwort? 295
Die Freunde 297
Grock 299
Berliner Filmberichte 301
Bericht über Goal-Game 303
Bücher dieser Zeit 304
Filme für Kinder 307
Heimweh nach Prag 308

Das klassische Gespenst 310
Eine sehr seriöse Varietékritik 311
In einer der stillen Gassen 314

1925
Berliner Silvester und die folgenden Tage 319
100 000 Mark für einen Roman 320
»Der letzte Mann« 324
Gesang mit tödlichem Ausgang 327
Versammlung der Bühnenschriftsteller 330
Das XIII. Berliner Sechstagerennen 331
Kaisers Geburtstag 335
Der Film vom Vatikan 337
Kaiserliche Orthographie 339
Das Bratopfer auf dem Bierfest 342
Filme. Zwei deutsche und ein amerikanischer 344
Fünf-Uhr-Tee mit Hexametern 346
Gladius Dei 348
Das Dienstmädchen auf dem Treppengeländer 351
Totenfeier um Mitternacht 353
Abschied vom Toten 354
Der Herr aus dem Publikum 358
Filme 360
Pietät des Kleinbürgers 363
Die erotische Schutzpolizei 365
Die Chinesen beweinen ihren Toten 367
Körperliche Erziehung der Frau 370
Kleine Kunstwanderung 371
Brandes spricht über Europa 374
Sieben Lamas sind angekommen 375
Ausflug nach Chorin 378
Die »Branche« mobilisiert 381
Ein düsteres Kapitel 383
»Der Winter unseres Mißvergnügens« 387
Die »Girls« 393
Reklame-Messe 394

In Deutschland unterwegs
Bäder im Riesengebirge 396
Glashütte 397
Der Rebell des Erzgebirges 403
Kleve, Xanten, Kalkar 406
Ein Herzogtum fast zu verkaufen! 409
Premiere in Annaberg 412
Besuch bei den Webern 414

Frankreich
Wie man eine Revolution feiert 419
Wirkung eines Boulevardblattes 420
Amerika über Paris 422

Im mittäglichen Frankreich
Lyon 427
Kino in der Arena 429
Nichts ereignet sich – in Vienne 431
Tournon 434
Stierkampf am Sonntag 437
Marseille 441
Ein Bootsmann 444
Nizza 446
Ein Kino im Hafen 447

Die weissen Städte
Lyon 456
Vienne 463
Tournon 467
Avignon 472
Les Beaux 482
Nîmes und Arles 487
Tarascon und Beaucaire 493
Marseille 497
Die Menschen 503
Romantik in Vitrinen 507
Schwarzes Land 509
Schatten des Vorworts 510

Bekehrung eines Sünders im Berliner UFA-Palast 512
Spielzeug 514
Theater-Bericht 516
»Zwischen Spree und Panke« – von Heinrich Zille 518
Einbruch der Journalisten in die Nachwelt 519
Unsere Setzerei 521
Das aufgedeckte Grab 524

1926
Silvester der »Mondänen« 529
»An Straßenecken« 530
Einer liest Zeitung 531
Döblin im Osten 532
Hephata 536
Rheinischer Karnevalsbericht 541
»Das Fest« und »Den Teufel im Leib« 543
Trübsal einer Straßenbahn im Ruhrgebiet 544
Der Rauch verbindet Städte 547
Der Kavalier in der Provinz 549
Brief aus Paris 551
Privatleben des Arbeiters 552
Bericht aus dem Pariser Paradies 556
St. Quentin, Perronne, die Maisonette 559
Das nachgemachte Ceylon 564
Babits: »Das Kartenhaus« 567
Der Herr Minnesänger 568
Eine Nacht mit Wanzen 570
La Renaissance Latine 572
»Romantik« des Reisens 574
20 Minuten vor dem Krieg 578
Der Fakir und sein Publikum 581
Bücher von Soldaten 585
Spaziergang in Warschau 588

REISE IN RUẞLAND
Die zaristischen Emigranten 591
Die Grenze Niegoreloje 594
Gespenster in Moskau 596

Auf der Wolga bis Astrachan 601
Die Wunder von Astrachan 609
Der auferstandene Bourgeois 612
Das Völker-Labyrinth im Kaukasus 616
Wie sieht es in der russischen Straße aus? 622
Der neunte Feiertag der Revolution 626
Rußland geht nach Amerika 629
Die Frau, die neue Geschlechtsmoral und die Prostitution 632
Die Kirche, der Atheismus, die Religionspolitik 637
Die Stadt geht ins Dorf 643
Die russische Frau von heute 647
Jewgraf oder der liquidierte Heroismus 650
Öffentliche Meinung, Zeitungen, Zensur 654
Die Schule und die Jugend 659
Russisches Theater: Im Parkett 672
Das Moskauer jüdische Theater 675
Der liebe Gott in Rußland 681
Das heilige Petroleum 683
Über die Verbürgerlichung der russischen Revolution? 688
Reise mit einer schönen Frau 694

1927
Auf das Antlitz eines alten Dichters 699
Diktatur der Konfektion 701
Der alte Dichter ist gestorben 703
Besprechung eines nicht gedruckten Buches 704
Die Frau von den Barrikaden 707

Reise nach Albanien
Beim Präsidenten Achmed Zogu 710
Südslawien und Albanien – innere Probleme 714
Einzug in Albanien 720
Die Hauptstadt Tirana 722
Das albanische Volk 724
Die albanische Armee 728
Wo der Weltkrieg begann 731
Die Zivilisierten im Barbarenland 733
Artikel über Albanien 736

Knotenpunkt am Morgen . . . 742
Der falsche Kronprinzensohn . . . 744
Blick nach Südslawien . . . 746
»Nur echte Erlebnisse« . . . 749
Ein paar Tage Deauville . . . 752
Sentimentale Reportage . . . 756
Blumen und Früchte . . . 762
Die Autoren sind mir persönlich bekannt . . . 765
Vernichtung eines Kaffeehauses . . . 768

BRIEFE AUS DEUTSCHLAND VON CUNEUS
Wie es an der Grenze gewesen wäre . . . 772
Bahnhof von Saarbrücken . . . 779
Unter Tag . . . 787
Nach Neunkirchen . . . 794
Menschen im Saargebiet . . . 801
Das Warenhaus und das Denkmal . . . 806
Das Werk . . . 811
Eine Antwort von Cuneus . . . 816

Kannitverstan . . . 819
Der idealistische Scharlatan . . . 820
»Adieu Berlin« . . . 822
Emile Zola – Schriftsteller ohne Schreibtisch . . . 823
»Zoo« . . . 825

JUDEN AUF WANDERSCHAFT
Vorwort . . . 827
Ostjuden im Westen . . . 828
Das jüdische Städtchen . . . 839
Die westlichen Gettos . . . 857
Ein Jude geht nach Amerika . . . 879
Die Lage der Juden in Sowjetrußland . . . 886
Nachwort . . . 892
Vorrede zur geplanten Neuauflage . . . 893

1928
Ein Bummel um die Welt . . . 905
Der Amerikanismus im Literaturbetrieb . . . 906
Gedicht von Wandkalendern . . . 908

Seine k. und k. Apostolische Majestät 910
Leningrad 915
Konzert im Volksgarten 920
Little Titch 923
»Der lebende Buddha« 926
Man munkelt bei Schwannecke 928
Panoptikum am Sonntag 931

BRIEFE AUS POLEN
Abreise und Ankunft 935
Das polnische Kalifornien 939
Blick auf die Straßen 944
Russische Überreste – Die Textilindustrie in Lodz 949
Das literarische Leben 954
Die ukrainische Minderheit 957
Die deutsche Minderheit 961
Ein Leserbrief und die Antwort 965

Die zweite Liebe 971

DAS VIERTE ITALIEN
Erste Begegnung mit der Diktatur 976
Diktatur im Schaufenster 980
Die allmächtige Polizei 984
Die Gewerkschaft der Schreibenden 988

Geschenk an meinen Onkel 993
Wer ist Ginster? 996
Ernst Weiss: »Boëtius von Orlamünde« 999
Weihnachten moderner Junggesellen 1000

ANHANG 1003

NACHWORT 1023

1924



DIE SANIERTE STADT

Die einzige sanierte, billigste Stadt Deutschlands ist Hamburg. Es hat nämlich ein eigenes Geld, die vielgerühmte, vielgesuchte, im besetzten Gebiet an den schwarzen Börsen überbezahlte Hamburger Goldmark. Ich hatte sie mit eigenen Augen gesehen, die Hamburger Goldmark, ein kleines Stückchen Papier, von dem unbezweifelbar feststeht, daß die Hamburger Banken für ihren vollen Wert einstehen. Und man weiß in Deutschland und in der Welt, daß die Hamburger Banken gut sind, daß ihr geschriebenes Wort gilt, und also wurde Hamburg die billigste Stadt.

Ein Hotelzimmer kostet einen halben Dollar, ein Mittagessen einen Vierteldollar, eine Autofahrt einen halben Dollar, ein Pfund Fleisch kostet eine Mark zwanzig. Es gibt Arbeitslose. Arbeitslose Hafenarbeiter und entlassene Matrosen, entlassene Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen. Aber vor vier Wochen noch bestand die Gefahr, daß diese große Masse Arbeitsloser, von kommunistischer und völkischer Propaganda fleißig Bearbeiteter, eine Revolution, zumindest eine Reihe kleinerer Aufstände verursachen würde. Siehe! Und es kam die Hamburger Goldmark, und es wurde still. Es ist eines der größten Rätsel der Volkswirtschaft, daß die Gruppe hungriger Menschen, von denen kein einziger auch nur einen Hamburger Goldpfennig besitzt, nur deshalb zur Ruhe kommt, weil die Hamburger Goldmark existiert. Es ist allerorts eine Beruhigung eingetreten. Die ältesten Volkswirtschaftler staunen über dieses Wunder. Man weiß allerdings nicht, wie lange es dauern wird.

Man weiß es nicht, weil allerorten in den Hafenspelunken, in den düsteren Schankwirtschaften, in denen die verwegensten Menschen verkehren, die die Ausfahrt der Schiffe versäumt haben, von den Polizeibehörden aller Städte und Länder langgesuchte Verbrecher – weil in diesen trüben Rendezvousplätzen der internationalen Verbrecherwelt seit einigen Monaten die Politik Eingang gefunden hat. Eine seltsame Politik. Diese Menschen, denen die Entwicklung der europäischen Geschäfte ebenso gleichgültig ist wie die Gestaltung der inneren Dinge im Reich, denen Hakenkreuz und Sowjetstern Symbole fremder Welten sind, nicht für die Ausgestoßenen, außerhalb der Gesellschaft Stehenden geschaffen, dieselben Menschen sitzen jeden Abend in einem ver-

rauchten, stickigen Versammlungslokal – nicht weil die Reden sie interessieren, sondern weil sie Essen bekommen und Schnaps und – Geld. Die Hamburger Goldmark rollt fast so gut wie der Sowjetrubel und besser als der zaristische. Es scheint, daß unbekannte Mächte darauf bedacht sind, das Lumpenproletariat der Hafenstädte zuerst zu gewinnen. Nirgends ist die Propaganda von links und rechts stärker als in Hamburg und Bremen. Die Städte hatten merkwürdigerweise ein sehr konservativ gesinntes Bürgertum. Man sollte meinen, daß gerade in diesen Städten der tägliche Anblick der Grenzenlosigkeit den geistigen Horizont weite und den Blick für die politischen Notwendigkeiten des Vaterlandes schärfe. Aber gerade hier begegnet jeder soziale Fortschritt der härtesten Stirn rückwärtssehender Menschen, und die Gegensätze scheinen unüberbrückbar. Die völkische Propaganda wird in positivem Sinne begünstigt durch die Nachgiebigkeit auch des erregten Bürgertums, dem man die Neigung zu so phantastischer Lächerlichkeit nicht zugetraut hätte. Die kommunistische Propaganda wird befördert durch den Starrsinn des reichen und des nur wohlhabenden Bürgertums. Nirgends, in keiner deutschen Stadt, ist der Haß der Besitzlosen schärfer. Nirgends die Hartnäckigkeit der Besitzenden größer.
Die Hamburger Goldmark hat für eine Weile die Gemüter beruhigt. Auf die Dauer jedoch läßt sich kein Arbeitsloser dadurch trösten, daß sein arbeitender Kamerad billige Butter bekommt. Er stirbt vorläufig Hungers, wenn er nicht am Abend in seinen Versammlungslokalen Essen erhält. Und in diesen Versammlungslokalen, in denen man immer nur Schnaps trank und küßte, zeichnet man heute Hakenkreuze und Sowjetsterne an die schmutzigen Wände.

Prager Tageblatt, 6. 1. 1924

DIE TOILETTEFRAU

Die Toilettefrau, die ich meine, hat mit der in Anführungszeichen und aus schamhafter Verlegenheit so genannter »Toilette« nichts zu tun – wenngleich auch sie für die Damenabteilung jener öffentlichen Bedürfnisanstalten engagiert ist, die das Aussehen, den Inhalt und das Format

der bürgerlichen Presse haben.– Die Toilettefrau, die ich meine, sitzt nicht *in* Toiletten, sondern bewegt sich *zwischen* ihnen. Sie ist maßgebend für alle Fragen der öffentlichen Eleganz; sie gibt den Leserinnen der »B. Z. am Mittag«, des »Berliner Börsenkuriers« und anderer auf vornehme Abonnenten eingerichteten Zeitungen den Schnitt, den Stoff, den »Versatz« des modernen Kleides an, die »Fasson« des Hutes, den »man« im Frühjahr tragen wird, und sie kennt sich so trefflich in allen Seidenarten und Pelzgattungen aus, als wäre sie bei Crêpe de Chine und Chinchilla aufgewachsen. Manchmal ist sie es wirklich. Dann ist sie von Adel und heißt gewöhnlich: Margarete von ... Ihr Name klingt so anheimelnd-belletristisch, und ihr Stil erinnert immer an Natalie von Eichstruth. Und während sie von modernen Parfüms und Odeurs schreibt, rieche ich den Druckerschwärzeduft der neuesten Scherl-»Woche«. – Die Abteilung, in der die journalistische Toilettefrau den Schlüssel zu den Geheimnissen der weiblichen Mode führt, heißt nicht kurzweg: »Für Damen« – sondern etwa: »Frauenbeilage« oder »Für unsere Leserinnen« oder »Die Frauenecke«. Aber eigentlich müßte sie heißen: »Sorgen, die man hat«; oder »Das Naches der modernen Frau«; oder »Kopfzerbrechen des Kapitalismus«; oder »Nebbich, der Mittelstand«. Hieße die Frauenbeilage so, dann wäre ihr Name wirklich der Ausdruck für die politische Gesinnung des Herausgebers und dem Idiom des Kurszettels wenigstens verwandt, welcher die Abteilung »Für Herren« ist. – Die Toilettefrau ist verpflichtet, Modeausstellungen zu besuchen und jene Anhäufungen von Schultern, Cotépuder, Edelsteinen und Frackhemden, die man »gesellschaftliche Ereignisse der Saison« nennt: also Wettrennen im Sommer und Bälle im Winter. Da hält die Toilettefrau ausgiebig Fleischbeschau, um sodann fürs Morgenblatt zu referieren. – Und davon lebt die Toilettefrau. Würde man ihr zumuten, von jenen Toiletten zu leben, die so viel nützlicher für das Gemeinwohl sind als die Blätter der öffentlichen Meinung, die sie bedient – sie wäre empört und klagte auf Beleidigung. Denn es scheint ihr würdevoller, die Leserinnen mittelbar auf dem Umweg des Abonnements mit Zeitungspapier zu versorgen als unmittelbar durch eigenhändige Darbietung. Sie selbst darf sich – ähnlich wie ihre Geschlechtsgenossin, die denselben Titel aus anderen Gründen führt – nicht jene Toilette leisten, die sie beschreibt. Es geht ihr wie etwa der Courths-Mahler, die auch keine Grafen küßt wie ihre Heldinnen. Die journalistische Modeberichterstatterin ist eine aus der

Belletristik entgleiste, in ein Fach verschlagene Schreiberin. Ihre eigenen Toilettewünsche gehen ihren Leserinnen in Erfüllung. Und von den Kleiderfirmen, die sie aus ehrlicher Begeisterung im Modebericht erwähnt, bezieht ihr Chef die Provisionen. Hätte ich die Wahl zwischen einer Bedürfnisanstalt, in der die Zeitung hergestellt, und jener, in der sie verwendet wird – ich wählte die letztere und wäre mit Stolz eine Toilettefrau, die den Besen führt und nicht die Feder; und wäre auch an der Abteilung »Für Herren« beteiligt – während in der Zeitung nur der Herausgeber am Kurszettel partizipiert ...

Lachen links, 18. 1. 1924

DER CHINESISCHE GENERAL

Ich habe das Porträt eines chinesischen Generals, eines großen Generals, in einer englischen Zeitschrift gesehen. Es war ein Öldruck, und man sah genau, daß es ein mongolischer und nicht etwa ein europäischer Heerführer war; man sah die gelbe Gesichtsfarbe und die Schlitzaugen und die flache Nase ohne Wurzel.
Aber der ausgesprochen mongolische General trug eine europäische Felduniform aus graugrünem Mimikrytuch und einen europäischen Säbel an der linken Seite und viele Auszeichnungen an der Brust, blaue, grüne und rote Bändchen und Schleifen, von derselben Art, wie sie auch in Europa an Generalsbrüsten und in geheimen Schubladen unserer Backfische zu finden sind.
Es war ein so herrlich-realistischer Farbendruck, der General stand so greifbar, sozusagen salutierbar, auf dem Blatt der Zeitschrift, daß man seinen Säbel scheppern zu hören vermeinte und das sanfte Klingeln seiner Medaillen und das silberne Läuten der Sporen aus edlem Stahl. Ja, wenn ich mich inbrünstig für ein paar Sekunden in den Anblick des großen Chinesen vertiefte, könnte ich mir die Stimme des Generals vorstellen und den gewaltigen Schall seines Kommandoworts, und ich hörte etwa einen Ruf wie: »La-Hu-Pi« oder: »Me-li-tung«. Und das hieß ungefähr: »Batterie stillgestanden!« oder »Niederschießen!« oder »Sturm!«. Denn wenn auch die chinesischen Generale chinesisch kommandieren, so bedeutet der Inhalt ihrer Kommandos doch ungefähr

dasselbe wie der unserer deutschen. Und die Generale aller Länder der Welt kommandieren immer solche Dinge wie Schießen, Stürmen, Feuer (beziehungsweise Zeitungen) einstellen und dergleichen mehr.
Und nun geschah folgendes: Während ich mir so die Kommandos des großen chinesischen Generals vorstellte, veränderten sich allmählich die typischen mongolischen Züge des farbengedruckten Porträts. Die gelbe Farbe des Gesichts verblaßte und wurde europäisch – weiß. Die Nase sprang vor, die schielenden Pupillen richteten sich gerade, der kleine schwarze spärliche Schnurrbart sträubte sich und wurde buschig, und vor mir befand sich das Bild eines großen europäischen Generals. Ja, der Chinese war ein Europäer – nur dadurch, daß er ähnliches kommandierte, ja erlebte.
Es war ein großes Erlebnis, als ich auf der nächsten Seite der englischen Zeitschrift das Bild eines Kulis erblickte, eines Rikschakulis. Auch dieser Mongole hatte eine große Ähnlichkeit mit einem europäischen Zigarettenstummelsammler oder Obdachlosen. Auch sein Rücken war gebückt. Auch sein Blick war flüchtig wie der scheue Blick eines verfolgten Tieres. Auch seine Fäuste waren derb und hingen an mageren Armen.
Und so erkannte ich die geheimnisvollen Zusammenhänge dieser Welt, und so kam ich hinter das Geheimnis, weshalb Generale, die gegeneinander Krieg führen, sich nicht persönlich in den Kampf begeben. Denn alle Generale der Welt, die gelben, die braunen, die roten und die schwarzen, sind Brüder und wollen einander nicht totschlagen.
Nur die Kulis aller Länder, die gelben, die braunen, die schwarzen, die weißen, haben noch nicht erfahren, daß sie auch Brüder sind. Und so schießen sie aufeinander.
Aber das kommt davon, daß die Generale weit häufiger in den illustrierten Zeitschriften abgebildet sind als die Kulis.

Vorwärts, 19. 1. 1924

Politische Lyrik

LOBGEDICHT AUF DEN SPORT

Der Zeitgeist streckt den Bizeps und erfüllt
mit Knock-out und Bauchstoß das Jahrhundert – –
wenn jemand ist, der sich darüber wundert,
der las noch nie die Zeitung: Sport im Bild.

Aus ihr erfährt man, wer die Welt bewegt:
Ob Neger Tompson oder Breitensträter – –
Gott ist ein kleiner Mühlenaushilfstreter,
vergleicht man ihn mit dem, der Runden schlägt.

Auch Sokrates hält den Vergleich nicht aus –
Und Goethe ist ein kleiner Hund dagegen,
was einer kann, auf dessen Faust der Segen
des Kinnzertrümmerns ruht und des Applaus.

Es schwand schon oft des flüchtigen Ruhmes Schein,
von einem, der nur Kunst und Weisheit schwitzte –
doch nie von dem, der jemals Blut verspritzte – –
Und es zerschellt wie Glas der Weisen Stein
an eines guten Boxers Nasenbein.

Josephus

Lachen links, 25. 1. 1924

NATUR

Hinter den Häusern der Stadt, dort wo die Verbotstafeln stehn,
  beginnt
Gottes freie Natur, die den Menschen gehört.
Parzelliert und in Grundbüchern eingetragen sind
die Quellen, die Äcker, die Wälder, der Wind,
die Tannen, die Eichen, die Buchen, die Linden,
die Hasen, die Hirsche, der Lerchenschlag,
der Mond in den Nächten, die Sonne am Achtstundentag
und die Vögel, die, von Sorgen angeblich unbeschwert,
die segensreiche Ordnung dieser Welt verkünden – –
Leibeigene Eichkätzchen springen auf Eichen,
als wären sie unabhängig vom Kapital – –
und wissen nicht, daß unterdessen Förster ohne Zahl
auf hinterlistigen Pfaden zum Schießen schleichen – –
Nur die Schriftsteller wandern umher und werden Wunder gewahr
und schreiben Gedichte, Skizzen und Romane,
sie leben in ihrem göttlichen Wahne
und sterben vom menschlichen Honorar.

Lachen links, 1. 2. 1924

DIE LIEBLINGE DER NATION

Wenn wir sie oft in Heldenrollen sehn,
fangen sie an, durch unsern Traum zu gehn ...

Wir sehn sie da am Abend, sehn des Nachts sie dorten,
die Mia Moja, Maja May und Henny Porten ...

Es führt der Lubitsch durch den märk'schen Sand
Statistenjuden ins gelobte Land ...

Es rüstet sich, zu ziehn gen Pharaon
der persische Stratege Davidsohn;

indessen gürten andre ihre Lenden,
um sich dem Kurbelkasten zuzuwenden.

Und während Zelnik Dostojewski dreht,
erhebt sich eine koptische Majestät,

dem Reigen nackter Mädchen zuzuschaun,
dem Bade der Treptower Haremsfraun – –

Und wenn man so, auf orientalische Weise,
ein wenig Geld verdient für eine Winterreise,

begibt man sich in schneebedeckte Zonen,
wo Photographen und Reporter wohnen,

läßt sich befragen und photographieren
im Sportkostüm, im Bad und beim Massieren,

beim Ski, beim Schlittschuhlauf, bei Trachtenfesten
gibt man sein Angesicht der Nation zum Besten,

auf daß sie wisse, wie ein Halbgott lebt,
der die Kultur des Vaterlandes hebt.

Josephus
Lachen links, 1. 2. 1924

DER STRICH

Manchmal seh ich: Der Strich hat sich ausgedehnt
und ist, wie ein Globus, rund und groß geworden
und erstreckt sich auf alle Meridiane vom Süden zum Norden,
und jeder Parallelkreis ist ein Strich – und wir sind so daran gewöhnt,

daß wir es nicht merken, wie die Geographie
eine große Prostitution geworden.

Es wandern Journalisten zum käuflichen Genuß
mit geschminktem Artikel in die Redaktionen.
Und Diplomaten mit zierlichem Gruß
setzen sich zu einem Einleitungsschmus
und stecken das Strumpfgeld in die Aktentaschen – –
Dann bringt die Morgenzeitung die neuesten Sensationen
(vom Friedensschauplatz der Welt), nach denen die Leser haschen.

Und also verworren ist mein Begriff von den Dimensionen,
vergessen hab ich die Grundsätze der Geometrie –
ich kenne nur die Komm-mit-Melodie
der Huren, welche die Erde bewohnen – –
Und ratlos, tausendmal im Tag, frage ich mich:
Ist der Strich eine Kugel? Oder die Kugel ein Strich?

Josephus
Lachen links, 8. 2. 1924

DENKMALSWEIHE

Der General hält eine Rede,
die toten Gefeierten können sich nicht wehren,
alte Gespenster stecken in lecken
Paradeuniformen – Füllsel der Öde –
Ein Denkmal aus Marmor wird enthüllt,
und ein Prinz aus vergilbten Seiten der Weltgeschichte
nimmt die Parade ab, ohne was dafür zu geben,
denn das ist der einfache, historische, schlichte,
überlieferte Sinn im prinzlichen Leben.

Alle lebendigen Soldaten rufen Hurra,
eh' sie mit klingendem Spiel abmarschieren,
denn sie wissen nicht, wie ihren toten Kameraden geschah

und was es heißt: das Leben verlieren – –
Aber zwölf Stunden später, wenn die Mitternacht schlägt,
erheben sich die gefeierten Gebeine
und veranstalten eine Parade beim Mondenscheine,
es klappern die Schädel, und ein Lahmer trägt
einen andern toten Lahmen auf dem Rücken,
und des einen Knochen sind des andern Krücken.
Und ein toter Oberstabsarzt sägt
die toten Beine eines Infanteristen,
und ein verstorbener Sanitäter pflegt
einen in Sibirien Vermißten.
Und wenn es eins schlägt, fragt ein Choral:
Wo ist ein toter General?

Josephus
Lachen links, 22. 2. 1924

DER SCHALTER

Hinterm Schalter sitzt das unbekannte,
rätselhafte Es, von dessen Gnaden
alle leben müssen, die beladen,
einer trüben Menschheit Abgesandte,
in den Ämtern lange Schlangen stehn.
Brief- und Brot- und Invalidenmarken
teilt Es aus mit sehr bedächt'ger Tücke,
schwach sind vor ihm alle Starken – –
unerreichbar ihrem Blicke
läßt es Schiebefenster auf- und niedergehn.

Es regiert, und alle warten
sehr gespannt und sehr ergeben
auf die guten, auf die harten
Worte, die durchs Fenster schweben;
Gottes Stimme weht aus dem Büro – –
deutsche Götter sitzen hinter Schaltern,

ihrer Laune preisgegeben,
ausgeliefert den Verwaltern,
Steuermarken, Menschenleben – –
Hinterm Fenster thront der Bi-Ba-Bo.

Josephus
Lachen links, 22. 2. 1924

BALLADE VOM ZUSAMMENBRUCH EINER BESSERN FAMILIE

Zehnmal im Tage las er die Kurse und telephonierte
mit der Devisenabteilung von Mendel und Compagnie – –
Hundertmal fuhr er im Auto zur Börse, und wie ein Hirte
des Abends in Paaren heimführt das folgsame Vieh –
so trieb er Effekten vom Haussetag in schweren Massen nach Hause,
weiße, bunte, gescheckte durch seiner Konti Gebiet;
pfiff dazu mit den Händen ein abendlich Schäferlied
und gönnte selbst in der Nacht den Sorgen keinerlei Pause.

Seine Gattin hieß Jetti, und trotzdem entbehrte
sie den liebenden Mann, den ihr die Börse entzog – –
vierzehn Teller zerschlug ihr die Köchin, die deshalb flog – –
und der Sealpelz der Freundin, mit der sie nicht ungern verkehrte,
wider Erwarten gelang er – (sie hatte die gute Figur) –
und raubte Jetti den Schlaf in ruhigen Nachmittagsstunden – –
also beschloß sie (plötzlich und ausgerechnet beim Jour),
noch in dieser Saison gründlich und sehr zu gesunden.

Und sie fuhren zu Lahmann bei Dresden, um sich zu retten
aus dem Nervenzusammenbruch, der katastrophal
manchmal die besseren Kreise befällt, so daß sie zum heiligen Gral,
dem in Sanatorien befindlichen, pilgern in Schlafwagenbetten.
Eh' sie die Ruhe gefunden, hat es lange gedauert,
Kurse stiegen und fielen, es gab Segen und Fluch.
Manchen traf der Schlag, und er kroch unters Leichentuch – –

Heute noch, während ich dieses schreibe, schauert
meine Schreibmaschine zurück vor solchem Familienzusammenbruch.

Josephus

Lachen links, 22. 2. 1924

ELEGISCHE PHANTASIE

In den Lüften scheppern die Damoklessäbel
ausgerechnet über unsern Scheiteln.
Während wir noch tanzen, wird im Morgennebel
der Galgen schon errichtet, ein Justizfeldwebel
abkommandiert, um unsern Fasching zu vereiteln.
Wir baumeln schon und fangen an zu stinken – –
und die Kommerzienräte tanzen flott und teuer;
die Aktien steigen auch noch, wenn sie sinken!
Die Sterbeziffern steigen auf der Linken,
und auf der Rechten brennen Freudenfeuer.
Der Karneval trägt an den Fersen Sporen
und auf den breiten Schultern Epauletten.
Er ist ein General – ich könnte wetten!

Der Morgen rötet sich vom Stifte der Zensoren,
weil wir so viel vom Karneval zu sagen hätten.

Josephus

Lachen links, 29. 2. 1924

KARNEVAL

Alle Tage feiern wir Karneval,
wir haben es nicht nötig, uns eigens zu maskieren,
weil wir unser eigenes Angesicht verlieren;
wir sind: ein Untertan, ein Sergeant, ein General,

ein deutscher Student mit Bändern und Schmissen,
eine Pickelhaube, ein geschliffenes Bajonett,
ein schleppender Säbel, ein Pastorenbarett,
und eine Prothese, ewig zu hinken beflissen.

Wir sind ein Volk in Masken und Kostümen –
uns schuf ein göttlicher Feldwebel nach seinem Ebenbilde.
Wir sind ein Unteroffiziersverein, eine Millionenmaskengilde,
eine Schupopostenkette, ein fast lebendiger Drahtverhau,
ein betäubender Wirrwar aus Uniformgrau,
unterbrochen von reizenden roten Striemen ...

Also gekleidet in verschiedene Trachten,
leben wir munter, schießen und bedienen
bald einen Kaiser und bald ein Maschinengewehr – –
Kriege verlierend, gewinnen wir Schlachten,
arbeiten nach dem Lesebuchmuster der Bienen
vierundzwanzig Stunden im Tage und manchmal mehr.

Über uns ein Gott, der Eisen wachsen läßt,
auf einem gelbmaskierten Himmel aus giftigen Gasen,
umgeben von Engeln, die den Fridericus-Rex-Marsch blasen – –
mit eisernen Kreuzen geziert, livriert und betreßt,
nehmen sie teil an unserm Karnevalsfest.
Und ertönt ein Kommando, das ein oberster Kriegsherr rief,
so können wir nicht anders und werden erschossen,
insofern wir Proleten, Juden und Genossen – –
Und flüstern sterbend, dankerfüllt und tief:
Ehre sei dem General in der Höh' und Kants kategorischem Imperativ!

Lachen links, 7. 3. 1924

CHANSON VOM KANDIDATEN IN POMMERN

Es war ein blonder Kandidat,
nach seinem Stammbaum ganz teutonisch –
und was er sprach und was er tat,
war mustergültig wilhelmonisch. – –
Vergebens hätte man bei ihm
gesucht nach Spuren fremder Rasse,
man fand kein jüd'sches Interim
in seiner ganzen Ahnenmasse;
auch mangelte der Intellekt
nachweisbar schon dem Urgroßvater,
dem glich der Sohn – und voll Respekt,
was jener tat, auch tat er; – –
so lebte nur die Tradition
im Enkel und in dessen Sprossen,
und sowohl Geist wie Rebellion
waren vollkommen ausgeschlossen. – –
Kein Wunder, daß der teutsche Mann
in Pommern Sympathien weckte,
als er sein Referat begann,
womit er ein Mandat bezweckte:
Wir sind, so sprach er, reine Germanen
und gehen dennoch ins Parlament,
obwohl es bekanntlich von Juden erfunden –
aber wir können nicht anders gesunden,
es sei denn, wir kämpften sehr vehement
zwar mit feindlichen Waffen, doch im Geist
unsrer Ahnen –
Und dieser befiehlt uns: *Seid Untertanen!*
Denn pyramidal ist der Menschheit Struktur:
Unten liegen die Arbeitermassen,
oben leuchtet des Königs Purpur,
und es ist ein Gesetz der Natur:
Herrschen sollen die herrschenden Klassen:
Landwirte erstens, deren Brautnächten
entsprossen: der tüchtige Offizier

und die ganz kommentmäßig echten,
arisch beschmißten und selig bezechten
Studenten, voll Idealen und Bier.
Zweitens, nach ihnen, die Fabrikanten,
die den Fabriken das Leben geschenkt,
nachdem sie dasselbe den schwächlich ent-
mannten
Marxisten genommen (Zwischenruf: Wann
werden Marxisten gehenkt?!).
Drittens, den Männern, die durch Geschäfte,
sei es an Börsen, sei es privat,
treulich begaunerten diesen Staat.
So, meine Herren, heißen die Kräfte:
Säbel, Schornstein und Kapital!
(Bravorufe durchbrausten den Saal.)

Es druckt die Zeitung den Bericht;
der Bürger las den Kandidaten,
und schnell erkennend seine Pflicht,
schritt er zu Taten:
Und schon erhob sich ein Gerüst,
das selbst in Pommern ungewöhnlich
und – – was nicht zu verschweigen ist –
ganz unverkennbar galgenähnlich. – –

Am nächsten Tage baumeln wir,
Marxisten und Genossen,
als arisch reines Wahlpläsier
für Teut und seine Sprossen. – –
Man sieht: Es braucht ein Kandidat
nicht viel Verstand zu haben;
uns kann sein dümmstes Referat
begraben, ja begraben ...

Josephus
Lachen links, 21. 3. 1924

SPÄTE MAHNUNG AN QUIDDE

Was fängst du dir mit Generalen an?!
Mußt du Gesinnung just dem Seeckt verraten?!
Kennst du schon keinen klügern Adressaten,
mit dem man ungeniert korrespondieren kann?! ...

Mit Argumenten kommt man keinem General,
mit Argumenten kommt man nur Gehirnen – –
du kennst den Unterschied – und mußtest doch erzürnen
des Vaterlandes Waffenarsenal?

Und weshalb – mußtest du schon ehrlich sein –
läßt du dich denn sofort nach München treiben?!
Der »Welt am Montag« kannst du alles schreiben,
die deutsche Welt am Dienstag sperrt dich ein!

In München übt ein General Justiz,
die Staatsanwälte tragen dort Monturen,
ein Pazifist in München ist »verluren«,
ein Kopf in München ist direkt ein Witz!

Es meidet Bayern, wer kein Rassemaul,
und bleibt am liebsten an der Spree Gewässer –
oder er sattelt – was bestimmt noch besser –
den Auslandspaß und seinen Reisegaul

und flieht aus dieser Republik, erschöpft
vom Anblick der gefüllten Kerkerhallen –
genießt den Sekt, des Pfropfen *harmlos* knallen –
und wird – obschon ein Kopf – doch nicht geköpft.

Josephus

Lachen links, 4. 4. 1924

RITTER MEUCHELMORD

Das ist der Ritter Meuchelmord
mit dem zerbrochenen Ehrenwort,
das Großmaul voller Niedertracht,
das eure Leiden kalt verlacht!
Das ist der Lump, der alle Feind'
aufs neue gegen Deutschland eint.
Eh' ihr dies Untier nicht gefällt,
wird niemals Frieden auf der Welt!

Wer hat uns in Montur gepreßt
und unsre Opferstirn betreßt
mit Troddeln, Totenköpfen,
und mit Manschettenknöpfen?
Wer tränkte uns im Bad aus Stahl
von Celsiusgraden ohne Zahl?
Der Kaiser und der General,
der Junker und das Kapital,
der Priester und der Fabrikant,
Professor mit dem Burschenband – –
der Krämer, der im Laden stand,
Profite zog vom Hinterland,
und noch einmal und noch einmal:
der Kaiser und der General!

Wer war der Trommler Komm-nur-mit,
der bleich an unsrer Seite schritt?
Er paukte leis, er paukte laut
auf einer toten Menschenhaut – –
wer hat den Tommler kommandiert
und ihn mit Kreuzen tapeziert?
Der Kaiser und der General,
der Junker und das Kapital,
die Zeitung mit dem Extrablatt,
das unser Weh besungen hat,
der Doktor mit dem Burschenband,

der Priester und der Fabrikant – –
und noch einmal und noch einmal:
der Kaiser und der General!

Wer stampft aus unserm Fleisch und Blut
den Dünger für sein Rentengut?
Und wer kassiert den Restbetrag
vom Vierundzwanzigstundentag?
Wer pflanzt den goldnen Zepterstab
auf unser Proletariergrab?
Der Kaiser und der General,
der Journalist, das Kapital,
Bankier, Professor, Burschenband
und Priester, Junker, Fabrikant – – –
und noch einmal und noch einmal und *noch einmal:*
der Kaiser und der General!

Lachen links, 18. 4. 1924

DEUTSCHE ELENDSREIME

Für wilde Kaiser Schlachten schlagen,
das können wir –
uns ist die Arbeit von Zwölfstundentagen
nur ein Pläsier –
das Hungertuch, an dem wir nagen,
ist aus Papier. –

Das nimmt der Stinnes für die Zeitung
uns auch noch fort –
denn für die Weltkriegszubereitung
braucht man das Wort –
dann lesen wir die theoretische Ausarbeitung
über den Mord. –

Dann kommt es in die Orte, die zu nennen
nicht delikat,
hierauf verkauft man uns, nach chemischem Durchbrennen,
damit man was zum Essen hat,
was wir als unser altes Hungertuch erkennen. – –

So wird man satt. Josephus

Lachen links, 18. 4. 1924

KOMMENTAR ZU KANT

Wohin ich blicke, starrt mir sehr fatal
und kategorisch hartes Muß entgegen –
auf Warnungstafeln an des Lebens Wegen
malten es Professoren der Moral.

Mich führt die strengste der Philosophien
gefesselt an dem harten Gängelbande
der Sittlichkeit und in dem Zwangsgewande
der gottgewollten Disziplin.

Rechts ein Befehl und links ist ein Verbot,
hinten die Pflicht in Exerziermarschtritten,
zwei Professoren – ich in ihrer Mitten –
und vor mir – sittlich unvermeidlich – harrt der Tod.

Und wie sich meine *praktische* Vernunft auch wehrt –
die *Reine* schickt mich in die Unterwelten:
Denn philosophisch kann mein Ich nicht gelten,
sobald es, seiend, die Moral versehrt.

Der Galgen wächst abstrakt – und wurzelt dennoch tief –
und wird von Henkern praktisch angewendet:
So mancher dachte, der an ihm geendet:
Der Galgen, scheint mir, ist ein Imperativ!

Vergeblich heb' ich meine Beterhand
zum Himmel – dort, als sittlich harter Wille,
sitzt Gott und liest durch eine Weisheitsbrille
zweihundert Jahre schon ausschließlich Kant.

Josephus
Lachen links, 18. 4. 1924

LEGENDE VOM KASERNENHOF

Ein Kasernenhof stand kühl und düster
eingefangen zwischen Kasematten.
Täglich exerzierten dort Soldaten;
über ihnen war ein Kriegsminister,
wie ein schwarzer Heldentodesschatten.

Alle Tage schoß man mit Patronen
auf die Mittelpunkte weißer Scheiben,
aß zu Mittag altgedörrte Bohnen,
putzte das Gewehr zum Zeitvertreiben. –
Niemals ruht' ein Vogel hier vom Fluge,
denn er fürchtete die Geßlerhüte –
und es wuchert' giftig aus der Fuge
zwischen Steinen die Kasernhofblüte.

Also hieß die Flora dieser Gegend. –
Ihre Fauna waren Offiziere;
und die Pest der Disziplin erregend,
kommandierten Chargen: exerziere! – –
Eines Tages aber sprengte
der Kasernenhof die grauen Wände
und begann zu wandern, und er lenkte
seinen Schritt in blühendes Gelände.
Alsobald starb unter seinen Tritten
Wald und Feld und Stadt und Hof und Garten,
Offiziere trampelten beritten,

und sie schwangen Leichentuchstandarten. –
Alles Lebende ward schnell geändert
in Zielscheiben, deren schwarze Mitte
Herzen waren, blut- und fleischgerändert –
sie zu treffen war Befehl und Sitte.

Der Kasernenhof, dem das nicht genügt hat,
wandert weiter, Land und Stadt verschlingend,
aber, weil der Reichstag es verfügt hat,
tut er seine Arbeit fröhlich singend.
Aber ich erschau' an seiner Seite
einen Tambour, weiß und lang und hager,
fröhlich trommelnd späht er nach der Beute. – –
Ein Kasernenhof noch wandert heute:
Morgen ist er schon ein Leichenlager.

Josephus
Lachen links, 25. 4. 1924

PRAKTISCHE ANWENDUNG

Auf philosophischen Fundamenten ruhn Kasernen –
Man kann's von deutschen Professoren lernen,
daß allgemein und generell
Gehorsam nötig ist, um alle schiefen
Persönlichkeitserscheinungen zu strecken,
auf daß sie gerade ausgerichtet,
zu Doppelreihen verdichtet
in Uniformen stecken:
So wird aus kategorischen Imperativen
der kategorisch preußische Appell.

Josephus
Lachen links, 25. 4. 1924

GASGRANATE

Habt ihr schon vergessen,
wie die Gasgranate stank,
wie der Pastor sang
bei den Totenmessen?

Totenmessen im Karst,
Messen in den Vogesen
mußte der Pastor lesen,
weil die Granate barst.

Der Gasgranatengestank
wartet auf seine Stunde
mit dem Kaiser im Bunde
und dem Heldengesang.

Habt ihr schon vergessen,
eurer armen Ehre Feld?
Ein Graben und ein Zelt,
ein Wachtmeister und ein Held
und eine Gasgranate,
gestiftet von Krupp in Essen.

Josephus
Lachen links, 2. 5. 1924

TOD IM FRÜHLING

Ein Professor, fromm und tugendhaft,
war exorbitant normal im Winter;
zur Erhaltung deutscher Manneskraft
schlief er stets mit einem Werk von Dinter;
morgens steckte er ins Stahlbad Glied um Glied,

trieb am Reck dann Weltkriegsvorbereitung,
und, fürs arisch-reine Vaterland erglüht,
abonnierte er die »Deutsche Zeitung«.

Also lebte er zur Winterszeit. –
Doch beim ersten Lied der Nachtigallen
machte er sein Teleskop bereit,
um des Nachts durch das Gebüsch zu wallen;
Minne glühte auch in seiner Brust,
wenn er eine Wade wo erblickte;
und es war sein Wille groß wie seine Lust – –
nur, daß letztere ihm niemals glückte.

Mit der Blendlaterne spähte er
nach den unverschämten Gartenbänken,
zu den deutschen Göttern flehte er,
dieses Mobiliar der Juden zu versenken;
aber Unzucht blieb, kein Rächer kam,
und vergebens betete der Keusche,
während er, moral-geplagt, vernahm
außereheliche Nachtgeräusche.

Bald begannen Nase, Aug' und Ohr
und der sechste Sinn sich auch zu schämen – –
außer sich geriet der Professor,
und er mußte endlich Anstoß nehmen;
unter einem weißen Fliederstrauch
tat er's, ward erregt – und fand sein Ende ...
Streng und sittlich flog sein letzter Hauch
wie ein keuscher Fluch durch das Gelände ...

Lachen links, 9. 5. 1924

EUROPÄISCHE JUSTIZ

Es wuchert das Gesetz in unbekannten
Verschwiegnen Gründen, die kein Aug' durchschaut,
Des Himmels milde Gnade blaut
Nicht jedem in das Rechtsgebiet Verrannten.
Seit tausend, abertausend Jahren
Rufen wir brünstig die Gerechtigkeit:
Indessen warten Richter, haben Zeit,
Warten in hundertfältigen Talaren. – –
Zu einem unerreichbar hohen Himmel schreit,
Was dir von ihnen widerfahren:
Du siehst des Urteils scharfgezackten Blitz,
Wie ein Gewitter siehst du die Justiz
Aus dem Gewölk der Paragraphen fahren.
Aus dunklen Falten der Talare weht
Der Sturmwind der Justiz auf dich, Prolet,
Dein Galgen ragt, dein Henker ist bereit,
Der Staatsanwalt ist nah – –
Und Gott ist weit!

Josephus
Lachen links, 23. 5. 1924

DER HAKENKREUZLER

Der Professor von Freytag-Loringhoven
hat ihn mit Bartels und Wulle gezeugt,
also zum ersten Mal die Fruchtbarkeit deutscher Urkraft
erweisend.
Das Kainszeichen des Hakenkreuzes auf der gesenkten doofen
Stirn – lebt er und wird gesäugt
Von den Alma-Mater-Brüsten der Magnifizenz Roethe
und von Ludendorff gedrillt, wenn dieser zufällig nicht nach
Schweden reisend.

Immer verfolgt ihn ein wüster Traum
Von schwarzen Juden, die seine weißen Mäuse sind – –
(In der Trunkenheit ist er nämlich politisch farbenblind.)
Und er sieht den Juden auf dem deutschen Kaiserthron,
in der römischen Kirche und in seiner eigenen Organisation,
und er erkennt in der Ahnenreihe des deutschen Goethe
einen Stammbaumvater der Poesie namens Rosenbaum.

Josephus
Lachen links, 25. 7. 1924

DIE INVALIDEN GRÜSSEN DEN GENERAL

Zehn Jahr' sind um, zehn Jahr' sind um,
es faulen unsre Knochen,
das Auge blind, das Rückgrat krumm
und Bauch und Brust zerstochen;
es hat die Milz ein großes Loch,
es brennt in Herz und Niere – –
Noch leben wir! – Wir leben noch!
Und sind nicht Mensch noch Tiere – –
Wer aber blieb von allen heil
trotz Bombenwurf und Donnerkeil?
Wer aber kam gesund nach Haus
zu Weib, Pension und warmem Flaus?
Es war der Herr, der uns befahl: – –
Herr General! – Herr General! –

Wir gratulieren, General,
Du hast den Krieg gewonnen!
Durch Ehrenfeld und Heldental
ist unser Blut geronnen – –
es rötete das Blut den Stahl –
Erinnerst du dich, General?!
Es kommandierten schauerlich
die Herren Offiziere,

wir krochen durch den Dreck für dich,
in uns dein Schrei: krepiere!
Wer blieb denn von uns allen heil,
wer zahlte keine Spesen,
wen traf kein Stich, wen traf kein Pfeil,
wer brauchte nicht Prothesen?
Es war der Herr, der uns befahl: – –
der General! – der General! –

Heut' hinken wir, heut' kriechen wir,
es kracht in den Scharnieren,
wir können dir, wir können dir
nicht stramm mehr salutieren – –
Wir bieten Streichholzschachteln feil,
wie du uns feilgeboten,
wir wimmern und wir stöhnen: Heil
dem tiefen Tod der Toten!
Erinnerst du dich, General?!
Schläfst du auch gut, und melden
sich dir im Traum nicht manches Mal
noch deine toten Helden?
Verwüstet ist ihr Angesicht,
sie suchen ihre Knochen – –
Der findet seine Nase nicht
und kommt zu dir gekrochen
und hockt auf deines Bettes Rand
und fragt: Wer kam ins Vaterland
zurück und blieb an Gliedern heil,
trotz Bombenwurf und Donnerkeil?
Wen traf kein Stich, wen traf kein Pfeil?
War es der Herr, der uns befahl?!
Bist du gesund, Herr General!?

Josephus
Lachen links, 1. 8. 1924

DER PRINZ UND DIE TOTEN

Jeden Sonntag wird ein Denkmal enthüllt,
und jeden Sonntag ist der Prinz dabei;
So hat er seine hohe Pflicht erfüllt. –
Aber noch steht in den Lüften der Schrei
der Toten, die für den Prinzen starben – –
Manchmal aber öffnen sich Gräber
und die Gespenster steigen hervor
und es heult der Skelette Chor:
»Kommen Sie Prinz! Ihre prinzliche Leber
ist zwar noch heil, auch funktionieren
tadellos Blase, Galle und Nieren,
aber wir können Sie nicht entbehren.
Bleiben Sie, bitte, in unserer Mitte,
Ihre prinzlichen Stechmarschschritte
möchten wir gar zu gerne hören;
auch wollen wir manchmal defilieren
und wir wissen niemals, *vor wem*!
Die Gräber sind nämlich so unbequem,
daß sie nicht einmal drei Prinzen zieren;
es leben so viele Prinzen auf Erden – –
Wollen Sie nicht König der Toten werden?!«

Josephus
Lachen links, 1. 8. 1924

JUSTITIA

Gerecht ist ungerecht und umgekehrt:
Es ist nicht alles eins, ob ein Prolete
erschossen ward und ein Prophete
ans Kreuz geschlagen – oder ob versehrt
die Fensterscheibe eines Fabrikanten

vom Steinwurf eines Unbekannten:
denn oft ist eine Scheibe mehr als ein Leben wert –
es hängt nur davon ab, wem es, wem sie gehört.

Lachen links, 15. 8. 1924

LIED VOM SPENGLER

Die Wahrheit und das Abendland,
sie gehen beide unter;
doch schreibt der Spengler vorderhand
an ihrem Bette Band um Band
und macht das Sterben munter ...
Der Oswald Spengler ist Prophet
und kann den Teig der Zukunft kneten –
es machte ihn die Fakultät
für Kalamität,
für Autorität
zum Untergangspropheten ...
ER ist sein bestes Argument,
er braucht nicht schwärzen noch zu färben
als mit dem eignen Pigment –
Denn nur, weil ihn Europa kennt,
muß es ja nebbich sterben ...

Josephus

Lachen links, 29. 8. 1924

UNGEZIEFER

Es ist die deutsche Republik
ein neues Haus mit alten Betten,
man kann kein deutsches Möbelstück
vor Ungeziefer retten:

Hier hüpft ein Prinz, ein junger Floh,
dort kriecht die Laus, ein alter König,
es juckt am Kopf, und anderswo
juckt es uns auch nicht wenig ...
es nagen in der Dunkelheit,
in eines Rechtsanwaltes Schatten,
an unserm Speck, an unserm Kleid
die Hohenzollern-Ratten.
Sie hüpfen auch bei Tageslicht
auf Tischen und auf Bänken,
denn jedes Deutschen erste Pflicht
ist's: Ratten zu beschenken.
Der Kronprinz huscht, der Mäuserich,
zum Jubel aller Mäuse,
in Potsdam auf dem noblen Strich
der Ordensmummelgreise ...
Es stinkt enorm monumental
aus unsern Strohmatratzen,
es kratzt feudal ein General
mit seinen blut'gen Pratzen,
er kratzt uns wund, er kratzt uns weh
zu unserem Entzücken
und kitzelt mit dem Portepee
uns unsern krummen Rücken --
Indessen dringt ein Mordsgestank
aus alten deutschen Kronen,
wir singen Heil, wir singen Dank
den stinkenden Regionen,
wir sind so deutsch, wir sind ganz hin,
wenn wir mal einen Floh verlieren --
Deutsch sein heißt: *ohne Zacherlin*
krepieren!

Josephus
Lachen links, 10. 10. 1924

DIE INTERNATIONALE

für Kapital, Kaplan und General,
zu singen nach der bekannten Melodie

Wir sind die Internationale
aus Gold und Blut und Ekrasit:
Wir leihn auf Zinsen Ideale
und wuchern noch mit dem Profit;
uns dienen tausend Generale
vom Appenin bis an den Belt:
Die Internationale
regiert die ganze Welt! ...

Wir putzen täglich die Symbole
zu neuem Glanz und altem Trug:
Es schürft der Sklave unsre Kohle
und wimmert hinter unserm Pflug,
den Blick gesenkt, die Ideale
der sauren Arbeit beigesellt:
Die Internationale
regiert die ganze Welt! ...

Wir sind die dicken Totengräber,
wir mästen uns an Blut und Schorf:
Es leben unsre Spesengeber,
der Horthy und der Ludendorff.
Wie Felsen stehn die Generale,
an denen Volk um Volk zerschellt:
Die Internationale
begräbt die ganze Welt! ...

Einst kommt die große Nacht der Nächte,
schon bricht sie an, die Dunkelheit.
Da stinkt das Gas! und unsre Knechte
marschieren in die große Zeit ...
Horch, Horch: Signale der Schakale,

sie wittern eurer Ehre Feld:
Die Internationale
regiert die wüste Welt! ...

Josephus
Lachen links, 17. 10. 1924

DAS NEUE LESEBUCH

Wirf sie ab, die Pietät!
Rostig sind die Ideale!
Was im Lesebuche steht,
ist nur eine hohle Schale!
Reiß dir jeden »deutschen Spruch«
aus der Seele, aus dem Magen:
Deutsches Volk, es ist dein Fluch,
Pietät herumzutragen ...

Volk, verliere den Respekt
Vor den leeren Monumenten,
steh nicht so verdammt erschreckt
vor »historischen Momenten«!
Hinter der Geschichte Glanz
birgt sich Trödel, fahler, greiser – –
Reiß dich los vom Rattenschwanz
deiner alten deutschen Kaiser! ...

Pfeife auf die Tradition
der verkalkten Professoren!
Lümmle dich in jeden Thron!
Und laß keinen ungeschoren,
der dir was von Achtung spricht – –
Niemals hat man *dich* geachtet,
jeder königliche Wicht
saß im Glanz – – du warst umnachtet!

Deine Dichter sangen dir
fromme Sprüche, zahme Lieder,
und sie schrieben aufs Papier,
daß du sittig bist und bieder! –
Deutsches Volk, du warst zu lang
Primus in Europas Klasse – –
Stimm ihn an, den Spottgesang
auf des Hohnes frechstem Basse!

Lies mit heit'rer Ironie
jeden deutschen Leitartikel,
jede fromme Melodie
störe bei dem frömmsten Stückel!
Hab nicht so enorme Angst
vor moralischer Pathetik!
Wenn du vor dem Vollbart bangst,
sagt er: dieses heiße »Ethik« ...

Volk, wie bist du schwach und stark!
Eine Predigt kann dich lähmen!
Brauchst dich vor dem alten Quark
keineswegs zu schämen!
Wie man sich vor Herren schützt,
mußt du einmal lernen,
und wie man das Beste nützt,
was ein braves Volk besitzt –
es sind die Laternen! – –

Josephus
Lachen links, 28. 11. 1924

BÜRGERLICHE KULTUR

Rechts ist ein Korso, links ein Strich
und in der Mitte Reitalleen –
so ist man immer unter sich
und kann die letzten Moden sehen.
Man trifft sich im Café intim
und wiederkäut die Operette –
Nach Mitternacht geht sie zu ihm
und er zu ihr ins Eh'bruchbette.

Rechts ist ein Tempel, links ein Kreuz,
rechts beten Juden, links die Christen,
man trifft sich nachher beiderseits,
um alte Götter auszumisten. –
Denn in der goldnen Mitte ragt
der Goldgott über Kreuz und Sternen. –
Das Konto ruft – der Vater sagt:
Ein Sohn muß das Verdienen lernen! ...

Rechts ein Bordell und links die Bank,
ein Monument steht in der Mitte –
Rechts ein Parfüm, links ein Gestank,
rechts Syphilis und links die Sitte –
Dazwischen geht ein Kolporteur
mit kosmischem Lokal-Anzeiger:
Rechts Politik, links ein Malheur
mit Nacktballett und Shimmygeiger ...

Rechts ein Lokal, links ein Lokal –
Lokal-Anzeiger in der Mitte ...
Rechts Kapital, links General,
im Auto und mit Stechmarschtritte – –
Und seitwärts singt ein Invalid:
»Lieb Vaterland, hast gute Beine!
Du legst mit gütigem Gemüt
mich mütterlich auf Pflastersteine!«

Rechts Tennisplatz, links die Fabrik –
Dazwischen gähnt ein tiefer Graben –
Es führt kein Weg vom Leid zum Glück –
und Tod und Sport sind Schicksalsgaben:
Es hüpft ein Ball – durch Mauern dringt
ein Radgestöhn, das sich verirrte – –
Ein Kronprinz tummelt sich beschwingt
vom Sport weg in die Illustrierte …

Hier ist Kultur! – Die Diele blinkt
in amourösem Ampelscheine –
Wer Geld hat, lebt! Wer Geld hat, trinkt!
Wer keins hat, hat die Wäscheleine! …
Die Polizeipatrouille späht,
ob sie auch richtig alle hängen – –
Es hat sich niemals ein Prolet
ins Leben listig einzudrängen.

Hier ist Kultur! – Wie wär' es schad,
dies Wort des Bürgers zu vernichten!
Die Gleichheit macht die Welt so fad!
Gott will den Unterschied der Schichten!
Die Welt ist eine Eisenbahn
mit ersten, zweiten, dritten Klassen,
Verboten ist's, den Untertan
auf einen weichen Sitz zu lassen …

Lachen links, 12. 12. 1924

DAS WARTEZIMMER

Ich habe einen Beruf, der mich zwingt, Vorzimmer zu besuchen. Ich kann sagen, daß ich die Hälfte meines Lebens in Vorzimmern zugebracht habe. Meine Weltanschauung, meine Art, zu sprechen und zu grüßen, meine Bescheidenheit und meine Geduld haben sich in Vorzimmern ausgebildet. Das Vorzimmer war meine Kinderstube.

Man ersieht daraus, daß ich nicht zu den Glücklichen dieser Welt gehöre. Denn diese haben gewöhnlich eine wirkliche Kinderstube gehabt und niemals einen entscheidenden Einfluß des Vorzimmers gefühlt. Ja sie haben niemals auch nur irgendein Verhältnis zu irgendeinem Vorzimmer gefunden, sie erlebten das Vorzimmer nicht, sie durchschritten es nur. Sie betraten und verließen es, um in den Wohnraum oder auf die Straße zu gelangen, ihnen ist es Passage und Episode, mir ist es Aufenthaltsort und Inhalt eines halben Lebens.

Ich habe mich daran gewöhnt, die Menschen in zwei große Gruppen einzuteilen: in jene, denen das Vorzimmer ein Stück Leben bedeutet, und in solche, die keine Beziehung zum Vorzimmer gefunden haben; in solche, die warten, und andere, die warten lassen. Und ich habe gefunden, daß wir, die Wartenden, in weit größerer Zahl vorhanden sind als diejenigen, die es nicht nötig haben zu warten. Man sieht, daß ich – gewiß etwas einseitig – die Welt vom Vorzimmer aus zu beurteilen geneigt bin. Ich habe mir eine Philosophie des Vorzimmers zu eigen gemacht. Es ist nicht der Mittler zwischen Straße und Wohnung, Obdachlosigkeit und Heimat, Verlassenheit und Zuflucht. Es liegt zwischen der Armut und dem Wohlergehen, nicht, um beide zu einigen, sondern um sie zu trennen. Denn in die Wohnungen der Armen gelangt man unmittelbar, zwischen ihnen und der Straße ist eine ständige Beziehung vorhanden. Aber die Reichen haben zwischen sich und die Straße das Vorzimmer gelegt.

Andere mögen vielleicht einen Widerwillen gegen die Reichen haben, weil diese satt und viele hungrig sind. Ich liebe die Reichen nicht, weil sie das Vorzimmer erfunden haben. Denn ich weiß, daß ich nicht so lange zu warten brauchte, wenn es keine Vorzimmer gäbe. Ich weiß, daß man mich warten läßt, weil man mich gern auf die Straße schicken möchte. Ich wollte, die Reichen fänden den Mut, es zu tun. Aber ihr Gewissen hindert sie an der Ausführung ihres Wunsches. Sie haben

zur Beruhigung ihres eigenen Gewissens das Vorzimmer erbaut, das mich vor den Unbilden des Wetters schützt, aber der Unzufriedenheit der Seßhaften aussetzt. Zwischen der Tür, die hinausführt, und jener, hinter der meine Hoffnung wohnt, lebe ich.

Ich sehe nur das blonde Stubenmädchen und den stolzen Diener, und beiden bin ich verhaßt, weil sie für meine Absichten und die Kleidungsstücke der Herrschaften verantwortlich sind. Das Mädchen, zum Lächeln geboren, zur Höflichkeit verpflichtet, wird bei meinem Anblick von einem stummen Ernst befallen. Dennoch liebe ich das Mädchen, weil es eine Art Licht in das dunkle Vorzimmer bringt, weil sein Haar, sein Angesicht und seine weiße Schürze leuchten und ich das Fenster nicht mehr vermisse. Denn nur wenige Vorzimmer sind mit Fenstern versehen. Sie enthalten nur Kleiderrechen und einen Spiegel, Schirmständer und eine Blumenvase, ein Linoleum und einen billigen Teppich, ein Tablett für Visitenkarten und ein paar Bilder an den Wänden. Diesen Bildern fühle ich mich verwandt. Ihr Lebenszweck ist, gesehen zu werden, und sie bleiben unsichtbar, Bilder kann man nicht hören; wenn sie im Dunkeln hängen, sind sie tot, sind sie nicht vorhanden, es sei denn für mich und meinesgleichen, und das lag nicht in der Absicht dessen, der sie schuf. Diese Bilder sind vielleicht schlecht und geschmacklos, und sie verdienten wohl, getadelt zu werden, aber nicht, unsichtbar zu bleiben. Sie sind wertlos, aber man kann nicht einmal ihre Wertlosigkeit feststellen.

Ich kenne die Vorzimmer auswendig und weiß genau, wie die Kleiderrechen aussehen und die Schirmständer und die Spiegel, die selten das Sonnenlicht empfangen und widergestrahlt haben. Das Quecksilber dieser Spiegel leuchtet nicht. Wenn die elektrische Lampe entzündet wird, verdoppelt sich ihr Licht im Spiegel, aber es bleibt schwach und hilflos. Und mein Bild gibt dieser Spiegel verzerrt wieder, mein blasses Angesicht bleicht er noch ein wenig, meine schmalen Schultern krümmt er, den matten Glanz meiner Augen löscht er vollends. Er demütigt mich und macht mich geringer, als ich bin, und spiegelt mich so wider, wie mich der Herr des Hauses sieht. Vielleicht übertreibt der Spiegel gar nicht. Denn ich kann wohl nach einer langen Wartezeit so aussehen, als wären meine Schultern nicht nur schmal, sondern auch schief. Denn der Spiegel sowohl wie die Bilder und ich, wir alle verkümmern und werden gering und unscheinbar, wortlos und schüchtern in den Vorzimmern.

Vielleicht bin ich einmal ein Revolutionär gewesen. Aber meine Empörung erlischt im Vorzimmer, zerschellt an diesem Bollwerk der Reichen, das kein Empörer betritt, ohne besänftigt zu werden. Man müßte das Vorzimmer durch ein Gesetz abschaffen. Es dämpft den Mut des Eindringenden und erhöht jenen des Besitzers. Ich hasse es.

Vorwärts, 27. 1. 1924

ZIRKUS HAGENBECK

Ein intellektueller Hochmut will bewußt die naive Technik der Arena nicht begreifen, nicht die offen sichtbaren Scheinwerfer (die unverhüllten Quellen aller optischen Zauberei), nicht die rührende Kindlichkeit der jungen Reiterin und nicht die herbe Poesie eines galoppierenden gestreckten Pferdekörpers. Die Nerven, die das einzige Aufnahmeorgan des überreizten Intellektuellen für die Erscheinungen dieser Welt sind, empfinden den scharfen Stallgeruch in Parkett und Logen, den sichtbaren Mist der Löwen, Tiger und Eisbären als eine persönliche Kränkung. Welche Zumutung, daß ein europäischer Kulturmensch, der im nächsten Kino den unwahrscheinlichsten 300-Meter-Sprung Wirklichkeit werden sieht, einen lebendigen Radler auf dem Seil bewundern soll! Und daß er, eingebildeter Zeitgenosse der trickreichen Drehbühne, der zauberhaften Versenkungs- und Auferstehungsmöglichkeiten, der Bühnengewitter und der verblüffendsten Kulissenwandlungen, die blauen, grünen und orangefarbenen Lichtmeere bestaune, die aus einer gewöhnlichen Dachluke, einem Scheinwerfer, entströmen! Seiner eigenen körperlichen Unzulänglichkeit ist die innere Unwahrheit des im Film gezeigten Tricks ein Trost, und die Voraussetzung, daß »so etwas in Wirklichkeit nicht möglich«, beruhigt ihn beim Anblick eines gefilmten Tigers im Urwaldatelier. Aber hier, im Zirkus, erschrickt er, ohne es sich zu gestehen, und vielleicht auch, ohne es zu wissen, vor der Nähe des Eisbären, und er sehnt sich von der Sicherheit des Gitters weg zu jener garantierten der Leinwand und der Schatten. Den in keine offizielle Kunstgattung eingereihten Seiltänzer zu bewundern, schämt er sich. Die Zwecklosigkeit einer Galoppade leuchtet ihm nicht ein. Die äußere Roheit des Dompteurs stößt

ihn ab. Der Kellner mit den Bierkrügen irritiert ihn. Also empfindet er den Zirkus als einen langweiligen, unzeitgemäßen Rückfall und reiht ihn in die Gruppe jener Erscheinungen ein, die ihm persönlich »zuwider« sind, wie zum Beispiel das Militär, das er auch nur deshalb haßt, weil ihn ein Feldwebel schikaniert hat.

Wie aber käme man über die Ungerechtigkeit der intellektuellen Welt hinweg, die mit zweierlei Maß mißt, wenn sie die natürliche Anmut einer auf sicherer Bühne schreitenden Schaupielerin laut ausposaunt und jene unter Umständen nicht geringere natürliche Anmut einer auf gefährlichen Trapezen schwebenden Frau nicht zur Kenntnis nimmt? Die Wirkung auf den unbefangenen Zuschauer ist hier wie dort die gleiche. Die Kunst des Mädchens auf dem Trapez – losgelöst von der nebensächlichen Kunstfertigkeit ihrer Akrobatik – kann eine hohe sein. Sie ist keine Schauspielerin, aber eine Darstellerin. Ist sie eine von Rang und ihre Wirkung eine künstlerische, dann verdient sie den Platz an der Sonne der Kritik, des »Referats«, und sie muß aus der Rubrik »Aus aller Welt« avancieren in jenen Teil, in dem von Kunst die Rede ist.

Es müßte eigentlich nicht vieler Worte bedürfen, um einen Tiger ins Feuilleton einzuführen – wäre das Vorurteil der gebildeten Welt nicht und nicht ihre exklusive Einstellung auf die geeichten Kunstgattungen und Gruppen. Mir aber vermittelt der Dompteur, der sich ebenso vorsichtig wie kühn, ebenso weise wie naiv, elegant und natürlich, mit Berechnung und plötzlich funktionierendem Instinkt vor dem argwöhnisch gewordenen Tiger zurückzieht, ein Herrscher, Beherrscher, und dennoch auf der Flucht, ein großer General auf dem Sieg versprechenden Rückzug, einen künstlerischen Genuß, die Wirkung seines Auftritts vergleiche ich mit der eines großen Schauspielers und stelle sie ihr gleich. Und dennoch ist dieser Dompteur ein Unbekannter, nur in Fachkreisen Genannter, und seine unbewußte und deshalb höher zu schätzende Kunstleistung wird als die sekundäre Begleiterscheinung seiner dompteurberuflichen Fähigkeiten selten bemerkt und niemals geschätzt.

Ich war im großen Zirkus Hagenbeck, der seit einigen Wochen in Wien sein Winterquartier aufgeschlagen hat, und erlebte hier die Erlösung des modernen Menschen aus der Illusion. Vor meinen lebendigen Augen brüllte der Löwe, pfauchte der Tiger, es knallte die Peitsche, es stank der Mist. Was bedeutet angesichts so vieler wilder Wirklichkeit

die Degradierung des heiligen Tiers zum Reifenspringer und Trommelschläger? Der impressionistisch empfindende Intellektuelle wird nicht umhin können, seinen geistreichen Witz darüber zu verfertigen, und er wird etwa vom »gebändigten Dompteur« sprechen können, einer beliebten und als witzig erprobten Theorie von der Umkehrung der Verhältnisse folgend. Er spottet über das »zivilisierte Tier«, und es vergißt, dem Witz zuliebe, den noch ganz bedeutenden Rest von Wildheit, und er, dem ein Besuch in der Kaffeeterrasse schon wie eine Expedition in die weite Ferne vorkommt, nimmt einen Reifen zum Vorwand, um seine Respektlosigkeit vor jeder körperlichen Leistung anbringen zu können. Ich sah den Voltige-Reiter Alfred Patoletti, der in einem braunen Trikot drei- und viermal neben dem Pferd und auf dessen Rücken durch die Manege flog, sein Körper war aus Stahl, seine Bewegungen von einer dramatischen Exaktheit, die ich im Theater niemals erlebte, und wenn er ein Hindernis nahm, so tat er es nicht auf dem Pferd, sondern mit ihm zugleich, des Tiers Kamerad, kühn so wie das Roß, ebenso stark im Sprung, im Galopp und in der Ruhe. Ich sah die Geschwister Birkeneder auf dem Seil, eine zweiundzwanzigjährige Frau aus dem Märchen, blond, weißgekleidet, mit einem weißen, wehenden Schleier, unerreichbar in den Lüften, schwebend und sicher, nicht von dieser Welt, von keinem Gravitationsgesetz abhängig; ich sah den Bändiger Peters, der siebzig Tiger in seinem Leben gefangen und erzogen hat, den Dompteur Winter, der mit den Eisbären spielt – und erkannte die Wurzeln des intellektuellen Hochmuts, der in der Schwächlichkeit des »Geistigen« begründet ist.

Nur die Kinder freuten sich und die »Soldaten niederen Grabes«: Aber die Herrschaften in den Logen waren ihrer Kinder und ihrer – Frauen wegen gekommen, die ebenfalls klatschten, um den Dompteur zittern, vor dem Löwen die ehrfürchtige Angst empfanden, die man vor Löwen zu empfinden hat, wenn man nichts mehr als ein Großstadtmensch ist und ein Kinobesucher. Und darin sah ich eine Art Rehabilitierung des Zirkus, der auch in Amerika, dem Lande der raffiniertesten technischen Tricks, wachsende Erfolge zu verzeichnen hat. Es ist eine Rückkehr zur Ehrlichkeit. Rein technisch müßte der moderne Schauspieler unendlich viel vom Tier und vom Artisten lernen können. Er lernt die Zähmung des eigenen Körpers und die künstlerisch gebändigte Form der auf ein Ziel losgelassenen Energie.

Frankfurter Zeitung, 27. 1. 1924

FÜNF-UHR-TEE

Der Fünf-Uhr-Tee ist eine Institution zur Förderung der bürgerlichen Geselligkeit. Er kommt nur für jene Menschen in Betracht, die für die Aufhebung des Achtstundentags sind, weil sie selbst keinen haben. Der Fünf-Uhr-Tee versammelt Männer und Frauen in einem Privatsalon oder in der eleganten Halle eines Hotels an mehreren kleinen Tischen, während auf einer Estrade ein Quartett musizieren muß.
Es muß bemerkt werden, daß um diese Zeit die Abendblätter bereits erschienen sind, so daß die männlichen Teilnehmer des Fünf-Uhr-Tees über ihre Gewinne beruhigt sind und mit innerer Sammlung dem Verlauf des Ekartés folgen können.
Indessen dürfen die Frauen über die neuesten Erscheinungen auf dem Modewarenmarkte sprechen und über die häuslichen Sorgen, die im Besitz eines »Trampels« bestehn. »Trampel« ist der bürgerliche Ausdruck für Dienstmädchen. Gattinnen gutgestellter Männer, die an der Börse spielen, müssen »Trampel« haben – weibliche Wesen, die gegen Bezahlung und Kost der »Herrschaft« ihren Sorgenbedarf liefern. Dafür dürfen sie die nur für Herrschaften reservierten Treppen nicht benützen, geschweige denn einen Bräutigam haben. Der Liebesgenuß ist lediglich den Frauen vorbehalten, die auch zum Fünf-Uhr-Tee dürfen. Man könnte sagen: Ohne Five-o-clock kein Geschlechtsverkehr!
Außer den Trampelsorgen gibt es noch jene, die um das Ziel der nächsten Sommerreise kreisen. Den Menschen des Fünf-Uhr-Tees stehn, wie man weiß, Berge, Sonnen, Seen, Täler und Meere zur Ferienverfügung, ebenso wie Teppiche und Spielsäle, Karlsbader Salz und Franzensbader Moor, heiße, warme und kalte Mineralquellen und der ganze Klassensegen der göttlichen Natur. An allen Heilquellen der Welt stehn, wie auf Tischen eines gutbesuchten Restaurants, Tafeln mit der Inschrift: »Reserviert – nur für Kapitalkräftige«. Die Sorge der Fünf-Uhr-Tee-Menschen besteht nur in der Wahl einer solchen Tafel.
Und während sich die Gäste so die Zeit vertreiben, spielt die Musik »Peer Gynt«. Denn die Musik ist eine Erfindung zu Zwecken des Fünf-Uhr-Tees. Sie füllt die Gesprächspausen aus und gibt dem Klappern der Teller und Löffel eine liebliche Begleitung.
Bis die Stunde des heiligen Abendmahls herannaht – denn heilig sind nur die Mahlzeiten. Dann endet der Fünf-Uhr-Tee. Man verläßt ihn,

durch Konversation erfrischt, von Getränken durchwärmt und spricht: So vergißt man wenigstens seine Sorgen.
Es ist noch nie vorgekommen, daß ein Besucher des Fünf-Uhr-Tees sich ihrer erinnert hätte ...

Lachen links, 1. 2. 1924

DIE APOKALYPTISCHEN GARDEREITER

»In der Arbeitsstunde waren damals die ›Gardereiter‹ üblich. Nadeln oder Stahlfederspitzen wurden in die zähen Radiergummis gesteckt. Darauf wurde man durch energischen Druck auf die Schulter genötigt, Platz zu nehmen. Häßlicher noch war die Ausstattung der Gradehalter mit Gardereitern. Auf jeder Stube gab es zwei oder drei dieser offiziellen Marterinstrumente, die an der Tischplatte befestigt werden konnten. Das Kinn sollte auf einem kleinen Holzteller ruhen, der in solcher Entfernung vom Tisch angebracht war, daß man genötigt wurde, mit gerade gestrecktem Rücken zu sitzen. Schmerzhaft wurde die Sache durch die *Einführung tintiger und rostiger ›Gardereiter‹ in den Holzteller.* Der zweite Stubenälteste belustigte sich gern damit, daß er den Schädel der beiden Sextaner zum Ziel seiner Lanzenwürfe machte. Er tauchte die im Halter steckenden Federn in die Tinte und warf sie nach unseren Köpfen. Es kam darauf an, daß die *Geschosse in der Kopfhaut steckenblieben.*«
Das erzählt kein »Marxist«, kein »Vaterlandsloser«, kein »Jud«, sondern der bekannte Gelehrte und Universitätsprofessor *Leopold von Wiese* in einem Berliner Morgenblatt, in dem er seine Memoiren veröffentlicht. Leopold von Wiese hat einen Teil seiner Kindheit in der *Kadettenschule zur Wahlstatt* verbringen müssen. Es war jene Kadettenschule, aus der Feldmarschall *von Hindenburg* »hervorgegangen« ist und in der, wie man von einem einwandfreien, nicht einmal gehässig erzählenden Zeugen erfährt, die Kadettenschüler rostige Stahlfedern in die Kopfhäute ihrer Klassengenossen steckten.
Es mag ein unsinniger Zufall sein, daß gerade Hindenburg diese Kadettenschule besucht hat. In anderen Kadettenschulen wird es ähnliche Witze gegeben haben. Und es ist ein Zufall, daß ich die Geschichte von

den rostigen Stahlfedern in einem Café las, an dessen Wand ein Hindenburgporträt hing. Ich kann dennoch nicht mehr die Vorstellung von dem Angesicht des Feldmarschalls von der Erinnerung an die wahlstättischen »Gardereiter« trennen. Kein vaterlandsfrommes Lesebuch und seine verlogene Historie von der Güte, der Gerechtigkeit, der Tapferkeit, der Humanität eines Feldmarschalls und eines Generals werden es mich vergessen lassen, daß unsere Generäle, unsere Feldmarschälle, unsere Führer im Weltkrieg auch einmal Sekundaner in Kadettenschulen waren und mit rostigen Stahlfedern in die Kopfhäute ihrer Kameraden stachen.
Knabenstreiche?! – Wo in aller Welt, die Länder der Eskimos und der Kannibalen eingeschlossen, finden sich Knaben, welche die Schädel ihrer Freunde mit Stahlfedern durchlöchern? Aus reiner Freude am wahnsinnigen Schmerz des Nächsten? Was ist das für eine Gattung von Knabenübermut, der sich nicht gegen den »Feind«, den »Vorgesetzten«, den Lehrer, wendet, sondern gegen die Wehrlosen, die Schwächeren, die Jüngeren? Wo ward ein solcher Sadismus je erlebt? – In preußischen Kadettenschulen. Hier wuchs jene Kaste heran, die uns durch Peitsche und Monokel, durch Achselklappe und nasales Kommando notzüchtigte. Und wir waren nicht einmal ihre jüngeren Kameraden! Diesen steckte man nur Stahlfedern in die Kopfhaut, uns steckte man mitsamt unserer Kopfhaut in die masurischen Sümpfe.
Nicht um das Wohl der Köpfe war man in den Kadettenschulen besorgt, sondern um das Weh der Kopfhäute. Dahin ist das Grauen vor den Skalpkünsten der Indianer. Diese zogen die Kopfhäute ihrer Feinde ab. Unsere Kadetten die ihrer eigenen Kameraden. Das Kinn ruhte auf einem Holzteller. Auf dem Holzteller lag ein Radiergummi. Und im Radiergummi steckte eine Feder. Also stach man sich die Feder ins Kinn. Solange man ein junger Kadett war. Wurde man älter, so stach man die Jüngeren. Man weiß genug. Der Gestochene muß stechen. Der Skalpierte muß skalpieren. Das war das Gesetz unseres Lebens, unserer Arbeit, unseres Unterganges. Die perverse mörderische Phantasie, die jene »Gardereiter« erfunden, hat noch nicht zu wirken aufgehört: Die apokalyptischen »Gardereiter« der Kadettenschulen galoppieren durch Deutschland ...

Josephus

Vorwärts, 6. 2. 1924

DIE KLAGENDEN ZIFFERN

Aus *Berlin* wird uns berichtet: Im »Grünen Saal« in der Köthenerstraße hörte ich eine halbe Stunde lang Ziffern und Zahlen. Sie enthielten mehr, als Worte ausdrücken können. In ihrer scheinbaren kühlen Sachlichkeit lag die erschütterndste Klage über die *Not unseres Landes*. Dann sah ich einen Film. Die schmerzlichste Tragödie ohne die traditionelle dramaturgische Struktur, ohne »Helden« und »handelnde Personen«. Das ganze Trauerspiel bestand aus einigen Gesichtern in »Großaufnahmen« und ein paar Massenszenen. Es traten auf: eine Greisin, ein Säugling und ein alter blinder Mann; ferner zwei Frauen auf einer Bank in einem winterkahlen Park und ein halbwüchsiges Mädchen. Alle diese Menschen waren einander freund und sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Wenn ich die Augen schloß und mir das Bild des jungen Mädchens vorstellen wollte, sah ich die Greisin. Es waren Mitglieder einer großen Familie der deutschen Armut. Ihre Handlungen bestanden darin, daß sie ihre Eßgeschirre in dürren Händen hielten und sich vor einem großen Kessel aufstellten. Dann setzten sie sich auf eine Bank im Park und aßen. Die herzlose Linse des Aufnahmeapparats konnte die Bewegungen der Hungrigen, ihr gieriges Schlucken, das erschütternd eilige Mahlen ihrer Kiefer in grausamster Deutlichkeit aufzeichnen und wiedergeben.
Die Kenntnis der Ziffer- und Filmtragödie verdankte man der »Internationalen Arbeiterhilfe«, die Presse und Repräsentanten der Öffentlichkeit zu einem Vortragsabend geladen hatte. Man erfuhr: daß die *Hundeschlachtungen* in Deutschland im letzten Jahr um 100 Prozent zugenommen haben; daß ein invalider Arbeiter ohne Beine im Monat 30 Mk. Rente erhält; daß in einem Hamburger Vorort von 1300 schulpflichtigen Knaben *tausendundfünfzig tuberkulös* sind; daß in einer Stadt Sachsens von 162 Knaben zwei Drittel Skrofulose haben; daß in *Wiesbaden 50 Proz. der Ärzte* Unterstützungen beziehen müssen; daß also in diesem Lande der Kranken auch die Ärzte zugrunde gehn und daß die Heilenden Patienten werden und die Helfer hilflos und die Retter rettungsbedürftig.
Aber man hörte auch von der großen Heiligkeit der Armut: denn die Arbeiter Hollands schickten 11000 Lebensmittelpakete und 20000 Dollars; sie nahmen 400 deutsche Kinder auf und bildeten 40 Ortsko-

mitees; die belgischen Arbeiter wollten 100 deutsche Kinder aufnehmen – die Regierung verbot die Einreise: Frankreichs Arbeiter schickten 120 000 Francs; die der Schweiz 70 000 Franken; und in Südafrika, in Argentinien, in Australien, in China sammeln die Armen für Deutschlands Arme. Es ist eine große Einheitsfront der Armut vorhanden.

Allerdings las ich im »Vorwärts« einen Leitartikel, in dem ersichtlich gemacht werden soll, daß diese Internationale Arbeiterhilfe, an deren Spitze der Berliner Kommunist *Münzenberg* steht, eine schlaue politisch-taktische Angelegenheit der Kommunisten sei. Ich weiß nicht, ob das richtig ist. Jedenfalls: Der Film bleibt überzeugend, überzeugend bleiben diese mahlenden Kiefer, die blinde Frau, dieser Säugling und diese Greisin. Vielleicht stammt jene gütige Suppe aus einem politischen Kessel. Aber wenn der Teufel selbst heute käme mit einem nahrhaften Brei, gekocht an den Feuern der Hölle, aber mit dem Ziel, die Hungrigen in Deutschland zu speisen – die teuflische Tat wäre eine heilige. Denn der politische Endzweck entweiht nicht die segensreichen Mittel – sondern diese entschuldigen den Zweck ...

Frankfurter Zeitung, 8. 2. 1924

DER MENSCH AUS PAPPKARTON

Ein Mensch aus Pappkarton ging durch die Straßen. Seine Schultern, sein Rücken, seine Brust und sein Unterleib waren aus Pappe. Nur seine Füße sah man. Statt des Kopfes saß auf dem papiernen Oberkörper des Menschen ein Würfel aus hartem Papier. Die Vorderseite dieses Würfels bildete sozusagen das Angesicht des Menschen. Es war ein sehr primitives Angesicht: Zwei viereckige Löcher stellten die Augen dazu, eine dreieckige Öffnung vermittelte den Eindruck einer Nase. Er ging mit langsamen Schritten, in einem mechanischen Gleichmaß. Er hatte keinen Mund und keine Ohren. Er hatte es offenbar nicht nötig, zu essen und zu hören. Seine Aufgabe war: gehen, gehen, gehen.

Als wäre der papierne Leib ein Witz über seine eigene Tätigkeit und als würde sich die Haut aus Pappendeckel einen höhnischen Spott gegen die in zerrissenen Stiefeln steckenden Füße erlauben, war sie an der

Vorder- und an der Rückseite bemalt, gewissermaßen tätowiert: Die Tätowierung bestand aus einem großen, fast die ganze Vorderseite einnehmenden Automobil und der Überschrift: »Fix-Fix, das schnellste Auto der Welt«.

Man errät leicht, daß der Mensch, von dem ich erzähle, einer jener Männer war, die den unlogischen und mit ihren Einnahmen in Widerspruch stehenden Namen »Sandwichman« führen. Widerspruchsvoll war seine ganze Erscheinung; er pries das schnellste Auto der Welt an, und um dessen Schnelligkeit dieser ganzen Welt zu suggerieren, mußte er langsam gehen. Er hätte gar nicht schnell gehen können. Denn jene Fix-Fix-Firma, die sich seiner bediente, hatte ihm den hinderlichen steifen Körper verliehen. Er war eine wandernde Litfaß-Säule: paradox genug. Wie grotesk wäre eine laufende gewesen! Seitdem es Fix-Fix-Automobile und überhaupt eine Reklame gibt, hat man noch keine scheugewordenen Sandwichmänner gesehen.

Nein! Der Mann ging langsam und illustrierte die Schnelligkeit der Fix-Fix-Wagen. An ihm vorbei, ihn überholend, rasten viele Autos und unter ihnen wahrscheinlich auch solche der Marke Fix-Fix. Der Mann wanderte ungestört weiter, und wie er so regelmäßig Schritt für Schritt auf den Asphalt tat, war es, als würde er von einem Räderwerk betrieben. Es regnete und es hörte auf zu regnen. Die Sonne kam und verschwand hinter Wolken. Die Leute blieben stehen und sahen das lebendige Plakat und gingen weiter. Aber unermüdlich gondelte dieses die Straße entlang und zurück.

Unermüdlich? Konnte einer, der kein Gesicht mehr besaß, keinen Körper, und dem man nur die Füße belassen hatte, weil sie augenblicklich von der Fix-Fix-Fabrik gebraucht worden waren, ein Herz besitzen, das müde wurde und den Takt verlangsamte? Widersprach es nicht den Interessen der Firma? Wenn es gelungen war, ein Ebenbild Gottes so zu verwandeln, daß Gott selbst, wenn er es zufällig erblickte, glauben mußte, er hätte eine Fix-Fix-Reklame auf seinem ewigen Antlitz – gelang es nicht auch, diesem angestellten Wesen einen unermüdlichen Mechanismus statt des menschlichen Herzens einzusetzen?

Nein, es gelang nicht! Denn am Nachmittag, um die zweite Stunde, sah ich das Wunderbare: Der Mann blieb stehen, legte zuerst seinen vorderen Teil ab und dann seinen Rücken, dann köpfte er sich selbst, stellte sein eigenes Ich vor sich auf den mit Recht so genannten »Bür-

gersteig« und setzte sich als ein ganz anderer, als ein gewöhnlicher, zweibeiniger Mensch auf eine Schwelle. Niemand wunderte sich darüber, daß ein Mensch aus hartem Papier wieder einer aus Fleisch und Blut wurde. Es ist leider nichts Wunderbares an dieser ganzen Geschichte vom Sandwichmann. In China wundert man sich auch nicht über die menschlichen Zugtiere, die man Kulis nennt und deren Aufgabe es ist, die Fix-Fix-Automobile überflüssig zu machen.

Vorwärts, 10. 2. 1924

INTERVIEW OHNE WORTE

Ich gehe in die Berliner Bellevuestraße. Sie ist eine erfreuliche Abwechslung unter den uniformen Straßen dieser Stadt, deren Elemente Hygiene, Zweck- und steinerne Gesetzmäßigkeit sind. Sie verbindet eines der vielen Herzen Berlins, den Potsdamer Platz, mit dem Tiergarten, den vulgären Betrieb mit der Abgeschiedenheit der Vornehmen und ist immer festlich, als erwartete sie Gäste. Kein Schienenstrang der Straßenbahn entweiht ihr asphaltenes Parkett. Kein ratternder Omnibus streift die Kronen ihrer gerade ausgerichteten Zierbäume. Sie ist eine Straße der Reichen, die kürzeste Verbindung vom Geschäft zur Stille, in ihrem Anfang noch umtobt vom Gehämmer der Gefährte, in der Mitte schon erfüllt vom Schweigen des Parks, von sanft, geschickt und geräuschlos aneinander vorbeigleitenden Automobilen befahren. Die stille Atmosphäre scheint der Chauffeure eingeborene Lust zu Signalen zu dämmen. Es ist eine friedsame Straße, dazu geschaffen, fremde Gäste zu beherbergen und versöhnlich zu stimmen.
Dieses gewiß unpolitische und im Gegenteil lyrische Moment war für die Einquartierung der *Sachverständigenkommission* in dem nahe gelegenen *Hotel* nicht maßgebend. Dennoch scheint es mir günstig, daß sie dort wohnt und nicht etwa Unter den Linden, in der Nähe der fast schon symbolischen Kranzler-Ecke und der Lindenpassage, in jener Gegend also, in der die Häßlichkeit eines brutalen Betriebes neben der Arroganz einer verschwundenen unglücklichen Zeit in verschiedenen menschlichen Exemplaren offenbar wird. Hier blitzt am Tag das Monokel und in der Dämmerung der Schlagring. Dort wacht sichtbar das

Gesetz, und ein Stück Natur atmet. Der Betrieb des obligaten Fünf-Uhr-Tees in der Halle des großen Hotels schadet nicht viel. Die Gesellschaft besteht aus reichen Kaufleuten und Reichtum vortäuschenden Damen. Unbemerkt nimmt die Sachverständigenkommission manchmal einen Tee ein, wortlos von mir *interviewt,* während ein ausländischer Journalist ungeduldig vorne wartet, weil er den Herrn *Young* wirklich interviewen will. Ach! er wird Phrasen hören! Um wieviel mehr erführe er, wenn er mühelos und nicht aufgeregt versuchen würde, die Männer mit dem *Auge* zu belauschen. Hier sähe er das Menschliche, welches das Entscheidende ist, vor das Berufliche treten und die blinde Zufälligkeit einer noch so wichtigen politischen Mission. Die feierliche Offiziosität ist eine arme Gebärde. Das Wesentliche enthüllt eine alltägliche Handbewegung, die Art, eine Tasse zu greifen, der Blick, der keine Beobachtung fürchtet und der natürlich wird im Verlauf der privaten Unterhaltung. Am Nebentisch erfährt man, ohne zu horchen, was sich vor dem offiziell lauschenden Gegenüber ängstlich verbirgt.

Das ist Charles *Dawes,* der Sachverständige Amerikas, gewiß eine starke Persönlichkeit und Vorsitzender der Kommission. Er ist ein General von Beruf: Sein Gesicht erzählt es. Man denke nicht etwa an einen europäischen General in Zivil. Viele unserer Berufssoldaten sind fremd in der Zivilkleidung, und die Steifheit allein verrät sie. Sie sind heimatlos und befangen im einfachen Anzug. Der amerikanische General ist in seinem Zivil heimisch und elegant einfach. Er hat an der Universität Cincinnati studiert. Er war Leiter der Central Trust Company und ein Mitglied der Republikanischen Partei. In seinem Gesicht wie in seinem Leben mischen sich Martialisches, Derbes mit Urbanität und Weltmannstum. In seiner Heimat nennt man ihn »General Hell and Maria«. Er flucht gern und laut. Seinem Profil verleihen eine leicht gekrümmte Nase und ein spitzes Kinn eine ungewöhnliche Schärfe, welche einen Karikaturisten herausfordern müßte. Eine unaufhörlich rauchende Pfeife ist nur eine Zutat des Charakteristischen, nicht dessen unbedingt erforderliches Requisit. Ein hoher Kragen offenbart den langen Hals, statt ihn zu verdecken. Charles Dawes spricht wenig, wie die meisten starken Raucher. Seine Bewegungen sind langsam wie die denkender Menschen. Seine Augen von der unbestimmbaren Farbe Leidenschaftsloser oder Leidenschaften Unterdrückender. Die Hände stark und runzlig.

Charles Dawes (in Haltung und Blick) ist der Engländer Sir Robert *Kindersley* ähnlich. Seine Erscheinung erinnert an den kontinentalen Militär, die Sorgfalt des Anzugs wirkt wie eine Folge häufiger Selbstbeobachtung. Die körperliche Disziplin scheint ein wenig gekünstelt. Ein schwacher, kleiner Schnurrbart mildert die charakteristische Stärke der Nase und der Lippen. Die Bewegungen sind von einer berechneten Knappheit. Die Lässigkeit bleibt wider Willen in den Grenzen des gesellschaftlich Vorschriftsmäßigen stecken.
Der Franzose *Parmentier* verrät seine Nationalität auf den ersten Blick. Ein kecker, französischer Schnurrbart; flinke Augen; nervöses Aufstehen und Sich-Setzen; eine vielseitige Lustigkeit; Interesse für die kleinsten Vorgänge in der Umgebung; Wohlgefallen an einfachen Melodien; lebhafter Rhythmus im Körper; ungewollte Bewegungen; jugendliche, kleine Hände. (Parmentier ist Administrator des Crédit Foncier de France.)
Es sind drei der wichtigsten Männer, von denen viel für uns abhängt. Sie haben das Interesse der Berliner Öffentlichkeit von der Wilhelmstraße in die Bellevuestraße gelenkt. Sie sind das Objekt pöbelhafter Angriffe gewesen und schmeichlerischer Interviewer-Demut. Hier sei die menschliche Betrachtung der drei Männer gestattet. Wir denken in Deutschland nicht oft an die Wichtigkeit der Physiognomie. Wir sind abstrakt. Es ist gelegentlich ein Verdienst, daran zu erinnern, daß Sachverständige, die man nur aus der politischen Leitartikelperspektive kennt, Menschen sind; und das sogar im Hauptberuf.

Frankfurter Zeitung, 11. 2. 1924

LENINS BEGRÄBNIS IM FILM

Der Einladung des Berliner »Allrussischen Presseverbandes« verdankt man die Kenntnis dieses imposanten Begräbnisses: Ein gewiß vorbereiteter, aber ehrlich empfundener Prunk kennzeichnet es. Der schriftlichen Schilderung des Berliner Berichterstatters durfte man mißtrauen. Der unbestechlichen Redlichkeit des photographischen Apparates darf man Glauben schenken. Das Zeremoniell wirkt nicht »gestellt«. Eine spontane *Trauer* scheint mehr instinktiv als berechnet die

ihr gemäße Form der großen Feierlichkeit gefunden zu haben. Dabei nutzt der Operateur nicht einmal sehr geschickt die mannigfaltigsten Gelegenheiten zu guter Bildwirkung aus. Vielmehr rettet seine Ungeschicklichkeit die lyrische Schönheit des russischen Winters und die dramatische der russischen Gesichter. Eine ganz irreale, traumhafte Wirkung entsteht, wenn der unübersehbare Zug schwarzer, vermummter Menschen zwischen mannshohen Schneewänden wandert; wenn die langsame Eisenbahn in die weite weiße Grenzenlosigkeit der russischen Welt hineingleitet und an der Strecke unterwegs die Bauern stillestehen, um einen ihrer größten toten Zaren zu begrüßen; wenn die Leiche in der großen, ewigen Stadt angelangt ist und die unerschütterliche Ruhe des eisigen Frosttages unterbricht. Es sind nach den Schilderungen dreißig Grad unter Null, und man glaubt, die Kälte zu fühlen. Weißer Nebel entsteigt den Mündern der Menschen. Steifgefroren sind die Fahnen, sie stehen in der Luft, können sich in der großen, tödlichen Stille dieses Frosts, der sogar den Wind tötet, nicht bewegen. An der aufgebahrten Leiche vorbei gehen die Russen. Männer, Frauen und Kinder. Bauern, die mit furchtsamen Händen ihre Pelzmützen abnehmen, mit der rührenden Schüchternheit zaghafter Bittsteller, die in einem königlichen Palast erscheinen. Reif hängt an ihren Wangen und Brauen und Bärten. Die große Unschuld und die noch größere, reine Torheit des Russischen ist in ihren aufgerissenen Augen. Kinder trippeln vorbei, die die jüngste Vergangenheit ihres rätselhaften Landes gar nicht kennen, die historische Verbundenheit des Toten mit dem Gestern und dem Morgen nicht ahnen.

Lenins Gesicht ist vom Tod nicht verändert. Es ist das Angesicht eines Schlafenden, der auch in der Ruhe nicht entspannt ist: wie einer, dessen Traum Fortsetzung des Tages ist. Es ist nicht die metaphysische Verklärtheit, wie sie etwa die Totenmaske Goethes zeigt. Der große irdische Wille war stärker als die große Wandlung. In diesem toten mächtigen Schädel scheint noch immer ein prüfendes Gehirn vorhanden zu sein, das die großartige Propagandawirkung des eigenen Todes kritisch überwacht. Dem Diesseits mehr zugewandt als dem Jenseits, ist Lenins Antlitz das eines Toten, der nicht gesonnen ist, ewigen Gesetzen gehorsam, einen endgültigen Abschied zu nehmen; also die Übermacht eines revolutionären Trotzes über die Unerbittlichkeit der Natur gleichsam illustrierend ...

Frankfurter Zeitung, 13. 2. 1924

DER GAST AUS DEM NORDEN

Nanuk, der Mann im Pelz mit dem fremden Indianergesicht, der Mann mit der Harpune und dem scharfen Messer aus Elfenbein, Nanuk, der Einsame, Nanuk, der große Jäger, der Mensch unserer gegenwärtigen, erlebten Vorvergangenheit, unser Mitmensch und unser Urahne, ist seit einigen Tagen *Gast in Berlin.* Noch nie hat Berlin, die Stadt der Sachlichkeit und des zweckhaften Rhythmus, so einen Gast begrüßt: mit so viel stürmischer Neugier, mit so viel herzlicher Wehmütigkeit; mit so viel wahrer Gastfreundschaft, in der sich die Bewunderung des Unverständlich-Fremden mit dem gefühlvollen Miterleben mischt. »Nanuk«, der Film vom Leben und von den Nöten der Eskimofamilie, läuft seit zwei Tagen in drei Berliner Kinotheatern, und alle sind überfüllt. Der Dandy vom Kurfürstendamm und das kleine Büromädchen, der Bankdirektor und der Konfektionsfirmeninhaber vom Hausvogteiplatz, der skeptische Literat und der naive Proletarier stehen in einer Kette vor den Abendkassen. Später im Saal gewinnen alle ihre verschiedenen Physiognomien denselben Ausdruck einer sonderbaren religiösen Inbrunst. Sie haben keine hochdramatischen Konflikte und keine komplizierten Erschütterungen erlebt. Sie haben nichts mehr gesehen als den Morgen, den Tag und die Nacht einiger Menschen im hohen Norden. Nichts mehr als die weite weiße Ewigkeit des Eises, den Todeskampf eines Tieres, das, die mörderische Harpune in seinem Leib, von der Gefahr mit überirdischen Kräften wegstrebt und sie dadurch nur noch vergrößert. Nichts mehr als die grausame und dennoch so menschliche Freude des mordenden Menschen, dessen tödliches Wirken human ist, weil es – ein Naturgesetz befolgt. Nur große Dichtungen können so nivellierend wirken und das Gesicht des Fabrikanten, des Geldmenschen, dem des Literaten und des kleinen Büromädels ähnlich machen. »Nanuk« ist eine große Dichtung; Gott dichtet sie alle Tage, und Nanuk ist einer seiner Millionen Helden, und das Eismeer die große Bühne, auf dem die Dichtung aufgeführt wird, der Sturm und der Schnee sind großartige Regisseure, die gefrorene Schweigsamkeit läßt sich von keinem Applaus unterbrechen.
Nanuks, des Jägers Jagdgebiet ist ungefähr so groß wie ganz Deutschland und nur von 300 Menschen bewohnt. Nanuk, sein Weib, seine Kinder, seine Angehörigen leben in Bärenfellen, die wie Hütten gebaut

sind, oben in einem Kapuzengiebel auslaufen und ein kleines Dachfenster für das Angesicht ihres Bewohners offenlassen. Nanuk wandert im Sommer zum Händler und verkauft die kostbaren Weißfüchse, aus denen die Boas und Stolen für unsere Damen gemacht werden. Für diese Felle erhält Nanuk billige Perlen und ein paar Messer. Der schlaue Händler hat ein Grammophon mitgebracht, das er vor Nanuks Familie spielen läßt, und Nanuk versucht, die Grammophonplatte zu essen, weil sie so appetitlich glänzt. Seine Kinder haben sich den Magen mit dem Kuchen des Händlers verdorben und müssen Rizinusöl einnehmen und werden so mit allen süßen und bitteren, den optischen und den akustischen Nuancen der europäischen Zivilisation im Laufe einer einzigen Stunde vertraut. Dann bricht der Winter wieder ein, er kommt wie eine große Schale aus Schnee und Eis und legt sich über die Welt, die ihn erwartet hat, zitternd und sehnsüchtig, wie einen grausamen Geliebten, ein süßes Verhängnis. Einen Tag lang ziehen 12 heulende Hunde an dem kleinen Schlitten und bringen ihn keine 2 Kilometer vorwärts. Voran schreitet Nanuk, Herr und Gebieter der weißen Welt, weil ihm niemand sie streitig macht, das Messer in der Rechten, Harpune und Lanze in der Linken, ein schwarzer Punkt, der so vermessen ist, die eisige Ewigkeit zu besiegen, jeder Schritt ist eine Art Weltkrieg gegen den Sturm, gegen den Hunger. Jetzt erspäht Nanuk ein kleines Loch im Eise! Was ist er, der Mensch, gegen diese grenzenlose Wüste? Ein Punkt. Was ist ein kleines Loch auf diesem grenzenlosen Eise? Weniger als ein Punkt. Nanuk aber erspäht es, wie die Lerche aus unerreichbarer Höhe den Regenwurm erspäht unter Millionen Lebewesen. Nanuk wirft die Harpune ins Loch, sein Angesicht ist geduldig, obwohl er wartet, Nanuk ist der Vollzieher einer Naturgewalt, wenn er Beute sucht, und er weiß, daß ihm alles anheimfallen muß, was die Natur seinem Arm, seinem Auge ausliefert. Seine Augen ziehen sich zusammen wie die eines lauernden Panthers, groß und hungrig frißt die Pupille die Bewegungen des Tieres unter dem Wasser, da strafft sich der Strick, fest sitzt die Harpune, das Tier zieht Nanuks Körper nieder, er steht auf und gleitet aus, dreimal, viermal – und er hält dennoch fest – mit der Beharrlichkeit eines göttlichen Gerichtsvollziehers. Oben ist der tote Körper des Tieres, das breite Messer gleitet freudig in die Speckschicht, und Nanuk und seine Angehörigen essen mit der Inbrunst Verzückter das Fleisch des eben getöteten Tieres. Es ist wie ein heiliges Fest der Natur, freigebige Hände werfen den

Hunden die Innereien zu, das Blut dampft, das Blut der Lebendigen siegt, es ist Sonntag in der Welt.
Ebenso gefräßig wie Mensch und Tier hat die Nacht gelauert. Jetzt öffnet sie ihren Rachen, der Nordwind stürzt hervor, die Angst ist mit tausend Peitschen hinter den Hunden her, sie rasen der *Schneehütte* zu, in der es warm, das heißt 0 Grad ist, in der es nicht wärmer sein darf, weil sonst die Wohnung schmilzt. Die Menschen ziehen ihre Pelzhäuser aus und breiten sie über sich, die Frauen schütten die Kinder aus den Rucksäcken auf die Schlafstelle, draußen lagert die weiße Nacht über den verschneiten Hunden. Morgen wird Nanuk wieder erwachen und seiner Frau die Stiefel reichen, die festgefrorenen Stiefel, damit sie das Weib mit seinen scharfen Zähnen weich kaue, wie es die Pflicht des Weibes ist. Morgen wird Gott wieder ein Walroß unvorsichtig sein lassen, auf daß Nanuk es entdecke, töte und verzehre. Im Sommer wird wieder der Händler kommen, mit den Glasperlen und dem Grammophon, den süßen Kuchen und dem Rizinusöl und – wer weiß – vielleicht schon mit einem Radioapparat. Denn bei uns gibt es alle Tage etwas Neues und bei Nanuk nur einmal im Jahr. Deshalb ist unsere Vielfältigkeit so klein und seine Einfalt so groß. Nanuk weiß nicht, wie populär er jetzt in Berlin ist. In dieser Stunde, in der ich über ihn schreibe, ist er vielleicht gerade dabei, mit seinem Elfenbeinmesser Schneeziegel für die Hütte zu schneiden. Um wieviel größer ist seine Arbeit als die meinige! Das Kunstwerk, das er *ist*, wird unsereins niemals schaffen. In ihm hat die Natur gleichsam ihren Naturalismus überwunden. Er ist ihr expressionistisches Werk. Seine Wirklichkeit ist erhoben zur symbolischen Allgemeingültigkeit. Er ist der lauterste Ausdruck ihres heiligen, grausamen, gütigen, unerbittlichen Wesens.

Frankfurter Zeitung, 15. 2. 1924

KONZERT IM SITZUNGSSAAL

Den Unpolitischen, der am Sonntag Teilnehmer eines *Wohltätigkeits-Fünf-Uhr-Tees* im *preußischen Landtag* war, junge Mädchen in bunten Kleidern sah, den lächelnden Reichskanzler einen Likör trinken, Staatssekretäre außer dem Amt und den Sitzungssaal in einen Konzert-

saal verwandelt – durfte das Verlangen ergreifen, diese Räume, diese Menschen immer so zu sehn: statt der Politik Wohltätigkeit und statt der Reden Konzerte. Die Sängerin von der Staatsoper Gertrud *Biedernagel*, ihr Kollege Prof. *Petri*, der Kammersänger Carl *Clewing* und das *Demanquartett* befanden sich auf jener Estrade, auf der an politischen Wochentagen die preußischen Minister sitzen. Die Sitze der Abgeordneten nahmen die Zuhörer ein. Weit rechts saßen die Angehörigen sozialistischer Politiker. Weit links die Töchter eines altpreußischen Konservativen. In einem Nebensaal saß eine waffenlose Schutzpolizeikapelle und spielte Strauß' »Geschichten aus dem Wienerwald«. Als ich das vorletzte Mal den preußischen Landtag besuchte, sah ich gerade, wie die Polizei kommunistische Abgeordnete mit Gewalt entfernte. Man begreift, daß der Respekt des Unpolitischen vor dem preußischen Landtag erst durch einen Fünf-Uhr-Tee wiederhergestellt werden konnte. Diesen hatten die Gattinnen der preußischen Minister am letzten Sonntag zugunsten der notleidenden deutschen Kinder veranstaltet. Eine ständige periodische Wiederholung solcher Veranstaltungen würde wahrscheinlich nicht nur unmittelbare Erfolge zeitigen, sondern auch die politischen Unerfreulichkeiten mildern können. Ehret die Ministerfrauen!

Frankfurter Zeitung, 15. 2. 1924

DER BIZEPS AUF DEM KATHEDER

Noch ist die Aufregung über den Ausgang des Sechstagerennens nicht überwunden, und schon tritt der brühmteste Deutsche dieses Jahrhunderts, der *Boxer* Hans *Breitensträter*, auf das Podium des Blüthnersaals, um einen Vortrag zu halten. Dessen Titel hieß: »*Wie ich ward und wie ich bin*«. Man beachte die rhythmische Getragenheit dieses Titels und ermesse an diesem nur scheinbar äußeren Symptom, wie klassisch die Welt des Boxers bereits geworden und wie sie beinahe in die Sphären des fünffüßigen Jambus hineinwächst. Heute ist es noch der vierfüßige Trochäus, wie man sehen und hören kann, wenn man den oben zitierten Vortragstitel skandiert. Morgen schon – wer weiß – werden die Sportberichte in Hexametern erscheinen, wenn die Begeisterung des Berichterstatters unversehens sich rhythmisch gestaltet.

Ein großes Publikum hatte sich eingefunden. In den vorderen Reihen zwei Herren in Smoking. Damen in kostbaren Pelzen. Rückwärts und oben Liebespärchen, eng umschlungen, dem Helden ihrer Träume lauschend. Hans Breitensträter trägt einen Smoking. Er spricht mit der echten Verachtung des Muskelmenschen für den eigenen Vortrag. Er liest aus einem Manuskript. Lange Perioden zerhackt er mit akustischen *knock-outs* in kurze Sätze. Manchmal trifft ein Bauchstoß ein Prädikat. Es fliegt weit fort und findet sich erst nach einer langen Pause wieder. Es ist, als wäre es am Boden gelegen und bis »acht« wenigstens ausgezählt worden. Bemerkenswert sind charakteristische Ausdrücke und Ausdrucksformen. Breitensträter sagt »Enertschie«, also durch Konsonantenhäufung die einfache Energie potenzierend. Manchmal erzählt er im *praesens historicum:* »Ich habe eine Gehirnerschütterung und werde ausgezählt«; oder »ein Schlag zertrümmert ihm das Nasenbein«. Dann folgt ein Geständnis und ein Hymnus auf Blut. Der Meister erzählt, daß die Nacktheit des Gegners und der Anblick feindlichen Bluts den Kämpfer in einen prachtvollen Taumel geraten lassen. Hierauf erfährt man, daß »kalte Abreibungen den Geist stählen«. Der getragenen Weise des ganzen Abends folgend, sagt Breitensträter: »Wenn ich in Berlin weile, mache ich Laufübungen durch den Tiergarten« und: »bald darauf geht es in die Klappe«. Gelegentlich kommt noch ein Aperçu (nicht mit *»upper-cut«* zu verwechseln) und dieses lautet: »Manche Ballettratte ist gegen uns ein Waisenkind« ...

Somit ist der theoretische Teil dieses Abends beendigt, Breitensträter legt seinen Smoking ab und setzt an einem entkleideten Partner im Boxerdreß praktisch fort, was er an der Syntax begonnen. Man lacht und klatscht Beifall. Die Berliner Jugend ist maßlos begeistert. Zwanzigmal hörte ich den Satz, daß der Boxsport eine nationale Angelegenheit geworden. Wenn Breitensträter gegen einen fremden Boxer kämpft, so verläßt ihn niemals das Bewußtsein, daß er die deutsche Nation repräsentiert.

Ich gestehe, daß ich mit Vorurteilen beladen in den Vortrag ging. Unmoderner Humanist, der ich bin, erwartete ich alles, was eingetroffen ist. Aber es ist noch mehr eingetroffen: Es fiel kein Wort von der internationalen Bedeutung des Sports und davon, daß er den Frieden der Völker nährt, indem er sie zu festlichen Spielen vereinigt. Dagegen erzählte Breitensträter, daß er, nach dem Kriege aus einem Interniertenlager heimgekehrt, voller Trauer die endgültige Pazifizierung der

Welt miterleben mußte. Aus Mangel an Stahlbädern nimmt er also seine Abreibungen. Ein frommer Lesebuchlyrismus durchströmt seine Autobiographie. Er spricht von seinen »guten Eltern«. Er lobt die Bravheit und die traditionelle Moral.
Man täusche sich nicht über die ernste Seite dieser Angelegenheit: Wenn der deutsche Sport in seinem berühmtesten Vertreter in den Vortragssaal kommt, so erwarte ich auch von ihm einen Zukunftsgedanken. Und wenn wir uns mit der Tendenz, menschliche Kinnladen zu zertrümmern, versöhnen, so nur um den einen Preis: um die Wiederkehr des antiken Olympiadengeistes.

Frankfurter Zeitung, 18. 2. 1924

GROSZ' »ECCE HOMO« VOR GERICHT

Von allen Prozessen, die der Anstoß nehmende Normalmensch des Deutschen Reiches durch seine sichtbare Verkörperung, den Staatsanwalt, gegen Kunstwerke, Künstler und Verleger in der letzten Zeit geführt und gewonnen hat, ist der letzte Prozeß gegen George *Grosz* und die Inhaber des Malikverlages, Herzfelde und Gumperz, der interessanteste. Denn in diesem Prozeß erklärte der Künstler, daß er die Auffassung der sittlich entrüsteten Welt teile, und stellte auf diese Weise sozusagen eine Einheitsfront zwischen sich und dem Staatsanwalt her. Der Vorsitzende fragte den Angeklagten: »Welches Ziel und welchen Zweck haben Sie mit Ihren Bildern gehabt?« Und auf diese Frage erwiderte der Künstler schlicht und sachlich: »Ich hatte ganz bestimmte *moralische Absichten*. Ich fühle mich als bewußten Moralisten, der an gewissen Dingen nicht vorbeigehen kann.« Und da sich Grosz also als ein bei den sittlich entrüsteten Normalmenschen fix angestellter Maler bezeichnete und die Weltanschauung der Anklage zu teilen vorgab, durfte der Vorsitzende mit Recht folgendes sagen: »Sie wollten also die Genüsse und Leidenschaften des Publikums kennzeichnen. Darüber liest man doch bereits viel in den *Zeitungen*. Halten Sie es im Hinblick hierauf noch für nötig, diese Dinge vorzuführen?« Denn nach jener Antwort eines Vertreters der geistigen Welt mußte der Vorsitzende annehmen, weil bereits die Zeitungen es unternom-

men hatten, die »Leidenschaften des Publikums« gebührend zu kennzeichnen, so hätte der Maler nicht mehr die Verpflichtung, der Jounalistik ins Werk zu pfuschen und sich als deren unlauteren Konkurrenten zu gebärden. Und der Künstler sprach: »Die Zeichnung ist ein *anschaulicheres Mittel*«. Man kann sagen: Der Angeklagte hat vor der Weltanschauung der Anklage kapituliert, und es liegt der Reiz der Ironie darin, daß gerade der unversöhnlichste Feind dieser Welt als der erste einen Kompromiß schließt. Ein sinnreiches Beispiel für die Konsequenz des scharfen Radikalismus. Wir haben es in der Politik schon erlebt. Denn statt auf die Frage: Wozu malen Sie? mit der ebenso sinnreichen Frage zu antworten: Wozu dreht sich die Erde um die Sonne?, sagte der Angeklagte: »Ich male, um Ihnen, dem Normalmenschen, zuvorzukommen.« Der Rebell, der seine Revolution für eine Rettung des Konservativismus ausgibt, hätte von den Vertretern des alten Gesetzes einen Lorbeerkranz bekommen müssen. Die Sachverständigen, Dr. Osborn, Maximilian Harden, Max Liebermann, Dr. Redslob, sprachen vergeblich von der moralischen Wirkung der Groszschen Bilder. Auch die Autorität eines Beamten fruchtete nichts. Das Gericht verurteilte sowohl den Maler wie auch die beiden Verleger zu je 500 Goldmark Strafe und zur Vernichtung der beanstandeten Bilder. Darin kann man das Walten einer höheren Gerechtigkeit erblicken. In diesem Paragraph-184-Prozeß behielt ausnahmsweise der Staatsanwalt recht. Er hatte sich nicht in ein Gebiet gewagt, das der Jurisprudenz ferne liegt und unverständlich sein muß. Der Normalmensch klagte den Normalmenschen an.

Red. Nachbemerkung:
Aber die Redaktion kann sich durch diesen Bericht ihres Berliner Berichterstatters noch nicht völlig beruhigt erklären, bevor sie selber weiß: wer eigentlich ein *Normalmensch* sei? Vielleicht schwebt er als ein nie zu verwirklichendes Idol zwischen den Auffassungen George Grosz' und des Herrn Staatsanwalts – und demnach hätten beide nicht ganz recht und beide nicht ganz unrecht mit ihrem Normalideal. Denn das Gericht sieht diese *Ecce-homo*-Sache zu wenig mit dem *Kunstauge*, und der Maler sieht das *Ecce homo* zu wenig mit dem *Menschenauge*.

Frankfurter Zeitung, 19. 2. 1924

DER TAPFERE DICHTER

Die Tradition des politisch »indifferenten« deutschen Dichterwaldes gebeut Schweigen in allen Fragen des öffentlichen Lebens. Vor der Revolution war diese Schweigsamkeit gerade noch vernehmbar, heute ist sie betäubend. Sie übertönt das barbarische Geräusch der Reaktion und den gellenden Todesruf ihrer Opfer. Niemals haben die deutschen Dichter so laut gesprochen, wie sie jetzt schweigen.
Seit Goethe halten sie es für ihre Pflicht, die obligate wirkliche und metaphorische »Reise nach Italien« zu unternehmen, die eine Flucht vor Deutschland ist – aber niemals eine zugestandene. Immer war es eine vorgetäuschte »innere Notwendigkeit«, die verwerflichen, unwürdigen Zustände des nationalen, politischen, sozialen Diesseits zu vergessen und von den heiteren Himmeln anderer Zonen das sogenannte »innere Gleichgewicht« zu entlehnen. Ach! wie leicht erhielt man das innere Gleichgewicht! Es wurde wenigstens niemals hörbar erschüttert. Nicht, als Eisner und Landauer, Luxemburg und Liebknecht und Tausende Arbeiter ermordet wurden, nicht, als Fechenbach ins Zuchthaus wanderte, nicht, als Kahr den Thron »platzhaltend« bestieg und in München die Republik begraben wurde. Immer sitzen sie in einem Schwabing, die Dichter. Es ist kein geographischer Begriff mehr, sondern ein symbolischer.
Der ruht von der Feier seines eigenen Geburtstages aus, und jener fährt durch die Städte und hält Vorträge über sein okkultistisches Erlebnis. Er wohnt in München und erlebt nicht die Materialisation der Brutalität Adolf Hitler – sondern die Materialisationsphänomene des Schrenck-Notzing. Aber die phänomenalen Ereignisse der deutschen Reaktion sieht er nicht. Er ist ein »deutscher Dichter«. (Etwas vom Begriff des kaiserlichen Gottesgnadentums haftet seiner »Berufung« an.)
In Deutschland trennt man »Politik« von »Poesie«. Der Dichter, aus dem Gefüge seiner Zeit, seiner Klasse gelöst, lebt in einer abstrakten »Heimat«. Kein Wunder, daß ihn die metaphysischen Wunder mehr interessieren als die irdischen, als diese Geschehnisse: Fechenbach, München, Diktatur, die dadurch, daß eine Republik ihr Geburtsort ist, wunderbarer werden als sämtliche Geistererscheinungen in Deutschland.

Man weiß nicht, ob es Hochmut ist oder Indolenz, dieses peinliche, schmerzhafte Schweigen. Es ist jedenfalls vorhanden, man hört es, und es verurteilt selbst diejenigen, von denen es ausgeht.

Diese Vorrede war notwendig, um eine Erscheinung zu erklären, die in allen anderen europäischen Ländern eine Selbstverständlichkeit wäre und bei uns eine Tat ist. *Heinrich Mann,* seit Jahren der einzige Rufer von Geist im brüllenden Streit der reaktionären Barbaren (des Großkapitals, des Nationalismus, des völkischen Gedankens), schreibt ein Buch: *»Die Diktatur der Vernunft«,* in dem folgende Sätze stehen: »Ihr (der Bürger) Anblick zwingt den Unschuldigen, zu fragen, was sie denn, außer Raffen, noch können – da sieht er: nichts. Gegen sie waren Monarch und Generalstab humanistische Genies. Einer von ihnen hatte gerade mit Hilfe eines Agenten, der vom Balkan kam, die Mehrheit der Aktien einer Berliner Bank heimlich und hinterrücks an sich gebracht. Dann ging er in eins der Parlamente und sprach – der Satz kam vor –: ›Ich kann meine Zeit produktiver anwenden als hier!‹ Mit Balkangeschäften. Derselbe wurde von einem Berichterstatter gefragt, für wen er eigentlich so unsinnig viel Geld verdiene. Er hätte natürlich sagen müssen: Für den Aufbau der deutschen Wirtschaft. Oder: Für Deutschland. Oder: Zum Heil der Welt. Aber nein, er vergaß sich. Für wen er so viel Geld verdiene? ›Für meine Kinder‹, sagte er schlicht.«
»Industrielle beider feindlicher Länder fanden sich, nach vollbrachter Tat, dort zusammen, um zu beaugenscheinigen, was sie vollbracht hatten. Die Herren verließen ihre starken und glänzenden Autos. Obwohl von feindlicher Herkunft, schritten sie im besten Einvernehmen über die Stätte ihres Wirkens. Es war ihr gemeinsames Wirken. Die Feindschaft war in Wahrheit Arbeitsgemeinschaft.«
»Es gibt heute kaum noch vorgeschrittene Geistigkeit ohne einen gewissen Internationalismus. Er wird bedingt schon durch die Qualität der Nationalisten.« –
Wie viele Dichter von Ansehen und Rang schreiben noch so in Deutschland? Wen von ihnen kümmert das Parlament, dieser Stinnes, diese Industrie, dieser Patriotismus? Wäre dieses Buch von Heinrich Mann selbst nicht so geistreich, selbst nicht so von musikalischem Rhythmus, vom edelsten dichterischen Atem durchweht, wie es ist – es müßte nur als eine deutsche Kuriosität verzeichnet und verbreitet werden, zur Erleuchtung der Anständigen, zur Beschämung der schwei-

genden Dichter. Ich fürchte nur: Sie werden sich nicht schämen. Auch sie sagen, ihr Reich sei nicht von dieser Welt, und glauben sich dadurch berechtigt, zusehen zu dürfen, wie die anderen gekreuzigt werden. In einigen Jahren, wenn die Republik eine Legende geworden, wird sie ihnen das gegebene »distanzierte« Thema geworden sein. Denn ihr Blick ist so auf die Nachwelt gerichtet, daß sie an dem Untergang der Mitwelt schuldig werden.

Vorwärts, 20. 2. 1924

PLAKATKUNST

Ich habe gestern eine Ausstellung besucht, deren Objekte keiner der offiziellen Kunstgattungen angehören und deren symptomatische Wichtigkeit infolgedessen unterschätzt werden könnte. Unter dem Protektorat des Reichskunstwarts Redslob veranstaltete die Berliner Filmindustrie in der Friedrichstraße eine Filmplakat-Ausstellung. Sie mag zuerst eine Angelegenheit der engeren Fachkreise sein. Aber darüber hinaus ist sie eine des öffentlichen Lebens. In dem Sinne, daß sie, wie jede Plakatausstellung, unseren schlafenden Sinn für äußere Wirkung zu wecken imstande wäre und daß an ihr erkennbar wird, wie weit wir es in der Fähigkeit zu wirken gebracht haben.

Die Aufgabe des Plakats ist mit der eines guten Buchtitels zu vergleichen. Es soll wie dieser Neugier erwecken und dennoch komprimiert alles enthalten. Es muß reizen und zugleich befriedigen. Es muß auffallen und darf nicht verletzen. Es muß bannen, ohne zu stören. Es muß nachwirken und darf denjenigen, der es gesehen hat, doch nicht unbarmherzig verfolgen wie jene Rasierklingenreklame, die einen in der Mitte glatt durchgeschnittenen Dackel zeigt. Die groteske Grauenhaftigkeit dieser Dackeloperation ist suggestiv, aber wie ein quälender Traum, gegen den man nächtelang vergeblich ankämpft.

Der Film mag es schwieriger haben, wirksame Plakate herzustellen, als zum Beispiel eine Zigarettenfabrik. Diese kann mit der bildgewordenen, also gewissermaßen aus der Sprache in ihre eigentliche Heimat wiedergekehrten Metapher arbeiten. Reklame der Zigarettenfabrik will nur bewirken, daß ich mir einen Gegenstand kaufe. Die des Films, daß

ich ein Schicksal, ein Ereignis miterlebe. Die Filmreklame darf die Lebendigkeit des angepriesenen Kinostücks nicht übertreffen, weil sie sonst übertrieben ist. Sie darf nicht hinter der Buntheit des Films zurückbleiben. Diese muß angedeutet sein. Der Inhalt des Stücks kann in einem Symbol ausgedrückt werden. Aber wie jedes Sinnbild muß auch dieses klar und knapp sein. Voluminöses tötet das Interesse.

Man sieht nun in der Filmplakatausstellung nur Anläufe zu guter Plakatwirkung. »Künstlerisch«, das heißt: nicht etwa mit der Ambition in die Reihe der Genialitätserzeugnisse aufgenommen zu werden, sondern mit der Tendenz, eine gebändigte Form der Wirksamkeit zu finden, das gelang dem deutschen Industrieplakat besser als dem französischen und dem italienischen. Deutsche Plakatzeichner sind in den letzten Jahren in Amerika zu hohem Ansehn gelangt. Die deutsche Trickreklame ist ein heiteres, manchmal geistreiches Kunstgewerbe geworden. Die Filmreklame, von der sich die Industrie viel erhofft hat, ist nicht auf der Höhe.

Was bedeutet mir eine witzige Karikatur von Trier »Adam und Eva«, die »an sich« gelungen, aber von ihrem Zweck losgelöst erscheint? Was sagen mir Fritz Koch-Gothas bekannte Zeichnungen aus der und jener Gesellschaftsschicht, die mir Impressionen von Menschen und Situationen vermitteln, niemals aber eine anreizende, meine Neugier erwekkende Idee vom anzugreifenden Film? Am wirksamsten sind noch jene an die Simplizität des Holzschnitts gemahnenden Zeichnungen (von Fenzel), die eine inhaltliche Fülle in den knappsten Ausdrucksformen festhält; oder jene stark realistischen Bilder von Otto Arpke, die eine tatsächliche Darstellung des Ereignisses zu geben bemüht sind und die ich potenzierte Photographien nennen möchte. Oder ein Porträt Paul Wegeners von dem bekannten Reklamezeichner Leonard, der durch den Ausdruck einer Persönlichkeitsphysiognomie die Rolle des Helden, sein Schicksal, seine Tragik anzudeuten bestrebt ist. Die Plakatbilder von Matejko, die den Schmiß ohne Genialität haben, weisen den Weg zu wirksamer Reklame, aber sie finden ihn selbst noch nicht. Matejko zeichnet Plakatfeuilletons. Ihre Wirksamkeit macht gelegentlich eine kleine Anleihe bei der Erotik. Und das Interesse, das ein Frauenbein erregt, lenkt von dem Interesse für den Film ab. So enthält diese Ausstellung gute und minder gute Zeichnungen und Bilder. Aber noch keine Werke der Filmplakatkunst.

Frankfurter Zeitung, 22. 2. 1924

DER KORPSSTUDENT

Der Korpsstudent ist das einzige zoologische Lebewesen, dessen »Vorkommen« nicht von geographischen und klimatischen Verhältnissen abhängig ist, sondern von staatlichen und nationalen. Während er also in Ländern, welche dieselben biologischen Bedingungen haben wie Deutschland, entweder bereits ausgestorben oder überhaupt nicht entstanden ist, kommt er bei uns in zahllosen, durch die (»Couleur« genannte) Färbung voneinander verschiedenen Gattungen vor.
Man trifft ihn in Kneipen, auf Mensurböden und bei völkischen Veranlassungen (zu denen die Vorlesungen der Professoren Roethe, Freytag-Loringhoven und ähnlicher gehören), auch in Hörsälen. Der Korpsstudent ist auf den ersten Blick zu erkennen: Die theologische Theorie, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, leugnet der Student *in praxi* durch Gesichtstätowierungen, die er »Schmisse« nennt. Auf der obersten Wölbung seines kurzgeschorenen Schädels trägt er ein mit schiefer Vehemenz aufgesetztes Käppi, um das ihn jeder amerikanische Telegraphen- und Expreßboy beneiden könnte. Quer über die Weste hat er ein buntes, zwei- und dreifarbiges Band geschlungen, das manchmal mit einer goldenen Phrase geziert ist, wie zum Beispiel: »Mit Gott für König und Vaterland!« Also projiziert er Gefühle und Überzeugungen nach außen, er selbst eine wandelnde Phrase, von Traditionen und Bier genährt und durch die unwahrscheinliche Geduld seiner deutschen Mitmenschen am papiernen Leben erhalten. Da er keinen Inhalt mehr hat, lebt er als eine Schale weiter; und gleicht etwa einem bunten Lampion am Morgen nach einem Fest.
Um die Zweckmäßigkeit seiner Existenz dennoch zu erweisen, verursacht er Aufsehen und Geräusche – in der irrigen Meinung, daß akustische Wirkungen Daseinsberechtigung verleihen. Indes beweist er gerade dadurch seine exzellente Vergangenheit und seine anachronistische Gegenwart. Sein Lärm gleicht einem gelegentlich aus der Unterwelt aufsteigenden Rumoren mangelhaft gestorbener Geister.
Weil *er* aus den Fugen der Zeit gefallen ist, glaubt er, die *Zeit* sei aus den Fugen. Weil er den Tag verschläft, sieht er die Welt nur bei Nacht – und auch dann nur doppelt. Deshalb verkennt er die Dimensionen der Wirklichkeit. Gespenster sehend, wandelt er selbst sich

zum Gespenst, das im Klang des Bierglases Altheidelbergs Glocken zu hören vermeint. *Ihn* stärkt also ein Rausch, in dem andere untergehen. Vom Moder des Gewesenen und Verwesenden lebt er. Sein Glanz ist dem eines in der Nacht leuchtenden feuchten Kadavers zu vergleichen. Dennoch – und weil er ein Toter ist, den die Geschichte zu begraben vergessen – macht er, durch Gesetz und Sitte vor der unbarmherzigen Wirklichkeit geschützt, seinen Weg, den man »Karriere« nennt und der ihn zu Richterstühlen, in Anwaltskammern, an Krankenbetten führt. Er spricht Recht und verordnet Rizinusöl. Er wird ein Professor und bildet sich ein, Wissenschaft zu verbreiten, wenn er sein Wissen verbreitet. Die Ideale aus der Rumpelkammer seiner Jugend zieren seine Wände und hängen in seinem Gehirn. Er ist aus einem jungen Biertrinker ein »Alter Herr« geworden. Denn genauso, als ob er jemals ein Lebendiger gewesen wäre, wandelt er durch die Jahre, an der Peripherie der Welt zwar und dennoch ihr zugerechnet, wird grau und stirbt endlich den Tod der Lebendigen, nachdem er ein Leben der Toten absolviert hat.
Seinem trauernd hinterbliebenen Korps hinterläßt er Maßkrug, Schläger, Hakenkreuz, Kappe, Band und was es sonst noch an studentischen Kulturutensilien geben mag. Seiner gedenkend und ihm nachzueifern beflissen, wächst die nächste Generation heran und pflanzt an seinem Grabe ihre Hoffnung auf, die unsere Enttäuschung ist ...

Vorwärts, 24. 2. 1924

NACHRUF AUF DEN HOTELPORTIER

Eines der größten Berliner Hotels hat den *Portier abgeschafft*. Statt seiner funktioniert, vielleicht präziser als er, aber auch mechanisch-unpersönlicher, eine Art Befriedigungsanstalt, »Verkehrs- und Auskunftsbüro« genannt, in dem es Abteilungen für alle Bedürfnisse des Gastes gibt: eine Weckabteilung, ein Postbüro, ein Fahrkartenbüro und dergleichen. Die Beamten dieser Abteilungen sind nicht livriert. Das feierliche Dunkel ihrer Anzüge verbreitet um sie eine trinkgeldreine Atmosphäre, während, wie man sich erinnert, der fröhliche Metallglanz der Messingknöpfe an dem Rock des Portiers eine splendide

Ideenassoziation zu schaffen pflegte. Es heißt, daß Amerika zuerst den Tod des Hotelportiers beschlossen und verursacht habe.
Er war eine durch Indiskretion gemilderte Autorität. Eine Amtsperson zwar, aber der Sünde zugänglich. Unter seiner braunen oder dunkelblauen Tuchweste saß ihm ein Herz in der Brust, durch finanzielle Injektionen erregbar; ein (Reichtum des Gastes) fühlendes Herz. Er war ein Mensch, nehmt alles nur in allem. Niemals war seine Absage endgültig. Sein Auge, hart geworden durch den häufigen Anblick ratloser Obdachlosigkeit, konnte dennoch milde werden, weil es auf ganz bestimmte Objekte unfehlbar reagierte. Manchmal begann es, vielversprechend zu zwinkern. Und der Geist, geübt in der Ausnützung phantastischer Möglichkeiten, erfand Schlafgelegenheiten und schuf Betten aus dem Nichts, aus einer Badewanne und einem Billardtisch.
Wie glatt und vornehm übersah er die Illegalität eines doppelt ausgefüllten Meldezettels, wie selbstverständlich wies er, großmütig, auf die Genauigkeit verzichtend, »zweibettige Zimmer« an. Er war frei und ohne Vorurteile, mächtiger als der Herr Direktor und der Besitzer. Er war die letzte Instanz für Verzweifelte, Ratgeber in den schwierigen Fragen des Schlafwagenverkehrs und der Grenzvisa. Wer auf ihn vertraute, mußte dafür bezahlen.
Er ist bald nicht mehr, er stirbt. Mit ihm sinkt eine Epoche in das große hungrige Grab der menschlichen Zivilisationsveränderungen. Meine Feder weint ihm eine bescheidene Elegie nach.

Frankfurter Zeitung, 25. 2. 1924

DER SCHREI NACH DEM FREMDEN

Zuerst entrang er sich den Kehlen einzelner Kaufleute, Gastwirte und Kaffeesieder. Schließlich verdichtete er sich zu einer Klage aller Leiter der deutschen Verkehrsorganisationen und nahm am 15. dieses Monats die Gestalt einer sogenannten Tagung an. Im Januar 1920 und 1921 lebten in Berlin rund 9400 Fremde, 1922 14 000, 1923 15 500, im Januar dieses Jahres kamen nach Berlin *6183 Fremde*. Von diesen waren die wenigsten Ausländer. Im Dezember kamen nach Berlin beispiels-

weise nur *860 Fremde* aus der *Tschechoslowakei,* während noch im Dezember 1922 Berlin ungefähr 4000 Gäste aus diesem Lande zählte. Man hat erkannt, daß es ein billiges Mittel ist, die starke Abwanderung der Fremden auf das Steigen der deutschen Mark zurückzuführen. Denn es ist ein logischer Fehlschluß, aus der Tatsache, daß die Billigkeit in Deutschland die Fremden herbeigelockt habe, zu folgern, daß sie die Teuerung vertreibe. Auch die Reichen kommen nicht mehr nach Deutschland. Auch die großen und vornehmen Hotels in Berlin stehen leer, nicht nur die kleinen, mittelmäßigen. Aus verschiedenen Anzeichen kann man ersehen, daß die einzige offiziöse Stelle, die in Deutschland ausländische Zeitungen liest, die »Zentralstelle für den Fremdenverkehr Groß-Berlins« ist. Nur sie allein wußte, welche Klagen in den ausländischen Zeitungen gegen Deutschland erhoben wurden. Sie richteten sich *gegen Behörden und Publikum.*

Die Berliner Behörde hat die Gewohnheit angenommen, zwischen »erwünschten« und »unerwünschten« Ausländern zu unterscheiden. Aber sie ist noch immer nicht auf das einfache Mittel gekommen, diese und jene zu erkennen. »Erwünscht« sind alle jene Ausländer, die mit Paß und Visum kommen und ihren ehrlichen Namen in die Fremdenliste des Hotels eintragen. Kurz: Erwünscht sind alle jene Fremden, die aus freien Stücken mit der Verwaltungspolizei zu tun haben. Die Unerwünschten sollen in das Gebiet der Kriminalpolizei, natürlich nicht freiwillig, sondern wenn diese geschickt genug ist. Der große Denkfehler besteht darin, daß auch die Berliner *Verwaltungspolizei* unerwünschte Ausländer wittert, statt aus soundso viel Erfahrungen zu schließen, daß derjenige, der ihr unerwünscht sein könnte, sich freiwillig melden würde. Statt dessen vollzieht sich der Berliner Fremdenverkehr so: Der Fremde hat in seinem Paß den Vermerk von der Deutschen Gesandtschaft seines Landes: »Muß sich innerhalb 24 Stunden bei der Polizei melden.« Der Fremde geht also in das sogenannte Polizei-Bezirksamt, wo nicht etwa ein erfahrener Kriminalpolizist amtiert, sondern ein Verwaltungsbeamter, der eigentlich dem Fremden ausgeliefert ist, statt, wie er sich einbildet, den Fremden »am Wickel« zu haben. Die Frage des Beamten lautet: »Wie lange wollen Sie bleiben?« Die Antwort des Fremden: »Zwei Wochen.« Hierauf füllt der Fremde einen »Fragebogen« aus mit folgenden Fragen: Konfession, Name des Vaters, Name der Mutter, *Mädchenname der Mutter, Beruf des Vaters.* Hierauf schreibt der Beamte sorgfältig den Fragebogen auf einem gel-

ben Karton ab und reiht diesen in die Kartothek ein. Darüber hat der Gast einen Vormittag verloren, weil der Beamte langsam schreibt und seine Wichtigkeit durch umständliche Fragen bestätigt wissen will.
Hat etwa der Fremde Lust, länger zu bleiben, als sein Visum gültig ist, so muß er im Polizeipräsidium bitten, dieses möge das Deutsche Konsulat des betreffenden Landes telegraphisch oder brieflich fragen, ob eine Verlängerung möglich sei. Nach einer Woche pflegt die Antwort zu kommen: »Noch drei Tage gestattet«. Inzwischen hat der Fremde jeden zweiten Tag angefragt. Nach einer Woche erfährt er, daß er sich nur die ersten drei Tage dieser Woche hier aufhalten durfte, daß er also seinen Aufenthalt um vier Tage überschritten habe. Dafür zahlt er eine gebührende Strafe und ist froh, wenn er die deutschen Grenzen hinter sich hat.
Weder in der Schweiz noch in Österreich, noch in Frankreich sind dem Aufenthaltsbedürfnis des Fremden Schranken gesetzt. Jede Ortsbehörde in diesen Ländern darf ihm die Aufenthaltserlaubnis verlängern, und sie tut es auch. In Wien, in Zürich braucht der Fremde überhaupt nicht persönlich bei der Polizei zu erscheinen. Niemand fragt ihn nach dem Mädchennamen seiner Mutter. In diesen Ländern schreiben die Zeitungen nicht vom »Zuzug aus dem Osten«. In Berlin durfte sich jeder Varietéhumorist eine Verspottung der freigiebigen und sehr viel kaufenden Russen erlauben. Die deutschen Behörden wissen noch immer nicht, daß der Vetter des reichen Russen, der am Kurfürstendamm drei Zimmer in einer vornehmen Pension bewohnt, im Scheunenviertel alte Kleider verkauft. Wenn die Polizei diesen Vetter ausweist, verläßt jener Berlin. Nur der Ausgewiesene kommt zurück. Der Reiche fühlt seine eigene Vergangenheit verletzt. Als ob die Kaufkraft ein angeborener Wesenszug wäre. Wer heute im Scheunenviertel lebt, kann morgen ins vornehmste Hotel einziehen. Es gibt keine absolute »Erwünschtheit« oder »Unerwünschtheit«.
Auf der Tagung, die am 15. dieses Monats stattfand, sagte jemand, es gebe so viele polizeiliche Bestimmungen, daß sich die Behörden selbst nicht auskennen. Darauf erwiderte der Vertreter des Reichsministeriums für Inneres: Jawohl, das ist richtig. Und das Ministerium wolle den Hoteliers entgegenkommen, und zwar werde es jetzt alle diese Bestimmungen sorgfältig registrieren und hoffe, damit in zwei Monaten fertig zu werden. Hierauf würde man sich hoffentlich auskennen.
Das war der Höhepunkt dieser Tagung. Der Schrei nach dem Fremden

reduzierte sich auf das Verlangen, wenigstens die Bestimmungen über den Fremdenverkehr, richtiger gegen den Fremdenverkehr, kennenzulernen. Und das Echo kam aus dem Ministerium für Inneres tröstlich und langsam. Nach zwei Monaten wird man also genau wissen, wieso die Fremden – nicht nach Deutschland kommen können. Die erwünschten Fremden. Die unerwünschten kennen, wie man gesehen hat, die Bestimmungen der Berliner Behörde und die Möglichkeit, sie zu umgehen, besser als die Behörden selbst den Weg, diese Bestimmungen anzuwenden. Oh, welch eine Verwirrung!

Frankfurter Zeitung, 29. 2. 1924

»KÖNIG HUNGER« IN DER VOLKSBÜHNE

»König Hunger« ist kein »Drama« im überlieferten Sinne, sondern, wie es der Autor Leonid *Andrejew* selbst nennt: »Ein Spiel«. Ein allegorisches Spiel, in dem der Hunger, »König Hunger«, nicht nur Mittelpunkt, sondern auch treibende Kraft des Geschehens ist. Er ist es, der das Volk leiden macht; er, der es zur Empörung treibt; und schließlich er, der die Ursache der mißglückten Revolution wird. Die herrschende Klasse, gegen die sich die Empörung richtet, nennt König Hunger ihren Verbündeten: mit Recht. Aber die Unterdrückten nennen ihn »Vater«: mit Recht. Zwischen Herrschern und Beherrschten – in die Sprache des gegenwärtigen Alltags übersetzt: zwischen Bourgeoisie und Proletariat – steht der König Hunger. Er ist selbst ein Lohnsklave der Bourgeoisie und ein König des internationalen Proletariats. Seine Allmacht ist eine scheinbare. Denn er muß letzten Endes der herrschenden Klasse zum Sieg verhelfen – während er andererseits (seiner Natur nach) immer wieder neue Rebellen heranzüchtet. So unentschieden wie der Charakter dieses Hungers ist der Ausgang des Andrejewschen Spiels. Die Revolutionäre sind die Opfer des Hungers geworden, sie sind tot. Die herrschende Klasse triumphiert.
Und hier ist der Punkt, an dem der Autor einsehen muß, daß er mit dieser Art Problemstellung nicht dessen endgültige Lösung finden kann, die ihm offenbar am Herzen liegt. Er macht eine Anleihe bei der metaphysisch-fernen Zukunft, die nichts mehr mit den Vorgängen des

Spiels zu tun hat: Er läßt den König Hunger den bereits ängstlich fliehenden Bürgern zurufen: »Rasch! Rasch! Die Toten stehen auf!« – Hier fällt der Vorhang. Die ersehnte, die rächende Auferstehung der toten Revolution erleben wir Zuschauer nicht mehr. Wir können nur hoffen, daß sie drüben, hinter dem Vorhang der Weltgeschichte, wirklich erwacht, und wir trösten uns damit aus Gewohnheit – weil wir solche Enttäuschungen und aufmunternden Prophezeiungen schon oft (und nicht nur auf der Bühne) erlebt haben. Was bleibt also, abgesehen von diesem Trost, für uns: in literarischer (dramatischer) Beziehung und zweitens in sozialer und politischer?

Dieses »Spiel«, das in der Struktur undramatisch ist, hat dramatisches Geschehen und dramaturgische Möglichkeiten, visuelle und akustische. Es bietet: einen Maschinensaal, Arbeiter, einen traditionell gestalteten Tod, einen phantastischen Gerichtssaal, Glockenschläge, Massenstimmen und scharfe, populäre und also eindringliche Kontraste. Es gewährt symbolische Erhebung statt dichterischer. Der Stoff selbst gibt Weihe, nicht seine Gestaltung. Wir vermissen die soziale Lösung und die dichterische Erlösung. Man kann dem Autor recht geben, wenn er den Hunger so auffaßt, wie er es tut. Aber seine Auffassung bleibt eben ein »Spiel«, sie ist nicht unbedingt zwingend, nicht naturnotwendig, nicht einmalig.

Und trotzdem ist »König Hunger« eine Bereicherung: denn das Problem, das hier behandelt wird, ist die große Frage *unseres* Tages; die Figuren (wenn auch keine Gestalten), die hier auftreten, gehen *uns* an; *unser* Kampf soll hier dargestellt sein; unser Streben, unser Irrtum, unser Tod. Das Thema entschuldigt die Schwäche des Dramatikers, wenn es brennend aktuell ist. In dieser Zeit ist die Aufführung ein Verdienst der »Volksbühne«.

Sie wäre auch noch unabhängig von der Aktualität des Stoffes ein Verdienst gewesen, wenn die Regie (Fritz *Holls*) mehr gestrichen und auch das innere Tempo straffer zusammengedrängt hätte; wenn der Darsteller des Hungers, Paul *Henckels,* statt seiner Lauheit Kraft, statt scharfer Akzentuierung des Wortes Schärfe des Ausdrucks, statt zerflatternder Gesten wirksame, sparsame, straffe Konzentration gegeben hätte. So verlor sich die Aufführung in langsamer Detailmalerei – und sie hätte doch ein Kampfruf sein können. Von den übrigen Darstellern fiel, als der Vorsitzende der Pöbelversammlung, Hermann *Greid* auf. Er hatte die knappe, klug und sparsam berechnete Geste, die trotzdem

noch Zeit fand zur ironischen Selbstpersiflage. Er allein unter den vielen, vielen. Oskar *Schlemmers* Bühnenbilder bildeten wirksame Hintergründe. Wolfgang *Zeller* lieferte die stellenweise schwache Begleitmusik. Die Übersetzung des im Ladyschnikow-Verlag erschienenen Stückes stammt von August *Scholz*. Das Publikum fühlte die Verwandtschaft des dramatischen Themas mit dem Heute. Es war sichtlich von einer inneren Spannung erfüllt. Der Beifall kam – vielleicht infolgedessen – zögernd.

Vorwärts, 29. 2. 1924

GETRÄUMTER WOCHENBERICHT

Ich leugne die Wirklichkeit des bedeutenden Ereignisses, das in dieser Woche Deutschland so schwer betroffen hat: Ich leugne die Wirklichkeit des Hitler-Prozesses.
Man muß solche phantastischen Erlebnisse in das Gebiet der ohnehin in München heimischen Metaphysik verweisen. Auch der Zeitpunkt, in dem dieser angeblich tatsächliche Prozeß sich vollzieht, ist meiner Auffassung sehr günstig. Mitten im Karneval kommt ein Gerichtshof zusammen, macht seine Reverenzen vor den Angeklagten, diese werfen den Damen im Hörsaal Kußhände zu, die Justiz ist in eine Kaserne übersiedelt, die Angeklagten erheben die Anklage, die Spanischen Reiter dräuen fürchterlich vor dem Eingang in den Kasernensaal, die Öffentlichkeit entsendet 60 gespitzte Bleistifte, und den armen Hausierern ist es verboten, Hosenträger in der Nähe des Gerichtssaals feilzubieten. Man müßte blind sein oder, was dasselbe ist, ein naives deutsches Publikum, um aus all den oben angeführten Begleiterscheinungen nicht zu erkennen, daß in München kein »politischer Prozeß«, sondern ein Fastnachtstraum stattfindet.
Infolgedessen degradiere ich das Ereignis dieser Woche und zerre es aus den oberen Regionen des ernsten Leitartikels in die tieferen unter dem Strich. Es ist keine Erscheinung des politischen Lebens, sondern der geistigen Dekadenz. Es ist keine Gerichtssaalsitzung, sondern eine spiritistische Seance. Sie ist irrtümlich aus der Fakultät des Geisterprofessors Schrenck-Notzing in die des Ministers Emminger gefallen. Ich lasse mich nicht irreführen.

Ich lasse mich nicht irreführen – und wäre der Ton, in dem die Zeitungen von diesem Prozeß berichten, noch so ernst, noch so sachlich, noch so pathetisch. Denn hört ihr nicht, Brüder, daß die Toten reden? Seht ihr nicht, daß die Stenographen Geisterreden nachschreiben? Erkennt ihr nicht aus den Bildern der »in den Gerichtssaal entsandten Sonderzeichner«, daß sie die Gestorbenen abkonterfeien? In München öffnen sich die Gräber der Weltgeschichte, und aus ihnen steigen die begraben gewähnten Leichname. Ein grotesker Traum tritt in Funktion – und ganz Deutschland nimmt dieses Wunder gleichgültig hin, als wäre es eine Selbstverständlichkeit.

Es erscheint ein Tapezierer, nennt sich »Schriftsteller«, und alle glauben es ihm. Ein Schuster, der nicht bei seinem Leisten geblieben, erzählt seine belanglose Biographie und schildert, wie er sich aus einem »Weltbürger«, der er noch in Braunau gewesen, zu einem »Antisemiten« in Wien entwickelt hat. Und die deutschen Zeitungen drucken es fleißig. Es fährt ein bereits im Totenregister der Historie unter dem Namen Lindström verzeichneter General im eigenen Auto vor und hält eine Rede gegen den Papst. Dieser mußte es sein, just dieser General, der noch bei seinen Lebzeiten kein anderes Buch gelesen hatte als ein militärwissenschaftliches – und sogar dieses mit sehr geringem Nutzen. Aus dem Jenseits der abgeschafften Lesebücher steigt ein Oberleutnant Röhm auf und sagt: »Ich bitte zu berücksichtigen, daß ich nur Offizier bin und als solcher denke. Ich stand als Generalstabsoffizier an der Front und gehöre zu den wenigen, die *glaubten, daß wir immer noch siegen würden.*« Selbst unter Generalstäblern ein Rekord an Dummheit! Bedenkt, Brüder, wie lange ist es her, daß jemand noch glaubte, wir würden siegen? Mußte man nicht annehmen, daß diese Menschen schon lange tot und begraben seien? Nein, seht! Sie leben! Sie sagen aus! Sie wollen Revolutionen machen! Oh, welch ein Totentanz!

Es scheint mir, daß die deutsche Geschichte der Gegenwart und der letzten Vergangenheit irgendeinen konservierenden Stoff ausscheidet, mit dem sie ihre Verstorbenen umgibt, so daß sie zur Faschingszeit auferstehen und ihre Weltanschauungen in München darlegen können. Aber das wäre die private Angelegenheit eines Geister beschwörenden Zirkels gewesen und nicht eine der Öffentlichkeit und der Politik. Weil aber dem so ist und weil sechzig Berichterstatter die Worte der Toten stenographierten, muß ich annehmen, daß ich diesen hier ge-

schriebenen Aufsatz und seine Veranlassung geträumt habe; daß ich ganz Deutschland geträumt habe; seinen analphabetischen Tapezierer, meinen Kollegen, der, kaum daß er lesen und schreiben aus einer Rassenfibel gelernt, schon Schriftsteller und eine politische Persönlichkeit ward; seinen General, der, statt ein Schweizer im Vatikan zu werden, wozu seine Begabung ausgereicht hätte, gegen den Papst zu Felde zieht; dieses Rasseln verrosteter Säbel, dieses Kadaverleuchten lebender Leichname, diese Zeitungen, die Witzblätter werden, indem sie über den Prozeß in München berichten.
Es ist nicht anders: Ich träume einen Fastnachtstraum, und der heißt: Deutschland.

Vorwärts, 2. 3. 1924

DER KAMPF UM DIE MEISTERSCHAFT

Ich werde diesen Abend nie vergessen, an dem der Kampf um den Lorbeer des *deutschen Meisterboxers* ausgefochten wurde. Auch Berlin wird, so schnellebend es ist, diesen Abend nicht vergessen. Greise krochen humpelnd aus dem Dämmer ihres Lebensabends in die strahlende Helle des Kampfabends. Kinder führten ihre Mütter an den Schürzen zum Sportpalast und schrien Hurra. Das Volk benahm sich spartanisch und drängte sich nach antiken Mustern im großen Hof und in der Straße vor dem Palast. Klassische Rufe wie: »Ick hau Dir eene!« erfüllten die Luft, in der alle guten Olympiadengeister schwebten. Manche handelten mit Tips. Andere mit Eintrittskarten. Vor Begeisterung kaufte eine arme Frau, die sichtlich lange mit sich zu Rate gegangen war, eine Karte für 175 Mark. Da man ihren kleinen Jungen nicht hineinließ, schickte sie ihn an der Tür fort, allein mußte er nach Hause. Indes ihr Geist, die Gefilde der Mütterlichkeit verlassend, bereits auf der Arena weilte.
Während der ärmere Teil der Nation zu den heiligen Kämpfen wandern mußte, benutzte der wohlhabendere eigene Automobile und Autodroschken, und es entwickelte sich vor dem Sportpalast ein Kampf der Wagen, wenn auch nicht der Gesänge. Jeden eintretenden Besucher geleitete eine Rotte Jugendlicher bis zur Tür. Jeden, der am

Abend den Saal verließ, überfielen Neuigkeitshungrige und boten Geld für eine Nachricht an. Es war ein erhebender Abend.
Der Draht hat der Welt bereits die Nachricht überbracht, daß nicht mehr Hans *Breitensträter*, sondern *Samson-Körner* des deutschen Volkes Meisterboxer ist. Mir bleibt die nachträgliche Chronistenpflicht, zu berichten, daß Samson-Körner eigentlich Paul Körner heißt und aus Zwickau in Sachsen kommt. Den Namen »Samson« hat er sich selbst beigelegt, in Amerika nämlich, wo er fünfzehn Jahre geweilt hat. Dort scheint in Boxerkreisen die symbolische Namengebung Sitte zu sein.
Ich ahnte sofort, daß dieser deutsche Samson siegen wird. Denn die Reichweite seiner Arme beträgt 1.93, seine Körperlänge 1.82, sein Brustumfang 1.05, sein Wadenumfang 39 und die Stärke seines Bizeps 31–35. Wer sagt da nicht: »unberufen«! Breitensträter ist um zwei Zentimeter kleiner, seine Wade um zwei Zentimeter dünner, seine Reichweite um drei Zentimeter geringer. Ich hege im Gegensatz zur geltenden Weltanschauung die Überzeugung, daß der Stärkere siegt, und anerkenne die Göttlichkeit der natürlichen Gesetze bei jeder Rauferei, ob sie nach Regeln verläuft oder nur nach Temperament. Infolgedessen weiß ich, daß ich, dessen Biceps – lacht, meine Zeitgenossen! – nur 21 Zentimeter Umfang hat, auch wenn ich ein Boxer wäre, im Kampf mit einem Stärkeren unterliegen müßte. Ich verlasse mich deshalb auf den Verstand und gebe allerdings zu, daß in Ermangelung dieses die Boxregeln ein halbwegs genügender Ersatz sein können.
Die viereckige Arena schwamm in weißem Scheinwerferlicht, das die Unheimlichkeit eines toten Weiß hat, an weiße Sterbelaken erinnernd. Es ist eine unbarmherzig weiße Farbe, die schon aus visuellen Kontrastgründen allein nach rotem Blute schreit. Der Schiedsrichter, den ich persönlich kenne, ist ein verbindlicher Mann, er hat eine schlanke und edle Figur, und ich hatte ihm, als wir einmal gemeinsam an einer festlichen Tafel saßen, nicht soviel zugetraut. Ich gestehe, daß mich ein erhebendes Gefühl überkam, als ich an meine Bekanntschaft mit dem Schiedsrichter im Kampfe um die deutsche Meisterschaft dachte. Ja, das war der Mann, berufen, das Schicksal der Nation zu verkünden.
Dann begann dieser Kampf. Breitensträter sprang um den lauernden Körner herum, hüpfte, eine Ohrfeige fast sichtbar auf der Handfläche tragend, vor und entledigte sich seines Vorsatzes. Dann sprang er zurück. Das wiederholte sich einige Mal, bis der Schiedsrichter eine kampfeinstellende Bewegung machte, und ein Gong erklang.

Es gab noch eine zweite und, wie man weiß, eine dritte Runde, Breitensträters letzte, bei der ich wieder Gelegenheit hatte, meinen Freund, den Schiedsrichter, zu bewundern. Denn, als handelte es sich nicht um die Meisterschaft, sondern um irgendeine beliebige Kleinigkeit, zum Beispiel einen Nobelpreis, so zählte er mit scharf akzentuierender Stimme, die Totenuhr in der Hand: 1, 2, 3 bis 9 und dann sagte er: »aus!«, ganz schlicht und sachlich. Ich stelle mir vor, daß drüben, wo über Sein und Nichtsein entschieden wird, in den Krisen unseres Lebens ein Geist so dasteht und zählt. Erst bei »aus!« erhob sich Breitensträter, und es war zu spät. Der andere, der Samson, erhielt den blauen Gürtel, welcher das Abzeichen der Meisterschaft ist, und ließ sich photographieren. So wird sein Bild der Nachwelt überliefert bleiben.
Indessen ließ sich die Nation auf den Rängen nicht halten und warf Zurufe in die Arena und schwenkte Beschimpfungen, und Herr Buß, der Manager Breitensträters, behauptete, mein Freund, der Schiedsrichter, hätte zu schnell: »aus!: gesagt. Ich aber zweifle nicht an der Ehrlichkeit des edlen, schlanken Schiedsrichters. Im Gegenteil: Ich kann bezeugen, daß noch eine ganz winzige Pause des Schwankens zwischen »neun« und »aus« bestanden hat. Sie konnte allerdings nur von einem Psychologen bemerkt werden.
Das Volk kehrte befriedigt heim. Wenn jemals seine Stimme Gottes Stimme war, hier ist sie's. Die Mehrheit schenkte ihre Gunst dem Samson, von dem die Berichte rühmend hervorheben, daß er ein einfaches möbliertes Zimmer bewohnt, genauso wie ich und du. Der Breitensträter aber hat einen reichen Schwiegervater, und die unterrichteten Zeitungsleute behaupten, daß er jetzt eine wohldotierte Weinstube übernehmen wird. Es ist nicht gut, lange Mittelpunkt der Öffentlichkeit zu sein. Lieber ist mir die gemütliche Stille einer Weinstube, besonders, wenn sie mir gehört. Wir Zeitgenossen wissen ohnehin, was Breitensträter ist. Unsere kleinen Enkel, die vor dem Sportpalast Zigaretten rauchend warteten, werden ihn auch nicht vergessen. Er wende sich nunmehr den edlen Künsten zu, und kein Hahn wird nach ihm krähen. Denn seitdem es Sängerkriege gab, sind ungefähr sechs Jahrhunderte verflossen, und wir leben im Zeitalter der Tat, in dem der Hunger die Dichter ausrottet.

Frankfurter Zeitung, 3. 3. 1924

DER »REFRÄNG« IM NACHTLEBEN

Der musikalische Ausdruck des Berliner Nachtlebens ist der *»Refräng«*, eines jener französischen Worte, die, in der Berliner Mundart ausgesprochen, an die kurzen, scharfen Klingelzeichen der Autobusschaffner erinnern. In diesen Kehrreimen der populären Schlager befindet sich die nächtliche Weltanschauung, textlich und musikalisch kondensiert und in ihrer simplen Knappheit so suggestiv, daß sie das widerstandsfähigste Gehör bezwingt und sich unausrollbar dem Gehirn einprägt. Das leere Klappern dieser Vers-Windmühlen ist eigentlich der akustische Hintergrund, von dem sich der zweckmäßigere Rhythmus der heimkehrenden Straßenbahnen, Automobile, der »eingeschobenen« Untergrundbahnzüge abhebt. Zu dieser Erkenntnis muß man gelangt sein, um den Respekt vor einem Nachtverkehr zu verlieren, dessen Existenz von der ganz unkontrollierbaren und willkürlichen Fruchtbarkeit der Schlager-Dichter und -Komponisten abhängt.
Ich habe in drei Nachtlokalen zwölf »Refrängs« gelernt – wenn hier überhaupt von einer Tätigkeit des Lernens gesprochen werden kann. Denn die Eigentümlichkeit des »Refrängs« besteht eben darin, daß er aus dem wehrlosen Ohr in das wehrlose Gedächtnis schleicht und hier Wurzel faßt, bodenständig wird, ein lästiger Ausländer in einem anständigen Gehirn. Seitdem trage ich die fremde, zudringliche Welt des Nachtlebens in meinem Kopf, ihre Gesetze, ihre Sitten und Gebräuche, ihren Hugo Hirsch und ihren Robert Stolz, den Arthur Rebner und den Fritz Rotter, deren Wesen in acht gereimten Zeilen erschöpft ist und die mich in die angenehme Lage versetzen, sie nicht beschreiben zu müssen, weil ich sie zitieren werde; obwohl ich weiß, daß ich sie dadurch keineswegs loswerde, vielmehr der Gefahr ausgesetzt bin, sie noch anderen aufzuoktroyieren.
Nein, es erspart mir eine umständliche Beschreibung des Berliner Nachtlebens. Dieses Leben kennzeichnet sich ja gerade dadurch, daß niemand es so trefflich beschreiben könnte, wie es sich selbst schildert. Seine »Refrängs« handeln von seinen Wünschen, seinen Erfüllungen, seinem Glück und seinen Schmerzen. Es ist eine lächelnde Welt, ohne Katastrophen, ohne Kriege, ohne Revolution und ohne Tuberkulose; ihre Bewohner leben in der steten Gleichmäßigkeit eines überwunde-

nen Materialismus, der sich nur noch auf die Erotik erstreckt. Es ist eine Welt, in der die Brieftasche kein Problem mehr ist. Sie hat Zeit und Muße, sich höheren Dingen zuzuwenden; ihre Gefühle gereimt und in gebundener Sprache zu singen, wie es ihre Dichter und Komponisten ihr vorgeschrieben.

Die Texte sind für Männer und für Frauen gemacht. Die männliche Werbung und die frauliche Weigerung, aber auch der Sieg des Männchens und des Weibchens beglückt, ersungene Niederlagen sind sangbar. Man kann, um die Genießer des Nachtlebens besser zu charakterisieren, jede Frage über ihr Gefühlsleben mit einem »Refräng« beantworten. Also zum Beispiel die an ein Mädchen gerichtete Frage: »Wann geht es Ihnen gut?« befriedigt das folgende Gedicht:

»Wenn ich bei Bubi bin,
Dann geht's mir wonnig,
Wenn ich bei Bubi bin,
Will ich nicht fort!«

Gefällt es jemandem, dieses Fräulein zu fragen: »Wovon träumen Sie am liebsten?« – flugs könnte sie antworten:

»Ihr Englein droben, hoch
In Himmelsräumen,
Macht mir die Freude doch,
Seid nett, ach ja!
Und laßt mich immerzu
Von Bubi träumen –
Ach Bubi – Bubi, du mein Goldpapa!«

Wobei zu bemerken ist, daß der überraschende Verwandtschaftsgrad, den die Pointe enthüllt, seine Entstehung den Reimgesetzen zu verdanken hat. ...

Am lieblichsten sind jene Strophen, welche den geistigen Zustand ihrer Sänger offenherzig zugeben. Ich lasse einen solchen »Refräng« auf eine Frage folgen, etwa auf die: »Wozu leben Sie?« Die Antwort lautet:

»Ich sag' nicht ja, ich sag' nicht nein,
Ich weiß nicht, was ich will.
Ich schließe beide Äugelein,
Und halte still, ganz still!«

Nicht immer kommt die Logik auf ihre Kosten. Es gibt »Refrängs«, in denen das Ende verblüffend den Anfang dementiert und die Geistesverfassung eines Nachtleben-Absolventen noch trefflicher illustriert als jene Verse, in denen er selbst zugibt, daß er »nicht weiß, was er will«. Zum Beispiel diese:

»Du bist so wunderschön, mein Kind, so kannst Du bleiben!
Ich könnt' mir stundenlang mit Dir die Zeit vertreiben!
Du hast so nette, kleine Sachen,
Die mir große Freude machen!
Ach, ich kann das nicht mehr sehn,
's ist nicht mehr schön! – –«

Warum? Wieso, auf einmal? War vielleicht dieses zugestandenermaßen »wunderschöne Kind« »eine Pleite«, wie es in einem andern »Refräng« heißt? Man muß nämlich wissen, daß die *versifizierte Erotik* des Berliner Nachtlebens manchmal Anleihen bei der *kommerziellen Sprache* macht, deren Nutznießer ja zugleich die Sänger der »Refrängs« sind. Es ist eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen Merkur und Aphrodite. So kann es nicht fehlen, daß ein Mann, der am Tage den Kurszettel studiert, des Nachts seinen Kompagnon unvermittelt fragt: »Was soll ich nun machen?« und von diesem den Rat erhält:

»War die erste Frau 'ne Pleite,
Nimm 'ne zweite, nimm 'ne zweite,
Bricht die zweite Dir die Treue,
Nimm 'ne neue, nimm 'ne neue!
Kannst die dritte Du nicht leiden,
Laß Dich scheiden, laß Dich scheiden!
Heirat, heirat, heirat, heirat noch und noch –
Einmal, einmal kommt die Richt'ge doch!«

Denn warum sollte das Prinzip des »Noch und Noch«, das sich bei Devisenkäufen so trefflich bewährte, in den ebenfalls geschäftlichen Dingen der Ehe versagen?
Zumal da, wie Arthur Rebner so richtig feststellt:

»Im Mai, im Mai blüht Liebe noch und Lust;
Vorbei, vorbei ist's meist schon im August ...«

Ich habe in den drei Nächten meiner Wanderungen durch das sorgenlose, das andere Berlin diese Lieder von allen singen gehört: von Klein, Groß und Gernegroß. Ein kluger Mann, ein Menschenkenner, wandelt durch die Nachtlokale mit einem Bündel dieser »Refrängs« und verkauft sie an allen Tischen. Die Frauen stecken die Blätter mit jener andächtigen Scheu in ihre Handtaschen, mit der unsere Großmütter Rosenblätter in ihren Gebetbüchern zu verwahren pflegten. Eine Tafel über dem Podium der Musikkapelle verkündet: »Der Herr Kapellmeister ist auf Wunsch gerne bereit, Ihnen sämtliche im Lokal verkauften Neuerscheinungen vorzuspielen.« Wer wünschte es nicht? Wer begnügte sich mit dem lautlos im Gehirn hämmernden »Refräng«? Wer möchte ihn nicht noch einmal hören, um die Tadellosigkeit der im Innern rumorenden Melodei festzustellen? – Der Kapellmeister ist bereit. Nicht nur dieser – eine halbe Welt, eine ganze Halbwelt lebt von ihnen. Die nächtlichen Autobusse, die Automobile, die verlängerten Straßenbahnen, der Mann, der die Schlager verkauft, die Musiker, die sie spielen, leben davon. – (Auch ich, der ich über sie schreibe.)

Prager Tagblatt, 5. 3. 1924

MIT 900 KINDERN IM KINO

Mitten unter 900 *Berliner Kindern* saß ich in einem Ufa-Theater und sah das »Leben afrikanischer Menschen und Tiere«. Die *»mütterliche Hilfe«* (eine Wohltätigkeitsinstitution, deren Mittagstische, deren Speisungen, deren Spenden den Bedürftigen wohlbekannt sind) hatte ihre kleinen Zöglinge ins *Kino* geladen. Sie kamen in Zügen, sie schwärmten im Saal aus, sie wechselten zehnmal in einer halben Stunde

die Plätze, sie erfüllten das Theater mit ihrem lebensfrohen Schwatzen, und mitten zwischen den Reihen ging der livrierte Billetteur, eine sanft gewordene und lächelnde Autorität, mit »Du« angesprochen und an den Schößen seines ernsten Fracks gezogen. Es waren jene mageren Kinder der Berliner Not, deren traurige Leichtgewichte durch das europäische Mitleid so populär geworden sind.
Es wurde dunkel, und wir sahen die Expedition des schwedischen Prinzen Wilhelm durch Zentralafrika. Wir sahen die faulen Krokodile an den Ufern gähnen und wußten nicht, ob ihre weit aufgerissenen Mäuler Faulheit oder Gefräßigkeit verraten. Wir sahen die komischen Wambubavölker und auch die Wambutti, die ganz großartig tätowiert sind und deren Großmütter Holzscheiben durch die Lippen gezogen haben. Und wir sahen einen prachtvollen Kriegstanz der angeblichen Wilden, der viel vornehmer war als unser Weltkriegstanz, der uns 900 Kinder so mager gemacht hat. Und nachdem wir die Pinguine bewundert hatten, die großen Ohren der Elefanten und das herrliche weiße Tropen-Pyjama des Prinzen, erlebten wir noch ein Lustspiel, mußten bis zu Tränen lachen und trippelten nach Hause. Dieses Zuhause liegt im Norden und im Osten, wo es nicht so frei und reich aussieht wie in der Tauentzienstraße, in der die erste Vorfrühlingssonne später unterzugehen scheint als in der Frankfurter Allee. Bedanken wir uns schön bei der Direktion der Ufa-Theater!

Frankfurter Zeitung, 7. 3. 1924

LUDENDORFF UND DAS SCHLACHTVIEH

Die deutsche Gegenwart ist reich an witzigen Ereignissen. Wir sehen dabei von den absichtlich herbeigeführten, ernst gemeinten und wider Willen ihrer Urheber humoristisch wirkenden ab und beschränken uns auf jene, deren Autor der Zufall ist. Ein ahnungsloser Zufall? Ein boshafter? Es gewinnt den Anschein, daß es ein bewußt boshafter, mit uns im Bunde stehender ist. Hätte man in Deutschland mehr Sinn für seine großartige Bissigkeit, wir brauchten um die Revolution nicht so heftig zu kämpfen. Er macht die Generale, die Völkischen, die bayerische Justiz lächerlicher, als es der feindseligste Satiriker könnte. Leider

übersieht man ihn und seine Wirkungen. In der pathetischen Atmosphäre, in der wir unsere politischen Angelegenheiten zu erledigen lieben, verliert sich das petitgedruckte witzige Ereignis. Versuchen wir, es zu retten.
In einer Zeitung fand ich die leider sehr klein gedruckte Nachricht mitten unter anderen, daß ein Dampfer, der Stinnes (wem sonst?) gehört und »Ludendorff« (wie denn anders?) heißt, in jüngster Zeit zu Rindertransportzwecken umgebaut wurde; und zwar handelt es sich um den *Transport argentinischen Schlachtfleisches nach Europa.*
Dies ist der Inhalt der kurzen Meldung. Kein Satiriker hat sie erfunden. Ein biederer Berichterstatter hat sie der Welt verkündet. Sie wurde nicht dementiert. In knappen drei Sätzen enthält sie die ganze unglückselige Komödie, deren Helden und handelnde Personen die Mächtigen sind: Stinnes und Ludendorff. Deren leidende Personen *wir* sind: das Schlachtfleisch.
Wie wunderbar die Symbolik der Tatsache, daß Stinnes der Besitzer eines »Ludendorff« ist; wie noch wunderbarer der Umstand, daß sogar der unschuldige Körper eines toten Schiffes in irgendeine enge Verbindung mit Schlachtvieh gelangen muß, sobald jenes nur den Namen unseres Feldherrn trägt. Es geht von diesem Namen ein überirdischer Zwang zur Bestialität aus und erstreckt sich auch auf seelenlose Dinge. Es könnte gar nicht anders sein! Wie grotesk die Vorstellung, daß ein Dampfer namens »Ludendorff« ein Ausflugsschiff etwa für friedliche Passagiere wäre! Unser Bundesgenosse, der boshafte Zufall, kann es nicht zulassen. Er baut das Schiff um. Ein Dampfer, der so heißt, kann nur einem einzigen Zweck dienen: dem Schlachtviehtransport. Es geschieht einfach diesem Manne zuliebe, dessen Klang assoziativ die Vorstellung von deutschen, zum Schlachtvieh degradierten Soldaten wachruft.
Leider war der Zufall auch boshaft genug, diesen Ludendorff einmal zum Kapitän eines untergehenden Schiffes zu ernennen, das »Deutschland« hieß. Seine Tätigkeit war damals dieselbe: Er transportierte Schlachtvieh. Wir waren es zufällig. Er aber kann – in welcher Gestalt er immer auch auftaucht – nichts anderes als Schlachtvieh transportieren; ob er nun ein General, ein Rebell oder ein Dampfer ist. Nennt eine friedliche Sense »Ludendorff«, und sie wird sich in ein Schwert verwandeln. Nennt einen Besen »Ludendorff«, und der Besen wird schießen. In der harmlosesten Gestalt verleugnet er sein Wesen nicht.

Geschah es doch, daß er einmal als friedliebender Morgenspaziergänger aus dem Hause trat und – ohne daß er gewußt hätte, wie – ein Revolutionär wurde! Blut klebt an den Buchstaben seines Namens, den er nur einmal für kurze Zeit geändert hatte. Was fängt man in einer Zeit ohne Stahlbäder mit dem Träger dieses Namens an? Der Ausweg liegt nahe, ihn seinem Charakter gemäß zu pazifizieren: Er wäre vielleicht kein ungeschickter Schlächter jener argentinischen Rinder, die der Dampfer seines Namens nach Deutschland bringen soll. So bleibt ein General wenigstens in seinem Fach.

Josephus

Vorwärts, 7. 3. 1924

DER ZUG DER FÜNFTAUSEND

Wenn die Spitze des Zuges (den man täglich in der Frankfurter Allee in Berlin erschrocken und erschüttert sehen kann) die Fröbelstraße erreicht hat, ist es zwei Uhr nachmittags, und noch vier Stunden dauert es, bis die letzten der Fünftausend angelangt sind. Den Zug bilden die Elendesten, die Ärmsten, die Verworfensten dieser Stadt. Verworfenheit und Elend sind nicht genau zu unterscheiden. Es ist gut so. Denn dieses ist unverdient wie jene, und das Verbrechen, das im erschütternden Gewande der Armut erscheint, verdient wenigstens für eine einzige bitterkalte Nacht die Gnade, die man dieser zu spenden beflissen ist.

Das Ziel der Fünftausend ist das *Obdachlosenasyl* in der *Fröbelstraße.* In diesem befinden sich zwar 40 Schlafsäle, die knapp für 3 200 Menschen berechnet sind. Dennoch schlafen in diesen 40 Sälen jede Nacht rund 5 000 Obdachlose. Denn das Asyl wurde im Jahre 1887 errichtet, als die friedliche Menschheit ihr Stahlbad noch nicht ausgeschüttet hatte und als man noch glaubte, daß man niemals mit 3 000 obdachlosen Menschen in einer Nacht würde rechnen können. Damals standen allerdings noch Pritschen mit Strohsäcken in den Schlafsälen. Man mußte sie wegschaffen, weil sonst nicht so viele Platz gefunden hätten. Nur in einem Saal stehen noch eiserne Bettgestelle, ohne Strohsäcke allerdings, und nur diejenigen, die schon um zwei Uhr nachmittags

eintreffen, können auf den harten, schmerzenden, aber immerhin durch ihre Elastizität eine ferne Ahnung von Matratzengüte gebenden Spiralfedern der Bettgestelle schlafen. Alle andern, mit Ausnahme der zahlenden Gäste (27 Pfennig pro Kopf und Nacht), schlafen auf dem Fußboden.

Dennoch, und obwohl das eindringlichste Kennzeichen des Elends, der Geruch, sich erst in den Sälen ausbreitet und obwohl erst hier, im Innern des Asyls, die ganze große Traurigkeit ihr bitterstes Angesicht enthüllt – dennoch ist die Wirkung der dahinziehenden Armut stärker, nachhaltiger als die der ruhend gehäuften. Die schüchterne Liebenswürdigkeit der Sonne in diesen ersten Vorfrühlingstagen ruht wie eine ungewollte und trotzdem verletzende Ironie über dem Zug der Fünftausend. Die Bäume in der Frankfurter Allee – Bäume im Exil – tragen die ersten Knospen. Automobile wohlbestallter Männer aus der »Filmbranche«, deren Ateliers sich auch schon in den nördlichen und östlichen Vorstädten Berlins befinden, gleiten, Warnungen tutend, vorüber. Straßenbahnen klingeln, die Drähte kündigen summend neue Wagen an. Die Straße und ihre kleinen großen Ereignisse, ihre Gefährte und die flotte Buntheit ihrer Litfaßsäulen, die auch hier die neueste Operette ankündigen, bilden zusammen jenen Gegensatz, durch den der Zug der Obdachlosen seine dramatische Wirkung gewinnt. Regisseure müßten hierherkommen; müßten sehen, wie grausam trefflich der Zufall Massen inszeniert; wie er das junge, geschminkte Kontrollmädchen an der Seite der alten, verfallenen Bettlerin wandern heißt und wie er den kräftigen Einbrecher in einem farblos gewordenen Matrosenanzug neben den Invaliden ohne Beine – ein menschliches Fragment – stellt.

Das Elend auf der Wanderung ist größer. Das Elend in der Ruhe ist stiller. Es ist eine scheinbare Unordnung in dem heranziehenden Haufen. In Wirklichkeit sind sie beherrscht von der nach inneren Gesetzen ordnenden Willkür. Als hätte es Gott jener zahnlosen Alten befohlen – der hinter blauen Himmeln verborgene Regisseur dieser Trauerspiele –, so bleibt sie plötzlich stehen, tritt sie plötzlich aus der Reihe. Sie hat einen Müllhaufen erspäht. Wie scharfsichtig die Armut macht! Wie sicher stellt sie den Instinkt auf Lumpen und Mist ein! Der Müllhaufen war in dieser breiten Straße verloren und verschwindend nebensächlich. Eine arme, alte Frau, deren Augen auch nicht mehr jung sind, erblickte ihn. (Ob sie einen herrenlos liegenden Reichtum auch

so schnell finden würde? Ich glaube, der Elende findet nur das ihm Adäquate. Deshalb ist seine Unrettbarkeit so gewiß.) Die alte Frau bückt sich noch tiefer, als Krankheit und Alter sie schon gebeugt haben. Sie findet eine schwarze Perlenschnur unter Kartoffelschalen und Topfresten. Sie findet den Schmuck, der ihr taugt. Schwarze Glasperlen. Für wen will sie sich schmücken, die Alte? Sie verwahrt ihren Fund zwischen verborgenen Falten. Denn mit ihr im Frauensaal schlafen heute noch 500 alte Frauen, und alle wünschten sich diesen Schmuck. Dann gliedert sie sich wieder in die Unordnung des Zuges ein. Es ist gleichgültig, welchen Platz sie einnimmt. Sie trottet schweigsam neben fremden Menschen. Was hätten sie auch für Gesprächsstoffe? Lesen sie Zeitungen? Erschüttern sie die Schilderungen wollüstig detaillierender Reporter über Ausführung des Raubmordes und naturalistisches »Milieu«? Sind sie nicht selbst heute Raubmörder, morgen Opfer eines lustmordenden Kameraden? Wer könnte diese Menschen das Gruseln lehren? Was könnte diesen Menschen Gesprächsstoff liefern? Interessieren sie sich für die Politik? Für die Stabilität der Rentenmark? Für die Auflösung des Reichstags, den das »Volk« gewählt hat, nicht die Obdachlosen? Gibt es eine Partei der Obdachlosen im Parlament? Sie interessieren sich vielleicht nur für eine Rubrik: den meteorologischen Wetterbericht. Aber ehe die Zeitung in die Hand eines Obdachlosen gerät, ist sie von vorgestern und die Prophezeiung überholt. Denn im Asyl der Obdachlosen gibt es keine neuen Abendblätter mit Kurszetteln der Börse und des Wetters. Also schweigt der Zug der Fünftausend. Und dieses Schweigen ist das hörbarste Geräusch, das in der Welt entstehen kann. Fünftausend Menschen ziehen täglich schweigend durch die Straße. Welche lärmvolle Demonstration könnte sich mit diesem Zug vergleichen? Man hört nur Keuchen, Husten, Aufschlagen der Krücken in Intervallen, das Schlurfen zerrissener und nachhängender Stiefelsohlen, das Wimmern eines Kindes, dünn und gläsern und fern wie hinter einer Eismauer. Wären diese akustischen Anzeichen des Lebens nicht, der Zug wäre ein stummer Film, ohne Musikbegleitung, durch ein technisches Wunder losgelöst von seiner Grundbedingung: der Leinwand, ein Zug von fünftausend photographischen Schatten, aus einem großen Kino an der Ecke in die Straße verbannt. Die Gesichter unglaubhaft charakterisiert: halbe Bärte; Basedowsche Krankheitsgesichter; hervorquellende Augen; leere Augenhöhlen; zerrissene Uniformen; geschenkte

Cutaways; Lackstiefel ohne Sohlen; die Statisterie eines grausamen Gottes.
Die Zahlen vertreiben den letzten Rest der Ungläubigkeit: Im Januar dieses Jahres haben 175 000 Menschen in der Fröbelstraße geschlafen. Noch im Jahre 1919 – *im ganzen Jahr* 1919 – waren 75 000 obdachlos. Was wird im Winter 1924?
Es wird vorläufig Frühling, und der Tiergarten ist groß. Bänke sprießen in den Alleen.

Frankfurter Zeitung, 9. 3. 1924

DIALOG ÜBER DAS WOCHENEREIGNIS

Alfred und *Eduard* stritten über das wichtigste Ereignis dieser Woche. Alfred sagte: »Das Wichtigste in dieser Woche war doch der Entschluß, den Reichstag aufzulösen. Ein historischer Abschnitt in der Geschichte unserer Republik.« Darauf entgegnete Eduard:
»Haben Sie noch immer nicht gemerkt, daß die wichtigsten Ereignisse nicht die ausgesprochen politischen sind, sondern ihre geringer geschätzten Begleiterscheinungen? Sie stellen sich gewöhnlich dann ein, wenn die menschlich private Dummheit dem Politiker das Konzept verdirbt. Denn die Politik wird von Menschen gemacht und ist von deren Schwächen stärker beeinflußt als von deren Weltanschauung.«
Alfred: »Auf welche Begleiterscheinung spielen Sie nun an?«
Eduard: »Ich meine die Duellforderung der drei völkischen Abgeordneten an den Abgeordneten der Deutschen Volkspartei.«
Alfred: »Das war doch eine leere Geste. Die Schießfreudigen wußten doch, daß Cremer die Forderung nicht annehmen würde!«
Eduard: »Eben darüber ließe sich streiten. Vielleicht überschätzen Sie die Voraussicht eines völkischen Mannes. Wer selbst noch in der Welt des Ehrenkodex lebt, wer überhaupt einer bürgerlichen Ehrenkaste angehört, kann sehr schwer geneigt sein anzunehmen, daß sein derselben oder einer ähnlichen Kaste angehörender Nachbar vernünftiger sei als er selbst. Innerhalb eines Offizierskasinos herrscht gesellschaftliche Eintracht, weil alle das gleiche Niveau zu besitzen vermeinen. Nicht die Leistung verursacht die höhere Stellung, sondern die Geburt oder

eine bestimmte Zahl der Dienstjahre. Mit jener hat sich der Korpsmensch abgefunden. Das Gesetz von der höheren Geburt dieses oder jenes Menschen ist ein Teil seiner Religion. Und was die Dienstjahre betrifft, so hofft er ja, sie auch noch zu absolvieren. Der Leutnant ist die Vergangenheit des Generals, der General die Zukunft des Leutnants. Der Respekt des Leutnants vor dem General ist eigentlich die Hochachtung vor seiner eigenen Zukunft.«

Alfred: »Was hat das nun mit der Duellaffäre zu tun?«

Eduard: »Sehr viel. Der Geforderte ist Reserveoffizier. Er gehört also auch der Kaste des Ehrenkodex an. Die Herausforderer ebenfalls. Sie können glauben, daß ein Unterschied zwischen ihnen und ihrem Gegner in der politischen Weltanschauung bestehe, aber nicht in der Auffassung über angebliche ›Ehre‹.«

Alfred: »Und Sie trauen den Völkischen, die Meuchelmorde gutheißen, den Mut zu einem offenen Kampfe zu?«

Eduard: »Jeder Angehörige einer bürgerlichen Kodexkaste kann das Opfer seines Ehrbegriffes werden. Die Sitte ist stärker als die natürliche Feigheit. Gäbe es unter den Schafen solche moralischen Ehrbegriffe, wie sie die Menschen geschaffen haben, die Schafe würden den Wolf zum Duell herausfordern und nicht vor ihm fliehen, wie es natürlich ist. Glauben Sie, daß der Korpsstudent keinen Mut besitzt, wenn er sich die Nase zerhacken läßt? Er ist ›mutig‹, weil er sich schämt, mit einer unversehrten Nase durchs Leben zu gehen. Die Völkischen hätten Erzberger vielleicht nicht meuchlerisch getötet, wenn wir noch in einer Welt leben würden, in der ein Mann, der sich nicht auf ein Gottesurteil einläßt, gesellschaftlich erledigt wäre. Sie hätten wahrscheinlich Erzberger auf Pistolen gefordert. Dadurch wären sie nicht etwa sittlicher, denn *der Wunsch zu morden macht den Mörder,* nicht die Mordtat allein. Vor einiger Zeit wollte ein Studentenkorps einen Dichter fordern, durch dessen Drama es sich beleidigt wähnte. Unfähig, aus der geistigen Einstellung und Physiognomie des Gegners auf dessen fortgeschrittenen Ehrbegriff zu schließen, glauben sie, der Gegner stecke noch genauso im Mittelalter wie sie selbst. Und nur jene Gegner, von denen sie wissen, daß sie sich aus Prinzip nicht duellieren, ermorden sie. Weder der Zweikampf noch der Mord hat etwas mit Mut zu tun. Mut ist eine *geistige* Tugend, keine körperliche. Die körperliche Angriffslust setzt dann ein, wenn die geistigen Argumente ausgehen. Zu allen Zeiten teilten sich die Menschen in Denker und

Ritter. Die Denker fochten keine Zweikämpfe. Die Ritter dachten nicht. Statt der Gedanken besaßen sie Muskeln, Keulen oder Schwerter.«
Hier wurde Alfred ungeduldig, und er unterbrach Eduards Vortrag: »Ich merke noch immer nicht die *Wichtigkeit* dieser Duellforderung!«
Eduard erwiderte:
»Das kommt noch. In Ländern, in denen das parlamentarische System noch schwächer ist als der Kodex, gibt es jede Woche politische Duellforderungen: in Ungarn und in Polen zum Beispiel. Aus der Sprache der Politik in die der Philosophie übersetzt, heißt ›parlamentarisches System‹ *System des Gedankenaustausches.* Wer seine Gedanken austauschen kann, fängt an, sich zu prügeln. Wo das Gehirn versagt, tritt der Muskel in Tätigkeit. Und die Duellforderung der Völkischen war eigentlich eine Wahlpropaganda. Sie gefällt allen jenen, die aus Mangel an Gehirn mit der Faust oder mit der Pistole kämpfen. Und es ist symptomatisch für die Entwicklung des deutschen Volkes, daß die Anhänger des Bizeps, der Pistole, des Duells gewählt werden. Wir werden bald mehr Schüsse als Gedanken in Deutschland zu hören bekommen.«
»Ganz richtig«, erwiderte Alfred, »aber ist nicht ein Schuß aus der Pistole eines Völkischen, selbst wenn er mich träfe, immer noch angenehmer als ein Gedanke aus seinem Hirn?«

Vorwärts, 9. 3. 1924

ZWEI FILMSENSATIONEN

Die zwei letzten Filmsensationen dieses Winters sind: der *Nibelungenfilm* des Regisseurs Fritz *Lang* und Richard *Oswalds »Carlos und Elisabeth«.* Zur Uraufführung des ersteren sind Repräsentanten der Öffentlichkeit und der Gesellschaft durch geradezu büttenpapierene Einladungskarten gebeten worden, auf denen man nicht vergessen hatte zu vermerken, daß die Gäste »im Gesellschaftsanzug« zu erscheinen haben. Der gesellschaftliche Geschmack des Regisseurs hat mit seinem künstlerischen nichts zu tun, und also durfte weder dieser Wink mit

dem Knigge-Zaunpfahl noch eine andere, erst später bekannt gewordene Lächerlichkeit Vorurteile gegen den Nibelungenfilm erwecken: Der Regisseur hatte nämlich am Tage der Uraufführung den Sarg Friedrichs des Großen in Potsdam mit einem Kranz schmücken lassen, dessen riesengroße Schleife die Worte enthält: »Zur Premiere des Nibelungenfilms Fritz Lang«. Es klingt wie ein Witz – aber nur dem Ohr desjenigen, der die Berliner »Branche« nicht kennt. Die Filmbranche ist jung, und innere Kultur ist ohne die ehrwürdige Patina der Tradition selten. Nur ein ganz Boshafter könnte annehmen, daß dieser Akt der Pietät auch einer der Reklame war, und die Berechtigung dieser Annahme würde gestützt durch zwei Tatsachen: erstens, daß wirklich viele Potsdamer und Berliner und Fremde das Grab des großen Königs besuchen, und zweitens, daß in der Seele der »Branche« (wie auch in der anderer Interessenten) ein äußerlicher Patriotismus und der Profitgeist gewissermaßen Tür an Tür nebeneinander wohnen.

Hatte nun der Regisseur des Nibelungenfilms versucht, zwischen seiner Tätigkeit und dem toten Repräsentanten Preußens eine Beziehung herzustellen, so hielt sich der Regisseur des Carlos-Films mehr an die lebendige Obrigkeit: Er vereinigte bei einem seiner Festessen Männer der republikanischen Regierung mit Vertretern seines Faches und konnte sogar den *Präsidenten des Reichstags* zu seinen Gästen zählen. Es wurden Reden über die Bedeutung der »nationalen Filmkunst« gehalten und in den Berliner Zeitungen gedruckt. Zwar könnte die Erfahrung, daß die wirklichen unsterblichen Meisterwerke der Kunst ohne die Geburtshelfer der Publizistik und der Regierungen das Licht der Welt erblickt haben, die unter solch repräsentativem Posaunenschall geborenen Filmwerke ein wenig verdächtigen. Dennoch mögen die Begleiterscheinungen auf das Konto des herrschenden Zeitgeistes gesetzt werden.

Das Manuskript für den Nibelungenfilm I. Teil hat Frau Thea von Harbou geliefert. Sie hält sich mehr an eine der vielen (vielleicht an die Schwabsche) Bearbeitungen der Nibelungensage als an den Text des Nibelungenliedes. Der Film beginnt mit »Jung-Siegfried wie er sein Schwert schmiedet« und endet mit Siegfrieds Tod und Kriemhildens Racheschwur. Das ehrwürdige Alter des Nibelungenliedes und seine nationale Bedeutung haben die langdauernde, mühsame und sorgfältige Regie Langs eigentlich als eine Selbstverständlichkeit erscheinen

lassen. Sie ist also ein Verdienst zweiten Ranges. Ein objektives Verdienst besteht ferner darin, daß man durch diesen Film das Interesse breiter, durch die Macht der Jahrhunderte und der modernen Lebensbedingungen der deutschen Vorzeit entfernter Volksmassen für das bedeutendste literarische Dokument unserer Vergangenheit geweckt haben dürfte; obwohl man leider kaum annehmen darf, daß ein größerer Teil der Zuschauer das Nibelungenlied etwa lesen wird. Allein schon die anschauliche Vermittlung einer versunkenen Welt wäre ein lohnendes Unterfangen gewesen – wenn dieser Welt Gerechtigkeit widerfahren wäre; wenn man die unheimliche Düsterkeit, das mythische Halbdunkel, die rauhe Geklüftetheit, die unerbittliche Schicksalswucht der Nibelungenwelt gegeben hätte. Statt dessen gab man eine sanfte Bearbeitung der Nibelungen für Kulturmenschen zwischen zwölf und siebzig. Siegfried ist ein schöner blonder Apollo; Kriemhild eine jüngere Juno; Brunhild eine gesittete Medea; Hagen von Tronje ein antizipierter unheimlich wilder Jesuit. Eine sanfte Frauenhand glättete die düstere Größe der mythischen Welt, den Kampf zweier Zeitalter, zu einer mehr griechischen als germanischen, sagenhaften Begebenheit. So sind die Szenerien (der Wald, die Hallen, die Höhlen, die Brücken, die Quellen) Bilder einer Phantasie, die das christliche Mittelalter, das bereits vorgeschrittene Volksmärchen, die überlieferte Antike verarbeiten, die aber niemals heimisch war in der erschreckenden, verstandesmäßig gar nicht faßbaren, großen Grausamkeit der Nibelungenwelt. In diesem Film ist sie niemals unheimlich, höchstens manchmal gruselig. Nur eine Darstellerin, allerdings eine der besten Filmschauspielerinnen, die es überhaupt gibt: Frida *Richard*, konnte als Norne intuitiv in zwei, drei kurzen Augenblicken eine Ahnung von der metaphysischen Verbundenheit jener Mythenwelt geben. Sie allein war in den Bezirken, in denen Himmel, Hölle und Erde verschmolzen. Die anderen wandelten auf kultiviertem Parkett. So erwies es sich, daß die Pietät gegenüber der Vergangenheit seines Volkes, auch wenn sie sich in Grabeskränzen äußert, zur Nachschaffung einer bewußt nicht faßbaren Schöpfung niemals ausreicht. Dazu gehört eine tiefe Verbundenheit mit jenem unbewußten, zwischen Sinn und Unsinn gelagerten Bezirk, aus dem das Volkslied kommt, der Schrei des Tiers, der Quell und das Volk selbst. Eine kleine Zeitspanne weiter liegt bereits die Region des Bewußten, der Geschichte, des *symbolischen Mythos*, wie er den Griechen und Rö-

mern eigen war, dem Menschen der durch *Verstand und Gefühl* zu gleichen Teilen geschaffenen Form; niemals der triebhaft dämmernden Germanenwelt.
Der Regisseur Lang vertiefe sich beim zweiten Teil in das Nibelungenlied selbst. Er spare sich und dem alten Fritz die Kränze und beaufsichtige die glättend schaffende Verfasserin und korrigiere die weichen Formen, die ihre Frauenhand zeichnet. Ein Nibelungenfilm braucht knorrige.
Der Regisseur *Oswald* kann leider nichts mehr besser machen. Der Don-Carlos-Stoff ist erschöpft. Der Film vermochte nicht das edle Pathos der Verse durch ein edles Pathos der Bilder zu ersetzen. Er konnte nur die Fabel geben, die eine sehr interessante Haupt- und Staatsaktion ist. Eine spannende Angelegenheit toter, begrabener Könige zwischen schönen, geschmackvollen Szenerien. Der poetische Wert dieses Stoffes liegt im Ethisch-Abstrakten, das Schiller beherrscht hat. Der Film bleibt eine historische Illustration zu einer Privatangelegenheit historischer Persönlichkeiten. Er vermittelt das Hintertreppenmilieu eines Geschichtsabschnittes. Aber nicht die menschliche Tragik einer Königsfamilie. Ein Shakespeare des Films könnte es. Ein Richard Oswald wäre in einer filmlosen Zeit etwa ein Bilderliebhaber geworden, ein Sammler, ein Malergalerienerbauer, ein künstlerischer Bühnendekorateur. In seiner Pupille fängt sich das Geschehen der Welt, nicht in seiner Seele. Mit dem Auge allein schafft man auch Filmtragödien nicht.
An beiden Filmen ist sehr lange und sehr kostspielig gearbeitet worden. Ein Argument der »Branche« gegen die Kritik, die angeblich so leicht mit der Verurteilung eines mit komplizierten Apparaten zustande gebrachten Werkes ist. Als ob die Dauer der Entstehung und die technischen Komplikationen eine Dauer der Urteilsbildung voraussetzten! Wenn Gott Millionen Jahre gebraucht hat, um die Welt zu erschaffen, so genügt doch der erste bewußte Augenaufschlag eines Kindes, damit es sich an ihr erfreue. Das gelungene Werk begeistert sofort. Die Begeisterung erfordert kein Studium.

Frankfurter Zeitung, 12. 3. 1924

REICHSTAGSAUFLÖSUNG

Wäre ich ein Lyriker, ich würde versuchen, die wolkenlose Himmelsbläue des 13. März 1924 in einen symbolischen Zusammenhang mit der Auflösung des Reichstags zu bringen, die sich an diesem denkwürdigen Vorfrühlingstag zugetragen hat. Einem okkultistisch Orientierten gäbe das ominöse Datum Veranlassung zu düsteren Horoskopen. Mich aber zwingt vielseitige Chronistenpflicht, festzustellen, daß in zeitlicher Nachbarschaft der Reichstagsauflösung auch das Ende des XII. Berliner Sechstagerennens stattgefunden hat und daß dieses einer stärkeren Aufregung Ursache war als der Tod des ersten deutschen republikanischen Parlaments.

Er war unnatürlich, aber keineswegs gewaltsam. Die meisten Abgeordneten saßen während der Agonie in den Speisesälen (in diesem parlamentarischen Restaurant, in dem, charakteristisch für Deutschland, die Abgeordneten nach Parteien getrennt zu essen pflegen: Nationale, Volksparteiler und Völkische sitzen in einem Saal, den die Journalisten »Monarchistensaal« nennen. Wie tief sind die Klüfte zwischen den Weltanschauungen, wenn ihre Vertreter sogar bei der menschlichsten aller menschlichen Schwächen: dem Essen, jede Gemeinsamkeit meiden!). Viele wanderten rauchend in den Wandelgängen und unterhielten sich. Politisch »Eingestellte«, Parlamentsberichterstatter, Leute vom Fach mögen aus diesen Spaziergängen entnehmen können, daß sich irgend etwas hinter den Kulissen der Weltgeschichte ereignet. Den harmlos Unpolitischen gemahnten die gemächlichen Plaudereien in Korridoren an die entfernten und nur gesellschaftlich interessierten Verwandten eines Mannes, der im Nebenzimmer stirbt, dessen Tod seit Wochen unabwendbar gesichert ist und über dessen Verlust bereits alle getröstet sind. Das Mittagessen in den Speiseräumen glich einem vorgreifenden Totenmahl. Es mundete allen Teilnehmern vorzüglich.

Der Reichskanzler Marx bestieg das Podium, zu meiner größten Enttäuschung ohne jene »rote Mappe«, von der alle vorhergegangenen Zeitungsberichte so ausführlich erzählt hatten. Ich hätte gerne gewußt, ob sie aus Papier, Leinwand oder Saffian besteht.

Auf dem Platz des Reichskanzlers aber lag eine grüne Mappe, eine ausgesprochen grüne papierne Mappe. Er las die Auflösungsformel sachlich, nüchtern, von Herrn Ledebour unterbrochen. Dann dankte

der Abgeordnete Fehrenbach dem Präsidenten des Hauses für die sorgfältige Geschäftsführung. Dieser aber wälzte den Dank auf die Schultern der Reichstagsbeamten ab und fuhr mit einer Grabrede fort. Er freute sich festzustellen, daß die Einigkeit des Hauses sich wenigstens in jenen Stunden während der ganzen vier Jahre gezeigt, in denen man Tote zu beklagen hatte. (Welch ein furchtbarer Trost! Welch ein menschlichkeitsvernichtender Beruf, die Politik, deren Jünger erst im Angesicht des Todes voreinander Achtung bekommen! Wie stirbt hier die Hoffnung auf Brüderlichkeit, deren Brücken wir bauen – jenseits der Politik.)
Auch von kommenden Geschlechtern sprach der Reichstagspräsident. Auf ihr gerechtes, weil distanzierter abwägendes Urteil über den ersten Reichstag der Republik verließ er sich. Indessen weilte der Geist der Volksvertreter bereits bei der Agitation. Ich sah ihre Gesichter. Viele verrieten Ehrgeiz, wenige Geist. Einige wirkten schon wie Wahlplakate. Wenn Schultern Physiognomien hätten – vielleicht hätte sich auch die Gelegenheit ergeben, jene zu sondern, auf denen die Verantwortung zu ruhen pflegt.
Ich ging an geschmacklosen Statuen vorbei, Gestalten voll billiger Symbolik, und roch in den Nischen die Atmosphäre der Agitation. Gebärdenspäher und Geschichtenträger tuschelten, Stimmungsbildermaler schrieben Phrasen, für den Wahlkampf engagierte Karikaturisten aller Parteien umschlichen, nach Sünden im Antlitz des Gegners suchend, die neuen Kandidaten, die alten Kandidaten. Eine große Wehmut überfiel mich ...

Nachschrift: Die im Vorstehenden geäußerte Melancholie erhält ihre Bestätigung durch die nachträglich bekanntgewordene Verhaftung zweier Abgeordneter: des Kommunisten Frölich und des Völkischen Henning. Es ist aus Gründen der Parität geschehen. Die ausgleichende Gerechtigkeit wartete auf die Stunde, in der die Immunität erlosch.

Frankfurter Zeitung, 15. 3. 1924

Berliner Bilderbuch

Der Chronist, bemüht, die Symptome der Zeit und des Ortes aufzuzeichnen, verweilt, von ohnmächtigem Groll erfüllt, bei der Geschichte jener Inderin, die vor einigen Tagen, in den Vormittagsstunden, über den Prager Platz zu ihrem Musiklehrer eilte und von einem einheimischen Betrunkenen angefallen wurde. Der Berliner, der angeblich ein angestrengt arbeitender Großstädter ist, versammelte sich in einer Ausgabe von einem Dutzend Exemplaren und sah zu, wie der Betrunkene die Inderin prügelte. Der indische Nachrichtendienst, der diese Begebenheit an die breitere Öffentlichkeit gelangen ließ, teilt nicht mit, welcher Fügung die indische Frau es zu verdanken hatte, daß sie nicht als Opfer völkischer und alkoholischer Vaterlandsliebe tot auf dem Prager Platz blieb. Denn ich wunderte mich auch, als ich hörte, daß ein Dutzend Männer dem Kampf zwischen einem Landsmann und einer Rassefremden passiv zusehen konnte; ich wunderte mich darüber, daß die Zuschauer nicht ebenfalls die Gelegenheit ergriffen hatten, eine Inderin zu bekämpfen, zumal, da sie ja wehrlos war. Es wäre auch eine prachtvolle Gelegenheit gewesen, »Deutschland über alles« zu singen. Obgleich kaum zwei Jahre seit jenem Tage verflossen sind, an dem Rabindranath Tagore durch einen Vortrag an der Stätte unserer nationalalkoholischen Wiedergeburt, der Berliner Universität nämlich, eine Verbindung zwischen indischen und deutschen Vollbärten herzustellen bemüht war, scheint dieses Ereignis heute bereits nicht mehr von dauerndem Einfluß zu sein. Denn selbst, wenn der Betrunkene ausnahmsweise kein deutscher Student gewesen sein sollte, so ist zwischen ihm und der Wissenschaft doch unbedingt eine innere Beziehung vorhanden – und wäre es auch eine mittelbar durch Kahlbaum und Patzenhofer, den beiden Wiedergeburtshelfern der Nation, hergestellte; und fühlte *er* nicht die Bindung zwischen Deutschtum und Tagore, so hat dieser umsonst in Deutschland geweilt.

Es ist freilich noch eine andere Annahme möglich: daß der betrunkene Kämpfer und die nüchternen Zuschauer die Inderin für eine Jüdin gehalten haben. Um so verwunderlicher freilich ist ihre Rettung und die Passivität der zusehenden Kreise.

Freilich hat diese Begebenheit auch noch eine Pointe: Obwohl nämlich die Verprügelte keine Jüdin war, sondern eine Inderin und die Schilderung des Vorfalles den jüdischen Blättern Berlins in deutschnationaler Beziehung nicht geschadet hätte, erzählten sie diese amüsante und lehrreiche Geschichte an sehr verborgenen Stellen, wobei in dem Wettkampf um die – Verheimlichung der Veröffentlichung das »Berliner Tageblatt« gegen die »Vossische« siegreich blieb. Der Lokalredakteur eines anderen jüdischen Blattes, den ich fragte, weshalb er die interessante Mitteilung der indischen Korrespondenz nicht gebracht habe, sagte mir: »Wissen Sie, man bekommt dann von nationalen Lesern solche Zuschriften! *Lieber nicht!*« Der indische Nachrichtendienst, der wahrscheinlich mit großen Hoffnungen die Versendung seiner Notiz unternommen hatte, wird sich wundern, wie gering die Entrüstung der demokratischen Kulturjuden Berlins sein kann, wenn es die Furcht vor einem auch nur zuschriftlichen Pogrom erheischt.

Dagegen hat, wer in sechs Spalten über das *Sechstagerennen* täglich berichtet, keinen Pogrom zu fürchten. Denn dieses (in der »diesjährigen Saison« bereits das zweite) dient der Ertüchtigung einer unter dem Zwang zur militärischen Dienstfreiheit seufzenden Nation, die unter der Polizeistunde fast genauso zusammenbricht wie unter der Weimarer Verfassung. Das Velodrom am Kaiserdamm füllt sich erst nach zwölf Uhr nachts. Auf der glatten Scheibe rollen die Männer auf Rädern, in bunten Jacken, wie phantastische Kreisel. Manchmal stürzt einer namens Blekemolen. Ach, es ist nichts, er hat nur das Hüftgelenk verrenkt, er nimmt eine innere Sektmassage und beginnt wieder zu kreisen. Manchmal treibt einen armen Teufel der Ehrgeiz, der unternimmt »Vorstöße« so, daß sogar das Logenpublikum Interesse gewinnt. Das Logenpublikum ist nicht leicht begeisterungsfähig. Sektkübel häufen sich zu seinen Füßen. Belegte Brötchen, Kaviar, Schinken, Eier türmen sich auf den Tischen. Von den diensteifrigen Kellnern umwedelt, durch Brieftaschen brustgeschwellt, im Vollgenuß einer schrankenlosen Nacht, verlangt dieses Publikum mehr Sensation, als ein wundgelaufener Kreisel bieten kann. Es jauchzt, wenn drei, vier Rennfahrer zusammenstoßen und einen Knäuel aus blitzendem Stahl, blutenden Nasen, zerschundenen Knien bilden. So jubelte einmal die römische Bourgeoisie, die sich noch anders nannte, rings um die Arena. Damals lagen die Proletarier unter Löwen, heute sitzen sie auf Rädern. Neu ist nur der Schreibtisch der Berichterstatter, Augen, Oh-

ren und Schalltrompeten der Öffentlichkeit. Wie lauern sie geduckt, als säßen sie selbst auf Rädern, nach Neuigkeiten spähend, im Dienste des Verlegers, zu Nutz und Frommen der Abonnenten, die heute den Wunsch nach einem intimen Nachtlokal verspürten, aber morgen orientiert sein müssen; und jener, die zwar anwesend, aber hinter den Vorhängen mit geheimnisvollen Dingen beschäftigt sind, heute noch sich und morgen erst ihre Neugier befriedigen. Es ist ein symbolisches Rennen jener, denen man einredet, sie rasten einem Ziel entgegen, und die nicht sehen können, daß sie zwecklos, ziellos in einem unbarmherzig geschlossenen Kreis ohne Anfang, ohne Ende rennen müssen, während die andern Rentenmarkbrocken aus den Logen hinunterwerfen.
Ich habe noch ein anderes Velodrom besucht, den *Reichstag* nämlich, der in diesen Tagen die Aktualität einer längst abgetanen, aber im Sterben liegenden Berühmtheit gewinnt. Es ist die Aktualität der Nekrologe, die bereits in den Setzereien fertiggestellt werden. Ich »bewegte mich in den Wandelgängen« der schlangenförmigen Arena der Politiker, den Rummelplätzen der Abgeordneten, den Kulissen der vaterländischen Geschichte, hinter denen die parlamentarischen Schmöcke den Stoff zu ihren Stimmungsbildern und den Heeresberichten über »die politsche Lage« entweder sammeln oder fabrizieren. Ich sah die Vertreter des Volkes, eine selige Immunität lag auf ihren biedern Gesichtern, und ihre Schultern bangten schon um die »schwere Last der Verantwortung«. Sie hielten die Hände auf dem Rücken, sie aßen Knackwürste und erzählten einander Witze und begaben sich dann und wann in den Saal, um zu hören, ob die Sitzung noch anhalte. Drinnen saßen ein paar Minister und Stenographen, und ein Grammophon redete. Einige Grammophone außer Betrieb bildeten offenbar die »Fraktionsgenossen«. Eine große Furcht überfiel mich, die Furcht vor dem noch gar nicht gewählten, aber unausbleiblichen Reichstag, und ich hatte die Vision einer Verschmelzung von Sitzungssaal und Reichtstagsbuffet. Ich sah die Bierfässer in den Saal rollen, die völkischen Schinken, die agrarischen Schweinskeulen, die junkerlichen Ochsenköpfe. Noch grausiger aber war die Vision, die mich draußen, vor dem Hause, befiel: Da sah ich, rings um die Siegessäule, zu faschiertem Fleisch gewandelt, das deutsche Volk, dessen Vertreter drinnen »berieten«.

Der Drache, 18.3.1924

Der Kronprinz ist wieder vorhanden.
Er kam vor einigen Tagen nach Potsdam. Dort muß er – in der Villa Liegnitz »weilen«. Tagsüber kann er nach Berlin fahren. In zwanzig Minuten ist er da.
Der jüdische Reporter einer demokratischen Zeitung hatte natürlich die Nachricht zuerst. Aber in dem Wettkampf zwischen journalistischer Findigkeit und der Man-kann-nicht-wissen-Gesinnung siegte diese. Der Reporter horchte dem »Verlauten an maßgebender Stelle«. Hierauf beruhigte er sich: der Kronprinz komme nicht zu politischen Zwecken. Vielmehr wäre sein Zahnarzt das Ziel seiner Reise. Man weiß es noch aus der Schule: Zahnschmerzen waren immer die beste Ausrede.
In Oels gibt es leider keine modernen Zahnärzte. Die dynastischen Zahnschmerzen des Thronkandidaten beginnen sofort, wenn diese die republikanische Zugluft ihrer Heimat fühlen. In Holland hatte er kein Zahnweh, der Kronprinz. Hier aber beginnt es, in den Kiefern zu zucken. Das Gebiß des dekadenten Raubtiers sehnt sich nach der heimatlichen Beute. Der Zahn der Weisheit lockert sich. Man verlangt wieder nach den goldenen Kronen. Völker und Zahnärzte setzen sich auf kariöse Köpfe und Zähne. Die Verschwiegenheit der Demokratie ist groß. In ganz Deutschland spürst du keinen republikanischen Hauch. Aber in Potsdam einen monarchistischen. Er bewegt viele schwarz-weiß-rote Fahnen, wedelnde Schwänze grüßender Untertanenhäuser.
Ich will auch was sehn. Ich fahre nach Potsdam. Die feudalen Herren tragen neue Lodenhütchen und grüne Waidmannsröckchen, sie sehen aus wie Maienwiesen. Die Damen haben immer noch die Sommerhüte der Kaiserin Auguste Viktoria. Sie kämmen die Haare straff aus der Stirn. Der Zuschauer empfindet Schmerzen. Auf dem Kopfe erhebt sich ein stolzer Knotensockel, eine Siegessäule aus Haaren. Wohltätig hochgeschlossene Blusen verhüllen die Büsten. Ein Hakenkreuz wacht als Tugendschutz über lockere Knöpfe. Gesegnet sei das Hakenkreuz! Seit zwanzig Jahren hat sich nichts in Potsdam geändert. Der Kronprinz hat es auf den ersten majestätischen Blick wiedererkannt.
Vor Gericht stand nach langer Zeit wieder Herr *Müller von Hausen.* Er ist der Verfasser oder Verbreiter des Buches *Die Weisen von Zion.* Aber nicht dieses Buches wegen war er angeklagt. Es ist wahrscheinlich die Privatlektüre vieler Richter. Es beeinflußt jedenfalls die öffent-

liche Gerechtigkeit in Deutschland. Seine Grundsätze werden vielleicht die Abfassung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches unterstützen. Hitler hat es angekündigt. Das Buch liegt auf den Nachtkästchen deutscher Frauen. Nebst Nachthauben und Irrigatoren gehört es zu den dringlichsten Geräten jedes deutschen Hauses. Es ist ein geistiges Familienalbum. Eine arische Bibel. Neben Spenglers Untergang der größte Bucherfolg des Jahrhunderts. In den Schulen nur deshalb noch nicht eingeführt, weil die Kinder es schon zu Hause lernen. Demnach sollte Boelitz nicht zögern!

Dieses Buches wegen kann man nicht angeklagt werden. Müller von Hausen hatte behauptet, der Fries am Hause Rathenaus stelle 60 abgeschnittene Königsköpfe dar. Die alte Frau Rathenau klagte. Müller von Hausen war zuerst zu 900 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Jetzt sprach ihn die sechste Strafkammer des Landgerichts III frei. Vorsitzender war der Herr *Ohnesorge*, der George Grosz verurteilt hatte. Die Begründung lautete: Müller von Hausen sei heute noch so dumm, daß er die Behauptung »wider besseres Wissen« aufgestellt habe. Es stehe nicht fest, ob der Müller von Hausen nicht heute noch überzeugt sei, daß der Fries Königshäupter darstelle. Sie nimmt die lebendigen Idioten in Schutz vor den toten Anständigen, aber wenn ein lebender Anständiger einen toten Idioten (zum Beispiel einen König) so oder ähnlich gelästert hätte, so wäre der Paragraph »wider besseres Wissen« nicht in Funktion getreten. Seid Ohnesorge.

Ich habe mir natürlich den Verfasser der *Weisen von Zion* angesehen. So was lebt sogar in Deutschland nur einmal. Stellt euch eine ehrwürdige Borniertheit vor! Jene Gattung graugewordener Impotenz, deren einzige Männlichkeit in der Ignorierung der Friseurläden besteht; im wallenden Wotansbart: dann habt ihr sie. Von dem alten Rabbinergeschlecht unterscheidet sie sich durch einen stupiden Zorn. Der Richter hält ihr vor, daß sie doch wissen mußte, daß der alte Rathenau ein Monarchist gewesen sei. »So'n Fries bringt man aber doch nicht an!« sagte der alte Müller. Das tut man nicht! Obwohl ich mir nichts Eindringlicheres vorstellen kann als 60 abgeschlagene Fürstenköpfe an einem anständigen Hause. Wirkliche Kriegsware. Würde ich dafür angeklagt, ich beriefe mich auf den Paragraph 189; ich hätte wider besseres Wissen gehandelt. Ich hätte die 60 Fürsten irrtümlich für 60 Mörder gehalten und an ihnen die gerechte Strafe vollzogen.

Der Wahlkampf hat begonnen. Eine neue Partei ist auf den Plan getreten. Sie heißt »Nationale Freiheitspartei«. Ihr Programm lautet: »Was rettet uns?« Antwort: »1. Hermann, der Befreier. 2. Siegfried, der Furchtlose. 3. Liebknecht, der Märtyrer. 4. Michael mit dem Schwert (Offbg. Joh.). 5. Johannes, der Arzt.« Das »Aktionskomitee für Volksbefreiung« leitet der Herr Kurt Wahlmann (wie symbolisch!). Der ist auch Inhaber des Kulturbundes Kaiserkorso 155, hält Sprechstunden von 3 – 4 ab und beschäftigt sich mit: »Operationslosen Verjüngungskuren; mit magnetopathischer Behandlung; mit geschlechtshygienischer Beratung für Ehekandidaten.« Ich hoffe, daß die Deutschen die Nationale Freiheitspartei wählen werden. Sie finden hier alles: Liebknecht, Arminius, das neue Testament und die Verjüngung. Weshalb sollten im Reichstag keine Magnetopathen sitzen? Weshalb sollte er nicht zu einer Stelle für geschlechtshygienische Beratung umgewandelt werden? Die politische Gonorrhoe grassiert ohnehin in gewissen Parteien.

Der Drache, 25. 3. 1924

Ein Diplomat, der ein Mensch war, ist gestorben. Der Gesandte der tschechoslowakischen Republik: *Tusar,* einer der wenigen Sozialisten im europäischen Diplomatenkorps, eine fühlende Brust unter Larven, ein Geschickter unter Gesandten, ein Ehrlicher unter Heuchlern, ein Kopf unter glattfrisierten Schädeln, ein Aufrechter unter Reptilien. Während ich dieses schreibe, zweifle ich, ob ich berechtigt bin, diese schmerzliche Todesnachricht im Rahmen eines Berliner Tagebuches zu behandeln; und ich gestehe von vornherein, daß der Tod jenes Mannes in Berlin keinen Eindruck gemacht hat. Er bekümmerte ein paar Politiker, ein paar Journalisten aufrichtig. Mehrere waren unaufrichtig bekümmert. Seine Todesursache war Krankheit. Die Beschleunigung seines Todes verursachte die Veröffentlichung der gefälschten Geheimakten, die ein übereifriger Blattpatriotismus und eine aktualitätsbeflissene Vaterlandsliebe auf dem Gewissen haben. Berlin wußte nichts davon, daß der Tod Tusars das wichtigste Wochenereignis war.
Ich habe ihn gekannt. Er war kultiviert und bescheiden, gütig und klug, gründlich wie ein Deutscher und herzlich wie ein Slawe, ein aristokratischer Proletarier, ein freier Parteimensch, ein humaner Nationaler, ein Kompromisse liebender Konsequenter, ein Idealist auf dem

Boden der Tatsachen – und einer der seltenen, sehr seltenen Freunde Deutschlands, der deutschen Republik. Ein Mann von diesen Gaben schafft selbst durch seinen Tod noch Gutes: Der tschechoslowakische Minister Girsa, der zur Totenfeier nach Berlin gekommen war, fand Gelegenheit, in seiner Gedächtnisrede zweimal von der Freundschaft Deutschlands und der Tschechoslowakei zu sprechen; trotz den gefälschten Geheimdokumenten, deren peinliche Wirkung Tusar durch seinen plötzlichen Tod gemildert und zeitlich beschränkt hat.
Der tschechische Gesandte bewirkte in seinem Tod mehr Gutes als hundert Diplomaten in ihrem leider allzu zähen Leben Schädliches.

Es vergeht fast keine Woche, in der ein völkischer Held nicht Gelegenheit fände, die Gnade republikanischer Gerichte leuchten zu lassen. Der cand. jur. *Niebuhr* weigerte sich, der Vorladung der politischen Polizei Folge zu leisten. Er schrieb ihr, daß er sie nicht besuchen könne, solange sie der jüdische Regierungsrat Weiß leiten werde. Man muß wissen, wer der Oberregierungsrat Weiß von der Berliner politischen Polizei ist, um abzuschätzen, wie wenig der Kandidat Niebuhr ist. Von der Weltanschauung und der politischen Gesinnung des Oberregierungsrats trennt mich die ganze unsäglich dicke Mauer, welche die bürgerliche Welt begrenzt. Ich gerate also nicht in den Verdacht eines vorurteilenden Beobachters, wenn ich feststelle, daß Weiß einer der klügsten, tüchtigsten, gerechtesten Beamten ist, die überhaupt jemals zu einem undankbaren und gefährlichen Posten verurteilt waren. In der Gerichtsverhandlung behauptete der Jurist Niebuhr, Weiß von der politischen Polizei wäre der Vater eines in der letzten Zeit verurteilten jugendlichen Raubmörders Kurt Weiß. Er war bei der Verhandlung von einer so krankhaften Schimpfsucht befallen, daß der milde Richter ihn fragte, ob er vielleicht durch eine Kriegsverletzung in diesen Zustand der Raserei versetzt werde. Ach, nein! Der Kommilitone Niebuhr hatte den *Krieg gar nicht mitgemacht!* Er war nicht etwa von einer Granate verschüttet worden! Seine Tollwut findet ihre Erklärung in dem Umstand, daß er Vorsitzender des »Deutschen Herold« ist. Muß da noch eine *andere* Gehirnbeschädigung gesucht werden?
Dieser Jurist Niebuhr hat entweder bewußt gelogen oder gewissenlos geredet. Denn der Raubmörder Weiß ist *nicht* der Sohn des Oberregierungsrates. Aber der Vorwurf ist charakteristisch für den Gerechtig-

keitssinn des völkischen Juristen. Denn selbst wenn der Oberregierungsrat das Unglück hätte, eines Raubmörders Vater zu sein – welcher Vorwurf träfe ihn? Kann etwa der Vater des Kandidaten Niebuhr für seinen Heroldssohn verantwortlich sein? Aber der Kurt Weiß ist ein anderer! Es gibt viele Leute dieses Namens. Für die völkische Logik ist freilich der Gleichklang eines Namens bereits ein Argument. Und gerade der Niebuhr hätte doch wissen müssen, wie wenig gleiche Namen für die Identität ihrer Träger sprechen. Kann es doch selbst einem völkischen Gehirn nicht einfallen, den Kandidaten Niebuhr mit dem berühmten Niebuhr zu verwechseln! Der Kandidat Niebuhr ist ein Jurist. Freuen wir uns: Er wird Assessor, Richter, Staatsanwalt. Er wird herrliche Urteile sprechen kraft seiner Tollwut, seiner Logik und seiner Einsicht. Und seine Gerechtigkeit wird nicht etwa durch seine »glühende Vaterlandsliebe« gemildert werden, die ihm sein Richter bestätigte. Wenn es dem Richter, der gewiß ein besserer Patriot als ich zu sein glaubt, gefällt, die wahnwitzige Schimpfsucht eines bornierten Rassisten als den Ausdruck »glühender Vaterlandsliebe« gelten zu lassen – mir soll es recht sein. Niebuhr wurde zu zehn Tagen verurteilt mit der für glühende Patrioten bereits obligat werdenden »Bewährungsfrist.«

Die glühenden Patrioten vom Schlage Niebuhrs dürfen sich freuen: Die Polizeistunde ist bis 1 Uhr nachts verlängert worden. Der passive Ruhrkrieg begann, wie man sich erinnern wird, mit einem pietistischen Traktat Cunos, in dem von einer Einschränkung der nächtlichen Freuden die Rede war. Damals begann man, um 12 Uhr Schluß zu machen. Die Völkischen hatten gar keine Gelegenheit, den für aktive Widerstände nötigen Mut zu fassen. Jetzt können sie es wieder. Was ein deutschnationaler Student zwischen zwölf und ein Uhr nachts trinken kann, davon haben weder die inneren noch die äußeren Feinde eine Ahnung. Nun mögen sie anfangen zu zittern. Man rüstet feuchtfröhlich in den Mampe-Stuben.

Die Burg Etzels ist abgebrannt.
Das geschah in Neubabelsberg, wo der Regisseur Lang die Aufnahme für den zweiten Teil des Nibelungenfilms mit eben jenem Brand vollendet hat. Man weiß, daß der Regisseur Lang am Tage der Uraufführung des Nibelungenfilms einen Pietätskranz am Grabe Friedrichs des

Großen niedergelegt hat. Nun bin ich neugierig, welches Königsgrab er bei der Uraufführung des zweiten Teils zu schmücken beabsichtigt. Herrlich war der Brand in Neubabelsberg. 400 Leute waren eingeladen. Feuerwehr und Schutzpolizei sperrten den Platz. Der Brand rötete den nächtlichen Himmel phänomenal. In dem Gewimmel behielt der Regisseur Lang Geistesgegenwart und Monokel.
Mitten aus den Trümmern (altes Leben, aus den Ruinen blühend) tauchte eine deutsche Frauengestalt auf, mit dem Vornamen »Thea«.

Der Drache, 1. 4. 1924

Aprilscherze: Die jüngste politische Partei Deutschlands, die Republikanische, begab sich am 1. April zum Bismarckdenkmal, mit einem schwarz-rot-goldenen Kranz ausgerüstet. Nach ihr kamen die Hakenkreuzler mit einem schwarz-weiß-roten Kranz. Und es entwickelte sich ein Kampf um das Recht zur Pietät.
Ich muß gestehen: Ich freute mich. Da ist endlich eine anständige Partei, dachte ich, die Republikanische! Ei, seht! Sie wandert mit Kränzen zum Bismarckdenkmal. Auch sie besteht aus jenen Deutschen, »die es sich nicht nehmen lassen«. Als ob das Bekenntnis zu Bismarck sich durch Kränze dokumentieren müßte! Was soll diese krampfhafte Bemühung jüdischer Intellektueller um die nationale Demonstration? Was beweist ein Kranz aus Oleander mit den Farben der Republik? Man bekenne doch endlich, daß man Jude, intellektuell, also gescheit, also republikanisch ist und nicht aufgewachsen bei Bismarckkränzen. Man sehe ein, daß man mit der den andern abgelauschten, aber anders kostümierten Geste keinen einzigen Goj der Völkischen Partei abspenstig machen kann. Wie ich die Arier kenne, lassen sie sich durch Kränze und Bismarckovationen nicht überzeugen, daß Republikaner auch das Vaterland lieben. Die nationalen Paraden wie Kranzniederlegen, Fahnenhissen und dergleichen Schmonzes sind geboren aus der naiven Borniertheit des unduldsamen, des unfreien, des teutonischen Nationalismus. Mit dessen Mitteln kann man nur die Gescheiten verscheuchen, aber keinen Reinrassigen gewinnen.

Aber die Republikaner lassen es sich in Wahlzeiten nicht nehmen. Willi *Dreyer,* der in Frankreich verstorbene Märtyrer seiner eigenen Leidenschaft, wurde nach Berlin gebracht und vom Anhalter Bahnhof

abgeholt. Auf dem Bahnsteig marschierte eine Reichswehrkompanie auf. Vielleicht war es dieselbe, die der Herr Geßler vor zwei Jahren zur Rathenau-Totenfeier entsandt hatte. Geßler ist neutral. Er kann so, und er kann anders. Er schickt Reichswehrsoldaten zu Opfern der Völkischen als auch zu völkischen Opfern. Die Regierung ist auch neutral. Der Vizekanzler Jarres hielt eine Ansprache. Vor dem Sarge schritt ein Mann mit einem Hakenkreuz und mit den Orden des Toten. Aber die Republikaner sind auch neutral. Obwohl der arme Willi Dreyer nicht im geringsten für die deutsche Republik gestorben war, sondern eher gegen sie, kamen die Republikanischen Verbände und schändeten den Leichnam mittels schwarz-rot-goldener Fahnen. Sie müssen überall dabeisein. Sie wurden – mit Recht – verprügelt. Wenn doch diese Republikaner endlich einmal aufhören würden, Interesse für tote Hakenkreuzler zu heucheln. Die lebendigen glauben es ihnen nicht.
Ich kann nicht umhin, den Ausspruch eines Mannes hier zu zitieren, obwohl es der meines Freundes Werner Hirsch ist. Dieser sagte einmal zu einem der Gründer der Republikanischen Partei und Vorsitzenden Republikanischer Verbände: »Wissen Sie, Herr von D., ich wüßte für Sie was Gutes: Wollen wir nicht eine Republik in Deutschland machen?« ...

Vor einigen Tagen starb Kurt Knopf, ein Invalide, der am Potsdamer Platz Streichhölzer und Blumensträuße zu verkaufen pflegte. Ein Schuhputzer erzählte mir von diesem Tod. Er war nicht das Ereignis, das Aufsehen und Nekrologe hervorzurufen pflegt. Nur wenige kannten Kurt Knopf, obwohl er ziemlich auffällig war.
Wenn es regnete, trug er eine Kapuze auf dem Haupt, daß er aussah wie ein dünner grauer Turm oder auch wie ein riesenhafter Reklamebleistift. Wenn es nicht regnete, sah man sein Angesicht genau. Es gehörte zu jenen Gesichtern, deren Güte ebenso sichtbar und deutlich ist wie ihre Hagerkeit. Unter den Backenknochen waren die Wangen ganz eingefallen. Die flinken, kleinen schwarzen Augen waren wie zwei Kohlestückchen, wie zwei kleine Knöpfe, die Kinder oft zur naturalistischen Verlebendigung eines Schneemann-Antlitzes gebrauchen. Aber auf dem sanften, etwas breiten, feingeschwungenen Mund thronte der Edelmut. Kurt Knopf hatte einen Lungenschuß. Er handelte nur mit Streichhölzern. Aber immer besaß er Geld genug, um

einen hergelaufenen intelligenten Hund von unbestimmter Rasse und ganz plebejischer Abkunft zu pflegen und den fliegenden Straßenhändlern noch etwas von seinem kärglichen Profit zu borgen.
Ein paar Stiefelputzer trauern um ihn. Er starb fast genau an dem Tage, an dem die ersten Schneeglöckchen kamen. Der lange Winter hatte ihn getötet. Ein paar Spatzen, die er zu füttern pflegte, werden ihn vermissen. Er war das einzige Häufchen Lyrik am Potsdamer Platz. Gänseblumen und Löwenzahn werden aus seinen zerfallenden Knochen blühen.

Kurt Knopf wäre vielleicht noch nicht gestorben, wenn ihm die Masse der Gastwirte einen Teil ihres ausgestellten Reichtums abgegeben hätte. Argentinische Rinder hingen rot, appetitreizend, genau in der Hälfte durchgeschnitten, in der ganzen Länge des riesigen Saales und verlängerten sich perspektivisch durch eine realistische Malerei, die dort anfing, wo die wirklichen Rinder aufhörten. Es war ein Anblick von geschmackfördernder Barbarei. Dann sah man glänzende Kochmaschinen, friedliches Eisen, unverständliche Apparate, die angeblich jeden Koch ersetzen, weil sie sozusagen von Natur nicht anders können, als selbständig zu kochen, braten, backen. Prall, wie feiste Gehenkte, baumelten die Schinken, die strotzenden Würste von den Stangen. Aus Likörflaschen waren Pyramiden errichtet, über deren Umfang jeder Tutenchamun erstaunt wäre.
Aber in der Köpenicker Straße tötete zu gleicher Zeit ein Mann seine Frau, seine zwei Kinder und sich selbst, weil er nichts zu essen hatte. So brutale, kitschige, unkünstlerische Kontraste mache nicht ich, sondern das Leben. Deshalb bleiben sie vielleicht so wirkungslos ...

Der Drache, 8. 4. 1924

Kriminalistisches von zwei Mädchen, die beide den lyrischen Vornamen Rosa trugen. Die eine wurde zu zwei Jahren sechs Monaten verurteilt, die andere fand man tot, mit Strangulierungsmerkmalen am Halse in einem Hausflur. Die erste Rosa stand vor einem iridschen Gericht, die zweite steht jetzt vor dem himmlischen, wo man sie hoffentlich freisprechen wird – wenn metaphysische Justiz so gnadenreich ist, wie man es uns und den Mädchen in der Konfirmandenstunde erzählt, bei deren Anbruch sie manchmal schon prostituiert zu sein pflegen.
Rosa Gentschow hatte sich wegen Totschlages zu verantworten. Sie

pflegte den Männern, die bei ihr außereheliche Zerstreuung suchten, Kokain in die Getränke zu schütten, um sie zu betäuben und leistungsfähiger zu machen. Wenn sie bewußtlos wurden, stahl ihnen Rosa Gentschow gelegentlich einige Kleinigkeiten, nicht so sehr, um einen halbwegs gerechten Ausgleich zu schaffen zwischen dem, was sie bot, und dem, was sie verlangte – sondern mehr aus Trieb und einem vererbten Drange folgend. An ihrer Opiumdosis starb ein Kaufmann, dessen Konstitution nur für Sexualität ohne Betäubung ausgerichtet war. Deshalb ergriff die Polizei Rosa Gentschow. Die Ehefrau des Toten, bei der er weder Befriedigung noch Betäubung zu finden vermocht hat, sagt aus, daß er an Morphium und Kokain nicht gewöhnt gewesen sei. Es trat als Zeuge ein Kriegsgerichtsrat auf, ein Mann aus der bürgerlichen Gesellschaft, dessen Name dem Ausschluß der Öffentlichkeit unterliegt und der in den Zeitungen nur unter der Signatur Sch. veröffentlicht werden darf. Er ist ein ehrenhafter Mann und ein Kriegsgerichtsrat obendrein, der nichts anderes getan hat, als die Angeklagte am Potsdamer Platz kennenzulernen. Er gehört zu den Glücklichen, die an Opium nicht sterben und höchstens bestohlen werden, im übrigen aber intakt bleiben und so sorgfältig und behutsam wie Schmetterlinge an den Blütenkelchen der Gefahr zu nippen verstehen, ohne den Ehrenschmelz ihrer Flügel abzustreifen. Die irdische Gerechtigkeit entschied, daß nicht Rosa Gentschow das Opfer der Kriegsgerichtsräte ist, sondern daß sie den Tod eines Kaufmanns verursacht habe, und verurteilte sie zu zwei Jahren sechs Monaten Gefängnis, obwohl der Staatsanwalt – er heißt: *Loch! – 15 Jahre Zuchthaus* beantragt hatte. Denn er wahrte die Interessen jener Staatsanwälte, die manchmal, in einer menschlichen Aufwallung, sich auf den Potsdamer Platz begeben, um ein Mädchen kennenzulernen, und bei dieser Gelegenheit bestohlen oder gar vergiftet werden könnten. Es müssen übrigens nicht Staatsanwälte sein. Auch bei Kriegsgerichtsräten kommt so was vor.

Die zweite Rosa war erst 24 Jahre alt, und sie starb mit einem Blumenstrauß in der Hand, gleichsam zur Feier ihres Geburtstages, den sie gerade zu begehen angefangen hatte. Sie lebte vom nächtlichen Straßenhandel mit Kokain, Streichhölzern und Liebe und vertrieb ihre Waren unter dem bekannten »Bülowbogen«, in der Nähe der Hochbahnstation, an der zu nächtlicher Stunde Männer und Frauen zu

Wurst verarbeitetes oder in rohem Zustand befindliches Pferde- und Menschenfleisch anzubieten pflegen. Die Polizei hat eine Belohnung von 500 Mark für die Auffindung des Mörders ausgesetzt. Das tote Mädchen hatte sich bis 1 Uhr nachts in einem Lokal aufgehalten, das den symbolischen Namen »Olala« trägt, den Namen einer Weltanschauung, die, mit der bürgerlichen verwandt, von deren Inhabern den Menschen des Bülowbogens überlassen wurde, zu heiterem Gebrauch und auch zum tragischen Verkommen. Heute schwirrt bereits die polizeiliche Ordnerwehr der menschlichen Gesellschaft um den Bülowbogen, forschend, und die Händler sind in Angst. Oben dröhnt alle paar Minuten ein Hochbahnzug. Unten stehen die Verwegenen und Ausgestoßenen – und unter ihnen vielleicht der Mörder – und verleihen dem Bauwerk der modernen Technik etwas von der Romantik verbrechenbehauster Katakombengänge. Zwei Schritte weiter strömen gedämpftes Licht und rötliche Shimmyklänge aus einer belebten Diele. Der Tod nistet neben dem Amüsement. – Olala!

Eine andere »Ordnergruppe« wandert durch die westlichen Straßen Berlins und ruft mit jener Stabilität, die ein untrügliches Kennzeichen der vorgeschrittenen Verblödung ist: *Juden! Juden!!* Es sind Völkische; Gymnasiasten und Studenten unter der Führung eines Offiziers. Sie bekommen für jede gesprengte Wahlversammlung 3 Mark pro Mann – »Kopf« kann man ja hier nicht sagen. Ob es eine demokratische, republikanische oder eine sozialistische Wählerversammlung ist – ihnen ist es Windjacke wie Hose. Ich habe die Knaben gesehen, sie waren auf den ersten Blick als ein »Stoßtrupp« zu erkennen und der Mann, der sie führte, als ein Leithammel, mit einem Netz von Schmissen anstelle eines Gesichts, das Ebenbild des reinarischen Gottes. Ein Polizist ließ sie ruhig marschieren, Passanten wichen ihnen aus, und ein nationaler Krämer, der mit Nachtgeschirren handelt, stand vor seinem Laden und winkte – zwar nicht mit einem seiner Handelsobjekte, aber mit der Hand. Wo ist da ein Unterschied?
Auf den Pflastersteinen steht es, schwarz auf Asphalt: »Die nationale Freiheit kommt! Hoch Ludendorff!« Jetzt blüht seine Persönlichkeit sogar aus unfruchtbarem Gestein, und ich wandere sehr sorgfältig über die Straße, aus Furcht, auf ihn zu treten, in diese nationale Freiheit hineinzutreten, deren Geruch überhaupt nicht mehr zu vertreiben wäre. Andere Passanten, die mehr nationale Gesinnung im Herzen

und weniger Empfindung in der Nase haben, treten ungeniert auf die Wahlpropaganda, und davon erhebt sich jetzt in Berlin ein so wahnsinniger Gestank. Es riecht nach alten angebrannten Germanenbärten und nach Giftgas, nach hämorrhoidalen Geheimräten und der Stiefelwichse der preußischen Kommis-Feldwebel. Und das alles gleichzeitig! Das stinkt nicht zum Himmel. Das stinkt nur zur Walhalla! ...

Der Drache, 15. 4. 1924

Die offizielle »Hinkemann«-Premiere hat endlich stattgefunden. Dieses Ereignis verdient, hier erwähnt zu werden, weil es mehr ein lokales als ein literarisches war. Die Premiere unterschied sich auf den ersten Blick ins Parkett von anderen Premieren durch einen auffallenden Mangel an Frauen. Sämtliche Kritiker hatten ihre rechtmäßigen Gattinnen zu Hause gelassen. Denn einerseits wird da in dem »Hinkemann« ein Problem behandelt – ein Problem, sag' ich Ihnen! – dem die weibliche Seele nicht immer gewachsen ist. Es handelt sich nämlich, unter uns Männern gesagt, um einen Arbeiter, der durch einen kleinen Schuß in großer Zeit nichts weniger als sein Geschlecht verliert. Andererseits war ein Pogrom von den Völkischen angekündigt, dem sicherlich die Kritik, als die eigentlich zersetzende Erscheinungsform des Judentums, zum Opfer gefallen wäre. Infolgedessen hatten sich die Kritiker mit arischen Lokalreportern bewaffnet, welche den Stuhl der Gattin einzunehmen hatten, um für den Fall des etwa in Erscheinung tretenden deutschen Geistes bis zum letzten Hauch von Mann und Pegasus Schlachtberichte zu telefonieren. Aber es kam nicht dazu. Denn es waren garantiert beziehungsreiche Juden auch unter andern geladen, und also ging es anders zu als seinerzeit im Scheunenviertel. Eine Hundertschaft grüner Polizei lag bereit, um gegen die deutschen Regierungsmänner von morgen oder spätestens übermorgen vorzugehen. Also ging die Premiere ohne Überraschungen zu Ende.

Der Wahlkampf hat angefangen. Die Deutsche Volkspartei kämpft mit der blendenden Waffe der Lichtreklame. In der Tauentzienstraße, die bekanntlich ein vornehmer Strich ist, leuchtet über einem Dach die Inschrift auf: »Die deutsche Kraft! Kölnisches Wasser!« Darunter: »Sprengt die Ketten! Wählt Deutsche Volkspartei!« Vergeblich bemühe ich mich, einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Auffor-

derungen zu finden – und da ich ihn nicht fand, mußte ich ihn in Frageform konstruieren: Fördert das Kölnische Wasser die deutsche Kraft wirklich derart, daß sie imstande ist, die Ketten zu sprengen? Wozu dann noch die Deutsche Volkspartei? Vermag sie aber allein schon die Ketten zu sprengen, dann deklariert sie sich selbst als eine gefährliche Konkurrenz des Kölnischen Wassers. Wieso dann aber beide Firmen, das Wahlbüro des Kölnischen Wassers und die Fabrik der Deutschen Volkspartei, danach übereingekommen sind, auf einem und demselben Dach zu inserieren, ist mir ein Rätsel – obwohl die Lage des Hauses gerade in der Tauentzienstraße ja eine Reklame beider Artikel außerordentlich fördern muß ...

Ich bin einer Frau begegnet, die entschlossen ist, völkisch zu wählen. Es war ein Erlebnis.
Da ich noch immer nicht anders kann, als einen Gegner, wenn er eine Frau ist, mit männlichen Augen zu sehen, stellte ich sofort fest – und mit Genugtuung –, daß die völkische Wählerin gar nicht hübsch war. Somit fiel sofort der Reiz zum Widerspruch und zur Bekehrung fort. Vielmehr empfand ich – unverbesserlich ästhetisch auch in der Politik gesinnt – die unwiderstehliche Lust, die völkische Frau in ihrer Überzeugung zu *bestärken*. Denn nichts kann einer Bewegung so sehr schaden wie häßliche Frauen. Wäre ich der Propagandachef dieser Republik – ich würde an allen Straßenecken die Porträts der Potsdamer Monarchistinnen ausstellen lassen. Dennoch konnte ich nicht umhin, das Äußere meiner Gegnerin für einen Augenblick höflich zu vergessen und die Frage zu tun: »Könnten Sie sich in einen Mulatten verlieben?« Diese unnatürliche Frau antwortete: »Niemals!« Ich: »Würden Sie einen ertrinkenden Juden retten oder ihn untergehen lassen?« Sie: »Ich würde ihn nicht retten!« Ich: »Würden Sie ihren Sohn in den Krieg ziehen lassen, auf die Gefahr hin, daß er durch einen Rückenmarkschuß gelähmt heimkehrt?« Sie: »Selbstverständlich. Sein Rückenmark gehört der deutschen Nation.«
Leider bin ich keiner hübschen Frau begegnet, die so unentwegt völkisch gedacht und gesprochen hätte. Und ich halte mich krampfhaft an der letzten Hoffnung fest, daß *nur* häßliche so sprechen können: weil sie niemals für einen Mulatten in Betracht kommen; und niemals für einen Juden, selbst wenn er ihnen sein Leben zu verdanken hätte; und weil aus diesen Gründen eine Mutterschaft sehr unwahrscheinlich ist.

Wie aber, wenn eine wirkliche Mutter überzeugt wäre, daß ihres Kindes Rückenmark der »Nation« gehöre? Dann, Herr, gib uns einen Geburtenrückgang! Denn eine Mutter, die mehr national ist als mütterlich, schändet ihren heiligen Beruf und die Natur. Dann, Herr, gib ihnen statt der Kinder Wahlzettel, Gewehre und Munition!

Der Drache, 22. 4. 1924

Nur ein Bild:
Ein Ostertag bei den Völkischen; ihre Sitten und Gebräuche.
Auf dem Bahnsteig häufen sich die Völkischen. Es sind die Nachkommen heldischer Buchhalter, reckenhafter Zollbeamten, drachentötender Oberlehrer, mit einem oder zwei Worten: germanischer Gestalten und legendarischer Berufe, wie man ihnen in den Eddaliedern auf Schritt und Tritt der Versfüße begegnet. Es sind die Heldensöhne alliterierender Monarchisten und Kleinbürger, Sprößlinge personifizierter Eichenknorrigkeit und unbeugsamer Untertanenbiegsamkeit. Es ist die Zukunft des deutschen Wesens, wie ich sie mir immer vorgestellt habe: eine Knochenkeule als Kopf, mit Brillantine eingefettet; Schlagringe als Fäuste; ein vaterländisch pochender Totschläger in der national fühlenden Brust; Gedärm-Zündschnüre im Bauch; Berserkergrimm als treibende Kraft und geistige Richtung. Alles in allem: das Resultat aus der Multiplikation: deutsche Politik mal deutscher Volkserziehung mal kleinbürgerlicher Weltanschauung.
Sie bildeten den altdeutschen Plural von dreißig »Mannen« (»Männer« sind im neuen Deutschland nicht mehr gebräuchlich). Sie bemächtigten sich des ganzen Zuges und offenbarten die spezifisch jüdische Fähigkeit, trotz verhältnismäßig geringer Anzahl überall wahrnehmbar zu sein. Ihre mutierenden Stimmen nahmen die heldenhaften Klangfüllen der Altvordern-Bässe an, und die Laute schritten im Parademarsch durch die dröhnenden Wellen des Äthers. Beschämt und schüchtern wurde das Rattern des Zuges zum Säuseln eines linden Frühlingswindes. Es bildete einen zarten akustischen Hintergrund für das Dröhnen des Ehrhardtliedes und des musikalischen Antisemitismus. Mitgeführte Kinder in den fernsten Kupees begannen zu weinen. Die Schalen widerstandsfähiger Ostereier zerbrachen mit jämmerlichem Klang. Halbverzehrte Ausflugsbutterbrote blieben in Hälsen stecken. Spaziergänger am Rande der Bahnstrecke fielen um wie tot.

Die Klosetts waren meist besetzt. Gelang es dennoch, einen unbesetzten Augenblick zu erwischen, so las man an den Wänden die poetischen Ergebnisse der Ehe zwischen Geist und Sexualität, einen tiefgezüchteten Antisemitismus reinster Rasse, literarische Produkte, wie sie nur eine ergiebige Onanie und Arthur Dinter hervorzubringen imstande sind.
Durch den stillen Ort, dessen Häuser mit schwarz-weiß-roten Fahnen wedelten, marschierten die dreißig Mannen, und unermüdlicher Gesang strömte aus ihren Kehlen. Sie begaben sich in den deutschen Ersatz-Eichenwald, in dem die Tannen mit ihren Nadeln rauschten. Auf dem markigen Boden einer sandigen Lichtung machten sie halt, packten Nahrungsmittel aus den Rucksäcken und netzten die Gaumen mit Heldenbier. Hierauf befestigten sie an entfernten Baumstämmen altgermanische Konservenbüchsen als Zielscheiben und schossen aus Pistolen. Die deutsche Erde erzitterte. Fromme Förster, die, Wilderer witternd, herbeigeeilt kamen, entfernten sich wieder, als sie den rassereinen Ursprung der Schüsse erkannten.
Eine halbe Stunde später langten Walkürenjungfrauen an, hygienische Windsbräute auf Sandalen mit flachen Absätzen, unberührte Keuschheit auf zuverlässigen Sockelbeinen, gelungene Sinnbilder, gewissermaßen Sinnplastiken der echten Minne. Die Pistolenschüsse hörten auf. Heil-Rufe erknallten. Jemand packte eine Ziehharmonika aus, das legendarische Instrument unserer Altvorderen. Man intonierte das alte, von Volker, dem Fiedler, komponierte Lied: Heil Dir im Siegerkranz; und schlang einen sinnigen Reigen, bis Baldur im Westen entschwand. Sein Untergang förderte sichtlich die Stimmung. Es wurde still.
Erst in Berlin, am Potsdamer Platz, stieg wieder Gesang empor zu den reklamegestirnten Dächern, den Antennen und Blitzableitern, lauter unsittlichen Erfindungen einer jüdisch verseuchten Technik. Aus dem Café, das »Vaterland« heißt und gewissermaßen das kondensierte Deutsche Reich, die Quintessenz der Heimat ist, ertönte der Hochzeitsmarsch, der alte und die neue Zeit: das Schwert mit Gasgranate vermählt. Im Kino gab man Fridericus Rex von Arzen von Cserepy, einem wieder heimgekehrten Nachkommen jener Germanen, die den ersten Nibelungenfilm in Etzels Hunnenlanden kurbelten. Die deutschen Jünglinge und Jungfrauen kehrten heim zu den häuslichen Kaiserbildern und Wandsprüchen; von den Eltern freudig begrüßt als die siegreichen Rächer an der Judenrepublik.

Vor dem Abendessen lasen die Hausväter ein Kapitel aus den *Weisen von Zion* vor. Sämtliche Familienmitglieder machten das Zeichen des Hakenkreuzes. So feierte man die Auferstehung Christi.

Der Drache, 29. 4. 1924

Sie machen die Nacht zum Tag, die Völkischen, gleichsam aus Courtoisie gegen die Tage Deutschlands, die durch die Wirkungen des Hakenkreuzes zu einer einzigen undurchdringlichen Nacht gemacht wurden. Man erzählte es mir zuerst, und dann konnte ich es mit eigenen Augen sehen, von der Wohnung eines Freundes in Lichtenberg aus, der das Unglück hat, Nachbar einer Exerzierwiese zu sein. Um 11 Uhr versammelten sich die Hakenkreuzler und begannen, unter dem Kommando eines Offiziers zu exerzieren. Sie marschierten, machten Kniebeugen, lösten sich in Schwarmlinien auf – und es sah gespenstisch aus, wie eine militärische Walpurgisnacht. Der Mond besaß die niederträchtige Objektivität, über dieser Wiese aufzugehen und sein Silber gewissermaßen vor die Säue zu werfen. Es schlug Mitternacht, und Deutschlands Zukunft exerzierte noch immer. Es war eine »Nachtübung« der germanischen Jugend, und dagegen kann man gar nichts machen. Es war jammervoll zu sehen, wie hier eine ganze Heldengeneration die Polizeistunde ungenützt verstreichen ließ, kränkend zu wissen, daß in den Fässern irgendwo das Heldenbier wartete und nicht getrunken wurde.
Es war eine linde Frühlingsnacht, eine jener Nächte, in denen noch vor zwei Jahrzehnten deutsche Jünglinge zu lieben und zu dichten pflegten. Es sah aus, als wären tote Soldaten auferstanden, um zu exerzieren. Und es waren Tote. Jugendliche Körperhüllen über verstorbene Turnriegen des alten Jahn. Wiedergekehrte Heimgegangene. Die letzten Eisenbahnen dröhnten in der Ferne. Der nächtliche Bogenlampenschimmer der großen Stadt stand silbern wie ein festliches Feuer der Technik am Horizont. Und hier rüstete man zu einem Kreuzzug gegen den Erbfeind, der um diese Zeit ruhig in seinen Betten schlief oder sich dem nächtlichen Vergnügen hingab, weil für ihn Diplomatie, Kultur und Chemie über die Heimat und ihren Sieg wachen. Zum erstenmal empfand ich Mitleid für die Jungen vom Hakenkreuz. So also ruinieren sie sich selbst die Nächte und uns andern die Tage. Vergeblich ihre Gewehrgriffe und Parademärsche. Ein schmächtiger, für den Kriegs-

dienst ungeeigneter Chemiker, der um diese Stunde die neue Mischung zweier Elemente probiert, wird die langjährigen Erfolge dieser nächtlichen Gespensterturnerei zunichte machen.

Die 25jährige Lina Hildebrandt erlebte die vorschriftsmäßige Geschichte der Landarbeiterin. Zuerst schenkte ihr ein gerechter Gott einen Säufer zum Vater. Hierauf einen Syphilitiker zum Bräutigam. Und schließlich ein Kind von diesem. Somit war Lina Hildebrandt keinen Schritt von jenen Wegen abgewichen, welche die göttliche Vorsehung für Landarbeiterinnen gebaut und mit Sünden gepflastert hat. Sie war als Vierzehnjährige in Dienst gegangen, hatte die Liebe genossen und die mit ihr verbundenen Bazillen und war vom unvermeidlichen Mutterglück verfolgt und schließlich betroffen worden. Von diesem bis zum Kindesmord ist nur ein Schritt aus dem Krankenhaus. Lina erwürgte ihr Kind mit einer Schnur und hetzte sich die irdische Gerechtigkeit auf den Hals, nachdem sie die himmlische vorgekostet hatte. Und sie wurde zu einem ganzen Jahr verurteilt. Weil sie die menschliche Gesellschaft von einem neuen Syphilitiker noch vor dessen Geschlechtsreife befreit hatte. Aber es geschah ja eigentlich nur, damit sie das Schicksal haargenau erfüllt. Wo sollte man denn sonst mit syphilitischen Landarbeiterinnen hin, wenn nicht in die Gefängnisse? Sie müssen die Plätze besetzt halten, damit sich nicht etwa die völkischen Mörder irrtümlich setzen.

Die »Sittenkontrolle« ist eine großartige Einrichtung. In Berlin grassiert sie im Umkreis der Bahnhöfe als die erfolgreichste Konkurrenz der Gonorrhöe. Die Bazillenträger der Sittenkontrolle sind die Hüter der öffentlichen Sicherheit, die Schutzpolizisten.
Einer von ihnen, der bereits den ehrenvollen Rang eines Schupowachtmeisters innehatte, »stellte« die Prostituierte K. auf dem Bahnhof Zoologischer Garten und ihr den Antrag. Dafür versprach er Straffreiheit. Gefälligkeit gegen Gefälligkeit. Es geschah.
Eine kurze Zeit später traf dieselbe Prostituierte einen anderen Wachtmeister, der sie aufschreiben wollte. Sie war gewitzigt und fragte, ob es denn wieder so sein sollte wie vor kurzem mit jenem ersten Hüter der Ordnung. Da kam sie aber schön an. Der zweite Wachtmeister war sexuell saturiert und überdies ehrgeizig. Er zeigte das Mädchen an und den Kameraden. Der beschuldigte Wachtmeister klagte. Und weil das

Zeugnis einer Prostituierten nichts gilt gegenüber dem eines Dieners der Sicherheit und Kontrolleurs auf den Untergrundbahnen der Moral, so verurteilte man die Prostituierte zu drei Monaten.
Soweit wäre alles in Ordnung gewesen, das Mädchen vom Strich in dem ihr gebührenden Kerker und der Wachtmeister in der ihm gebührenden Ehre. Aber zum Unglück meldete sich eine andere Prostituierte, welche mit dem Wachtmeister schon einmal das Geschäft der wechselseitigen Rücksichtnahme abgeschlossen hatte, und erschütterte die Weltordnung dermaßen, daß der Wachtmeister ein Jahr Haft erhielt und drei Jahre Ehrverlust, und zwar nicht etwa, weil er ein Mädchen mißbraucht, sondern weil er einen falschen Diensteid geleistet hatte. Denn: heiliger als die Freiheit eines ohnehin freien Mädchens, eines Frauen-Wachtzimmers sozusagen, ist der Diensteid.
Wie aber werden die vielen anderen Wachtmeister zu einem Genuß kommen, ohne bei dieser Gelegenheit den Diensteid zu verletzen?

Der Drache, 6. 5. 1924

Ein bilderreiches Bilderbuch; eine Woche, reich an Ereignissen, wenn auch vorhergesehenen, wie es zum Beispiel die Reichstagswahl mit ihren Begleiterscheinungen war.
Sie spielte sich in Berlin ruhig ab, wie eine inszenierte Filmaufnahme, mit drei Todesfällen zu Dekorationszwecken. Drei Proletarier starben an den Folgen des allgemeinen Wahlrechts. Zwei wurden von privaten Bürgerhänden umgebracht, der dritte fiel, getroffen von einer offiziellen Schutzmannskugel. Alle anderen Opfer des Wahlrechts blieben am Leben, teils als Wähler, teils als Gewählte.
In den Abendstunden, während die Wahlvorsteher noch mit der Addition beschäftigt waren, versammelten sich die Neugierigen am Potsdamer Platz und konnten es kaum erwarten. Berittene Schutzpolizei mußte die Neugier dämmen und in die gebührenden Grenzen des Bürgersteigs zurückweisen. Auf der Rampe des Café Josty sang man die Wacht am Rhein. Ein witziger Zeitungshändler rief: »Die Wahlresultate – zehn Pfennig! So billig kriegen Sie's nie wieder!« Die Kinder lagen glatt auf den Bäuchen und sammelten Flugzettel. Es ergab sich, daß man in Berlin 5 000 Zentner Papier zu Agitationszwecken ausgestreut hatte, den Staub nicht mitgerechnet. Es sah aus wie nach einem Volksfest. Mehrere Wähler waren merklich alkoholisiert und aktiv.

Denn dank einem sinnreichen Zufall, der bereits eine nationale Einrichtung geworden, wählte man in den Gastwirtschaften und entschied sich, je nach der politischen Überzeugung, für Bier oder Schnaps. Die Wahlvorsteher, in der Eile noch schnell interviewt, waren des Lobes voll über die Haltung der Wählerschaft.

Während sich draußen die Wahl zutrug, rüstete der russische Botschafter Krestinski zur Abreise. Die politische Polizei war nämlich in die russische Handelsdelegation eingedrungen, um, wie sie erzählt, einen Flüchtling, der sich dort verborgen hatte, zu suchen. Bei dieser Gelegenheit durchsuchte sie die Akten, die Schubladen, nahm sie einem Diplomaten den Paß ab, verhaftete sie einige Beamte. Der Botschafter Krestinski schrieb darauf einen sehr erregten Protest. Dem deutschen Volke teilte man diesen wichtigen Brief nicht im Wortlaut mit. Die Sowjetregierung dachte bereits an Sanktionen. Die deutschen Zeitungen schrieben, der Zwischenfall sei nur ein Zwischenfall. Keinem fiel es ein, das Verhalten der Polizei zu kritisieren. Sie hätte sich doch sagen müssen, daß ein Flüchtling, der wirklich den Schutz der Delegation genießt, längst in Sicherheit sei. Zwei Stunden waren seit seiner Flucht verstrichen. Also war es sehr wahrscheinlich, daß man ihn nicht finden würde. Die Frage, ob die Handelsdelegation nach den internationalen Bestimmungen exterritorial sei oder nicht, hat keine Bedeutung. Hier handelte es sich darum, ob man den einzigen europäischen Staat, der nicht zur Entente gehört, reizen dürfe. Nein! Man durfte es nicht! Aber die politische Polizei war nervös. In kleinen Provinzstädten verhaftete man »Tscheka«-Mitglieder. In Berlin ereignete sich nichts Besonderes. Hier hatte die kommunistische Partei ihren Parteitag abgehalten – die Polizei wußte nicht, wo. So wird man nervös. Mißgriffe ereignen sich überall. Sie sind zu entschuldigen. Aber es ist *nicht* zu entschuldigen, wenn das Auswärtige Amt tröstliche Beruhigungen veröffentlicht, während man aus guten Quellen vernimmt, daß in der Sowjetgesandtschaft eine große Aufregung herrscht. Heute kann man über diese peinliche Angelegenheit nur das weise Wort sagen: Man wird doch da sehen! ...

An einem dieser Tage wurde ein Zeitungshändler verurteilt. Er stand an einem Sonntag da und verkaufte Zeitungen. Ein Mann, mit dem er, wie er sagte, »verfeindet« ist, wollte eine Zeitung kaufen und mit

Reichsgeld bezahlen. Der Zeitungshändler weigerte sich, Reichsgeld anzunehmen. Das Schöffengericht und dann das Kammergericht behaupteten, daß eine Zeitung zu den »Dingen des täglichen Bedarfes« gehöre: also auch zu denen des sonntäglichen Bedarfes. Die Zeitung hat also die Wichtigkeit eines Lebensmittels. Hätte ich die Aufgabe gehabt, das Urteil zu formulieren, ich hätte gesagt: »Die Zeitung gehört zu den Dingen der täglichen Notdurft.« Sie ist eine traurige Notwendigkeit. Eine Gewohnheit, die uns zur zweiten Natur geworden ist, nachdem sie unsere erste verfälscht hatte. Oder: eine Unnatur, die uns sogar am heiligen Sonntag zur Gewohnheit geworden ist. Der Kolporteur muß die tragische Konsequenz seines Berufes vollenden und sogar Reichsmark am Sonntag in Zahlung nehmen. Also lautet mein Urteil: dreimalige Lektüre jenes Zeitungsblattes, das er vor drei Monaten nicht hatte verkaufen wollen; Feststellung aller falschen Nachrichten, die es enthalten hat; Memorierung sämtlicher Drahtberichte; Feststellung der sprachlichen Fehler im Wolff-Bericht und der sinnlosen Metaphern im Leitartikel; persönliche Annäherung an die Redakteure.

Der Drache, 13. 5. 1924

Der alte Tiger des Berliner Zoologischen Gartens ist aus Gründen der Humanität von seinem Wärter erschossen worden.

Der Tiger war krank und dem Tode nahe. Seine Beine zitterten, seine Augenlider schwollen an. Das Fell schlotterte um sein Knochengerüst wie ein fremder, geschenkter Mantel. Er lag im Käfig, sanfter als ein Lamm, und die Menschen lachten. Sie hatten sich vom Weltkrieg bereits erholt, dank jener Leichtigkeit des Vergessens, welche die Menschen vor allen anderen Tieren auszeichnet. Ihre Gesundheit war schon so weit vorgeschritten, daß es sie nach einem neuen Krieg gelüstete. Vergessen waren Drahtverhau und Dörrgemüse, abgelieferte Kirchenglocken und Küchenmörser, Opfer der Religion und der Wirtschaft, Heldengreifkommission und Heldengräberkommission, die Erhebung der Gemüter und die Entlausung der Körper. Die Menschen gingen schon wieder in den Zoologischen Garten, die Raubtiere zu bewundern, als hätten sie sich von Raubtieren durch andere Fähigkeiten unterschieden und nicht durch die des Vergessens.

Der Tiger aber vergaß die Große Zeit nicht, in der man ihn mit kleinen Mohrrüben gefüttert hatte. Kleine gelbe Mohrrüben bekam er, wäh-

rend die ganze Welt aus Menschenfressern bestand. Dieweil der Mensch sich bemühte, den Tiger an Grausamkeit zu übertreffen, fütterte er den Tiger mit Mohrrüben.
Diese Zeit konnte der Tiger nicht verwinden. Dem Menschen war von allen masurischen Sümpfen wenigstens der General zurückgeblieben; von der ganzen Unterernährung eine blutarme Revolution; von allen geflüchteten Ruhmdefraudanten ein heimgekehrter Kronprinz; vom ganzen Christentum ein Hakenkreuz. Was aber blieb dem Tiger? – Nur der saure Mohrrübengeschmack des Weltkrieges; ein schlotterndes Fell; kranke Augen; zittrige Gliedmaßen.
Vor einigen Tagen erschoß ihn der Wärter. Und von allen Schüssen, die seit 1914 gefallen waren, ist dieser einzige Schuß der nützlichste.
Einem anderen Exemplar der Wissenschaft ist der Krieg nicht so schlecht bekommen wie dem Tiger: Der Professor der Germanistik, Herr *Roethe,* kann Mohrrüben besser vertragen. Er lebt und könnte, was Kriegslust betrifft, jeden gesunden Tiger beschämen.
So groß ist die Achtung des deutschen Bürgers vor Kant sogar an dessen 200. Geburtstag noch nicht, daß ein Verbot den Roethe hindern könnte, Kant zu feiern; und so groß ist kein Genie, daß es 200 Jahre nach seinem Tod vor Grabschändungen sicher sein könnte. Die Unsterblichkeit ist mit einer Jubiläumsrede von Roethe wahrlich teuer bezahlt.
Diese Rede beschloß die Kantfeier der Berliner Universität. Roethe »behandelte« Kant vom »preußischen Standpunkt« und eröffnete den Zuhörern, daß die »Kantsche Moral« den Geist »echt preußisch aus der Wirklichkeit erlöst« habe. Der Traktat vom ewigen Frieden bedeute nichts gegenüber der Tatsache, daß er den Krieg als eine wertvolle Triebfeder betrachtet habe, alle Talente der Kultur zu entfalten.
Den »aus der Wirklichkeit erlösten Geist« repräsentiert der Roethe. Man merkt es, wenn er anfängt, seine Talente zu entfalten, deren Triebfeder der Krieg ist. Und es gibt kein Gesetz, das den Tigern Professorenstühle und den Professoren Käfige verschafft! Laßt die Tiere Jubiläen feiern, und ein Wildschwein wird einen Philosophen besser würdigen können.

Der Geist der republikanischen Behörden ist nicht aus der Wirklichkeit erlöst: Noch ist das Blutbad von Halle nicht trocken, und schon rüstet man zu einer völkischen Heerschau im *Berliner Stadion.* Vorläu-

fig ist es nur eine Zeitungsnotiz. Aber die letzten Jahre haben bewiesen, daß es mit Zeitungsnotizen anfängt und mit beschämenden Niederlagen der Republik niemals aufhört.
Ich weiß nicht, wer das Stadion gebaut hat. Aber gewiß haben jüdische Steuerzahler dazu beigetragen. Wenn diese Juden überhaupt noch die Absicht haben, sich zu wehren, so haben sie jetzt einen Anlaß. Ihnen gehört das Stadion wie allen anderen. Man kann sie in ihrem eigenen Hause nicht beschimpfen und ermorden.
Aber die Logik argumentiert: Weshalb nicht die Juden, wenn man die Republikaner in ihrer eigenen Republik beschimpft und mordet?

Austauschpolitiker: Seit einigen Tagen ist Kahr in Berlin. Ludendorff bleibt in München.

Der Drache, 20. 5. 1924

Es geht, ohne Zweifel, die bekannte nationale Welle über die Hauptstadt des Deutschen Reiches und ihre Umgebung, nationale Belange und Leichen in das Bewußtsein spülend, vergessene, abgekillte, vermoderte Feme-Opfer und vergilbte Mörderausweise kommen zum Vorschein, deutsche Tage brechen an, Baldur, der Sonnengott, taucht seine Strahlen in Arbeiterblut, die Prinz-Heinrich-Füsiliere veranstalten in Potsdam eine Jubelfeier, dieweil im Tegeler Forst ein Füsilierter ausgegraben wird, und der republikanische Polizeipräsident von Potsdam ist auch dabei und heißt: Zitzewitz.
Vor der Potsdamer Garnisonskirche erwarten die Menschen den Prinzen Eitel Friedrich, und es herrscht eitel Glockenklang und Vereinsfreude, Zylinderglanz und Himmelsbläue. Der Hofprediger Dr. Vogel schwingt eine Gedächtnisrede und erzählt, daß die Prinz-Heinrich-Füsiliere die größten Verluste unter allen Brandenburgischen Regimentern hatten. Oh, welch ein Schmerz, tot zu sein und wehrlos gegen den Stolz der überlebenden und noch nicht überlebten Hofprediger, Prinzen und Exzellenzen! In kalten Gräbern den Würmern und der Kriegsbegeisterung Nahrung zu sein!
Und dennoch ist dies alles nichts gegen die unvermeidliche Tatsache, daß man, modernd in Massengräbern, noch Stoff liefern muß dem »Lokalanzeiger«, dessen Berichterstatter sich also des Frühlings erfreuen darf: »Sonnenschein liegt über Potsdam. Durch die Frühlings-

luft tönen die Glocken aller Kirchen der Stadt. Ein frischer Wind trägt ihre Klänge weit hinaus in das märkische Land. Sind es die Sonntagsglocken?«
Und ringsum ist keiner da, der ihm antworten würde: »Fragen Sie Ihren Chefredakteur namens Breslauer!« Es ist wie ein Zitzewitz der Weltgeschichte ...

In Fürstenwalde gab es am letzten Sonntag einen »Ulanentag«, und wer sich mit einem Hakenkreuz ausweisen konnte, durfte in den Ort, aus dem ausgewiesen wurde, wer sich nicht als Ulane auswies. Die Arbeiter, die auch nach Fürstenwalde wollten, wurden am Bahnsteig von Polizei empfangen und in den Zug nach Berlin gesetzt. Aber es war eigentlich der Zug der Zeit, wie es sich herausstellte, als die Arbeiter die Notleine zogen. Da hielt der Zug nämlich nicht und erwies sich so als ein historischer nach rechts, der durch keine Notleine mehr aufzuhalten ist.
Das war ein »Ulanentag«. Es werden noch mehrere Tage folgen: ein Dragonertag, ein Gardetag, ein Radfahrtruppentag, ein Kampffliegertag, ein Minenwerfertag, ein Traintag, ein Stabsquartiertag, ein Etappenkommandanturtag, ein Sanitätertag, ein Kanzleischreibertag, ein Armeelieferantentag, ein Munitionskolonnentag. Aber das Jahr hat weniger Tage als der Nationalismus Truppengattungen, und eine neue Astronomie wird lehren, daß sich die Erde um Ludendorff dreht, und das Jahr wird aus lauter unzähligen »Deutschen Tagen« bestehen.

Und trotzdem werde ich nicht vergessen, daß man im Tegeler Forst eine Leiche gefunden hat, die des ermordeten Oberleutnants Müller, recte Dammers, den ein Völkischer namens Grütte-Lehder erschossen und verscharrt hat. Bei dem Mörder fand man einen Ausweis, aus dem ersichtlich war, daß der Reichstagsabgeordnete *Wulle* den Grütte beauftragt hat, »im Falle Müller die *erforderlichen Unterlagen* zu beschaffen«. Ich weiß nicht, was die »erforderlichen Unterlagen« bedeuten, aber der Reichstagsabgeordnete Wulle muß es wissen. Dennoch hat man nicht gehört, daß ihn die Polizei gefragt hätte. Sie ist nicht neugierig.

Der Drache, 27. 5. 1924

Die weißen Pofel-Verschleißer Berlins fühlten sich geschädigt durch die gelben. Die Stimme des Blutes vereinigte sich mit dem Wehgeschrei des Krämers über den »schlechten Geschäftsgang« zu einer symphonischen Anzeige gegen die Berliner Chinesen bei den Finanzbehörden. Auch die Chinesen, die, etwa 400 an der Zahl, im Berliner Osten leben, hatten es gewagt, falsche und in Berlin erzeugte echt-chinesische Vasen und Buddhas zu verkaufen. Eine geheiligte Tradition erfordert es, daß nur Angehörige der weißen Rasse Kulturerzeugnisse der anders pigmentierten vertreiben dürfen. Nur Europäer, die durch die Verfälschung des Christentums bereits bewiesen haben, was sie können, dürfen ihre Künste an fremden Kulturerzeugnissen erproben. Welche Unverschämtheit von den Chinesen, uns ihre Götzen und Gefäße verkaufen zu wollen. Machen wir eine Razzia, Kinder, daß diesen Gelben die Lust vergeht, mit unserem Pofel zu hausieren!
Und die Finanzbehörden machten eine Razzia im Chinesenviertel.
Es ist eines der ärmsten, schmutzigsten der Stadt. Die »Söhne des Himmels« wohnen in Höhlen. Fünf, sechs und sieben wohnen – manche mit ihren Freundinnen – in je einem engen Raum. Ich war einen Tag nach der Razzia bei den Chinesen. Man hatte ihre Valuten, ihre Ware konfisziert. Sie trauten sich nicht auf die Straße. Sie hockten in ihren kahlen, schmutzigen Häusern, erschüttert und verschüchtert wie Belagerte nach einem Überfall auf ihre Festung; wie Tiere in einem »Forstrevier« nach einer Treibjagd. Ein großes, verwüstendes Unverstandenes war über sie hereingebrochen. Sie können weder lesen noch schreiben. Sie wissen nicht, wessen man sie beschuldigt. Sie können die Berliner Zeitungen nicht verstehen – und das ist in diesem *einen* Fall ausnahmsweise ein Unglück. Es kam über sie wie ein amtliches Gewitter. Der Finanzbehördengott donnerte.
Man warf ihnen vor, ihre Verdienste in fremde Valuten umgewechselt und nach China geschickt zu haben. Ja, sie zahlten keine Steuern. Sie machten es wie die deutschen Großindustriellen. Aber hat man je von einer Razzia auf die staatserhaltenden Elemente der Großindustrie gehört? Kühne Reporter schrieben in der gehässigen Erkenntnis der guten Wirkung auf die lieben Leser: Die Chinesen, bekanntlich schlitzäugige Mongolen, »hausten« in freiwilligem Schmutz und freiwillig gehäuft in ihren Löchern. Von den Zweispaltern der Sensationsblätter ging ein Gruseln sondergleichen aus.
Ich habe die Wohnungen der braven, gesitteten chinesischen Proleta-

rier gesehen und schwöre beim echten Buddha, daß der Schmutz dieser Häuser eine blanke Sauberkeit ist gegen den Schmutz der Berliner Redaktionen, in denen ich unfreiwillig auch gewohnt habe. Ja, ich habe festgestellt, daß die Chinesen, die sich deutsch kaum verständigen können, die deutsche Sprache besser beherrschen als die Mehrzahl der Berliner Redakteure. Und daß diese zwar Steuern zahlen, aber sofort einer Razzia anheimfallen müßten, wenn ein Gesetz gedruckte Lügen und Mißhandlungen der Wahrheit und der Sprache verbieten würde.

Der Herr Kronprinz, der bekanntlich versprochen hat, zurückgezogen und der Bewirtschaftung seines Gutes in Oels ergeben leben zu wollen, ist alle paar Tage in Berlin. Er hat in Potsdam eine Wohnung. Gestern fuhr er im Auto durch das Zentrum der Stadt, und die Monarchisten erkannten ihn und schwenkten ihre Hüte. Nur die republikanische Regierung erkennt ihn nicht. Sie behält auch deshalb ihren Hut auf dem Kopf.
Er trug eine grüne Joppe, der Kronprinz. Die Joppe der Hoffnung.
Ludendorff ist in Berlin. Wie sollte da der Kronprinz in Oels bleiben? Was soll da noch die Bewirtschaftung eines kleinen Gutes, wenn die eines großen Reiches nicht außerhalb aller Möglichkeiten liegt? Wohin rast er in seinen grünen Joppen? Weshalb pflegt er nicht das gesunde Landleben?
Ich habe mir sagen lassen, daß ein ländlicher Aufenthalt eines Kronprinzen für die Republik gesünder ist als für ihn. Aber die Republik ist offenbar auf ihre eigene Gesundheit weniger bedacht.

Ich habe Ludendorff in der Nähe gesehen. Er wohnt im Hotel Exzelsior. Er sieht aus wie ein arrivierter Mensch aus dem ehrenhaften Gastgewerbe, wie ein Hotelier etwa. Er hat ein starkes Doppelkinn, einen Bauch, wässerige Augen und den Blick einer gutbürgerlichen, in bescheidenen Grenzen gehaltenen Menschlichkeit. Es ist ein Trost, diesen Mann zu sehen und festzustellen, daß er ein braver, irregeleiteter Spießbürger ist. Dieser Mann konnte nur im Lande der Spießbürger gefährlich werden. Es scheint, als hätte er den Hochverrat betrieben wie ein bürgerliches Gewerbe.
Er ist der Gastwirt der Reaktion. –

Der Drache, 3. 6. 1924

Die Zeit der Rummelplätze ist angebrochen. Der Reichstag ist, wie man weiß, bereits eröffnet. Einem stärkeren Interesse begegnet der Lunapark. Hierher lockte drei Tage lang die Hoffnung, ein Auto durch Los zu gewinnen, das Vehikel aller Strebenden, aller Eiligen, Amerikanischen, Modernen. Ich lobe mir die proletarischen Rummelplätze, auf denen man nichts gewinnen kann. Sie liegen auf öden Bauplätzen, eingeschachtelt zwischen hohen Wänden, Häuserblocks, überschleiert vom Ruß der Stadtbahnzüge, in der Nähe der donnernden, durchdonnerten Viadukte, bunte Flecke unter grauem Großstadtstaub. Es sind die Plätze, die am stärksten amerikanisch wirken, erschütternd durch arhythmischen Rhythmus, disharmonische Harmonie, Symphonien des ohrbetäubenden Unsinns, Hymnen des »Klamauks«. Die traurigen Mädchen, die der vorgeschriebene Lebenslauf aus der Fabrik, aus fremden Dienstbotenzimmern über den Rummelplatz in die Prostitution führt, sind da, von ihrer unausbleiblichen Zukunft gezeichnet, die aus Kindesmord, Syphilis und Kriminal besteht. Die Zuhälter sind vorhanden, die der Bürger »vornehme Gestalten« nennt, weil sie bunte Shawls um die kragenlosen Hälse geschlungen haben. Sie tragen die Hände in den Hosentaschen und haben wenigstens Physiognomien in dieser Stadt der physiognomielosen Herdenmenschen. Es sind die einzigen Menschen in Berlin mit einer ausgeprägten Gesichtsarchitektur, die von innern Kämpfen Zeugnis ablegt, von zeichnenden Erlebnissen, von schweren Nöten. Im Lunapark und im Reichstag sieht man männliche Masken, Umhänge und Schnauzbärte, bürgerliche Glatzen, faschistische und kommunistische Kostüme und Gesichter, die von gar nichts anderm erzählen als von Gelderwerb, ehelichem Beischlaf, väterlichen Erfolgen, Berufsjubiläen und Bierabenden. Ich habe *eine* wirkliche Physiognomie, ein Angesicht, keine Klassenmaske, gesehn. Aber es war ein alter Diener, ergraut im Dienste vieler Parteien und weniger Gesinnungen, mit einer herzlichen Grobheit begabt, einer brummigen Güte, den Parteien untergeordnet und hoch über ihnen, so hoch, daß die Fraktionsführer, denen er das Wasser reicht, es ihm nicht reichen könnten. Ich habe mich mit ihm unterhalten. Er ist 26 Jahre in diesem Hause Diener und müßte sein Präsident sein. Er prophezeite diesem Reichstag eine längere Dauer, als man ihm zumutet, und sprach dabei die tiefe Weisheit: »Alles Schwache hält sich.«

Ich habe noch ein paar Physiognomien gesehn, in den politischen Prozessen der letzten Tage. Gott schuf sie nach dem Ebenbilde Kains, des Brudermörders. Ich habe den Oberleutnant Ackermann gesehn, den Totschläger, der wegen Betruges vorbestraft ist und dem sogar die nationalistischen Blätter den Titel »Oberleutnant« belassen. Ich habe nichts dagegen. Ich würde es begrüßen, wenn alle Mörder den Rang bekämen, den sie nach ihrer Tätigkeit verdienen. In der Zeit, in der ich auf Befehl mordete, trug ich mit Recht den Titel und den Rang eines Leutnants und war ein privilegierter Häftling, den man eingesperrt hatte, nicht, weil er gemordet hatte, sondern *damit* er morde. Das ist der einzige Unterschied.
Ich bin persönlich also nicht beteiligt, wenn dieser Ackermann, ein Gesicht aus dem völkischen Verbrecheralbum, »Oberleutnant« heißt. Wenn es nach den Physiognomien gehen sollte, so müßte der Herr Tettenborn, Belastungszeuge gegen Seeckt-Attentäter Thormann, mindestens ein Major sein. Und wenn sie einander auch bespitzeln und anklagen, so sehen sie doch einander so ähnlich wie Brüder, der Thormann dem Tettenborn und so weiter. Sie haben Grund, an eine Rasse zu glauben. Es ist ihre eigene, eine bornierte Rasse, die einzige, die wissenschaftlich nicht »anfechtbar« ist. Gott bewahre sie vor Mischungen. Zum Teil bewahren sie sich selbst davor. Denn ihre Kinder, die Knaben aus den völkischen Vereinen, morden einander noch vor dem Eintritt der Pubertät. Man hat wieder eine Knabenleiche in der Nähe Berlins gefunden. Jeder zweite Sonntagsausflügler findet Leichen in den Wäldern. Die Knochen, Knabenknochen, liegen zerstreut umher wie Zeitungspapier und Monatsbinden.
Dazwischen blüht die blaßblaue Blume der Romantik.

Der Drache, 10. 6. 1924

Kein Toter ist vor der Ehrung durch die Hinterbliebenen glücklich zu schätzen. Kein Geopferter ist vor der verleumderischen Erhebung zum freiwilligen Helden sicher, sobald er sich nicht mehr wehren kann. Über die vermoderten Gebeine hin trägt der Wind die ornamentale Lüge, die sentimentale Rhetorik des überlebenden Redners. Der hat gewöhnlich den Rang des Generals, die Charge des Überlebens. Aber manchmal ist es ein Graf, Angehöriger eines Standes, der auch nicht gerne fällt. Diesmal war es der Graf Westphalen, der Vorsitzende des

Vereins für Hindernisrennen, der in Karlshorst bei Berlin den Grundstein des »Rennreiterdenkmals« legte. Der Bildhauer Fritsch hat dieses Denkmal modelliert. Das Modell zeigt einen lorbeergeschmückten Jüngling auf einem Vollbluthengst, also einen heimkehrenden Sieger. Das Denkmal ist den *gefallenen* Rennreitern von Karlshorst gewidmet, nicht etwa, wie man nach diesem Denkmal annehmen sollte, den heimgekehrten Rennreitern. Ein Denkmal für gefallene Reiter müßte einen durch eine Granate zerrissenen Pferdeleib darstellen, aus dem die Eingeweide hervorquellen, wie man es so oft im Felde gesehn hat; daneben den Reiter, dem eine Kugel durchs Gehirn gedrungen und den Schmerz zerstört hat, so daß er in der unglücklichen Lage ist, nicht mehr den Jockeiberuf auszuüben, und in der glücklichen, den Grafen Westphalen nicht mehr zu erblicken. Aber es scheint, daß der Bildhauer Fritsch zu wenig vom Kriege gesehn hat oder das Gesehene leicht vergißt. Wie könnte er sich sonst diesen erschütternden Hohn leisten, so mit Entsetzen Scherz treiben und statt eines gefallenen Opfers einen heimkehrenden Sieger darstellen?
Der Graf Westphalen ergänzte den plastischen Hohn durch ein oratorisches Ornament. »Sie starben« – so sagte er wörtlich von den gefallenen Rennreitern – »den Heldentod für König und Vaterland und ruhen jetzt aus unter dem grünen Rasen, auf dem sie Herz und Nerven gestählt und Kraft und Mut erprobt hatten.« Wie? Glaubt dieser lebendige Graf wirklich, daß die Rennreiter »unter dem grünen Rasen« ruhen und nicht in den steinigen Massengräbern der Karpaten und der Alpen, nicht in den Sümpfen Rußlands. »Sie ruhen aus«, sagt der Graf, so, als hielten die Rennreiter ein Nachmittagsschläfchen, wie Grafen, ehe sie in den Klub gehn, und als könnten sie jemals erwachen!
Ach, weshalb ist es so häßlich eingerichtet, daß die Denkmalsenthüller und Grundsteinleger nicht eine kleine, eine einzige Stunde in einem Massengrab liegen, bevor sie ihre Rede halten! Und weshalb sind die überlebenden Jockeis so ergriffen, daß sie dem redenden Grafen nicht in die Phrase fallen! Nichts dergleichen geschieht! – Nachdem der Graf Westphalen die Rede beendet hatte, trat der alte Jockei, Trainer Seibert, heran und »tat die ersten Hammerschläge« – nicht gegen den Kopf des Grafen, sondern auf den Grundstein ...

Russische Gespenster leben in Berlin. Im Berliner Flugverbandshause versammelten sich die Feinde von vorgestern, die Freunde des Nikolai Nikolajewitsch, die russischen Zaristen zu einer »Tagung«. Es sprach ein Herr namens *Davidoff*, und beim Eingang wurden dennoch Hakenkreuze verkauft. Die Hakenkreuz-Aviatik des deutschen Flugverbands wirkte auf die Gehirne der russischen Monarchisten: Sie erzählten Luftschlösser. Nach ihren Mitteilungen steht der Sturz der Sowjets bevor. Nikolai Nikolajewitsch wird wieder Zar, und der Herr Davidoff wird ausgerechnet Pogromorganisator im wiedererwachten Rußland.

Auch deutsche Gespenster leben in Berlin. Die Kronprinzessin Cäcilie macht »private Besuchsgänge«. Es sind eigentlich Autofahrten, Besuchsfahrten und keine »Gänge«. Aber dem Photographen eines jüdischen Blattes gelingt es natürlich, die Kronprinzessin zu knipsen, in dem Augenblick, in dem sie dem Auto entsteigt. Da läßt es sich nicht vermeiden, daß auf die jüdische Platte noch ein Offizier gelangt, der neben dem Wagenschlag »Front macht«. Ein Reichswehroffizier. Ein Offizier des Demokraten Geßler. Ein republikanischer Offizier, der von meinen Steuern lebt. Ich bin aber nicht damit einverstanden, daß irgendeine Prinzessin sich für meine Arbeit einen Begleiter hält, einen »Wagentürlaufmacher«, einen Leibsalutierer; und wäre es selbst eine Kronprinzessin. Für den russischen Monarchisten Herrn Davidoff ist es ein geeigneter Posten.
Und er paßt auch eher auf eine jüdische Photographenplatte.

Der Drache, 17. 6. 1924

Über dem »großen« Unfall am Potsdamer Bahnhof, bei dem es drei Tote und viele Verletzte gab, verschwand in den vergeßlichen Spalten der Tageblätter jener »kleine« Unfall, dem nur *ein* Mensch zum Opfer fiel – was sag' ich: »ein Mensch« –, ein Straßenarbeiter nur war's, ein Mann, der in der Nacht den Asphalt der Potsdamer Straße ausbesserte. Es geschah zwischen eins und zwei, zu einer Zeit, in der man, besoffen und national, die Dielen verläßt, die Pflegestätten des Patriotismus. Ein Auto fuhr in die Baustelle hinein, schleppte einen Arbeiter eine Weile mit und raste weiter. Der Arbeiter blieb liegen, mit einem zertrümmerten Bein und zerschmettertem Schädel. Ernüchterte Passanten

schrien dem Autoführer nach. Er aber verließ mit höchster Geschwindigkeit das Feld seiner mörderischen Tätigkeit. Man hatte seine Nummer gesehen und schrieb sie auf. Zeugen meldeten sich. Aufgeregte Menschen suchten einen Wagen, um den Verletzten in ein Krankenhaus zu transportieren. Man hielt ein Auto auf, in dem ein Herr saß. Und nun geschah folgendes:

Ein Arbeiter trat an den Chauffeur heran und wies auf den verletzten Kollegen. Blut rann über die Straße. Der Chauffeur sagte: Bedaure sehr, dieser Wagen ist besetzt. Der Arbeiter flehte: *Seid doch Menschen!* Der Mann verblutet! Nehmt ihn mit. Der Chauffeur sagte: Dann ist mein Wagen schmutzig, und wer wäscht ihn mir? – Noch einmal der Arbeiter: So seid doch Menschen! Der Mann stirbt! – Der Herr, der im Wagen saß, stieg langsam aus. Es wurde ihm ein wenig unbehaglich. – Ist er wirklich denn so schwer verletzt? – fragte er nachdrücklich. – Ja, ja, er stirbt! schrien die Menschen. – Steigen Sie ein! – rief der Chauffeur. Die haben kein Recht, diesen Wagen zu nehmen. Der ist ja besetzt!

Und erst zehn Minuten später fand man ein freies Auto für den Verletzten. Und das Blut rann über den ausgebesserten Asphalt. Und der Herr fuhr nach Hause und legte sich schlafen. Und war doch ein Mensch! Und wußte doch, daß ein Mensch im Sterben lag. Er sah das Blut, das zertrümmerte Bein, den zertrümmerten Schädel! Er fuhr nach Hause, legte sich ins Bett und schlief auf einem guten Ruhekissen, das bequemer ist als ein reines Gewissen. Er träumte nicht einmal von Blut und Tod. Er träumte von der Geldknappheit und davon, daß man die Devisen auf jeden Fall behalten muß.

Um das Gedächtnis Walter Rathenaus zu ehren, der für Deutschland lebte und der an Deutschland starb, ging ich ins Rathenauhaus, in die Königsallee, in die Mörder-Allee. Es sollte ein Museum werden. Aber die Besucher fehlen. Nur Ausländer haben manchmal das Bedürfnis, das Rathenauhaus zu sehen. Man kann es ohne eine Erlaubnis des Reichskunstwarts nicht besuchen. Man muß also in das Ministerium für Inneres gehn. Aber eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Fremder in ein deutsches Amt.

So steht das Rathenaumuseum still, verschlossen, mit herabgelassenen Jalousien. Ein Diener, Rathenaus Diener, bewacht es. Jeden Tag stellt er Rosen auf den Schreibtisch des Toten. Neben den Rosen liegt die

Bibel mit griechischem und deutschem Text. Auf *einem* Tisch sah ich das alte Weissenfelsische Gesangbuch und den jüdischen »Schulchan Aruch« liegen, das Gesetzbuch der Juden in der Diaspora. Er war wirklich ein Weiser von Zion, Walther Rathenau. Er gehörte zu jenem kleinen Verein der Weisen von Zion, dessen Präsident Jesus Christus war.

Aber den Herrn Hofprediger Richter hindert nichts, beim Feldgottesdienst in Potsdam seiner Rede den Text »zugrunde zu legen«: »Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit«: Es war nämlich wieder eine Gardedenkmalsweihe in Potsdam. Und der Eitel Friedrich war auch da. Er begleitet alle Denkmalsweihen, wie Seuchen den Krieg begleiten. In seiner Anwesenheit zitierte man die Bibel. Zwei Teilnehmer an *einer* Parade: Jesus Christus und Eitel Friedrich. Über jenen predigte man, vor diesem paradierte man. Eitel Friedrich gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.

Der Drache, 24. 6. 1924

Es gibt Augenblicke, in denen sogar ein Parlament, das vom Reden lebt, sprachlos werden kann. Es gibt eine Dummheit, die ebenso erschüttert wie irgendein heiliges Erlebnis. Es gibt eine Schamlosigkeit, die ebenso grenzenlos ist wie die Ewigkeit. Kurz, es gibt im Deutschen Reichstag einen Mann namens *Roth,* der ein bayrischer Justizminister war und von so erstaunlichen Qualitäten ist, daß ich nicht umhin kann, hier öffentlich zu erklären, daß ich, Joseph Roth, mit meinem Namensvetter, dem gewesenen Justizminister Roth, weder verwandt noch identisch bin. Um mich noch einmal zu überzeugen, daß dem so ist, ging ich in den Reichstag an dem Tage, an dem der Roth redete. Sofort nach den ersten Worten war es mir klar, daß wir beide nichts miteinander zu tun haben; ja, noch mehr: daß ich die Pflicht habe, für meinen Namen um Entschuldigung zu bitten.
Als der bayrische Sozialdemokrat Saenger den Ludendorff so kennzeichnete, wie es der Roth auch verdient, sagte dieser: »Ein französischer Sozialist würde über den Marschall Foch nicht so sprechen wie ein Deutscher über Ludendorff!« Man staune über die Diskussionsfähigkeit dieses Juristen: Er will den Sozialisten eins auswischen, und er trifft den Ludendorff, den er verteidigt. Ich möchte mich von diesem

Juristen Roth nicht verteidigen lassen. Der Mann ist imstande, mich durch seine Verteidigungsrede an den Galgen zu bringen. So sieht die Denkfähigkeit des bayrischen Justizministers aus. Er hat seine Sünden vielleicht gar nicht aus Schlechtigkeit begangen. Aber ich werde mich hüten, *die* Eigenschaft des Roth zu nennen, die ihn kennzeichnet. Sie ist mit der Schlechtigkeit verwandt.
Die Rede des Justizministers erweckte in mir die Sehnsucht nach einer Erholung. Ich verließ die Tribüne und kam in jenen Teil des »Hohen Hauses«, wo es noch höher, wo es sogar allerhöchst wird. Ein Freund führte mich in die Gemächer Kaiser Wilhelms.
Ja, der Kaiser hatte »Gemächer« im Reichstag – aber er hat sie niemals benutzt. Er hatte Stühle mit seinem Monogramm, einen Toilettenraum und ein allerhöchstes Klosett. Boshafte Kenner der deutschen parlamentarischen Verhältnisse behaupten, es wäre heute noch der tiefste Schmerz der Deutschnationalen, daß der Kaiser seine Erhabenheit niemals mit diesem Sitz im Reichstag in nähere Berührung gebracht habe. Alles wäre vielleicht anders gekommen.
Sowohl die Stühle mit den Initialen wie das Klosett sind heute unbenutzt. So gibt sich die Pietät eines Volkes kund. Jede Nation hat ihre eigene Art, Monarchen zu verehren.

Es war am Todestage Rathenaus. Aber der Reichstag entsann sich dessen erst am Schluß. Als ein Sozialdemokrat an den Todestag erinnerte, riefen die Völkischen: Au! Au! Wer kennt nicht die Kraniche des Ibykus? Als die Mörder der Kraniche gewahr wurden, schrien sie ebenfalls. Aber die Völkischen brauchen nicht erst eruiert zu werden ...
Am Abend begaben sich einige Republikaner an das Grab des Toten. Man sah in den Straßen Berlins drei schwarz-rot-goldene Fahnen auf drei Automobilen. Da blieben alle Passanten verwundert stehen, die Straßenbahnen, die Autobusse hielten still, Tür und Fenster flogen auf, und ratlos fragte einer den andern: Was ist los? Was sind das für Farben? Ist Deutschland denn eine Republik?
Auf diese letzte Frage konnte man nicht entschieden antworten.
Indessen feierte man in Potsdam die Johanniterschläge. Der alte Hindenburg kam nach Potsdam. Er trug das goldene Schwert der Ritter, und der unvermeidliche Eitel Friedrich teilte die Schläge aus. Das jüdische Blatt, das sich nicht einmal die Johanniter entgehen läßt, berichtet: »Alle in Potsdam wohnenden Prinzen und Prinzessinnen wohnten

der Feier bei. Sie haben Wohnungen und Bei-Wohnungen. Kein Bei-Wohnungsmangel mehr! Wohl aber ein Wohnungsmangel unter jenen, die nicht beiwohnen. Der eine empfängt Schicksalsschläge, der andere Ritterschläge. Wäre Rathenau Johanniter gewesen, das deutsche Volk wäre mit einem Ritterschlag davongekommen ...«

Der Drache, 1. 7. 1924

Das Material häuft sich und fängt an, mir über den Kopf zu wachsen. Weil ich mir vorgenommen habe, das Bilderbuch mit jenen Berliner Begebenheiten zu füllen, die von ihren Verursachern und Veranstaltern »nationale Belange« genannt werden und in Wirklichkeit die Symptome des nationalen Verfalles sind. Berliner Bilderbücher müßten mit dem Blut der Opfer und den Tränen ihrer Hinterbliebenen geschrieben werden. – Die Tinte genügt nicht und nicht einmal das Herzblut, das »eventuelle«, des Schriftstellers. Wenn ich mir vorgenommen hätte, edle, schöne und humane Ereignisse aus Berlin zu berichten – ich stünde jede Woche vor einer kleinen Katastrophe, denn mir mangelte das Material. So aber gerate ich in die Verlegenheit, zu viel berichten zu müssen, denn die Männer der nationalen Belange lassen mir keine Zeit zum Atemholen. Kaum haben sie einen Arbeiter erschossen, da bricht auch schon ein Prozeß aus, in dem Schuldige freigesprochen werden, ballt sich über unsern Häuptern ein »Deutscher Tag« zusammen, beginnen Denkmalsenthüllungen zu grassieren, schwärmen die Bazillen der »vaterländischen« Gesinnung aus. Und wenn es wenigstens nur bei diesen traurigen Dingen bliebe! Nein, es gibt heutzutage bei uns keine Tragik ohne Lächerlichkeit, und wenn man weinen soll, muß man lachen.
Zwei Tage vor der Wahl schoß ein Völkischer in der Nacht den Arbeiter *Gädke* nieder. Gestern war der Prozeß. Der Mörder ist vierundzwanzig Jahre alt, ein Handlungsgehilfe und heißt *Karl Tepe.* Er hatte die Aufgabe, nächtliche Hakenkreuze an die Wände zu malen, die Ornamente der deutschen Aborte in die breitere Öffentlichkeit zu tragen und mit diesem Zierat der Klosetts für Wulle Propaganda zu machen. Vorher saß er in einem Köpenicker Gasthaus und spielte Skat um Schnapslagen – so erzählt er selbst. Er berichtet, daß in diesem Lokal nur »deutsche Männer und Frauen« anwesend waren – wie es sich eigentlich von selbst versteht, wenn um Skat und Schnaps gespielt

wird. Unmittelbar nach dem Skat kam das Gespräch auf die Wahlpropaganda. Er, Karl Tepe, hatte Teerfarbe, Pinsel und eine sogenannte »Schablone« mit der Inschrift: Wählt Wulle! bei sich. Aber – die Schablone funktionierte nicht. Und so begannen er und seine Kameraden, Hakenkreuze frei zu malen, bis der Arbeiter Gädke daherkam. Wie weit ist es von der Schablone »Wählt Wulle!« bis zu einem Pistolenschuß?! Bedarf jemand, der Hakenkreuze malt, noch der Überlegung, ob er einen Menschen erschießen soll! Keinesfalls! Von der völkischen Wahlpropaganda bis zum Mord ist weniger als ein Schritt. Wer Wulle wählt, schießt. Und Karl Tepe erschoß den Arbeiter Gädke. Er ist wegen Totschlags angeklagt. Wegen Mordes müßte die Schablone angeklagt werden. Aber kann man eine Schablone verurteilen?
Das ist so ein tragischer Fall, der Wein- und Lachkrämpfe hervorzurufen imstande ist. Fast so groß wie die Tragik des Arbeiters und seiner Familie ist die Lächerlichkeit der »Schablone«. Welch ein witziger Zufall, der das technische Gerät mit demselben Namen bezeichnet, der für die Persönlichkeit Wulles paßt. Kann man mit einem anderen Werkzeug für Wulle Reklame machen als mit einer Schablone? Und nicht einmal *die* funktionierte! Ach, was sind das für Schablonen! Die Wände selbst wehren sich. Diese Schablonen funktionieren nur dort, wo Skat um Schnaps gespielt wird, und höchstens noch im Reichstag. Hier sitzen die Schablonen auf der rechten Seite und funktionieren, funktionieren, funktionieren ...

Der Hochschul-Schlag-Ring Deutscher Art hat gegen die »Schuldlüge« protestiert. In den ersten Reihen saß natürlich *Roethe*, der Rektor, und in seiner Nähe wehte der Bart des Herrn Tirpitz, Vertreter des Reichswehrministeriums waren vorhanden, Herren von der Regierung, den christlichen Gewerkschaften, den nationalen Verbänden, die Chargierten, der Schmock vom »Lokalanzeiger«. Es war alles da, was kriegerisch gesinnt ist, was den Krieg bei jeder Gelegenheit propagiert, alle Schablonen der Politik und der Wissenschaft funktionierten plötzlich gegen ihre Schuld, alle waren sie plötzlich sanfte Lämmer, unschuldig am Krieg, den sie sonst verherrlichen. Der Rektor, der den republikanischen Studenten Vorträge und Versammlungen verbietet, war in der ersten Reihe, er, der Dr. Roethe, der tapfere Verteidiger des Potsdamer Bahnhofes im Kriege, der Präsident der Goethe-Gesellschaft, der in allen ersten Reihen zu sehen ist. Dieser Rektor, der ein

republikanischer Beamter ist und die Republik nicht kennt, der von jüdischen Steuern lebt und ein Antisemit ist und der nicht die Konsequenzen zieht und abdankt, sondern sich von der Republik ernähren läßt, um sie zu beschimpfen. Man spielte das Deutschlandlied, und die Schläger klirrten bei dieser Kundgebung, die erweisen sollte, daß ihre Kundgeber keine Schuld am Kriege hatten. Dabei klirren sie mit den Schlägern! Wenn sie pazifistisch werden, sind sie kriegerisch, sie gleichen den Kanonen, die bei Friedensschlüssen abgefeuert werden und die zeigen sollen, daß der Frieden nur eine Abart des Krieges ist. Mit den Waffen beweisen sie ihre Unschuld. Es ist, als wollte jemand sagen, der weiße Bart des Tirpitz wäre eigentlich eine wehende Friedensfahne ...

Der Drache, 8. 7. 1924

Es sind Tiere aus Abessinien nach Berlin gekommen, obwohl es schon so viele einheimische gibt, die exotisch genug aussehen. Zwischen dem Alkohol und der Zoologie besteht ein neuer Konnex. Bis jetzt stellten nur die Völkischen den Zusammenhang her. Der Likörkönig *Mampe* kam zuerst auf die gute Idee, auch mit anderen Gattungen anzufangen. Er schenkte dem Zoologischen Garten zwei Elefanten, junge Elefanten aus Somali. Somalineger sind mitgekommen. Schakale; eine Hyäne; ein junger Pavian, den ein Neger an der Leine führt; fünfundzwanzig Hamadrya-Affen, sechsundzwanzig Dromedare, Antilopen, Strauße; siebzehnhundert abessinische Vögel, Flußschweine, Anubispaviane. Nun sind die Tiere in Europa – denn noch liegt Berlin in Europa, obwohl die Gefahr groß ist, daß es aus diesem Erdteil hinausfällt und – wer weiß, wo zu liegen kommt. Denn die Geographie ist eine variable Angelegenheit. Ein Hakenkreuz ist imstande, eine europäische Weltstadt in das Land der Menschenfresser zu verlegen; und was einer vermag, der ein Hakenkreuz trägt, können fünfundzwanzig Hamadrya-Affen bestimmt nicht. Überhaupt sind die Affen human – der einzige Beweis dafür, daß wir *nicht* von ihnen abstammen. Sieht man die Tiere im Zoo, die alten und die neuen, so wankt die Naturwissenschaft, und es wird schwer zu glauben, daß uns mit ihnen irgendeine Verwandtschaft verbindet. Es scheint, daß der liebe Gott sie wirklich in den ersten Tagen erschaffen hat, als er noch frisch war, und uns erst, als ihn die Müdigkeit übermannte und er nicht mehr unterscheiden konnte

zwischen seinem Ebenbild und einer Karikatur seiner Erhabenheit. Gott war der erste Karikaturist, als er den Menschen schuf. Aber als er noch an den Tieren arbeitete, liebte er die werdende Welt mit der naiven Sentimentalität eines jungen Anfängers, mit der Leidenschaft eines Besessenen, mit dem Pathos des Schöpfers. Als er aber dem Menschen Odem einhauchte, war es bereits der Atem der Ironie, der Skepsis, der Gleichgültigkeit. So entstanden wir.

Diese fatale Schöpfungsgeschichte fiel mir ein, als ich die Dromedare sah und wie man anfing, sie »einzureiten«. Kein Wunder, daß die Dromedare ihre Bändiger abzuwerfen versuchen. Man muß nur sehen, wie intelligent, edel und göttlich ein Dromedar in der Verzweiflung aussieht und wie barbarisch, gemein und tierisch ein verzweifelter Mensch. Niemals ist der Haß der Dromedare sinnlos, ihre Augen bleiben fromm und sanft, auch wenn der Körper wild, das Blut mörderisch wird. Aber aus den Augen des Menschen, der sie zähmen will, glüht der Haß des Übermütigen, des Furchtsamen, des Verhätschelten, des Wesens, das keinen Widerspruch leidet, weil es aus Widersprüchen zusammengesetzt ist. Hätten Dromedare Selbstironie, sie würden ihre Reiter für Dromedare halten.

Nun habe ich mich zwar schon mit der Existenz eines Zoologischen Gartens abgefunden und mit der Institution der Käfige. Allein, ich frage vergeblich, wozu man die Dromedare »einreitet«, da sie doch schon im Zoo sind und nicht bestimmt, Orientforscher und Weltreisende auf ihren buckligen Rücken zu schleppen. Es war allerdings die Presse eingeladen, und vielleicht ritt man deshalb ein. Ja, man lud die Presse ein, die Journalisten standen vor den Affen, und die Affen erkannten sich selbst nicht, die fauchenden Leoparden blieben in ihren Käfigen, obwohl die reaktionären Blätter erschienen waren, und ich hätte in jener historischen Stunde ein Leopard sein mögen in einem offenen Käfig. Keiner wäre mehr in die Verlegenheit gekommen, einen Artikel über mich zu schreiben. Es werden täglich so viele Zeitungen zerrissen – weshalb nicht auch einmal eine Redaktion?

Der Berliner Zoologische Garten ist wieder groß geworden. Er hat die seltsamsten Exemplare in Europa. Er macht jedem Ministerium Konkurrenz, bei dem die Geheimräte zwar auch bucklige Rücken haben, aber nicht »eingeritten« werden von tatkräftigen Reitern ...

Der Drache, 15. 7. 1924

DAS »UNTERBEWUSSTSEIN« IM FILM

Zwei Ärzte, Dr. *Thomalla* und Dr. *Kronfeld*, haben für die Kulturabteilung der »Dafu« einen *Film* hergestellt, der die Probleme der *Hypnose* und der *psychoanalytischen Seelenbehandlung* populär, aber etwas zu allgemein instruierend behandelt. Immerhin ist den Autoren das Schwierige gelungen: ein abstraktes Gebiet der modernen Medizin durch eine metaphorische, primitiv dichterische Behandlung sichtbarfaßlich zu machen. Dieser Film wäre, unabhängig von seinen unmittelbaren Zwecken, eine gute Anleitung für Pädagogen. Indem die Verfasser den malerischen Vergleich heranziehen, ersparen sie sich unwirksame Erläuterungen. So ist zum Beispiel der Begriff des »Oberbewußtseins« sehr glücklich mit der Oberfläche des Meeres verglichen, der des »Unbewußten« mit der unsichtbaren, aber trotzdem belebten und maßgebenden Tiefe des Meeres. Die Wechselwirkungen zwischen »Oberbewußtsein« und »Unbewußtem« werden mit den zwischen Meeresoberfläche und -Tiefe korrespondierenden Strömungen verglichen. Durch solche und ähnliche bildhafte und suggestive Gleichnisse gelingt es, auch dem primitiven Gehirn eine Vorstellung von den neuen Gebieten der Seelenmedizin zu vermitteln. Aber auch der weniger Primitive kann viel lernen. Er sieht den Scheinwerfer der Wissenschaft in die dunklen Tiefen des Traumlebens eindringen und seine Geheimnisse erhellen. Der Höherbegabte lernt dabei vielleicht, wie man durch eine Kraft die Regungen des Unbewußten regulieren kann. Am wichtigsten bleibt die ausgesprochene Tendenz des Films: der großen Masse das Bewußtsein zu vermitteln, daß man auf Kosten des Hypnotismus keine Märchen glauben kann. Hypnose auf den ersten Blick ist ebenso unmöglich wie Verbrechen in der Hypnose. Dennoch scheint mir – wissenschaftlich genommen: einem »Laien« –, daß hier zu wenig das Geheimnisvolle, von der Wissenschaft noch nicht Erklärte, aber trotzdem seine Existenz täglich Erweisende erwogen wurde. Allzusehr wird das Wunder der Hypnose durch die rationell leicht erklärliche »Suggestion« begründet, und überhaupt nicht in Betracht gezogen ist der Einfluß der »Persönlichkeit«, ein sinnlich-übersinnliches Element, das von bestimmten Individuen ausströmt, denen wir im Alltag begegnen, wie von den Persönlichkeiten der Geschichte. Auch der Arzt, der sich mit der Seelenbehandlung befaßt, bleibt ge-

bunden an die wissenschaftlich approbierten, sinnlich und verstandesmäßig zu erklärenden Praktiker. Alles andere verschweigt er, wenn er es auch nicht verleugnet. Deshalb befriedigt dieser Film nicht ganz. Man hätte wenigstens versuchen müssen zu erklären, daß aus noch unbekannten Gründen ein Individuum allein durch seine Erscheinung stärker wirkt als ein anderes, auch wenn jenes keine hervorragenden körperlichen Gaben besitzt, die es über die Mehrzahl erheben könnten. Woher kommen »Anziehung« und »Abstoßung«, wenn kein körperliches oder wahrnehmbar geistiges Merkmal sie erklärt? (Der Film begegnet gerade in Berlin, der Stadt der meisten Kurpfuscher, begreiflichem Interesse.)

Frankfurter Zeitung, 20. 3. 1924

DER HERR MIT DEM MONOKEL

Der Herr trug in der rechten Augenhöhle ein Monokel. Es hatte den Anschein, als bildete er sich ein, der einzige in dieser Straße, in dieser großen Stadt, ja vielleicht im Lande zu sein, der nicht nur ein Monokel trage, sondern es auch zu tragen verstehe. Und er trug es, wie ich ihm aufrichtig einräumen will, beherrscht und sicher. Es bestand nicht die geringste Gefahr, daß dieses Monokel jemals aus der Augenhöhle fallen und mit leise klagendem Klang auf dem harten Pflaster zersplittern könnte. Es war so, als stünde der Herr nicht lebendig und körperlich am Rand des Bürgersteigs, um die Straßenbahn zu erwarten, sondern als wäre er eine Figur aus dem Modeheft für elegante Herren, bei deren Anblick wir, wenn sie ein Einglas trägt, auch nicht die nervöse Furcht hegen, daß das zarte Instrument zerbrechen könnte.
Der Herr trug einen weichen Filzhut, der aber so genau und ernsthaft, so gerade und so minutiös in der Mitte geknickt auf dem Haupte saß, daß er aussah wie ein steifer Zylinder von einer ungewohnten Form. Die Hände des Herrn waren mit grauen Lederhandschuhen bekleidet, weichen grauen Lederhandschuhen, die gleichsam die Pupille des Betrachters streichelten. In einem scharfen Bug fiel die Hose auf den Schuh aus Lack und Wildleder. Das Angesicht des Herrn gestand gar nichts. Es war eine verstockte Physiognomie, die grundsätzlich alles

leugnete und verschwieg, wie etwa das Antlitz eines toten Pharaonenkönigs, den man Jahrtausende nach seinem Seligwerden mumifiziert im Sarkophag findet.

Das Angesicht dieses Herrn mumifizierte das Monokel. Es war so, als hätte der Herr, der sich im besten Mannesalter befinden mochte, seit seiner Geburt gar nichts von Bedeutung erlebt; ja, als wäre er als eine bewegungsfähige Mumie zur Welt gekommen, um ihr Licht durch die Vermittlung eines Monokels zu erblicken. Dieses brachte nur eine tote Asymmetrie in das Angesicht. Denn ein Monokel in der rechten Augenhöhle zwingt den Träger, die ganze rechte Gesichtshälfte zu straffen, die rechte Schläfenhaut bald zu falten und bald glatt zu spannen und den rechten Mundwinkel, wenn auch ein wenig, so doch immerhin merkbar in die Höhe zu ziehen. Das Monokel dirigiert ferner die Gedanken in eine bestimmte Richtung, und sie kreisen, wenn auch unterbewußt, stets um die Sorge, was mit dem Einglas geschehen würde, wenn diese oder jene Überraschung sich ereignete. Deshalb scheint es uns, daß den Herrn, der ein Monokel trägt, nichts überrasche. In Wirklichkeit ist er eine Sekunde später erschrocken, schmerzlich oder freudig bewegt als die anderen. So hindert ihn das Monokel, die jäh wechselnden Zeitereignisse sofort zu erfassen. So ahnt er zum Beispiel noch nichts von einer Revolution, weil er inzwischen um die Sicherheit des Monokels besorgt ist. Und er ist verurteilt, einen Witz viel später zu verstehen als wir. Seine Erlebnisse gelangen nicht aus erster Hand, nicht unmittelbar und frisch in sein Bewußtsein, sondern altbacken, ausgekühlt und wirkungslos. Daher kommt es, daß sein Angesicht so leer ist und so vornehm verschwiegen.

Ich war gerade mit diesen Betrachtungen beschäftigt, als ich zu merken glaubte, daß der Herr mit dem Monokel ungeduldig zu werden begann. Gewöhnliche Menschen verraten ihre Ungeduld, indem sie plebejisch einen Fuß auf den anderen setzen und also ihren Zustand uns, die es gar nicht angeht, geradezu aufdringlich bemerkbar machen. Dieser Herr aber begann seine Handschuhe zu glätten, als wäre ihre weiche Sanftheit überhaupt noch steigerungsfähig. Er tritt sozusagen von einer Hand auf die andere, wie Plebejer es mit den Füßen zu tun pflegen. Aber es kam keine Straßenbahn.

Statt ihrer kam ein Autobus. Und nun geschah etwas Unerwartetes: Das Gehirn des Herrn revoltierte gegen die Diktatur des Monokels, es faßte zuerst den kühnen Gedanken, den Autobus statt der Straßen-

bahn zu benützen, setzte die Füße des Herrn in Bewegung, so daß dieser zu laufen anfing. Aber, wie es nun einmal mit subordinierten Naturen zu sein pflegt: Das rebellische Gehirn fiel in seine alte Abhängigkeit vom Monokel zurück, gebar hurtig einen neuen Sorgengedanken, so daß der Herr mitten im Laufen den rechten Arm erhob, mit dem Ärmel das Einglas streifte und es zu Boden fallen ließ, wo es leider mit einem wehmütigen silbernen Klirren zerschellte. Indes fuhr der eilige Autobus ab, und der Herr kehrte an den Rand des Bürgersteigs zurück.

Jetzt war sein rechtes Auge nackt, und der rechte Mundwinkel begann unmerklich abwärtszugleiten wie eine austarierte Waagschale. Das Angesicht belebte sich mit dem Willen, nichts zu sehn, und sah doch gezwungen die gegenüberliegende Straßenseite, ihre Menschen, einen Hund an der Litfaßsäule, einen stürzenden Radfahrer, einen kleinen Zusammenstoß. Das Gehirn des Herrn begann, Erlebnisse zu sammeln. Und weil die Straßenbahn noch immer nicht kam, ereignete sich das Allerschrecklichste: Der Herr, dieser vornehme Herr, begann, von einem Fuß auf den anderen zu treten. Es war wie eine sichtbar fortschreitende Proletarisierung des gebildeten Mittelstandes. Von Sekunde zu Sekunde wurde der Herr menschlicher. Jetzt sah man auch deutlich, daß er Eile hatte; daß er eine sterbende Tante erreichen wollte; oder sein Mittagessen; oder eine Pokerpartie; oder eine Verschwörung gegen die Republik. Er wurde verständlich, wenn auch noch immer nicht sympathisch. Und wenn er unterwegs kein neues Monokel gekauft hat, so darf er hoffen, in zehn Jahren sogar vernünftig zu werden.

Vorwärts, 23. 3. 1924

BESUCH BEI AMENOPHIS

Der große König *Amenophis der Vierte,* der um das unwahrscheinliche Jahr 1375 vor Christi Geburt regierte, hat jetzt im *Berliner Staatlichen Museum* einen eigenen Saal erhalten. Hier steht er nun, einer der größten Könige des Altertums, ein regierender Prophet, ein Religionsstifter und ein Künstler, der Begründer des Sonnenkults und der Schöpfer

einer neuen Kunstrichtung im alten Ägypten, ein heiterer Herrscher, ein versonnener Träumer, ein wahrer ägyptischer »Sonnenkönig«.
Seine Residenz war nicht Theben, sondern das zauberhafte El Amarna; so versinnbildlicht Amenophis der Vierte am deutlichsten seine revolutionäre Weltanschauung. Er bricht mit der Tradition. Er empört sich gegen die alten Götter. Er stürzt sie. Er schafft sie ab. Er kennt nur *eine* Gottheit: die Sonne. Sie ist unerreichbar und dennoch allen nah. Ihre Wunder allein sind allen sichtbar. So weit das Auge reicht – und noch weiter –, erstreckt sich ihr Machtbereich. Sie ist der einzige, immer gütige Gott, der nicht straft, sondern segnet. In Theben mochte noch die verwirrende Vielfältigkeit der alten Glaubensobjekte den neuen, freudigen Kult stören. Amenophis baut sein El Amarna, die Stadt, die der Sonne geweiht ist. Auf dem König Amenophis ruhen die Strahlen ihrer Gnade. In aberhundert Abbildungen kann man es sehen, wie Gott Sonne den König und seine Familie segnet.
Man verdankt die Kenntnis von der El-Amarna-Kunst Ludwig *Borchardt* und James *Simon.* Im Winter 1912 zu 13 wurde die Werkstatt des Bildhauers Thutmosis ausgegraben. Viele Funde ruhen noch in Schuppen zu Charlottenburg. Das Kennzeichnendste ist bereits im Museum aufgestellt und wird vom 1. April an der Öffentlichkeit zugänglich sein.
Es ist eine so feine, weise, philosophische, lächelnde Beziehung zwischen der neuen Religion und der neuen Kunst vorhanden: Gleichzeitig mit dem Sturz der alten Götter und der Erhebung der Sonne zur einzigen Gottheit verlieren die Bilder, die Skulpturen, die Reliefs ihre alten traditionellen, bereits leer gewordenen harten Linien. Im Lichte der Wahrheit, welches das Licht der Sonne ist, erwacht die neue Freude an der genauen Beobachtung der Realität, am Detail, am – Naturalismus. Die alte Stilisierung verschwindet. Sie mag begründet gewesen sein in nunmehr begrabenem schattenhaftem Glauben, in der nächtlich-phantastischen Religion. Mit dem Sonnenkult bricht eine Art Zeitalter der Aufklärung, der *Aufheiterung* heran. Die alte strenge Linie lockert sich, die Überlieferung schließt Kompromisse mit der Natur. Das Angesicht des Objekts, des Königs, der Königin, ihrer Kinder, bekommt persönliche Züge. Das Individuelle siegt über das Typische. Der fast fanatische Trieb zur Wahrheit schreckt vor dem karikaturistischen Porträt nicht einmal zurück. Im Auftrag des Königs Amenophis des Vierten und wahrscheinlich in seiner kontrollierenden

Anwesenheit entwarfen die Künstler getreue, sogar peinlich getreue Nachbildungen des majestätischen Angesichts, voll erschütternder Wahrhaftigkeit, von geradezu beleidigender Echtheit. Wie schön und verständlich, daß der Anbeter der Sonne die Wirklichkeit und ihre Erkenntnis nicht scheut! Die alte Stilisierungskunst, zum Teil verursacht durch furchtsam untertänige Schmeichelei vor dem allmächtigen Herrscher, ist nicht mehr notwendig, wenn dem König nur das Wahre schön, groß und edel erscheint. Und nun erst ist es möglich, sich eine vollkommene Vorstellung vom alten ägyptischen Angesicht zu bilden: Wie lebte es bis jetzt in unserer Erinnerung? Wir kannten das typische, strenge und kantige Antlitz, den charakteristischen Kinnbart der Männer, den glatten Kopf der Frauen mit dem vorspringenden Kinn, der zurückweichenden Stirn, den breiten Nasenflügeln. Jetzt, im Saal Amenophis des Vierten, sehen wir ägyptische Porträt-Persönlichkeiten ohne die banale Alltäglichkeit der Photographie oder unserer »gelungenen« und »wie lebendigen« Bilder. Denn der ekstatische Wahrheitsdrang jener ägyptischen Zeit ist eben religiös, also kein Ergebnis der forschenden Wißbegier und der Kopiesucht, sondern bereits eine Überholung des Naturalismus und also in der Wirkung künstlerisch wie in seinem Ursprung fromm. Und das Wesen des Objekts entspricht dem der Kunst, von der es gestaltet wurde. Wie verschieden sind jene Menschen von denen, die uns heute umgeben. Ich denke hier an das rätselhafte Antlitz der alten Königin Teja, das in vielen Abbildungen vorhanden und ziemlich bekannt sein dürfte, das Gesicht der königlichen Mutter, die einen Propheten gebar. In diesem Saal ist ein ganz kleiner Kopf vorhanden, ein unwahrscheinlich lebendiger, der Kopf einer wissenden und schlummernden Frau, als berge sich unendliche Weisheit im Schlaf. Zu beiden Seiten des breiten, erotischen Mundes sind die tiefen Furchen bitteren Erlebens eingegraben. In starkem Trotz reckt sich das Kinn der Welt entgegen. Es ist eine unbegreifliche Mischung zweier und mehrerer einander bekämpfenden Elemente. Ein Gesicht aus Kampf und Versöhnung; aus Harmonie und Gegensatz; aus Himmel, Erde und Hölle.

Ein anderer Kopf: die noch in den Farben gut erhaltene Büste einer wunderschönen Frau. Die große Kunst des Bildhauers konnte sie lebendig machen, aber nicht warm. Was hilft die natürliche Lebendigkeit des Auges? Die ironische Beredtheit der vollen Lippen? Das ist mordende Tücke der kalten Schönheit. Der Frau, die auf den Wegen zum

Verderben steht. Wie anders, kaum fünf Schritte weiter, das Angesicht aus warmem Braun! Die beiden Frauen könnten Schwestern sein, sind es auch vielleicht. Wie wandelte sich hier der stolze Hochmut in lächelnde Mütterlichkeit! Genauso edel geschwungen ist diese Lippe, aber jene küßt, um zu vernichten, und diese, um selig zu machen!
Auf dem gelben Grunde eines Kalksteins steht der König, auf einen Stab gelehnt, mit übereinandergeschlagenen Beinen. Rechts vor ihm die Königin, die ihm Blumen reicht. Rührend ist die Demut ihres schwebenden Körpers. Stolz und gütig sein empfangendes Angesicht.
Dort sitzt der syrische Soldat, groß, stattlich und ein Barbar, der die Lanze in der Hand behält, auch wenn ihm sein Kind einen Trunk kredenzt und seine ägyptische Frau ihm gegenübersitzt. Wie human, kultiviert der Körper dieser Ägypterin, schmiegsam und nachgebend den Formen des Sessels! Wie steif, ungelenk, den Mangel einer guten Kinderstube gleichsam beweisend, der starke Soldat, der rauhe Syrier, ein Mann aus den Gebieten des Kriegs und der Unkultur. Eine lächelnde Ironie liegt über diesem Bild, sanft und verzeihend wie der lächelnde Schein der untergehenden Sonne, der Göttin, wenn sie den Rand des äußersten Westens erreicht.
Aufgefundene *Totenmasken,* Skulpturen, die an die ersten griechischen Werke erinnern und an die Männerköpfe aus dem fünften Jahrhundert, beweisen, daß die alten Ägypter die technische Vollkommenheit besaßen, die sie befähigt hätte, jene »klassischen Linien« zu formen, die wir auf das Konto der handwerklich-künstlerischen Vollendung zu setzen gewohnt sind. Sie beweisen, daß es kein Manko an Handfertigkeit war, wenn die Ägypter streng oder mit Konzessionen an die Natur stilisierten. Es war eine andere künstlerische Weltanschauung. Die sinnliche (auch erotisch-sinnliche) Wirkung der nackten antiken Figuren wird man bei den Werken der alten Ägypter vergeblich suchen. Hier herrscht eine Keuschheit, die fast an Unwissenheit gemahnt. Die Erotik ist nicht wie in der klassischen und früheren Antike im sinnlich erregenden Körper ausgedrückt; nicht durch die Betonung erotisierender Körperstellen; nicht in schwellenden Armen, Schenkeln, Brüsten; – sondern sanft duchrinnt sie die ganze Gestalt, den Schädel, das Auge, Nase und Schläfe. Es ist nicht die in bestimmte Bezirke verbannte, zur heiteren Sinnenfreude wieder emporgeholte Erotik des Klassizismus, sondern die überall wohnhafte, Alltag und *jede Tätigkeit* durchströmende und das ganze Leben bestimmende:

ähnlich der unbewußten Liebeskraft der Tiere; den Instinkt befehligend und sogar den Verstand.
Freilich: auch Amenophis der Vierte mußte sterben. El Amarna versank. Die ägyptische Kunst kehrte wieder heim, in die alte Residenz, zu den alten Göttern. Die Kunstwerke von El Amarna konnten kompromittieren. Man nahm nur die praktischen Geräte mit. Und ließ jene künstlerischen Zeugen der Sonnenherrschaft den forschenden Europäern dieses Jahrhunderts. In Berlin feiert der große Amenophis der Vierte eine späte, wissenschaftliche Auferstehung.

Frankfurter Zeitung, 26. 3. 1924

PYJAMA-LITERATUR

Diese Gattung, älter als das Pyjama, wird im *Intimen Theater* Gustav Heppners gepflegt und verdient statt eines Referats eine prinzipielle Auseinandersetzung. Denn es ist ziemlich gleichgültig, ob die jeweils zur Erstaufführung gelangenden Einakter, in denen das Pyjama Held, Handlung, Höhepunkt und Peripetie in einem ist, aus der bewährten Schreibmaschine Rudolf Lothars, Melchior Lenghels, Louis Verneuils stammen oder ob die Dramatisierung des Schlafzimmerlebens durch Georges Feydeau und Karl Gandrup, Rudolph Eger und Hans Gaßmann erfolgt ist. Nur ein Zufall fügte es, daß die gestern im Intimen Theater erstaufgeführten Einakter von Annie *Neumann-Hofer*, von Rudolph *Lothar*, von Julius *Horst* sind. Der vierte – in der Spielreihe der erste – war eine »Groteske nach Avertschenko«. Der literarische Klang dieses Namens könnte täuschen. In Wirklichkeit ist ein tüchtiger Bearbeiter imstande, sogar einen Dostojewski so herzurichten, daß er mit Rudolph Lothar verwechselt werden könnte. Man macht einfach aus dem nebensächlichen Requisit (den Damenhöschen oder dem Pyjama) die dramatische Pointe und gestaltet also einen Unsterblichen zum Interieurdichter.
Deshalb – und auch noch aus anderen Gründen – verdient die Pyjamaliteratur, zu der auch Zeitschriften wie »Der Junggeselle«, »Berliner Leben« und so weiter gehören, mindestens dieselbe Berücksichtigung wie die Prostitution, das Zuhältertum, die Geschlechtskrankheiten.

Die Pyjamaliteratur ist die schillernde Fäulnisblüte aus dem Garten der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Auf dem benachbarten Beet sprießt die Syphilis. Ich rufe trotzdem nicht nach dem Staatsanwalt, der, inmitten dieses Gartens lustwandelnd, ausgerechnet den George Grosz konfisziert, den Satiriker der Pyjamamenschen; der das Gift freigibt und das einzig wirksame Gegengift vernichtet. Denn er ist ein bürgerlicher Gärtner, von Pyjamaträgern bezahlt und nicht berechtigt, seinen Brotgebern das Vergnügen zu stören. Ich will nichts als die Notwendigkeit dieser Literatur als eine Konsequenz dieser Weltordnung feststellen.
Hinter mir rief eine Dame aus: »Gott! Was hat er für ein prächtiges Pyjama!« Bürgers Stimme – Gottes Stimme! Ich habe nur den einen Vorwurf: daß dieses Nacht-, Morgen- und Geschlechtsaktgewand gar nicht so prächtig war. Daß die literarische Lues anderswo distinguierter, kapriziöser, lächelnder und noch mehr pointiert auftritt. Das Intime Theater müßte intimer werden – und nackter, wenn es wirklich das Parisertum des deutschen Bürgers repräsentieren will. Keine Halbheit in der schmerzlichen Helligkeit. Keine Rücksicht auf die eventuell noch zu erwartende Moral inmitten der Deutlichkeit. Keine Eindeutigkeit! Auch keine Zweideutigkeit! Alles mehr *anderthalbdeutig!* Die Dekadenz müßte eleganter sein und rücksichtsloser. Wenn schon Paris, dann nicht Berlin!
Allein – uns kümmert das weniger. Die Wirkung der Pyjamaliteratur auf den Arbeitenden, den »Proletarier«, ist nur: Schadenfreude. Wir sehen diese Welt im Spiegel ihrer Satiriker. Wir können mit einem heitern, einem spottenden Auge diese Vorgänge betrachten. Wir sind vom Pyjama nicht entzückt, also zu keinem Pathos verpflichtet. Objektiver als uns gegenüber der Staatsanwalt gestehen wir sogar die *Berechtigung* dieser Literatur. Denn sie maskiert sich nicht als das Heil. Vor ihrem Eingang hängt ihr Abzeichen und ihr Lockruf: die rote Laterne. Sie ist tausendmal sympathischer als Sudermann und die Rotter-Dramaturgie. Genauso wie uns der grausame Kapitalist lieber ist als der barmherzige ...
Was die Aufführung betrifft: Die Pyjamas stammen aus dem Atelier Heilbrun.

Josephus

Vorwärts, 26. 3. 1924

GASTRONOMISCHE WUNDER

Daß wir dieses erleben durften, nach einer Zeit der Brotmarken und des Dörrgemüses! Ich habe die 11. *deutsche Gastwirtsmesse* besucht, die sich in *Berlin*, in den Sälen der nicht mit Unrecht so genannten »Neuen Welt« etabliert hat. Ich habe das Gefrierfleisch gesehen. Argentinisches Fleisch, mitten entzweigeschnittene Rinder, von erfrischend barbarischer Roheit, köstliche Freßinstinkte weckend. Eine unübersehbare Zahl von Rinderhälften, bis in die Unendlichkeit Appetit erregend – und wo ihre Reihe zu Ende geht, ist sie noch lange nicht beendet. Denn die Gastwirte haben es sich nicht nehmen lassen, argentinische Rinder vorzutäuschen, und durch gemaltes Fleisch die Reihe der geschlachteten Realitäten perspektivisch verlängert.
Ach! und dann kommen die blitzenden Hackmaschinen, die mörderischen Instrumente zu pazifistischen Zwecken, die blinkenden Pyramiden aus Likörflaschen, die modernen Apparate, die Menschenhände überflüssig machen. Man wird fast überzeugt, daß Köchinnen ohne Hände geboren werden können und dennoch Köchinnen bleiben. Und dann sah ich den Verbandspräsidenten, die herrlichste Propaganda für das deutsche Gastwirtschaftsgewerbe, den Herrn Otto Strauß, einen Mann von beruhigendem Ausmaß, mit dem Doppelkinn, das Lebensfreude und Altruismus verrät. 700 Aussteller haben die Messe beschickt, 5000 Menschen haben sie bereits am ersten Tage besucht. Ich habe an meine Eßschale gedacht und an die Menage und an den »Drahtverhau« und an Konservenbüchsen und kam schließlich zu der Überzeugung, daß der Weltfrieden perfekt ist und in der »Neuen Welt« der einzige Platz für die Konferenzen des Völkerbundes wäre, inmitten dieser alles versöhnenden Schau der lieblichen Rinder aus Argentinien.

Frankfurter Zeitung, 30. 3. 1924

DIALOG ÜBER WALHALL

Alfred und Eduard, zwei unpolitische Naturen, die sich aber leidenschaftlich für die Politik interessierten, trafen wieder einmal zusammen. Alfred fragte: »Was ist dir in der Politik der letzten Zeit besonders aufgefallen?« Darauf erwiderte Eduard:

»Ich habe die Verteidigungsrede Ludendorffs gelesen und über seinen Wunsch, für sich und Hitler Ehrenplätze in Walhall zu bekommen, lange nachgedacht.«

»Nach welchen Grundsätzen«, fragte Alfred, »werden denn die Walhallplätze verteilt?«

»Ungefähr so«, erwiderte Eduard, »wie die Ehrendoktorate der deutschen Universitäten. Ich zweifle nicht daran, daß die Komiteeleitung von Walhall bereit sein wird, Ludendorffs Wünsche zu erfüllen. Der Weg nach der Götterburg soll seit einiger Zeit mit Diktaturgelüsten, Putschabsichten, Rebellionswünschen gepflastert sein.«

Alfred: »Ist denn die Walhalla nicht schon stark überfüllt?«

Eduard: »Es scheinen noch Logenplätze frei zu sein. Außerdem dürften Neubauten vorgenommen werden. Und übrigens mußt du dir das ungefähr so vorstellen wie eine Untergrundbahn. Nach irgendwelchen metaphysischen Gesetzen, die ja drüben noch mehr in Anwendung kommen als in unterirdischen Haltestellen, gehen immer noch einige hinein.«

Alfred: »Ich kann meine Bedenken dennoch nicht ganz unterdrücken. Ein General wie Ludendorff wird, obwohl er ja in dieser selbst für Generale seltenen Verbindung von Unverstand und Größenwahn nicht häufig vorkommt, in Walhalla dennoch kein besonderes Aufsehen erregen. Aber soviel ich weiß, ist das germanische Jenseits auf streng feudalen Grundsätzen aufgebaut – und ich glaube zu wissen, daß die verstorbenen Mitglieder des ›Verbandes deutsch-nationaler Juden‹, trotz dringender Empfehlungen von höchsten und sogar allerhöchsten Stellen, entschieden abgelehnt wurden. Was werden die oben versammelten Könige und Helden zu so einem bürgerlichen Mitglied sagen, wie es Adolf Hitler ist, der bekanntlich ein Tapezierer aus Österreich ist?!«

Eduard (entrüstet): »Wie kannst du nur die deutschnationalen Juden mit Hitler vergleichen! Hast du nie etwas von dem Prinzip der Rasse-

reinheit vernommen? Dinters ›Sünde wider das Blut‹ zirkuliert in Walhall in hunderttausend Exemplaren, und der Arierparagraph und die Weltanschauung über Satisfaktionsfähigkeit, die aus Waidhofen an der Ybbs stammt, also ebenfalls wie Hitler aus Österreich, sind die hervorragendsten unter den modernen Walhallgesetzen. Eine Ausnahme wurde seinerzeit nur bei Richard Wagner gemacht, der bekanntlich jüdisch belastet ist – aber nur mit Rücksicht auf seine großartigen Verdienste um die germanische Heldensage und um den Stabreim. In Hitlers Ahnenreihe wirst du bestimmt weder auf einen Juden noch auf irgendeine Intellektualität stoßen. Im übrigen wird er dort jene Bescheidenheit lernen, die ihm hier abhanden gekommen ist. In seinem unscheinbaren Cutaway wird er zwischen all den Rüstungen verschwinden. Im Rate der Götter wird er weder Sitz noch Stimme haben, wohl aber ganz gut einen Schriftführerposten ausfüllen können oder Vorturner in der Riege des alten Jahn werden oder Privatsekretär bei Wilhelm Jordan oder auch bei Stöcker.«
Alfred: »Du magst recht haben! Bedenklich scheint mir nur, daß Hitler weder die Umgangssprache in Walhall, die Sprache der Eddalieder, noch auch nur das Mittelhochdeutsche beherrscht. Wie wird er sich verständigen können?«
Eduard: »Eine Verständigung ist nicht nötig und wäre sogar von Schaden. Du mußt nämlich wissen, daß auch die Genies, insofern sie ihre Rassereinheit nachgewiesen haben, sich von Zeit zu Zeit aus nationalen Gründen in Walhall einfinden. Seitdem Treitschke seinen Einzug gehalten hat, waren Goethe und Herder allerdings nur sehr selten zu sehen. Lessing war schon wegen seines kompromittierenden Verhältnisses zu Moses Mendelssohn lange nicht mehr dagewesen. Allein es kommen immer noch ein paar weniger empfindliche Naturen, die aber doch bedeutende Geister sind, wie zum Beispiel Ludwig Uhland, Gottfried Keller. Schließlich ist Bismarck fast immer noch anwesend. Und siehst du: Männer dieser Art wünschen gar keine Verständigung mit den Herren der Neuzeit. Die letzten großen Geister, die es trotz dem Andrang immer noch aushalten, würden verschwinden, wenn Hitler mit ihnen zu sprechen anfinge. Deshalb ist es gut, daß er sich nur mit seinesgleichen verständigen kann.«
Alfred: »Du weißt mich immer wieder zu beruhigen, lieber Eduard, aber ich habe dennoch eine große Sorge auf dem Herzen: Kannst du

dir vorstellen, was die Gefallenen vom Weltkrieg anfangen werden, wenn sie Ludendorff erblicken?«
Eduard: »Auch darüber kann ich dich trösten. Die Gefallenen befinden sich erstens sehr weit von jenem Platz entfernt, der dem General vorbehalten ist. Sie kamen gewissermaßen, weil sie ja meist Mannschaften, Juden, Katholiken oder gar Proletarier waren, direkt aus den Massengräbern in das gewöhnliche Stehparterre, wo es ihnen, in Anbetracht der fehlenden Gliedmaßen, ohnehin nicht sehr bequem ist. Außerdem aber bin ich überzeugt, daß sie aus Angst vor einer neuen Mobilisierung und dem Versuch des Generals, das Jenseits in einen Kasernenhof zu verwandeln, beim ersten Gerücht von Ludendorffs Ankunft in die Hölle flüchten werden.«
Alfred (ungläubig): »In die Hölle? Du glaubst, daß jemand freiwillig die Hölle wählt?«
»Gewiß glaube ich es«, antwortete Eduard, »denn die Hölle mit allen ihren Qualen und lodernden Fegefeuern ist ein Paradies gegenüber einem Himmel, in dem sich Ludendorff befindet...«

Vorwärts, 30. 3. 1924

BOLIVIA

Der Gesandtschaftsrat der Bolivianischen Gesandtschaft hat im *Berliner Kunstgewerbemuseum* eine *Ausstellung* eröffnet. Sie umfaßt unter anderem die alte Kunst des Landes *Bolivia,* Waffen und Schmuckstücke, alte Textilkunst, Hütten- und Landesprodukte, und indem sie eine erfreulich genaue Kenntnis eines fernen, fast sagenhaften Landes vermittelt, weckt sie gleichzeitig die etwas beschämende Erkenntnis im Betrachter, daß er mit ahnungslosem Oberflächenwissen vor einem der wichtigsten Abschnitte der menschlichen Kultur steht, der eine innigere Erfassung verdient.
In Bolivien leben auf einem Gebiet von 2 Millionen 500 000 Quadratmetern nur 3 Millionen Menschen, von denen 300 000 Indianer sind. Die Hauptstadt *La Paz* liegt breit am Fuß eines Gebirgszuges. Man sieht den ewigen Schnee des Berges Illimeni im Hintergrund. Aus dem symmetrischen Gewirr der Häuser und öffentlichen Bauten ragen, wie

man auf dem Bilde sieht, die Kuppeln einzelner Gotteshäuser empor. Die Stadt ist mit allen Gütern der Zivilisation gesegnet. Sie hat Elektrizität, Wasserleitung, und sie kann den Anspruch erheben, eine moderne Großstadt genannt zu werden.

Aber da sind noch andere Bilder, Aufnahmen aus den ländlichen Bezirken: *Indianer,* ihr Leben, ihre Hütten, ihre Kinder, ihre Dörfer. Die Hütten sind sehr primitiv, sehr niedrig, sie haben oft die Gestalt von Kegeln oder russischen Pelzmützen und erinnern an die Schneehütten der Eskimos. In ihrer willkürlich scheinenden Gruppierung sehen sie jenen Sandkegeln ähnlich, die man auf Kinderspielplätzen zu finden pflegt. Andere Hütten sind solider, viereckig oder auch rund, aber ohne die saubere Rundung des Kreises, mit Stroh gedeckt, die Wände aus flachen Steinen, die nicht aneinandergepaßt sind, sondern, wie sie gerade die Hand des Bauenden traf, mit all ihren natürlichen Unregelmäßigkeiten aufeinandergeschichtet. Die Indianer tragen auf dem Kopf eine Mütze, die an die kegelförmigen Hütten gemahnt, sehr oft langes Haar, auf dem Oberkörper einen willkürlich geschlungenen Schal über einem Rock, der, sehr primitiv geschnitten, aber mit hoher Kunstfertigkeit gewebt, in der Mitte eine Öffnung für Hals und Kopf freiläßt und durch Gürtel oder Strick um den Leib festgehalten wird. Die Frauen tragen Kopfschmuck: silberne, löffelförmige Gefäße in den Haaren, Nadeln verschiedener Größe, eine Kapuze für den Säugling, manchmal einen Schlüssel am vielfach gewundenen Gürtel. Die Menschen sehen einander sehr ähnlich, wenn es auch an charakteristischen Physiognomien nicht mangelt. Das Haar fällt meist in die ohnehin kurze Stirn, die Augen liegen tief und schmal unter aufwärtsstrebenden Brauen, die breiten Backenknochen verstärken noch den Eindruck der kleinen Augenhöhlen und erwecken den Anschein, als lauerten die Augen aus wohlverborgenem Versteck. Die Nase ist groß, stark, bei den Frauen breit und flach, bei den Männern ragend und bei allen fleischig. Der Mund ist breit, die stärkere Unterlippe schiebt sich vor, das Kinn ist wohlgeformt und sanft; wie überhaupt das ganze Angesicht eher offen und vertrauensselig erscheint als hinterhältig und verbergend. Die jungen Menschen haben meist die lächelnden Züge amüsierter und neugieriger Zuschauer. Die älteren tragen unzählige starke Runzeln auf Stirnen und Schläfen und rings um die Augen, und sie sehen verdrießlich aus, obwohl sie lächeln und zufrieden sind. Der Adel der alten Rasse verleugnet sich nicht: Man sieht zarte, gewisser-

maßen flüchtige Fußgelenke junger Mädchen, schlanke, spitz endende Finger, edle Nagelformen.
Diese Leute, die zwar oft äußerlich das Christentum angenommen haben, aber in ihren alten Vorstellungen von Gott und Welt gerne bleiben wie in einem wohlvertrauten Vaterhaus, wollen sich nicht mit den Gütern der Zivilisation befreunden, obgleich sie die sorgende Regierung durch diese Hartnäckigkeit zur Verzweiflung bringen. Der Militärattaché der Gesandtschaft von Bolivia, Herr Leutnant Carlos Quintenilla, klagte mir sein Leid. Die Leute dienen zwei Jahre beim Militär, man glaubte, ihnen moderne Anschauungen beigebracht und sie von der Herrlichkeit der Kultur überzeugt zu haben. Im Vertrauen darauf beläßt man ihnen, als Propaganda für modernes Kleiderwesen, ihre Uniform, auf daß sie bis an ihr Lebensende nach amerikanischen Begriffen anständig gekleidet bleiben. Aber siehe da: Die Soldaten verkaufen ihre Hosen, ihre Stiefel und den bunten Rock mit den schönen Verzierungen und metallenen Knöpfen und ziehen wieder ihre alte Leinwand an und die Kleider aus Bast, den *Chaco* und den *Urus.* Ich muß gestehen, daß diese Gewänder auch mir besser gefielen als die Uniform.
Seit acht- oder mehr -tausend Jahren trägt man diese Gewänder in Bolivien. Sie sind sehr wetterfest, und obwohl eigens für die Ausstellung desinfiziert, scheinen sie doch den Duft trockenen Holzes auszuströmen, einen Geruch, der bald an Säcke gemahnt und bald an Land, Heide, Wald. Die Muster bestehen aus Schlangen- und Zickzacklinien, verlaufen in vertikalen Streifen und sind allen Gelehrten, aber auch den Herstellern und der Bevölkerung unverständlich. Manchmal glaubt man, in so einem Zickzacklinienbild eine menschliche, kubistisch gesehene Gestalt zu erkennen. Die Ursache dieser Formen wird man wohl in religiösen Vorstellungen zu suchen haben. An Waffen sieht man Bogen, Pfeile, Lanzen, wenig Messer. Oft war der Bogen aus demselben Material hergestellt, aus dem die Kleider gemacht sind: aus Holz nämlich. Gewinnt man doch das Chacogewand aus den Fasern der Caraguata, einer stachligen Aloe-Art.
Die *Kultur* ist alt, älter als die ägyptische. Lange vor Tutenchamun trepanierte man, wie Professor Posnansky erzählt, in Bolivien die Schädel, deformierte sie, machte die untere Volksklasse zu einem Geschlecht von Langköpfigen, preßte die Gehirne und die Schalen, schlug Löcher, wenn Eiterungen entstanden, in die Köpfe. Heute sieht man's

an den aufgefundenen Skelettresten, an den ausgegrabenen armen, verhunzten Schädeln. Aber mit dieser Barbarei könnte man sich fast versöhnen, wenn man die edle Keramik sieht, die mit unendlicher Sorgfalt geformten Gefäße mit den eingelegten Bildern. Dann sieht man die letzten Inkas, wahrscheinlich schon von spanischen Malern porträtiert, alle mit den gleichen Zügen ausgestattet wie Brüder, und das Bildnis der Mondgöttin Mama Huacco.

Man findet in Bolivien aber auch Schätze rein praktischer Natur: abgesehen von rostrotem und gelblichgrünem Pfeffer, kleinen, sehr schmackhaften Kartoffeln, welche eine lederne Außenseite haben und die Gestalt großer gedörrter Pflaumen, auch so wichtige Dinge wie Erze, Antimon und Silber. Und auf einer kleinen Schüssel erblickte ich Gold, pures 23karätiges Gold aus der Inka-Goldmine (Vilaque).

Bolivien brauchte Menschen und Geld. Ich ließ mir sagen, daß die Regierung die Deutschen gerne sieht. Daß Deutsche in Bolivien zu Reichtum und Ansehen gelangt sind. Das Klima soll zuträglich sein, die Tage sind warm, die Nächte kalt.

Aber die Reichen wollen gar nicht nach Bolivien übersiedeln, obwohl dort 23karätiges Gold zu finden ist. Nur ich sehne mich manchmal nach den runden Hütten der fernen Indianer. Aber ich bin ein armer Phantast ...

Frankfurter Zeitung, 2.4.1924

ALTENHILFE DER JUGEND

Im November des vergangenen Jahres schlossen sich einige *Jugendverbände* zusammen, klaubten die alten bettelnden Menschen von der Straße auf, gaben ihnen Heizung, Kleidung, Essen. Die jungen Menschen übernahmen in vielen armen Häusern, in denen Kranke und Gebrechliche wohnten, kleine und große Arbeiten, sie hackten Holz, halfen beim Kochen, beim Übersiedeln. Sechshundert alten Leuten schenkten die jungen Menschen zu Weihnachten Lebensmittel, Kleider, Schuhe, Holz, Kohlen und Petroleum. Ende Januar 1924 wurde bereits 500 Greise vollkommen versorgt! Ärzte stellten sich der Jugend zur Verfügung. Bäcker lieferten Brot umsonst, höhere Schüler, Kinder

gutsituierter Eltern, halfen, sammelten. Heute bekommen dank dieser Jugend 2500 arme Schulkinder täglich Frühstück. Am 19. Februar errichteten die jungen Helfer eine Speisestelle für 50 bis 60 Menschen, am 2. März noch eine Speisehalle für 50 Menschen. Im Sommer wollen sie für 25 bis 30 Kinder ein *Erholungsheim* bei Berlin schaffen. Diese prächtige Jugend, die edle Menschenliebe mit nützlicher Tatkraft so erfolgreich und so selbständig zu mustergültiger praktischer Humanität vereinigt, veranstaltete am Sonntag im Berliner Rathaus eine Feierstunde, an der Genia *Guszalewicz*, die Sängerin, die Frauen Gertrud *Eysoldt* und Erna *Fiebig* mitwirkten. Wedekind, Toller, Wersel, Whitman wurden rezitiert. Diese »Feierstunden« bringen Geld ein und sollen wiederholt werden. Wichtiger als die Vorträge schienen mir die Veranstalter. Es sind durchwegs Menschen zwischen 13 und 18, Jünglinge und Mädchen mit der verzeihlichen und schönen Geschäftigkeit der Jugend, die ihr Werk überschätzt und die der Eifer zu einer überflüssigen Geste manchmal verführt. Aber gerade diese Begleiterscheinungen einer wirklich großen Tat beweisen die Naivität ihrer Schöpfer und verdreifachen das Verdienst: Es gebührt, wie man sieht, unerfahrenen und dennoch humanen Herzen voll süßer, hilfreicher, fühlender Torheit.

Frankfurter Zeitung, 3.4.1924

»DIE NIBELUNGEN«

Die »Nibelungen«-Trilogie Friedrich Hebbels ist die monumentale Tragödie einer historischen Zeitenwende. Brunhild ragt noch in die alte Götterepoche und aus ihr in die christliche Zeit. Siegfried ist der subjektiv-unschuldige Verräter der alten Welt, die er, indem er sie verrät, gleichzeitig mit der neuen verbindet. In ihr lebt Hagen als der Repräsentant der Vergangenheit und als ihr Rächer an Siegfried. Einem unerbittlichen Weltgesetz gemäß kommen sie alle um, die Übergangsmenschen, die Dämmerwesen der Zwischenzeit, die Starken und die Degenerierten, und übrig bleibt der Vertreter des neuen Lebens, des Christentums, der die Last des letzten Hunnenkönigs übernimmt, um sie »im Namen dessen, der am Kreuz erblich«, zu tragen. Wäre das

Abzeichen unserer modernen Rasse-Heiden nicht das Produkt einer borniert tändelnden Phantasie, sondern ein wirkliches Symbol des alten Germanentums, man könnte sagen: In Hebbels »Nibelungen« siegt das Kreuz über das Hakenkreuz.
Diese Weltanschauung manifestiert sich in der gehämmerten, unerbittlichen Tragik der Charaktere und der Schicksale, die, voneinander abhängig, ineinander übergreifen und wie die Räder eines Mechanismus von komplizierter Logik mit tödlicher Konsequenz gegenseitig ihre Ursachen bilden und ihre Wirkungen auslösen. Es gibt nicht viele solcher Trilogien, in denen nichts willkürlich, nichts lose, nichts schwebend ist. Die »Nibelungen« bilden *einen* Guß in drei Teilen. Jürgen *Fehling* wollte alle drei an *einem* Abend im *Staatstheater* spielen. Es gelang ihm: eine einheitliche Regieleistung. Es gelang ihm nicht: die Einheit des Werks zu wahren. Er mußte in 6 Stunden komprimieren, wozu 10 gerade ausgereicht hätten. Infolgedessen mußte er Höhepunkte geben statt der *Entwicklung mit Höhepunkten.* Es war, als zeigte man von einem universalen Weltbrand nur die ragenden Stichflammen und die donnernden Explosionen. Dafür entschädigte allerdings die künstlerische Ökonomie der Szene, in der aus den sparsamsten Mitteln der Farbe, der Kleidung (Kostüme von *Pirchan*), der horizontalen und vertikalen »Treppe«, die einzelne »Plateaus« bildete, starke Wirkungen herausgeholt waren. Die »Nibelungen« Hebbels waren zerrissen, um den »Nibelungen« Fehlings trotz der kurzen Dauer zu einer regietechnischen Einheitlichkeit zu verhelfen.
Dennoch wäre auch diese nicht fühlbar geworden – ohne die Kriemhild der Agnes *Straub.* Die vertrat als einzige des Dichters Rechte an diesem Abend. Wo sie stand, war die Lockerung des Werks nicht vorhanden. Wenn sie sprach, schmiedete sie zerbröckelndes dramatisches Gemäuer zusammen. In der Entwicklung von der lächelnden liebenden Unschuld bis zur rächenden hassenden Schuld bewahrte sie die von Hebbel beabsichtigte Darstellung einer ganzen Generation und einer ganzen Epoche. Sie lächelte wie ein Mädchen, sie weinte wie eine Mutter, sie schrie wie eine Megäre. Sie steigerte ein weiches Antlitz zur grauenvollen Grimasse, und sichtbar und glaubhaft und erschütternd auf den Mienen ihres Gesichts, den Schwingungen ihrer Stimme, den Bewegungen ihrer Hände und den Linien ihres Körpers lag ihre Entwicklung dem Zuschauer gleichsam dargeboten. Sie allein überzeugte. Ihre Träne war echt, und ihr Haß machte zittern. Sie lie-

ferte endlich die Erklärung für die angebliche Unverständlichkeit des Weibes.

Fast alle anderen zeigten mehr Eifer als Können und Verständnis. Heinrich *George* war ein polternder, nur am Ende überzeugender Hagen, kein finsterer Höllenmensch, sondern ein schlauer, nervöser und ungeduldiger Bösewicht. Robert *Taube* gab einen Gunther, der nicht schwach und nicht gütig, nicht Werkzeug in der Hand der Geschichte war. Im zweiten Teil gelang es ihm, seine Tragik an einzelnen Stellen durchzusetzen. Er hätte mehr an das Mitleid appellieren sollen. Der Siegfried Carl *Eberts* betonte mehr die jugendlich-reckenhaft-sonnige Seite des Charakters als die heldenhafte, männliche. Er könnte um einen Grad brutaler werden. Alexander *Granach* war nur in der Erscheinung als König Etzel überzeugend, ein christlicher Heide unter heidnischen Christen, ein kultivierter Barbar. Er schrie nur zuviel: wie übrigens alle, mit Ausnahme Leo *Reuß*' (als Volker). Von den Männern sind noch zu erwähnen: Georg August *Koch* als Dietrich von Bern und *Kraußneck* als Rüdiger. Von den Frauen: Rosa *Bertens* als Ute und Elsa *Wagner* als Frigga; übrigens die einzigen, die edel und einfach sprechen können. Ida Maria *Sachs* als Brunhild ist, obwohl schwarzhaarig, keine walkürenhafte Jungfrau. Ihre Fülle ist nicht Kraft, sondern glatte Weichheit. Die Männer überschrien sich – es war ein unaufhörliches Gepolter, und man hatte doch kein Bardengeschrei zu liefern! Es war ein Mißverständnis.

Die Aufführung war vielleicht äußerlich veranlaßt durch den Erfolg des Nibelungenfilms. Ihre innere Notwendigkeit entscheidet nur die Frage: Finden wir eine Beziehung zu Hebbels Gestalten? Finden *wir* sie, die neuen Menschen, die von unten kommen, finden die Arbeitenden eine Brücke zu den Fürsten der Legende? Durch die Vermittlung Hebbels finden wir sie, und durch die der ihm ebenbürtigen Straub. Auch unsere Zeit ist ein Untergang, ein Übergang und ein Aufstieg. Auch heute, morgen oder übermorgen kann der und jener Etzel seine königliche Last, die blutige, kriegerische Krone seinem Erben übergeben, einem im wahrhaften Sinne christlichen Dietrich, der das Zeitalter der Humanität einleiten wird.

Vorwärts, 9. 4. 1924

ARGIOPE, DIE TIGERSPINNE

Argiope sitzt in der mathematisch berechneten Mitte eines vieleckigen *Netzes*, das wie eine geometrische Figur aussieht und sehr sauber gesponnen ist. Argiope erwacht des Morgens, der Tau der Sommernacht liegt auf ihren Gliedern und zittert an den Fäden des Netzes. Sie muß es säubern. Sie schüttelt es fleißig. Die Trautropfen fallen zu Boden. Wenn die Sonnenstrahlen das Netz Argiopes erreicht haben, können sie sich nicht mehr in den Tautropfen spiegeln. Sie können nur die blanken Fäden rötlich und violett erglänzen lassen, daß sie wie wunderbare chinesische Seidenfäden aussehen. Aber in Wirklichkeit bestehen sie nur aus billigem Speichelsaft, den Argiope aus sechs Öffnungen ihres Unterleibes fließen läßt. Sie trägt das Baumaterial für ihre Wohnung bei sich, in ihrem Körper. Sie könnte viel mehr Netze spinnen, als sie nötig hat. Sie aber begnügt sich damit, jeden Tag ein neues vieleckiges Haus zu bauen.

Auch das kostet Mühe genug. Argiope muß viele Male um einen kleinen Kreis laufen, in immer weiteren Abständen neue Kreise spinnen und alle miteinander durch Querfäden verbinden. So behutsam ist diese Arbeit zu verrichten, mit den zarten Füßchen, die sich selbst nicht in den Fäden verfangen dürfen. Argiope schwebt mehr über dem Netz, als sie darüber wandert. Es dauert zwanzig Minuten, nicht mehr, nicht weniger. Mit weiser Ökonomie ist das kurze Leben auszunützen. Da fliegen Mücken herum, und man muß aufpassen. Schnell begibt sich Argiope in die Mitte und paßt auf.

Jetzt ist eine Stunde angestrengter Aufmerksamkeit verstrichen. Argiope ist hungrig. Aber sie wartet. Ihr ist es nicht gegeben, auf Jagd auszugehen. In frommem Vertrauen wartet sie. Da kommt eine *Fliege*. Sie schillert grün und summt berauschend. Ihr Gang ist wie ihre Farbe, sie singt schillernd. Ihr schwerer Körper hängt im Netz. In tödlichem Erschrecken versucht sie, mit ihren vier freien Füßchen die zwei gefesselten zu befreien. Ach, nun sind auch die vier freien gefangen! Jetzt bleiben die Flügel. Aber ihre Kraft ist zu gering. Außerdem ist Argiope bereits in der Nähe. In breitem, raumfressendem Lauf ist sie herbeigeeilt. Jetzt lauert sie noch einen Augenblick und freut sich über den Todeskampf der Fliege. Sie sieht mit wissenschaftlichem Eifer auf das Tier. Vielleicht schätzt sie auch die Kräfte des Feindes. Jetzt ist sie

überzeugt, daß er verloren ist. Jetzt läuft sie näher. Ihr Lauf ist Sprung, ist Sturz, ist Überfall. Mit allen Füßen umklammert sie inbrünstig die Beute. Vielhundert Fäden spinnt sie um die Fliege und schleppt mit übermäßiger Anstrengung, ohne das Netz zu verletztten, den schwergewichtigen Fang bis zum obersten Ende des letzten Kreises. Dort hängt Argiope ihre Fliegen auf, wie der Krämer Trockenware an die Schnüren seines Dachbodens.
Dann wartet Argiope weiter. Der Tag ist lang, und Gott ist gütig. Millionen Fliegen und Milliarden Mücken hat er in seiner unermeßlichen Weisheit geschaffen, auf daß die Spinnen nicht sterben.
Damit sie sich fortpflanzen, hat er auch *Spinnen-Männchen* geschaffen. Törichte Geschöpfe! Eigene Netze haben sie nicht, und sie sind nicht einmal geschickt genug, auf den fremden Netzen spazierenzugehen. Argiope, die ein Männchen erwartet, muß ihm den Weg erleichtern. Sie spinnt ein Hochzeitsseil. Das läuft vom untersten Ende des Netzes dick und sichtbar, sicher wie eine festgefügte Brücke und bequem wie ein breiter Teppich, bis zur Mitte. Das Männchen kommt. Wie tänzelt es, von fröhlicher Lust getrieben, den Hochzeitsweg hinan! Wie wird es empfangen! Es darf Argiope, die sauberste der Spinnen, umarmen. Es kennt nicht die furchtbaren Folgen des Rausches. Oh, Schicksal aller Herkulesse! Das Männchen ist schwach, es ist leichtsinnig, es könnte zu anderen Spinnen eilen, und es hat außerdem seine Aufgabe erfüllt. Was bleibt ihm übrig, als eingesponnen, überwältigt zu werden wie eine Fliege?! Argiope frißt es. Sie frißt den Leib ihres Geliebten. Wichtig sind nur die Kinder.
Und also spinnt sie ein Haus für die Nachkommenschaft, einen dichten Kokon aus silbernen Fäden, und es ist, als bereitete sie aus ihrem weißen Brautschleier eine Wohnung für die Kinder. Viele hundert kleine Eier birgt sie im Kokon. Und wartet. Und spinnt ein neues Netz und wieder einen Kokon. Und noch einmal einen. Und kriecht, schwach, erledigt, in die Mitte des Netzes. Aber es ist nicht mehr wie einst! Mücken kommen, und Argiope gibt nicht mehr acht. Eine Fliege verfängt sich und macht sich wieder los. Argiope stirbt. Sie hat alles genossen: Sonne und unzählige Mücken. Liebe und Leib eines Mannes, sie hat geboren und die Kinder gut versorgt. Jetzt drückt ihr Gott, der durch die herbstlichen Gärten geht, die kleinen Augen zu. Der Sturm zerreißt ihr Netz: Argiopes Leib zerfällt, zerbröckelt und wird Staub.

Diesen Roman sah ich im Kino. Dann gab man noch das Schicksal einer Prinzessin. Aber obwohl sie ein Mensch war wie ich, ging sie mich gar nichts an. Mich ging Argiope so nahe an, als wäre ich selbst eine Spinne.

Frankfurter Zeitung, 10. 4. 1924

ROSE GENTSCHOW

Rose Gentschow ist die Tochter eines Rittergutsbesitzers aus der Danziger Gegend. Ihr Vater ist an einer Gehirnparalyse gestorben. Ihre Mutter lebt als Morphinistin in einer Irrenanstalt. Drei Schwestern haben den vorgeschriebenen Weg der bürgerlichen Mädchen gemacht, der zur Ehe mit einem gutsituierten Mann führt. Auch Rose Gentschow hätte diesen Weg einschlagen können. Sie wurde sogar auf ihn vorbereitet durch die höhere Töchterschule, die sie bis zum sechzehnten Lebensjahr besucht hat. Dann wurde sie Kontoristin. Ein Abenteuer, wie es viele junge Mädchen, die materiell selbständig werden, erleben und ohne Folgen überstehen, brachte Rose Gentschow eine schlimme, eine schmerzliche Krankheit. Damals war sie einundzwanzig Jahre alt. Sie bekam von der Mutter Morphium zur Linderung der Schmerzen. Sie verlor die Stellung. Verwandte unterstützten sie. Dann lernte sie einen »Freund« kennen. Er schickte sie auf die Straße. In den Wohnungen der Herren, die sie in Lokalen ansprach, stahl sie, gemeinsam mit ihrem Freund. Sie pflegte die Männer, mit denen sie trank, durch Opium zu betäuben. Der Kaufmann Hempel starb. Ihm hatte Rose Gentschow zu viel Opium in sein Getränk geschüttet. Er fiel – im Gasthaus – vom Stuhl und war tot. Rose wurde verhaftet.

Heute ist sie dreiunddreißig Jahre alt. Sie sieht jünger aus. Es ist die täuschende Jugend jener Frauen, die jung aussehen müssen, weil sie von ihrem Aussehen leben; die keine andern Erlebnisse haben als die der Leidenschaft, welche nicht immer alt macht, sondern manchmal jung erhält; deren Leben aus abwechselnden Rausch- und Bewußtlosigkeitsetappen besteht; die Sorge, Alter, Krankheit im Rausch ertränken und in der Spannung vergessen. Rose Gentschow hat den reizvol-

len, erotischen Blick der unheilbaren »Sünderin«. Er kommt aus unbekannten, fernen Lastern des Traumes. Er zielt in traumhafte Laster. Rose Gentschow ist schlank und dünn geblieben. Sie hatte nicht die kleinen, rundlich und voll machenden Alltagssorgen der Bürgerlichkeit. Sie lebte im zehrenden Rausch. Aber auch in der zehrenden Armut. Manchmal mußte sie Geld verdienen, um das geliebte Morphium zu kaufen. Sie verkaufte sich, nur um sich betäuben zu können.

Fünfzehnmal versuchte sie, ihrem Schicksal zu entrinnen. Fünfzehnmal machte sie »Entziehungskuren« mit. Fünfzehnmal fiel sie wieder dem Opium und dem Morphium anheim. Sie hätte ihr Leben und ihre Methode noch fortgesetzt – bis an ihr (frühes) Ende, wenn Hempels Konstitution mehr Gift vertragen hätte. Daß dem nicht so war, ist ein Zufall. Ein Zufall unterbrach die Tätigkeit der »Giftmischerin«. So nennt sie der Jargon des Gerichtssaalreporters. Sie aber ist eine Vergiftete. Ihre Hände sind dünn, und die Bewegungen ihrer Arme ungelenk und schamhaft. Sie weint. Sie versucht, ihr Gesicht zu verbergen. Dann trocknet sie mit einer Faust Auge und Tränen. Die kindliche Bewegung ist versöhnend. So, mit geballten Fäusten, wischen die ganz kleinen Mädchen ihre Augen.

Sie steht vor drei Richtern und sechs Geschworenen. Es ist das neue Gericht; die Verordnung des Justizministers vom 24. Januar 1924 hat diese »Zusammensetzung«, die eine im wirklichen Wortsinn ist, verursacht. Neben den Richtern sitzen die Geschworenen. Die Geschworenenbank ist leer. Wenn Rose Gentschow aussagt, spricht sie zu neun Männern. Sie sieht alle an. Manchmal bleibt ihr Blick verloren an einem haften. Dieser eine erscheint ihr vielleicht gutmütiger, besser, weicher als die andern. Dann korrigiert das kontrollierende Bewußtsein schnell den verwirrten Blick und sendet ihn abwechselnd zu allen neun Männern.

Ihre Stimme ist dünn und dennoch tief. Auch in der Beherrschung zittert noch das Weinen. Wider ihren Willen dringt ein abgebrochenes Stöhnen aus ihrer Kehle. Manchmal wird sie heiser, lautlos, leise, als spräche sie ohne Stimmbänder. Es ist eine »verschleierte Stimme«, als hielte sie die Hände vor jedes ihrer Worte.

Nachbarinnen sitzen da. Sie sind neugierig ohne Teilnahme. Vielleicht sind sie sogar boshaft. Naive Menschen sind es oft. Manche sind Schicksalsgenossinnen der Angeklagten. Auch in ihren Augen dämmert der leise Wahn des Morphinismus. Auch ihre Hände zittern.

Fühlen sie eine Gemeinschaft? Leiden sie mit? Schauen sie in ihre eigene Zukunft? Ich sehe, daß sie Stullen essen. Vielleicht kann man die Vollendung des eigenen Schicksals greifbar vor sich sehen und dennoch seinen Hunger befriedigen. Männer sind da, Zeugen und Zuhörer. Ihre Gesundheit war stärker als das Opium. Ein Kriegsgerichtsrat sagt aus. Er ist sachlich und klar wie ein Jurist. Er ist gar nicht aufgeregt. Er wurde nur bestohlen. Seine Konstitution hielt das Opium aus. Am Potsdamer Platz hat er das Mädchen kennengelernt. Sie ist nicht die erste, nicht die letzte. Er kreuzt nur die Wege dieser Frauen. Er wird nicht ihr Schicksal und sie nicht das seine. Sie sind seine Episoden, und er ist immer glücklicherweise nur eine Episode. Er wandelt an den Peripherien der Gefahren und nascht nur an ihnen.
Rose Gentschow ist noch auf Rettung bedacht. Aber ihr kleiner, umdämmerter Verstand ist der Schärfe des Vorsitzenden nicht gewachsen. Er fragt sie: »Wie stahlen Sie?« Sie antwortet: »Ich wußte nicht, was ich tat. Ich hatte schon viel Morphium genommen.« Der Vorsitzende: »Stahlen Sie auf Befehl Ihres Freundes?« Sie, schnell eine Rettung erspähend: »Ja, ja!« Der Vorsitzende: »Wie können Sie es dann unbewußt getan haben?« Sie ist verblüfft von dieser Logik. Aus einer Welt des Rausches und der gedankenlosen Müdigkeit geriet sie plötzlich in die Sphäre des unerbittlichen Verstandes. Geblendet von der Leuchtkraft der Logik, bebt sie, die Augen schließend, zurück. Die klaren Wege der Vernunft sind ihr ein Labyrinth. Sie verliert sich, sie ist verloren.
Sie kann nicht mehr. Die Welt versinkt. Sie schlägt noch einmal die Augen auf. Dann fällt sie in eine gütige Ohnmacht.

Prager Tagblatt, 10. 4. 1924

DAS ENDE EINES SYMPTOMS

Statt des Cafés Friedrichshof in der Friedrichstraße sieht man seit einigen Tagen die »Bonbonniere«. Dieser charakteristische, aus der Gattung der Gaumenleute metaphorisch übernommene Name enthebt mich der Verpflichtung, die grundlegenden Veränderungen, die er verursacht hat, näher zu beschreiben. Die »Bonbonniere« ist ein zuckrig-

lauschiges Café mit Dämmer zeugenden Stimmungs- und Vertuschungslampenschirmen. Wie aber war der Friedrichshof?
Das Café Friedrichshof war die illegale Filmbörse. Die »Branche« setzte sich eines Tages dort fest, die Branche mit Haupt und allem Zubehör. Direktoren, Regisseure, kleine Filmdebütantinnen, Statisten mit charakteristischen Physiognomien saßen ein halbes Leben lang im Café Friedrichshof. Man gestatte eine persönliche Erinnerung, weil sie imstande ist, eine bestimmte Erscheinung der großen Stadt zu kennzeichnen, und sich über das Persönliche hinaus ins Typische erhebt: Auch ich wollte einmal, ein Heimkehrer und hungrig, Statist bei Lubitsch werden. Ich saß im Friedrichshof, bestrebt, meinem ziemlich alltäglichen Angesicht einen möglichst auffallenden Ausdruck zu verleihen. Es war vergeblich; nicht nur, weil ich nicht imstande war, den natürlichen Hunger und die bittere Enttäuschung zu einer irgendwie markanten Physiognomieleistung zu verwenden, sondern auch, weil neben mir mindestens fünfzig Männer dasselbe versuchten. Unter ihnen bemerkte ich zu meinem Schrecken wirkliche Köpfe: Goethehäupter, apollonische Nasen, Shylockfratzen – und alle waren stellungslos. Sooft die Tür aufging – und das ereignete sich häufig –, sahen alle auf! Ach! sie waren zermürbt, durchfroren, hungrig nach Brot und neuen Großfilmen, sie saßen den Kellnern im Weg, weil sie nichts bestellten, der Herr Ober trug schwere Tassen in der Balance über ihren Charakterköpfen, um sie zu erschrecken; wenn sie telephonieren wollten, war der »Apparat nicht in Funktion«, alles in diesem Café vereinigte sich, um ihnen den Aufenthalt unbequem zu machen. Staub lag auf alten dunkelroten Portieren, der nüchterne Spätvormittag enthüllte die Verwahrlosung der Stühle, der Tische, der Menschen. Nun ging die Tür auf, und alle sahen in einer jäh aufzuckenden Hoffnung, die wie ein Schrecken war, auf den Ankömmling. Manchmal war es wirklich ein kleiner Regisseur, der Statisten suchte. Ein schmieriger Mensch mit lüsternen Blicken, der am liebsten lauter Frauen engagiert hätte. Ach, wie scharwenzelten um ihn die Goetheköpfe, die Shylocks, die Jupiters und die Apollos! Sie nannten ihn, der gestern noch ihresgleichen gewesen und (dank jenen geheimnisvollen Zusammenhängen, denen zufolge die Unwürdigsten am ehesten aus der Misere herauskommen) durch eine schmutzige Gefälligkeit dritter Hilfsregisseur geworden war – ihn nannten sie: »Herr Oberregisseur«, »Herr Direktor«. Er aber schwang sein schmieriges Notizbuch und wählte – die ihm am

nächsten standen. Manchmal ließ er sich herbei, einem zwei Mark Vorschuß zu geben. Alle kleinen Mädchen stritten sich um den Platz auf seinen Knien. Die Kellner verbeugten sich vor ihm. Der Herr Direktor begrüßte ihn. Gestern noch hatten ihn alle verachtet.
Dieses Café Friedrichshof ist nicht mehr vorhanden. Ein kennzeichnendes Symptom Berlins und der »Branche« ist mit ihm verschwunden. Wo herrschen sie jetzt, die dritten Hilfsregisseure? Wo schließen die Aufnahmeoperateure ihre Kontrakte? Was machen die lieben, verzweifelten kleinen Mädchen mit den Pagenköpfen, die armen Mädchen zwischen Kunst und Prostitution?

Prager Tagblatt, 12. 4. 1924

GESPRÄCH ÜBER DEN DEUTSCHEN PROFESSOR

»Die Universität Neapel«, sagte Alfred, »feiert das Jubiläum ihres 700jährigen Bestandes. Zu dieser Feier hat sie die bayerische Akademie eingeladen. Nun, und was hat die bayerische Akademie geantwortet?«
Eduard: »Sie wird doch die Einladung nicht etwa zurückgewiesen haben?!«
Alfred: »Ihre Mitglieder sind deutsche Professoren, und diese seltene Menschengattung weist *jede* ausländische Einladung zurück. Der deutsche Professor steht auf dem Standpunkt, daß die Universität von Neapel an dem Friedensvertrag von Versailles schuldig ist, obwohl nicht die italienischen Professoren, sondern die italienischen Generale und Diplomaten an diesem Friedensvertrag mitgewirkt haben.«
Eduard: »Wie kann man nur Diplomaten, Generale und Professoren miteinander verwechseln?«
Alfred: »Der deutsche Professor kann alles. Verwechselt er sich doch selbst mit einem General. Bei der vorletzten Rektorsinauguration der Berliner Universität sangen die Studenten das kriegerische Lied: ›Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd ...‹ Der Rektor Roethe hatte sie dazu aufgefordert; obwohl es gerade einem deutschen Professor eher ziemen würde, etwa den Text so zu singen: ›Wohlauf, Kameraden, aufs Steckenpferd!‹ Aber es war nicht dieses gemeint, sondern ein wirkliches Schlachtroß, obwohl die Kavallerie in den modernen

Kriegen nur eine untergeordnete Rolle spielen kann. Das wußte der Germanist Roethe nicht. Seine Kollegen von der chemischen Fakultät sind besser unterrichtet. Sie wissen, daß nicht ein munterer Ritt ins Feld der Ehre entscheidend ist, sondern die Wirkung des Giftgases. Die Chemiker sind praktische Naturen, die Germanisten romantische. Aber deutsche Professoren sind sie alle, das heißt: Menschen, denen der geistige Stahlhelm über Augen und Ohren gerutscht ist, so daß sie Stimmen und Erscheinungen der Außenwelt nicht mehr wahrnehmen können.«

Eduard: »Und die Wissenschaft leidet nicht darunter?«

Alfred: »Es gibt seit einigen Jahrzehnten eine Inzucht der deutschen Wissenschaft und eine peinlich gewahrte Rassereinheit des deutschen Geistes. Die Entwicklung der wissenschaftlichen Ideen vollzieht sich in Deutschland unter dem hermetisch schließenden Stahlhelm, wie die Entwicklung exotischer Pflanzen in einem glasüberdeckten Treibhaus. Nur daß der Stahlhelm die Sonne nicht durchläßt. Die Liebe des deutschen Professors zum Schlachtroß ist zwar mehr eine platonische. Denn reiten hat er nie gekonnt. Wohl aber hat er bereits den Knüppel schwingen gelernt, den er von Kunze bezieht. In der Linken das Buch und den Knüppel in der Rechten steht er heute auf dem Katheder, bereit, die Wissenschaft zu verbreiten und gleichzeitig Neapolitaner, Juden, Franzosen, Marxisten niederzuschlagen. So nimmt er allein den Kampf gegen die Welt auf – und sie, die es nicht zu wissen scheint, schickt ihm Einladungen.«

Eduard: »Wie ist es möglich, daß sie es nicht weiß?«

Alfred: »Daran sind wir selbst schuld. Wir kümmern uns gar nicht um die Universitäten – und sie sind auch nicht mehr ein integrierender Bestandteil unseres öffentlichen Lebens. Sie sind höchstens das Agitationsmaterial im Wahlkampf der nationalistischen Parteien. Also sind wir, die wir keinen Kontakt mit den Akademien haben (und ihn auch nicht brauchen), immer noch geneigt, dem Professor mehr Achtung zu zollen, als er verdient. Dieser unbegründete Respekt vor der Autorität ist höchst verderblich. Ein qualifizierter Arbeiter, der denken kann, ist klüger als zehn Forscher, welche ein Leben damit zubringen, die Umlaute des Gudrunliedes zu zählen. Deshalb ist der denkende Arbeiter auch Sozialist, das heißt: Zukunftsmensch; deshalb sind neun von zehn Professoren auch Nationalisten, das heißt: Vergangenheitsmenschen.«

Eduard: »Willst du leugnen, daß die Wissenschaft den Menschen befreit?«
Alfred: »Das eben ist die folgenschwere Verwechselung. Ich leugne nicht die befreienden Impulse, die von der Wissenschaft ausgehen. Ich leugne die Möglichkeit einer *Befreiung durch den Professor.* Weil wir so dumm sind, den Professor für die Wissenschaft zu halten, respektieren wir die Bannmeile, die von der Tradition um die Hochschule gelegt ist. Wir stören den Professor nicht, weil wir immer noch glauben, er arbeite an seinen Büchern. Er aber arbeitet indes nur mit der Linken, während er mit der Rechten exerziert. Es hat sich ein Durcheinander zwischen Generaltum und Professorentum herausgebildet, während wir uns um die Bannmeile drückten. Ludendorff, der ein General ist, hält Vorträge über die Walhalla, und die Forscher der Eddalieder fordern ihre Schüler auf, das Pferd zu besteigen. Der Feldwebel forscht nach dem Ursprung der Rassen in seiner Kompanie, und die Hörer des Seminars für Rassenforschung üben sich im Schießen auf proletarische Zielscheiben. Diese Tatsachen erörtern wir nicht genügend laut. Deshalb weiß es die neapolitanische Universität nicht, und sie lädt infolgedessen noch die deutschen Professoren ein.«
Eduard: »Werden die neapolitanischen Gelehrten nicht sehr beleidigt sein?«
Alfred: »Wenn sie Philosophen sind: nein! Denn sie haben ihre Abweisung nicht von jenen erhalten, die sie eingeladen hatten! Sie luden deutsche Gelehrte ein, und nur durch eine falsche Adressierung kam die Einladung an bayerische Professoren. Sie luden die Freiheit ein, und ihnen antwortete die Barbarei. Es ist, wie wenn ein Dichter an die Sterne appelliert, und ihm fallen Hakenkreuze ins Angesicht.«
Eduard: »Was werden die Neapolitaner jetzt denken?«
Alfred: »Sie werden denken, am deutschen Himmel leuchten keine Sterne mehr, sondern Hakenkreuze.«
Eduard: »Und ich glaube, sie werden richtig denken ...«

Josephus

Vorwärts, 13. 4. 1924

»HINKEMANN«

Motto: »Dem Gesuche, dem Schriftsteller Ernst Toller – – – Strafunterbrechung zu bewilligen, kann keine Folge gegeben werden, weil die Bewilligung einer Strafunterbrechung zu diesem Zwecke mit dem Ernste des Strafvollzugs nicht vereinbar ist.

gez. GÜRTNER, *Justizminister«*

Unter diesen Menschen, die diese bajuwarische Abart der deutschen Sprache – in ihrer Form gleich schauderhaft wie in ihrem Inhalt – reden, sitzt Ernst Toller gefangen. Daß es ihm möglich ist, »mit dem Ernste« eines solchen »Strafvollzugs« die Tätigkeit des Dichtens überhaupt »vereinbar sein« zu lassen, ist allein schon ein technisches Verdienst und ein Beweis für moralische Ausdauer. Einem Schriftsteller, der sie nicht besäße, müßte die Hand verdorren, ehe sie nach der Feder greift – in dieser Umgebung, deren Befehlen und Vorschriften »seitens der Opfer« leider »Folge gegeben werden« muß. Unter solchen Umständen ringen nur eine reine Glut und ein heiliger Wille mit der Gestaltung eines Stoffes. Den reinen Willen besitzt Ernst Toller. Aber er ist nicht stark genug, den dichterisch konzipierten, dramatisch bewegten und stellenweise sogar visionär bearbeiteten Stoff zu »bewältigen«; das heißt: bis zur einzigen Gültigkeit durchzuformen. Das dramatische Gerüst ist schief. Die Rollen schlottern um die Personen. Der treulich erlauschte Klang, die richtig beobachtete Erscheinung sind nicht in die Region des Überwirklich-Dichterischen gehoben. Die »starke« Wirkung ist oft eine gewaltsame. Die tragische Ironie hat eine begrenzte, nicht überdimensionale Grausamkeit. Die Symbolik ist naiv, nicht metaphysisch. Das Schicksal des »Helden« (Hinkemann) – und mag er auch kein Individuum, sondern ein Collectivum sein – blüht nicht vorbedingt und unabänderlich aus seinem Wesen. Denn er wuchs nicht in der Phantasie und im Herzen seines Autors, sondern er wurde nachträglich, um einen »Einfall« lebendig werden zu lassen, um die Idee gebaut wie eine Glocke um die bereits vorhandene Form. Sein Schicksal – und somit die ganze Handlung – ist möglich, aber nicht unbedingt, nicht naturnotwendig.

Eingebungen einer spielerischen Phantasie stören die Andacht der Stimmung und lockern das Gefüge der Handlung [...] Ornaments auf der anderen Seite entschädigt nicht für jene Überflüssigkeit.
Und dennoch beginnt dieses Drama (neben anderen) einen historischen Abschnitt in der dramatischen Literatur. Denn es führt, wie einmal das »bürgerliche Trauerspiel« den Bürger statt der Könige, den Proletarier statt des Bürgers auf der Bühne ein. Es bricht Bahn für die dramatische Behandlung der neuen Klasse, des kommenden Menschen. Das ist der Anfang einer neuen Literatur. Er muß mehr literaturhistorisch als kritisch gewertet werden. Noch sind die meisten Schicksale, die wir auf unseren Bühnen sich erfüllen sehen, Schicksale bürgerlicher Menschen. Der Bürger mag den »Hinkemann« nur kritisch werten. Ihm ist es eine literarische Erscheinung. Uns aber ist jedes Drama, dessen Gestalten Blut von unserem Blut sind, dessen Handlung proletarisches Erlebnis einschließt, eine historische *und* eine persönliche Angelegenheit. Auch der künstlerisch unvollkommene Hinkemann berührt uns tief: weil er ein Proletarier ist, ein Opfer der herrschenden Klasse und jenes Krieges, den sie auf ihrem mangelhaften Gewissen hat.
Im Weltkrieg hat Hinkemann durch einen Schuß sein Geschlecht verloren. Er wurde auf dem Feld dieser zweifelhaften Ehre, der »männlichen« Ehre – entmannt. Und diese Ironie ist es eigentlich, die den nationalistischen Sturm entfacht. Weil sie allein das »Heldentum«, von dem jene Barbaren leben, endgültig desavouiert. Kann man ein »Held« sein, wenn man ein Eunuch ist? Schicksal des Proleten! Unter dem Vorwand, ihn zum Helden machen zu wollen, macht man ihn zum Eunuchen. Indem man seinen männlichen Ehrgeiz weckt, nimmt man ihm die Männlichkeit. Die Ironie des Gedankens ist groß. Die Ironie steigert sich: Der entmannte Hinkemann wird von einem Schaubudenbesitzer als Rattenfresser ausgestellt und als Repräsentant »deutscher Männlichkeit« gepriesen.

Außer diesem Proletenschicksal noch Ausschnitte aus der Denkart des Proletariers; des bornierten Nur-Partei-Menschen; des rohen, egoistischen Proletariers; der proletarischen Frau. Toller vermochte allerdings mehr »Milieu« als dessen dichterische Gestaltung zu geben. Aber daß er proletarisches Milieu gab und des Arbeiters Leid und Leben zu erfassen versucht hat, ist, von unsern Augen gesehen, ein Verdienst.

Also ist auch die Aufführung ein doppeltes Verdienst: ein positives, weil sie ein Arbeiterschicksal vermitteln will, und ein negatives, weil sie eine tapfere Entgegnung auf die Provokation des nationalen Bestiariums bedeutet. Darüber hinaus kann die Aufführung im *Residenztheater* als gelungen bezeichnet werden. In der Regie vereinigten sich der diplomatisch-kluge Emil *Lind* und der initiativ-schöpferische Erwin *Berger.* Professor Cesar *Klein* lieferte die sehr stillen und in ihrer tragischen Sanftheit sehr wirksamen Dekorationen. Den Hinkemann gab Heinrich *George.* Er verlebendigte selbst jene Stellen, die an oratorischer Monotonie leiden. Er durchpulste die Rhetorik, füllte gleichsam mit Blut leere Redegefäße. Neben ihm gestaltete Renée *Stobrawa* die Frau Hinkemann mit kargen komprimierenden Gesten und sparsamer Stimmkraft zu einer erschütternden Proletariergestalt. Außer diesen beiden sind nur noch Hugo *Dödlin* als Budenbesitzer zu erwähnen und Claire *Selo* und Frigge *Braut* in eindrucksvollen Episodenrollen. Der starke Beifall galt der Regie und dem Hauptdarsteller. Er wird durch die Festungsmauern zu Ernst Toller dringen; der Beifall und der Dank der arbeitenden Menschen.

Es lag so etwas in der Luft wie ein Theaterskandal. Man hatte unkontrollierbare Gerüchte von beabsichtigten Störungen durch nationalistische Elemente ausgestreut! Aber Berlin ist um diese Sensation gekommen. Vielleicht hatte der gut organisierte Saalschutz, die besonders verstärkte Theaterpolizei von vornherein allen Radauversuchen vorgebeugt. So saß denn ein bunt gemischtes Publikum aus allen Kreisen der Bevölkerung einträchtig und erwartungsvoll beisammen. In einem Schweigen, das eindrucksvoller als aller Beifall für das Werk des Dichters sprach. Zum Schluß war dann der Beifall allgemein stark. Neben mir saß ein Herr mit einem E.-K.-Bändchen: Er war sicher nicht als Freund des Dichters gekommen. Aber zum Schlusse klatschte er genauso ehrlich Beifall wie alle anderen. Und das war vielleicht der stärkste Erfolg des Dichters an diesem Abend.

Vorwärts, 15.4.1924

DER UKAS DES ZAREN EBERT

Ich gehöre zu jenen naiven unpolitischen Menschen, die denjenigen für eine Dummheit verantwortlich machen, der sie durch seine Unterschrift sanktioniert hat. Als Ebert im Tiergarten zu reiten begann, verteidigte ich ihn gegen jene, welche glaubten, die hohe Schule schade dem proletarischen Charakter. Es scheint aber, daß ein Ritt durch den Tiergarten den Reiter blind macht für das Bedürfnis eines Volkes, mit der Eisenbahn ein Stückchen weiter zu fahren. Es ist nicht jeder so genügsam. Mancher glaubt, daß der Horizont auch noch hinter Köpenick nicht aufgehört hat, jenem Köpenick, dessen unsterblicher Schuster die maßlose Beschränktheit der deutschen Regierungsseele zwar blamiert, aber nicht endgültig erledigt hat.

Wie man jetzt wieder sieht: die deutsche Regierung hat das deutsche Volk wegen ungenügenden Betragens in den Karzer gesteckt. Der Lehrkörper ist zu der Überzeugung gekommen, daß die Schüler im Ausland Unfug getrieben haben. Der Herr Direktor hatte sich noch niemals der Einsicht des Lehrkörpers verschlossen. Auch damals nicht, als die deutsche Klasse mit dem Rohrstock des Generals Seeckt zur Ruhe verwiesen wurde. Der Herr Direktor macht keine Umstände. Er liebt keine Aufregung. Ruhe ist die erste Präsidentenpflicht.

Der deutsche Staat ist eine Besserungsanstalt. Das Ausland lacht über diese neueste Degradierung des Deutschen. Keine feindliche Besatzungsmacht der Welt hätte es gewagt, uns, jedem einzelnen von uns, diese tiefste Demütigung zuzufügen. Was ist geschehn? Ein inländischer Geheimrat, dessen Gehalt bedauerlicherweise zu einer Ferienreise nicht reicht, ein Diplomat, der sich in Rom durch die Anwesenheit seiner Landsleute belästigt fühlte, weil er wahrscheinlich mehr zu tun bekam, als er gewohnt ist, haben gefunden, daß die Deutschen »Anstoß erregen«. Bis jetzt haben von allen Deutschen am meisten Geheimräte und die Diplomaten Anstoß und sogar Weltkriege erregt. Ich bin überzeugt, daß kein Raffke imstande ist, so unangenehm aufzufallen. Ich bin überzeugt, daß ein Beamter, der nichts von Gott und der Welt weiß, nicht imstande ist, zu beurteilen, ob die Deutschen sich gesellschaftsfähig benehmen oder nicht. Um das Benehmen zu beurteilen, müßte man ein Gericht von Welt-

männern einberufen. Darin hätten nur sehr wenige deutsche Beamte Sitz und Stimme. Denn sie sind gewiß korrekt; aber durchaus keine Weltmänner.

Bleibt also: die Gefahr der Rentenmarkausfuhr. Der letzte Schuljunge weiß darauf die Antwort: daß gerade derjenige, der 500 Mark bezahlen kann, die meisten Banknoten ins Ausland führt. Also ist auch diese Ausrede der Regierung faul. Über die Ausrede wundert man sich nicht. Sondern über die beschämende Tatsache, daß sich im Finanzministerium kein einziger Kopf gefunden hat, der imstande gewesen wäre, die barbarische Verordnung mit einem weniger durchsichtigen Mäntelchen zu umhüllen. Denn sie hat natürlich andere Gründe. Man beginnt in Deutschland offensichtlich die Reichen zu begünstigen und die weniger Bemittelten zu schikanieren. Das ist der Anfang. Der Apruin, Rom, Florenz, Meran, die Pyramiden, Konstantinopel sind nur für die Besitzenden. Ihnen gehört das Inland. Weshalb nicht auch das Ausland? Und hier begegnen einander: der angeborene und berufliche Sadismus des Subalternen und die tyrannischen Gelüste des Mächtigen. Wünscht dieser eine Folterung der Untertanen – jener führt sie mit wollüstigem Behagen aus. Derselbe Sadismus der Servilität, der den Schalterbeamten beherrscht, wenn er vor Deiner Nase sein Klappfenster schließt, der Sadismus, der den Rohrstock zum Symbol des preußischen Schulunterrichts und der königlichen Volkserziehung gemacht hat – derselbe Sadismus hat diese Verordnung entstehen lassen.

Sadismus zeugt Sadismus. Hämorrhoidale Steuerbeamtengehirne werden darüber entscheiden, ob Deine Reise nötig ist oder nicht. Schlechtbezahlte und verdrossene Amtsärzte, deren Attest schwieriger zu erreichen ist als eine tödliche Krankheit, werden Dir bescheinigen, daß Du an der Tuberkulose auch in Deutschland sterben kannst. Die fossilen Überreste aus der Eisernen Großen Zeit, die an der Grenze Quälerdienst leisten, werden Dich an den »Sperren« aufhalten als den Verbreiter der finanzpolitischen Maul- und Klauenseuche. Alle Schleusen des Sadismus sind aufgetan.

Und dieses Volk wehrt sich nicht. Die Botokuden hätten längst alle Fensterscheiben der Regierung zertrümmert. Die deutschen Zeitungen bilden sich ein, »Opposition« zu machen, wenn sie schreiben, das Finanzministerium werde »hoffentlich andere Mittel und Wege finden«. Das ist die Ausdrucksform höchster journalistischer Entrüstung in

Deutschland. Man lese alle Zeitungen der Welt und suche noch so eine servile Presse. Die deutschen Zeitungen sind sanft wie die Sonntagsblätter der Heilsarmee. In den Adern ihrer Schreiber fließt deutsche Reichspatent-Tinte. Was verdient dieses Volk?
Nicht nur ein Ausreiseverbot. Sondern Festungshaft für jeden wahlberechtigten Deutschen. Zwangsarbeit für die Kinder. Eine chinesische Mauer um das Vaterland. Und schließlich einen Zaren. Aber dann schon einen aus dem Geschlecht der Romanows und nicht aus dem der gewerkschaftlichen ...

Josephus [Ruber]
Der Drache, 15.4. 1924

DER LIEBLING

Jackie ist der vollendete Typ des »Lieblings«. Wer ihn sieht, interessiert sich für ihn privat. Man beneidet seine Eltern, seine Freunde, die Filmgesellschaft um ihn. Was mich betrifft, so möchte ich ein kleiner Lausbub sein und mit Jackie Coogan im Rinnstein um Blech- und Hornknöpfe spielen. Sogar ernste Männer sollen ähnliche Wünsche bereits verspürt, wenn auch nicht geäußert haben.
Jackie ist das einzige Wunderkind ohne die sanfte, lächerliche Traurigkeit dieses Berufes. Denn Jackie ist kein dressiertes Wunderkind. Er ist nicht einmal Schauspieler – in dem Sinne, daß er eine »Rolle« spielte. Wie andere Kinder weniger interessante Erlebnisse haben, so erlebt *Jackie Coogan* lauter spannende, wehmütige, merkwürdige Dinge. Andere Kinder erleben solche Geschichten in der Phantasie. Jackie erlebt eine phantastische Wirklichkeit. Dabei wird er photographiert, gefilmt. Es sind Naturfilme. Ebensowenig wie der Eskimo spielt, wenn er gefilmt wird, ebensowenig spielt Jackie Coogan. Der Aufnahmeoperateur belauscht den Knaben, seinen Alltag, sein Spiel und seinen Schmerz. Daß der Kleine Filmhonorar bezieht, möchte ich nicht gern glauben. Ich müßte nämlich sehr angestrengt über das Rätsel nachdenken: wie es möglich ist, daß ein Kind aus seiner Kindheit Kapital schlagen kann und dennoch ein echtes Kind bleibt; wie ein Kind sich spielt und dennoch es selbst bleibt; wie man runde Wangen, ein Grübchen

im Kinn, Augen voll schelmischer Traurigkeit zu beruflichem Handwerk macht und sie trotzdem privat, für seine eigenen Bedürfnisse noch gebraucht; wie ein Kind so bewußt klug sein kann, daß es mit seiner kindischen, rührenden, unbeholfen-geschickten Naivität Geschäfte macht. Das ist unheimlich.

Denn hier hört die heitere Harmlosigkeit auf, die dieses Knaben Sphäre zu sein scheint. Ich stelle mir vor: Ich begegne in der riesengroßen Stadt einem schönen, »aufgeweckten«, achtjährigen Knirps. Und stelle fest, ein begabter Junge. Aber siehe da: Er ist genial. Nein! Er ist auch noch pfiffig! Noch mehr: Er ist klüger, einsichtsvoller, reifer als ich! Er ist bartlos. An meinem Kinn sprießen die Haare. Ich verwende einen Gillette-Apparat, und er hat so was nicht nötig. Hier fängt die Metaphysik an.

Natürlich denkt man an Seelenwanderung. In diesem Jungen steckt sein Großvater. Der wiedergeborene alte Herr Cohn aus Kowno oder Lodz. Der geniale Schauspieler, der sein Genie nicht offenbaren konnte, weil er ein orthodoxer Jude im europäischen Osten war und beten mußte und mit Gurken in Essig handeln. Ein Diener Jehovas und ein Diener Merkurs. Er starb und hatte sein Schicksal nicht erfüllt. Also kam er wieder in die Welt und kroch in die liebliche Hülle seines Enkels. Einmal hieß er »Jankel«. Jetzt heißt er »Jackie«. Einmal war er ein armer, geprügelter, vor Pogromen zitternder Jude. Jetzt ist er der Liebling aller fünf Erdteile.

Wie wird das enden? Wenn der Alte genug haben wird von der Schauspielerei – wird er seinen Enkel wieder verlassen? Und wird dieses geniale Kind ein mittelmäßiger Liebhaber werden? Ein Tenor der Filmerotik? Wird er überhaupt am Leben bleiben? Was hätte er noch zu erfahren? zu erleben? zu verdienen? Wird er seinen Beruf aufgeben und sich in das Privatleben zurückziehen und einen andern Beruf ergreifen? Wird er noch er selbst sein, wenn er nicht mehr Gesicht und Körper eines Knaben haben wird?

Er ist kein Wunderkind, er ist ein Wunder. Was aus ihnen wird, wissen wir. Was aus einem Wunder wird, kann niemand wissen.

Frankfurter Zeitung, 19. 4. 1924

NATURGESCHICHTE DES GENERALS

Der General ohne Gegner ist wie *eine* Waage, an der nur *eine* Schale hängt; ein Einerseits ohne Andererseits; ein Salonkitsch ohne Pendant; ein Teil eines Zwillings ohne den andern.
Der General ohne Gegner ist eine halbe Erscheinung. Keine andere Menschengattung ist mit ihm zu vergleichen: Ein Jäger, dem kein Wild vor die Flinte kommt, ist trotzdem ein Jäger; ein Redner ohne Zuhörer bleibt dennoch ein Redner; ein Dichter ohne Leser ist trotz allem ein Dichter; und ein Kaufmann ohne Käufer ist auch ein Kaufmann.
Denn alle diese Berufe sind mehr oder weniger natürliche Berufungen, auch wenn ihnen die Wirkung fehlt. Sie wirken nur tragisch, die Dichter ohne Leser, die Redner ohne Zuhörer und die vergeblich lauernden Jäger. Ein General aber ohne Gegner wirkt entschieden lächerlich.
Sein Beruf nämlich ist keine natürliche Berufung. Zwar ist der Wille zum Kampf auch natürlicher Instinkt. Aber kein dauernder Zustand, sondern nur ein zeitweilig bestehender. Es gibt in der Natur keine Nur-Kämpfer. Das Raubtier kämpft lediglich, um sich zu sättigen. Nach beendetem Kampf ergibt es sich seiner friedlichen Beschäftigung: dem Beischlaf, der Wanderung, dem Bad, dem Schlummer. Es legt gewissermaßen die Rüstung ab. Es entmilitarisiert sich. Es demobilisiert. Es wird sogar sanft.
Nur der General wird niemals sanft. Seine Niederlage erbittert ihn. Sein Sieg reizt ihn zu neuem Kampf. Seine Tätigkeit ist Mittel ohne Zweck; eine Art l'art pour l'art. Er kämpft nicht, um satt zu sein, wie es selbst das grausamste Tier tut. Er kämpft, um zu siegen. Seine Beute ist nicht seine Nahrung. Deshalb ist er die moralisch niedrigste Erscheinung unserer Weltordnung.
Seine Beute ist nur das Nährmittel seiner Beutegier. Sie sättigt seinen Ehrgeiz. Sie bringt ihm Ehre und deren sichtbaren Ausdruck: den Orden aus Blech, Eisen und Gold. Wenn er aber keinen Feind hat, der General?
Mit dem Raubtier, das keine Beute findet, kann ich Mitleid fühlen. Denn es leidet die Qualen des Hungers (die wir alle kennen – mit Ausnahme der Generale). Der General aber, der keine Beute findet, leidet die Qualen des unbefriedigten Ehrgeizes. Deshalb erweckt er in mir nicht das Gefühl des Mitleids sondern jenes süßere der Schaden-

freude. Ich spotte seiner wie eines Teufels, der kein Versuchsobjekt findet.
Denn erst das Opfer macht den Teufel zum Teufel. Erst der Feind macht aus dem General einen General. Ohne Gegner ist er nur ein Begriff. In einer Welt des Friedens, die sich nicht von Menschenfleisch nährt, ist der General nicht einmal ein Sättigungsinstrument. Er gleicht also einer Lokomotive ohne Eisenbahnzug; einer Brücke, die nicht von einem Ufer ans andere führt, sondern von einem Ufer ins Wasser. Und das ist lächerlich.
Da aber ein General vor der Lächerlichkeit eine größere Angst empfindet als ich vor ihm, schafft er sich krampfhaft einen Feind. Wenn er keinen »äußern« findet, so erfindet er einen »innern«.
Deshalb ist die Existenz eines Generals fast noch gefährlicher, als sie lächerlich ist. Sein Dasein allein schafft Feindseligkeit und Haß.
Man kann nicht einmal versuchen, ihn abzuschaffen, ihn zu demobilisieren, zu zähmen. Ein dressiertes Raubtier ist immer noch für einen Zirkus ein Gewinn. Wer aber würde eine Menagerie besuchen, in der Generale ausgestellt sind? Da die Gattung nicht selten ist und stündlich ohne Entree besichtigt werden kann?
Und wer fürchtete sich nicht vor einem General – und befände er sich selbst hinter Gittern?! ...

Josephus

Lachen links, 25.4.1924

»VASANTASENA« IN DER VOLKSBÜHNE

»Vasantasena« ist nach den Angaben seines deutschen Bearbeiters *Lion Feuchtwanger* das Schauspiel eines nicht genau festzustellenden indischen Dichters (er könnte Bhasa heißen), obwohl es der Prolog einem legendarischen König Sudraka zuschreibt. Es dürfte zwischen den Jahren 450 und 650 entstanden sein, also etwa ein Jahrtausend vor den Dramen Shakespeares – worauf Feuchtwanger in seiner Vorrede nachdrücklich und mit dem leisen Triumph eines literarischen Pfadfinders und glücklichen Schatzgräbers hinweist. Ein Teil der Hochachtung, die wir einerseits vor den Jahrhunderten, andererseits vor Indien emp-

finden, kommt dem Stück zugute. Wäre Lion Feuchtwanger sein Verfasser und nicht sein europäischer Mittler – wer weiß, ob die nörgelnde Stimme der Kritik nicht um jenes Gran Bosheit schärfer klänge, das man gern einem lebendigen Autor entgegenspritzt. Vor einem toten, einem unbekannten und gar noch indischen Dichterwerk, das die Patina der respektablen Jahrtausende trägt, senkt sich die referierende Feder; obwohl sie gerne bemerken würde, daß in diesem Stück die Ereignisse naiv durcheinanderlaufen, die Gestalten von unwahrscheinlichem Edelmut triefen und andere von unmenschlicher Bosheit, ein grausamer König auf märchenhaft schnelle Weise erschlagen und von einem edlen Nachfolger ersetzt wird, Güte und Tugend Lohn, Niedertracht Strafe finden und indische Dichter und Lenker an idealer Gerechtigkeit fast mit der himmlischen Justiz konkurrieren. Aber das mag einmal wirklich so gewesen sein, da »Vasantasena« ja im alten Indien spielt und nicht etwa im neuen München.

Der verarmte Kaufmann Tscharudatta, der aus freigiebiger Güte arm geworden, rettet sowohl Vasantasena, die schöne Bajadere, vor den impertinenten Nachstellungen des feigen, lüsternen und größenwahnsinnigen Königsschwagers als auch den Hirten Arjaka, der einmal einer Prophezeiung zufolge König werden soll, vor dem Tyrannen Palaka. Der Königsschwager erwürgt infolge verschmähter Liebe Vasantasena im Park und klagt, um seine Tat zu vertuschen, den edlen Kaufmann des Mordes an der Bajadere an. Zum Glück ist das Attentat nicht gelungen. Vasantasena lebt. Gegen den Kaufmann verdichten sich die Indizien. Aber als er gerade auf dem Schafott steht, erscheint Vasantasena. Gleichzeitig hat der Hirt Arjaka den Königsthron gewonnen. Was ist natürlicher, als daß er dem Kaufmann, der eben dem Tod entgangen ist, auch noch ein Landgut schenkt, das dieser Edle, mit seiner Bajadere vereint, bis an das selige Ende bewohnen wird! ...

Ein Dieb ist edel und gibt, von Reue erfaßt, das Gestohlene der rechtmäßigen Besitzerin Vasantasena. Diese, noch edler, schenkt ihm dafür ihre Sklavin, die er liebt und mit dem Geraubten loskaufen wollte. Ein Henker hat das Prinzip, mit der Urteilsvollstreckung möglichst lange zu warten. Ein Knabe verschmäht das ersehnte Gold, weil die Geberin weint: Wenn die indische Welt wirklich so ist, wie sie der Autor hier schildert, dann können wir Europäer uns gleich begraben lassen. Jedenfalls fehlt uns die hohe Kultur der Bajadere und die Kultur, die den Respekt vor der Bajadere gebiert. Uns fehlt die humane Harmonie,

welche den Sklaven dem Herrn nähert, die Treue, die stärker ist als der soziale Unterschied, die Musik, die indische Menschen durchströmt und das Land in ein unvollkommenes Paradies wandelt, die duftende Metapher, die jeden Menschen zum Dichter macht. In jenem Indien tritt das Menschliche vor das Soziale. Bei uns Barbaren gibt es keine Kapitalisten, die aus Edelmut arm werden. Also tritt das Soziale vor das Menschliche, Unmenschliche. Es ist ein Verdienst der Volksbühne, uns mit der unwahrscheinlichen, beneidenswerten Traumwelt, einem genialen alten Dichter, seinem sehr begabten Bearbeiter bekanntgemacht zu haben.
Dieses Stück soll mit der Anmut, die den Märchen zukommt, gespielt werden; im Helldunkel des Metaphysischen, aber des heiteren Metaphysischen. In der Vergegenwärtigung des Geschehens möchte man trotzdem das zarte antiquarische Aroma nicht missen. Der Blütenstaub indischer Jahrhunderte muß über der Handlung liegen wie über den Märchen aus Tausendundeiner Nacht.
Die Regie der Volksbühne (Paul *Henckels*) verbrämte das Schauspiel mit Musik. Ein Teil der Bühne ragte in den Zuschauerraum hinein. Kostüme, Beleuchtung, Szenerie hatten den spielerisch märchenhaften Charakter. Aber dem Spiel selbst fehlte die innere Leichtigkeit. Es wurde zum Teil mit dem Ernst gespielt, der etwa unserer Vorstellung von dem tiefsinnigen Indien Tagores entsprechen würde. Die sehr begabte Gertrud *Kanitz* hatte Innigkeit und Schwermut. Sie bedürfte eines anderen Regisseurs, um die Ausgeglichenheit zwischen dem anmutigen Leichtsinn und der Lyrik der Bajadere zu finden. Karl Ludwig *Achaz* betonte mehr das majestätische Pathos in der Gestalt des verarmten Kaufmanns – auf Kosten der Heiterkeit dieser Gestalt. Leonhard *Steckel* hatte die dankbare Rolle dieses Stückes: den grotesken faunhaften Königsschwager. Steckel ließ sich stellenweise verführen, Gesten und Stimme zu übertreiben. Im zweiten Teil erst gelang ihm die fast vollendete Mäßigung. Von den anderen zeichnete sich Julius *Sachs* durch deutliches Sprechen aus. Die übrigen deklamierten oder tranchierten Verse in Silben. Durch diese Sprachverwilderung ging manche leuchtende Weisheit des alten indischen Dichters verloren.

Vorwärts, 26. 4. 1924

WAHLKAMPF IN BERLIN

Den kalten, präzisen Rhythmus dieser Stadt stört das »Wahlfieber« nicht. Mögen die Litfaßsäulen die gedruckten Bekenntnisse der Parteien, die bewußt übertriebenen Versprechungen, die agitatorisch ausgebeuteten Weltanschauungen, die in farbiges Bild heimgekehrten Phrasen und Methaphern über die Straße rufen. Keinen einzigen sah ich, der Geduld, Zeit und Lust gehabt hätte, ein Programm zu lesen. Keinen, der nicht den erhaltenen Flugzettel sofort wieder flattern gelassen hätte. Vielleicht dringt nur ein sehr suggestives Bild von starker Plötzlichkeit in die Netzhaut dieses Menschentypus, der nur Arbeit kennt und Amüsement. Vielleicht ist dieser Fanatiker der Sachlichkeit, der Präzision, des Antifanatismus in seiner politischen Überzeugung so gefestigt, daß keine übereilige und in einer einzigen Woche gesteigerte, in Schlagworten und Litfaßsäulen, Reden und Mauerecken komprimierte Agitation ihn überzeugen kann. Der gerechte Beobachter muß allerdings feststellen, daß kein einziges der vielen Wahlbüros auch nur ein Zehntel jener suggestiven Phantasie aufgebracht hat, die in den Propaganda-Abteilungen der Fabriken, der Firmen, der Warenhäuser, der Modistinnen und der Schneiderateliers zu finden ist.
Die nüchterne Bürokratie der *Berliner Wahlpropaganda* aller Parteien beschränkt sich auf die alten, schlecht erprobten Mittel. Sie bedruckt lange Zettel aus grauem, porösem Papier mit kleiner Schrift, übrigens meist Frakturschrift, die ein amüsantes typographisches Bild ergibt. Aber nicht ein einziges dieser vielen vergeblich verschleuderten Worte springt aus den schwindelerregenden Zeilen als bannender, gellender, erschütternder optischer Schrei. So viele Parteien es gibt und sosehr manche sich anstrengen, die anderen als »undeutsch« zu brandmarken – diese Propaganda beweist, wie sehr deutsch sie *alle* sind. Wie fremd allen zusammen die lauten Mittel der äußeren Wirksamkeit sind. Wie alle sich bemühen, mit redlicher Naivität durch eine minutiöse Erörterung der Grundsätze zu überzeugen und – zu langweilen. Und selbst in der Übertreibung bleibt jeder noch schüchtern. In der Lüge noch furchtsam. Man arbeitet mit dem schweren, pathetischen Rüstzeug der Ethik, wenigstens der landläufigen. Keine Flamme zuckt von den Wänden. Kein Schrei hallt von der Litfaßsäule. Die Ankündigungen der Varietés, der Kinos, das Selbstlob der Zigaretten, die Inbrunst

der geschäftlichen Reklame, ihr nächtliches Feuer über den Dächern des Potsdamer Platzes ersticken, betäuben jeden politischen Schlachtruf in einer Flut von Licht und Schrei und Farbe. Die Maschinerie dieser halbamerikanischen Stadt bleibt präzise und verrichtet ihre tausendfältige, nüchterne Funktion ohne Leidenschaft, ohne auch nur von einem Hauch des politischen Kampfes gestreift zu werden.

In den Berliner Boulevardblättern lese ich krampfhafte Bemühungen der prinzipiellen Feuilletonisten, den »Wahlkampf« zu schildern. Es ist, als beobachten sie die Phasen und Symptome der Wahlzeit durch ein stark vergrößerndes Teleskop und alles andere durch ein verkleinerndes Glas. So besorgen sie einen Teil der Wahlbürogeschäfte, allerdings aller zugleich, und bauschen Auseinandersetzungen zu Weltkriegen auf. Wer diese Schilderungen liest und die Stadt nicht kennt, müßte glauben, daß sich in Berlin politische Wildwestkämpfe zwischen Rednern und Plakaten abspielen. In Wirklichkeit ist es gar nicht so. Ein paar halbwüchsige Jungen schleichen durch die Nächte als »Kleisterpatrouillen«, reißen Plakate herunter, kleben neue. Aber sie fallen nur dem suchenden Auge auf und verschwinden in der Menge der schleichenden Zuhälter, der aufgedonnerten Straßenmädchen, der liebehungrigen Spaziergänger, der torkelnden Betrunkenen. Der Betrieb des »Verjnijens«, der rastlos und gutgeölte Mechanismus der »Sensation«, des »Amüsemangs«, des Spielklubs, der Nackttänze absorbiert alle Kräfte des Wählers. Und nur am Vormitag in den – Markthallen hörte ich die Frauen mit den Markttaschen politisieren. Zwischen den Gemüseständen entbrennt der Wahlkampf am hitzigsten. Die Märkte sind die Wahlschlachtfelder Berlins. Es muß im Namen der Wahrheit gesagt werden.

Allerdings ist am Potsdamer Platz ein deutsches Blätterwäldchen gepflanzt worden. Seine jungen Stämme heißen: »Völkischer Ratgeber«, »Kampfbund«, »Deutscher Ring«, »Deutsches Tageblatt« und sind mit unvermeidlichen Hakenkreuzen versehen, die man heutzutage tief in alle Rinden einschneidet. Auf den Zeilen-Ästen zwitschern schwarz-weiß-rote Phrasen. Auf moosigem Feuilletongrund wuchert bläulich die Knopflochblume der Vereinsromantik. Hier sucht das wandernde Auge vergeblich nach einer Lichtung der Vernunft. Die pathetisch bemoosten Stämme lassen keinen frischen Windhauch eines Witzes durch. Man stolpert über ungrammatikalische, antigrammatikalische Schlingpflanzen. Sprachliche Laster blühen in den gähnenden

Schlünden der Leitartikel. Man hört das monotone Hacken des nationalistischen Buntspechts.
Aber diese Zeitungen finden nur Kolporteure. Und ich bin ihr einziger Käufer.
Nur an Sonntagen sieht man politische Wandervögel mit Sandalen, Knüppeln, Messern. In den Wäldern schlingen sie Reigen, schwärmen für die Natur und liefern einander Schlachten. Es ist eine seltsame, eine unverständliche Jugend. Sie leugnet Gott und betet zu Götzen. Sie übernimmt vom Heldentum den Blutrausch, aber nicht seine scheue Natur- und Herzensfrömmigkeit. Man kann sie auf den Bahnhöfen sehn, die blühenden, weizenblonden, jungen Mädchen, die zu Müttern bestimmt sind und sich zu politischen Furien entwickeln. Sie tragen entstellende Windjacken, breite Schöße und kurzgeschnittenes Haar. Sie schreiten mit unnatürlich breiten Marschschritten, gebärden sich lächerlich männisch, aber die Natur rächt sich, sobald sie »Heil!« und »Pfui!« schreien, und verleiht ihren Stimmen die abschreckende Grellheit der Hysterie.

Frankfurter Zeitung, 29. 4. 1924

PARADE EINES GESPENSTES

In der geräuschvollen lebendigen Hauptstraße erschien in der Mittagsstunde ein Gespenst. Obzwar es schrecklich genug war, gehörte es doch keineswegs zu dem Geschlecht jener Gespenster, die in der traditionellen Aufmachung, lautlos und bleichen Angesichts, in Bettlaken oder in langen Hemden zu erscheinen pflegen, wenn die Mitternacht schlägt. Im Gegenteil: Dieses Gespenst erschien am hellen Mittag, von einer effektvollen Regie mit Lärm in die Straßenszene gesetzt, buntgekleidet und von der verblüffenden Wirkung eines Reklameplakats. Dieses Gespenst war geeignet, im gleichen Maße Grauen wie Aufsehen zu erregen.
Es trug auf dem Kopfe einen Helm aus massivem Metall, an dessen Vorderseite ein königlicher Wappenadler die Schwingen ausbreitete wie auf dem Schild eines Finanzamtes. Es war ein Prachtexemplar der Heraldik, halb schwebte es und halb klebte es, und es hielt genau jene

Lage ein, die den meisten herrschaftlichen Symbolen eigen ist und durch die ungewollt zum Ausdruck gebracht wird, wie schwer es den Herrschenden fällt, das auszuführen, was sie gerne darstellen. Um den Oberkörper des Gespenstes spannte sich ein Rock von einer strahlenden Bläue, welche die Farbe des südlichen Himmels weit überblaute. Die Beine steckten in Hosen, die seitwärts breite rote Streifen trugen, von der Farbe getrockneten Menschenblutes. Die Hosen landeten unsichtbar im Innern der Stiefel, die aus schwarzem Spiegelglas hergestellt schienen. Es war, als hätten sie die Aufgabe übernommen, statt des Kopfes die Bilder der Außenwelt aufzunehmen. An die Absätze waren Sporen geheftet, die unaufhörlich klingelten wie Miniatur-Alarmsignale winziger Radfahrer. An der linken Seite des Gespenstes schepperte ein langes Eisenstück, das oben von einem Korbgriff gekrönt wurde. Diesen Griff hielt das Gespenst unter dem linken Arm, ungefähr wie lebendige Menschen eine Aktentasche zu tragen pflegten oder einen Regenschirm außer Betrieb. Auf beiden Schultern dieser phantastischen Erscheinung klebten Achselklappen. Von ihnen ging ein unbeschreiblicher blendender Glanz aus, als wären sie aus Sonnenzwirnen hergestellt und mit Mondscheinfäden durchwirkt.

Dieses märchenhafte Traumbild schritt, Aug' und Ohr betäubend, mitten durch eine reale Straße. Es ragte über die meisten Passanten hinaus. Es war wie ein wandelndes Denkmal, und man sah es schon von weitem. Es ging mitten in einem Bannkreis von mindestens zwei Schritten, denn es verscheuchte die geblendeten Menschen, so daß sie entweder zurücktraten oder auswichen und sich erst in einer gewissen Entfernung umwandten, um noch einmal der Gnade dieses seltsamen Anblicks teilhaftig zu werden. Ein ständiges feines metallenes Klirren kündete die Erscheinung an. Man vernahm es durch den Lärm der Autohupen und der knatternden Omnibusräder, der brummenden elektrischen Drähte und der klingelnden Straßenbahnen. Es war leise, aber durchdringend. Es erinnerte an die Stimme eines lächelnden Todes, der unter Tschinellenbegleitung kommt. Der eiserne lange Schürhaken an der Seite schlug sirrend an das Knie, wie eine ferne Sense an Sommertagen.

Das Gesicht beschattete bis zur Nasenwurzel der Helm. Immerhin konnte man noch die Augen erblicken. Sie glänzten blau wie das Tuch der Uniform, und ihr Ausdruck war sehr streng, aber auch sehr leer. Sie waren irgendwohin, in ein ungewisses Land gerichtet. Sie fanden

kein Hindernis und reichten bis ans Ende der Welt, das ihr Besitzer wahrscheinlich erhoffte. Sie waren kühn und nicht zum Schauen fähig, sondern lediglich zum Blicken. Der kleinen Nase fehlte die Kuppe. Es war, als sollte sie abgebaut werden und als hätte man gleichsam ihren äußersten Ziegel schon abgetragen. Das Kinn ragte, Löcher in die Luft bohrend, spitz, weißbestäubt und vordringlich über den hohen Halskragen und warf einen kleinen Schatten auf die vorgewölbte Brust. Die Wangen glühten, im Gegensatz zu den Gesichtern mitternächtlicher Gespenster, im sanften Rosa einer festlichen Konfirmationserregung.
Woher kam dieser Geist mitten in die Welt der Elektrizität, der Radiowellen, der Mikrophone, des Asphalts, der Arbeit, der Warenhäuser, der Fabriksirenen, der Autoreifen, der Zeitungsverkäufer, der Telegraphenboten, der Dienstmänner, der Motorräder? War es ein Reklameartikel der mittelalterlichen Geschichte? Ein personifiziertes Kapitel der Vergangenheit? Ein Statist aus einem historischen Film? Ein Bühnenrequisit aus bemalter Pappe?
Ach, es war ein wirklicher Geist. Er war nicht verkleidet, er war uniformiert. Ich merkte es an dem feinen Leichenaroma, das er ausströmte. Er roch nach Stickgas. Seine Sauberkeit hatte ihre Ursache in Stahlbädern. Ich wäre ihm gerne gefolgt, um zu sehen, wo er verschwinden würde. Vielleicht ging er in eine Bibliothek und legte sich wieder in einen alten Band der Weltgeschichte, aus dem er gestiegen war. Oder er ging in die heiligen Hallen des Kasinos. Oder in das Wahlbüro einer nationalen Partei, die ihn als Wahlplakat verwendete? ...

Josephus

Vorwärts, 30. 4. 1924

DER KLEINE MORIZ IN DER WINDJACKE

Seht, wie er sich im Laufe der antisemitischen Zeiten verändert hat, der kleine Moriz! Einmal der Typ des vorlauten, frühreifen, intellektuellen Judenknaben, durch unfreiwillig komischen Habitus und halb freiwillig komische Äußerung Stammgast der Witzblätter: heute nur noch als Überlieferung in seiner ursprünglichen Erscheinungsform bestehend,

sozusagen abstrakt – und in der Wirklichkeit kaum noch zu finden. Denn der junge Nachkomme des intellektuellen jüdischen Bürgertums ist nicht mehr intellektuell und gar nicht mehr witzig: sondern eher pathetischer Idealist oder sachlicher Geschäfsmensch in amerikanischem Stil. Dagegen hat – o tragische Ironie! – die Rasse der Reinrassigen, der Vollblüter ohne Intellekt, den Typus des »kleinen Moriz« aus dem ihnen verhaßten Judentum übernommen und entsprechend ihrer hirnlosen, totschlägerischen, hochschulschlagringartigen Existenzform gewandelt: Es lebt heute eine Abart des alten »kleinen Moriz«: der völkische kleine Moriz in der Windjacke.
Ein frecher Wotansbeter ohne Respekt vor dem fremden Wert, der fremden Leistung, der fremden Überzeugung; vorlaut und zudringlich in Gesellschaft der Gereiften, der Älteren, der Erfahrenen; mit jener Hysterie in der mutierenden Stimme, die man gewöhnlich den »dekadenten Rassen« zuzuschreiben pflegte; unfreiwillig komisch in der äußeren Aufmachung, in outriert heldenhaftem Auftreten, in der burschikosen Naturgewandung und in der burschenhaften Couleur; geräuschvoll, rücksichtslos und die europäische Zivilisation verleugnend; zu feiger Ausflucht bereit und just im Augenblick der erbärmlichsten Feigheit mit Heldentum prahlend: Ist das nicht der »kleine Moriz«, wie wir ihn so oft jüdisch karikiert gesehen haben? Und nur daß der eine die Hände zum Reden zu benutzen pflegt, der andere häufiger zum Töten, unterscheidet die ursprüngliche Art von der Abart.
Der völkische kleine Moriz kommt in allen Altersstufen vor: Er steckt im jüdischen Bismarck-Bündler wie im ältesten Professor Roethe. Und an seiner Art zu leben, an den Überzeugungen, die er äußert, und an der Wirkung, die er im kultivierten Europa verursachte, könnte ich seinen rassenreinen Stammesgenossen nachweisen, daß sie die angeblich spezifisch jüdischen Eigenschaften stärker herausgebildet haben als die Juden: das Argument der alttestamentarischen Krieger, mittels dessen sie ihre moralische Berechtigung erwiesen, das Land Kanaan zu erobern, hieß: Dieses Volk ist das auserwählte unter den Völkern. Nun: Wer operiert *heute* mit diesem Argument? – Die antisemitischen Nationalisten. Sie behaupten nur, daß die *Deutschen* das auserwählte Volk Gottes wären. Und ebenso wie die Juden einst Jehova zu einem Schlachtenlenker und Generalstabschef zu ernennen liebten, so tun es heute – die *deutschnationalen* Pfarrer. Und wie die alttestamentarischen Juden den Angehörigen fremder Stämme nur sehr schwer die

staatsbürgerliche Gleichberechtigung verliehen, wollen heute just – die *Antisemiten* die staatsbürgerlichen Rechte nicht nach den Gesichtspunkten der Leistung, sondern nach denen des Geschlechts zuerkennen. Ich könnte die historische Parallele beliebig verlängern. Aber um den Siegfriedlern und Drachentötern zu beweisen, mit welch sklavischer Treue sie die historischen Taten der alten Juden kopieren, genügt vielleicht nicht nur der Hinweis auf die erstaunliche Tatsache, daß die angeblich reinen Germanen die kleineren Christusmänner der Gegenwart genauso hakenkreuzigen, wie einmal die Juden der Vergangenheit den großen Christus gekreuzigt haben. Dieser großen historischen Parallele entspricht die zwischen dem alten kleinen Moriz und dem neuen, dem völkischen. Wenn der semitische kleine Moriz auf die Frage des Vaters, wer die Gliedmaßen des Tausendfüßlers gezählt habe, antwortet: »Ein Christ« – so antwortet der völkische (mehr brutal und weniger komisch): »Wir zwangen einen Juden, sie zu zählen.«
So ähnlich könnte man alle Witze variieren. Ein Völkischer könnte darüber sogar lachen. Wenn Jagow vor einem Gericht die Hände in die Hosentaschen steckt, so ist das die angeblich »echt jüdische Frechheit« des kleinen Moriz; und wenn Ludendorff die blaue Brille anlegt und seinen Namen ändert, so ist das angeblich »echt jüdische« Feigheit; und wer es einem Levy zum Vorwurf macht, wenn er sich Leonidas oder anders nennt, muß auch einen Ludendorff verachten, der sich Lindström nennt; und wenn ein Hitler sich für den größten Tapezierer der deutschen Ruhmeshalle ausgibt, so ist das eine angeblich »echte jüdische« Anmaßung. Und ist die vorlaute Arroganz nicht immer eine Eigenschaft des kleinen Moriz gewesen?
Ich habe versucht nachzuweisen, daß der Typus Ludendorff eine Abart des jüdischen Moriz ist; daß der rassereine Antisemit »semitische« Eigenschaften hat. Aber ich bilde mir nichts darauf ein. Denn es ist zweifellos für mich leichter, nachzuweisen, daß ein Ludendorff-Typ in seiner geistigen Struktur negativ-jüdisch ist, als für ihn, daß er garantiert germanisches Blut besitzt. Man begreift, daß ich nicht stolz bin, wenn ich etwas besser beweisen kann als – er ...

Vorwärts, 1. 5. 1924

DER TOD DES »KÖNIG MIDAS«

Am ersten Mai brach sich der König Midas das Becken und den Halswirbel. Er war gerade sechs Jahre alt geworden. Er starb im Freien, auf der Wuhlheide, unter schrecklichen Qualen, aber dennoch königlich und war nicht einen Augenblick so lächerlich wie der mythologische Midas, nach welchem der Sechsjährige benannt worden war, weil er zu jenen kostspieligen *Rennpferden* gehörte, von denen ihre Besitzer mit Recht in Freundes- und Familienkreisen sagen: »Ein goldenes Pferd!« Dieser Vorliebe für die metaphorische Ausdrucksweise hatte der Hengst seinen Namen zu verdanken. Midas, der Zweite, starb, nachdem er das Residenz-Jagdrennen gewonnen hatte.

König Midas war (wie schon in seinem Nachruf im Sportteil der »Frankfurter Zeitung« zu lesen war) ein »Malua-Sproß«. Man hatte ihn, wie es in der Rennpferdezuchtsprache heißt: »von Malua an der Casablanca gezogen«. Der junge König Midas führte schon in seiner Kindheit das aufregende Leben, das der Pferdearistokratie nach alten Traditionen zukommt, ein verantwortungsvolles, dressurerfülltes, pferdeprinzliches Leben. Er wanderte aus der Hand eines Besitzers in die reichere eines anderen, aber keine war so barmherzig, ihn von den Pflichten eines »Klassepferdes« zu befreien. Im Gegenteil: Kaum hatte man seine bedeutende Begabung, andere Geschlechtsgenossen im Rennen um einige Körperlängen hinter sich zu lassen, erkannt, war er schon als Wunderkind gekennzeichnet und zum eigenen Martyrium und der Rennsaisonmenschen Freude bestimmt. Ach, vielleicht hätte er damals seine Talente verbergen sollen! Vielleicht wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, wenn er aus Mangel an aristokratischen Rennfähigkeiten unter das Proletariat der gewöhnlichen Droschken- und Wagenpferde gekommen wäre. Aber er war ein Pferd, ein edles, aber doch ein Pferd, und konnte nicht simulieren.

So begann er die traurige Siegeslaufbahn für andere. In Breslau siegte er für den Herrn L. L., dann siegte er für den Grafen Le..., und schließlich kam er sozusagen zur Filmbranche. In den Besitz des Herrn R. O. nämlich. Dieser beschloß (neben der mühseligen Verfilmung des »Don Carlos«), den König Midas für den Hindernissport »einzuspringen«. Also fing Midas an, fleißig für Herrn O. Hindernisse

zu überwinden. Wer weiß, welche prächtige Karrierequal ihm noch bevorgestanden wäre, wenn er nicht den frühen Tod gefunden hätte, nach dem letzten Sieg in jenem Rennen, das, den Umständen entsprechend, den königlichen Namen Residenzrennen hatte.
Während ihm die Menge zujubelte, litt er bereits tödliche Schmerzen. Aber so trefflich die Menschen seine Qualitäten verstanden hatten, so wenig begriffen sie seinen Schmerz. Sie sahen nur eine tiefe Fleischwunde am zierlichen Bein. Der König Midas wurde wild, er ließ sich nicht den Sattel abnehmen, er schlug um sich in seiner letzten Stunde, als wäre er ein freigeborenes Steppenpferd auf grenzenloser Weide. Das Blut seiner Ahnen rebellierte gegen das Geschlecht, für das er siegte und starb, und schließlich sprang er mit einem riesigen Satz in das Publikum, das ihn soeben umjubelt hatte und aus dem er sich gar nichts machte. Er fiel nieder, schlug die Vorderbeine übereinander, als wollte er die Hufe falten, und stöhnte sein letztes Gebet. Der Arzt kam. Der entnahm die »Speichelprobe« dem sterbenden Tier. Denn der Doktor glaubte, das Opfer eines sogenannten »Dopings« vor sich zu sehen. König Midas ließ noch diesen Irrtum der Wissenschaft über sich ergehen. Er stöhnte immer leiser. Über seine guten großen blutunterlaufenen Augen hingen die halben Augenlider. Er erkannte in seiner letzten Stunde den Unverstand dieser Welt. Dann brach das Auge, das frei lag, und der blaue Himmel des ersten Maitages spiegelte sich in der toten Netzhaut.
Die Menschen beruhigten sich.

Frankfurter Zeitung, 7. 5. 1924

DER MONAT MAI

Eine unverwüstliche Tradition bewahrt seit Jahrhunderten schon die sentimentalen Beziehungen zwischen sachlichem Anbruch eines Kalenderabschnitts und einem Erwachen menschlicher Rührung. Selten gehorcht – wie hier – das Gefühl einem Postulat willkürlich rechnender Vernunft. (Fast könnte man glauben, daß die Natur sich in Wirklichkeit der Mathematik beugt.) Vor der Majestät dieses Monats öffnen

sich die Sinne aller durch praktische Einstellung vor Naturgenuß geschützten Menschen. Der Suggestivkraft der Mai-Lyrik kann sich keiner entziehen. Unausrottbar wurzelt noch in der kalkulierenden Menschenbrust der Glaube an diesen Monat.

Alle Zärtlichkeit, die ihr zur Verfügung stand, legte die Sprache in seinen Namen: ein sanftes bebendes Verschließen der Lippen, die sich dann zur Bildung eines befreienden Diphthongs wölben, ein Urschrei für Jubel. Säuglinge können ihn rufen. Und des schmerzerfahrenen Alten leidvollen Mund, dem er, wie eine Klangblume, entsprießt, macht dieser Name dem ahnungslosen, leidlosen Plapperwerkzeug des Kindes verwandt.

Der Hunger macht Maiglöckchen zu Nahrungsmitteln. Dichter belauschen Nachtigallen, um sie zu erlegen. Räuber sprießen vegetativ in den Auen des Tiergartens. Anstoßnehmer suchen ungefährdet nach Liebe in Büschen ... In einunddreißig Tage ist alle Seligkeit gepreßt. Ausgestreut über vier Wochen die aufgespeicherte Freude aller elf übrigen Stiefmonate. Alle herzerquickenden Funktionen des Frühlings beschränken sich auf diese Freudenabteilung des gregorianischen Kalenders.

Es ereignet sich, von Lyrikern begrüßt, die bekannte Auferstehung der Natur, welche den Agrariern gehört und von diesen sehr menschenfreundlichen Besitzern den Ausflüglern ganz umsonst zur Verfügung gestellt wird.

Die Sonne, ein radikal sozialistischer Leuchtkörper, merkwürdigerweise noch immer nicht Eigentum eines Groß-Himmelsgrundbesitzers, leuchtet allen Menschen gleich und wärmt die dürre Haut des Hungernden wie den fetten Bauch des Satten.

Zu freien Objekten gehören noch die bekannten Frühlingswolken, die »linden Lüfte«, von denen die Dichter leben, und der blaue Himmel, hinter dem sich der liebe Gott hartnäckig verborgen hält, um ungestört die Bittgesuche der Frommen erledigen zu können.

Die sogenannten Zugvögel, lebendige Symbole der menschlichen Sehnsucht, kehren aus dem Süden, unbelehrbar, wie Zugvögel sind, und einem unvernünftigen Drange gehorchend, nach diesem Europa zurück, das sie eigentlich gar nicht nötig haben. Bei diesen Tieren sind Instinkt und Überlieferung so mächtig, daß sie Völkerbundkonferenzen, Zeitungsredaktionen, Produktenbörsen und die anderen Segnungen europäischer Kultur gar nicht merken und in erfreulicher Ah-

nungslosigkeit noch dort lieblich zwitschern können, wo der Mensch weinen muß. (Ich war einmal, in einer frühen Maimorgenstunde, bei einer Hinrichtung – und oben trillerten die Lerchen.) Diese Vögel zwitschern sogar in der Berliner Siegesallee.

In den Fabriken und Büros sind die Fenster geöffnet, und die Menschen dürfen den Lenz in gesetzlich zulässigen Quadratmetern genießen. Der unbegrenzte Genuß der linden Lüfte ist nur den Auserwählten gestattet und den Arbeitslosen. Jenen behagt es, diese sterben infolge des ungewohnten Vergnügens. Es ist nicht jedermanns Sache, in vollen Zügen zu genießen. So mancher stirbt dahin, weil er Freude ohne Essen nicht verträgt.

Nur die Auserwählten leben wie die Lilien im Felde und das Getier im Walde; für sie wachsen die Anzüge bei den Schneidern und auf den Äckern weißes Brot, das der Hausarzt verschreibt.

Josephus

Lachen links, 9. 5. 1924

ZWEI JUNGE ZIGEUNERINNEN

Aus *Berlin* wird uns geschrieben: Ich habe heute zwei junge Zigeunerinnen gesehen.

Die Sonne hatte einen ungewöhnlichen, belebenden Glanz, sie war frisch wie am Morgen und dennoch warm wie am Mittag, und viele Menschen hasteten durch die verkehrsreiche Straße. Sie kamen aus den Warenhäusern, sie trugen Päckchen, sie benahmen sich geschäftig und waren dennoch hell und fröhlich gekleidet, als gingen sie zu einem Volksfest. Die kreischenden Bahnen, die tutenden Automobile, die ratternden Omnibusse verursachten einen fröhlichen Tumult. Alles wurde von einer jubelnden Hast bewegt. Die große Stadt war ausgelassen heiter wie ein Erwachsener, der vor Freude kindisch wird.

Da kamen die zwei jungen Zigeunerinnen.

Sie waren sehr braun und trugen bunte Kleider, knallrote Blusen und blaue weißgeblümte Schöße, rote Bänder in den Zöpfen und große

gelbe Korallen an den Hälsen. Ihre Füße steckten in roten Sandalen. Sie waren plötzlich aufgetaucht, vielleicht kamen sie aus einem Laden. Die hastigen Menschen wichen ihnen aus, so daß sie in einem leeren Raum schritten, und die Blicke, die man ihnen zuwarf, waren ebenso staunend wie mißtrauisch. Sie hatten kleine Kindergesichter, spitze Kinne, an denen lächelnde Grübchen gerade noch Platz gefunden hatten, und große dunkelblaue Augen. Auch die weißen Ränder schimmerten bläulich. Die Blusen schienen nachlässig geöffnet und waren dennoch züchtig geschlossen, und die starken Bernsteinketten, die großen gelben Perlen ließen die schlanken Hälse noch edler, schmaler, adeliger erscheinen. Man ahnte einen edlen Wuchs hinter den losen Kleidern.

Die beiden Zigeunerinnen gingen langsam, nachlässig, ein wenig verblüfft, ein bißchen betäubt von dem sonnigen Trubel, wie erschrokkene junge Königinnen. Dennoch berührten ihre Sandalen nur flüchtig das Pflaster, der trippelnde Schritt junger Damen in Stöckelschuhen war stärker, hastete länger am Boden, obwohl er ja keine Zeit zu verlieren hatte. Die jungen Zigeunerinnen wollten die Straße überqueren, aber sie hatten Angst vor den Gefährten, die so lustig und lebensgefährlich polterten. Sie schritten dreimal bis zur Mitte vor und flüchteten wie aufgescheuchte bunte Vögel wieder auf den Bürgersteig. Eine große Furcht trübte ihre lieblichen Gesichter. Die Menschen lachten ein bißchen.

Also ging ich zu den Zigeunerinnen, trat in ihre Mitte, nahm sie an den Armen und führte sie hinüber und fühlte, wie sie zitterten.

Als ich auf der andern Seite war, zog ich den Hut und ließ sie weitergehen.

Ein Herr mit einem großen blonden Schnurrbart, der in zwei Kleiderhaken auslief, warf mir aus himmelblauen Augen einen bösen Blick zu, in dem Verachtung war und Strafandrohung und die Wut der Ohnmacht.

Die beiden jungen Zigeunerinnen wandten sich nicht nach mir um, sie gingen weiter, ein Windstoß erhob sich und bauschte ihre Röcke, daß sie aussahen wie zwei wandernde Fahnen.

Frankfurter Zeitung, 12. 5. 1924

DIE ZEITSCHRIFT FÜR DIE PRIMA GESELLSCHAFT

Was geht uns jene an, da wir dieser nicht angehören? Was soll uns eine Zeitschrift, deren Leser wir nicht sein können (auch wenn ihre Themen uns interessieren würden), weil jede Nummer ein paar Goldmark kostet?
Nun, auch uns kümmert eine prima Zeitschrift. Sie reizt uns zum Widerspruch, wie die prima Gesellschaft zum Kampf. Wenn wir die Bourgeoisie kennenlernen wollen, so müssen wir auch ihre Sorgen kennenlernen. Und diese werden in der neuesten Zeitschrift behandelt, die wir unter anderem auch der Stabilisierung der Rentenmark zu verdanken haben. Die neueste Zeitschrift heißt »Elite, Das Blatt der Gesellschaft«, und ihre erste Nummer wurde uns gegen das ausdrückliche Versprechen zugeschickt, daß wir ihr eine »sachliche Besprechung« widmen werden. Wir haben niemals etwas anderes im Sinne gehabt.
Wir beginnen also mit der sachlichen Feststellung, daß die *Elite* in demselben Hause herausgegeben wird, in dem auch der »Junggeselle« allwöchentlich das Licht der frauenreichen Welt erblickt. Auch der Herausgeber der »Elite« heißt wie der des »Junggesellen«: *Redowitz*. Dagegen ist der Chefredakteur des neuen Gesellschaftsblattes der Freiherr von Eelking und kein Geringerer. Die Zeitschrift hat 74 Seiten, die aus glattem, vornehmem Papier bestehen. Sie hat farbige und gewöhnliche Photographien, Karikaturen, zu denen das Porträt des Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen jedoch nicht gehört, und »Berliner Theaterszenerien« in Buntdruck, über die piekfeine dünne goldene Blätter gelegt sind. Es ist alles da: nicht nur das Porträt der Baronin Stammer, die sogar auf den Vornamen Edelgarde hört, sondern auch der Kronprinz Leopold von Belgien; und die »jugendliche Tochter des Oberbürgermeisters Böß«, die unberufen schon »stud. jur.« ist, fehlt ebensowenig wie eine Karikatur der Pöhner-Ludendorff und Hitler; man sieht einen »tabakbraunen Gabardine mit weiter Knopfstellung«, und es ist auch noch Platz genug für die »Gräfin Reichenbach mit ihrem Baby«; und wenn auch »Macdonald mit seiner jüngsten Tochter« nur so wenig Raum einnimmt wie das Bett im »Puppenhaus der englischen Königin«, so muß man doch zugeben, daß er da ist.
Und Alfred Kerr ist ebenfalls da. Keine Premiere ohne Kerr. Jawohl, er ist da und bereit, zur besseren Gesellschaft über die »abgelaufene

Theatersaison« zu plaudern. Das kann den Arthur Eloesser nur noch mehr ermuntern, über das »Lächeln der Berlinerin« zu sprechen, und den Oskar Bie nicht abhalten, den Lovis Corinth zu behandeln, obwohl Bie ein Sachverständiger für Musik ist und Corinth noch keine Operetten verfaßt. Was tut man nicht alles für Honorar?

Man sieht, wie die Zeitschrift gegen allerlei Vorwürfe geschützt ist: gegen den der Ungeistigkeit durch die Mitarbeit guter Autoren; gegen den der Unterwürfigkeit gegenüber der Aristokratie durch eine photographische Aufnahme Ramsay Macdonalds; gegen den einer reaktionären Gesinnung durch die Karikatur Hitlers. Die ungeschriebene Devise lautet: »Wer Geld hat, braucht keine Gesinnung; alles eint das Kapital.«

Der Freiherr von Eelking hat eine andere Devise; sie ist weniger vollständig und lautet: »Man muß – – – «. Durch den Klang dieser Devise fühlt sich auch der Demokrat jüdischer Färbung sofort heimisch; dermaßen, daß er sich versucht sieht zu fragen: »*Was* muß man?« Der Freiherr von Eelking erwidert darauf mit dem Programm der Zeitschrift »Elite«: Man müsse, sagt er, über die »letzte Modesilhouette unterrichtet sein« – wobei sich demokratische Leser nicht der Frage enthalten können: warum nur Silhouette, wenn man schon fünf Mark für die Nummer zahlt? Man muß ferner wissen, daß die »Spargelzeit für Gourmands schon jetzt beginnt«; daß »der Auftakt der Grunewaldbahn seit einem Dezennium wieder zum erstenmal mit einem Militärmarsch begann«. Wobei zu bemerken ist, daß ein Dezennium zwar zehn Jahre enthält und ein Militärmarsch bereits längst von uns entbehrt wurde; daß aber nur noch der »Auftakt der Grunewaldbahn« nicht sofort verständlich ist. »Daß sich für Sofaecken jetzt ein neuer Geschmack durchzusetzen anfängt«, ist ganz natürlich. Wo sollte er sich sonst durchsetzen? Aber das Schlimmste ist uns nicht erspart geblieben. »Elite« weiß schon, daß Hanns Heinz Ewers in Brioni sein wird und daß von Waldemar Bonsels wieder ein Buch erschienen ist. Diese zwei literarischen Unglücksfälle hätten allein genügt, die Notwendigkeit der neuen Zeitschrift zu beweisen. Ich war schon entschlossen, nach Brioni zu fahren, aber ich werde es nicht tun. Ich werde irgendwohin fahren, wo der Ewers bestimmt nicht da ist. Ich möchte nur wissen, ob auch der Bonsels nicht da sein wird. Hoffentlich weiß es die nächste Nummer der »Elite«.

Vorwärts, 12. 5. 1924

DREI SENSATIONEN UND ZWEI KATASTROPHEN

In den Regionen des Films ereignet es sich oft, daß eine mit großer Spannung erwartete Sensation das Aussehen einer künstlerischen Katastrophe annimmt. Ich bin immer überrascht, wenn es anders kommt. Denn die Hersteller auch des künstlerisch ambitionierten Filmwerks rekrutieren sich aus der »Branche«. Das ist eine Gruppe von Fachleuten, in der die Geschäftemacher ebenso heimisch sind wie die Idealisten, die Halbgebildeten wie die gründlichen Theoretiker, die charakterlosen Dilettanten wie die verantwortungsvollen Künstler. Der »Branche« fehlt es vor allem an Takt und Geschmack. Ein einziger Film erfordert die Mitarbeit vieler Köpfe und Hände. Da schafft der Dilettant neben dem Künstler, der Geschmacklose neben dem Kultivierten, der Ungebildete neben dem Wissenden. Ja, manchmal fehlt es dem Künstler an menschlichem Takt, dem Kultivierten aber an Bildung. Denn die »Branche« fördert weder den Lerneifer des Künstlers noch das Taktgefühl aller. Die »Branche« ist jung.

So wird es begreiflich, daß der Regisseur des »Nibelungenfilms« Fritz *Lang* nicht nur einen Kranz am Grabe Friedrichs des Großen niederlegt, weil er eine Beziehung zwischen der toten Majestät und seinem Werk sehr unbescheiden wittert, sondern auch, daß er den Nibelungenfilm »dem deutschen Volke widmet«. Das ist mehr Kühnheit als Patriotismus. Diese Widmung hätte vielleicht nur Goethe über den »Faust« setzen können. In der Atmosphäre der »Branche« geht das Gefühl dafür verloren, daß auch das Nationalbewußtsein bescheidene Demut erfordert und daß auch des Künstlers Hochachtung vor seinem Volk mindestens genauso groß sein muß wie die vor seinem Werk; ferner, daß er selbstverständlich jedes Wort seinem Volke widmet, da er doch das Leben dem Volk gewidmet hat. Jede Betonung dieser selbstverständlichen Tatsache klingt wie nationaler Marktbudenausruf. Wenn aber gleichzeitig die Verfasserin des Manuskripts, Frau Thea *v. Harbou*, einen Prospekt verfaßt, in dem sie in einer ungewöhnlich unglücklichen Stilisierung die alten Germanen (ohne es zu wollen und nur, weil sie der Aufgabe, sie zu schildern, nicht gewachsen ist) als mörderische Barbaren darstellt, so staunt man ob dieser Konfusion und erkennt, daß nationales Pathos nationale Beleidigung nicht aus-

schließt. Jetzt erfährt man, daß der Prospekt in der Eile der Verfasserin nicht zur Korrektur vorgelegt worden sei. Mich dünkt, daß eine Meinung über die alten Germanen dort einer Korrektur nicht mehr bedarf, wo die Achtung vor der deutschen Vergangenheit einen Film geschaffen und ihn sogar »dem deutschen Volke gewidmet« hat.
Man hat den zweiten Teil des Nibelungenfilms mit großer Spannung erwartet. Er hat enttäuscht. Ja, er ist sogar eine Katastrophe. Denn er ist, was gerade noch ein altes Epos sein darf, ein Film aber unter keinen Umständen: *langweilig*.
Es herrscht das Tempo einer Leichenbestattung, eine fulminante Langsamkeit. Die gelungenen Bilder wiederholen sich und zerstören ihre Wirkung. Kriemhild (Margarete *Schön*) behält vier Stunden lang eine klare Maske, offenbar dank einem Mißverständnis der Regie, die sich bemühte, die Besessenheit von der Idee der Rache durch eine unveränderte Physiognomie zum Ausdruck zu bringen. Dabei verwechselte man die tödliche Kälte mit der toten Kälte, was aus manchen Überschriften hervorgeht. Hier heißt es oft, im Stil kitschiger Romane, daß Kriemhild nicht mehr lebe, sondern gleichzeitig mit Siegfried gestorben sei. Sie sagt es von sich selbst. So verzerrt man den Sinn dieser Rache, der brennenden, sehr lebendigen, die nicht die Rache eines Gespenstes ist, einer verstorbenen Seele, sondern eines leidenschaftlichen Weibes. Die Hunnen zeichnen sich dadurch aus, daß sie keine Fußböden haben, sie wohnen in Höhlen – und ein kleiner Blick in eine beliebige Kulturgeschichte hätte den Regisseur belehrt, daß König Etzel nicht über Troglodyten geherrscht hat. Frau Thea von Harbou erfindet einen Feldzug Etzels gegen Rom, um der Regie Gelegenheit zu Feldlagerbildern zu geben. Billige »psychologische« Aphorismen reden diese alten naiven, unkomplizierten Menschen. So sagt Etzel zu Kriemhild, daß der Haß sie vereine, während die Liebe sie nicht vereint habe. Seltsame Stilblüten entsprießen der Leinwand, zum Beispiel: »Ich erschlug ihn, damit Frau Kriemhild *ihn nicht als Rächer großzog.*« Billiges Pathos trieft von den Lippen des Helden, der zu Etzel spricht: »Du kennst die deutsche Seele nicht.« Man hätte die große Aufgabe gehabt, den Geist des alten Nibelungenliedes in wirkungsvollen Bildern auferstehen zu lassen. Aber man nahm die Ereignisse des Nibelungenliedes zum Anlaß, wirkungsvolle Bilder herzustellen. Darin liegt das Mißverständnis. Man gab Illustrationen zu einem Volksbuch von Frau v. Harbou. So klafft ein unüberbrückbarer Ab-

grund zwischen dem Versprechen und der Leistung, zwischen dem Willen und dem Werk. Die Arbeit war ehrlich. Die Anstrengung groß. Die Kosten enorm. Der Filmstreifen 4000 Meter lang. Man war so sehr mit der Herstellung des »filmisch« Wirksamen beschäftigt, daß man das Nibelungenlied gar nicht oder zu wenig studierte. Denn: um das Nibelungenlied zu verfilmen, dazu gehört ein schwieriges Studium aller an dem Film künstlerisch Beteiligten. Dazu hat man in der »Branche« keine Zeit. Hier werden ja nicht einmal Prospekte korrigiert. Es ist hart, einem so begabten Filmregisseur wie Fritz Lang sagen zu müssen, daß seine Mühe größer war als seine Achtung vor dem Sujet.
Fachleute und »Laien« haben sehr gespannt auf den großen italienischen »Messalina«-Film gewartet. Der Regisseur Enrico *Guarzoni* hat ihn hergestellt. Es ist der erste italienische Film, der nach zehn Jahren nach Deutschland kommt. Aber man sah, daß die italienische Filmregie seit ihrem *»Quo vadis«* nichts Neues gelernt hat. Diesen Messalina-Film kennzeichnet monumentale Langeweile. Selbst die Photographie ist mangelhaft. Die Bauten sind kostspielig und sogar schön. Die Bewegungen der Schauspieler rund, vollendet, bildhaft. Nervös und denervierend folgen einzelne Handlungen nebeneinander, nacheinander, durcheinander, durch überflüssige Überschriften zerrissen. Ein reicher, romantischer, schöpferischer Sinn für Massenwirkung lebt sich in vielen Prozessionen aus. Eine achtbare Pietät für das große Rom der alten Zeit erfüllt das Werk des neuen Römers. Aber Messalina ist uns sozusagen Hekabe. Denn wir haben viel zu tun, um uns wach zu erhalten. Wir sind müde wie von einem tagelangen Hochzeitsfest oder Leichenschmaus.
Zum Glück war die dritte Sensation keine Katastrophe. Daran hat allerdings die Filmkunst kein Verdienst, sondern das Objekt: der *Mount Everest* nämlich. Bedenkt man, daß der Nibelungenfilmstreifen, vertikal gesehen, fast halb so groß ist wie der höchste Berg der Erde, so wünschte man, das Geld, das jenes verunglückte Werk gekostet hat, wäre der Mount-Everest-Expedition zugute gekommen.
Der englische General *Bryce* ist der Leiter der kühnen Expedition gewesen. Einige Mitglieder fanden den Tod. Sie liegen mitten in der unermeßlichen Schweigsamkeit des schneebedeckten Berges begraben, und das Denkmal, das man ihnen errichtet hat, ist gewiß schon verweht oder zerstört. Aber dieser Film von Tibet wird bleiben. Man wird den Markt von Darjeeling nicht vergessen, nicht die frommen,

schmutzigen und freundlichen Gesichter der Tibetaner, nicht die Tänze der Priester und nicht die singenden und tanzenden Arbeiter, die so ekstatisch die heiligen Dächer der Klöster reparieren. Zwanzig kostspielige Kolossalfilme gäbe ich für das Lächeln eines einsamen Hirten in der unbarmherzigen Leere seines Weidegebiets, der zum erstenmal Europäer sieht, Kleider, Rucksäcke und einen Apparat. Er sieht wie ein Tier und wie ein Gott aus, und kein mit Seife gewaschener Europäer hat das Recht, über seine Schmutzigkeit zu spotten und über die der tibetanischen Frauen, die sich ein für allemal frisieren, indem sie ihre Zöpfe um ein großes bogenähnliches Holzgerüst flechten, das sie bis an ihr Lebensende tragen. Die größten Sensationen der Welt sind die unendlichen Schneefelder in 7000 Meter Höhe, die weißen Stürme, die tröstlich nahe Sonne und die unerbittlich dünne Luft, die heiß macht und gleichzeitig den Atem raubt, so daß man erstickt und sich dennoch sonnt, Tod und Leben in einem fühlend.
Etwas von dem frommen Schauder, den der einfache Zuschauer vor dem Mount Everest empfindet, wünsche ich den Filmregisseuren Deutschlands und Italiens.

Frankfurter Zeitung, 14. 5. 1924

STUNDE IM FRÜHLINGSRUMMEL

Der Berliner Frühling erhält seine Sanktion als eine Jahreszeit des »Amüsemangs« durch die Eröffnung des größten Rummelplatzes, des *Lunaparks,* der sich hinter der Halenseer Brücke erhebt, eine Pointe des Kurfürstendamms, vom Gott der Sensationen hingesetzt an den Ausgang dieser Allee, die wie ein unendlich langes Versprechen von Sensationen anmutet. Hier wird das Amüsement unsinnig, der Widersinn hyperbolisch, die Lustbarkeit mühselig und harmlos zugleich. Es gibt Höllenmaschinen, die bitteren Schweiß verursachen, eh' sie Freude wecken: ein pyramidaler Unsinn, der seine eigenen Gipfel gewissermaßen noch zu überragen versucht. Die anspruchslose Heiterkeit wird zu ihrer eigenen Karikatur. Wie merkwürdig, daß einer, der sich freuen will, eine unsichere Jazzbandtreppe besteigt, hilflos in der Mitte bleibt, weder vor- noch rückwärts kann und, statt selbst zu lachen, den andern zum Gelächter wird!

Der ganze Zweck dieser grotesken Maschine ist: den Menschen, der sich ihr anvertraut, in seiner tragikomischen *Unzulänglichkeit* bloßzustellen. Der Zweck der anderen Vergnügungen ist derselbe. Wehe dem, der sich über die Peripherie des *»Teufelsrades«* wagt! Er tritt, der Gute, auf einen kreisrunden Boden und sieht sich lächelnd um. Plötzlich ertönt das Signal, Festes wird locker, Bleibendes unsicher, der Boden rotiert, Leiber prallen aufeinander, vergebens suchen ausgestreckte Arme nach einem sicheren Halt in dieser wildgewordenen Welt der unermüdlichen Rotation, greift man die Barriere selbst – auch sie rotiert, der Rock des Nächsten fliegt im Kreise, der Stock, auf so schwankenden Boden aufgestützt, entpoltert der zitternden Faust, ein wilder Luftzug faßt dich am Genick und schleudert dich um Jahrhunderte zurück – – in grauer Vorzeit wirst du landen! Noch nie hat Eile der Bewegung eine solche Langsamkeit der Zeiteinheiten verursacht. Alles fliegt, und nur die Zeit steht still. Das Kreisen will kein Ende nehmen. Und ist das Rad endlich stehengeblieben, dann hat der erlöste Mensch vergessen, daß er für eine Freude bezahlt, aber eine Todesfurcht gekostet hat. Ihm ist, als wäre er noch billig genug mit dem Leben davongekommen.
Seht den *Wellblechsee!* Seine metallenen Wogen wölben sich ewig, die Stoß- und Hebekraft unterirdischer Motoren bildet Schwellungen und Flächen, Höhen und Tiefen. Man setzt sich in den Kahn und glaubt, jetzt würde der sanfte Rhythmus des Wassers ihn heben und senken! Aber da türmt sich schon eine Woge, der es nicht einfällt zu weichen. Man kämpft mühsam gegen sie und kommt nicht von der Stelle, bis ein sachkundiger Mann den Kahn mit ungeduldigem Schwung weiterstößt. Die Energie hätte genügt, einen wirklichen Sturm auf hoher See auszuhalten.
Jemand versucht, mit sechs Hartgummischeiben nach einer kreisrunden Fläche zu werfen und sie so zu bedecken, daß kein Fleckchen mehr von ihr sichtbar bleibt. Er wirft eine Platte nach der andern, er will eine Uhr gewinnen. Lust zu verdienen dirigiert seinen Arm, Furcht vor Verlust hält ihn zurück, und zwischen dem Willen zu schleudern und dem zitternden Arm, der Sitz des Geizes und des Leichtsinns zugleich ist, schlenkert das aufgeregte Bewußtsein. In jedem Laden aber könnte man ohne diese Anstrengung und für dasselbe Geld eine »garantiert Schweizer Uhr« bekommen.
Hier besteht das Vergnügen eben in der *Persiflage* menschlicher An-

strengung. Ich sehe einen Herrn das Geschirr des »Porzellanladens« mit harten Bällen zerschmettern. Er weiß es nicht, daß ihn der Klang der Vernichtung zu neuen Würfen erhitzt, er schmettert Ball um Ball, er sieht nicht, daß sich um ihn viele Leute sammeln. Vielleicht geht ihnen ein schreckliches Licht auf, und die Frage, ob dies Zertrümmern der Sinn des Lebens sein könnte, schweigt auf ihren Lippen ...

Frankfurter Zeitung, 16. 5. 1924

WULLES DEUTSCHER WALD

Ich war schon lange nicht mehr in einem deutschen Wald. Singen die Vögel noch dort? Rauschen die Bäume noch? Blüht die blaue Blume der Romantik noch? Säuselt die fromme Lyrik noch durch die Zweige? Was macht die Lyrik im Tegeler Forst zum Beispiel? Blüht die blaue Blume aus dem Moder der völkischen Leichen, aus den zerfallenden Knochen der Abgekillten – und rauscht die Romantik just an jener Ecke, um welche die Opfer Wulles gebracht wurden?
Dem Wulle gehören die deutschen Wälder und nicht mehr dem Eichendorff. Der Lyrik nicht mehr, sondern der Mordpropaganda. Ich habe mir sagen lassen, daß seit einigen Jahren das Getier der Tegeler und anderer Forstreviere, von Jägern unbelästigt, das ihm von Gott vorgeschriebene Leben absolviert und daß die alten Hirsche im Kreise ihrer Enkel ihre Existenz beschließen. Denn es ist bereits einige Jahre her, daß das edle Waidwerk an *Menschen* ausgeübt wird und daß Spitzel, »Verräter« und Verdächtige die Rolle der Hasen und der Rehe übernommen haben. Die Jagdscheine stellt nicht mehr die Forstverwaltung aus, sondern der Herr Wulle, ein völkischer Oberjäger. Bei dem Schützen Grütte-Lehder zum Beispiel, der seinen Kameraden Müller recte: Dammers so waidgerecht erledigt hat, fand man diesen Ausweis:

> »Herr Robert Grütte-Lehder, Berlin-Waidmannslust, ist von *Herrn Reichstagsabgeordneten Wulle* bevollmächtigt, die für den ›Deutschen Herold‹ erforderlichen *Unterlagen im Falle Müller zu beschaffen.*
>
> gez. Wilhelm Kube, Reichsgeschäftsführer«

Der moderne Ausdruck für zeitgemäße Menschenjagden lautet also: »Unterlagen beschaffen«, und gegeben ist dieser Jagdschein ja auch an »Grütte in Berlin-*Waidmannslust«*. Ist diese »Waidmannslust« nur eine geographische Bezeichnung, oder ist sie das Gefühl, das den Bevollmächtigten und den Jagdschein-Geber erfüllte, als sie beide darangingen, die »erforderlichen Unterlagen« zu beschaffen? Jedenfalls hatte die Waidmannslust Erfolg. Der Jäger wurde auch von der Polizei freigelassen. Weshalb auch nicht? War er etwa ein Mörder? Er war ein edler Waidmann. Jäger sperrt man nicht ein. Er war auch kein Wilderer. Er besaß einen Jagdschein von dem Herrn Reichstagsabgeordneten Wulle, gezeichnet von Wilhelm Kube, der sich *»Reichsgeschäftsführer«* nennt, obwohl wir bis jetzt nichts davon gehört haben, daß Herr Kube die Geschäfte des Reiches führe. Vielleicht aber führt er sie wirklich, und wir wissen nichts davon? Es sieht ganz danach aus im Reiche, als führte der Herr Wilhelm Kube die Geschäfte.

Sie haben sich das so eingeteilt: dem Kube die Geschäfte des Deutschen Reiches und dem Wulle die deutschen Wälder!

Der Herr Reichstagsabgeordnete Wulle erhält Diäten, um dafür Jagdscheine für den Tegeler Forst zu verteilen. Seitdem er die Forstverwaltung übernommen hat, verbreitet sich die Tragik statt der bisher üblich gewesenen Lyrik in den deutschen Wäldern. Blutrot färbt sich die bläuliche Blume der Romantik. Eichendorff wird seine Wälder nicht wiedererkennen.

Ist es möglich, daß die Vögel noch singen? Haben sie nicht den letzten Schrei der völkischen Opfer gehört? Duftet es noch nach Harz, Laub und weicher Erde? Stinkt nicht die Leiche im Tegeler Forst – nach Wulle und Verwesung? Breitet sich die Pest nicht aus von den »Unterlagen«, die der Mörder für den »Deutschen Herold« zu beschaffen hatte?

Ich möchte mich gerne überzeugen, ob sich die deutschen Wälder verändert haben. Aber ich werde nicht hingehen. Denn hinter jedem Baum lauert eine Grütte mit einem Jagdschein von Wulle und besorgt im Auftrag des Kube die »Geschäfte des Reiches«.

Ich verzichte auf den Tegeler Forst und auf die übrigen deutschen Wälder. Den Wulle kann ich schließlich auch im Reichstag treffen, wo er nur die Diäten bezieht und keine Jagderlaubnis erteilt.

Obwohl ihn die »Waidmannslust« wahrscheinlich immer und überall erfüllt.

Josephus

Vorwärts, 18. 5. 1924

DAS PÄDAGOGISCHE SCHAUFENSTER

Die Berliner Kaufmannschaft hat die gute – und sehr deutliche – Idee verwirklicht, *»Warenkunde im Schaufenster«* zu lehren. Seit einigen Tagen sieht die Leipziger Straße wie eine originelle Handelshochschule aus. In den Schaufenstern sieht man die Entstehungsgeschichte der Waren: wie aus einem Eisenblock auf dem Weg über einkantiges Lineal und viele kleine flachgeglühte Eisenstücke Taschenmesser entstehen; wie eine Kochtopfglasur im pulverisierten Zustand aussieht; wie aus einem nackten Drahtgestell und einem Stück Tuch oder Seide ein Regenschirm wird. Nie hätte ich es erfahren, daß der erste Versuch einer Füllfeder unter dem Namen »die tragbare Tintenfeder« bereits im Jahre 1781 gemacht wurde – wenn eine Füllfederhandlung nicht die Aufgabe übernommen hätte, das Publikum über die Geschichte dieses nützlichen Instruments, mit dessen Hilfe ich mir das Brot verdiene, aufzuklären. Wir sind ja so blind, hilflos und kindisch! Wir haben Xenophons »Anabasis« gelesen, aber wir wissen nicht, wie ein Regenschirm hergestellt wird. So wandern wir erstaunt und bewundernd an den Gegenständen vorbei, die wir täglich benützen und fast nicht wiedererkennen. Einen einsamen Henkel, der, vom Geschirr losgelöst, einsam auf einer Glasplatte liegt, können wir nicht identifizieren. Bestandteile wohlvertrauter Dinge gewinnen fremde Gestalt und scheinen unerklärlichen Zwecken zu dienen. Ein metallener Knopf, der als Schubladengriff verwendet wird, sieht (ohne Schublade) wie ein nutzloses Spielzeug aus. So lernt man Demut in der Leipziger Straße, und der humanistisch gebildete Geist beugt sich in bescheidener Selbsterkenntnis vor dem großen Genius der alltäglichen Nützlichkeit.

Frankfurter Zeitung, 24. 5. 1924

EIN UNPOLITISCHER GEHT IN DEN REICHSTAG

Der deutsche Parlamentarismus hat eine poetische Lage. Der Reichstag ist nur durch den »Königsplatz« von der grünen Auen-Lyrik des Tiergartens getrennt. Dem Unpolitischen fällt es schwer, auf den schönen Maitag zu verzichten, an dem der *neue deutsche Reichstag* zusammentritt.

Das große Kunstgebäude wird im Dezember dieses Jahres dreißig Jahre alt. Seit drei Jahrzehnten ärgerte es Menschen von Geschmack und demokratischer Gesinnung. An seinem Eingang befindet sich die Widmung: »Dem deutschen Volke«. Aber auf seiner Kuppel, fünfundsiebzig Meter über dem Straßenniveau, erhebt sich die goldene Krone, breit, wuchtend, eine Last, die in keinem Verhältnis zur Kuppel steht und jenen Widmungsspruch desavouiert.

Wer es nicht weiß, hält den Haupteingang dieses Hauses für den – Haupteingang. Wer es nicht weiß, glaubt, daß diese großartige Hauptfassade mit den sechs großen korinthischen Säulen den Zweck hat, die Vertreter des deutschen Volkes zwar etwas pompös, aber dennoch würdig zu empfangen. Aber dieser Haupteingang ist überhaupt keiner. Die großen Tore sind immer geschlossen. Sie öffneten sich in der republikanischen Zeit nur *einmal* – als Rathenau begraben wurde. Die Ambition der sechs korinthischen Säulen ist zwecklos. Die verschwendete Hauptfassade ist eine tote Pracht. Der vordere Teil des Reichstages macht den Eindruck eines unbegrenzten Hauses, dessen Inhaber verreist sind. Die deutsche Jugend spielt barfuß auf den Stiegen. Wie eine Zierpalme wächst ein grüner Polizist – einsames Grün zwischen weißem, unfruchtbarem Stein.

Und seitwärts, durch eine schmale Pforte in der Simsonstraße, begeben sich die Vertreter des Volkes an ihre Arbeit. Es ist unendlich schwer, hier *kein* Symbol aus der Zeit Kaiser Wilhelms II. zu sehen. Vier deutsche Kaisergestalten aus Bronze stehen im Vorraum, um gleichsam die Parade der Abgeordneten abzunehmen. Der Plenarsitzungssaal, braun getäfelt, ernst und dunkel, hat für Publikum und Presse ungastliche, unwillige, beschränkte, beschränkende Tribünen.

Sie sind heute – am *Eröffnungstage* – seit zwei Uhr nachmittags überfüllt. Die Saaldiener haben einen festlich geschärften Kontrollblick.

Spezialberichterstatter für Stimmungs- und Personalnachrichten wandeln in den Gängen, um Ludendorffs Ankunft zu beobachten. Neugierige aus politischem Interesse und Vulgär-Neugierige sind anwesend. Heiß geht ihr Atem. Herren liebkosen mit altmodischen Taschentüchern ihre nassen Glatzen. Damen, Angehörige der heute auftretenden Männer, fächeln sich Kühlung zu mit abgelegten Handschuhen. Das Publikum befindet sich nicht dort, wo es sich scheinbar befindet. Es nützt die günstige Bauanlage der Tribüne nicht aus, welche es ihren Besuchern gestattet, über den Parteien zu stehen. Niemand nützt diesen glücklichen Umstand aus.

Die Atmosphäre müßte festlich sein, mindestens so festlich wie bei der Eröffnung irgendeiner Ausstellung, an der die ganze Nation, ohne Unterschied der Partei, mitgearbeitet hat. Auch jene Teilnehmer – so denkt der Unpolitische –, die den Parlamentarismus bekämpfen, müßten nicht vor diesem, aber doch vor ihrer eigenen Tätigkeit, die sie jetzt jedenfalls beginnen, Achtung haben. Vielleicht müßte das Zeremoniell, die nützliche Uniform jeder feierlichen Situation, strenger und komplizierter sein. Die Kirchen und die Kaiser hatten lange genug Gelegenheit, zu erproben, ob und wie wichtig Zeremonien sind. Die demokratischen Einrichtungen haben zu wenig Zeremoniell. Es gibt dem haltlosen Teilnehmer wenigstens Ablenkung von seiner eigenen Haltlosigkeit und seiner Lust, sich bemerkbar zu machen, und verleitet ihn zu einer unfreiwilligen Stille. Dem Würdevollen gibt es noch mehr Haltung. Es erhöht die Ruhe und dämpft die Lautheit. Es zwingt wenigstens für einige Stunden diese Körperschaft, die sich aus Unterschieden zusammensetzt, zu einer einzigen Form der Gemeinsamkeit.

Hier aber, im deutschen Reichstag, hat jede Partei nicht nur ihre eigene politische Überzeugung, sondern auch ihr eigenes Zeremoniell. Hier ist kein Sinn für die Form. Fremde Botschafter, der feierliche Lord *d'Abernon* zum Beispiel, sitzen in der Loge. Die Augen Amerikas, Frankreichs, Italiens sind auf die Vertreter des deutschen Volkes gerichtet. Was sehen sie? Den Gänsemarsch der Völkischen. Getümmel unter den Kommunisten. Eine blaue Brille für *Ludendorff*. Der Unpolitische kann nicht begreifen, weshalb von allen Berufsmenschen der Welt gerade der deutsche Politiker eine unbändige Sucht hat, sich selbst lächerlich zu machen: ehe er noch mit seiner Politik, welche genug Gefahren der Lächerlichkeit in sich birgt, be-

gonnen hat. Aber was versteht der Unpolitische von den Rätseln der Politik?
Den neunundsiebzigjährigen Alterspräsidenten, der eine schwache Stimme hat, fordert ein Ruf von rechts auf, »lauter!« zu sprechen. Habe ich diese Stimme, diesen energischen Tonfall nicht schon einmal gehört? War es nicht in einem Kabarett, wo ein Herr, im Bewußtsein dessen, daß er für den Eintritt gezahlt und eine Flasche Wein bestellt hat, dem Conférencier zurief: »Lauter!!!« – daß man die drei Rufzeichen der Entrüstung geradezu sehen konnte? Ach! – und wo habe ich dieses Pfeifen gehört, das jetzt von den Kommunisten kommt? Doch schon in der Schule, irre ich nicht, in der Sexta! Bin ich darüber hinausgewachsen, weil ich ein Unpolitischer bin?

Der General *Ludendorff* hat diesen Sturm entfesselt! Als ich ihn zuletzt sah, führten wir noch beide Krieg, er und ich. Aber wir haben ihn beide verloren. Von da an gingen unsere Wege auseinander. Er wurde Politiker und ich nicht. Mich hat niemand gefeiert, obwohl ich auch besiegt wurde. Jetzt habe ich Gelegenheit, ihn in Zivilkleidern zu sehen. Er hat eine gewisse rundliche Freundlichkeit in der Weste und das Doppelkinn, das ein Abzeichen der Biederkeit ist. Weshalb schreit man so, wenn er sich erhebt? Er hat sich verändert. Er ist älter geworden, behäbiger, bürgerlicher. Er war vielleicht immer nur ein Bürger im Heldenrock. Er hat nichts von Mars, dem Gott des Krieges.
Jetzt singt man links die *»Internationale«* und rechts *»Deutschland über alles«*. Gleichzeitig, als ob es nicht vernünftiger wäre, nacheinander beide Lieder zu singen. Weshalb nicht Musik, Freunde? Weshalb sollte Politikern nicht Gesang gegeben sein? Weshalb will einer den anderen nicht anhören? Könnte es doch sein, daß beiden Lagern beide Lieder teilweise gefallen. »In mancher Hinsicht« steht ja Deutschland wirklich über andern Ländern. Und in andern »Belangen« ist Internationalität gar nicht schlecht. Wir Unpolitischen wissen, was wir der Welt schuldig sind und was wir ihr gegeben haben. Weshalb wissen die Politiker nicht beides?

Während sie noch im Plenarsitzungssaal singen, gehe ich durch die einsamen Korridore. Ich sehe eine große Bibliothek, die Bibliothek des Reichstages. Sie könnte zum Beispiel »Bücherei« heißen, wenn man

das heimische Fremdwort schon durchaus vermeiden wollte. Aber wie heißt sie wirklich? – *Bücherspeicher!* Gehn wir in den Bücherspeicher! Wir finden hier wertvolle Werke aus allen Gebieten. Aber gleichzeitig kitschige Allegorien, großartige Tugenden aus Stein. Die Bibliothek sollte »Tugendspeicher« heißen. Auf Schritt und Tritt überladene Majestät. Unkönigliche Verschwendung an Material. Bequeme Überlieferung ohne Phantasie. Prunk ohne Wärme. Pompöse Gefrierlust. Wie soll hier Menschlichkeit, Verständnis, Wärme entstehen. Im »Kuppelsaal« hängt ein Kronleuchter, der *hundertundsechzig* Zentner schwer ist. Schwer wie das Schicksal dieses Volkes, dem der Kronleuchter gehört. Sechsundzwanzig und eine halbe Million Mark hat es für seinen Reichstag bezahlt. Er ist äußerlich nur »imposant«. Hoffentlich machen ihn die Abgeordneten auch imponierend.

Frankfurter Zeitung, 30. 5. 1924

GROSSTADTFRÜHLING

Das ist die Zeit, in der ein Drang ins Freie den von Intimitäten verschalten Menschen in die gläserne Unverfrorenheit der Veranda grausam hinausstößt.

Des Morgens plätschert ein Sonnenstrahl oder eine Regensträhne in seiner Kaffeetasse. Und am Abend verblutet weihevoll eine Ampel.

Auswärts gekehrt und allen sichtbar hängt der Schoß der Familie und alles, was er winterüber geborgen hatte. Im Angesicht der nachbarlichen Welt vollzieht sich die Traulichkeit behüteter Gebärde.

In der Dämmerung erknattern, Straßen entlang, im Kuß explodierende Lippen, und zärtlich zerschmetterte Gabeln sterben von der Hand ungebändigter Familienväter mit leise weinendem Geklirr.

Wände haben Augen. Der Mensch im Glaskäfig, preisgegeben in Ohnmacht, Zorn und Hemdsärmeln, von Blumentöpfen spärlich beschattet, hängt, als wäre er sein eigener Kanarienvogel, zum Bürgersteig hinaus.

Der Tau netzt sein nach Wolken auslugendes Nasenbein, und der Abendwind streicht kühl über die behaarte Brust, das Touristenhemd wie ein Segel blähend.

Ein lauer Dunst von gelüfteten Betten und privaten Angelegenheiten kämpft siegreich gegen den schüchternen Duft eines etwa erblühenden Fliederstrauchs, der im Hinterhof, von Windeln beschwert, ein nützliches Dasein führt.

Lachen links, 30. 5. 1924

PROZESS IM HALBDUNKEL

In Berlin geht ein Prozeß zu Ende, der ein »politischer« genannt wird und der das Interesse der Kulturhistoriker, der Psychologen und Dichter mehr verdient als jener der Politiker, der doch nur das Stoffliche, das »Material« des Prozesses in Anspruch nimmt. Bedeutsamer ist die *Atmosphäre,* aus der er herauswächst, und das Halbdunkel, in dem er spielt. Interessanter als die Frage nach dem »Was« ist diesmal die Frage nach dem »Wie« und »Wer«. Vor den Schranken des Gerichts stehen die Vertreter einer neuen Zeit und einer neuen Romantik; die Typen des modernen Halbdunkels, jener Gewitterbeleuchtung, in der die Grenze zwischen Staatsaktion und Verbrechen, zwischen Patriotismus und Pathologie, gläubiger Schwärmerei und zynischem Spitzeltum verschwinden. Es ist der Prozeß gegen *Thormann* und *Grandel,* denen man einen Mordversuch an General Seeckt vorwirft.
Es ist ein Prozeß der halben Worte, der Achtel-Geständnisse. Wer oft in Gerichtssäle kommt, wird wissen, daß die *Zuhörer* charakteristisch sind für die »Sache«, über die verhandelt wird. Ich will versuchen, einen Teil dieser Zuhörer zu beschreiben: Männer zwischen achtzehn und vierzig. Kleinbürger, gewesene Offiziere, Matrosen, die man an ihren scharfen und zugleich naiven Augen erkennt, Studenten und Halbstudenten, viele in der schon Uniform gewordenen Kleidung derjenigen, denen der politische Dilettantismus zum Sport geworden ist und die infolgedessen Sportjacken mit Gürtel tragen. Ich habe den Mut, eine eigene Rassentheorie aufzustellen, die ebensowenig wissenschaftlich fundiert ist wie jede Rassentheorie, aber mehr Wahrscheinlichkeit hat: Diese deutschen »Konsuln«, Stahlhelmträger, Versailler-Rollen-Sprenger, Stammbaumkletterer hat eine gemeinsame Lebensweise, eine gemeinsame Denkart, ein einheitlicher Wahnwitz wirklich

zu einer Gemeinschaft gemacht, die gemeinsame Rassenmerkmale aufzuweisen hat. So bildet sich eine Ähnlichkeit unter Menschen, die lange in der Gefangenschaft oder in sibirischer Verbannung gelebt haben und von dem gleichen Ideenkomplex beherrscht werden. Es gibt wirklich eine Rasse: die völkische.

Ihre Angehörigen sitzen im Gerichtssaal und stehen vor den Richtern. Tettenborn, der Sekretär der Partei, mit dem länglichen, scharfen Gesicht, dem windhundähnlichen Profil. Alles ist Spitze in diesem Antlitz, die Nase, das Kinn, die Backenknochen, alles sucht, drängt sich vor, wittert, der Blick verrät Bereitschaft zu allem und flüchtet sich doch hinter die Lidervorhänge wie ein Lauscher, der immer fürchtet, er hätte sich zu weit vorgewagt. Thormann, der mit dem Auftrag zur Ermordung kam und einen geeigneten Mörder suchte, wie man einen doppelten Buchhalter sucht oder einen tüchtigen Inseratenakquisiteur. Thormann mit dem Hang zur maßvollen Fettleibigkeit wie ein Prokurist am Beginn seiner Karriere, aus dem Stadium des gewöhnlichen Vollstreckers bereits hinaus und noch nicht der alleinverantwortliche Befehlshaber. Den »typischen« Blick hat auch er, den unsicheren der Verborgenen, Verbergenden, auch die witternde Nase und nur das schon gerundete Kinn der Sicheren. Dr. Grandel repräsentiert die ältere Generation und ist ein Kleinbürger. Bei ihm bricht sich der Fanatismus an den Schutzwällen des kleinbürgerlichen Gemüts, und eine furchtsame Besonnenheit wehrt sich gegen die Gewalt der Idee. Deshalb wird er ein Sonderling, ein Eigenbrötler, der die Ziele der Partei außerhalb der Partei erstrebt und ein zuverlässiger Kämpfer nicht in, sondern *neben* der Reihe wird. Er leidet an Herzanfällen. Gewiß fördert die Aufgeregtheit den konstitutionellen Fehler. Er ist ein Choleriker mit Hemmungen. Er hat das Gesicht eines alten Verwaltungsbeamten. Die Haltung eines lange Sitzenden, der mechanisch und fleißig Kolonnen schreibt.

Dann gibt es noch einen Köpke, einen jungen Mann ohne Besonderheiten, der typische Botenjunge, fix, »anstellig« und mit dem Hang zur Lüge ohne Zweck. Man kann viel mit ihm anfangen, er selbst kann es nicht. Dieser Mann war Leutnant. Alle waren Offiziere. Alle durften sie befehlen, strafen, Verantwortung tragen. Sie hatten den Beruf des Aufrechten und sind im Grunde Spitzel. Ihre Tricks sind billig. Dennoch »fielen« sie aufeinander »herein«.

Das ist die Atmosphäre der Nachkriegszeit. Ein Historiker müßte

diese Menschen festhalten. Sie wissen alle irgend etwas, was die Sicherheit des Staates gefährden könnte. Es scheint, daß man sich wirklich ihrer bedient hat. Jede Aussage ist hier eine Verheimlichung. Jedes Geständnis eine Verschleierung. Jedes Wort eine halbe Unwahrheit.

Frankfurter Zeitung, 4. 6. 1924

DAS HAUS MIT DER BANK

Ich möchte Ihnen von dem Haus erzählen, das eine Bank hat; nicht eine Geldbank – solche Banken haben heute viele Häuser –, sondern eine Sitzbank, eine *Ruhebank*. Zwar steht dieses bemerkenswerte Haus nicht in der Mitte der Stadt, der großen Stadt – sonst hätte es ja ein anderer vor mir entdeckt, oder die Behörde hätte die Bank verboten, weil die Behörden alles Unnötige für vorschriftswidrig halten; oder jemand hätte die Bank aus Not an Holz im Winter gestohlen. Aber immerhin befindet sich das Haus mit der Bank in einem nahen Vorort der Stadt; einem Vorort, der nicht weit genug entfernt ist, um sein seltenes Haus vollkommen zu rechtfertigen, und nicht nahe genug, um es überhaupt nicht enthalten zu können. In zwanzig Minuten erreicht man ihn mit der Straßenbahn. Dennoch könnte man mit Recht sagen, dieser Vorort liege ungefähr zwanzig Jahre hinter der großen Stadt.

Diese Bank ist eine soziale Einrichtung. Frei und gastlich steht sie da, für Alte, Gebrechliche, Fettleibige, Muntere und wohl auch für Liebespaare. Sie ragt ein wenig in den Bürgersteig hinein und könnte als ein Verkehrshindernis angesehen werden. Aber sie ist eher eine Verkehrserleichterung. Gepriesen sei der Mann, der sie gezimmert hat.

Ich weiß seinen Namen. Leider ist er schon seit zwölf Jahren begraben. Er hieß Gustav Treitel und war ein Uhrmacher, fünfzig Jahre alt, als er hier ein Grundstück erwarb und ein Haus nach seinem Geschmack baute. Viele taten damals so. Damals entstand dieser junge Vorort. Aber niemand zimmerte vor sein Haus eine Ruhebank. Die Menschen kamen aus der Großen Stadt, um sich hier niederzulassen. Gustav Treitel aber kam aus seiner Uhrenwerkstatt, in der er Bedächtigkeit

gelernt hatte. Er hatte nur eine alte Wirtschafterin – man weiß nicht, wo diese Frau ihr Ende gefunden hat. Das Haus vermachte der Herr Treitel seinem Neffen, der ein Kaufmann war. Dessen Sohn gehört dieses Haus heute. Aber der Hausbesitzer wohnt nicht hier, sondern in dem vornehmen Charlottenburg, wo er mehrere Häuser besitzt. Er ist ein reicher Mann und kümmert sich um das Haus mit der Bank überhaupt nicht.

In diesem Haus – so dachte ich – müßten Leute wohnen, welche eine Ruhebank vor ihrer Tür brauchen können. Ich stellte mir vor, wie sie im Sommer an den langen goldenen Abenden nachbarlich nebeneinandersitzen und so freundschaftlich von ihren kleinen Sorgen reden, daß es fast Freuden würden. Hier müssen, dachte ich, ein alter Rentner sitzen und eine Großmutter, deren Enkel nach Amerika ausgewandert sind, ein junger Handwerker mit seiner Frau, dessen Kinder vor der Bank spielen. Und manchmal kommt ein Freund mit einer Ziehharmonika.

Aber die *Bewohner* dieses Hauses sind ganz anders. Ich habe mich nach ihnen erkundigt. Der Portier, den ich fragte, nahm an, ich wollte das Haus kaufen. Er war ein einfacher Mann, und ich habe ihn bei seinem Irrtum gelassen. Er hätte doch niemals verstanden, daß ich aus Interesse für die Bank fragte.

Das Haus hat sechs Parteien. Zwei, ein Junggeselle und ein junges Ehepaar, sind seit einigen Wochen verreist. Im zweiten Stock wohnt ein Damenschneider, der sich *Tailleur* nennt, also infolge dieses vornehmen Fremdwortes für die Bank gar nicht in Betracht kommt. Er hat in der Stadt eine Werkstätte, die aber sicherlich *Atelier* oder *Salon* heißt. Ferner besitzt er eine vornehme rassereine Dogge, deren zurückgezogenes, an der Leine verbrachtes Dasein von einem uralten Stammbaum beschattet wird. Ein Stückchen Schatten fällt auch auf den Schneider, der ein Junggeselle ist, ein Frauenliebhaber, und seine eigenen Kleider bei einem Kollegen für Herrengarderobe arbeiten läßt, einem *Tailleur* wahrscheinlich. Denn um sechs Uhr kam der Schneider, und ich sah, daß ein Gürtel um seinen Paletot seine elegante Persönlichkeit in zwei Hälften teilte und daß er aussah wie eine menschliche Wespe.

Im ersten Stock wohnt, wie der Portier sagte, ein »Schieber«. Der käme jeden Abend mit einer großen Gesellschaft, führe in eleganten Automobilen, besäße orientalische Teppiche und wäre von allen Schiebern vielleicht der einzige, der diese schlimme Geschäftszeit wohl

überstehen würde. Die Nachbarn beklagten sich über den Lärm seiner nächtlichen Gäste. Er lasse sich »Herr Direktor« titulieren und bei der Frau des Portiers seine Wäsche putzen. Diese bestände aus seidenen Pyjamas und zwei Dutzend schöner Hemden. Im übrigen bezahle er gut.

Im Hochparterre wohnen zwei ältliche häßliche Schwestern, Heimarbeiterinnen, ledige Töchter eines toten Regierungsrats. Sie besitzen viel Geld, aber sie sind geizig. Sie könnten gewiß, so meint der Portier, ein besseres Leben führen und weniger arbeiten. Aber sie gehen nur hie und da in das nahe Vorstadttheater und amüsieren sich des Abends mit ihrem Grammophon. Sie wohnen bereits sechs Jahre hier und haben sich noch nie »freundlich gezeigt«, was, aus der Sprache des Portiers übersetzt, heißen soll: sie hätten ihm noch niemals ein Trinkgeld gegeben.

Die nächste Nachbarin dieser beiden Schwestern ist eine Witwe. Sie hat einen kleinen Papierladen und eine sechsjährige Tochter. Seit einigen Monaten bewirbt sich ein Feuerwehrmann um ihre Gunst. Ob sie ihn heiraten wird? Der Portier meint, es wäre für ihn ein Glück, weil er doch »in einen Reichtum« hineinkäme. Die Wohnung besteht aus zwei Zimmern und Küche. Aber die Frage wäre, ob ein Feuerwehrmann überhaupt und dieser im besonderen der Mann für eine doch schon in die Jahre gehende Witwe wäre.

In diesem Hause wohnt außerdem ein Studienrat. Diesen Herrn sah ich. Er hat einen langen Hals und einen noch längeren Stehkragen. Er trägt einen zusammengerollten und wie mit Klebestoff in den Falten zusammengepreßten Regenschirm. Er geht aufrecht und erinnert an eine bekleidete Tanne. Er ist sehr feierlich, und er versammelt in seinem hageren Gesicht die traurige Strenge eines ganzen Leichenkondukts. Der Portier grüßt ihn sehr höflich. Der Studienrat sagt nur: »Tach!« Der Regenschirm hängt an seinem linken Unterarm wie eine umgekehrte schwarze Totenkerze.

»Wozu haben Sie die Bank da vorne?« fragte ich den Portier.

»Die wollen wir *wegschaffen!*« sagte der Gute. »Wir warten nur, bis der Herr kommt. Der meldet sich aber schon lange nicht. Er hat seit drei Monaten die Miete nicht geholt.«

Man wird also die Bank wegschaffen. Diesem Vorort paßt es nicht mehr, zwanzig Jahre hinter der Großen Stadt zu liegen. Er will nur zwanzig Minuten von ihr entfernt sein. Man wird sie zerhacken und

als Kleinholz verbrennen. In ihrem Feuer wird vielleicht der Kessel sieden, in dem die Wäsche des reichen Mannes gekocht wird. Wozu braucht ein modernes Haus eine grüne hölzerne Ruhebank?

Frankfurter Zeitung, 8. 6. 1924

DER MERKANTILE SUPERLATIV

Der merkantile Superlativ ist ein Berliner Monstrum, eine exotische Form der deutschen Sprache. Er blüht auf den Ladenschildern und gedeiht prachtvoll in dem äquatorialen Klima der einheimischen Geschäftstüchtigkeit, der die Muttersprache ein Ausdrucksmittel für Handelspropaganda ist ...

Die Zwerg-Konditorei in meiner Straße enthält vier Schachteln Pralinés und drei Glasbehälter für Bonbons. Was steht auf ihrem Schild? – *»Confiserie des Westens«* ... Daneben, zwei Meter tief, ist eine Rasierstube in einem Keller begraben. Was liest man über dem Keller? – *»Salon für moderne Haarkunst.«* – Wie nennt sich der verborgene Laden, dessen »Inventar« ein Dutzend Strümpfe und sechs Fischbein-Mieder bilden? – *»Tricotagen- und Corsetpalast.«* – Alle verheißen: »rascheste Bedienung«, »höchst reelle Ware«, »modernste Okkasionen« und »preiswertesten Einkauf«.
Ich nenne diese Berliner Sprachbewegung: den *Superlativismus.* Er entspringt einer verdrängten Liebe für Kolossalware; er verursacht sozusagen sprachliche Siegessäulen; adjektivische 42-Zentimeter-Kanonen; er tötet Reklamewirkungen; er opfert die Persönlichkeit dem Titel; den Wert dem Klang. Er gebar die Reden Wilhelms des Zweiten, den Völkerschlachtdenkmalstil der Generalsprache und die Verwechslung der Propaganda mit »Monumentalität«. Es ist das Unglück unserer Nation, die – sparsam mit materiellen Gütern – Pathos und Ekstase verschleudert, die Titel nach den grammatikalischen Regeln für Adjektive steigert und in die groteske Gefahr gerät, in der Geschichte der Völker fortzuleben als das – »Hoflieferanteste«.

Frankfurter Zeitung, 11. 6. 1924

DER FRIEDHOF DES PANOPTIKUMS

Vor anderthalb Jahren wurde das größte Berliner *Panoptikum* aufgelöst und sein Inhalt versteigert. Bei der Auktion fanden sich Käufer für seine Gegenstände, die im panoptikalen Rahmen die Rolle historischer Requisiten spielten, wie Thronstühle, Becken aus Kupfer, Messing und Stein, Gongs, Glocken und allerlei Kram, der ebensogut in den Alltag eines Haushalts paßt wie in den Festtag der Historie. Dagegen blieben die eigentlichen Prunkstücke ohne Käufer. Ein Mann fand sich, der die *wächsernen Köpfe* kaufte, in irgendeiner unbegreiflichen Hoffnung, sie mit Gewinn losschlagen zu können. Jetzt befindet sich das Panoptikum in einem dunklen Hausiererladen. Er ist gezwungen, alles zu verschleudern. Der Verkauf – im Norden Berlins – dauert nun schon drei Tage.

Im Laden sah ich die ganze zersplitterte Welt aus Wachs und Kuriosität, die Welt des plastischen Grauens, der materialisierten geschichtlichen Anekdoten, der Paraden, der gallonierten Ereignisse. Die panoptikale Denkmalsindustrie entkleidet ihre Objekte jeder Feierlichkeit. Sie schafft Denkmale ohne das Pathos der Pietät. Ein Goethe aus Wachs besitzt naturgemäß nicht die majestätische Gewichtigkeit eines marmornen. Die billige Materie kann nur lebensechte Gesichtsfarbe vortäuschen, nicht der Bedeutung des Genius gerecht werden. Die Tendenz des Panoptikums: Lebensähnlichkeit bis zum Erschrecken muß zur Lächerlichkeit führen. Es ist die kunstfeindliche Tendenz, äußere Wahrscheinlichkeit statt innerer Wahrheit zu geben. Ein Massenmörder aus Wachs ist skurril. Lächerlich ist auch ein Genius aus Wachs. Jener verliert an das Material seine Grausamkeit, dieser seine Würde. Wir kennen ein anderes Grauen: das der unaufhörlichen Bewegung im Trick- und Schauerfilm. Im Zeitalter des Kinos hat die ewig lächelnde oder ewig drohende Puppe nichts mehr zu erfüllen. Ein Schatten in Bewegung ist lebendiger als die tote Ruhe einer unkünstlerischen Plastik.

In einer Ecke des Ladens häufen sich die Wachsköpfe. Man trennte sie der Bequemlichkeit wegen von den Rümpfen und löste sie doch nicht vollständig von ihrem früheren Leben. Hier ein bärtiges Männerhaupt, das seine Krawatte unter dem Bart hat, dort eine Hemdbrust an einem amputierten Hals. Es lächelt ein nacktes Wachsmädchen, dessen Un-

terleib in Scherben zerbrach – und so grausam ist der Kontrast zwischen lächelnden Lippen und zerschmettertem Schoß, daß jetzt – zum erstenmal – ein Hauch grotesken Lebens von der Figur ausgeht. Es sieht aus, als hätte man ein Massengrab konservierter Häupter aufgedeckt, eine grausige Walstatt toten Lebens. Alle diese Wesen sind in der Blüte ihrer Tage geköpft, es ist, als hätte ihre Seele knapp vorher noch eine Freude genossen und der gleich darauf eingetretene Schmerz keine Zeit mehr gehabt, die Gesichter zu verzerren.
Daneben sind ausgestopfte Affen und Affenskelette, der verstaubte Plunder einer populären Wissenschaft, die nur das interessante Resultat zeigt und die Zusammenhänge verheimlicht, Minerale und seltsame Pflanzen und eine kulturhistorische Romantik, Köcher, Lanzen, Pfeile der Indianer: alles gleichsam eine Illustration menschlicher Halbbildung und wahlloser Belesenheit, die Welt des wißbegierigen Broschürenmenschen, der immer irrt, indem er immer strebt. Diese Dinge erfordern eine sentimentale Beschaulichkeit. Auch sie sind wie jene Puppen Opfer dieser Zeit, die den einseitigen Fachmenschen gebärt und bildet und hoffentlich den Menschen der *Tiefe* vorbereitet – den Gegensatz des breiten und halben Wissens.
Man kauft Elefantenzähne, eine Holzschnitzerei, einen Käfig ohne Stäbe und eine Glocke ohne Klöppel. Ein Mann ist da, der alles kauft. Er kennt keine Geldknappheit. Er kauft Blech, Holz, Messing. Stuhlbeine, Fensterglas. Er kauft nicht aus Sentimentalität. Breit, kurzbeinig, quadratisch, die Zigarre zwischen Zähnen aus Edelmetall, steht er da, ganz gesammelte Ruhe und Berechnung, ein Kalkulierender, ein Mann der Zinsen. Gott weiß, was seine Hände aus den Scherben und Fragmenten machen werden! Dukaten schlägt er aus jedem Pofel. Er ist der Goldmacher der neuen Zeit, der Alchimist, er schlägt Kapital aus der Sensation der Vergangenheit. In jedem Kochtopf des Mittelalters findet er den Stein der Weisen – nicht durch Experiment, sondern durch Spekulation. Was er berührt, verteuert sich. So steht er hier, der Sieger über eine vergehende Welt, und verschlingt Affen und Fürsten, Mörder und Skelette, Wachs und Glas. Es wird Gold daraus.

Frankfurter Zeitung, 12. 6. 1924

DIE LEBENDEN ÜBER DIE TOTEN

Es ließ sich leider nicht vermeiden, daß einige Rennreiter von Karlshorst im Weltkriege fielen. Der »Verein für Hindernisrennen« aber und sein Vorsitzender, der Graf *Westphalen,* blieben am Leben. Sie »ließen es sich nicht nehmen« – obwohl es ihnen niemand zu nehmen versuchte –, den Gefallenen von Karlshorst ein »Rennreiterdenkmal« zu errichten. Vorläufig legten sie einen Grundstein. Der Bildhauer, der das Denkmal modelliert hatte, heißt Fritsch. Er hat eine seltsame Vorstellung von dem Aussehen gefallener Rennreiter. Er modellierte einen »edlen Vollbluthengst«, auf dem ein lorbeergeschmückter Jüngling siegreich heimreitet. So sehen aber bedauerlicherweise die gefallenen Rennreiter nicht aus. Ich werde sie Ihnen schildern, Herr Fritsch! Die gefallenen Rennreiter liegen in Massengräbern; in den Karpaten, am Isonzo, in den Vogesen, in Rußland. Sie haben längst nicht mehr das junge Fleisch, nicht mehr die straffe Muskulatur, die Ihr edles Jünglingsmodell aufweist. Die Rennreiter bestehen nur noch aus Knochen. Darüber kriechen Regenwürmer, Maulwürfe und allerlei unterirdisches Getier. Und was die Pferde betrifft, so haben Granaten ihre Leiber zerrissen, so, daß man die Eingeweide sehen konnte. Wenn Sie im Felde waren, Herr Bildhauer Fritsch, so werden Sie sich daran erinnern!
Der Graf Westphalen hielt eine Rede. Er verlieh der plastischen Lüge des Bildhauers Fritsch einen rhetorischen Aufputz. »Sie starben«, so sagte er, »den Heldentod für König und Vaterland und *ruhen jetzt aus* unter dem grünen Rasen.« Sie ruhen aus, meint der Graf. Er stellt sich das so vor wie sein eigenes Mittagsschläfchen, bevor er in den Klub geht. Aber – wie die Grafen schon sind – ihm genügte es keineswegs, daß schon so viele Rennreiter »ausruhen«, ohne eigentlich müde gewesen zu sein. Er meint, dieses Andenken möge sein: »Der Gegenwart und der Zukunft ein Ansporn, es den Gefallenen gleich zu tun.« Ich weiß nicht, ob die Karlshorster Rennreiter Pazifisten sind, aber ich weiß: Wenn sie zu wählen hätten zwischen der Möglichkeit, für ewig »auszuruhen«, und der, eine Gedächtnisrede zu halten – sie würden sich alle für das gnädige Schicksal des Herrn Grafen Westphalen entscheiden, der sich auf seinem Kanapee ausruhen darf und nicht »unter dem grünen Rasen«; der »für König und Vaterland« Grundsteine legt, weil die anderen gestorben sind.
Der Zeitungsbericht meldet, daß die »offiziellen Persönlichkeiten« sich

um den Redner scharten und »ergriffen lauschten«. Die Ehrfurcht des Schmocks, der dabei war, vor den Persönlichkeiten und dem Grafen ist beinahe so groß wie vor den toten Rennreitern. In kurzer Zeit wird das Denkmal enthüllt werden. Man wird den edlen, gesunden, siegreichen Jüngling des Herrn Fritsch sehen und, wer sich in den Dingen der Pietät nicht auskennt, wird glauben, es wäre ein Denkmal für die gesund *heimgekehrten* Rennreiter. Kann die Perversität der Phrase wirklich so weit gedeihen, daß man sich nicht schämt, das wahre Gesicht des Kriegstodes so zu verfälschen? Der Nachwelt vorzuspiegeln, daß der Tod für König und Vaterland so gut konserviert, daß man aussieht wie der marmorne Jüngling des Herrn Fritsch? Wodurch haben es die armen toten Rennreiter verdient, daß man sie so verhöhnt?! Daß man über sie die Lüge verbreitet, sie »ruhten aus«, während sie in Wirklichkeit vermodern?!

Aber die toten Rennreiter können nicht dementieren. Die »offiziellen Persönlichkeiten« »scharen sich« leider nicht um die Massengräber, sondern um den Grafen Westphalen. Hier sind sie »ergriffen«. Wie wären sie erst dort? Es ist eines der traurigsten und furchtbarsten Naturgesetze, daß tote Reiter nicht mehr reden können. Aber daß der Fritsch Denkmäler schaffen muß, ist fast noch trauriger.

Wäre ich ein toter Rennreiter, kein Naturgesetz wäre stärker als meine Erbitterung über meine eigene Totenfeier. Ich würde meine Knochen zusammensuchen, auch wenn sie mir eine Granate für König und Vaterland so weit auseinandergesprengt hätte, wie der König vom Schützengraben entfernt war. Und zur tiefsten, allertiefsten Ergriffenheit der offiziellen Persönlichkeiten würde ich mich selbst um sie und den Redner scharen und um meine eigenen Hinterbliebenen, die diese hohnvolle Pietät mitmachen; und würde mein angenagtes Knochengerüst auf den Grundstein stellen und neben mich den Jüngling des Herrn Fritsch, auf daß die Überlebenden lernen, Wahrheit und Lüge zu unterscheiden und die Phrase vom Heldentod von diesem selbst. Und den Bericht in der Zeitung möchte ich dann gerne lesen ...

Josephus

Vorwärts, 13. 6. 1924

BESUCH IM RATHENAU-MUSEUM

Zum Todestage Walter Rathenaus

Das *Rathenau-Museum* steht leider nicht allen Besuchern offen. Man muß vom *Reichskunstwart* eine Erlaubnis zur Besichtigung des Hauses in der Königsallee erhalten. Ausländische Besucher scheuen den Weg in die Berliner Ämter, obwohl das Büro des Reichskunstwarts im Ministerium des Innern mehr eine Institution der Menschlichkeit als eine »amtliche« ist, eine Humanitätsoase in der Wüste der Bürokratie. Eine *»Rathenau-Gesellschaft«* ist »in Bildung begriffen« – das heißt: Sie wird langsam gebildet. Wenn es »soweit« ist, wird es vielleicht möglich sein, das Rathenauhaus ohne den Umweg über das Ministerium aufzusuchen. Es sind meist Fremde, die den Wunsch haben zu sehen, wie der Mann gelebt hat, der auf eine so furchtbare Weise gestorben ist.

Er hat wunderbar gelebt: unter edlen Büchern und seltenen Gegenständen, zwischen schönen Farben und Bildern, mit nutzlosen, erhabenen, kleinen, zarten, ehrfurchtgebietenden, Zärtlichkeit heischenden, machtvollen, träumerischen Dingen; mit den Zeugen menschlicher Vergangenheit, menschlicher Weisheit, menschlicher Schönheit, menschlicher Kraft und menschlichen Leidens: vom Ewig-Menschlichen umhaucht. Deshalb wird hier auch das Seltsame nah und das Fremde heimisch. Auch das ungekannt »Exotische« blendet nicht, verwirrt nicht, überrumpelt nicht, verblüfft nicht. Die Überraschung selbst ist behutsam. Auch das Distanzierende einladend. Auch das Vertrauliche reserviert. Eine instinktsichere Hand hat hier liebend geordnet. Nach inneren verborgenen Gesetzen hat ein prophetisches Auge gesucht. Eine genial phantasiereiche Pedanterie hat hier geregelt, getrennt und vereinigt. Allen Dingen, den Büchern, den Schränken, den Tischen ist der verborgene geheime Rhythmus der natürlichen Ordnung zärtlich und liebevoll entlockt.

Dieses Haus ist ein einheitlicher Organismus, weise geteilt in Oberhaus und Unterhaus, in das menschliche Oben mit Schlafzimmer und Waschraum, Besuchszimmer und kleinem Arbeitszimmer; und in das mehr berufliche, mehr repräsentierende Unterhaus, wo aber das Arbeitszimmer, das große, der Schreibtisch des öffentlich Wirkenden auch nicht fehlen – wie oben der stille Schreibtisch des Privatmenschen

und Schriftstellers ist – fast hätte ich des Dichters gesagt. Überall aber Bücher, die Sinnbilder dieses Lebens: Tieck, Ariosto, Kant, Chesterfield, Plutarch, Goethe. Ich könnte die Reihe beliebig verlängern. Fast gibt es keinen Namen der Geistesgeschichte, der großen, unendlichen Geistesgeschichte, der hier nicht vertreten wäre. Nur wenige Namen moderner, lebendiger und jüngst verstorbener Autoren von Eigenart und Bedeutung fehlen. Zwei Bücherschränke mit Werken, die man Rathenau mit achtungsvollen, ergebenen, höflichen, warmen Bitten und Widmungen geschickt hat. So lebendig und unermüdlich war sein Kontakt mit den arbeitenden, schöpferischen und schaffenden Gehirnen der Gegenwart, daß zu ihm der reiche Strom geistiger Fruchtbarkeit ins Haus floß wie nach einem geheimnisvollen Naturgesetz.

Immer wieder trifft man das Buch der Bücher, die *Bibel.* Alte Bibeln von unschätzbarem bibliophilem Wert als Prunkstücke der Einrichtung. Die kleinen, handlichen Ausgaben des *Neuen Testaments* an Orten, die von liebevoller, eifriger Behandlung zeugen: auf dem Schreibtisch und über dem Bett. Dort liegt das Neue Testament mit dem griechischen Text und der Luther-Übersetzung. Rathenau hat Übersetzung und Text verglichen, Unstimmigkeiten entdeckt, verwunderte und leise mahnende Fragezeichen an den Rand gemalt. Widersprüche durch zierliche kleine Pfeile gleichsam erlegt, die Büchertexte ungefähr so behandelt wie ein Stratege das Operationsfeld seiner Strategie auf der Generalstabskarte. Er führte Feldzüge mit Gedanken, schlug Irrtümer in die Flucht, umkreiste sie, eroberte fremde Welten, ferne Werke, verbündete sich mit ewig wirksamen Potenzen. Er war wie ein friedlicher Feldherr des Geistes; mit der Liebe zu den kleinen Schönheiten des Alltags, der ornamentalen Kultur der Häuslichkeit. Im oberen Teil des Hauses, an seinen eigenen, gewissermaßen *ganz* eigenen Wänden hat er selbstgemalte Bilder angebracht, die Produkte eines in benachbarten Kunstgebieten dilettierenden Schriftstellers. Niemals hielt er sich in einer fremden Stadt auf, ohne Antiquitätenläden zu besuchen. Das edle Werk entlockte er dem Gerümpel. Sein Diener erzählt, daß er sich einmal in den Anblick eines alten Schranks vertieft hatte und wie in plötzlicher Erleuchtung den Auftrag gab, die metallenen Verzierungen an den Schlössern abzunehmen. »Sie gehören nicht hierher!« sagte er. Man nahm sie ab; und fand unter dem Metall Umrahmungen aus Elfenbein. So hellsichtig war sein Auge.

Und sah doch das nahe Ende nicht deutlich. Auf seinem Schreibtisch im oberen Teil des Hauses sah ich ein Buch: »Die deutsche Jugend und das Gebot der Stunde«. Ach! er überschätzte den Teil der deutschen Jugend, dessen Opfer er wurde. In einem Zimmer fand ich auf *einem* Tisch in friedlicher und sinnreicher Nachbarschaft den alten, weisen »Schulchan Aruch«, den religiösen *bon*-Ton der jüdischen Diaspora-Orthodoxie, und das alte – »Weissenfelsische Gesangbuch«. Durch das ganze Haus und durch das ganze Wesen dieses Mannes ging dieser versöhnende Geist. Sein Leben kennzeichnet der Versuch, Antike, Judentum und Urchristentum in Harmonie zu bringen. Es weht ein starker Akkord der Versöhnlichkeit durch die Bücher, die er las und schrieb. Es war der Versuch, in die Gemeinschaft *eines* Orchesters die verschiedenen Instrumente der Kulturwelten zu bringen. Er las am Tage das Neue Testament, um es zu erforschen. Es lag neben seinem Bett, um ihn mit Liebe zu erfüllen. Er war ein Christ; ihr findet keinen Besseren.
Er hat einen einfachen Menschen geformt, ihn aus der Dumpfheit und Enge erlöst, in die Menschen durch Armut und durch sozial niedrige Stellung gelangen. Wie viele große Schriftsteller können ähnliches von sich behaupten?
Es ist sein Diener, heute staatlich angestellter Führer im Rathenauhaus und ein Werk des Verstrobenen, ein lebendiger Zeuge der persönlichen Wirksamkeit. Deshalb stehe sein Name hier: Er heißt Hermann Merkel und ist Ostpreuße. Er war sein halbes Leben ein Diener und wurde im Hause Rathenaus ein feiner, stiller, denkender Mensch.
»Lesen Sie«, fragte ich ihn, »gelegentlich in diesen Büchern?« »Ja«, sagte er, »ich verstehe nicht alles. Aber ich denke mir: Auch wenn man nicht alles versteht – dümmer wird der Mensch auf keinen Fall davon.«
Der Diener Rathenaus redet Aperçus.
Während ich diesen Aufsatz schreibe, besucht mich ein Herr. Ein Freund, dem es schlechtgeht – und nicht seit heute. Er sieht, daß ich über Rathenau schreibe, und erzählt: »Vor vier Jahren schrieb ich an ihn. Er gab mir eine Empfehlung an die AEG. Aber es war keine Stelle frei. Da schickte er mir 400 Mark.« »Kannten Sie ihn denn?« »Nein! Ich schrieb ihm zum erstenmal. Ein Universitätsprofessor riet mir dazu.«
Ein Fremder schrieb einem Fremden. Der gute Mensch hörte den Kla-

geruf des Bruders aus den Niederungen. Er wird viele Klagerufe gehört und erhört haben.

Ich gehe an der Stelle vorbei, an der er ermordet wurde. Es ist nicht wahr, daß jeder Mord ein Mord ist. Dieser hier war ein tausendfacher, nicht zu vergessender, nicht zu rächender.

Frankfurter Zeitung, 24. 6. 1924

POPULÄRE KULTURGESCHICHTE

Der dänische Regisseur der Svenska-Filmgesellschaft, Benjamin *Christensen*, ist der Schöpfer des lobenswerten und originellen *kulturhistorischen Films*, der im Berliner großen Ufa-Theater seit einigen Tagen »läuft« – man darf in diesem Falle sagen: sich abspielt. Der Film heißt sehr wirkungsvoll: »Die Hexe«. Die Filmzensur hat Änderungen verlangt und durchgesetzt – zum Schaden des Stückes, das einheitlich war und nunmehr zerpflückt ist, das trotz der pädagogischen Tendenz ein Kunstwerk war und nun eine Broschüre aus Lichtbildern und Worten ist. Allein, es bleibt immer noch eine *amüsante* Broschüre; und der Zensur darf man ausnahmsweise einmal recht geben. Was man dem dänischen Publikum vorsetzen darf, ohne mißverstanden zu werden, dafür sind wir Deutsche leider noch lange nicht disponiert. Wir sind wahrscheinlich ebenso reif wie der dänische Durchschnitt. Aber unsere Atmosphäre ist haßgeladen, politisiert, und wir sind leicht geneigt, einen tendenziellen Willen anzunehmen, wo er gar nicht vorhanden ist, und aus einer Erkenntnis eine Waffe zu schmieden. Dazu waren die Voraussetzungen gegeben.
Der Regisseur Christensen hatte es sich zur Aufgabe gemacht, einen Vortrag mit Lichtbildern über den *Fanatismus des Mittelalters* zu halten. Er wollte die ganze Zeit der Mystik des Hexenglaubens, der Unmenschlichkeit, der Naivität auferstehen lassen. Ein richtiger Instinkt hat ihn geleitet. Denn seit der Aufhebung des geistigen Mittelalters, seit den letzten Auswirkungen der Aufklärung, seit Newton und Voltaire waren wir noch nie so in Gefahr, in jene Art des Fanatismus wieder zu verfallen, der im Mittelalter, vor und nach der Reformation,

die Hexenverbrennungen verursacht hat. Der Rassenhaß ist nicht weniger »mittelalterlich«, als es der religiöse war, das Hakenkreuz ebenso ein Abzeichen des Aberglaubens, wie es im Mittelalter die »Gottesgerichte«, die Teufels- und Höllensymbole waren, und der dunkle, nicht immer saubere Pseudo-Mystizismus, dessen Opfer viele unserer Zeitgenossen werden, die Kritiklosigkeit dieser Gegenwart sind mittelalterliche Krankheiten. Es beweist eine Verbundenheit des Films mit der europäischen Kultur, wenn ein Filmregisseur einen solchen – ich möchte sagen: Kulturinstinkt hat. Und weil Benjamin Christensen ein Künstler ist, wurde aus seiner pädagogischen Absicht eine reizende Folge künstlerischer Bilder. Weil er Takt besitzt, wurde »Die Hexe« kein ärgerliches Dilettantenwerk, sondern der Film eines gebildeten Menschen, der genug weiß, um populäre Kulturgeschichte amüsant vorzutragen und Gott sei Dank nicht soviel gelernt hat, um einen langweiligen »wissenschaftlichen Film« herzustellen. Es ist der bescheidene Beitrag eines künstlerischen Menschen zur populären Wissenschaft – der Beitrag eines Regisseurs, der seine wissenschaftlichen Grenzen kennt und der überdies weiß, was dem Fachgelehrten meist verborgen bleibt: daß man am wirksamsten lehrt, indem man spielerisch *zeigt.*

So entstand »Die Hexe«. Ihr eigentlicher »Inhalt«: ein Hexenprozeß aus der vorreformatorischen Zeit. Ein Hexengericht; Folterinstrumente; hysterische Frauen; krankhafte Wunderträume überreizter Menschen; Hexenritte nach dem Blocksberg; Teufelstänze; Verschwörungen; Wunderkuren; Benediktiner-Mönche, die aus Angst grausam werden. Man hätte hier leicht eine Spitze gegen die katholische Kirche herausfinden können. Aber da korrigiert der Film sich schnell, indem er mitteilt, daß in Rom, dem Herzen des Katholizismus, nicht ein einziges Mal eine Hexenverbrennung vorgekommen sei; daß ein Jesuit (Spee) der erste war, der gegen die Hexenprozesse schrieb; daß auch Martin Luther das Tintenfaß gegen den Teufel geschleudert und daß auch der reformierte Norden Europas – sogar im besonderen Maße – grausam und abergläubisch war. Die Konsequenz liegt nahe: Christensen fragt am Schluß, ob nicht auch der *Weltkrieg* des zwanzigsten Jahrhunderts von unseren Nachfahren ebenso bestaunt werden würde wie von uns die Hexenprozesse?! – –

Man sieht einen *neuen* Weg des Films. Er kann ein vorzügliches – er kann das beste Instrument der Aufklärung werden. Er überwindet die

geographischen und staatlichen und sprachlichen Grenzen. Er bannt auch jene, die vor einer wissenschaftlichen Erläuterung am liebsten fliehen möchten. Er bringt der gedankenlosen Menge die Wahrheit bei wie Kindern. Der Weg ist gezeigt. Möge man ihn beschreiten. Man kann, wie Christensen beweist, Dummheit, Verirrung, Fanatismus durch den Film besser bekämpfen als durch zehntausend Broschüren.

Der Regisseur Christensen ist allerdings über die rein pädagogische Absicht hinausgegangen. Er hat Gesichter, Szenen, Milieus, Träume, Krankheit, Spuk, Teufel, Schmerz mit Meisterschaft dargestellt. Die Bilder selbst sind künstlerische Genüsse. Und wo ein Text anfängt, langatmig zu werden, rettet, entzückt die Feinheit eines Angesichts, einer Bewegung, einer Gruppe, eine heitere Ironie – alle Tugenden, die man an den nordischen Filmen schätzen gelernt hat.

Frankfurter Zeitung, 4. 7. 1924

OSTSEE-REISE

Die »Saison« – ein Wort, das leider unvermeidlich ist – hat an der deutschen Ostseeküste sehr erfolgverheißend »eingesetzt«. Man unterscheidet auch hier, wie in anderen Weltbädern, eine Vor-, Hoch- und Nachsaison. Die zweite beginnt jetzt, im Juli, die dritte im Spätaugust. Für beide sind so viele Teilnehmer angemeldet, daß die meisten Hotels, Villen und Pensionen keinen Platz mehr zu vergeben haben. Es scheint diesmal ein besonders gewinnbringender Sommer für die Gastwirte und die ansässige Bevölkerung des Ostseestrandes zu werden. Sie verdient es. Der Sommergast, der das Meer und die Küste nur im Sonnenglanz sieht oder schlimmstenfalls einen mehrtägigen Regen erlebt, hat naturgemäß keine Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen die Bewohner im Herbst, im Winter und den ersten Frühjahrstagen zu kämpfen haben. Die Ostsee ist nicht immer so freundlich wie in den Zeiten der »Saison«. Während die Gäste aus dem Binnenland fern sind, in zivilisierten, sturmfernen Städten den Segen der Kamine und Zentralheizungen genießen, spielt sich an der Küste ein erschütternder Kampf zwischen den Bewohnern und den Elementen ab. Was

die nicht übermäßig reichen, kleinen Gemeinden mit viel Geld und Mühe errichten – Brücken, Hütten am Strand, kleine hölzerne Türme –, vernichtet der Sturm einer einzigen Frühjahrsnacht. Es ist eine Zähigkeit ohnegleichen, die hier erste und wichtigste Voraussetzung des Lebens ist. Ich habe mit Einwohnern gesprochen, sie haben mir von den grausamen, weißen, unendlichen Wintern ihres Lebens erzählt, Wintern, in denen niemand auf die Straße kommt, in denen der Schnee haushoch liegt, die Elektrizität, die Gasbeleuchtung nicht funktionieren, das Wasser in den Brunnen gefriert und am Strande der Sturmwind mit einer so unbarmherzigen Wucht dahinrast, daß ihm kein Lebewesen standhalten kann. Der Sommer bedeutet diesen Menschen mehr als uns eine Gesundung, eine Rekonvaleszenz, eine Auferstehung. In diesen grausamen Wintern haben sie gelernt, schweigsam zu sein, hart, mißtrauisch, stiernackig. Dennoch ruht eine warme Menschlichkeit in ihnen, ihre Gastfreundschaft ist herzlich, ihr Wort einfach, ihr Gruß stumm, aber freundlich. In unserm vielgestaltigen, stämmereichen Deutschland ist diese Bevölkerung eine der interessantesten. Ihre Lieder sind einfach wie der Rhythmus des Meeres, ihre Sprache ist reich an dumpfen Konsonanten, die dem ewigen Brausen Widerstand leisten müssen, um hörbar zu werden. Man kann es diesen Leuten nicht übelnehmen, wenn sie verhältnismäßig hohe Preise verlangen, zurzeit höhere als die Bäder an der Riviera. Die Schönheiten des Ostseestrandes entschädigen für hohe Ausgaben reichlich. Die Bäder sind außerdem näher als andere Seekurorte, und sie gehören schließlich – uns selbst. Wir fördern uns, indem wir sie besuchen. Zimmer mit Verpflegung kosten in der Hochsaison *7–10 Mark pro Tag und Kopf.* In der Frühsaison sind sie um 2 bis 3 Mark billiger.

Die Ostseebäder vereinigen mehr natürliche Schönheiten als die meisten europäischen Kurorte. Es kennzeichnet sie eine fast unwahrscheinliche Verbindung von ländlicher Vielfältigkeit und der ewigen Monotonie des Meeres. Man kann tagelang wandern – und hat zu einer Hand die See, zur anderen eine Landschaft von kontinentaler, abwechslungsreicher Beschaffenheit. Hügel, Täler, Wälder und Meer, Meer, Meer. Man erwacht früh, hört die Brandung an der Küste, ein wachsendes und wieder verrauschendes Brausen. Kommen und Gehen, Ankunft und Abschied, den Kuß der Welle, in dem Begrüßung und Schmerz der Trennung liegt – und gleichzeitig ertönt ein süßer,

millionenfacher Vogelsang, ein fast exotischer Chor, daß man glaubt, im fernen Süden zu sein. Man stellt sich vor, daß außer der Stimme des Meeres nur noch der Schrei der Möwe hörbar sein wird. Aber hier ist der Melodienreichtum eines kontinentalen Laubwaldes und kämpft gegen den eintönigen Rhythmus des Wassers mit verzehrender Energie. Und es ist so unwahrscheinlich, Vogelgezwitscher und Meeresrauschen gleichzeitig zu hören, daß man zu träumen vermeint und sich erst langsam an diese märchenhafte Verbindung disharmonischer Melodien gewöhnen muß.
Man kennt die großen Bäder: *Swinemünde*, *Heringsdorf*, *Bansin*, *Ahlbeck* besser als die Insel *Rügen*. Die naive Vorstellung von einer »Insel«, die die meisten Binnenlandmenschen beherrscht, verursacht es, daß manche vor Rügen jene leise Scheu empfinden, die man vor schwer erreichbaren Gegenden hat. Und man muß, obwohl – oder weil es so selbstverständlich ist, immer wieder bestätigen: Die Bäder der Insel Rügen sind genauso komfortabel, genauso europäisch, genauso zivilisiert wie jene an der Küste des Kontinents. Sie haben Elektrizität, Gas, Wasserleitung, Telephon, Friseure, Bäder, Hotels. Und sie haben noch mehr: nämlich jenes Quäntchen unberührter, naiver Natürlichkeit, das dem zivilisierten Städter erst recht eine Erholung von der Kultur garantiert. Man kann sich rasieren lassen, ein Telegramm aufgeben, eine Kapelle hören – und dennoch eine einsame Wanderung durch verzauberte Gegenden unternehmen und einem Fischer begegnen, der aus einem Märchenbuch gestiegen ist. Ja, in *Binz*, dem größten der Rügenschen Bäder, ist es sogar sehr schwer, einer Jazzband zu entgehen. Poetisch veranlagte Naturen und geschickte Reklamefachleute nennen es: »Das nordische Sorrent«. Es hat 20 Hotels und 200 Mietvillen und eine 2 Kilometer lange Strandpromenade, von Schminke, Puder, Atropin, Tennisschlägern und Bügelfalten, Likördielen und Angeheiterten bevölkert; ein Kurhaus mit Tanzgelegenheiten für Smokings und Abendtoiletten; und sogar Hakenkreuzfahnen. Man trifft in *Saßnitz* mit mehr als 26000 Badegästen zusammen und kann dennoch etwas für die Seele tun und an einem evangelischen wie einem katholischen Gottesdienst teilnehmen. Es liegt in einem Talkessel, durch buchenbewachsene Hügelketten gegen Norden geschützt, und in der Nähe ist *Stubbenkammer*, zu Fuß in etwa 2 Stunden zu erreichen. Der Sand- und Lehmboden wird hier durch *Kreide* abgelöst. Hier ist das Land der alten Seeräubersagen. Die Kreidefelsen sind unwahrscheinlich, sie

leuchten in der Nacht gespenstisch, sie sind prädestiniert für Seeräubergeschichten, die Kreidefelsen haben Physiognomie und skurrile Formungen, und es ist ein märchenhafter Widerspruch zwischen der tödlichen Fahlheit des Materials und seinen lebendigen, fratzenhaften Formen.

Wer die Ruhe sucht, Nationaleigentümlichkeit, Idylle – wird die kleinen Bäder *Sellin, Baabe, Göhren, Thießow, Putbus, Lauterbach* aufsuchen. Hier tragen die Kellner weniger steife Hemdbrüste, und die Wirte sprechen plattdeutsch. Hier gackern die Hühner auf den Straßen, und eine schöne Frau darf im Bademantel durch die Stadt wandern. Die dörfische Ruhe wird nur durch einen unschädlichen Marsch der Kapellen hier und da unterbrochen. Keine Jazzband reizt Neptun und die Götter des Meeres. Und wenn du Glück hast, siehst du die alten Mönchsguter in ihren Trachten tanzen. Sie haben selbstgewebte Leinenkleider an, schwarze Röcke, bunte Westen, goldene Ketten und breite, wallende, kurze weiße Hosen, die um schwere Wasserstiefel schlottern und aussehen wie Glocken. Die Beine sind wie dünne Klöppel – trotz den Stiefeln. Es sind die letzten Tänzer. Die jungen Bauern weben nicht mehr, tanzen nicht mehr. Eine ganze alte Welt versinkt.

Badegästen, die der Politik aus dem Wege gehen wollen, sei Baabe empfohlen, das von dem tüchtigen, klugen und modernen Vorstand Thormann verwaltet wird und das übrigens eines der stillsten und – billigsten Bäder der Ostsee ist. Auch in den anderen Orten ist die einheimische Bevölkerung nicht etwa hakenkreuzlerisch von Natur, und was sich an völkischer Propaganda findet, wird gewaltsam ins Land geschleppt – von den Gästen selbst.

Das *Meer* aber ist ewig, rein und unberührt von dem kindischen und grausamen Spiel der Menschen. Man sieht in die weite Unendlichkeit aus Himmel und Wasser und vergißt. Der Wind, der die Hakenkreuzfahne bläht, weiß nichts von ihr. Die Welle, in der sie sich spiegelt, kann nichts dafür, daß sie entweiht wird. So töricht sind die Menschen, daß sie selbst im Anblick dieser Ewigkeiten nicht erschauern.

Frankfurter Zeitung, 6. 7. 1924

DAS HAKENKREUZ AUF RÜGEN

Zwischen Rügen, das zur deutschen Republik gehört, und dieser befindet sich die prophylaktische Ostsee, die das Übergreifen der Revolutionen und Demonstrationen verhindert. Deshalb weiß man auf Rügen noch gar nichts von der inzwischen geänderten deutschen Staatsverfassung. Zwar sitzt in *Bergen* ein sozialdemokratischer Landrat, und er könnte den staunenden Besuchern gezeigt werden als ein Überrest aus jener sagenhaften Zeit, in der man noch glaubte, eine Republik wäre eine Republik. Denn er ist wirklich eine anachronistische Sehenswürdigkeit, wie die Hünengräber. Rügen ist die östliche Ordnungszelle Deutschlands, wie Bayern seine südliche ist.
Dieser Umstand hat den Ostseebäderverein nicht davon abgehalten, die Vertreter der deutschen Presse zu einer Propagandafahrt durch Rügen einzuladen. Es waren Blätter aller Parteien: von den anständigen bis tief hinunter zu den nationalistischen und noch tiefer zu den gesinnungslosen. Es waren sozialistische, bürgerliche und reaktionäre Zeitungen. Manche Vertreter der öffentlichen Meinung hatten nicht verfehlt, ihre Frauen mitzunehmen. Man hatte freie Fahrt und eine märchenhafte Verpflegung. Und es gab reizende Überraschungen.
Der Zweck dieser Propagandafahrt war: Der Ruhm Rügens sollte verkündet werden, unter den Juden, wie die Einladung an bürgerlich-jüdische, unter den Proletariern, wie die Einladung an sozialistische Blätter bewies. Unglücklicherweise war ich auch dabei. Man hatte nicht damit gerechnet, daß es einen Berichterstatter geben könnte, der wirklich die republikanische Gesinnung seines Blattes bekundet. So wenig hält der Ostseeverband von republikanischen Zeitungen, daß er deren Vertreter mit – schwarz-weiß-roten Fahnen empfing. Als vor einem Jahre deutsche Journalisten nach *Schweden* fuhren, empfing man sie mit schwarz-rot-goldenen Fahnen. Der »Deutsche Ostseebäderverband« ist nicht so gut informiert, wie die schwedischen Gastgeber es waren. Sein Sitz ist ja auch kulturell weiter entfernt von Republikanismus als Schweden geographisch von Deutschland.
Man empfing uns also mit monarchistischen Fahnen und mit schmetternden Militärmärschen. Wir speisten in Sälen der Kurhäuser, an deren Wänden Kaiserbilder hingen. In *Binz* wehten zwei große Hakenkreuzfahnen von den Giebeln eines großen Strandhotels. In einer

Diele, die ich betrat, begrüßte mich ein Herr Direktor mit dem Hakenkreuz im Knopfloch. Der kleine Zeitungsboy bot Hakenkreuze zum Verkaufe an. In *Sellin* erzählte mir ein biederer Eingesessener stolz und traurig zugleich, daß die Regierung die Tafel verboten habe, die Juden den Eintritt verwehrte. An manchen Häusern sah ich ähnliche Tafeln. In *Putbus* wurden zwei sozialdemokratische Redakteure im Fürstenzimmer des »Hotel Fürstenhof« einquartiert. Sie traten auf den mit einer Krone geschmückten, von schwarz-weiß-roten Fahnen umwedelten Balkon, und einer von ihnen hielt eine Ansprache an uns, die wir unten standen und Untertanen spielten. Zum erstenmal, seit Putbus besteht, wurde hier ein Fürst verulkt. Und nur in *Baabe*, dessen Vorstand ebenfalls ein versprengter Sozialdemokrat (namens *Thormann*) ist, gab es keine patriotische Demonstration.
Allerdings hatte ich mich bei ihm, als dem Sekretär des Bäderverbandes, über die Abzeichen des Antisemitismus und der Reaktion beschwert. Er teilte es dem Vorstand mit. Dieser dem deutschnationalen Journalisten von den »Hamburger Nachrichten«, Herrn *Thomas Hübbe*. Herr Hübbe ist ein witziger Mann. Einer von den Gastgebern erzählte uns, daß der starke Eisgang des letzten Winters eine Brücke vernichtet habe. Als man uns nach dem Essen mit Eis bewirtete, stand Herr Hübbe auf und sprach: »Denken Sie an die Brücke! Essen Sie nicht zuviel Eis, sonst zerspringen Sie!« Sprach's und setzte sich. Die deutsche Presse lachte. So ungefähr war das Niveau. Dieser witzige Hübbe ulkte mich am Abschiedsabend mit einem gereimten Witz an. Einige republikanische Blätter protestierten gegen den »persönlichen Ausfall« Hübbes. Ich hatte wenigstens die Genugtuung, daß diese einheitliche Atmosphäre von Sekt, Monarchismus, Hakenkreuz zerrissen war.
In Putbus beschenkte man uns mit dem einzigen geistigen Produkte der Insel: der »Rügenschen Zeitung«. Hier steht wörtlich folgende Notiz:
»Kommt da die letzten Tage ein Negerpärchen nach Stralsund. Eine Schar Kinder folgt den *seltsamen Gästen,* bis sich der Herr Neger umdreht und ein *ihn begleitendes Schulmädchen* ohrfeigt. Am nächsten Tag halten *Herr und Frau Neger* in den Anlagen am Frankenwall bei Mutter Grün ihr Mittagsschläfchen. *Jungen machen sich einen Spaß daraus,* das seltsame Pärchen durch *Werfen mit kleinen Steinchen* zu stören. Da wacht er auf, und in der Annahme, daß seine bes-

sere Hälfte an dem jähen Erwachen schuld ist, bringt er ihr seine männliche Kraft recht fühlbar nahe ...«
Der Redakteur dieses Blattes trank auf unser Wohl. Der Herausgeber rühmte in seiner Rede die »Rügensche Zeitung« als die »geistige Zentrale von Putbus«. Die Vertreter der Presse ließen dieses Rügen, die Zeitung, die Wirte hochleben. Sie sangen in Sellin »Deutschland über alles«, gefüllte Weingläser in der Hand, wie man es in der Wilhelma-Diele in Berlin gewohnt ist. Es war ein Fest des entfesselten Journalismus.
Ich fühle mich verpflichtet, diese Schilderung irgendwo drucken zu lassen. Man wird die Wahrheit in dem größten Teil der republianischen Presse vergeblich suchen. Jüdische und republikanische Leser geraten in die Gefahr, nach Rügen zu reisen. Ich warne sie davor. Es könnte ihnen so gehen wie dem »Negerpärchen« oder noch schlimmer. Rügen kann völkischen Besuchern empfohlen werden. Ich tue es hiermit.

Josephus

Der Drache, 8. 7. 1924

DER KOLPORTEUR (II)

Er hat zweiundzwanzig Jahre in Amerika gelebt. Aber, obwohl ich mit ihm befreundet bin und er mich mit jenem Vertrauen ehrt, das man einer zuverlässigen und würdigen Persönlichkeit schuldig ist und das man mir so selten entgegenbringt, weiß ich nicht, was er in Amerika getrieben hat. Wohl pflegt er von seiner Vergangenheit zu erzählen: gleichgültige Daten: wann er beim Militär gewesen; wie er den Tod seiner Tante in Würzburg erfahren; weshalb er keine Brille tragen wollte, obwohl er schwachsichtig war; und derlei Dinge. Indem er mitteilt, verschweigt er. Denn er zeigt nur die Daten, welche die äußeren Schalen der Erlebnisse sind. Er tut Begebenheiten kund, keine Ereignisse. Er teilt vieles mit, nur sich nicht. Er ist nicht schweigsam, aber verschwiegen.
Die Stimme, mit der er seine Zeitungen ausruft, hallt in dem Tumult der lebendigen Straße wider, wie von den Wänden einer großen verlas-

senen Kathedrale. Die Rufe aller anderen Kolporteure vermischen sich mit den Stimmen der Gefährte. Aber seine Stimme ragt über die andern hinaus, ein akustischer Gipfel. Sie ist echozeugend. Nach einer halben Minute kommt sein Ruf zurück von der gläsernen Kuppel des Himmels. Und es ist kein Zweifel, daß er dieses kunstvolle Rufen in den Straßen von New York erlernt hat, wo es sehr schwer ist, sich bemerkbar zu machen.

Auch die visuellen Wirkungen vernachlässigt er nicht. Er hat eine bemerkenswerte Physiognomie: weißblonde Haare und einen dunkelbronzenen Teint; eine lange höckerige Nase und einen großen Mund mit schmalen blassen Lippen und langen Zähnen; ein breites und großes Kinn, einen langen Hals mit zwei Längsfalten, rechts und links; kleine blaue Augen, runde Pupillen und weißblonde unsichtbare Augenbrauen. Man könnte ihn für einen blonden Indianer halten. Er trägt kurze Militärstiefel, eine Sämannsmütze mit Schild, eine schwarze Joppe. Er ist groß und gleichsam aus Höflichkeit gegenüber den Kleingewachsenen – etwas gebückt. Und immer lächelt er, auch wenn er schreit; auch wenn es regnet; auch wenn keine Kunden kommen; auch wenn er Katastrophen ausruft.

Er steht zwischen zwei Kolporteuren. Sie leben von seiner Gnade. Er schenkt ihnen Licht wie die Sonne dem Mond. Sie verkaufen nur, weil er rücksichtsvoll ist und sich im Kaufen von zehn zu zehn Minuten vom öffentlichen Leben in einen Hausflur zurückzieht; weil er zu rufen aufhört und seine Blätter unter der Joppe verbirgt, so daß die Vorübergehenden glauben, er habe keine Zeitungen mehr. Aber dann bricht er wieder hervor, mit Blitz und Donner, und beherrscht den Zeitungsmarkt. Neidvoll erblassen seine Kollegen. Seine Stimme drückt sie an die Wand. Bis er ihnen wieder gestattet, zu verdienen. Aber sie sind verdrossen, langsam, sie haben niemals Kleingeld, sie graben umständlich in den Taschen, und sie sehen aus wie die traurigen Botschaften, die sie verkaufen.

Sie sind Kleinstädter und suchen Streit mit dem Amerikaner. Manchmal höre ich, wie sie ihn ankläffen. Er hält nicht inne. Er ruft, überzeugt, überzeugend, als böte er seine Weltanschauung für 10 Pfennig feil. Er lächelt seine Neider an.

Am Straßenrand stehen Bäume. Der Kolporteur hängt einen Regenschirm auf einen Zweig. Einmal, es war blauer Himmel und heller Sonnenglanz, und die Kollegen fingen gerade zu fluchen an, spannte

der Amerikaner seinen Regenschirm auf, das Dach gegen die Schreienden haltend. Zugleich verkaufte er Zeitungen. Den Käufern erklärte er: »Die Kollegen machen Platzregen!« – und lächelte. Dann streckte er die Hand waagrecht aus wie einer, der prüft, ob es noch regnet. Weil die Kollegen schwiegen, klappte er den Regenschirm zu und nickte zufrieden. Dann ging er großmütig in den Hausflur.
Von hier aus sieht er in das Getriebe der Welt. Viele Straßen hat er schon gesehn. Er war zweiundzwanzig Jahre in Amerika. Die Sonne von New York hat ihn gebräunt. Der Wind des Ozeans hat sein Haar gebleicht. Das sind meine poetischen Vermutungen. Denn er wird nie mitteilsam. So werde ich verreisen, wegziehen, diese Straße erst in zwanzig Jahren vielleicht wiedersehn, und er wird verschwunden sein. Dann werde ich viel von ihm wissen und gar nichts. Er ist mit mir verbunden, ein Stück meines Wegs, und ich kenne ihn eigentlich nicht.

Frankfurter Zeitung, 11. 7. 1924

BEKENNTNIS ZUM GLEISDREIECK

Ich bekenne mich zum Gleisdreieck. Es ist ein Sinnbild und ein Anfangs-Brennpunkt eines Lebenskreises und phantastisches Produkt einer Zukunft verheißenden Gewalt.
Es ist *Mittelpunkt.* Alle vitalen Energien des Umkreises haben hier Ursprung und Mündung zugleich, wie das Herz Ausgang und Ziel des Blutstromes ist, der durch die Adern des Körpers rauscht. So sieht das Herz einer Welt aus, deren Leben Radriemenschwung und Uhrenschlag, grausamer Hebeltakt und Schrei der Sirene ist. So sieht das Herz der Erde aus, die tausendmal schneller um ihre Achse kreist, als es Tag- und Nachtwechsel uns lehren will; deren unaufhörliche, unsterbliche Rotation Wahnsinn scheint und Ergebnis mathematischer Voraussicht ist; deren rasende Schnelligkeit sentimentalen Rückwärts-Sehern brutale Vernichtung innerlicher Kräfte und heilenden Gleichgewichts vortäuscht, aber in Wirklichkeit lebensspendende Wärme zeugt und den Segen der Bewegung.
In den Gleisdreiecken, Gleisvielecken vielmehr, laufen die großen glänzenden, eisernen Adern zusammen, schöpfen Strom und füllen

sich mit Energie für den weiten Weg und die weite Welt: *Aderndreiecke,* Adernvielecke, Polygone, gebildet aus den Wegen des Lebens: *Man bekenne sich zu ihnen!*
Sie sind stärker als der Schwächling, der sie verachtet und fürchtet, sie werden ihn nicht nur überdauern: Sie werden ihn zermalmen. Wen ihr Anblick nicht erschüttert, erhebt und stolz macht, verdient den Tod nicht, den ihm die Gottheit der Maschine bereitet. Landschaft! – was enthält der Begriff? Wiese, Wald, Halm und Ähre. »Eiserne Landschaft« ist vielleicht das Wort, das den Tummelplätzen der Maschinen gerecht wird. Eiserne Landschaft, großartiger Tempel der Technik unter freiem Himmel, dem die kilometerhohen Schlote der Fabriken lebendigen, zeugungsträchtigen, Bewegung fördernden Rauch darbringen. Ewiger Gottesdienst der Maschinen, im weiten Umfang dieser Landschaft aus Eisen und Stahl, deren Ende kein menschliches Auge sieht, die der graue Horizont umklammert.
So ist das Reich des neuen Lebens, dessen Gesetze kein Zufall stört und keine Laune verändert, dessen Gang erbarmungslose Regelmäßigkeit ist, in dessen Rädern das Gehirn wirkt, nüchtern, aber nicht kalt, die Vernunft, unerbittlich, aber mehr erstarrt. Denn nur der Stillstand erzeugt Kälte, die Bewegung aber, durch Berechnung bis zu den Grenzen der Leistungsfähigkeit gesteigert, schafft immer Wärme. Die Schwäche des Lebendigen, der dem erschlaffenden Fleisch nachgeben muß, ist kein Beweis für seine Lebendigkeit – und die konstante Stärke der eisernen Konstruktion, deren Materie kein Erschlaffen kennt, kein Beweis für Totsein. Es ist im Gegenteil: die höchste Form des Lebens, das Lebendige aus Unnachgiebigem, keiner Laune gehorchendem, nervenlosem Stoff. Im Bereich meines Gleisdreiecks herrscht der Wille des konsequenten Gehirns, der, um des Erfolges sicher zu sein, sich nicht in einen unzuverlässigen Leib verpflanzte, sondern in den Körper von unbedingter Sicherheit: in den Körper der Maschine.
Deshalb ist alles Menschliche in diesem metallenen Bereich klein und schwächlich und verloren, reduziert auf die ihm angemessene Bedeutung eines bescheidenen Mittels zu stolzem Zweck – genauso wie in der abstrakten Welt der Philosophie und der Astronomie, der Welt der klaren und großen Weisheiten; da wandelt ein uniformierter Mann mitten zwischen den verwirrenden Systemen der Geleise, winzig ist der Mensch, in diesem Zusammenhang nur wichtig als Mechanismus. Seine Bedeutung ist nicht größer als die eines Hebels, seine Wirksam-

keit nicht weitreichender als die einer Weiche. In dieser Welt gilt jede menschliche Ausdrucksmöglichkeit weniger als die mechanische Zeichengebung eines Instruments. Wichtiger als ein Arm ist hier ein Hebel, mehr als ein Wink ein Signal, hier nützt nicht das Auge, sondern die Laterne, kein Schrei, sondern der heulende Pfiff des geöffneten Ventils, hier ist nicht die Leidenschaft allmächtig, sondern die Vorschrift, das *Gesetz.*

Wie eine kleine Spielzeugschachtel sieht jenes Häuschen aus, das dem Wächter, dem Menschen gehört. So geringfügig ist alles, was sich darin durch ihn, mit ihm abspielt, so nebensächlich, daß er Kinder zeugt und daß sie krank werden, daß er Kartoffeln gräbt und einen Hund füttert, daß seine Frau Dielen scheuert und Wäsche trocknet. Auch die großen Trauerspiele, die in seiner Seele stattfinden, verlieren sich hier, wie die Kleinigkeiten seines Alltags. Sein Ewig-Menschliches ist hindernde Zutat zu seinem Wichtig-Beruflichen.

Dürfen die kleinen Herzschläge noch vernehmbar bleiben, wo der dröhnende einer Welt betäubt? Man sehe in den klaren Nächten das Gleisdreieck, das von zehntausend Laternen durchsilberte Tal – es ist feierlich wie der gestirnte Nachthimmel: eingefangen darin, wie in der gläsernen Himmelskugel, sind Sehnsucht und Erfüllung. Es ist Etappe und Anfang, Introduktion einer schönen hörbaren Zukunftsmusik. Schienen gleiten schimmernd – langgezogene Bindestriche zwischen Land und Land. In ihren Molekülen hämmern die Klangwellen fern rollender Räder, an den Wegrändern sprießen Wächter in die Höhe, und Signale erblühen grün und leuchtend. Dampf entzischt geöffneten Ventilen, Hebel bewegen sich selbständig, das Wunderbare erfüllt sich dank einem mathematischen System, das verborgen bleibt.

So gewaltig sind die Ausmaße des neuen Lebens. Daß die neue Kunst, die es formen soll, den Ausdruck nicht finden kann, ist selbstverständlich. Diese Realität ist noch *zu groß* für eine ihr gemäße Wiedergabe. Dazu reicht keine »getreue« Schilderung. Man müßte die gesteigerte und ideale Wirklichkeit dieser Welt empfinden, das platonische »Eidolon« des Gleisdreiecks. Man müßte sich mit Inbrunst zu ihrer Grausamkeit bekennen, in ihren tödlichen Wirkungen die »Ananke« sehen und viel lieber nach ihren Gesetzen untergehen wollen als nach den »Humanen« der sentimentalen Welt glücklich werden.

So ein Gleisdreieck von machtvollen Dimensionen wird die zukünftige Welt sein. Die Erde hat mehrere Umformungen durchgemacht – nach

natürlichen Gesetzen. Sie erlebt eine neue, nach konstruktiven, bewußten, aber nicht weniger elementaren Gesetzen. Trauer um die alten Formen, die vergehen – ähnlich dem Schmerz eines Antidiluvialwesens um das Verschwinden der prähistorischen Verhältnisse.
Schüchtern und verstaubt werden die zukünftigen Gräser zwischen metallenen Schwellen blühen. Die »Landschaft« bekommt eine eiserne Maske.

Frankfurter Zeitung, 16. 7. 1924

GRUSS AN ERNST TOLLER

Seit drei Tagen ist Ernst *Toller* in Berlin, der Dichter der »Maschinenstürmer« und des »Hinkemann«, ein erfolgreicher Dramatiker, ein Lyriker von Kraft und Inbrunst und – was uns mehr bedeutet: *ein Märtyrer für das Proletariat,* der fünf Jahre in jener bayerischen Festung gesessen hat, die noch »Niederschönenfeld« heißt und inoffiziell in allen anständigen Ländern Europas die deutsche Kulturschande genannt wird. Wären wir noch in der Lage, uns den »Luxus eines Kulturgewissens« zu leisten, dann wäre heute Ernst Toller nicht der einzige lebendig der bayerischen Justiz Entronnene, dieser Justiz, die so wenig eine »irdische Gerechtigkeit« handhabt, daß man sich wundern muß, wenn man eines ihrer Opfer noch auf irdischen Pfaden wandeln sieht. Es ist eine geradezu metaphysische Justiz: schickte sie doch Ludendorff in die Walhalla und unzählbare Proletarier ins Jenseits! Deshalb grüßen wir in Toller einen Auferstandenen. Eine Wiederkehr aus bayerischer Gefangenschaft ist ebenso wunderbar wie eine Auferstehung.
Man kommt, ihn zu bestaunen. Die Presse ist so gedrängt in seiner Nähe, daß sich jeder einzelne Schmock auf seine eigenen Hühneraugen tritt. Ach! es ist dieselbe Presse, die sich gar nicht danach gedrängt hat, gegen die bayerische Festungshaft zu schreiben; dieselbe Presse, die ein Verbot in Bayern mehr fürchtet, als sie ein »Interview« mit Toller ersehnt; diese Presse, die sich alles leisten kann: Photographen, Zeichner, Berichterstatter – nur nicht eines: den Mut. Was ihr an dieser Eigenschaft abgeht, ersetzt sie durch Zudringlichkeit. Und so kann man seit drei Tagen sehen, wie fix die deutsche Journalistik ist, wenn

einer das Gefängnis *verläßt.* Aber seit sechs Jahren erleben wir es zweimal täglich, wie stumm sie ist, wenn ein er ins Gefängnis *gelangt;* und wie totenstill, wenn Proletarier massakriert werden. Sie ehrt den sozialistischen Tod durch Schweigen.

Ernst Toller sieht nicht wie ein »weltfremder Schwärmer« aus. Es ist Energie in seinem dunklen, jüdischen Gesicht, er hat den Blick eines Beobachters, nicht den eines versonnenen Träumers. Er spricht und formuliert schnell. Es ist Festigkeit in seinem Wesen, in seinem Gesicht der Skeptizismus des Erkennenden und die Hoffnung des Gläubigen. Gedanken, Hoffnungen, Enttäuschungen, Energien hat er fünf lange Jahre komprimiert. Plötzlich erlebt er die Freiheit, die immer ein Wunder ist, auch wenn man sie erwartet und sich auf sie vorbereitet. Es gehört eine große Kraft dazu, sich auf Sachlichkeiten zu konzentrieren. Rede und Antwort zu stehen, wo die Fragen so banal, so unwürdig sind, so gedankenlos, so schablonenhaft, wie sie frei herumlaufende, außer Festungshaft befindliche Journalisten hervorbringen können. Ich gestehe, daß ich mit Toller *kein* »Interview« gehabt habe. Auf die Frage: Wie geht es Ihnen? hätte er mir mit Recht antworten können: Ihnen gesagt – solange Mühsam in der Haft stirbt! ...

Und so gilt dieser Gruß an den befreiten Ernst Toller – seinen gefangenen Genossen. Von ihnen weiß der Dichter viel mehr zu erzählen als von sich selbst. Erich Mühsam ist nicht mehr fähig, ein halbes Jahr Festungshaft zu überstehen. Aber es ist auch nicht leicht möglich, ihn zu retten. Und so werden wir, so wird Europa zusehen, *wie ein Unschuldiger langsam zu Tode gefoltert wird.* Niemand regt sich darüber auf. Als Toller vorgestern im Residenztheater zum erstenmal seinen »Hinkemann« sah und am Schluß über die Qualen seiner Mitgefangenen sprach – wer war da von der Presse anwesend? Die Theaterkritiker der bürgerlichen Blätter, die auf ein Drama wie »Hinkemann«, weil es proletarische Schmerzen behandelt, den großen Bannfluch des Berliner Kritikerverbandes schleudern und aus gekränkter Ästhetenkehle »Tendenz! Tendenz!« schreien. Wo aber bleiben die Leitartikler? Freilich – die Begeisterung der Zuschauer war grenzenlos. Sie galt dem Stück, dem Dichter, den Gefangenen in Niederschönenfeld. Aber gültig ist hierzulande nicht die Stimme des Volkes. Über ein Stück entscheiden die Kritiker, über Leben und Tod der deutschen Dichter die Justizfeldwebel.

Im Rechtsausschuß des Deutschen Reichstages sprach Toller am näch-

sten Tage über die bayerische Justiz. Aber nur *ein* Demokrat kam und hörte zu. Alle bürgerlichen Parteien blieben zu Hause. Wie? Fürchteten sie eine menschliche Regung? Hatten sie Angst vor der Erschütterung des so unwahrscheinlich widerstandsfähigen Gewissens? Sie erinnern an die Anekdote von jenem Kapitalisten, der seinen Dienern zurief, als ihn ein verhungerter Bettler besuchte: »Schmeißt ihn hinaus! – Er bricht mir sonst das Herz!«
Man möchte nicht gerne einen befreiten Dichter begrüßen mit der Mahnung: Sie reden tauben Ohren. Ihr Genosse Mühsam leidet an Arteriosklerose. Es ist die deutsche Krankheit, Ernst Toller! Die Gehirnverkalkung grassiert! Erich Mühsam ist in der Gefangenschaft taub geworden! Aber die bürgerlichen Politiker sind schon längst taub gewesen! Indem wir Sie grüßen, weinen wir, Dichter Toller! ...

Josephus

Vorwärts, 20. 7. 1924

DAS AMT

Weil ich ins Ausland fahren will, muß ich in Ämter gehn, viele Ämter, graue Häuser, grauweiße Zimmer, zu Herren an Schreibtischen, zu Herren hinter Schaltern, zu Männern in alten Anzügen, mit vergrämten Gesichtern, mit Schnurrbärten und Glatzen, mit Scheiteln und Brillen, mit Blaustiften in den Rocktaschen – arme Männer, arme Ämter. Von manchen trennt mich nur eine Barriere, aber es ist eine Welt. Ich lehne an fremden Schreibtischen und sehe rote, blaue, violette Stempelkissen und breite Stempel, zerbissene Federstiele, Zahnspuren in braunen Bleistiften, alte Bilder, Wandkalender mit den Überresten vergangener, zerrissener Tage, Papierreste in den Fugen des Blechrahmens, abgenagt von den Zähnen der Zeit, die jeden Morgen, zum Frühstück, ein Datum verzehrt. Ich gehe durch Korridore, unwahrscheinliche, fast erträumte, an wartenden Menschen vorbei, die sich auf Regenschirme stützen und Zeitungen lesen. Manchmal geht eine Tür auf, und mein Blick stiehlt sich durch die Spalte für eine Sekunde in das Zimmer, in dem ein Herr sitzt, ein Schreibtisch steht, ein Kalender hängt, genauso wie in dem Zimmer, in das ich bald eintreten

werde, obwohl dieses die Nummer 24 trägt und jenes bereits 64. Zwei Fliegen summen an den Fensterscheiben und werfen ihre kleinen schwarzen Körper gegen das Glas, und eine dritte steht auf dem Blechdeckel des Tintenfasses und reibt sich mit einem dünnen Beinchen die Nase. Im Tintenfaß trocknet die Tinte, Krusten bilden sich an den Rändern, blauschwarze Krusten, verdorrte, vor der Zeit verkümmerte Ziffern, Ermahnungen, Akten.

Vorne sitzt ein junger Mann und hinten ein älterer. Der junge Mann ist hellblond, er hat ein sympathisches, widerspenstiges Haar, das sich keineswegs zu einem Scheitel hergeben will, eine runde Nase und einen roten Bogenmund und eine sanfte Mulde am Kinn, wie ein Mädchen. Die Kindheit liegt noch in seinem Angesicht, sein blaues Auge ist lieblich-strenge wie das eines Knaben, der »Räuber und Gendarm« spielt. An seinen Händen sind rundliche unfertige Finger, und schon steckt ein unwahrscheinlicher Ehering an einem. Auch rundet sich sanft die Weste über einem Bäuchlein, das Abzeichen der Karriere. Die Aktentasche ist noch neu, junge Frauenhände haben sie mit Frühstücksstullen gefüllt, an den Lippen des Beamten klebt noch die verschlafene Zärtlichkeit des Morgens, und er ist freundlich, sanft, sachlich, er macht einen bescheidenen Witz, um mich, die »Partei«, zum spaßhaften Widerspruch zu ermuntern. Er ist ein Mensch hinter der Barriere. Versunken die Wand, die uns trennte, eine trennende Welt ist zertrümmert, mit der Sehnsucht des Menschen auf einer verlassenen Insel sieht er mich an, dankbar, mit übervollem Herzen. Er ist wie der berühmte Stationschef, an dem der Expreßzug täglich vorbeirollt, ohne zu halten – und ich bin hier ebenso exotisch, fremd, geheimnisvoll wie ein Zug, der niemals hält. Dieser junge Beamte möchte mich festhalten, er will wissen, wie es in den Ländern ist, aus denen ich kam und in die ich fahre. Er will mehr wissen als nur von den Ländern. Er ist jung, er will einen Menschen hören, noch ist er mir verwandt, noch ist er unglücklich an diesem Schreibtisch, er kaut noch nicht an den Bleistiften, und auch er hat kühne Träume. Er hat noch den heiligen Glauben an die Unmöglichkeit, er ist entschlossen, dieses Zimmer einmal zu verlassen, Geld zu haben, in Expreßzügen zu sitzen, den Fudschijama zu sehn.

Aber wenn ich nach zwanzig Jahren wieder in dieses Amt komme, wird er der ältere Herr sein, der hinten sitzt und mich mit einem mißtrauischen Blick über den Brillenrand streift, ein älterer Herr mit einer

Glatze, von der sich die Haut in kleinen Schuppen schält. Neue Tinte wird Krusten bilden an den Rändern der Tintenfässer, die zweihundertste Fliegengeneration wird an den Fenstern summen. Und mein Freund, es ist furchtbar zu wissen, wird Bleistifte kauen.

Prager Tagblatt, 20. 7. 1924

DER FÜRST DES WELTALLS

Das ist der Bäckergeselle *Peter Ohlerich,* den ein allzu geringes Interesse für die Bäckerei dazu verleitet hat, *Fürst des Weltalls* zu werden, des Weltalls, nicht der Welt, des Kosmos also, des Universums – wenn man will: ein Gott, ein Nebengott in irdischer Residenz und menschlicher Gestalt. Man sehe daraus, wie weit es ein Bäckergeselle bringen kann. Über den Fürsten des Weltalls äußerte sein Richter, Amtsgerichtsrat K., folgendes: »Schade um ihn! Von geistiger Krankheit kann keine Rede sein, nicht einmal minderwertig ist er zu nennen. An richtiger Stelle würde er vielmehr Gutes leisten. Bedauerlich, daß solch ein Mann so tief sinken kann.« Nämlich: vom Bäckergesellen zum Fürsten des Weltalls.

Er nahm diesen Weg, der ihn über den Beruf eines Elektromonteurs in einige Untersuchungsgefängnisse führte, mit Energie und Bildungseifer auf, und niemand kann ihm vorwerfen, daß er seine Vorbildung vernachlässigt hätte. Der Elektrotechnik als der Wissenschaft von der geheimnisvollsten und furchtbarsten Kraft seines Weltalls brachte er eine Leidenschaft entgegen, die seiner Tugend und seinen Plänen gemäß war. Er kleidete sich mit dem persönlichen Geschmack und der unauffälligen Eleganz eines Fürsten, der inkognito bleiben will und nur entschlossen ist, sein Geheimnis zu lüften, wenn die kurzsichtigen Behörden ihn in seiner Laufbahn stören wollten. Im Gerichtssaal kann sich sein Anzug sehen lassen, der Rock eines kunstbegabten Schneiders, einreihig geschlossen, passend, ohne eng zu sein; der moderne Kragen mit auseinanderstrebenden Spitzen, kurz, bequem, gerade noch den Adamsapfel verbergend, die Atmung nicht behindernd; der mit sicherem Griff vor dem Spiegel geknüpfte Knoten der Krawatte, schmal, jugendlich, fast blütenhaft. So war er immer angezogen, wenn

er die Bäckerschürze ablegte, um sein fürstliches Leben zu beginnen, das keineswegs nur aus Genüssen bestand, sondern auch aus Pflichten, Intelligenz, Studieneifer, Arbeit und Übung in der Beherrschung der gesellschaftlichen Sitten und des sympathischen Auftretens. Er bekam gutbezahlte Stellungen. Seine Vergangenheit hätte man ihm nicht zugetraut. Man wußte nur, daß er aus Köln am Rhein stammte, nicht, daß er als Siebzehnjähriger schon wegen eines Sittlichkeitsdelikts eingesperrt war, nicht, daß er kleinere Betrügereien begangen hatte. Auch Elektromonteur ist noch keineswegs der eines Fürsten würdige Beruf, wenn auch schon ein bedeutender Unterschied zwischen den Materien: Teig und Elektrizität besteht, den niemand bestreiten wird. Allein, wirklich frei ist ein Monteur ebensowenig wie ein Bäcker. In solchen Fällen führt nur Unredlichkeit schnell zur Freiheit, besonders wenn man vor seinem eigenen Gewissen ein Fürst ist.
Man kann ein Fürst des Weltalls sein, und die Heimat kann einem doch gefährlich werden. Peter Ohlerich ging ins Ausland, nach England, Frankreich und Italien, und lernte viele europäische Gefängnisse kennen und die feinen Nuancen der europäischen Justiz, so daß er, wieder heimkehrend, vor Bekannten Vorträge über den Unterschied zwischen deutschen und außerdeutschen Strafanstalten halten konnte. Inzwischen hatte er auch die Sprachen seiner Völker gelernt, er spricht sie fließend – man könnte sagen, er sei ein Weltbürger geworden, wenn er nicht schon der Weltall-Fürst gewesen wäre. Er konnte wirklich alle Gestalten annehmen – nicht nur annehmen, sondern auch leben. Anfang 1915 kam er nach Berlin als preußischer Offizier mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse und dem türkischen Halbmond. Aber in einer westfälischen Stadt konnte er einem Zivilmantel nicht widerstehen, zumal da dieser einem Fremden gehörte. Kleinlich, wie die Menschen sind, fanden sie es auffällig, daß ein Offizier einen Zivilmantel trage. Die Polizei verhaftete Peter Ohlerich, zwei Beamte eskortierten ihn in der Eisenbahn. Da schlug er sie nieder und sprang aus dem fahrenden Zuge. Er kam wieder nach Berlin – als Stabsarzt und als reicher mexikanischer Farmer. So begab er sich in ein Amtsgericht, zum ersten Male freiwillig, denn er hatte eine wirkliche Mexikanerin mit Wertpapieren kennengelernt, und er bedurfte eines Beweises für seine Farmer-Existenz. Oh, wie trat er in diesem Amtsgericht auf! Vor ihm verbeugten sich Diener und Schreiber, denn er kam, um fürstlich, weltallfürstlich eine Schenkungsurkunde aufzusetzen; einen großen Teil seines

mexikanischen Vermögens stiftete er für das verarmte, hungrige Deutschland. Was bedeuteten gegen diese phantastischen Summen die paar Aktien, die er der Mexikanerin abnahm?
Er hatte es satt, ein Farmer zu sein. Er wurde *amerikanischer Stabskapitän.* So gefiel er sich besser und einer reichen Bielefelder Fabrikantentochter ungemein. Er entführte sie, nachdem er einen Scheck gefälscht hatte. Aber eine Flucht zu zweit ist bereits eine halbe Entdekkung. Man verhaftete beide. Und nun entsann sich Peter Ohlerich seines eigentlichen Berufes. Er gab sich als Fürst des Weltalls zu erkennen. Die Behörden führten diesen Rang auf Geisteskrankheit zurück. Peter war frei. Bis 1931. Da zeigte ihn seine Freundin an wegen Zuhälterei. Dem Kriminalbeamten, der ihn im Berliner Sportpalast festnahm, entkam er. Schnell verwandelte er sich in einen Ingenieur. Er war aus Stockholm. Er hieß Doktor Carlson. Er fuhr nach Köln. Und errichtete hier ein chemisches Laboratorium. Doch war auf die Dauer Stockholm geographisch und psychologisch zu nahe, zu gewöhnlich und eines Universumfürsten nicht ganz so würdig wie das exotische und romantische Buenos Aires. Peter Ohlerich war entschlossen, aus Buenos Aires zu stammen und den Namen Ulrich ererbt zu haben. Als Doktor-Ing. Ulrich wurde er Syndikus der Aero-Radio-Funkgesellschaft. Dennoch verschob er die Apparate dieser Gesellschaft auf der Leipziger Messe. Die Polizei ergriff ihn. Er gestand sofort – um nicht alles gestehen zu müssen. Er bat um ein schnelles Urteil. Aber jetzt rächte es sich, daß er seinem Prinzip untreu geworden war. Zum ersten Male blieb er freiwillig in der Gewalt der Behörde. Zum ersten Male bat er selbst um eine Verurteilung. Aber nun, da er wollte, konnte der Polizeirichter nicht. Diesem genügt auch beim besten Willen der Verdacht nicht und auch nicht das Geständnis des Täters. Er muß Zeugen haben. Da diese fehlten, ging die Angelegenheit den Instanzenweg der Gerichte. So entdeckte man Peters wirkliche Persönlichkeit. Er erhielt gestern ein Jahr und acht Monate Gefängnis. Er gab alles zu. Nur nicht die Zuhälterei. Das darf ein Fürst auch nicht zugeben.
Seine Physiognomie ist interessant wie seine Laufbahn. Sein Haar ist sorgfältig gescheitelt, halb hinaufgestrichen, die Frisur das Resultat eines nicht mühelosen Kampfes zwischen Kamm und eigentlichen Strähnen. Dieses Haar will romantisch sein, gelockt, und wurde gebürstet, niedergelegt. Die Stirn verläuft konvex, bildet einen feinen energischen Wulst über Brauen und Nase, gleichsam einen Wall zwischen

Hirn und Antlitz, zwischen Gedanken und Anschauung, Abstraktion und Beobachtung. Spitz im Profil ragt die Nase vor über langer Oberlippe, Instrument des Instinkts. Zueinanderstrebende Augenbrauen verleihen dem Blick strenge Bestimmtheit, den Ausdruck sachkennerischer Betrachtung. Klein, aber vorwitzig schaufelt das Kinn Mulden in die Luft, gibt dem Gesicht etwas Vorgestrecktes, Interessiertes, bedächtige Kühnheit. Beide Arme liegen auf der Bank, die Hände umfassen die Kante, bereit ist der Körper, jeden Augenblick aufzuschnellen. Peter hat im Innern eine Sprungfeder. Das ist Peter Ohlerich, der Bäckergeselle, der Monteur, der Farmer aus Mexiko, der Stabskapitän aus Amerika, der Ingenieur aus Stockholm, der Syndikus aus Buenos Aires, der Fürst des Weltalls. Er hätte nicht nur alles sein können, er war wirklich alles. Ein Jahr und acht Monate genügen zur genauen Erforschung der deutschen Gefängnisse. Ich zweifle nicht, daß Peter Ohlerich sich ihr fleißig und gründlich hingeben wird.

Frankfurter Zeitung, 23.7.1924

DER KRIEGSBERICHTERSTATTER

Er hatte Sonne im Herzen, seine »Unabkömmlichkeit bescheinigt« in der Tasche, er war der Mittler zwischen der Begeisterung des Hinterlands und der stumpfen Gleichgültigkeit der Front, er war der moderne Barde des modernen Krieges, seine Kriegsgedichte waren Telegramme, seine Muse war das Pressequartier, er war General-Interviewer und Siegesprophet, weit genug vom Schützengraben, um in Stimmung zu bleiben, nahe genug, um den Jammer zu sehn, und klug genug, um ihn zu verschweigen. Er war ein Marketender der öffentlichen Meinung. Zehn Kilometer hinter der Front hatte er seinen Berichterstattungsladen aufgeschlagen und verkaufte Zuversicht. Den Prostituierten, die, wie er, mitgezogen waren, um den Patriotismus zu erhalten, fühlte er sich keineswegs verwandt, obwohl er sich billiger, als sie es getan, verkauft hatte. Manchmal wurde er mit einer Latrine verwechselt – von Leuten, deren Geruchsorgan auf geistigen Gestank reagiert. Dennoch durfte er nicht benützt werden, denn nicht jeder Mißbrauch, sondern jeder Gebrauch wurde im Felde bestraft.

Er trug eine phantastische Uniform und als das Abzeichen der Presse, die er vertrat, nicht etwa den Revolver, sondern eine Feder. Deshalb hielt man ihn für einen »Waschlappen« und ignorierte seine militärischen Fähigkeiten, obwohl er den Krieg genauso verlieren konnte wie jeder bessere General. Er schlug zwar nicht sein Leben, wohl aber seinen heimatlich-redaktionellen Schreibtisch in die Schanze, als er in Gefahr war, die Schanze graben zu müssen. In den Ruhepausen und vor jeder neuen Musterung schrieb er schnell einen Haßgesang, ein Aushebungslied, und erreichte so, daß er in den vordersten Schützengraben der Kriegslyrik gelangte, die ihre Position hinter dem Armeeoberkommando aufgeschlagen hatte.
Hier schwebte er im Fesselballon über den Leichenfeldern, die nur aus diesem Grunde stanken. Und weil er ohnehin in Hindenburgs nächster Nachbarschaft kämpfte, hatte er es nicht weit bis zum Interview mit Ludendorff. Er übernahm es sogar, die Verachtung, die ihm Generale entgegenbrachten, statt ihrer zuvorkommend zu schlucken, damit jene reden könnten. Mit seiner tapferen Rechten stenographierte er für König und Vaterland.
Manchmal bekam er sogar einen Orden für tapferes Verhalten weit vor dem Feind. Dann fuhr er ins Hinterland und erzählte von »unsern Feldgrauen«, obwohl diese niemals von »unserm Kriegsberichterstatter« sprachen. Sie lasen nur gelegentlich, was er berichtet hatte, und bewunderten seine Phantasie, der die Sachkenntnis keine Hemmungen bereitete. Wild galoppierte sie dahin auf gepanzertem Pegasus. Sie ritt Attacken der Stimmungsmalerei. Es war die Kavallerie der Durchhaltekunst.
Aus allen gefahrlosen Zonen kehrte er glücklich heim, der Kriegsberichterstatter. Dann fuhr er nach Versailles. Heute macht er für neue Kriege Reklame. Er ist der Propagandachef der Firma Revanche, General und Co. Er verfaßt Leitartikelplakate. Er ist selbst eine Litfaßsäule der Begeisterung an den Ecken der Heerstraßen. Er sehnt sich nach Heldentaten, Haßgesängen und Interviews. Für ihn läßt Gott Stahlfedern wachsen.
Vorläufig berichtet er über Denkmalsenthüllungen. Er produziert nationale Belange. Er ist der Krupp der Phrasengeschosse. Er widersteht jeder Kontrollkommission, weil er ihr entgeht, wie er den Granaten entgangen ist. Es ist sein Schicksal zu entgehn. Wir büßen sein Leben mit unserm Tod. Er ist international: Hier heißt er Maurenbrecher und

in Paris Sauerwein. Er hat viele Namen und ist immer derselbe. Er unterscheidet sich von einer Hydra nur dadurch, daß sie Köpfe hat und er nicht einen einzigen.
Man kann ihm gewissermaßen nichts abschlagen ...

Josephus
Lachen links, 1. 8. 1924

DIE STERBENDEN TÄNZER

Ich habe die sterbenden Tänzer von Rügen gesehen.
Es waren alte Fischer und Fischerinnen in den schönen Mönchsguter Trachten, vier Paare, darunter ein buckliges Weiblein, dessen Tanz wie ein Abschied vom Leben war. Sie kamen alle aus einer versunkenen, farbenfreudigen Zeit, in der die Kleidung noch mehr bedeutet hat als ein Schutz von den Unbilden der Witterung. Die Männer trugen schwarze Röcke und bunte, rotbestickte Westen und lange Halsketten aus Silber und Gold, schwere Wasserstiefel und weiße, sehr kurze und weite Glockenhosen über den Stiefeln. Die Kopftücher der Frauen waren fest an die Stirnen gepreßt und ließen doch ein paar Haarlöckchen sehen. Ihre Blusen waren eng, und die Röcke weit und lang, es lag Züchtigkeit und Koketterie in dieser Kleidung. Ein Mann in dem Kostüm der Tänzer saß in der Ecke, bearbeitete eine Ziehharmonika mit beiden Händen, und vor ihm stand eine Pauke, die durch ein Pedal in Funktion gesetzt wurde. Der Musikant hatte einen Stiefel ausgezogen, und ich sah, daß er grobe graue Socken trug, wie sie ein Fischer brauchen kann, der oft in Gefahr gerät, kalte Füße zu bekommen.
Es war eigentlich keine Melodie, zu der hier gespielt und zu der hier getanzt wurde. Sie bestand aus zwei tiefen und zwei hellen Tönen, die abwechselnd erklangen. Es war wie ein unaufhörlicher Wechsel von Alt und Jung, von Stark und Schwach, Winter und Sommer, Ebbe und Flut, Wellenankunft und Wellenabschied. Wenn man will, war es die Musik des Meeres. Es kann auch die Musik des Lebens sein, der Generationen, der Tages-, der Jahreszeiten, die Musik des beständigen Wechsels, die Urelemente jeder Melodie ohne Nuancen und ohne Abwandlung. Denn in der Nähe des Meeres, dessen Brausen alles Hör-

bare frißt, kann man sich nur auf die Urelemente beschränken, die allein dem gefräßigen Rauschen standhalten.
Zu dieser Musik tanzten die Fischer den alten Gesellschaftstanz, Frauen und Männer zuerst einander gegenüber, dann einander an den Händen haltend, dann wechselnd, schließlich Rundtanz der Männer in der Mitte, Rundtanz der Frauen in der Mitte, während Männer und Frauen jeweils den Rhythmus durch Händeklatschen unterstrichen. Dieser Tanz hat ebenso wie die Melodie keine Steigerung, keinen Höhepunkt, er kennt keine Ekstase, aber auch keine Erschöpfung, und er hört nicht auf, sondern bricht ab.
Bei allen Tänzen sind die Figuren einander gleich, und nur die Reihenfolge ist verschieden. Auch die Musik ist immer die gleiche. Aber manchmal läßt ein Fischer einen Juchzer steigen, und es ist wie der plötzliche Schrei einer Möwe, vom südlichen Jodler ebenso verschieden wie der Pfiff dieses Vogels vom komplizierten Trillern der Lerche. Dennoch sieht man in diesem Augenblick die Urgemeinschaft zwischen Nord und Süd, zwischen Möwe und Lerche. Wenn der Bayer und Tiroler jodelt, wirbelt er sein Mädchen manchmal durch die Luft, oder er klatscht auf den Oberschenkel und jenen Körperteil, den man in Tirol und Bayern nicht umschreiben muß. Hier bleiben Fischer und Fischerin in der vorgeschriebenen Tanzbewegung. Aber hier wie dort kommt plötzlich die Notwendigkeit, durch Kehle und Stimmband den Tanz zu unterstützen. Plötzlich genügt die Musik nicht mehr, die Hand nicht mehr, der Fuß nicht mehr. Man möchte zehn Kehlen haben, um den Jubel hinauszuschreien. Es ist der Urschrei der Freude, der alte Liebesruf, das unartikulierte sinnlos-sinnreiche Röhren aus einer Zeit vor dem Turmbau zu Babel, da wir noch keine Grammatik hatten, sondern das primitive Esperanto der primitiven Leidenschaften.
Die Tänzer haben Texte, aber sie werden nicht gesungen. Das Meer würde sie verschlingen, wenn man sie sänge. In den Bergen darf man Texte singen. Sie hallen wider von den Felsen. Hier an der Küste ist der Text, den der Sturmwind singt, stärker als jedes menschliche Lied. Die Tänzer selbst haben die Texte vergessen. Sie können tanzen, aber nicht singen. Ich habe die ältesten befragt. Aber sie wußten nur ein paar Verse. Ein Tanz heißt: »Dunkler Schatten«. Sie wußten nur diese Zeilen:

Kum mit mir in dunklen Schatten,
Wir wulln leben as (wie) de Katten (Katzen),
Kieken ut de Luken rut (raus) ...

Und von einem anderen:

Schüttel de Büx (Hose), schüttel de Büx,
Nich zu langsam, nich zu fix ...

Und das bucklige Weiblein konnte eine ganze Strophe mit dünner Stimme hersagen:

Min ol Vadder Brouder Söhn
Set (sitzt) op den Stubenböhn (Stubenboden),
Rokt sin lange Pip --
Pipendanz,
Rosenkranz,
Buer wull mi steken --
Weit nich, worum,
  Dideldum,
Schlei mi bit Mäden;
Mäden, du Rodnding (Rattending),
Kunst du nich swigen (schweigen) --
Wat ick di taugesakt hab,
Wullst du wol kriegen ---

Niemand wußte mehr. Die paar Gebildeten wissen vielleicht mehr. Diese Fischer aber singen nichts. Sie werden auch nicht lange mehr tanzen. Sie sind die letzten Vertreter einer versunkenen Welt, sie sind die sterbenden Tänzer.
Vor dem Kriege kümmerte sich das preußische Unterrichtsministerium um die Erhaltung dieser volkstümlichen Trachten und Tänze. Es setzte Preise für die besten Kostüme aus. Jeder junge Fischer bekam hundert Mark im Jahr bar bezahlt und fünfzig auf sein Sparkassenkonto. Seit dem Krieg haben diese Zuschüsse, kulturhistorische Stipendien, leider aufgehört. Die jungen Fischer und Bauern von Rügen wollen Jazzband und Shimmy tanzen und Smokings und steife Kragen tragen. Ein ganzes Stück alter deutscher Kultur versinkt, und niemand

sieht's. Noch ist es zu retten, solange ein paar Tänzer leben und die letzten Reste heimischer Überlieferung.
Nach dem Tanz trank man Bier. Auch von der neuen Zeit war die Rede. Und man rauchte sogar Zigarren. Ein Fischer erzählte: »Ich habe einen Sohn verloren. Ich habe eine Tochter, und mein Haus hab' ich verkauft in der Inflationszeit.«
Das war für seine Begriffe ein langes Stück Lebensgeschichte. Er war überzeugt, daß er zuviel gesagt hätte. Also schwieg er und sah mich lange an und schüttete mir sein Herz auf optischem Wege aus.

Frankfurter Zeitung, 3. 8. 1924

DER SEHR ELEGANTE REISENDE

Der sehr elegante Reisende betrat das Abteil, in der Hand ein ganz winziges Etui aus weichem Leder, von einem Träger begleitet, der einen Koffer aus hartem Leder in das Gepäcknetz legte. Der sehr elegante Reisende bezahlte stumm, ohne auf den Träger zu sehen, ohne dessen Gruß zu erwidern. Sofort läßt er sich in die Polster nieder und wippt noch einmal, ehe sein Körper ruhig bleibt. Graue Lederhandschuhe streift er ab und legt sie in das kleine weiche Etui, dem er graue Zwirnhandschuhe entnimmt. Diese zog er an und liebkoste jeden Finger einer jeden Hand. Hierauf sah er in einen kleinen Spiegel mit ledernem Rücken, fegte mit der Rechten leicht über die Haare und sah durch das Fenster, ohne einen bestimmten Menschen oder Gegenstand zu betrachten.
Der Reisende war in ein unauffälliges Grau gekleidet und mit einer herrlichen violettschimmernden Krawatte geziert. Wohlgefällig und außerordentlich aufmerksam betrachtete er seine Füße, seine braunen Halbschuhe und den schönen Knoten der breiten Schuhbänder. Die Beine streckt er in dem Abteil aus, die Arme liegen in schöner Lässigkeit auf beiden Sitzlehnen. Bald zog der graue Reisende wieder seinen Spiegel hervor und fegte über die schwarzen dichten gescheitelten Haare mit Fingern, wie man mit einem leichten Federwisch über Nippessachen fährt. Dann wühlte er in seinem Etui, und verschiedene, sehr nützliche, geradezu unentbehrliche Gegenstände kamen zum

Vorschein: ein lederner Behälter für Schlüssel, eine Nagelschere, eine Birne, eine Schachtel mit Zigaretten, ein seidenes Taschentüchlein und eine Flasche Eau de Cologne.
Jetzt steckte der Reisende eine Zigarette zwischen die Lippen und suchte in den Taschen nach den Streichhölzern. Ja, wo waren die Streichhölzer? Wo waren die Streichhölzer, die eleganten, flachen Streichhölzer für die Westentasche mit den kleinen gelben jugendlichen Phosphorköpfchen?
Sie waren vergessen, verloren, gestohlen, verdorben, verschwunden, sie waren nicht da. Der sehr elegante Reisende hörte auf, den Raum zu beherrschen. Ja, er war sogar ein ganz klein wenig lächerlich mit seiner tadellosen Ausrüstung, der die Streichhölzer fehlten. Sein vornehmes, erotisches, olivengelbes Angesicht nahm eine hellbraune Färbung an. Das kleine weiche Lederetui in der Hand, ging er schnell in den Speisewagen.
Als er zurückkam, satt, ein bißchen Fett zwischen den Mundwinkeln, entnahm er ein ledergebundenes Büchlein seinem Paletot. Er schrieb mit einem silbernen Bleistift vertieft, versonnen. Er war ein Dichter.
Ja, er ist ein mondäner Dichter. Er ersinnt Frauengestalten, so ätherisch, so morphinistisch, so dünn, daß man sieht, wie sie aus dem Nichts geschaffen sind. Er ist ein Dichter auf Büttenpapier, seine Hand signiert dreihundertundeinundfünfzig Bücherdeckel im Jahr.
Aber als er sich vorneigte und sein Heft auf das Knie legte, sah ich, daß er Zahlen schrieb und addierte. Profane Dinge standen in dem schönen Buch.
Dann steckte er wieder eine Zigarette zwischen die Lippen, und sein olivengelbes Angesicht bräunte sich, und weil ich aussteigen mußte, war ich bereit, ihm meine Streichhölzer zu hinterlassen. Er aber wollte sie nicht nehmen. Denn es war eine ganz gewöhnliche Streichholzschachtel, groß, nicht für die Westentasche und mit groben rötlichen Streichhölzern gefüllt, die man keineswegs in ein Lederetui stecken kann, ohne sich zu blamieren.

Frankfurter Zeitung, 8. 8. 1924

DIE GRENZE

Hier, so sagt man mir, wäre die Grenze, und ein Gitter aus grauem Zinkdraht, wie ein Netz geflochten, bestehend aus den Maschen des Gesetzes, durch die man schlüpfen kann, beweist es.
Ja, ein Gitter trennt Land von Land, Heimat von Fremde, *Deutsches* von *Polnischem.* Ein grüner Zollbeamter, wunderbar dem unfruchtbaren Pflastergestein des Perrons entsprossen, besitzt den Schlüssel zu der Tür, die aus Deutschland nach Polen führt; er kann sie öffnen, er kann sie schließen, er hat einen Zauberschlüssel und weiß es nicht. Er ist groß, breit, blond und einfach, auf seinen Schultern ruhen die silbernen Epauletten der Verantwortung, in der starken Faust, auf deren Rücken blonde Härchen sprießen, hält er den Schlüssel zur Heimat, den Schlüssel zur Fremde und gebraucht ihn nicht.
Ihm gegenüber, neben dem Zug, den er bedient, steht der polnische Schaffner, die kleine, runde Mütze schief auf dem Kopfe, die letzten drei Knöpfe des Uniformrockes hat er geöffnet, eine graue Zivilweste mit Perlmutterknöpfen ist zu sehen. An seiner Hose ist eine Bügelfalte leicht angedeutet, und Gummibänder, Privileg der Offizierskaste, verbinden die Hose mit den Schuhsohlen.
Durch den Korridor des Zuges geht der Mann, der die Pässe beriecht, mit einem Gummistempel schnuppert er. Er ist bieder und zugleich verschmitzt, er hat listige Augen und einen braven Bauch, er ist Bürger und Spitzel, romantisch und nüchtern, er ist zwei Männer. Wenn er vom Dienst heimkommt, legt er seinen Kautschukkragen ab, das vordere Hemdknöpfchen aus gelbem Messing läßt er stecken, das wie ein Abendstern leuchtet. Dann spielt er mit dem jüngsten Kind und hält ihm seine große Roßkopfuhr an das kleine Ohr und sagt: »Tick-Tack, Tick-Tack.« Dann schläft er ein bißchen, steht auf, lädt seine Pistole, geht auf die Visa-Jagd und erlegt Reisepässe.
Ein kleiner polnischer Jude ist aus Amerika heimgekehrt. Hier an der Grenze erwartet ihn seine Familie. Der Jude trägt amerikanische Gewänder, einen Würfel aus grauem Stoff – das ist der Rock, und zwei längliche Rechtecke – das sind die Hosen. Er reist in Pantoffeln und geht so mit seiner Frau spazieren, in geblümten Pantoffeln, als wäre hier der Garten vor seinem Haus. Den Kindern, es sind drei Mädchen, hat er neue Kleider mitgebracht, und er fragt, was zu verzollen ist. Er

zeigt, daß er, Gott sei Dank, nicht zu schmuggeln braucht. Ein Mädchen heißt Perele, kleine Perle; in einem Kleidchen aus dünnem orangenem Tüll ist es dem Vater entgegengefahren. Jetzt nimmt er es jedesmal auf den Arm und wird schwach und muß es absetzen. Er reist mit vier Koffern von Chicago bis Jaworow. Für ganz Jaworow hat er Geschenke gekauft.

Alle Grenzbeamten betrachten die jüdische Familie. Die polnischen lächeln wie über einen alten Bekannten, der immer ein bißchen lächerlich war. Von den Deutschen möchte keiner eine private Meinung im Dienst haben. Es ist nicht verboten, in geblümten Pantoffeln auf dem Bahnsteig zu spazieren. Es ist nicht verboten, auffallend zu sein. Was ist da noch zu denken?

Plötzlich ist eine Tür ins Schloß gefallen, es war wie ein Schlag des Schicksals:

Der grüne Zollbeamte hat mit seinem Schlüssel die Gittertür geöffnet und geschlossen und ist heimgekehrt.

Der Jude aus Chicago fängt an, seine Kinder zu verstauen wie Kolli. Zum Schluß steigt die Frau ein. Sie hat einen weißen Reiher auf einem schwarzen Crêpehut, und es leuchtet der weiße Spitzensaum ihres Unterrocks auf dem Trittbrett. Der kleine Mann in den Pantoffeln starrt auf diesen Spitzensaum, steigt ein, und der Zug fährt.

In diesem Augenblick erblicke ich eine kleine Maus, die durch das Gitter huscht, hinüber auf die andere Seite – in die Heimat, in die Fremde? Alle Beamten blickten auf den Zug. War es eine Maus mit Paß oder eine Konterbandemaus? ...

Frankfurter Zeitung, 16. 8. 1924

ZIRKUS IM NEGLIGÉ

Vor den Zelten des Zirkus *Krone* in der *Danziger Straße* sitzt die Musikkapelle und bläst Märsche. Die Musiker sind dünn, jung, schmalgliedrig. Sie stecken in weiten, dunkelblauen, silberverzierten Uniformen, die Ärmel und Hosen schlottern um ihre zarten Gliedmaßen, und die Musiker sehen aus wie junge Rekruten, denen der Herr Wachtmeister die Monturen älterer Jahrgänge zugewiesen hat. Es ist

zehn Uhr vormittag. Der Zirkus ist soeben aufgestanden. Der Kassenschalter hat sein Auge aufgeschlagen. Aus den provisorischen Ställen dringt Gewieher der Pferde, Gebrüll der Löwen, tiefes, ernstes Grunzen der Ochsen, Krächzen der Papageien. Schon steht ein langer Inder im gelben Kittel auf einem Sockel und bietet Ansichtskarten feil. Der kleine abessinische Pferdejunge hat ein schmales, kleines, knochiges Gesicht, das glänzt wie das Reklameschild einer Schokoladenfabrik. Der Billetteur ist ein kleiner Tscheche. Er ruft: »Herrrein!« – und rollt das scharfe »r« auf seiner Zunge wie ein Feinschmecker, lange, langsam, genießerisch, bis es in den Gaumen hinabschmilzt. Der Löwenbändiger schreitet, furchtbar und schön in seinem roten, goldverzierten Pyjama, eine Art Heugabel in der Rechten, über den Hof. Die Heugabel ist, scheint es, das Frühstücksbesteck der wilden Tiere. Bald wir man ihnen große rote, rauchende, bluttriefende Pferdefleischwürfel zustecken, die Maggiwürfel für Bestien. Schon brüllen sie in ihren Käfigen nach Bedienung. Vor den Gittern stehen die Zuschauer, die schon gefrühstückt haben und infolgedessen nicht mehr brüllen.
Die Kamele drängen sich auf einem kleinen Podium hinter gespannten Seilen und strecken ihre langen Hälse ins Publikum. Man schenkt ihnen eßbare Kleinigkeiten. Sie schnuppern zärtlich, dankbar und fromm. Sie strömen eine gute Wärme aus. Ihnen gegenüber sind die Käfige mit den Straußen. Die Srauße sehen aus wie Kamele der Vogelwelt. Ihre Hälse machen geradezu kamelhafte Bewegungen. Mit einem Schritt ihrer langen Beine haben sie eine Diagonale durch den Käfig gezogen. Sie essen Hafer und Mais zum Frühstück. In ihrer Nähe heult ein Schakal aus Asien, und ein Somali-Luchs schleicht aus seiner Hütte hervor. Dann kehrt er wieder um. Auf eisernen Stangen hocken bunte Papageien. Sie heben eine Kralle und reiben den Schnabel. Sie haben ein Jucken in der Nase. Die Elefanten schieben ihre Rüssel durch die Gitterstäbe. Die Rüssel sind unten fleischig, rosa und weich und mit winzigen Härchen besät. Das Rüsselende erinnert an Schnecken.
Am wärmsten ist es in der Nähe der Ochsen, der Zebu-Ochsen und Stiere, die in Indien angebetet werden. In Europa dressiert man sie. Aber trotzdem strömen sie eine lebendige, heitere Wärme aus und einen scharfen Geruch. Es ist gleichsam eine gebeizte Wärme. Sie blikken gut und fraulich in diese Welt feindlicher Dompteure und Zuschauer. Sie sind wie gute, verzeihende Mütter. Sie vertreiben nicht einmal die schmarotzenden Fliegen, die sich auf den breiten Rücken

niederlassen. Nur manchmal läuft nervös ein Zittern durch das Fell, vom Nacken bis zum jüngsten Ende der Wirbelsäule.

Vom Dunst, den Mensch und Tier ausströmen, ist die Luft grau und das Tageslicht dämmerig. Aber es ist ein traulicher Dämmer. Der Lärm, zusammengesetzt aus Disharmonien, wird endlich harmonisch. Das zischende Fauchen eines jungen Tigers unterbricht die Melodie des Marsches nicht, sondern vervollständigt sie. Das dumpfe Muhen einer Kuh stört keineswegs den jugendlichen Triller der Piccoloflöte. Wohlgeordnet ist das akustische Chaos. Harmonisch ist das Durcheinander der Stimmen. Nur die menschliche Stimme stört. Ein weinendes Kind fügt sich noch in die gesetzmäßige Wirrnis der Laute. Ein erwachsener Mann aber, der »Kiek mal, Lotte!« brüllt, hört sich barbarischer an als ein Berberlöwe.

Gehen wir in den Pferdestall, wo die Schimmel und die Braunen stehen, jedes Pferd an die Wand gekoppelt, vor sich ein Stückchen grauer Zeltleinwand. Das ist seit Jahren die Welt. Ein Stückchen grauer Leinwand, ein schwarzer Riemen, ein bißchen Heu und Häcksel, ein Eimer, halb gefüllt. Die Beleuchtung wechselt, je nachdem, ob die Sonne am klaren Himmel wandelt oder ob Wolken sie verbergen. Rückwärts ist Raum genug. Aber wer kann sich umwenden? Von Zeit zu Zeit fühlt man die gute Hand des Wärters, den freundschaftlichen Schlag auf den Rücken und wedelt ein wenig mit dem Schwanz. Zur Abwechslung scharrt man mit dem rechten Vorderfuß im Stroh, scharrt und hört auf und fängt wieder an. Das ist alles. Aber wenn die Sonne untergeht und wir schläfrig werden, müssen wir hinaus, in Lichtmeere, in Klangströme, musikalische Orkane gehen über uns hin, wir wirbeln in strömenden Sonnen und in schrecklichen Gewittern aus Applaus ...

Die Hunde bellen eifrig, erbittert, feindselig, an den Pfosten angekettet, welche die Spitze des Zeltes an gespannten Seilen festhalten und wie künstliche Wurzeln des luftigen Gebäudes sind. Die Hunde zerren an den Ketten, an den Pfosten, der Platz ist weit, und man könnte sich stundenlag tummeln. Aber es geht nicht. Wenn ein Mensch vorbeigeht, werden die Tiere still, wedeln und senden flehende, untertänige Blicke aus weißen Augäpfeln empor. Immer wieder versuchen sie, ob es nicht gelänge, einen guten Menschen zu finden, der sie befreie von Kette und Pfosten. Aber Hunderte gehen vorüber, und kein einziger Mensch ist gut. Man wird wohl schon so sterben müssen einmal, an der Kette.

Wenn ich nicht irre, ist hier der Herr Direktor zu sehen, erkennbar an

der zweimal geschwungenen Uhrkette aus schwerem Gold über der Weste. In der Mitte, von der die beiden Kettenbögen auslaufen, klirrt wehmütig ein goldgefaßter Elefantenzahn in Miniatur, sooft er an einen Knopf anstößt. Der Herr Direktor begibt sich zur Kasse, wo die Leute in langen Reihen anstehen, er geht an dem ehrwürdigen Inder vorbei, der sich auf dem Postament verneigt wie ein Denkmal, das plötzlich aus Respekt lebendig geworden ist. Der tschechische Billeteur rollt einen Guten Morrrgen durch den Stall, und die Löwen begrüßen ihren Arbeitgeber mit dem schmerzlichen Gebrüll der Ausgebeuteten. Nur die klugen Papageien heucheln freudige Überraschung und reden alles, was sie gelernt haben. Die blauen Musikanten blasen einen Tusch.

Frankfurter Zeitung, 5. 9. 1924

EIN STRAUSS IST KEIN PFERD!

Ich bin nach *Ruhleben* gefahren, um die *Straußerennen* zu sehen, aber sie rannten nicht. Ein Strauß ist kein Pferd. Ich halte es für ein Unglück, daß die Pferde rennen. Aber ich habe mich damit abgefunden, wie sie selbst es getan haben. Der Italiener Signor *Franco Melonis* dagegen ist der Meinung, daß auch die Vogelwelt den Buchmachern unterworfen werden müsse. Er hat zehn Strauße nach Berlin gebracht und sie wochenlang dressiert. Er hat ihnen wunderbare Namen gegeben: Bellana, Stino, Battista, Petturu, Picolini, Ras Aluka und so weiter. Die Berliner veranstalteten ein Trabrennen nach Ruhleben, setzten sich und warteten. Dann kam ein Strauß, legte sich in den Sand und wollte nicht laufen. In diesem Augenblick fühlte ich das Walten einer höheren Gerechtigkeit. Gott leistete dem Buchmacher passiven Widerstand. Und Gott blieb siegreich. Im Kampf gegen Sensationsveranstalter pflegt er sonst zu unterliegen.

Über diese mißlungene Sensation brauchte man weiter nichts anderes zu berichten, als daß die versammelten Menschen lachten. Sie fanden es lächerlich, daß Franco Melonis sich blamiert hatte. Fünf erwachsene Männer, darunter ein Photograph, umstanden einen großen Vogel und baten ihn aufzustehen. Das war wirklich ein bißchen lächerlich. Der

Strauß blieb sitzen. Wochenlang, Tag für Tag, hatte er laufen müssen. Man setzte ihm ein Käppi auf den Kopf, band Ledergurte um seinen Hals und zwang ihn, ohne Ziel zu rennen. Was war das plötzlich für ein unheimlicher Druck auf dem Schädel? Die kleine Kappe wurde mit jedem Schritt schwerer. Wollte man den Kopf in den Sand stecken, um sie abzustreifen, so riß jemand rückwärts am Zaumzeug. Ein lächerliches Gefährt baumelte, schlenkerte. Eine Peitsche knallte. Menschen schrien.
Da wollte der Strauß weinen. Aber er war kein Mensch. Sein Herz klopfte nur. Sand war unter seinen Füßen, aber es war nicht der Sand der Heimat, der warme, trockene, feine, rieselnde Staubsand. Es war ein feuchter lehmiger Sand. Wolken jagten über die Welt. Man fror. Eine trockene Trauer stieg in die großen, scharfen, dunklen Augen des Vogels. Ein leises Zittern, das niemand merkte, lief in sanften Wellen über den langen Hals. Ein paar Federn sträubten sich.
Das war alles. In den Zeitungen stand nur: »Eine mißlungene Sensation«. Man lachte den Signor Franco Melonis aus. Der aber hat seine Absicht noch nicht aufgegeben. Am nächsten Sonntag wird er noch einmal die Natur herausfordern. Denn die Vögel sind teuer. Ein Strauß kostet 4 bis 5000 Goldmark. Und viel eher kann man von einem Strauß verlangen, daß er ein Roß werde, als von einem Menschen, daß er sein Geld »umsonst« ausgebe.

Frankfurter Zeitung, 6. 9. 1924

PIETÄT MIT HANDGRANATE

In der Berliner Technischen Hochschule wird sich bald ein Denkmal erheben, das den Zweck haben soll, die Gefallenen zu ehren und die besondere Bedeutung der technischen Wissenschaften zu bezeichnen: Es wird einen Krieger darstellen, der eine Handgranate schleudert. Der Plan ist perfekt, der Bildhauer hat den Auftrag, und es wird ihm nicht schwerfallen, ihn auszuführen. Das Denkmal wird in der großen Halle stehen. Es war höchste Zeit. Es war Zeit, die vielen Schwertschwinger und Speerwerfer durch den modernen Kämpfer zu ersetzen, das Symbolische ins Realistische zu übertragen, es war Zeit, nicht nur die To-

ten, sondern auch die Töter zu ehren, nicht nur den Tod, sondern auch sein Instrument. Es fehlte der Gesinnung, die unaufhörlich vorgibt, die Opfer zu betrauern, indessen sie den Frieden bedauert, ihr eigener plastischer Ausdruck. Noch hatte die Bestialität des chemisch-technischen Krieges kein Monument. Die Technische Hochschule wird es ihr widmen. Ich kann den Namen des Bildhauers, der das Denkmal ausführen soll, nicht erfahren. Ich würde den Schmerz, ihn kennenzulernen, gerne in Kauf nehmen, wenn es mir möglich wäre, ihm folgendes zu sagen:
»Mein Herr, haben Sie jemals eine Handgranate geschleudert? Fühlten Sie in Ihrer Rechten die komprimierte Hölle, die zum Ausbruch drängte, während Ihre Lippen bis 21 zählten, trocken, heiß, zitternd in der Furcht, daß Ihre hastigen Finger sich nicht schnell genug lösen könnten vom Tod, den sie schleudern sollten und der Sie selbst treffen würde? Sahen Sie jemals einem Menschen ins Auge, dem Ihre Handgranate zugedacht war? Und erlebten Sie die Wirkung? Ist Ihnen jemals ein getroffenes Antlitz aufgefallen, eine rote Höhle, das ganze Gesicht ein einziger roter, verbrannter Rachen? Haben Sie nie bemerkt, wie eine Menschengruppe auf Handgranaten reagierte? Wie sie in die Luft flog, zertrümmert, Leiber in Scherben, Hirnschalen in Brei, Gliedmaßen wirbelnd in Mannshöhe, Rippen in weißen und rötlichen Splittern? Wenn Sie es selbst nicht gesehen haben, so lassen Sie es sich sagen, daß jeder Mensch, der jemals eine Handgranate warf, unglücklicher war als der Getroffene. Seine eigene Seele zersplitterte, ehe des andern Leib zerbrach. Oder er war kein Mensch. Wenn Sie aber zufällig selbst eine Handgranate jemals warfen, und sie blieb dennoch das Objekt Ihrer Verehrung, dann wünschte ich, Sie stünden selbst anstelle Ihres Denkmals in der großen Halle der Technischen Hochschule, eine Stielhandgranate in der Rechten schwingend – ohne zu zählen. Sie würden zu spät erfahren, was dann geschähe. Ich wünschte, Sie wären Ihr eigenes Monument. Leben Sie wohl, mein Herr!«

So würde ich zu dem Bildhauer sprechen. Aber es wird nicht geschehen. Ein Handgranatenwerfer wird sich in der Halle der Hochschule erheben, ein schöner Jüngling aus Stein, voll verlogener Klassik, ein Soldat, wie er niemals gelebt hat und niemals leben wird. Am nächsten Morgen wird man das Denkmal einweihen, und ein Student wird eine Rede halten und geloben, daß er »weiterhin« Handgranaten schleu-

dern wird. Seine Rede wird genauso sein wie das Denkmal, klassisch verlogener Kitsch aus Wortmaterial, und zur Lästerung des Gedankens fügt sich die Schmähung des Wortes, wie wir es täglich erleben!

Frankfurter Zeitung, 8.9.1924

DIE KANZEL IM CHAOS

Über den Potsdamer Platz sind seit einigen Wochen Planken gespannt, wie eine Art hölzerner Wäscheleinen. Man baut Rettungsinseln (baut sie mit jener bedächtigen Gründlichkeit, die Berlin von anderen großen Städten der Welt unterscheidet, aber nicht vor ihnen auszeichnet). In der Mitte hat man eine hölzerne Tribüne errichtet. Ein paar Stufen führen zu ihr empor. Oben steht ein Polizist, durch einen Gummimantel vor den Unbilden der Witterung gesetzlich geschützt, und regelt den Verkehr, indem er eine Trompete mundhabt. Der Potsdamer Platz sieht aus wie ein Wohnzimmer vor einem großen österlichen Reinemachen. Der Schutzmann in der Mitte erinnert an einen Tapezierer auf der Leiter.

Das klingt ein bißchen blasphemisch, und ich bereue den Vergleich in demselben Augenblick, in dem ich ihn niederschreibe. Denn ich weiß, was der Mensch der Behörde schuldig ist: zehn Prozent Steuern, hundert Prozent Respekt. Und auf die Gefahr hin, daß nichts mehr für die Selbstachtung übrigbleibt, begebe ich mich in die Nähe der Tribüne, um mein Urteil zu korrigieren. Hier erlebe ich die Bekehrung zum Untertan.

Ich muß vorausschicken, daß ich mich schon in Gegenwart einer ebenerdigen Polizei anders fühle als in meinem Zimmer, wenn ich über sie schreibe; anders, das heißt: weniger sicher, weniger selbstbewußt. Es ist keine Kunst, ironisch zu sein, wenn man schreibt. Aber ich wüßte gern, ob die großen Satiriker der Weltliteratur es auch dann waren, wenn sie einer Polizei gegenüberstanden. Was mich betrifft, so habe ich die Erfahrung gemacht, daß meine Furchtsamkeit viel größer ist als mein Talent, ironisch zu sein.

Ich bin also besonders dazu prädestiniert, eine Obrigkeit zu fühlen, die oben ist. Der Polizist auf der Tribüne kommt mir anders vor als seine

Kollegen auf der Straße. Dieser Polizist hat einen besonders buschigen rötlichen Schnurrbart, massive Schultern, auf denen eine Menge Verantwortung Platz hat, den kühnen Blick der Türmer und Seefahrer, die muskulösen gespreizten Beine eines marmornen Denkmals und die entschiedenen befehlenden Armbewegungen eines großen Strategen, der eine Schlacht leitet. Seine Lenden sind gegürtet, ein Bajonett hängt an seiner linken, eine Pistole an seiner rechten Seite. Er ist der Herrscher über Berlin.

Er ist mehr als ein Herrscher. Seine Tribüne ist mehr als ein Thron. Ergriffen von der imposanten Statur und Tätigkeit des Mannes, habe ich plötzlich die Vorstellung, daß er den Verkehr nicht regelt, sondern zelebriert; daß sein hölzernes Gestell eine Kanzel ist; daß rings um ihn der Gottesdienst der neuen Zeit stattfindet. In frommer Andacht verharren die Gefährte auf einen Wink seines Zeigefingers. Wenn Automobile Knie hätten – sie würden sich auf sie niederlassen. Ich erlebe die Vision eines neuen Gottesdienstes, eines Götzendienstes wahrscheinlich. Ich vernehme den heidnisch-chaotischen Orgelklang der vielstimmigen Gefährte, das ungeduldige, drängende, mahnende, klagende Getue der Automobilhupen, die wie das Wimmern und Heulen der Verdammten sind. Ich habe die Vision des neuen Gottes, dem all dies gilt, eines Gottes aus Stahl, Eisen, Elektrizität, Stickgas und Banknotenpapier.

Kluge Techniker kommen aus Amerika und bringen das Modell eines Verkehrsturmes herüber, eines großen Turmes, der sich an Stelle der Tribüne erheben und der in der Nacht aus grünen, gelben und roten Augen furchtbar blicken wird. Es werden die bunten Augen des zwanzigsten Jahrhunderts sein, vor dessen unbekümmerter Muskelkraft unsere ganze subtile Ironie verkümmert, verweht und Nichts wird ...

Hoch oben, fast schon in die Wolken ragend, wird die Polizei sein, meiner Furchtsamkeit entrückt und meinem Spott wiedergegeben. Darauf freue ich mich.

Frankfurter Zeitung, 12.9.1924

AIDA-RUMMEL

Als Pietro *Mascagni* vor einer Woche nach *Berlin* kam, standen die Zeitungen am Bahnhof, die Kundschafter der Redaktionen und die Zeichner mit dem aktuell gespitzten Stift. Einer Dame blieb es vorbehalten, ihn zu erkennen. Hierauf stürzten sich sechs Reporter auf den Dirigenten. Einer hatte ihm schon unterwegs aufgelauert und ihn aus dem Zuge der Stadt Berlin apportiert. Am Abend las man in den Blättern die »Erinnerungen« der alten und die Interviews der jungen Journalistik. Indessen rasten durch die Stadt Automobile und regneten mit Ankündigungen der »Aida«-Vorstellung in der großen Automobilausstellungshalle, welche am Kaiserdamm gelegen ist und 12 000 Zuschauer fassen soll.

Vor einem ebenso großen oder noch größeren Publikum hatte Mascagni in den letzten Wochen dieses Sommers in *Wien* die »Aida« dirigiert; aber unter freiem Himmel. Der nahm der Veranstaltung den unangenehmen Charakter einer »Monster-Demonstration« und verlieh ihr sogar ein klassisches Profil. Das Riesenorchester, der ganzen Welt gleichsam preisgegeben, nicht zwischen Wände gezwängt, verlor die Hälfte seiner provozierenden Stimmgewalt, und des lieben Gottes freier Wind blies den Instrumenten ihren überflüssigen Schall in die Wolken, Wiesen und Bäume. Nach Berlin aber kommt Mascagni, wie es sich gehörte, beim Ausbruch der Saison, die übrigens eine echte »Saisong« zu werden verspricht. Die kalten Nächte sind da. Eine »Aida«-Vorstellung vor 12 000 Personen *muß* jetzt in einem Haus stattfinden. Die Natur selbst sorgt dafür, daß in Berlin ein »Rummel« wird, was in anderen Städten immer noch eine populär-romantische Angelegenheit war.

Und es wurde ein Rummel. Eine »Revue« ist nichts dagegen. Polizei, Automobile, Droschken, Passanten, Zeitungshändler, Taschendiebe, herrenlose Hunde und Kinder bilden eine Stunde vor Beginn einen einzigen Riesenknäuel. Diese Stadt leidet an einem Überschuß derjenigen, die auf eine Art *jus primae noctis* der Sensationen Anspruch erheben. Sie sind immer aufgeregt, vergrämt, erbittert, ich möchte sagen: freudig erbittert, mit Behagen halb überfahren, genießerisch gefährdet, und sie kosten alle Lebensfreuden dort, wo diese bereits tödlich werden. Die Genießer strömten, zwängten sich, schlugen sich in die Ausstellungshalle durch. Infolgedessen war sie gefüllt.

Gefüllt, dunkel, schmal unendlich, von summenden, brausenden Stimmen durchflutet, von Schweiß und animalischer Elektrizität geladen; kurz: ein Berliner freudiges Verhängnis. Unter beziehungsweise vor den Anwesenden bemerkte man (aber nur, weil man sie suchte) den Reichsaußenminister *Stresemann*, den Polizeipräsidenten *Richter*, ein paar berühmte Operettenkomponisten, die hier offenbar den Neid lernen wollten. Die Vorstellung begann, die Musik donnerte, blitzte, die Pianos wuchsen sich aus, schwollen an zu Fortissimos, es war eine gedunsene Musik, und es fehlten nur die Hupen der heimischen Automobile, die man eben der »Aida« wegen hinausgeschafft hatte. Schließlich kamen wirkliche, lebendige *Kamele* aus dem Zoologischen Garten auf die Bühne, in den letzten Reihen wurde es lebendig, jeder wollte die Kamele genau sehen, die Tiere selbst sahen beschämt weg, und ich erwarte, daß sie einen guten Eindruck von der menschlichen klassischen Musik behalten haben.
Mascagni erschien, und 24 000 Hände klatschten, 24 000 Füße trampelten; er nahm Lorbeer- und Oleanderkränze entgegen, Kränze von überdimensionaler Sinnigkeit, die man den Maßen des Raumes angepaßt hatte. Von den Wänden klatschte es zurück, wie ein geschwollenes Ungeheuer spannte sich das Echo über die Halle und schleuderte aus tausend geöffneten Rachen Rufe, Drommeten, Gesang und Gestampfe wider. Es war wie eine antediluviale Oper, eine Musik aus prähistorischen Quadern, übermenschlich, ein köstliches Vergnügen für Giganten und Titanen.

Frankfurter Zeitung, 16. 9. 1924

VERLEGER-TEE

Die Berliner Verleger sind durch den Herrn Johann O. Trebicz auf die gute Idee gebracht worden, sogenannte *»Verleger-Tees«* zu arrangieren, bei denen das Publikum – Kaffee trinkt und zu denen die Presse eingeladen ist. Die Autoren dieses oder jenes Verlages lesen aus ihren Werken vor. In der Pause kann man Bücher kaufen, die im Vorraum ausgestellt sind. So lernt der Leser den Autor persönlich kennen, der Kritiker beide. Es ist eine glückliche »propagandistische« Idee.

Ich war beim letzten »Verleger-Tee« des Verlags »Die Schmiede«, hörte Albert *Daudistel* ein starkes Romankapitel vorlesen, Walter *Hasenclever*, Rudolf *Leonhard*, Leo *Matthias*, Alfred *Wolfenstein* und ein Kapitel aus einer Erzählung von Ernst *Weiß*. Ein Schriftsteller, der neben mir saß, zitierte Karl Kraus: »Ein Autor, der liest, ist wie ein Kellner, der ißt.« Es war ein glückliches Zitat, in einem Augenblick ausgesprochen, in dem die Kellner servierten, während die Dichter lasen.

Denn so ist es in Berlin, wo fast jede Kulturveranstaltung von dem Nebenzweck gestört wird, der mit ihr verbunden ist. Ein »Verleger-Tee« findet zum Beispiel in dem Kabarett »Die Gondel« statt, der Eintritt ist frei, und der Gastwirt muß verdienen. Das sind Zusammenhänge, die man ohne Erläuterung nicht versteht: Würde man Eintrittspreise verlangen, so würde sich kaum ein Drittel derjenigen für den »Verleger-Tee« interessieren, denen bei freiem Eintritt ein Interesse für die Literatur passiert. Vom Inhaber eines literarischen Kabaretts kann man selbstverständlich kein Verständnis für die prekäre Lage der Literatur erwarten. Er stellt den Raum umsonst zur Verfügung. Dafür räumen ihm die Veranstalter das Recht ein, sämtliche Besucher zum Kaffeetrinken zu *zwingen*. Und so geschieht es. Aus Angst, ein paar Besucher könnten dem Kaffee entgehen, beeilen sich nervös beflissene Kellner, mit Tassen und Besteck zu klirren, während der arme Autor auf dem Podium liest. Der Saal ist voll, ein paar Glückliche haben keinen Tisch mehr gefunden, und da man ihnen keine Kaffeetasse in die Hand drücken kann, entgehen sie zwar dem Genuß, den Autor zu hören, aber auch dem Unglück, Kaffee trinken zu müssen. Solange die ersten drei Autoren lesen, wird geklirrt. Während die letzten drei lesen, wird kassiert. Und man begreift, daß die Angst um das Geld stärker ist und zu dringlicheren Störungen Anlaß gibt als die Furcht um ein paar entwischende Nicht-Trinker. Ich warne jeden, der in Berlin einen »Verleger-Tee« besucht, aus der Qualität des obligaten Kaffees, den er ja einnimmt, auf die des Autors zu schließen, den er selber *nicht* genießen kann. Der Kaffee ist schlecht und *muß* mit Kuchen eingenommen werden. Das kostet *zwei Mark und fünfundsiebzig Pfennig*. Man muß Gott danken, daß man nicht Sekt eingeflößt bekommt.

So wird die gute Idee barbarisch ausgeführt. Der Kaffeesieder profitiert. Der Dichter, trunken von seinem eigenen Wort, wie es sich für Dichter gehört, kommt niemals auf die Idee, den Kellner sprechen zu

lassen und zu verstummen, wo die höheren Interessen des Gastwirts zum Ausbruch drängen. In der Atmosphäre dieser *verdienenden* Stadt, in der Luft des »Noch und Noch« wird fast jede geistige Veranstaltung zum »Klamauk«.

Frankfurter Zeitung, 18. 9. 1924

WIEDERBELEBUNG DURCH 20 000 ZINNSOLDATEN

» ... hat seine Jugendneigung beibehalten und spielt noch heute mit seinen Soldaten ...«

Generalmajor Graf v. d. *Goltz*

Es ist nicht das erstemal, daß ein belangloses Ereignis die historische Bedeutung eines Symptoms gewinnt; wohl aber ereignet es sich nicht oft, daß eine Richtung den ganzen Jammer ihres geistigen Zustands in einer einzigen Belanglosigkeit so treffend, so *sich selbst* treffend enthüllt, daß sogar dem Karikaturisten nichts mehr übrigbleibt, als zu photographieren.

Unter dem Protektorat des Generalmajors Grafen *v. d. Goltz* veranstaltete die »Deutsche Zeitung« eine *Zinnsoldaten-Austellung* in den Räumen des Pochwaldt-Konzerns in der Steglitzerstraße. Oh, das ist nicht welterschütternd! Der Verkehr in der Potsdamerstraße leidet nicht darunter. Es fehlt leider an Reklame. Diese Ausstellung verdiente es, populär zu werden. Der Prinz Oskar von Preußen hat sie eröffnet. Der Generalmajor v. d. Goltz hat sie mit einem Geleitwort noch besser gekennzeichnet, als sie es ohnehin schon war. Der Leutnant a. D. *Sander* ist der Hersteller der Zinnsoldaten. Von ihm sagt der Generalmajor: daß der Leutnant »seine Jugendneigung beibehalten hat und noch heute mit seinen Soldaten spielt«, allerdings »aber nicht mehr wie ein Kind« – was um so verwunderlicher ist, als ja erwachsene Offiziere leider nicht mit Zinnsoldaten, sondern mit lebendigen aus Fleisch und Blut zu spielen pflegen.

Da wird eine Division aus Zinnsoldaten gezeigt – es sind 20 000. Die »Deutsche Zeitung« will sie gezählt haben. Sie befinden sich auf einem fünfzehn Quadratmeter großen Tisch. Ich glaub's gerne, daß es 20 000

sind. Eine militärische Zinn-Revue. Noch und noch. Buntbemalte Häuschen aus Pappe, Brunnen, Sand, Wasser, Maschinengewehre, Minenwerfer und spanische Reiter, Brücken, Tanks, Haubitzen, ein Fesselballönchen, die ganze Brutalität des Krieges im Format der Kindlichkeit, eine sinnige Grausamkeit, die nichts vergessen hat, nicht einmal das Blut, nicht einmal die Verwundeten. Man sieht es an und lächelt. Plötzlich aber erschüttert die grauenhafte Symbolik, die der Verfertiger mit den wenigen Jugendneigungen nicht gewollt hat und die um so deutlicher hervortritt. Es ist, als ob sich die Materie an ihrem Vergewaltiger hätte rächen wollen. Die ganze naturalistisch grausame, farbige, peinlich getreue Darstellung wird unwahrscheinlich, phantastisch, wahnwitzig. Ein zierlicher geschniegelter Mord wandelt durch diese bleierne Welt. Mit behutsamer Sauberkeit erledigt er sein gräßliches Werk. Mit einer minutiösen Exaktheit vollzieht sich das Weltgericht über zwanzigtausend bleierne, geputzte, saubere Körperchen. Die süßen kleinen Heldchen werfen Handgranätchen fürs Vaterländchen. Die spanischen Reiterchen sind so sauber, daß es keinem Soldaten aus Blei einfällt, sie mit seinem Blut zu verunreinigen. Dieses liebliche Feldchen der Ehre ist dem Schutze des Publikums anvertraut. Auf jedes Klümpchen Blut steht eine Geldstrafe von zehn Mark. Es ist die Vision eines pedantischen Mörders, erlebt durch ein umgekehrtes Opernglas. Und der Anblick dieser Division, die in der Ruhe sich bewegt, im Stillstand lebt, in der bleiernen Erstarrung funktioniert, unermeßlich in ihrer Winzigkeit, entsetzlich in ihrer Akkuratesse – der Anblick dieser Division ist furchtbarer noch als das Erlebnis einer wirklichen Schlacht. Man stelle sich die apokalyptischen Reiter in Einzollgröße vor, die Pest in einer einzigen Giftpille. Es ist die trauliche Heimwelt eines Kasernengehirns, ein Familienspiel im engeren Kreise exerzierender Gedanken, das Produkt jener stillen Stunden, in denen der Geist beim Leutnant Einkehr hält ...
Nein, es hat sich nichts Erschütterndes ereignet! Ein Leutnant hat eine bleierne Division dargestellt, auf einem Tisch, der fünfzehn Quadratmeter mißt. Ein Generalmajor behauptet, diese Ausstellung wäre eine »Erinnerung« an unsere gefallenen und schwer verwundeten Kameraden, für die Überlebenden und Gesunden eine Wiederbelebung des Großen, was sie geleistet haben«. Er wäre nicht der Generalmajor, der er ist, wenn er nicht hinzufügen würde: »und als Mahnung für die Jungen.«

Nicht viele reaktionäre Generalmajore haben so viel Richtiges auf einmal gesagt. Ja, diese Ausstellung ist eine Erinnerung an die Gefallenen, für den Pochwaldt-Konzern in der Steglitzerstraße Gefallenen. Ja, diese kleinwinzige Division ist eine Wiederbelebung des Großen, des großen Leids, das wir erlitten; und sie ist eine Mahnung an die Jungen...

Ganz Deutschland sollte diese Ausstellung sehen. Sie ist ein grausamer Witz, um den die größten Satiriker die »Deutsche Zeitung« und den Leutnant Sander beneiden könnten. Ein tragischer Witz. Nur den Veranstaltern dieser Ausstellung und ihrem prinzlichen Eröffner und den Besuchern aus ihrer moralischen Verwandtschaft kann es gelingen, im Anblick dieses Zinns ernst zu bleiben. Der gesunde Menschenverstand schüttelt sich vor Lachen über eine gelungene Selbstparodie.

Aber das Herz erstarrt, und die Götter verhüllen ihr Haupt.

Frankfurter Zeitung, 23.9.1924

VOLKSBÜHNE

»Der tote Tag« ist die Tragödie des ewigen Kampfes zwischen Mutter und Sohn, des Krieges zwischen dem männlichen, dem Vater-Prinzip, und dem weiblichen, der egoistischen Liebe der Mutter. Das Ewig-Mütterlich-Weibliche zieht uns hinab, zurück in die animalische Region des Schoßes, der wir, die Söhne, zwar entsprossen sind, aber nicht mehr angehören. Wir sind, im Gegenteil, dem Kampf, der Welt, dem Leben entgegengeboren. Es ist die Tragödie des jungen Parzival, ehe er Herzeloide, seine Mutter, verläßt und sie mit dem Abschied tötet. Ernst *Barlach*, der Bildhauer und Dichter, verkehrt das Parzival-Thema ins Tragisch-Ausweglose. Die mütterliche Kraft ist stärker als des Sohnes Berufung. Die Mutter tötet das Zauberpferd, das draußen, freudig wiehernd, auf den Sohn gewartet hat, das geflügelte Tier, den Pegasus der Genies. Im alten Parzival-Epos ist das Pferdmotiv auch vorhanden. Da sattelt Frau Herzeloide dem Knaben einen alten Klepper, der den Reiter lächerlich machen und vielleicht in die Arme der Mutter zurückführen soll. Aber der Optimismus des mittelalterlichen Dichters, seine südliche Lust, in einigen tausend Versen die Taten sei-

nes Helden zu erzählen, läßt das Unglaubliche wahr werden: Parzivals Lebensmut beflügelt den lahmsten aller Klepper. Der Mutter Hoffnung schwindet. Sie stirbt. Der Sohn triumphiert über den mütterlich-animalischen Egoismus. Bei Ernst Barlach ist die Mutter-Sohn-Tragik konsequenter, dramatischer und voller. Die Mutter erträgt den Schmerz des Sohnes um das verlorene Sonnenroß nicht und tötet sich. Der Sohn folgt ihr in den Tod.

Dieses einfache Geschehen ist im »Toten Tag« eingebaut in die phantastisch-gruselige Welt boshafter Hausgeister. In dem Hause, in dem Mutter und Sohn leben und gegeneinander kämpfen, lauern Steißbart und Besenbein. Der Alb erscheint, sehr körperlich und im magischen Licht eines blauen Scheinwerfers, bereit, sich vom Sohn ermorden zu lassen, auf daß die Welt von ihm und er von sich selbst erlöst werde. Des Jungen Kräfte sind zu schwach, zu sehr ist er der Sohn der Mutter, zu wenig der Sohn des Vaters, des Unbekannten, des Gottes, wie die Mutter behauptet. Der Alb geht hohnlachend davon. Als der Morgen graut, erweist es sich, wie recht er hatte: An diesem Morgen tötet die Mutter das Roß, schneidet sie mit dem Küchenmeser dem Sohn die Zukunft ab. Kule ist da, der alte Blinde, heimgekehrt zur Frau, die er vor Jahren verlassen, er sitzt am Herd und hat keine andere Aufgabe als die: Sentenzen zu sprechen und den vergeblichen Versuch zu machen, die Schuld der Mörderin eine Zeitlang auf sich zu nehmen: bis die Mahnung Steißbarts, des unsichtbaren Hausgeistes, die Blutschuld der Mutter an das trübe Licht des toten Tages bringt und die bekannten Konsequenzen zeitigt.

In diesem trüben Licht spielt sich alles ab: Die Worte haben einen dunklen Sinn, sie liegen gewissermaßen wie Nebel oder Mäntel über ihrem eigenen Sinn. Der Haß wühlt unsichtbar wie der Hausgeist in den Menschen. Nicht nur Kule, der Blinde, ist blind. Auch die scheinbar Sehenden sind es. Sie tasten im Metaphysischen wie der Blinde im Zimmer. Die Handlung, den Gesetzen und Bedingungen der »unterbewußten« Welt entsprossen und ihnen folgend, bekommt niemals fest umgrenzte Kontur. Alles Faßbare ist symbolisch. Die Menschen sind es auch. Deshalb werden sie nicht »Gestalten«. Ihre Umrisse verschwimmen. Diese Dichtung ist noch im Fluß. Der Bildhauer Barlach behandelt Worte wie Marmor. Aber im Stein gewinnt das Werk durch die Materie allein schon Grenze und Bestimmtheit. Die Worte aber, die Worte sind selbst fließendes Material. Man muß sie länger meißeln als den Stein.

Die Spielleitung (Paul *Günther*) unterstützte das Verschwimmende der Dichtung, statt es zu verbannen. Sie legte Wert und Gewicht auf das Musikalische. Sie hätte plastischer sein müssen. Sie gab schließlich Frau Johanna *Koch-Bauer* die unendlich diffizile Rolle der Mutter. Frau Koch-Bauer war ihr nicht gewachsen. Man vermißte den großen Schmerz. Es war nur der physische, sichtbare und hörbare Ausdruck des Schmerzes. Fränze *Roloff* sprach den unsichtbaren Steißbart. Es war ein Experiment, ein sehr oft gelungenes physikalisches Wunder: durch akustische Mittel eine optische Scheinwirkung hervorzurufen. Den Sohn gab Carl Ludwig *Achaz*, der einzige an diesem Abend, der das Gestaltlose zur Gestaltung reifen ließ und dessen Ekstase glaubhaft wurde. Er ist eine berechtigte Hoffnung der neuen Bühne.
Die musikalische Untermalung besorgte Wolfgang *Zeller*. Aber die Herren *Hannemann, Wälscher* und Frau Koch-Bauer *sangen* ihre Rollen, als hätten sie die Aufgabe gehabt, Zeller zu ergänzen. Mehr Gestaltung und weniger Melodie wären besser gewesen ...

Vorwärts, 26. 9. 1924

»MICHAEL KRAMER«

Im *Deutschen Theater* wurde *Gerhart Hauptmanns* »Michael Kramer« in der Regie Richard *Gerners* mit jener Feierlichkeit aufgeführt, welche die Anwesenheit hoher Gäste anzudeuten pflegt: Gerhart Hauptmann war da. Er verneigte sich am Schluß, groß, schwarz gekleidet, ehrwürdig, erfolggewohnt und sehr weißhaarig, noch ein Lebendiger und schon ein Heros, noch in dieser Zeit und schon aus einer vergessenen.
Über »Michael Kramer« liegt der wehmütige Schimmer des Vergangenen. Um von dieser Tragödie des gehobenen Mittelstandes ergriffen zu werden, müssen wir schon einige Voraussetzungen historischer Natur erfüllen. Tausend deutsche Akademieprofessoren, tausend Michael Kramers haben ihre Söhne im Kriege verloren. Millionenfach hat der Vaterschmerz in Europa geklagt, gestöhnt und in erhabenem Trost oder in kläglichem Alltag sein Ende gefunden. Hier ist ein Drama, das in vier Akten fast nur vom Vaterschmerz handelt. Gewiß müssen wir ihn mitleiden. Aber wir müssen auch *vergleichen*. In diesem Drama

stirbt ein junger Mann eines dummen Mädchens wegen, von spießigen Stammtischmenschen in den Tod gehetzt. Gewiß ist die Tragik eines Menschentodes gleich groß: ob er die Folge einer großen Idee oder eines kleinen Mädchens ist. Aber seitdem dieses Drama zum erstenmal aufgeführt worden, sind zahllose junge Menschen den Tod für Ideen und den Opfertod für Verlogenheiten gestorben. Wir *müssen* vergleichen ...

Erst nachdem wir solche historische Voraussetzungen erfüllt haben, gelingt es, mitzuleiden und mitzuweinen. Dann aber ersteht auch der Glanz der Dichtung wieder neu, die goldenen Worte schimmern, und das alte Weh der Welt wird fühlbar. Man wünschte sich in dieser Vorstellung nur einen mehr geschlossenen, knapperen Michael Kramer, als es der Eugen *Klöpfers* ist. Klöpfer dehnt die Tragik durch die Ausdrucksmittel leidender Alltagsmenschen, durch Stöhnen, Ächzen, schmerzliche, banale Urlaute der Bürgerlichkeit so sehr, daß er die Tragik durchbricht. Er mischt Ungemütlichkeit in die hohe Festlichkeit des Wehs. Eine strengere Selbst- und Regiezucht täte not. Paul *Bildt* als Maler Lachmann war beherrschter und erzielte in aller Bescheidenheit doch eine vollendete Wirkung. Als Sohn vereinigte Mathias *Wiemen* die tragische Groteske des Körperlichen mit der erbärmlichen Verstocktheit einer sündigen und heiligen Seele. Es wäre noch die intellektuell, pointiert erfaßte, aber dennoch gut erlauschte Liese Bänsch der Anni *Mewes* zu erwähnen.

Vorwärts, 27. 9. 1924

»DER UNWIDERSTEHLICHE KASSIAN«

Dieses »Abenteuer eines Oberlehrers in drei Akten« ist kein »Stück«. Es ist in keines der dramatischen Gattungsfächer einzureihen. Es ist nichts als ein Abenteuer in drei Akten. Ein allen Gesetzen der dramatischen Überlieferung, des Handwerks, des »Baues« Hohn sprechendes »Stück«. Jede Pointenmöglichkeit wird ausgenutzt. Man geht auch dem billigsten Witz nicht aus dem Weg. Um das dürre Gerüst einer sehr schwächlichen Handlung hängen Witze. Es ist, als hätte man an einem kleinen, ärmlichen Weihnachtsbäumchen unzählige Nüsse und

Pralinés angebracht – guter und schlechter Qualität. Die Erfinder dieser unverdient, aber mit rücksichtsloser Witzigkeit behängten Handlung sind die beiden *Brüder Golz*, die in Wien und Umgebung bekannten und mit verdienter Liebe behandelten. Sie sind eine Besonderheit, eine Spezialität des ironiebegabten, fruchtbar-geistigen, sich selbst und die anderen karikierenden Judentums.

Der Oberlehrer, dem im *Komödienhaus* das »Abenteuer« zustößt – eine junge Frau flieht mit ihm, um ihren Mann eifersüchtig zu machen, flieht aber gerade mit ihm, um den Mann *nicht* eifersüchtig zu machen –, ist *Ralph Arthur Roberts.* Dieser Komiker in der Maske eines jener Affenmenschen, die in den höheren Lehranstalten so oft und so redlich Naturgeschichte unterrichten, mit rötlichem Bart und spärlichem Haupthaar, einer noch nicht entschiedenen Glatze, behaftet mit sächsischem Dialekt und jungfräulicher Männlichkeit, sieht sich durch allerlei unwahrscheinliche Begebenheiten plötzlich als einen von vier Frauen heißbegehrten Mann und glaubt mit der Zeit selbst an den »Zauber«, der von ihm ausgehen soll. So lange ist er grotesk-lyrisch, von der Romantik eines verhinderten Don-Juantums überweht, lächerlich, ohne es zu wissen, und also: lächerlich. Wie sich aber zum Schluß herausstellt, daß kein Zauber von ihm ausgeht, wandelt sich das Groteske ins Tragische. Dann ist es das Trauerspiel eines enttäuschten Menschen, der die traurigste Enthüllung erlebt: daß er lächerlich ist. Der dort verletzt wird, wo sogar die Männer, nicht nur die Oberlehrer aus dem Geschlecht dieses »Dornbusch«, am verletzbarsten sind: in der Region der Eitelkeit. Wie Roberts zum Schluß auf die Verlegenheitsentschuldigung der jungen Frau reagiert, wie er zugibt, daß er das ganze Spiel von vornherein durchschaut und nur aus Gutmütigkeit mitgemacht hat, während er den tiefsten Schmerz, den der Selbsterkenntnis, erlebt – – dieser Augenblick ist der Punkt, an dem der höchste Schmerz gleich wird dem Gelächter, dem verstummten und als stille Klage fortwirkenden. Es ist der Meisteraugenblick eines starken Komikers.

Vorwärts, 2. 10. 1924

»TOLKENING« IM DRAMATISCHEN THEATER

Tolkening ist ein Pastor, sanft, von pazifistischem Gemüt. Er wohnt an der russischen Grenze, dort, wo es noch tiefe Wälder gibt, Elche, Wölfe und leidenschaftliche Frauen. Mit seiner Frau, einer von der eben geschilderten Art, haust er in einem Turme über der Welt, deren Seelsorger er ist. Den religiösen Bedürfnissen seiner Gemeinde genügt er. Den erotischen seiner Frau keineswegs. Er ist kein Kämpfer, kein Starker, ein Leidender vielmehr und ein Verzichter. Er ist der durch Zivilisations- und landläufiges Christentum degenerierte Mann. Sein Freund, der Arzt, sieht es und weiß, woran es diesem Menschenpaar fehlt. Der Pastor pflegt die Lämmer, die Pastorin zwei gefangene Wölfe. Eine sehr deutliche Symbolik. Eines Tages entläßt sie die Wölfin aus dem Käfig. Während Pastor und Arzt hinausgehen, um das Tier zu erlegen, läßt sie sich, brennend nach lange entbehrter Gewalt, vom Wolfsmännchen die Kehle durchbeißen – in ihrem Schlafzimmer. Nicht einmal »Torkel«, der wilde rothaarige Mann, ein freier Jäger vor dem Herrn, mit dem sie schon ein Rendezvous verabredet, hätte ihr genügt. Auch er war dieser Frau zuwenig Wolf. Das ist Tolkenings erstes Erlebnis.

Sein zweites Erlebnis: Er hat eine Tänzerin geheiratet. Jenes Mädchen, das er einmal, als Jüngling, überfallen und so leidenschaftlich defloriert hatte, daß er ihr das Kreuz brach. Er ließ sie liegen. Ein geheimnisvoller »Dr. Schleier« pflegte sie gesund und führte sie der Tanzkunst zu. Man muß sich das so vorstellen, daß der Frau schwach geheiltes, aber bewegliches Kreuz der für den Tanz notwendigen Biegsamkeit des Körpers Ursache ist. Tolkening ist bestrebt, seine Frau durch eine wohllautende gehobene Sprache von der sündhaften Tanzbühne »ins Haus« zurückzuführen. Sie soll »lieber eine gute Hausfrau und Mutter« werden – hätte ein prosaischer Mann gesagt, und das fortgeschrittene Parkett hätte mitleidig über ihn gelächelt. Tolkening aber ist durch seine edle Sprache vor dem Verdacht, ein Spießer zu sein, jambisch geschützt. Er ist gewissermaßen ein metaphysischer Spießer. Denn ein merkwürdiger älterer Herr besucht ihn immer in seinen einsamen Stunden, ein »Geheimrat Einsam«, von dem man sofort weiß, daß sein bürgerlicher Titel und Zylinder nur irdische Attrappe sind. Dieser jenseitige Geheimrat weiht Tolkening in die Mystik der geisti-

gen, reinen, der Engelswelt ein. Von ihm erfährt man, daß jener »Dr. Schleier« eigentlich der Teufel ist. Und so weiß man es: Tolkening ist der Vertreter des göttlich-sittlichen Prinzips auf Erden, und sein Schicksal ist es, durch das Mittel der Frau gegen den Teufel zu kämpfen. Im ersten Stück unterlag er. Jetzt siegt er. Er umarmt seine Frau nach langer Zeit offenbar zu heftig, ihr schwaches Kreuz bricht, und sie stirbt, dem Teufel entrissen, den Engeln wiedergegeben.

Im dritten Stück ist Tolkening aus irdischen Bindungen herausgehoben, ebenso wie sein Widerpart. Hier erscheint der Teufel als Teufel, Tolkening als frommer Wanderer mit dem Glorienschein. Diese naive Bildlichkeit ist auch notwendig, denn es handelt sich hier um ein naiveres Milieu. Der Kampf geht um ein einfaches Bauernmädchen, den der Teufel schließlich verliert. Tolkening gewinnt ihre Seele, verjagt den Teufel und bleibt auf der ganzen Linie siegreich.

Wenn diese drei Stücke zu Ende sind, weiß man nicht, ob ihr Verfasser *Alfred Brust* es ehrlich meint mit seiner dramatisierten Überzeugung: daß das Göttliche in diesem naiven mittelalterlichen Sinn das Reine, Anti-Fleischliche bedeutet – oder ob er nur ein Märchen erzählen wollte. Es gelang ihm nämlich *nicht*, uns zu bekehren. Das mußte einem Dramatiker gelingen, der das ungeheure Wagnis unternimmt, gegen eine herrschende Weltanschauung eine eigene, von der Mehrheit der bewußt lebenden Menschen bereits überwundene zu propagieren. Das mußte ihm wenigstens in einem Einzelfall, dem von ihm behandelten, gelingen. Aber es ist keine Leidenschaft, die mitreißen könnte, keine Tragik, die wir begreifen könnten, und also sind wir nicht überzeugt. Es fehlt in den beiden letzten Stücken an dramatischem Tempo, sonst wären wir wenigstens für eine kurze Stunde Mitlebende, wenn auch nicht Mitgerissene. Und obwohl die Regie *Karl Vogts* bemüht war zu straffen, lyrisch Fließendes zu konzentrieren, brach doch das larmoyante Element der Dichtung immer durch. Die einfachen, eindrucksvollen Bühnenbilder *Eugen Schüfftans* waren nicht imstande, die weiche, konturenlose Begebenheit zu umgrenzen. Theodor *Loos* gab in der Rolle Tolkenings das reine, gloriose Märtyrertum. Im ersten Stück hatte *Maria Eis* als Pfarrersfrau ein paar kraftvolle Momente. Dann überwucherte Pathos bei allen. Es gab eine sehr bewegte Steigerung: den Anmarsch der Bauern im letzten Stück. Aber auch noch einige solcher Augenblicke konnten nicht den peinlichen Eindruck verwischen, daß hier viel und Billiges überdeutlich gesagt wurde.

Wenn im ersten Stück sehr ausführlich und wiederholt Vorträge über die Frauen gehalten wurden, in denen die Überzeugung ausgesprochen ist, daß sie sich fürchten wollen, wenn sie lieben sollen, daß sie »geraubt« sein wollen, daß sie das Animalisch-Furchtbare lieben – so ist man versucht, dem Dichter zu sagen: »Wem erzählen Sie das, Herr?«
Autor, Regisseur und Darsteller ernteten starken Applaus. Sie verneigten sich.

Vorwärts, 4. 10. 1924

AMERIKANISIERTES KINO

Svend Gade hat einmal – es wird ein Jahr her sein – über die »Aufmachung« der amerikanischen Kinos in einer deutschen Filmzeitschrift geschrieben. Diesen Aufsatz nahm sich die Berliner Branche zu Herzen. Es begann die Blütezeit der Staffage, der suggestiven Gewaltmittel, der Geräusche, der Farbentohuwabohus, es fing an die Hypertrophie des Rahmens. Das Filmstück ist eingebettet in musikalische, malerische, ornamentale Hüllen. In dem Theater, in dem man Lubitschs ersten *Amerikafilm* »Rosite« aufführte, geschah folgendes: Die Musik spielte eine »Ouvertüre«, dann fiel sie in Ekstase, verursachte disharmonische Geräusche, und gleichzeitig begannen einige Scheinwerfer bunte Flammen über den Saal zu speien, Rot, Blau, Orange, Gelb wechselten in rasender Folge, die Menschen rissen Mund und Augen auf, über sie war Amerika hereingebrochen wie eine plötzliche Katastrophe, bei der die Notausgänge nicht funktionierten. Diese überraschende Dusche aus Farbe und Geräusch dauerte etwa fünf Minuten, aber man war mit Amerika für ein Jahr versorgt und als der Film anfing – übrigens ein Durchschnittsfilm – bereits so müde, als wäre es der fünfte Akt. Völlig erschöpft torkelte man aus dem Kino.

Andere Kinos versuchen, den angeblichen »Stimmungsgehalt« des rollenden Filmes in der äußeren Ausstattung der Theater zu erschöpfen. Sie hängen gelbseidene Lotosblüten-Lampions vor den Eingang, wenn der Film in einem exotischen Lande spielt, wie China zum Beispiel; was sie mit Indien anfangen würden, ist mir ein Rätsel. So wird die

Ankündigung pompös, und je pompöser sie ist, desto ärmlicher der Film. Der Superlativ ist schon vor dem Eingang übersteigert. Die Ekstase der *Reklame* dämpft die Begeisterung des Zuschauers. Schon die lästige, ermüdende Annoncen-Zudringlichkeit vor dem Anfang des Films ist imstande, das Interesse für das Kommende einzuschläfern. Es beginnt mit den »edelsten Likören« und endet mit der patriotischen, alkoholbegeisterten Aufforderung: »Deutsche, trinkt deutsches Bier!«, die übrigens wie ein Witz eines deutschfeindlichen Pariser Blattes klingt. Hierauf senkt sich der Vorhang, dieser Vorhang, der nichts zu verhüllen hat und infolgedessen so aufreizend wirkt wie die Geheimnistuerei eines nichts wissenden Diplomaten. Dann spielt eine sehr mittelmäßige Kapelle Beethoven und, wenn man Glück hat, Richard Wagner. Aber da muß man schon sehr viel Glück haben. Dann folgt die Filmwoche, die als eine Fortsetzung jener sympathischen nationalen Forderung, deutsches Bier zu trinken, die Niederlegungen, Kranzniederlegungen deutscher Generale an irgendwelchen Heldendenkmälern zeigt. Das ermüdet, macht krank, ergeben und gleichgültig. In diesem Zustand befindet man sich, wenn der Film anfängt.

Von den Darbietungen des letzten Monats bleibt das Lustspiel *»Die Ehe im Kreise«* in freundlicher Erinnerung. Ernst *Lubitsch* hat es in Amerika mit amerikanischen Darstellern gedreht. Es ist amüsant, leicht satirisch, mit einer ganz leisen, fast verklingenden Andeutung, moralisch zu sein. Man lernt daraus, daß Heiterkeit in der Atmosphäre liegt, in der amerikanischen, französischen, nur nicht in der englischen und deutschen. Der pathetische Massenregisseur Lubitsch hat in Amerika lachen gelernt. Nie wäre es ihm in Deutschland gelungen. Mehr als jeder andere Apparat ist der Filmaufnahmeapparat abhängig von der Luft, dem Klima, der Stimmung, den Ergebnissen psychologischer und geographischer Verhältnisse. Die Menschen sind mehr oder weniger überall dieselben. Die »Branche« ist in Frankreich, New York und Berlin zum großen Teil dieselbe homogene Schicht. Dennoch entstehen typische deutsche, französische, amerikanische Filme. Das »kommt von der Luft ...«

In einem Wiener, das heißt: in Wien gedrehten Lustspiel sah man den französischen Komiker *Linder* nach langer Zeit wieder. Wie Chaplin die Groteske zur kaltschnäuzigen Brutalität steigert, so mildert Linder

die groteske Brutalität durch galante Drolligkeit, elegante, versöhnende, rundende Geste. Er ist ein Pariser, trotz seinem Namen und seiner wahrscheinlich deutschen Abstammung. Chaplin verspottet die Form, desavouiert sie, beweist geradezu ihre Schädlichkeit. Max Linder wahrt sie immer, auch in der verrücktesten Situation, und beweist so ihre Notwendigkeit. Chaplin ist immer originell. Linder verschmäht auch eine oft verwendete lächerliche Situation nicht, aber er formt sie durch graziöse Liebenswürdigkeit zu einer ganz neuen. Chaplin bestreitet in einem Film die Komik ganz allein – Linder setzt auch den Nebenpersonen komische Lichter auf. In seinen Filmen ist Schnelligkeit wie in den amerikanischen. Aber es ist nicht die Schnelligkeit der Maschine, sondern die elegantere des Wiesels, des Tiers, eine animalische Fixigkeit.

Mauritz *Stiller,* der kultivierteste, der dichterische, der Hamsun der Filmregisseure, hat *»Gösta Berling«* verfilmt, den berühmten Roman der Selma Lagerlöf. Der Film blieb – besonders im zweiten Teil – weit hinter dem Roman zurück. Die Dichterin soll selbst mitgeholfen und Anregungen gegeben haben. Es fehlt nicht an der Stimmung, die eine Konsequenz des Milieus ist. Wohl aber an jener, weitaus wertvolleren, die ein Resultat und eine Ursache der *Dichtung* ist. Was ein Heldenepos ist, wird im Film ein Sittenbild, eine Kulturmalerei.

Was Mauritz Stiller nicht ganz gelingen konnte, mußte dem Regisseur Carl Th. *Dreyer* vollständig mißlingen, der es unternahm, Herman Bangs *»Michael«* zu verfilmen und nach dem Manuskript der Thea v. *Harbou,* die schon »Die Nibelungen« gründlich mißverstanden hat. Hier sieht man, wie aus einem sensiblen Kunstwerk ein läppisches Filmstück wird: Benjamin *Christensen,* der die Rolle des Meisters spielt, kann durch rein plastische Wirkung nicht den Zauber ersetzen, den Bang im Roman durch musikalische Hilfsmittel hervorruft. Ein belangloser, hübscher, junger Mann (der Sohn des Sängers Slezak) spielt den Michael. Der ist im Roman ein schöner junger *Mann* mit der gesunden Unerbittlichkeit der Jugend. Im Film ist es ein männliches Kammerkätzchen. Der Meister wandelt im seidenen Pyjama herum, und die großen Werke, die der Regisseur Dreyer unvorsichtigerweise auch sehen läßt, sind Kitsch aus einem »Kunstladen« der Friedrichstraße. Es ist viel »Stimmung« aus den Situationen herausgeholt, aber

zu Sentimentalität erweicht. Es ist ein »Michael« in kleinbürgerlicher Bearbeitung, wie »Die Nibelungen« eine Bearbeitung für die erwachsene Jugend waren. Thea v. Harbou hat gewiß Qualitäten. Sie sollte sich für die Romane von Norbert Jacques und Ludwig Wolff aus der »Illustrierten« reservieren. Herman Bang liegt auf einer anderen Ebene.

Im »Ufa-Palast am Zoo« sieht man eine amerikanische Verfilmung des alten jüdischen Konfektionslustspiels *»Pottasch und Perlmutter«,* das eine innige Vertrautheit des amerikanischen Regisseurs mit den Sitten und Gebräuchen der jüdischen Welt verrät. Als »Einlage« wird eine »Modeschau« gezeigt. In der Mitte der Bühne erhebt sich eine Wendeltreppe. Damen und Herren in seidenen Kleidern, mehr vom bunten Licht der Scheinwerfer als von Stoffen bekleidet, erscheinen, verschwinden, kommen in neuen Kleidern, drehen sich. Amüsant sind die Herren in Zylindern, mit Radmänteln und Stöcken; sie trippeln wie junge Mädchen, werfen kokette Blicke um sich, sind »Helden«, Salonlöwen vom Zylinder bis zum Lackstiefel; sie wiegen sich in den Hüften, zieren sich und – daran soll man sich ein Beispiel nehmen? Es ist das pantomimisch verlebendigte Modeblatt aus dem »Atelier« eines »Tailleurs«. Wenn diese Salonhelden die Wendeltreppe hinansteigen, erinnert sie an einen vertikalen »Strich« der Herrenwelt, der etwas gewunden ist und nicht mit Unrecht ...

Frankfurter Zeitung, 4. 10. 1924

BERLINER THEATER

In Direktor Roberts »Theater am Kurfürstendamm« spielt man Bernhard Shaws alte Komödie »Helden«. Alte Komödie? Was in der Welt, in Europa vor zwanzig Jahren aktuell und revolutionär war, ist es heute noch in Deutschland. Hier sind die Helden noch lebendig, sie marschieren durch die Straßen, sie enthüllen Denkmäler, sie sind hierzulande die eigentlich »herrschende Klasse«. Der Versuch, eine Monturen-Dämmerung herbeizuführen, ist in anderen Ländern überflüssig, in Deutschland eine »Tat«. Antimilitaristische Komödien behalten

in Deutschland geradezu ewige Gültigkeit. Fast gleichzeitig mit der Aufführung der »Helden« im Theater Roberts wurde in der Steglitzer Straße durch den Prinzen Oskar von Preußen eine Zinnsoldaten-Ausstellung eröffnet. Sie wird besser besucht als die Berliner Theater. Denn in dieser Ausstellung ist zu sehen, wie eine Division angreift. Und man kann es den Berlinern nicht übelnehmen, wenn ihr Interesse für Offensiven größer ist als für Theater. Das Publikum des Kurfürstendamm-Theaters hat immer dem Heldentum skeptisch gegenübergestanden. Der Erfolg der Shawschen »Helden« braucht also nicht zu überraschen. Shaw zieht in seiner Komödie die Helden bis zur erbärmlichen Nacktheit aus. Es erweist sich, daß die Kühnheit eines bulgarischen Kavallerieoffiziers nur Dummheit war, die »Feigheit« eines in der serbischen Armee als Berufssoldaten dienenden Schweizers höchste Klugheit. Den Ohren derjenigen, die von der Lächerlichkeit des Heldenbegriffs bereits genauso überzeugt sind wie Shaw, klingt manches banal. Aber den Hörwerkzeugen selbst der skeptischen Berliner Bürger – die Berliner Skepsis wohnt nur in der Gegend des Kurfürstendamms – klingt alles neu und kühn. Neu und kühn – selbst in dieser Aufführung Emil Geyers, in der nach guter, alter deutscher Theatersitte Balkanmenschen dadurch gekennzeichnet werden, daß sie ein gebrochenes Deutsch mit ungarischem Akzent sprechen.

Gelinder als sein großer und bissiger Landsmann Shaw behandelt der sanfte Engländer Maugham die Helden in seinem Gesellschaftslustspiel »Viktoria«. Ein im Kriege vermißter Major kehrt unvermutet zurück und trifft als neuen Herren seines Hauses und seiner Frau seinen besten Freund und Kameraden an, auch einen Major. Die sympathische Stupidität englischer Berufssoldaten feiert ihre Triumphe in unglaublichen Mißverständnissen, die nur einem langsam begreifenden Majorsgehirn zustoßen können. Nur dem schwierigen Begriffsvermögen seiner Figuren hat Maugham seine witzigen Wirkungen zu verdanken. Der Autor macht sich das Leben leicht, indem er es seinen Gestalten schwermacht. Ein *Deus ex machina* löst, was in diesem Schauspiel aus Mangel an dichterischer Phantasie nicht einmal ein Knoten werden konnte: Viktoria, die Frau zwischen den beiden Männer, wählt einen Dritten. Frau Camilla Spira spielt diese Frau im »Theater in der Königgrätzer Straße«, blond, verwöhnt, ein bißchen forciert-lustig und (durch ein bestimmtes Maß von Molligkeit) eher wienerisch-kleinbürgerlich als englisch-ladymäßig.

Mit Leopoldstädtischer Ungeniertheit brechen die Zwillingsgettobrüder Emil und Arnold *Golz* ins »Komödienhaus« vor, die populären Wiener jüdischen Dioskuren, mit einem »Abenteuer in drei Akten«, das »Der unwiderstehliche Kassian« heißt. Mit zäher Unerbittlichkeit ist jeder möglichen und unmöglichen Situation ein Witz entrissen, erpreßt, rücksichtslos wird Humor gemundhabt. Das dürre Gerippe der Handlung, ohne Mühe zusammengefügt, ist schwer mit Komik bis zum Zusammenbruch beladen. Ein sehr lächerlicher Oberlehrer wird von einer jungen Frau entführt, die ihren gleichgültigen Gatten eifersüchtig machen will. Diesen Oberlehrer spielt Ralph Arthur Roberts, ein Komiker von Rang, den die Berliner Kritik ein bißchen von oben herab behandelt. Wie Roberts, mit spärlichem rotem Haar und sächsischem Dialekt behaftet, ein keuscher Oberlehrer, dank verschiedenen unwahrscheinlichen Verwicklungen von vier Frauen begehrt wird; wie er bald selbst überzeugt ist, daß »ein Zauber von ihm ausgeht«; wie er seiner Entjungferung entgegenzittert und sein Herz späte und dürre Blüten treibt – – das alles hebt Roberts aus der Sphäre der sketchmäßigen Lächerlichkeit in die Region des Menschlich-Gültigen. Am Schluß erlebt er die erste und letzte Enttäuschung seines Lebens, erfährt er, daß »kein Zauber von ihm ausgeht«, und tut so, als hätte er das Spiel, das man mit ihm getrieben, von vornherein durchschaut. Und hier erreicht Roberts jenen Grad von Komik, der bereits tiefste Tragik ist. Ein leises Zittern des Zeigefingers – sonst nichts. Aber es ist ein Zeigefinger, der schon in die Regionen des Metaphysischen weist, in einem Schmerz, der ein verlorenes Leben bedeutet und deshalb nicht mehr von dieser Welt ist.

Gerhart Hauptmann »weilt« seit einigen Wochen in Berlin. Im »Schillertheater« spielt Heinrich George den Fuhrmann Hensel, im »Deutschen Theater« Klöpfer den Michael Kramer. George triebhaft, stark, komprimiert, Klöpfer verloren dehnend, mit theatralischem Schmerz. Der Dichter ist hier wichtiger als seine Stücke – er wird wichtiger, weil er auf die Bühne kam, alt, weißhaarig, noch lebendig und schon ein Heros. Diese Hauptmann-Aufführungen bewiesen, wie schnell und gefräßig die Literaturgeschichte alles Lebende verschlingt. Über Worten und Gestalten lagern die schweren Übel des Gestern. Und das Ewig-Gültige bricht nur wie ein ferner Sonnenschimmer manchmal hervor, alles herbstliche Gedenken überstrahlend. Es ist gleichgültig,

ob hier Jürgen Fehling die Regie führte und dort ein anderer. Ob hier die Straub schwächer war und ein anderer stark. Die Bedeutung der Dichtungen und der Aufführung tritt zurück hinter das großartige Schauspiel der Geschichte. Wir fühlen den Hauch einer Epoche, die in die Ewigkeit gegangen ist. Und ihr Dichter, schwarz gekleidet, weißhaarig, bedeutend und Ehrfurcht gebietend, steht auf der Bühne und verneigt sich ...

Mindestens sechs Jahre zu spät hat die sehr oft zu spät kommende »Volksbühne« Ernst Barlachs, des Bildhauer-Dichters, schwaches Stück »Der tote Tag« aufgeführt. Es ist die Tragödie des Kampfes zwischen dem männlichen, dem Vater-Prinzip und der egoistischen Liebe der Mutter. Das Ewig-Mütterlich-Weibliche zieht uns hinab, zurück in die animalische Region des Schoßes. Wir aber, die Söhne, sind dem Kampf, der Welt, dem Leben entgegengeboren. Es ist die Tragödie Parzivals, der seine Mutter Herzeloide durch den Abschied tötet. Barlach verkehrt das Parzival-Motiv ins Ausweglos-Tragische. Hier tötet die Mutter das geflügelte Roß, das des Sohnes Berufung zum Leben symbolisiert. Sie tötet sich selbst, der Sohn ersticht sie. Dieses einfache Geschehen ist eingebaut in die phantastisch-gruselige Welt boshafter Hausgeister. Ein Alb erscheint, ein blauer Scheinwerfer zaubert unwahrscheinliches Licht in diese Welt. Es ist ein schauriges Märchen. Die Worte haben dunklen Sinn, sie liegen wie Übel oder Mäntel über ihrem eigenen Inhalt. Die Sehenden tasten blind in das Gestrüpp ihrer Schicksale. Die Handlung, den Gesetzen des Unbewußten entsprossen, bekommt niemals fest umgrenzte Kontur. Alles Faßbare ist symbolisch. Die Menschen sind es auch. Sie haben keine Namen, aber auch kein Profil. Die ganze Dichtung ist im Fluß. Der Bildhauer Barlach behandelt die Sprache, als ob sie Marmor wäre. Aber im Stein gewinnt das Darzustellende schon durch die Materie Grenze und Bestimmtheit. Die Worte aber sind selbst fließendes Material. Man muß an ihnen länger hämmern als am Stein. Die Regie Paul Günthers förderte das Verschwimmende, legte Gewicht auf das Musikalische, statt die fließende Musikalität ins Plastische umzusetzen. Und Frau Johann Koch-Bauer gab als Mutter statt des Schmerzes nur die Melodie des Schmerzes, nur den visuellen und akustischen Ausdruck des Tragischen. Nur Carl Ludwig Achaz, eine der Berliner jungen Hoffnungen, ließ das Gestaltlose zur Gestaltung reifen. Die verspätete Aufführung rief fast einen Theaterskandal hervor.

Prager Tagblatt, 7. 10. 1924

OKTOBER

In der ganzen *Nachbarschaft* sind plötzlich die Gardinen von den Fenstern verschwunden, und ich freue mich ob der sichtbar gewordenen Heimlichkeiten der vielen fremden Menschen, die mich gar nichts angehen und meine Nachbarn sind.
Über Nacht müssen sie gekommen sein, wie Zugvögel, deren Anwesenheit immer überraschend ist; Zugnachbarn sozusagen. Eines Morgens erwachte hinter der Tapetenwand, an der ich schlafe, eine Melodie, verworren noch und schläfrig, als wäre sie mit dem linken Fuß aus dem Klavier gestiegen. Es war eine Übergangs-Melodie, und ich erkannte die vertraute musikalische Frühandacht einer Heimgekehrten.
Seit jenem Morgen weiß ich, daß Fräulein Trude wieder da ist, und ich gestehe, daß mich ihre Anwesenheit beruhigt. Es ist gesund, zu wissen, daß sich in unserer näheren Umgebung keine aufregenden Ereignisse vollziehen und insbesondere keine Umwälzungen. Wie leicht kommt es zum Beispiel in den Bergen vor, daß jemand abstürzt oder sich verlobt! Ich danke Gott, daß nichts dergleichen geschehen ist ...
Gegenüber in der ersten Etage ist auch die blonde Frau wieder am Fenster zu sehen. Frauen am Fenster sind immer anziehend, es ist, als wollten sie jemanden erwarten – und wer kann wissen, ob sie nicht mich erwarten? Sie sehen so aus wie Gefangene, und ich darf mir einbilden, daß ich sie vielleicht, ja wahrscheinlich befreien werde. Ich liebe Frauen an Fenstern und insbesondere die blonden.
Aber eigentlich liebe ich ja den *Oktober*, ein Monat, in dem die Gewohnheiten und Gewöhnlichkeiten wiederkehren, ein herrlicher Monat, gesetzt und ohne Phantastik. Ich weiß, daß ich im Oktober niemanden befreien werde, und erkenne die realen Grundlagen der Welt und meines Lebens. Ich liebe die Distanz von Fenster zu Fenster, weil sie die Erfüllung unseliger Möglichkeiten ausschließt.
Hinter den geschlossenen Gardinen der fremden Fenster konnte Unglaubliches geschehen. Gespensterwandel oder Einbruch oder verschwiegene Orgie. Es war unheimlich, geschlossene Fenster zu sehen; wie ein Anblick gehender, aber zeigerloser Uhren oder die Gesellschaft eines Taubstummen. Nun ist es mir bewußt, daß nichts geschehen ist. Rote Kissen und weiße Bettlaken über fremden Fensterbrettern sind sehnsüchtigen Augen ein Labsal.

Jeden Morgen geht der Beamte wieder seinen Weg ins Büro. Er hat nicht einmal seinen Stock in der Sommerfrische vergessen, wo man doch derlei zu vergessen pflegt. Im Gegenteil: Er klopft mit seinem Spazierstock auf die Pflastersteine.
Die alte Dame mit dem Kapotthütchen, auf dem immer ein paar zerdrückte Glastrauben klimpern, trippelt wieder über die Straße. Wie leicht hätte ein Windstoß, wie er in Kurorten so häufig aufzutreten pflegt, ein klimperndes Glasträubchen aus der Gesellschaft der übrigen reißen und entführen können – hui, weit in einen schwäneberuderten Teich! Aber nichts dergleichen! Ein zufälliger Spiegel in einem Wartesaal zweiter Klasse oder ein gutmütiger alter Herr hätte der Frau leicht sagen können, daß sie ihren Hut hartnäckig schief aufsetzt und daß das Leben keine Maskerade ist. Haben die Windstöße aufgehört, gutmütig und hilfreich zu sein?
Ich kann auch nicht finden, daß Fritz gewachsen wäre. Unlängst ging er mit seiner Mutter und wollte ein Reißbrett haben. Seine Mutter aber fragte mich, ohne an Reißbretter nur zu denken, ob ich nicht sehe, wie groß Fritz in den paar Wochen geworden sei. Ich sagte selbstverständlich ja, aber ich log. Fritz wird wohl immer klein sein, ein Liliputaner vielleicht und im besten Fall ein überaus kurzstieliger Mensch. Und er hätte doch wirklich wachsen können! Was haben die Kinder sonst in den Ferien zu tun?
Seit Jahr und Tag kommt der Herr mit dem grauen Plüschhut um dreiviertel zwölf nach Hause. Er war zwei lange, unerhört lange Monate fort, aber er kommt immer noch um dreiviertel zwölf nach Hause. Es ist nichts veränderlich in der Welt, und das oberste ihrer Gesetze ist das Gesetz der *Trägheit.*
Wie aprilhaft schienen mir Mensch und Ding noch im Juni, ehe jene Fenstergardinen sich schlossen. Ich erwartete, daß der Herr mit dem Plüschhut schon um sechs Uhr, möglichst vor Sonnenuntergang, zu Hause sein würde; daß Fritz, ein Dutzend Reißbretter unter dem Arm, lang wie ein Laternenpfahl, über die Straße stochern würde; daß ein mächtiger Sturm alle Glastrauben der alten Dame weit über fremde Lande getragen, in blaue Seen geworfen hätte und daß sie jetzt im Begriff seien, über den Großen Ozean zu schwimmen. Und ganz im stillen hoffte ich, daß etwas passieren würde mit der blonden Frau am Fenster. So viele schöne Männer wandern im Sommer durch die Welt und halten Auslug nach wartenden Frauen. Wozu hat uns der liebe Gott den Sommer geschenkt?

Es ist gar nicht beruhigend im *Oktober*. Das Laub fällt mit einer unglaublichen Sicherheit von den Bäumen – man könnte glauben, daß es ein gewöhnlicher Herbst ist, ein Oktober, in dem sich die Welt auf ihre Nüchternheit besinnt. Aber mir bleiben die Menschen verdächtig. Wo waren sie? Was trieben sie? Seltsame Gefahren haben sie vielleicht erlebt, und ich teile nur ihre Wochentäglichkeiten. Die blonde Frau am Fenster verschweigt mir etwas. Manchmal glaube ich, einen fremden Schimmer um die alte Frau mit dem Kapotthütchen spielen zu sehen, und irre ich nicht – mengt sich eine seltsame Melodie in das Geklimper ihrer Glastrauben. Und vielleicht ist Fritz gewachsen?

Frankfurter Zeitung, 8. 10. 1924

»WALLENSTEIN« IM STAATSTHEATER

Einmal im Jahre hat ein Staatstheater die Pflicht, Schiller zu spielen. Aber – ach! – selbst wenn wir den »Wallenstein« aufführen, finden wir keine Beziehung mehr zu ihm. Er ist uns – Wallenstein. Zu wenig des Ewig-Gültigen ist in seiner und der Piccolomini Tragik. Zu viel ist in seinen Gestalten der Gebundenheit an bürgerliche Gesetze und Gefühle, zu wenig fließen sie mit der historischen Atmosphäre zusammen, in die sie gestellt sind. Umwege hemmen den dramatischen Ablauf. Rhetorik hält auf. Wir haben ein hellhöriges Ohr für hohle Klänge und ein schärferes Aug' für den leeren Faltenwurf. Nur die Regie eines *Jeßner* kann Schiller erlösen.

Jeßners Wallenstein – man sah gestern das »Lager« und »Die Piccolomini« – ist, obwohl ein Kompromiß aus Tradition und Gegenwart, keine Koalition, sondern eine Synthese. Es gab schimmernde Rüstungen, polternde Graubärte, Masken, untermalenden Trompetenschall, sentimentale Jugend und so manche Deklamation. Aber es gab vor allem knappe dekorative und dramaturgische Architektur, modernes Raumgefühl und viele Streichungen – fast immer glückliche. Eine hindernde Detailausstattung, eine heroische Maskerade – aber das inmitten eines Raumes, der die konzentrierte Einfachheit ermöglichte. Es war ein Kompromiß. Aber im »Lager« und in den »Piccolomini« *muß* rauschende Buntheit vorherrschen. Cesar *Kleins* Bühnenbilder waren

entstanden aus der Tendenz, den Raum durch den Schauspieler gestalten zu lassen. Diese Masken verloren sich manchmal im Raum, oder sie verwirrten seine Gesetze. Alle Generale sind biderbe, handfeste Kerle, der Idealist ist ein schimmernder Pathetiker, der Jüngling ist »edel« und »entflammt«, der Diplomat ist »intrigant«, »höflich« und in Gold und Seide gekleidet. Es ist ein Stück überlieferter Schiller, aber ganz befreit von den Reminiszenzen, die uns mit ihm, mit der Schule und mit dem alten Theater verbinden. Es ist das *geläuterte* Schema der Schillerschen Welt.

Zu dieser Aufführung waren die besten Schauspielerkräfte entboten – wie man gute Truppen in eine gefährliche Schlacht schickt. So konnte es nicht fehlen, daß sich starke Momente voll dramatischer Spannung entluden, zum Beispiel: wenn *Werner Krauß* als Wallenstein die Szene betrat, den Raum beherrschend, innig, verhalten und groß, und trotz der Maske die Gestalt aus dem Wort formend, den pathetischen Vers menschlich vereinfachend. *Agnes Straub* (Gräfin Terzky) hatte einige reiche, volle Momente. Wie konnte sie in zwei, drei Auftritten die ganze Vielfalt des reifen Weibes so enthüllen, daß sie doch verborgen blieb: die Zärtlichkeit, die Liebe, Bereitschaft zum Verrat, höchste Treue, Lächeln, Drohung, liebenswert und gefällig! Leonhard *Steckel* (als Kapuziner in »Wallensteins Lager«) gelang es als dem einzigen in dieser Häufung von Typen, eine Gestalt zu sein. Und wie nahe lag doch gerade hier die Gefahr, Type zu bleiben. Um dieser Gefahr zu entgehen, verschmähte Alexander *Granach* als kroatischer General Isolani äußere Charakterisierungsmittel nicht. Sie behinderten die Entfaltung des eigentlichen Isolani, des Harmlos-Naiv-Gefährlichen. Granachs Leistung bleibt in der Erinnerung haften – aber nur infolge der sorgfältig nuancierten äußeren Ausstattung an Sprache, Tonfall, Kleid und Maske. Karl *Eberts* fand für den Oktavio Piccolomini erst am Schluß die erforderliche Ausdruckskraft, die nötig ist, damit der Zuschauer die historische Objektivität empfinde, mit der dieser Schuldlos-Schuldige dargestellt ist und Schicksal erfüllt. Leo *Reuß* aber wußte mit der – an sich schwierigen – Rolle des Max Piccolomini nur wenig anzufangen. Dieser Max blieb auf dem schmalen, gefährlichen Grat, der das sentimentale Pathos Schillers von der Lächerlichkeit trennt. Eine junge Schauspielerin, *Sonie Reiner* (Thekla), konnte den gefährlichen Grat zeitweise verlassen. – Es gab viele Hervorrufe und starken Beifall. Es war ein Sieg Jeßners.

Vorwärts, 11. 10. 1924

»DIE HEILIGE JOHANNA«

Die heilige Johanna ist das Produkt naiver Ländlichkeit und jener hysterischen Religiosität, die in der freien Natur zwar selten gedeiht, aber, wenn sie es einmal tut, ihr Objekt weltgeschichtlich berühmt macht. Die heilige Johanna ist ein kleines, naives Bauernmädchen, die nichts dafürkann. So wie andere kleine Mädchen von Prinzen träumen, so träumt Johanna von Heiligen. Wunderbare »Stimmen« und »Gesichte« erleben alle Mädchen zwischen vierzehn und achtzehn. Jedes könnte eine Heilige werden, wenn die historischen Bedingungen günstig sind. Hier sind sie es: Die Engländer sind im Land, der Dauphin ist ein bequemer, ehrgeizloser, verzogener, liebenswürdiger Durchschnittslümmel, die französische Armee kann nur noch durch ein Wunder aus ihrer Passivität erlöst werden. Da schneit schon das Wunder in die Weltgeschichte: Die kleine, harmlose Jeanne kommt zum polternden Schloßhauptmann, weil sie es sich in den Kopf gesetzt hat, daß dieser Baudricourt, der Rationalist aus übermäßiger Physis, ihr Pferd, Rüstung und Begleiter geben wird, damit sie sich zum König begebe. Herr von Baudricourt ist in großer Aufregung: Seine Hennen legen keine Eier. In dem Augenblick, in dem er den Bitten des kleinen Mädchens nachgibt, bricht der Eiersegen los: ein Wunder! In dem ganzen Stück ist diese Eiergeschichte der echteste Shaw. Dieser Satiriker liebt es, das Erhabene in jenen Staub zu ziehen, in dem die Hennen Eier legen. Alles Strahlende, Welthistorische, scheinbar Übermenschliche, Heroische gelangt, ein bißchen zerzaust, auf das menschliche Niveau des Alltäglichen, Kleinen, Lächerlichen. Aus der Perspektive eines Wochentages blickt man auf die Historie.

Johanna siegt bei Orleans, sie krönt den Dauphin, sie ist im Begriff, nach Paris zu ziehen. Sie kann nichts dafür. Sie hat den gesunden Menschenverstand, den ihre Gesichte nicht beeinträchtigt haben und der den Generalen abgeht. Da kommt der echte Shaw wieder zum Vorschein: je kleiner seine Johanna, desto größer die Idiotie der Feldherrn, Politiker und Könige. Bedarf es eines Wunders, damit dort gesiegt werde, wo ein General versagt? Bernhard Shaw ist der Ansicht, daß der Sieg eines Generals von Beruf das größte aller Wunder sei. Kein Bauernmädchen kann dümmer, einfältiger sein als ein General, ein Mi-

nister, ein König. Johanna hat außer den obligaten Mädchenträumen noch ein bißchen Grütze in ihrem kleinen Köpfchen. Das hat kein General, kein König, kein Minister. Wunderbar ist Johanna nur, weil sie gescheit ist. Und weil in dieser Welt der Verstand viel seltener ist als das Wunderbare ...

Aber der Verstand ist der Politik nicht gewachsen. Johanna hat zwei politische Faktoren aufs schwerste verletzt: die Aristokratie – weil sich das kleine Mädchen aus dem Volke direkt an den König gewandt hat, ohne sich um die Herren zu kümmern, die den Thron nur stützen, um ihn von sich abhängig zu machen; und zweitens die Kirche, die geistliche Aristokratie, die den lieben Gott nur propagiert, um mächtig zu sein. Johanna hat den vorschriftsmäßigen Instanzenweg nicht eingehalten. Die Feldwebel sind ungehalten, weil sie sich direkt an den Herrn Hauptmann gewandt hat. Das untergräbt die Autorität der Feldwebel. Die beiden Unteroffiziere der Weltgeschichte, Politik und Kirche, vereinigen sich, um Johanna den Prozeß zu machen. Sie wird verbrannt.

Hier wäre die Geschichte zu Ende, wenn der Satiriker Shaw nicht doch ein Optimist wäre. Seine Menschen sind gerade noch schlecht genug, um ein Mädchen zu verbrennen. Aber nicht verworfen genug, um kein Gewissen zu haben. Deshalb macht die Kirche gut, was sie verbrochen: Sie hebt das erste Urteil auf und spricht Johanna heilig.

Da tut's dem Satiriker Shaw schon wieder leid: Allzu gut darf man die Menschen doch nicht machen! Also hängt er dem Drama einen Epilog an, der 400 Jahre nach der Verbrennung spielt. Die Geister der am Drama Beteiligten erscheinen und bitten Johanna alles ab. Die Jungfrau ist auch im Jenseits naiv geblieben. Deshalb fragt sie: Soll ich also wieder auf die Erde zurückgehen? Und alle erschrecken und winken lebhaft ab. Die Menschen können nur tote Heilige brauchen. Deshalb verbrennen sie die lebendigen.

Das ist die Weltanschauung des großen Satirikers, des größten unserer Zeit. Dieses Drama ist eine der größten Schlachten, die er der Menschheit geliefert. Natürlich fehlt es auch nicht an kleinen siegreichen Episodenkämpfen: so, wenn ein lächerlicher, nationalistischer englischer Geistlicher auftritt, der sich darüber aufregt, daß die Heiligen mit Johanna – französisch gesprochen haben sollen. Anständige Heilige sprechen eben nur englisch. Das ist die völkische Welt, über die der Erzbischof sein Urteil fällt: *sancta simplicitas.* Shaw kennt nur die englischen

Nationalisten. Mit einem so milden Urteil wären bei ihm die Deutschen nicht weggekommen!...

Dieses Drama hat ein leuchtender Verstand geschaffen, und ein dramatisches Temperament hat es durchheizt. Es hat große dramatische, leidenschaftliche Momente. Den leidenschaftlichsten offenbart wohl jene Szene vor dem Tribunal der heiligen Inquisition, wenn Johanna beim Anblick des Henkers so wunderbar natürlich erschrickt, aufhört, eine »Heldin« zu sein, und aus Furcht vor dem Flammentod alles abzuleugnen bereit ist. Aber als sie erfährt, daß selbst ihr erlogenes Geständnis ihr nicht die Freiheit wiedergeben soll, sondern nur eben ein Leben in der Gefangenschaft, meldet sie sich freiwillig zum Tode. Das ist der dritte echte Shaw. »Held« ist man nur, wenn Heldentum das bessere Teil ist. Schlimmer als der Scheiterhaufen ist der ewige Kerker. Wer, vor die Wahl zwischen Kerker und Scheiterhaufen gestellt, den letzten wählt, handelt nur höchst natürlich. Er wird ein Held aus Zwang. Es gibt kein anderes Heldentum.

Die Regie Max Reinhardts war reich, üppig, eine königlich verschwenderische Regie, die mit Licht, Seide, Stimmung, kostbaren Kleidern so umgeht wie unsereins mit Vorschüssen, wenn wir sie bekommen. Die majestätische Üppigkeit mußte oft, besonders am Schluß, das dramatische Tempo ersetzen. Die Zeit, die man zur Verdauung des Geschauten brauchte, hätte man besser mit Erlebnis gefüllt. – Elisabeth Bergner hatte zuwenig robuste Vitalität für das gesunde Landmädchen, zuwenig des Metaphysischen für die verzückte Schwärmerin. Ihre liebliche Kindlichkeit versöhnte dennoch. Sie war eine junge Jeanne aus einem äußeren Bezirk, wo zwar noch nicht die Wiesen beginnen, aber immerhin die Villen schon stehen. Die Herren Forster, Vallentin, Müthel, Hartmann und Ledebour bemühten sich mit wechselndem Erfolg.

Vor dem Theater zeugten vielhundert Automobile, im Parkett vielhundert leuchtende Westen und Abendkleider von der Sensation, die diese Aufführung bedeutete. Max Reinhardt kehrte heim – kann man nach Berlin »heimkehren«? – wie ein König jener Bretter, die heute noch zumindest die vornehme Welt bedeuten.

Prager Tagblatt, 17. 10. 1924

DIE UNWIRKLICHE KULISSE

Eine findige Dekorationsfirma hat eine neue Kulisse erfunden. Sie ist in der *Technischen Theaterausstellung* (in der Alten Jakobstraße) in Berlin zu sehn.

Die neue Kulisse ist fast eine philosophische Angelegenheit, und ihr Anblick regt den Betrachter zu Spekulationen an. Diese Kulisse ist nämlich mehr *und* weniger als eine Kulisse. Sie ist eine *Imitation der Imitation.* Wenn die gewöhnliche, althergebrachte Kulisse Wirklichkeit vortäuscht – so täuscht die neue eine Wirklichkeitstäuschung vor. Sie ist eine Imitation der Scheinwelt. Ein blauer Himmel aus frühlingshafter Leinwand ist doch gewiß kein echter? – Nun. Hier sieht man nicht einmal einen Leinwandhimmel. Ein Leinwandersatz ist da. Der Himmel besteht aus *»Seidenmoulette«.*

Der alte Maßstab, den man an die Kulisse anzulegen pflegte, gilt also nicht mehr. Von einem Bühnenrequisit, das eine Realität darstellen soll, kann man nicht mehr sagen: »Wie lebendig!« Man wird sagen müssen: »Wie Pappe!« Denn das ist die Ambition der »Seidenmoulette«: die alte, schwerfällige Kulisse zu ersetzen.

In der Theaterausstellung sah ich ein kleines Häufchen Stoff auf dem Boden. Ein junger Mann setzte einen Apparat in Bewegung, das Häuflein blähte sich, erhob sich vom Boden, wuchs und wurde ein Tisch. Genauso wird ein Lindwurm hergestellt, eine Menschenpuppe, ein Schrank. Diese Gegenstände sind mit Luft gefüllt wie Ballons. Ich habe einen Baum gesehen. Er war wie ein gewöhnlicher Theaterbaum. Ich hätte ihn nie für einen lebendigen gehalten, aber sicherlich immer für einen Theaterbaum. Er aber war nicht einmal ein solides Kulissengewächs. Nichts an ihm war fest. Die Zweige steckten lose im Stamm. Die kleinen Zweige steckten lose in den großen. Die Blätter waren aus Papier. Aber sie sahen aus, als wären sie aus Wachs. Die wächsernen Blätter sehen bekanntlich aus wie wirkliche. Wenn man daran denkt, sind auch die aus Papier wie lebendig. Durch das Mittel einer Imitation imitieren sie das Leben. Man kann die Zweige zusammenlegen und sozusagen in die Westentasche stecken, den Stamm in den Überzieher und in einer schattenlosen Landschaft spazierengehen. Eins, zwei, drei hat man seine eigene Vegetation aufgestellt.

Der Theaterschmuck bestand immer aus falschen Steinen. Sie glänzten

wie echt. Jetzt gibt es einen Schmuck, der glänzt wie falsch und infolgedessen auch echt. Die Stickerei auf einem Kleid besteht aus ganz winzigen, mit freiem Auge nicht erkennbaren Perlen. Sobald sie vom Scheinwerfer getroffen sind, erstrahlen sie bunt und lärmend. Die »Seidenmoulette« schimmert im Scheinwerferglanz wie Seide. Aber ohne das Licht ist sie wie der billigste Stoff, ärmlich zerknittert, unansehnlich.

Im Hintergrund ist auf einer Seidenmoulette-Wand eine Großstadtstraße perspektivisch gemalt. Wenn sie beleuchtet wird, vertieft sie sich selbst, die Konturen der Häuser treten hervor, die Inschriften leuchten. Das erspart viel Kulissenmühsal und ersetzt den Schein vollgültig. Und all das ist beinahe unheimlich. Denn es übersteigert die Phantastik der Kulisse. Es veranschaulicht die Relativität der Gesichtsempfindung. Es raubt den letzten Rest der Wirklichkeit. Auch die alte Kulisse war noch wirklich. Sie bestand noch aus irgendeinem, wenn auch anorganischem Material. Pappe war immerhin noch Pappe. Jetzt ist sie nicht einmal Pappe. Sie scheint es zu sein. Man fühlt bei der Betrachtung dieser höchst praktischen und gebrauchsgegenständlichen Dekorationen etwas von jenem leisen Schauer, der uns befällt, wenn wir mit einem Handspiegel vor den Wandspiegel treten und die unendliche Reihe unserer Spiegelbilder sehen.

Die Stilbühne bedarf dieser Dekorationen nur selten. Denn sie will nicht Milieu vortäuschen, sondern komprimierte Wirklichkeit in einer Andeutung erschöpfend darstellen. Im Grunde gibt sie also stärkere Realität als die Wirklichkeit kopierende Bühne. Diese Dekorationen werden mehr in Varietés Verwendung finden, für reisende Artisten und Wandertheater unentbehrlich werden. Sie sind immerhin ein Zeichen dieser Zeit, der Relativitäten-Zeit. Relativ ist auch der Schein. Auch die unwirkliche Kulisse wird noch unwirklicher. Es geht ins Körperlose, bis zu jenem Punkt, wo Bühne und Film ihre Wege kreuzen: in das Reich des Schattens.

Frankfurter Zeitung, 18. 10. 1924

DIE FRIEDENSTAUBE AUF DEM ZWEIRAD

Gestern ging ich in eines der größten Berliner Varietés. Die Varietébesitzer sind gute Kenner der Volkstimmung. Was des Volkes Herz erfüllt, davon lassen die Direktoren ihre Bühnen überfließen. Sie gehen mit der Zeit, die Direktoren. Sie sind zuverlässige Barometer für Tendenz-Witterungswechsel. Nun, gestern sah ich, daß dieses Varieté sich »international« nannte.
Ein französischer Radfahrer trat auf. Das war ein sympathischer dunkelgebräunter Herr, in Sportleder gebunden, die Luxusausgabe eines Radfahrers. Seine Spezialität bestand darin, daß er, ungefähr einen Meter über der Bühne, auf einer sehr schnell rotierenden Scheibe fahren mußte. Zuerst rotierte die Scheibe von links nach rechts, er fuhr von rechts nach links, immer hart am Rande der Platte. Es war eine lebensgefährliche Nummer. Dennoch schien der Artist, als er fertig war, keineswegs darüber erstaunt, daß er noch lebte. So sind ja die Artisten.
Dann wurde es finster, man sah an allerlei Vorzeichen, daß jetzt atemraubende Augenblicke folgen würden, die Musikkapelle begann gedämpft zu spielen, der Hauch des Todes hatte die Instrumente gestreift, man hörte das Knattern des Motorrads, das pfeifende Geheul der kreischenden Scheibe, vom ledernen Körper des Radfahrers war nichts mehr zu sehen als ein gelber Fleck mit schwachen menschlichen Umrissen. Er hatte sich das Leben sehr schwergemacht. Zu beiden Seiten, an zwei gegenüberliegenden Punkten der Scheibe, hatte er zwei Stangen angebracht, an denen er immer wieder vorbei mußte und denen in diesem Tempo auszuweichen nicht leicht sein konnte. Gerade das aber war sein Ehrgeiz.
Plötzlich ward es dunkel, auf der Scheibe fing ein Feuerwerk zu krachen und zu blitzen an, es wurde eine Höllenfahrt, effektvoll und grausam, der Radfahrer pfiff schrill, die Scheibe rotierte langsamer, und nun setzte der Beifall ein, erlöst atmeten die Instrumente in einem Wiederbelebungsmarsch auf, und man sah: Auf den beiden Stangen der Scheibe waren zwei Fahnen befestigt: die französische Trikolore und die deutsche Fahne, nämlich die der Republik, die schwarz-rotgoldene.
Das ist eine sehr unbedeutende, aber lehrreiche Geschichte: Sie lehrt, daß die Varietédirektoren wissen, woher und wohin die historischen

Winde wehen; ferner, daß wenigstens die französischen Kunstradfahrer die Farben der deutschen Republik kennen.
Deshalb habe ich diese Begebenheit verzeichnet.

Frankfurter Zeitung, 25. 10. 1924

MÜTTER IN DER REVUE

Aus Angst, ich könnte hinter den Torheiten der Zeit zurückbleiben, von denen ich lebe, ging ich in die *»Große Revue«* im *Großen Schauspielhaus*, jene Revue, von der die Blätter schrieben, noch ehe sie stattgefunden hatte, die ein Ereignis war, bevor sie sich ereignete, und an dem Abend, an dem sie endlich stattfand, fast eine Verkehrskatastrophe verursacht hätte, weil sie die Automobile der guten Gesellschaft in eine lebhafte Gemütsbewegung versetzte.
Da saß ich nun und sah dreiundzwanzig ausgewachsene Szenen in einer unheimlich schnellen Folge und ohne den Zusammenhang zu begreifen, den sie gar nicht hatten. Ich schätze, daß etwa fünfzig Menschen in diesen Szenen mitgeschaffen haben. Es war ohne weiteres zu erkennen. Der einzige Rahmen, der die Bilder zusammenhielt, war der Abend, an dem sie gezeigt wurden. Es ist ein Glück, daß die Stunden die Gewohnheit haben, ohne Pause aufeinander zu folgen, und daß die Zeit nicht aufhören kann abzurollen. Denn, gesetzt den undenkbaren Fall, daß zwischen den Abendstunden von sieben bis elf zeitlose Abgründe gähnen würden – was für einen löcherigen uneinheitlichen Rahmen hätte dann so eine Revue, die ihren Zusammenhang den Naturgesetzen der Zeit zu verdanken hat?! ...
Ballett, Oper, Kintopp, Kabarett, Varieté, Operette, Modeschau, Stoffe, Kitsch, Sentimentalität, Lyrik, Licht, Klang, Erotik, Sakrales, Pathos, Ironie – was gibt es noch? – Sport, Gesellschaft, Militarismus, Mode, Spielzeug, Schiff, Eisenbahn, Luftschiff, Wasser, Feuer, Rokoko, Gegenwart, Humanismus, Technik – aus all diesen Dingen besteht eine »Revue«. Sie kommt aus Amerika. Sie *ist amerikanisch*. Sie ist der Ausdruck einer Zivilisation, die den Ehrgeiz hatte, alles durchzumachen, und keine Zeit, alles zu verdauen. Sie ist der theatralische Ausdruck einer Gesinnung, die »aufs Janze« geht« einer Quantitätsge-

sinnung. Sie lebt von der Masse, sie besteht aus Massen, sie wird für die Massen gespielt. Mit ihr ist endlich das Theater der Gegenwartsmenschen da, die sich zerstreuen müssen, weil sie keine Sammlung haben, und die sich die »Zeit vertreiben«, weil sie die Zeit nicht festhalten können.

Erfahrene Weltreisende erzählen mir, daß es in andern großen Städten nicht anders ist: diese Massen von nacktem gepudertem Fleisch und Flitter, von Trikot, Witz, Lichtkegel und Stimmung. Überall dieselben trockenen Strandbäder mit Klabriaspartie. Überall dieselbe Welt, die, mit offenen Augen betrachtet, langweilig wird und nur von Zwinkernden gesehen zu werden verlangt. Gut! Wir finden uns damit ab! Wir anerkennen den Fleiß der Reisenden in Sensation, die Unermüdlichkeit, mit der sie in Paris und in New York Anleihen machen, die Überraschungen, zu der sie ihre Phantasie zwingen, ihren guten Geschmack in der Zusammenstellung der Farben und Klänge.

Sehr schön sind die *Tillergirls*, exakte, lustige Erotik, schöne Mädchenbeine in mühevoll und dennoch leicht und anmutig dressiertem Takt hinaufhinabgeschwungen, ein spielerischer Militarismus, der mit dem Dienstreglement versöhnt, weil man sieht, wie heiter es wird, wenn man es nicht ernst nimmt. Wie aber, warum und wozu in aller Welt ein *Orgelklang* in diesem parfümierten Paradies des Lebemannes? Wozu diese Konzession an den rührseligen Kleinbürger, die gleichzeitig eine Entweihung des Heiligtums ist?

In dieser Revue *»An Alle«* gibt es eine »Mütterszene«. Eine Negerin, eine Zigeunerin, eine Russin, eine japanische und eine deutsche Mutter singen hintereinander ihre Kinder in Schlaf. Sobald sie fertig sind, erstrahlt die Bühne magisch, Engel treten über dem Portal des heiligen Gebäudes in Erscheinung, in dem die Mütter sitzen – jede in einer Nische –, Heilige stehen an den Wänden, und himmlische Chöre erklingen, in die alle Mütter einstimmen. So! Das ist die neunte Szene. Und in der zehnten erscheinen die Tillergirls. Und die elfte heißt: »Dinge, die man nicht zeigt und über die man spricht.« Ein irreführender Titel: Denn man spricht hier zuviel über sie und zeigt sie zuwenig; nämlich: nackte, schöne Frauen.

Eben noch war der gute Bürger erbaut, und schon ist er gekitzelt. Man verstehe mich recht: Schöne nackte Frauen sind durchaus keine Entweihung der Mutter-Verherrlichung: wenn diese nicht kitschig, jene nicht lüstern »aufgemacht« sind. Hier aber folgt einer öligen Ansichts-

karte mit Orgelbegleitung eine »Nur für Erwachsene«-Ansicht mit redseligen Entschuldigungen. Ich habe die Programmbilder amerikanischer und Pariser Revuen gesehen. Da gibt es viel selbstverständliche Nacktheit und gar keine Religiosität. Denn: was hat eine Orgel unter Jazzbands zu suchen?

Es war peinlich, demütigend, und alle fanden es: entzückend. Und eine Kritik, die sich sonst kein Zeitungsblatt vor den Mund nimmt, sondern diesen laut für jenes verwendet – stand erstarrt und begeistert vor dieser Prachtentfaltung, sah nur den Genuß und fühlte nicht die Ohrfeige.

Ich habe nichts gegen Pikanterie in eleganter Aufmachung.

Ich wollte nur das Gleichgewicht wiederherstellen ...

Frankfurter Zeitung, 27. 10. 1924

LUDWIG HARDT REZITIERT FRANZ KAFKA

Den Dichter Franz *Kafka,* der so still gestorben ist, wie er unheimlich still gelebt hatte, würdigte der Rezitator Ludwig *Hardt* im Berliner Meistersaal durch Rezitationen. Hardt nannte seinen Abend eine Trauerfeier für Kafka. Ich kann mir keine andere Trauerfeier für diesen Dichter denken. Ich kann mir keinen anderen Kafka-Rezitator vorstellen. Der Stilkünstler Kafka – mit diesem Attribut ist seine Bedeutung noch lange nicht erschöpft – erfordert keine »Interpretation«, keine Übertragung aus dem Geschriebenen ins Gesprochene, aus dem Gedruckten ins Gesagte, aus dem Sichtbaren ins Hörbare. Jede »Umgestaltung« Kafkas wäre eine billige Popularisierung. Der nur melodische Dichter bedarf der Vermittlung seines Rezitators, seines Sängers. Aber Kafkas Melodie birgt sich in der Architektur des Satzes, ja vermischt sich mit ihr, vertauscht sich sogar selbst mit ihr, und es muß ein sehr feines Ohr sein, das einen Winkel, eine Ecke, einen humorigen Schnörkel singen hört. Versuchte ein Rezitator, nur die Satzmelodie herauszuholen – er gäbe uns nur einen halben Kafka. Wer Kafka spricht oder liest, muß bauen und musizieren zu gleicher Zeit. Er muß jenen plastischen Grad der Wiedergabe erreichen, bei dem eine Wölbung hörbar wird – so wie manchmal der Anblick eines Doms Glokken, unsichtbare, nicht vorhandene, tönen macht. Nun kommt aber

bei Kafka noch ein Drittes hinzu: die sehr verborgene, in Lapidares eingebaute intellektuelle Pointe, die »Geistigkeit«, spitz und geschliffen, aber im kostbaren Futteral der mildernden, sanften, runden Form. Der ideale Rezitator muß die Pointen glänzen lassen, ohne die Form, in der sie sich bergen, zu verletzen. Auch für den Leser ist Kafka ein komplizierter Dichter. Für den Vortragenden ein sehr souveränes Vortragsobjekt, äußerste Behutsamkeit, distanzierte Liebe, treue Ehrfurcht fordernd. Hardt bringt alle Voraussetzungen für Kafka mit: den kritischen Intellekt, ein architektonisch sehendes Auge, ein Melodie heraushörendes Ohr. Dennoch vermeidet er manchmal – wenn er zum Beispiel Rilke liest – nicht einen theatralischen Ton, indem er sich an die verführerische *äußere* Melodie eines Verses hingibt. Kafka aber *hat* keine äußere Melodie. Lebte er noch, er würde seine Stimme erfreut wiederhören. Leider ist er früh gestorben, einsam und arm. In Deutschland kennen ihn wenige. Ihn vielen zu vermitteln, scheint mir Ludwig Hardt berufen.

Frankfurter Zeitung, 8. 11. 1924

BETRACHTUNG ÜBER DEN VERKEHR

Seit einigen Monaten ist die Frage der *Verkehrsregelung in Berlin* in dem Maße aktuell, daß sie peinlich wird. Wichtige Teile wichtiger Verkehrsstraßen sind für Fahrzeuge aller Art gesperrt. Der Potsdamer Platz sieht aus wie eine große erbärmliche Rißwunde der Stadt. Und Tag für Tag, Nacht für Nacht wühlen Arbeiter in dieser Wunde. Vor zwei Wochen hat man den Verkehrsturm aufgerichtet. Man hatte sich etwas großartig Ragendes vorgestellt. Aber eines Tages stand ein kleines graues metallenes Türmchen da, mit großen, aber noch geschlossenen runden Augen am obern Rand. Diese Augen sollten, bunten Schein strahlend, den Verkehr automatisch regulieren. Aber indessen wird als Verkehrsautomat noch der blonde, ansehnliche Schutzmann auf der hölzernen Tribüne verwendet. Fast jeden zweiten Tag melden die Zeitungen Straßenbahn-Zusammenstöße. (Mit den Entschädigungssummen, die in Berlin jährlich an Verunglückte ausgezahlt werden, ließe sich ein wirklich weltstädtischer Verkehr einrichten.) Be-

hördlich geschützte Fachmänner fuhren in die Welt, um den Verkehr in den großen Städten auszukundschaften. Als sie heimkamen, verfaßten sie eine neue Verkehrsordnung, in der viele verwirrende Paragraphen zusammenstießen, wie Straßenbahnen. Einige Zeitungen erhoben ein Geschrei in »Cicero-fett«, als ob sie selbst überfahren worden wären. Mit mächtigen Köpfen aus dem Waffenarsenal der Setzerei schlug man die neue Verkehrsordnung tot. Man druckte die Auslagen der Droschkenkutscher, der Chauffeure, der Omnibuslenker, der Motorführer; und wäre die Verkehrsordnung nicht zurückgezogen worden, man hätte noch als Zeugen gegen sie die Beweiskräftigsten angerufen – nämlich diejenigen, die es nichts angeht: wahrscheinlich die Schornsteinfeger, die Kammerjäger, die Friseure und andere um jene Meinung befragt, die sie sich aus Berufsgründen nicht gebildet haben. ... Man sah bei dieser Gelegenheit, daß es niemandem darauf ankam, die Behörden zu schonen. Hier wäre eine Gelegenheit gewesen, mehr zu raten und weniger zu schimpfen. Aber ein guter Rat ist ebenso teuer wie ein schlechter Spott billig. ...

Ich schreibe diese Betrachtung über den Berliner Verkehr nicht mit dem reinen Gewissen eines Fachmannes, der helfen zu können glaubt; wohl aber mit dem Rechte des Laien, der selbst ein Opfer des schlechten Verkehrs ist und der die Aussicht hat, durch eine lange Dauer der schlimmen Zustände und verschiedene neue Experimente einmal ein Fachmann zu werden; denn sobald die Straßenbahnen dieser Stadt überhaupt nicht mehr werden fahren können, werde ich sie zu führen verstehen. Heute weiß ich nur, was ich selbst sehe und erleide. Es genügt.

Es scheint mir, daß die Straßenbahnen einen weltstädtischen Verkehr unmöglich machen. Im Zeitalter des Luftverkehrs wirken sie wie Postkutschen. Sie fahren meist in der Mitte des Straßendamms. Sie können an einem Fahrzeug, das zufällig auf die Schienen geraten ist, nicht vorbei. Sie sperren die Aussicht dem Passanten und verhindern, daß er heranfahrende Gefährte auf der gegenüberliegenden Straßenseite rechtzeitig bemerkt. Sie stehen, ohne sich rühren zu können, lange, bange Minuten und bilden eine Mauer mit kleinen Lücken, durch die man sich schon zwängen könnte, wenn man nicht fürchten müßte, von einem gedeckt heranfahrenden Auto getötet zu werden. Diese Fehler der Straßenbahn liegen so klar auf dem Pflaster, daß sie sogar die Fachleute schon eingesehen haben. Man ist also darauf bedacht, die Schie-

nen abzuschaffen und Autobusse einzuführen. Aber von der Idee bis zu ihrer Verwirklichung ist ein weiter, gleichsam mit der Straßenbahn zurückzulegender Weg. Indessen mehren sich die Autofahrer, am ersten Dezember soll die Taxe ermäßigt werden, die Autodroschken werden so (verhältnismäßig) billig, daß sie ein neues Problem in dieser an Problemen reichen Angelegenheit bilden werden.

Berlin hat sehr wenig geschulte *Verkehrspolizisten.* Ja, es gibt keine »Verkehrspolizei«. Es gibt nur ein Amt, das mit Fachleuten, höheren Beamten, besetzt ist. Den Straßendienst versieht die (»abkommandierte«) Mannschaft der Schutzpolizei: Diese braven und eifrigen Leute machen unnötig weite, fuchtelnde, ausholende Bewegungen mit den Armen. Sie wirken nicht exakt und infolgedessen undeutlich und nicht verständlich. In der Dunkelheit – die auch ein schwieriges Kapitel ist – sieht man sie kaum. Sie können leicht überfahren werden. Ihre graugrünen Uniformen verschwimmen in der grauen Atmosphäre. Sie sind im allgemeinen klug, »helle« und selbständig genug, um Vorschriften »individuell« abwandeln zu können. Aber sie müssen auch Auskünfte erteilen und renitente Fahrzeugleiter zur Vernunft bringen. Unüberlegte Zeitungsartikel untergraben die Autorität der Polizisten, und ein interviewter Schwerfuhrwerkskutscher glaubt in jedem Falle mehr zu verstehen als der Polizist, der ja schließlich mehr sieht, weil er in der Mitte steht. Er müßte nur knapper sein und sparsamer mit den Bewegungen. In der Dunkelheit täte ihm eine Lampe not. Noch besser wäre freilich eine ordentliche Stadtbeleuchtung. In belebten und gar nicht abgelegenen Winkeln Berlins sieht es am Abend aus wie in der fernsten, tiefsten Provinz. Die Sparsamkeit des Magistrats hat viele Opfer gefordert.

Am schlimmsten sind die *langsamen Straßenreparaturen.* Nirgends werden Straßen so langsam, so vorsintflutlich umständlich ausgebessert wie in Berlin. Es gibt Straßenecken, an denen jede Nacht die Pflastersteine sorgfältig ausgehoben werden, um am Morgen wieder provisorisch eingelegt zu werden. Um Mitternacht beginnen zehn bis zwölf Männer die Pflastersteine auszuheben und an den Straßenrand zu legen. Hierauf beginnt die Arbeit an dem Fundament der Straße und an den Schienen. Morgens, ehe die erste Bahn kommt, muß die Straße glatt sein. Es ist wie nach einer Operation, wenn jeden Tag ein Verband erneuert werden muß. Man hat zu wenig Arbeiter eingestellt. Manchmal sieht man ein verlorenes Häuflein – drei oder vier Männer –

an einer Ecke mit primitiven Geräten und Händen Steine ausheben, Teer schütten, von hellen Stichflammen grell und phantastisch beleuchtet, merkwürdige Schatzgräber, einsam, geheimnisvoll und bedächtig.

Das sind einige der sichtbaren Mißstände und Ursachen der Mißstände. Es gibt auch andere Gründe, über die Praktiker lächeln werden, es gibt – ich möchte es am liebsten flüstern, wenn man flüsternd schreiben könnte – es gibt: *metaphysische Gründe.*
Für viele Peinlichkeiten im öffentlichen Alltag ist die Bevölkerung verantwortlich, das heißt der undisziplinierte Charakter der Nachkriegsgeneration, die Verbitterung, die mit den Leuten explodiert. Ich bin kühn genug, die Vermutung auszusprechen: Daß ein Autobus, der von lauter erbitterten, Streit und Zusammenstoß suchenden Passagieren besetzt ist, auch schließlich zusammenstoßen muß. Die Stimmung im Wagen überträgt sich auf den Lenker. Jeder ist gekränkt. Niemand macht den stehenden Frauen Platz. Jeder sieht im andern den Feind. Einer wirft dem andern wütende Blicke zu. Den hält man für einen Juden, jenen für einen »Bolschewisten«. Diese Dame hat einen zu kostbaren Pelz. Ihre Nachbarin ist nicht nur wütend – was selbstverständlich wäre –, sie verbirgt die Wut auch nicht. Ein angeheiterter Kegelverein glaubt, den Wagen stürmen zu müssen. Politische Überzeugungen äußert man am liebsten laut, weil sie provozieren könnten. Allen Frauen sieht man frech unter den Hut, wenn er sie beschattet. Haben sie einen Begleiter, um so besser! Da ist die langentbehrte Gelegenheit zum Streit. Immer liegt die Katastrophe in der Luft. Dem Nachbarn sieht man über die Schulter in die Zeitung. Man drückte ihn in die Ecke oder an den Rand. Man ist des Nächsten Polizist. Stolpert er, schreit man ihn an, er möge sich festhalten. Jeder ist Schaffner und kommandiert: Vorgehn. Aber weil der Kommandierte auch ein Schaffner ist, geht er nicht vor. Es fehlt vor allem an der Disziplin des Individuums; an Wohlerzogenheit; an Formensinn; an natürlichem Takt. Wenn jeder einzelne Katastrophen verursacht, wie sollten sich keine Katastrophen ereignen? Alle Passagiere eines Wagens bilden schließlich eine Gemeinschaft. Aber sie sehen das selbst im Augenblick der Gefahr nicht ein. Sie glauben, einander immer befeinden zu müssen: aus politischen, sozialen, vielen anderen Gründen. Wo so viel Haß aufgespeichert ist, überträgt er sich auf die toten Dinge und ruft die bekannte Tücke des Objekts hervor.

Die Sachverständigenfahrten ins Ausland können nicht viel helfen, solange nicht jeder einzelne eine neue Verkehrsordnung für sich selbst ausarbeitet. Es liegt ein Sinn in dem sprachlichen Zufall, daß »Verkehr« in den Straßen der Stadt und »Verkehr« zwischen Mensch und Mensch denselben Ausdruck haben ...

Zu den hier besprochenen chronischen Verkehrskrankheiten Berlins tritt nun eine akute, die jene fast in den Hintergrund rückt. Die *Untergrundbahn* streikt. Sie ist die wichtigste Verkehrsader Berlins. Straßenbahndirektion und Omnibusgesellschaft haben alle verfügbaren Reservewagen in den Dienst gestellt. Aber sie genügen nicht. Das Gedränge ist ungeheuer. Dabei ist das Wetter trocken und kühl. Wenn jetzt ein nasser Novembertag kommt, ist die lange erwartete *Verkehrskatastrophe* da. Der Schiedsspruch des Arbeitsministeriums soll zwar bindend sein, aber die Angestellten der Untergrundbahn erkennen ihn nicht an. Das scheint sowohl die Direktion als auch das Arbeitsministerium zu einer katastrophalen Untätigkeit veranlassen zu wollen. Nichts rührt sich. Aber ein Streik der Berliner Untergrundbahn ist keine private Angelegenheit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, sondern eine des öffentlichen städtischen und sogar staatlichen Wohles.

Frankfurter Zeitung, 15. 11. 1924

Reise durch Galizien

LEUTE UND GEGEND

Das Land hat in Westeuropa einen üblen Ruf. Der wohlfeile und faule Witz des zivilisierten Hochmuts bringt es in eine abgeschmackte Verbindung mit Ungeziefer, Unrat, Unredlichkeit. Aber so treffend einmal die Beobachtung war, daß es im Osten Europas weniger Sauberkeit gebe als im Westen, so banal ist sie heute; und wer sie jetzt noch gebraucht, kennzeichnet weniger die Gegend, die er beschreiben will, als die Originalität, die er nicht besitzt. Dennoch ist *Galizien,* das große Schlachtfeld des großen Krieges, noch lange nicht rehabilitiert. Auch für diejenigen nicht, die Schlachtfelder für Felder der Ehre halten. Obwohl westeuropäische Leiber in galizischer Erde zerfallen, um sie zu düngen. Obwohl aus den faulenden Gebeinen der zerschossenen Tiroler, der Niederösterreicher, der deutschen Soldaten aus dem Reiche der Kukuruz dieses Landes blüht.

»Kukuruza« heißen die Maiskolben. Wenn sie reif geworden sind, säumen sie die Strohdächer der Bauernhütten, große, gelbe Naturtroddeln, von langen gelben Haaren überweht. Man mästet die Schweine mit Kukuruz, die Gänse, die Enten, und bringt sie auf die Märkte, in die großen Städte. Arme jüdische Händler in Galizien legen die Maiskolben in Töpfe voll kochenden Wassers, ziehen mit den siedenden Erdfrüchten durch die Straßen und verkaufen die Kolben an jene armen Juden, die mit alten Lumpen, Glasresten und Zeitungspapier handeln. So leben die Kukuruzhändler von den Lumpenhändlern. Von wem aber leben die Lumpenhändler?

Es ist schwer zu leben. Galizien hat mehr als acht Millionen Einwohner zu ernähren. Die Erde ist reich, die Bewohner sind arm. Sie sind Bauern, Händler, kleine Handwerker, Beamte, Soldaten, Offiziere, Kaufleute, Bankmenschen, Gutsbesitzer. Zu viele Händler, zuviel Beamte, zuviel Soldaten, zuviel Offiziere gibt es. Alle leben eigentlich von der einzigen produktiven Klasse: den *Bauern.*

Die sind fromm, abergläubisch, furchtsam. Sie leben in scheuer Ehrfurcht vor dem Priester und haben einen maßlosen Respekt vor der

»Stadt«, aus der die seltsamen Fuhrwerke kommen, die ohne Pferde fahren, die Beamten, die Juden, die Herrschaften, Ärzte, Ingenieure, Geometer, Elektrizität, genannt: Elektryka; die Stadt, in die man die Töchter schickt, auf daß sie Dienstmädchen werden und Prostituierte; die Stadt, in der die Gerichte sind, die schlauen Advokaten, vor denen man sich hüten muß, die gerechten Richter in den Talaren hinter den metallenen Kreuzen, unter dem bunten Bild des Heilands, in dessen heiligem Namen der Mensch verurteilt wird zu Monaten und zu Jahren und auch zum Tode durch den Strang; die Stadt, die man ernährt, damit man von ihr leben kann, damit man in ihr bunte Kopftücher kaufe und Schürzen, die Stadt, in der die »Kommissionen«, die Verordnungen, die Paragraphen, die Zeitungen ausbrechen.
So war's, als der Kaiser Franz Joseph regierte, und so ist es heute. Es sind andere Uniformen, andere Adler, andere Abzeichen. Aber die wesentlichen Dinge ändern sich nicht. Zu den wesentlichen Dingen gehören: die Luft, die menschliche Seele und Gott mit allen Heiligen, die seine Himmel bewohnen und deren Abbildungen an den Wegen stehen.
Diese Heiligenbilder zwischen den Ähren der weiten Felder, an den Wiesenrändern, in den Waldlichtungen sind im großen Kriege vernichtet worden, durchlöchert, zerhackt, verkrüppelt und dort wieder aufgerichtet, bemalt, mit Inschriften versehen, wo der Bauern Opfermut so groß war wie ihre Frömmigkeit tief. So ist es nicht überall. Noch steht in dem kleinen ostgalizischen Dorf jener berühmt gewordene Christus, dessen Kreuz von einem sarkastischen Geschoß zertrümmert wurde, so daß nur der steinerne Heiland blieb, an den Stumpf des Kreuzes die blutenden Füße genagelt und die Arme weit breitend im verzweifelten Nichtverstehen des schweigenden Gottes und der schießenden Welt; ein Erlöser, der gekreuzigt wird, ohne am Kreuz zu hängen; das symbolische Ergebnis eines martialischen Zufalls. Man hat dieses Wunder mit Recht so stehen lassen. Ringsum vernarben langsam die Schützengräben.
Aber die Narben sind häßlich und wie entstellende Hautkrankheiten der Erde. Ich möchte gerne die bequeme Art jener Berichterstattung vermeiden, die durch das Kupeefenster blickt und die zurückliegenden Impressionen mit hurtiger Genugtuung notiert. Aber ich kann es nicht. Mein Blick schweift immer wieder von den aufschlußreichen Physiognomien der Mitreisenden in die melancholische, ebene Welt

ohne Grenze, in diese sanfte Trauer der Erde, in welche die Schlachtfelder hineingewachsen sind, Ergänzungen *a posteriori*. Und mag in meiner Nachbarschaft ein ebenso seltsamer wie typischer Mensch gerade im Begriff sein, eine Welt, seine Welt zu verraten – ich kann das Bild der kleinen Station nicht missen.

Alle diese Stationen sind eng, schmal, sie bestehen aus einem Trottoir und ein paar Schienen davor, der Bahnsteig sieht aus wie das Fragment einer Straße mitten zwischen Feldern. Als wäre es just die Straßenecke vor der Börse, so stehen hier jüdische Händler, schwarze und rothaarige. Sie erwarten niemanden, sie begleiten keinen Freund, sie gehen zur Bahn, weil es zum Beruf eines kleinen Händlers gehört, zur Bahn zu gehen, den ankommenden Zug zu sehen, die aussteigenden Leute, diesen Zug einmal im Tage, die einzige Verbindung mit der Welt, der ihren Lärm mitbringt und etwas von den großen Geschäften, die rund um den Globus abgeschlossen werden. Der Zug bringt deutsche Zeitungen aus Wien, aus Prag und aus Mährisch-Ostrau. Einer liest vor. Währenddessen gehen die Händler, in Gruppen diskutierend, nach Hause auf dem Feldweg, der den Marktflecken mit der Bahn verbindet, links sind Felder, rechts sind Felder, rechts ist das Christusbild, links ein Heiliger und zwischen beiden die Juden mit gesenkten Köpfen, die flatternden Röcke hebend, sorgsam bedacht, das Kreuz nicht zu berühren, dem Heiligenbild auszuweichen, zwischen Szylla und Charybdis des fremden, gewollt unverstandenen Glaubens. Es spritzt der Schlamm der Straße.

In der Ferne leuchtet der Schlamm wie schmutziges Silber. Man könnte die Straßen in der Nacht für trübe Flüsse halten, in denen sich Himmel, Mond und Sterne tausendfältig und verzerrt spiegeln wie in einem sehr schmutzigen Kristall. Zwanzigmal im Jahr schüttet man Steine in den Schlamm, ungefüge, grobe Steinblöcke, Mörtel und rostbraune Ziegel, und nennt es Schotterung. Aber der Schlamm bleibt doch am Ende siegreich, er verschlingt die Steinblöcke, den Mörtel, die Ziegel, und seine trügerische Oberfläche heuchelt glatte Ebenen, wo ganze Höhenzüge schlummern unter glucksenden Wassern, ein von Engpässen qualvoll durchfurchtes Kettengehügel. Viele Trainkolonnen sind über diese Straßen gezogen, schwere Geschütze haben tiefe Spuren hinterlassen, die Pferde sanken bis zum Sattel unter – ich weiß es noch, ich weiß es noch. Einmal zog ich diese und andere Straßen dahin, ein Lastmensch unter Lasttieren, und uns fraß der unsterbliche Schlamm, wie er die Schotterung der Straße frißt.

Wie ein Fluß im Gebirge Seen bildet, so weitet sich kreisrund die Straße zum Marktflecken. Hier sehe ich die Geburt einer Stadt. Sie ist ein Kind der Straße. Es sind geheime Gesetze, nach denen hier ein Städtchen entsteht und dort ein Dorf. Jenes breit und rund, dieses schmal und langgestreckt. Montag ist der Markt. Der Markt erzeugt den Marktflecken. Dieser das Städtchen. Eine Stadt wird es nie. Schicksalhaft begrenzt sind die Karrieren der Ortschaften wie der Menschen.

Denn es scheint, daß in diesem Land die Bedingungen für die äußere Entwicklung der Organismen gering sind. Sie wachsen nicht ins Weite. Sie wachsen ins Groteske. In dieser mißhandelten, verpönten europäischen Ecke ist die Romantik noch lebendig. In manchen Gegenden ist alles unwirklich: Familien, die im Sommer vom Handel mit Gurkensaft leben und im Winter von Totengebeten; Grafenschlösser, in denen Geister gesehen werden; kleine, barfüßige Jungen, die Trinkwasser in den Stationen verkaufen, Trinkwasser, nichts anders. In Lemberg ereignete es sich, daß ein großes Lastwagenpferd durch ein offenes Kanalgitter fiel. Die Kanalöffnungen in Lemberg sind nicht größer, die Pferde nicht kleiner als in der ganzen europäischen Welt. Aber Gott läßt Wunder geschehen. Jeden Tag läßt Gott Wunder geschehen. Jeden Sonntag übertrifft er sich selbst.

Anders als in den kleinen Städten Westeuropas ist der Mensch in den galizischen Kleinstädten. Dort wächst er in die Behaglichkeit hinein, die morgens vom Frühschoppen, abends vom Stammtisch begrenzt wird. Die galizische Kleinstadt aber ist ohne Behagen. Sie wandelt ihren Spießer selbst in eine Rarität. Sie fördert die Entwicklung zur Seltsamkeit. In den galizischen Kleinstädten hastet die Tobsucht der großen Weltstädte. Es ist Bewegung ohne sichtbaren Zweck und aus geheimnisvoller Ursache.

Aber über das flache Land wandelt unaufhörlich ein ewig gleicher Wind, den man kaum fühlt. Hügel, Verheißungen der Karpaten, blauen in der Ferne. Raben kreisen über den Wäldern. Sie waren hier immer zu Hause. Seit dem Krieg sind sie üppig geworden. Keine Fabrik, keine Reklame, kein Ruß. Auf den Märkten verkauft man primitive, hölzerne Hampelmänner, wie in Europa vor 200 Jahren. Hat hier Europa aufgehört?

Nein, es hat nicht aufgehört. Die Beziehung zwischen Europa und diesem gleichsam verbannten Land ist beständig und lebhaft. In Buch-

handlungen sah ich die letzten literarischen Neuerscheinungen Englands und Frankreichs. Ein Kulturwind trägt Samen in die polnische Erde. Der Kontakt mit Frankreich ist der stärkste. Über *Deutschland*, das im toten Raum zu liegen scheint, sprühen Funken herüber und zurück.
Galizien liegt in weltverlorener Einsamkeit und ist dennoch nicht isoliert; es ist verbannt, aber nicht abgeschnitten; es hat mehr Kultur, als seine mangelhafte Kanalisation vermuten läßt; viel Unordnung und noch mehr Seltsamkeit. Viele kennen es aus der Zeit des Krieges, aber da verbarg es sein Angesicht. Es war kein Land. Es war Etappe oder Front. Aber es hat eine eigene Lust, eigene Lieder, eigene Menschen und einen eigenen Glanz; den traurigen Glanz der Geschmähten.

Frankfurter Zeitung, 20. 11. 1924

LEMBERG, DIE STADT

Es ist eine große Vermessenheit, Städte beschreiben zu wollen. Städte haben viele Gesichter, viele Launen, tausend Richtungen, bunte Ziele, düstere Geheimnisse, heitere Geheimnisse. Städte verbergen viel und offenbaren viel, jede ist eine Einheit, jede eine Vielheit, jede hat mehr Zeit als ein Berichterstatter, als ein Mensch, als eine Gruppe, als eine Nation. Die Städte überleben Völker, denen sie ihre Existenz verdanken, und Sprachen, in denen ihre Baumeister sich verständigt haben. Geburt, Leben und Tod einer Stadt hängen von vielen Gesetzen ab, die man in kein Schema bringen kann, die keine Regel zulassen. Es sind Ausnahmegesetze.
Ich könnte Häuser beschreiben, Straßenzüge, Plätze, Kirchen, Fassaden, Portale, Parkanlagen, Familien, Baustile, Einwohnergruppen, Behörden und Denkmäler. Das ergäbe ebensowenig das Wesen einer Stadt, wie die Angabe einer bestimmten Anzahl von Celsiusgraden die Temperatur eines Landstriches vorstellbar macht. (In Berlin friert man schon bei plus 15 Grad Celsius.) Man müßte die Fähigkeit haben, die Farbe, den Duft, die Dichtigkeit, die Freundlichkeit der Luft mit Worten auszudrücken; das, was man aus Mangel einer treffenden Bezeichnung mit dem wissenschaftlichen Begriff »Atmosphäre« ausdrücken

muß. Es gibt Städte, in denen es nach Sauerkraut riecht. Dagegen hilft kein Barock. Ich kam an einem Sonntagabend in eine kleine ostgalizische Stadt. Sie hatte eine Hauptstraße mit ganz gleichgültigen Häusern. Jüdische Händler wohnen in dieser Stadt, ruthenische Handwerker und polnische Beamte. Der Bürgersteig ist holprig, der Fahrdamm wie die Nachbildung einer Gebirgskette. Die Kanalisation ist mangelhaft. In den kleinen Seitengassen trocknet Wäsche, rot gestreift und blau kariert. Hier müßte es doch nach Zwiebeln duften, verstaubter Häuslichkeit und altem Moder?

Nein! In der Hauptstraße dieser Stadt entwickelte sich der obligate Korso. Die Kleidung der Männer vor von einer selbstverständlichen, sachlichen Eleganz. Die jungen Mädchen schwärmten aus wie Schwalben, mit hurtiger, zielsicherer Anmut. Ein heiterer Bettler bat mit vornehmem Bedauern um ein Almosen – und es tat ihm leid, daß er gezwungen war, mich zu belästigen. Man hörte Russisch, Polnisch, Rumänisch, Deutsch und Jiddisch. Es war wie eine kleine Filiale der großen Welt. Dennoch gibt es in dieser Stadt kein Museum, kein Theater, keine Zeitung. Aber dafür eine jener »Talmud-Thora-Schulen«, aus denen europäische Gelehrte, Schriftsteller, Religionsphilosophen hervorgehen; und Mystiker, Rabbiner, Warenhausbesitzer.

In dieser Stadt lernte ich zufällig einen Gymnasiallehrer kennen. Er sagte: »Sie sind aus Deutschland? Erklären Sie mir, was aus der Entdeckung des Professors geworden ist, der Gold aus Quecksilber gewinnt. Was bleibt dann noch? Was ist *außerdem* im Quecksilber enthalten? Ich muß fortwährend darüber nachdenken. Sie müssen wissen, daß ich sehr viel Zeit habe. Wenn ich soviel Geld hätte, ich würde nach Deutschland fahren und mich informieren. Es läßt mir keine Ruhe!« So sprach der Mann. Er wird wieder zwei Jahre warten, bis jemand aus Deutschland kommt.

Solche Menschen gedeihen in kleinen ostgalizischen Städten. In den größeren würden sie wahrscheinlich auch gedeihen. Aber es gibt keine größeren. In Ostgalizien gibt es nur eine: die Stadt *Lemberg*.

In diese Stadt bin ich zweimal gewissermaßen als ein Sieger eingezogen, und das war nicht ganz ungefährlich. Lange Zeit war sie eine »Etappe«, Sitz eines österreichischen Armeekommandos, einer deutschen Feldzeitung, vieler Militärämter, einer k. u. k. Personalsammelstelle, einer »Offiziersmenage«. Es gab eine Militärpolizei, eine »Kundschafter- und Nachrichtenstelle«, ein österreichisches und ein

deutsches Bahnhofskommando, Krankenhäuser, Epidemien und Kriegsberichterstatter. Hier hauste der Krieg, hier hausten seine Begleiterscheinungen, die schlimmer, weil sie dauerhafter waren. Um diese Stadt kämpften nach dem Zusammenbruch Polen und Ruthenen, und hier ereignete sich der Novemberpogrom. Und heute noch sieht *Lemberg* wie eine Etappe aus.
Die Hauptstraße hieß einmal »Karl-Ludwig-Straße«, aus Loyalität gegenüber dem Herrscherhause. Heute heißt sie die »Straße der Legionen«. Es sind die polnischen Legionen gemeint. Hier war einmal der Korso der österreichischen Offiziere. Heute spazieren die polnischen Offiziere. Hier hörte man immer Deutsch, Polnisch, Ruthenisch. Man spricht heute Polnisch, Deutsch und Ruthenisch. In der Nähe des Theaters, das am unteren Ende die Straße abgrenzt, sprechen die Menschen Jiddisch. Immer sprachen sie so in dieser Gegend. Sie werden wahrscheinlich niemals anders reden.
Gegen diese Vielsprachigkeit wehrt sich das neugestärkte, durch die jüngste Entwicklung der Geschichte gewissermaßen bestätigte polnische Nationalbewußtsein – mit Unrecht. Junge und kleine Nationen sind empfindlich. Große sind es manchmal auch. Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfältigkeit ist es immer. In diesem Sinn ist Lemberg eine Bereicherung des polnischen Staates. Es ist ein bunter Fleck im Osten Europas, dort, wo es noch lange nicht anfängt, bunt zu werden. Die Stadt ist ein bunter Fleck: rot-weiß, blau-gelb und ein bißchen schwarz-gelb. Ich wüßte nicht, wem das schaden könnte.
Diese Buntheit schreit nicht, blendet nicht, macht kein Aufsehen, ist nicht um ihrer selbst willen da, wie die Buntheit balkanisch-orientalischer Städte, wie die Budapester zum Beispiel, das balkanischer ist als der Balkan. Die polyglotte Farbigkeit der Stadt Lemberg ist wie am frühen Morgen noch im Halbschlummer, schon in halber Wachheit. Es ist wie die erste Jugend einer Buntheit. Junge Bäuerinnen mit Körben fahren im Bauernwagen durch die Hauptstraße, Heu duftet. Ein Drehorgelmann spielt ein Volkslied. Stroh und Häcksel sind über den Fahrdamm gestreut. Die Damen, die in die Konditorei gehen, tragen die letzten Toiletten aus Paris, Kleider, die bereits den Anspruch erheben, »Schöpfungen« zu sein. In den Seitenstraße staubt man Teppiche.
Adam *Mickiewicz,* der große polnische Dichter, steht in der Straßenmitte. Kaftanjuden patrouillieren zu seinen Füßen, die Wachtposten

des Handels. Ein Mann mit einem Sack über der rechten Schulter schreit »Handele!« mit melodischer Weinerlichkeit. Das hindert keinen einzigen der schlanken, sehr kriegerischen Kavallerieoffiziere, mit seinem großen, gebogenen Säbel zu scheppern, mit den musikalischen Sporen zu klirren. Er klirrt, scheppert, schreitet mit anmutiger Männlichkeit in einer kleinen Wolke aus Kriegsmusik dahin und ist dennoch ein friedlicher Mensch – und als hätte er keinen gewaltigen Schleppsäbel, sondern nur einen Regenschirm, so zwängt er sich durch die dichtgeballten Gruppen der Händler, welche die Politik der Welt besprechen und einen Handel abschließen und beides gleichzeitig. So demokratisch ist hier das Militär. Ich sah einen Oberleutnant mit vielen Kriegsauszeichnungen und bunten Bändchen an der Brust. In der Hand trug er ein Glas »Eingemachtes«. Seiner Frau hielt er den Marktkorb. Dieser Kopfsprung ins Ewig-Menschliche, ins Private, ins Häusliche versöhnt mit den kriegerischen Wolken aus Sporenklang und Ordensglanz. In anderen Städten trägt ein »Bursche«, drei Schritte hinter den Herrschaften Oberleutnants, das Eingemachte. Manchmal ist es gut zu sehen, daß ein Oberleutnant ein Mensch ist.
Die Stadt demokratisiert, vereinfacht, vermenschlicht, und es scheint, daß diese Eigenschaften mit ihren kosmopolitischen Neigungen zusammenhängt. Die Tendenz ins Weite ist immer gleichzeitig ein Wille zur selbstverständlichen Sachlichkeit. Man kann nicht feierlich sein, wenn man *vielfältig* ist. Sakrales selbst wird hier populär. Die großen, alten Kirchen treten aus der Reserve ihres heiligen Zwecks und mischen sich unter das Volk. Und das Volk ist gläubig. Neben der großen Synagoge blüht der jüdische Straßenhandel. An ihren Mauern lehnen die Händler. Vor den Kirchenportalen hocken die Bettler. Wenn der liebe Gott nach Lemberg käme, er ginge zu Fuß durch die »Straße der Legionen«.
Straßen, Plätze, Häuser, die vornehm zu sein die Bestimmung und die Pflicht haben, Schlösser hinter Gittern, öffentliche Gebäude, zu denen man auf Stiegen emporschreitet – alle sind populär. Die strenge Form lockert sich volkstümlich. Die Milderung der strengen Form artet auch in Unordnung aus, in zerstörende Langsamkeit, selbstmörderische Verwirrung. Die Gesetze sind zahlreich. Ihre Übertretung oberstes Gesetz, wenn auch ungeschriebenes. Der alte »österreichische Schlendrian« findet eine adäquate Fortsetzung in der Lässigkeit, die slawisch ist und eine Begleiterin der Melancholie.

Es gibt ein Literaten-Café, »Roma« heißt es. Gute Bürger besuchen es. Auch hier verwischen sich die Grenzen zwischen Seßhaftigkeit und Boheme. Der Sohn des bekannten Rechtsanwalts ist Stammgast, Regisseur, Literat. Am Nebentisch könnten seine Angehörigen sitzen. Alle Trennungsstriche sind mit schwacher, kaum sichtbarer Kreide gezogen. Es ist die Stadt der verwischten Grenzen. Der östlichste Ausläufer der alten kaiserlich und königlichen Welt. Hinter Lemberg beginnt Rußland, eine andere Welt. Das weit westlichere Krakau ist weniger österreichisch. Es blieb immer ein nationales Museum. Zwischen Wien und Lemberg ist heute noch, wie immer, der Radioaustausch der Kultur. Aber Bukarest ist noch dazugekommen. Der Umsturz hat nämlich alle galizischen Städte um einige Meilen nach Osten gerückt. Vielleicht zum Segen des Ostens ...

Frankfurter Zeitung, 22. 11. 1924

DIE KRÜPPEL

Ein polnisches Invalidenbegräbnis

In Lemberg wurde der berühmte polnische Invalide begraben, über dessen demonstrativen, heroischen Selbstmord alle Zeitungen der Welt berichtet hatten. Dieser Invalide sprach in einer Versammlung seiner Kameraden über die gemeinsame Not, schloß mit einem Hochruf auf die polnische Republik und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Er verließ das Leben früher als das Rednerpult.

Man begrub ihn an einem jener trüben Tage, an denen der verhängte Himmel sehr nahe über unseren Köpfen zu hängen scheint und der liebe Gott dennoch ferner ist als je. Den Kondukt bildeten alle Invaliden der Stadt, alle Fragmente, alle gewesenen Menschen, die Hinkenden, die Blinden, die ohne Arme, die ohne Beine, die Gelähmten, die Zitternden, die ohne Gesicht und die mit zerschossenem Rückgrat, die Skrofulösen, die von der Liebe Zerfressenen, die Verblödeten und die taubstumm Gewordenen, die das Gedächtnis verloren hatten und sich selbst nicht erkannten, und alle, für deren Krankheiten die Gelehrten noch keinen Namen gefunden haben und die am Heldentum zugrunde gingen.

Es gab keinen Invaliden, der zu Hause geblieben wäre. Diejenigen, die

humpeln konnten, humpelten; die kriechen konnten, krochen, und die sich überhaupt nicht bewegen konnten, lagen auf einem großen Lastauto. Leider fand dieses Begräbnis in Lemberg statt, im entlegenen Ostgalizien! Man hätte den Invaliden mitten in Europa begraben müssen, in Genf zum Beispiel, und Diplomaten und Feldherren einladen sollen.

Denn es war ein Kondukt, wie man ihn nirgends zu sehen bekommt, und die polnischen Juden waren die Repräsentanten aller Kriegskrüppel der Welt, der internationalen Kriegskrüppelnation, deren gemeinsames Merkmal es ist, daß man ihnen verschiedene Merkmale weggeschossen hat, und die man unfehlbar daran erkennt, daß man sie nicht erkennen kann.

Wir haben die Massengräber gesehen, verschimmelte Hände, ragend aus zugeschütteten Gruben, Oberschenkel an Drahtverhauen und abgetrennte Schädeldecken neben Latrinen. Wer aber weiß, wie Ruinen aussehen, die sich bewegen; Schutt, der sich rührt; Trümmer, die sich krümmen? Wer hat schon gehende Krankenhäuser gesehen, eine Völkerwanderung der Stümpfe, eine Prozession der Überreste!

So war dieser Leichenzug. Tausende Krüppel zählte ich hinter dem Wagen. In Doppelreihen, so wie sie einmal in der Marschkompanie marschiert waren, bewegten sie sich vorwärts. Zuerst hinkten die Lahmen, zweihundert an der Zahl. Es waren jämmerliche Doppelreihen, ein entstellter Militarismus, eine groteske Truppe, und statt des gesunden, gleichmäßigen Rhythmus der Soldaten hörte man das ungleichmäßige Klopfen der Krücken auf dem holprigen Pflaster, eine Musik aus Holz und Stein, dazwischen quietschten und knarrten die Gelenke der Prothesen, und aus den Kehlen der Kranken kamen verschiedene Räusper- und Pfeifgeräusche, Gemurmel und Gestöhn. Hinter den Lahmen gingen die Blinden, gingen, tappten sich vorwärts in einer Welt aus schwarzem Samt, ein Blinder war dem anderen Führer, alle vier in einer Reihe hielten sich an den Händen fest, sie konnten nicht fehlgehen, sie hatten keinen Zusammenstoß zu fürchten, denn der Tote und der Tod ebneten ihnen den Weg. Sie hatten ihre Brillen und Binden abgenommen, man sah die ausgeronnenen Augen unter den vorgewölbten Stirnknochen, wie hohe Torbögen überschatteten die unteren Stirnränder die tiefen Augenhöhlen, die unbewohnten, grauenhaft leeren. Ein gleichmäßiges Schlürfen war hörbar, und Stöcke und Metallspitzen erklangen.

So waren sie geordnet all nach ihren Schicksalen. Hinter den Blinden gingen die Einarmigen und hinter ihnen die Armlosen und nach den Armlosen die Kopfschüßler. Dann kam ein großes Lastauto, von dem ein solcher Schrecken ausging, daß man sein Rattern nicht hörte, denn stärker als das Hörbare wurde das Gesehene, und ein lautloser Jammer schrie so betäubend, daß er jedes Gepolter der Räder übertönte.
Denn dieser Wagen sah aus, als käme er geradewegs aus einer furchtbaren Höllenphantasie. Da standen die Krüppel, deren ganzes Gesicht ein einziges gähnendes rotes Loch war, von weißem Verbandzeug eingesäumt, mit rötlichen Narbenrillen statt der Ohren. Da standen Klumpen von Fleisch und Blut, Soldaten ohne Gliedmaßen, Rümpfe in Uniform, die losen Ärmel auf dem Rücken zusammengebunden in einer koketten Grausamkeit. Da saßen die Rückenmarkschüßler wie Taschenmesser eine knappe Sekunde vor dem Zuklappen, die Rücken parallel zum Boden des Wagens. Da waren Männer, die ihre Finger fortwährend in der Luft herumschleuderten wie tote Knochenbündel an Bindfäden, und andere, deren Gesichter seitwärts gewandt waren, links und rechts, und andere, deren Gesichter rückwärts sahen, als hätte man ihnen den Kopf zurückgedreht. Das Vorne war hinten, sie sahen unermüdlich zurück, als bannte sie die schreckliche Vergangenheit und als ließe das erlebte Grausen ihren Blick nicht los. Und all das war eine traumhafte Mischvision von Rot und faulendem Fleisch und rinnendem Rückenmark und gebrochenen Halswirbeln. Ganz hinten saß die Elite des schrecklichsten Schreckens, ein Mann, dessen Hals lang war wie eine auseinandergezogene Harmonika, lang und faltig, und dessen Kopf bei jeder stärkeren Bewegung des Wagens hintenüberfiel, so daß der Boden der Mütze auf dem Nacken lag. Ganz lose saß der Kopf, ein schwerer Kürbis an dünner Kette aus welken Hautlappen.
Hinter dem Auto schritten die Verblödeten. Sie hatten alles, Augen, Nase und Ohren, Beine und Arme, und nur der Verstand war ihnen ausgeronnen, sie wußten nicht, wohin und wozu sie hier geführt wurden, sie sahen aus wie Brüder, sie erlebten alle dasselbe große, vernichtende Nichts, wie gelbe Nullen waren ihre Gesichter, und ihre Münder standen halb geöffnet in reglosem Lächeln. So belächelten sie blöde den Toten und die Welt, die Straße, die Häuser, die zusehenden Menschen.
Ja, die Menschen blieben stehen und sahen zu und rührten sich nicht.

Es begann zu regnen, und niemand spannte den Regenschirm auf, obwohl viele mit Schirmen ausgerüstet waren. Es tropfte stärker, ein Wind erhob sich, und über dem Leichenzug, knapp vor dem Knaben im weißen Hemd, der das mattschimmernde Metallkreuz trug, segelte eine dunkelblaue Wolke, zackig, wuchtig und schwer, und streckte vorne einen Zipfel aus wie einen zerfetzten Zeigefinger, um den Krüppeln den Weg nach dem Friedhof zu weisen.

Frankfurter Zeitung, 23. 11. 1924

EIN PAAR »SENSATIONSFILME«

Karl *Grune*, einer der geschmackvollsten, subtilen und graziösen Filmregisseure hat den Film *»Arabella«* gedreht – nach einem Manuskript von Hans *Kyser.* Der Film behandelt den tragischen Lebenslauf eines Pferdes. Die Namen: Grune und Kyser, das Thema selbst halten die Erwartungen hochgespannt. Es wäre möglich gewesen, die Tragik des Tieres für sich allein wirken zu lassen, die Tragik, die ja dadurch allein schon vorhanden ist, daß das Tier mitten in eine Welt von Menschen gestellt ist. Man müßte glauben, daß kein anderer Stoff es dem Filmregisseur so leicht macht. Die »Sensation« ist in den bescheidensten Momenten eines Tierlebens gegeben. Die filmisch wirksamen Gegensätze sind immer vorhanden: Mensch und Tier. Und sowohl der Respekt vor dem Tier wie die künstlerische Überlegung hätten geboten, Menschen eben nur zur Erzielung von Kontrasten zu verwenden. Der Regisseur aber leidet ebenso wie der Verfasser des Manuskripts an der falschen Voreingenommenheit gegen den Geschmack und das Interesse des breiten Publikums. Es will sich nur für Tiere begeistern, mit ihnen fühlen, mit ihnen leiden, wenn man ihm Tierfilme verspricht. Statt dessen wird in »Arabella«, die edle Geschichte eines edlen Pferdes, noch eine menschlich banale und langweilige Begebenheit hineinkomponiert. Die Etappen der menschlichen Begebenheit stören den Ablauf der Tiergeschichte, hemmen ihn und senken schließlich das Niveau des ganzen Films.

Ludwig *Wolff* schreibt nicht nur seine Romane, er filmt sie auch. Ich weiß nicht, welcher von den beiden Vorgängen der primäre ist. Das soll kein Vorwurf sein. Theoretisch kann ein Romancier sein eigener Filmregisseur sein. Man darf es nur weder dem Roman noch dem Film anmerken. Diesem nicht, daß er aus einem Roman entstand, der von vornherein als Film gedacht war. Jenem nicht, daß er zu dem Zweck entstanden ist, in einem späteren Leben ein Film zu werden. Die Produkte Ludwig Wolffs sind zur Seelenwanderung verurteilt, sobald sie geboren werden. Man ahnt die Form ihres zweiten Lebens.
»Garragan« ist solch ein Produkt. Die Geschichte eines Barons, der aus menschlichen, verständlichen und verzeihlichen Motiven in den Kerker gelangt. Mit seinem Wiedereintritt ins freie Leben beginnen

Film und Roman. Zwei Frauen treten auf. Ein amerikanischer Milliardär. Ein österreichischer Baron. Sie sind Klischees. Weil viel im Roman gesprochen wird, muß der Film viele störende Titel haben. Weil die handelnden Personen reich sind und sich in interessanten Städten und Landschaften aufhalten dürfen, sieht man Städte und Landschaften. Diese sind allerdings sehr schön. Ein Verdienst der Photographie und der Objekte. Ludwig Wolffs große Leserschar wird wahrscheinlich schon bessere Filme gesehen haben. Ein geschickterer Romancier ist selbst mir noch nicht begegnet ...

Der in Wien lebende ungarische Regisseur *Kertesz* hat die *»Sklavenkönigin«* gedreht, einen Film, der freie Phantasie, Prähistorie und Bibel ungeschickt und plump durcheinandermengt. Die Juden in Gosen werden von den Ägyptern bedrängt. Ein ägyptischer Prinz liebt ein Judenmädchen. Er muß die Thronfolge an seinen Bruder abgeben. Das ist eben jener Pharao, von dem die Bibel erzählt. Sein bekanntes Ende im Roten Meer verschafft dem edlen Prinzen die Königswürde. Seine geliebte Jüdin stirbt indessen, gemordet von der Gegenpartei. Man erlebt schaudernd das primitive Chaos, das in der Welt des Herrn Kertesz braut. Die Juden von Gosen sehen aus wie galizische Kleinstadtjuden. Ihre Kennzeichen: Sie reden viel und laut und gestenreich. Wenn einer Kertesz heißt und aus Ungarn ist, müßte er die biblischen Juden besser kennen. Herr Kertesz hat aber nur den großen amerikanischen Film »Die zehn Gebote« gut gekannt. Zum erstenmal in der – ach! so reichen! – Geschichte des Films dürfte es sich ereignet haben, daß ganze Partien, darunter die wichtigsten, so aussehen, als wären sie aus einem Film glatt in den andern übernommen worden. Der Zug der Juden durchs Rote Meer, die gespaltenen Wasser sehen genau so aus wie in den »Zehn Geboten«. Es ist das Verdienst des Berliner Kritikers Kurt Pinthus, den Zusammenhang erläutert zu haben: Er folgert ganz richtig, daß Kertesz diesen Film noch gedreht hat, als es eine Inflation gab und für Deutschland keine Möglichkeit, die kostspieligen Dollarfilme zu beziehen. Damals glaubte Kertesz, mit seinen Bildern der erste zu sein. Er hat sich getäuscht. Freuen wie uns über einen Sieg der Gerechtigkeit, der in der Filmwelt selten ist. ...

Den *»Jagdruf der Liebe«*, einen »echt amerikanischen« Film der Fox-Gesellschaft, ziehe ich dem Kertesz vor, obwohl der »Jagdruf« nichts anderes will als »Aufregung«. Es ist eine Symphonie rasender Un-

wahrscheinlichkeiten, der größte Teil der physikalischen Gesetze ist aufgehoben und hat andern, amerikanischen Gesetzen Platz gemacht. Man saust zwischen zwei Eisenbahnzügen im Auto, fliegt über Abgründe, kommt immer im letzten Moment, besteht Millionen Gefahren in zwei Sekunden, und die Logik des Geschehens ist so erschöpft, daß sie keine Logik mehr ist. Einem Mut, der solche Märchen erzählt, glaubt man alles. Da ist eine naive Unbefangenheit, die keine Grenze kennt. Das Tempo des Bluts jagt den letzten Rest der Vernunft über den Haufen. Dieser Film dürfte einen Höhepunkt der Gattung Amerika bedeuten. Er ist anspruchslos. Und die große Kunst besteht darin, bescheiden zu sein, wenn man dem Zuschauer so viel zumutet. Es gibt eine Grenze, hinter der auch für uns das Wunder anfängt ...

Frankfurter Zeitung, 20. 11. 1924

WIEVIEL KOSTET EIN PERSÖNLICHES FÜRWORT?

Bevor ich zu der Erklärung dieser Frage und ihrer Beantwortung komme, muß ich ein Kapitel streifen, das sich auf sie bezieht. Es ist das Kapitel: »Militärische Sprache, merkantile Ausdrucksweise und literarischer Stil.« Die Verwandtschaft, ja die Identität dieser drei kann leicht ersichtlich gemacht werden.

In einem ekstatischen Drama sagt zum Beispiel der Hausarzt: »Abstirbt Kind!«

Dem Reisenden telegraphierte der Chef: »Ankaufet fünf [...] Ballen!«

Eine militärische Beobachtungsstation oder ein Abteilungskommando schreibt: »Melden hierorts Anrückung zweier Feinddivisionen!«

Im Drama kann diese Ausdrucksweise sehr nötig sein, vielleicht eine peinliche künstlerische Notwendigkeit. Dem Kaufmann ist es bei einem Telegramm, bei dem es auf den Inhalt ankommt, begreiflicherweise schade um ein kostspieliges Wort. Nun, und das Verhältnis des Militärs zur Sprache kennt man. Das Militär ist gewohnt, Sätze zu amputieren wie seine Ärzte menschliche Gliedmaßen – auch dann,

wenn es nicht unbedingt nötig ist. In diesem Punkte nähert sich der Typus »Leutnant« dem Typus Kommis wie dieser jenem in manchen Äußerlichkeiten der Frisur und der Toilette.
Man kennt die Begrüßung zweier Offiziere aus dem alten Simplizissimus: »Wo jewesen?« – »Theater jewesen!« – »Wat jesehen?« – »Stück von Joethe: wurde auf Obst jeschossen!«
Man kennt die Anfangszeile eines »kaufmännischen« Briefes: »Ihr Geehrtes vom ... habe dankend erhalten und Selbiges in allen Teilen zur Kenntnis genommen.«
Die kaufmännische Forschheit kommt aus dem Bestreben, Zeitmangel vorzutäuschen. Denn was ein »tüchtiger« Händler ist, der hat niemals Zeit, einen bestimmten Artikel über die Lippen zu bringen. Die militärische Keßheit kommt aus dem Bestreben des Leutnants, »ein Mann der Tat« zu sein. Er will kein Mann der Worte sein, der Sprache, besonders nicht der deutschen Sprache.
Ich weiß nicht, wie diese sprachlichen Barbarismen auf Fremde wirken. Ich vermute, daß ein Fremder, der Deutsch kann und einen der landesüblichen Briefe erhält, nachdem er zufällig zwei Offiziere gehört hat, der Meinung ist, sein Geschäftsfreund wolle ihm militärische Zucht beibringen. Solche Mißverständnisse können aufgeklärt werden. Aber manchmal ...
Manchmal ereignen sich die sogenannten »feierlichen Telegramme«. Staatsmänner müssen telegraphieren, offiziell, höflich, formell. Der Anlaß ist eine »Formalität«. Der Inhalt ist eine »Formalität«. Die Form ist ein Monstrum, ein sprachliches Ungeheuer ohne der, die, das, wir, uns, Ihr. Manchmal klingt ein Glückwunsch wie eine militärische Maßregelung. So wirken schon unsere Glückwünsche. Wie erst alles andere? Da hat vor einiger Zeit die Internationale Studentenverbindung die deutschen Studenten zum Beitritt aufgefordert. Die Internationale Studentenverbindung tagte in Warschau. Die deutschen Studenten telegraphierten nach Warschau. Das Telegramm beginnt: »Danken in Warschau versammelten Delegationen herzlichst für Wunsch ...« Es schließt mit den Worten: »Erwarten Antwort!«
Vielleicht verträgt jede andere Sprache Abkürzungen. Die deutsche bekommt sofort einen militärischen Klang. Die Worte des Telegramms, der »Drahtung«, habe ich gezählt: Es sind genau sechsundsechzig ohne Adresse. Ich habe mich im Telegraphenamt erkundigt. Ein Wort nach Polen kostet 16⅖₁₀ Pfennig. Das Telegramm der deutschen Studenten

dürfte etwa 15 Mark gekostet haben. Mit den Fürwörtern und bestimmten Artikeln hätte es wahrscheinlich 20 gekostet.
Ich gebe allen Staatsmännern, Verbindungen, Bünden, Vereinen, Präsidenten und allen, die manchmal in die Lage kommen, feierliche Telegramme abzusenden, zu bedenken, ob es wirklich auf die 16 $^{2}/_{10}$ Pfennig ankommt.
Ein persönliches Fürwort ist ebenso billig wie ein Hauptwort. Aber auch ebenso wichtig.

Frankfurter Zeitung, 27. 11. 1924

DIE FREUNDE

In der Altonaer Straße 10, im Gartenhaus, starb ein alter Professor, Privatdozent an der Landwirtschaftlichen Hochschule, Dr. Franz *Duysen.* Auf einmal war ein Vorhang weggerissen, und man sah die Tragödie, das Idyll, den Roman einer dreißig Jahre langen Freundschaft.
Doktor Duysen war 65 Jahre alt. Er las über Gräser, Samen- und Pflanzenkunde. Sein einziger Freund war der alte Arzt Dr. Kratz.
Beide Herren lebten seit vielen Jahren zusammen. Dr. Kratz kochte, wusch das Geschirr, beschäftigte sich mit den Sorgen des Haushalts.
Manchmal sahen die Bewohner des Hauses die beiden alten Freunde Arm in Arm die Stiegen hinauf- und hinabsteigen. So fest hielten die Freunde zusammen gegen die Feinde des Lebens: das Stiegenhaus, den halbdunklen Flur, den dämmerigen Hof, die angriffswütige Kälte des Winters und die noch grausamere der Menschen. Sie liebten sich wie Mann und Weib nach langen Jahren zusammen erlebter Leiden und Glücksfälle. Sie liebten sich mehr als Mann und Weib; denn sie verband die ruhige Gleichmäßigkeit des männlichen Sinns, und das logische Argument des einen fand im andern Widerhall und Geltung, ohne jener leisen Gereiztheit zu begegnen, die immer den Unterschied der Geschlechter betont, den nie zu verwischenden.
Der November kam. Ein schlimmer Monat für alte Freunde. Im Zimmer wurde es kalt. Man saß in der Küche. Und kam auf den Einfall, nicht den Gasherd anzuzünden, sondern ein Herdfeuer zu machen, ein

gutes, solides Herdfeuer, bei dem es warm wurde und die Speisen gar. Ein richtiges Herdfeuer wie in der alten Zeit.
Aber irgendeine Klappe funktionierte nicht. Kohlenoxydgas strömte aus und betäubte den kranken, verkalkten Doktor Duysen. Er saß vor dem Feuer, blickte hinein in die gute Wärme, wie man in eine gute, verlorene Zeit sieht – – – und starb.
Der Doktor Kratz war Arzt. Er hatte viele Menschen sterben gesehn. Er war ein Naturwissenschaftler. Der Tod war ein natürlicher Vorgang. Gegen die Todesgefahr hat man vorschriftsmäßig dies und jenes zu unternehmen, um sie zu bannen oder wenigstens aufzuschieben. Ja, der Tod war ein natürliches Ereignis. Aber nur der Tod fremder Menschen.
Hier starb der *Freund*. Mehr als dreißig Jahre hatte man zusammen gelebt. Man war ineinander übergegangen. Man war die Hälfte des andern. Wenn Doktor Duysen tot war, lebte er, Doktor Kratz, eigentlich noch?
Nein, Duysen kann nicht tot sein. Es ist ihm nur kalt. Also erhalten wir fleißig das Feuer. Rücken ihn behutsam, aber ganz nahe an die goldene Wärme.
Doktor Kratz war kein Arzt mehr. Er war nur noch Freund. Der Schrecken machte ihn wieder primitiv, machte aus dem Intellektuellen das Kind, das seine erkaltete Mutter wärmt.
Als die Studenten ihren Lehrer Duysen suchen kamen, sagte Dr. Kratz: »Er sitzt im Speisezimmer.« So unwirklich ist der Tod unseres Freundes! Er ist nicht tot. Er sitzt zwar in der Küche, am Herd. Aber wenn er nicht tot ist, kann er ebensogut im Speisezimmer sitzen!
Doktor Duysen aber war wirklich tot. Nach dreißig Jahren, in denen er soviel Treue, Liebe und Güte gewesen war, Freundschaft, Nahrungsgenosse, Freudenbringer – wurde er plötzlich zu Nichts. Man kann tausendmal den Tod in der Natur sehn und, weil man Arzt ist, sogar erklären. Aber hier hört die Naturwissenschaft auf. Es ist etwas ganz Unmögliches geschehen: Ein Freund ist gestorben!
Darüber verlor der Arzt den Verstand. Er befindet sich jetzt in der psychiatrischen Klinik.

Frankfurter Zeitung, 2. 12. 1924

GROCK

Grock ist in Berlin. Grock, der große Clown.

Zuerst betritt ein bebrillter Herr im Smoking die Bühne. Es ist ein Geiger, ein Virtuose, ein Normalvirtuose, ein zivilisierter Mensch, nichts ist außergewöhnlich an ihm. Wie er die Geige unter das Kinn rückt, den Bogen mit einem zierlichen und überlieferten Schwung hebt und zu spielen beginnt, das ist vorbildlich mittelmäßig, unauffällig und selbstverständlich.

Da hebt sich leise die rechte Wandkulisse, und sehr vorsichtig, beschämt, neugierig und mit der bescheidenen Frechheit derjenigen, die hier nichts zu suchen haben, tritt ein sehr auffälliges Lebewesen auf die Bühne im grauen Schlußrock, der überlang über die weiten grauen Hosen fällt, einen grauen, runden Steifhut auf dem Kopf. Die großen Glotzaugen, die ihrer Form nach sehr dumm sein müßten, aber ganz widernatürlich verschmitzt sind, tasten sorgfältig die Atmosphäre ab. Ein langes, sehr weiches und braves Kinn hängt traurig hernieder, resigniert und enttäuscht, tausendmal, zehntausendmal, und immer noch ein bißchen gläubig. Kein Zweifel: Dieses merkwürdige Lebewesen ist Grock.

Grock trägt einen großen Reisekoffer in der Hand. Es ist das Etui einer winzigen *Geige.* Der brave Herr im Smoking ist maßlos verwundert. Grock fühlt sich schon heimisch. Nein! Wie schön ist das hier! Welch ein netter Herr! Grock wird etwas spielen. Er setzt sich bequem auf die Stuhllehne, die großen, weichen gelben Schuhe auf dem Sitz, und spielt sehr brav, sehr rührend und »mit Gefühl« auf der winzigen Geige richtige, erwachsene Töne.

Dann soll er den Herrn auf dem Klavier begleiten. Grock geht hinaus, um Toilette zu machen. Er kommt zurück, im schwarzen, engen Frack, mit jämmerlich gekrümmten, gewellten Beinen in strenge anliegenden, unerbittlichen Hosen, die sich getreu den Formen der Beine anpassen. Und nun beginnt der Kampf gegen das Leben, der harte, aufreibende Kampf gegen den Widerstand aller Dinge auf Erden, die Bosheit und Ungeschicklichkeit der Sachen, die groteske Unlogik der gewöhnlichen Zustände. Das Klavier steht zu weit vom Stuhl entfernt: Man muß es näher rücken. Die Decke des Flügels ist offen: Legt man den Zylinder hin, so rutscht er zu Boden. Die Tasten trifft man nicht

richtig: denn man trägt weiße, dicke Handschuhe. Also muß man sie ablegen. Wie sollte ein vernünftiger Mensch selbst darauf kommen? Der grundgescheite Herr in der tadellosen Gewöhnlichkeit muß einen erst darauf aufmerksam machen.
Grock legt die Handschuhe ab und rollt sie zusammen. Jetzt sehen sie aus wie ein Ei. Ein Ei! Seht her! In der Erinnerung Grocks taucht ein unerhört amüsantes Bild auf: ein Mann, der mit Eiern jongliert. Ein *Jongleur.* Jonglieren ist im Augenblick wichtiger als Klavierspielen. So zwingend ist ein weißes Handschuhpaar, das wie ein Ei aussieht, daß Grock jonglieren muß. Es dauert längere Zeit. Dann erinnert ihn der Herr an das Klavier.
Grock hat eine wunderbare, runde, fast zylinderförmige Ziehharmonika. Sie kann wie eine Orgel klingen. Dann ist sie natürlich ein sehr würdevoller, ja ein religiöser Gegenstand. Aber wenn man sie in Händen hält, spielt sie von selbst. Ihr entfahren wider Willen einzelne hohe, komische Töne. Grock fürchtet sich vor diesen Tönen, die selbständig, lebendig aus dem Instrument springen, übermütige Tierchen, die ihre lange Gefangenschaft nicht aushalten. Grock springt davon. Die Ziehharmonika hat er noch. Da fliegt, da spritzt ein Tönchen hervor. Grock wendet sich. Es ist ein erschütternder Kampf zwischen dem Willen eines Menschen, seinen Fingern und dem widerspenstigen Instrument.
Einige Male erreicht dieser Kampf seine Höhepunkte: wenn Grock die *Manschetten* hoch über dem Ellenbogen sucht, dort, wo der Mensch gewöhnlich geimpft wird; wenn Grock die Geige in die rechte Hand nimmt, den Bogen in die Linke und nicht spielen kann; wenn Grock den Bogen in die Luft wirft und ihn nicht auffangen kann. Dann geht er hinter die spanische Wand und übt. Kommt hervor, wirft den Bogen in die Luft und erwischt ihn. Eine Minute verstreicht. Da fällt Grock ein, daß er ja das schwierige Kunststück schon getroffen hat, und er läßt ein Jubeln hören, das halb ein Grunzen ist und halb ein Jauchzer. Es ist die große Freude eines lieben, lieben Trottels.
Für den Applaus bedankt er sich, er kommt vor den Vorhang, verneigt sich und findet nicht mehr den Ausgang. Grock ist vom rollenden Hinterland abgeschlossen, preisgegeben der Menschheit im Parkett, die ihn jetzt noch beklatscht – aber wie lange noch, wie lange noch?! Bald fängt sie an, über seine Unbeholfenheit zu lachen, wie sie über seine absichtlichen Späße lachen kann, diese Bestie Menschheit. Keiner

rührt sich, niemand hilft, niemand zeigt den Ausweg, der Vorhang hat unzählige Falten, ja, er besteht aus lauter Falten, und eine muß doch der Ausgang sein! Eine fatale Situation! Nur nicht zeigen, daß man verlegen ist! Immer wieder eine schöne, lächelnde, liebenswürdige Verbeugung! Die Leute sollen nur glauben, daß es aus Dankbarkeit geschieht, aus herzlicher Dankbarkeit. Und während sie noch klatschen, rasch den Vorhang hochgehoben und unten durchgeschlüpft! Gerettet!

Noch einmal erscheint Grock, aber das ist ein anderer Grock, ohne Glatze, mit dem traurigen Gesicht voll adeliger Häßlichkeit, ein Aristokrat in einer Welt von Grobgeformten, ein Mann von edler Treue und tausendmal verraten, ein ehrlich, ja demütig Strebender und immer Zurückgeworfener, einer, der geboren ist für die Verzweiflung und sich zwingt zu edler Gläubigkeit, ein Tolpatsch, ein Held, ein Erhabener in den Niederungen, ein tausendmal Besiegter, aber ewig ein Sieger.

Frankfurter Zeitung, 10. 12. 1924

BERLINER FILMBERICHTE

Von den größeren Filmen, die man in den letzten Wochen in Berliner Lichtspieltheatern gesehen hat, scheinen mir nur drei des genaueren Berichts würdig. Es sind: »Das Wachsfigurenkabinett«, der Film »Nju« und der Jackie-Coogan-Film »Oliver Twist«.

Das »Wachsfigurenkabinett« hat Henri *Galeen* verfaßt. Das Manuskript knüpft filmische Motive nur lose aneinander und gefährdet von vornherein die Einheitlichkeit des Werks. Hier hätte der Regisseur (Paul *Lent*) einsetzen müssen, denn es lassen sich gewiß im Film Übergänge, natürliche, »gewachsene« herstellen, auch wenn das Manuskript Lücken hat. Es geschah in diesem Film nicht. Obwohl das Programm außer dem Regisseur Lent noch einen Spielleiter *(Birinski)* anführt. (Was ist ein »Spielleiter«, was ein »Regisseur«?)

Ein junger Dichter erhält vom Besitzer des kleinen Wachsfigurenkabinetts den Auftrag, Geschichten für das Programmheft zu verfassen; Geschichten von Harun al Raschid, von Iwan dem Grausamen, von

Jack the Ripper. Der junge Dichter verliebt sich in die Tochter seines Auftraggebers. Und nachdem er zwei ergötzliche Geschichten geschrieben und eine schreckliche geträumt hat, nimmt er sich die junge Tochter.
Man sieht die gar nicht zwingende, rein zufällige Rahmenhandlung. Dennoch gelingt in diesem Film, was in solide gezimmerten und festgekitteten Filmen so selten gelingt: die Einheitlichkeit der Stimmung. Sie täuscht über die auseinanderfallende Handlung hinweg. In eine phantastische Welt ist alles Geschehen eingebaut. Der Film weht vorüber wie ein Traum in mehreren Teilen; wie einige Träume. Aber was ihn zusammenhält, ist eben die *Nacht,* in der sich die Träume vollziehen. Das ist Bindung genug. Und daß es gelingt, die märchenhafte, fast sonnige Heiterkeit der unwahrscheinlichen Ereignisse durch das Düstere der Stimmungsfarbe hindurchleuchten zu lassen, ist ein besonderes Verdienst der Regie. Es werden nicht viele spielerische, heitere, anspruchslose und dennoch künstlerische Filme bei uns hergestellt. Die phantastischen Voraussetzungen sind – es sei zugegeben – dem Zuschauer aufgezwungen. Aber hat man einmal die Voraussetzung angenommen, so genießt man weiter, ohne daß ein logisches Bedenken mit seinem Zwischenruf das leichte Behagen störte ...

Den Film *»Nju«* mit Elisabeth *Bergner* in der Hauptrolle hat Paul *Ginner* hervorgebracht, ein Mann, der vom Theater kommt und der vielleicht deshalb das rührselige und weichliche Konversationsstück des Ossip Dymow gewählt hat. Denn im Film fällt glücklicherweise die Konversation weg, und man lernt an diesem wie an so manchem anderem Beispiel, daß der Film um viele Jahre jünger ist und um noch mehr wesentliche Merkmale primitiver als das Theater. Denn Dymow ist auf der Bühne unerträglich. Im Film korrigiert sich sogar seine falsche Psychologie wie von selbst.
Nju ist eine kleine Bürgerin, die ihren Spießergatten verläßt, dem »Dichter« zuliebe, um von diesem verlassen und vernichtet zu werden. Hier hat die Bergner zwar ergreifen können, aber nicht überzeugen. Im Film fehlt dieser Schauspielerin nämlich das wichtigste ihrer Kunstmittel: die Stimme, diese arme, zerbrechliche, zwitschernde, traurige Mädchenstimme. Im Film blieb die Bergner auf die paar Bewegungen beschränkt, die ihr zur Verfügung stehen, die tändelnden, auch in der Tragik tändelnden Bewegungen, das ewig Anmutige, auch im Unter-

gang Anmutige. Und weil die Anmut allein so selten tragisch werden kann, bleibt auch hier noch ein Rest übrig, eine leise Unbefriedigtheit. Aber dafür erstrahlt hier der ewige Sieg des Anmutigen über den Tod. Es ist weniger die leidenschaftliche Tragik eines Weibes als der Triumph eines lustigen, zwitschernden Vogels über den Käfig und über den Tod in seiner falschen, kalten Freiheit.
Viel wuchtiger und tragischer, lächerlich und heilig ist Emil *Jannings'* bürgerlicher Ehemann. Hier verrät sich eine intuitive *und* intellektuelle Beobachtung des Bürgers, die ohne Beispiel in der deutschen Filmkunst bleibt.

Von *Jackie Coogan* ein alter, in Deutschland neuer Film: *»Oliver Twist«*. Man kennt die unsterbliche Dickens-Gestalt. Man darf natürlich nicht den Film mit dem Roman vergleichen. Filme verlieren immer, wenn man sie mit ihren literarischen Urbildern vergleicht – wenn diese nicht zufällig Ossip Dymow sind. Der Film hat Längen, er verliert sich in Details, die im Roman notwendig, auf der Leinwand überflüssig sind. Aber sieghaft wie immer bleibt der kleine Wunderknabe, das einzige Kind, das nie kitschig wird, obwohl es von Geschmacklosigkeiten umgeben ist ...

Frankfurter Zeitung, 12. 12. 1924

BERICHT ÜBER GOAL-GAME

In Wien hat jemand ein neues *Gesellschafts-* und *Sportspiel* erfunden. Es heißt: »Goal-Game«. Hierauf gründete sich in Berlin eine Gesellschaft. Sie nennt sich: »Goal-Game-Gesellschaft«. Die Verbreitung des neuen Spiels in Deutschland scheint ihr besonderer Zweck zu sein. Sie lud zu einem »Fünf-Uhr-Tee« im Hotel Esplanade alle jene Menschen ein, die in den üblichen Zeitungsberichten als Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Presse, des Films und des Sports bezeichnet werden können. Diese kamen. Um halb sechs betrat ein österreichischer Conférencier (der bekannte Humorist Paul Morgan) die Bühne und sprach über das angebliche Wesen des Österreichers – – witzig, also ohne die Verpflichtung, sich der Wahrheit mehr zu nä-

hern, als ein Paradox gestattet; wenn auch ein überliefertes. Man bekam Tee oder Kaffee, Cognac oder Likör; aber nicht beides. Dann gruppierten sich die Menschen um zwei Goal-Game-Spieltische. Das Spiel ist eine Abart des Fußballspiels. Ein kleiner Ball liegt in der Mitte des Tisches. Zwei Parteien spielen gegeneinander. Sie haben je einen »Tormann«, zwei »Verteidiger«, zwei »Innenstürmer« und zwei »Außenstürmer«. Jeder Mitspieler steht vor einer winzigen eingebauten Kanone, die mit kleinen Hohlkugeln geladen wird. Der Lauf dieses Miniaturgeschützes ist frei verstellbar. Man richtet ihn je nach der Lage des kleinen Balles gegen diesen und feuert Kugeln ab. Dadurch zwingt man den Ball, seine Lage fortwährend zu ändern. Und das geht so lange, bis er in einer Versenkung verschwindet. Das ist das »Goal-Game«. Ein neues Gesellschaftsspiel. Man macht Reklame dafür. Die Presse bekommt einen Tee und einen Prospekt. Man liest die Stimmen der Kollegen aus Wien. Sie schreiben dort sehr enthusiastisch über Goal-Game. Einer sagt: »Worin die Seligkeit besteht ... kann der Zuschauer zunächst nicht verstehen. Aber ... ehe er es merkt, ist er genauso besessen wie die Tausende ...« Ein anderer: »Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist wohl ein Goal-Game-Fieber auf dem Anmarsch, das diesseits und jenseits des Ozeans das Publikum befallen wird.« Und solcher Zeichendeuter gibt es viele. Ein Berichterstatter nennt Goal-Game »eine *wirkliche* Erfindung« und stellt es uns frei zu denken, daß unter »unwirklichen Erfindungen« jene gelegentlichen der Berichterstatter zu verstehen sind. Und all diesen Stimmen ist nichts mehr hinzuzufügen. Jedes lobende Urteil würde nur die Wirkung abschwächen. Es ist eine undankbare Aufgabe, sich in ein solches Gedränge voll Superlativen zu begeben ...

Frankfurter Zeitung, 17. 12. 1924

BÜCHER DIESER ZEIT

Der bekannte Berliner Rechtsanwalt Sami *Gronemann* läßt im Welt-Verlag ein Buch erscheinen, das er im Vertrauen auf das Verständnis eingeweihter Leser: *»Hawdoloh und Zapfenstreich«* nennt. Demjenigen, der diesen Titel versteht, verspricht das Buch sehr viel; eine Welt;

zwei Welten sogar. »Hawdoloh« ist das Gebet der Juden am Sabbatabend, das Gebet, das den heiligen Ruhetag von der profanen Woche trennt, diese einleitet und jenen beendet. Es wird am Abend, nach Sonnenuntergang, gesprochen, ungefähr um dieselbe Stunde, in der der »Zapfenstreich« ertönt, den wir leider alle kennen. Die Symbolik dieser Namen: ostjüdische Welt und deutsche militärische Okkupation. Das Buch enthält also die Erlebnisse des Rechtsanwalts Gronemann an der Ostfront, dieses Rechtsanwalts, der wie wenige seines Standes und seines Stammes mit Stolz Jude ist, mit Freude und mit Begeisterung. Er erzählt heitere und todtraurige Dinge, mit witziger Anmut, Anekdoten, scharf pointierte und melancholische, sein Spott über die Borniertheit des westeuropäischen Militarismus versucht noch, gar echt zu sein, und die Satire selbst hat noch das faire Verdienst der Objektivität.

Im Verlag: Die Wölfe, Leipzig, erschien *»Der rote Heiland«* von Hermynia *zur Mühlen.* Der Titel ist ein Bekenntnis zur Propaganda und zum Programm. Die Erzählungen, die das kleine Buch enthält, sind dichterischer, als der Titel vermuten läßt. Man hat in Deutschland viel Vorurteile und noch mehr Angst vor Büchern »mit Tendenz«. Nun, die Erzählungen im »roten Heiland« *haben* Tendenz. Wenn man will, eine sozialistische. Sie enthalten nichts Neues: das Leid der Armen nämlich, die Qual der beherrschten Klasse. Wenn man will, ist es eine christliche Tendenz. Man findet sie auch zum Beispiel im Neuen Testament. Deshalb hätte es genügt, das Buch »Der Heiland« zu nennen. Die Farbe ergibt sich von selbst.

Jakob Israel *de Haan* ist vor kurzem Opfer eines Attentats in Palästina geworden. Er war ein sogenannter »orthodoxer« Jude aus Holland, eine umstrittene Persönlichkeit, dessen Wirken in Palästina nicht ganz aufgeklärt ist, aber auf jeden Fall eine Persönlichkeit, ein starker Mensch. Im Verlag Sänger, Frankfurt am Main, erschienen seine *»Jerusalemer Skizzen«.* Sie verraten viel gesunde gütige Menschlichkeit, ein offenes Auge, plastische Gestaltungsfähigkeiten. Das Land, die Araber, die Juden, die bekannten »Stätten« auferstehen in kleinen Skizzen, bunt, neu, leuchtend und suggestiv. – Man hätte nur eine bessere Übersetzung gewünscht.

John *Cournos* hat in seinem Roman *»Die Maske«* (See-Verlag, Konstanz) den bitteren Weg der Ostjuden in Amerika beschrieben: eine jüdische Jugend, so grausam, so grau, so schwer, so belastet, daß man sie in Träumen noch durchleidet, lange nachdem man dieses Buch gelesen hat. Der Stoff hätte leicht zu Sentiments verführen können. Der Dichter, ein gewordener und also amerikanischer als ein »geborener« Amerikaner, ist sachlich, trocken, kühl, er gibt eine nüchterne Inhaltsangabe von einem Dutzend Tragödien. Er unterbricht seine Erzählung manchmal, nicht zum Schaden des »epischen Flusses«, mit knapp formulierten Erkenntnissen eines Mannes, der durch viele Leiden nicht die Kraft verloren hat, klar zu sehen.

»Unterwelt« heißt ein Roman von Erhardt *Breitner* (Ehrlich-Verlag, Berlin), ein Buch, dem die Gefahr droht, vergessen, obwohl es noch nicht Zeit hatte, bekannt zu werden. Es schildert die Welt des östlichen Kriegsschauplatzes, also die Welt des in diesem Sammelreferat zuerst genannten Gronemann. »Unterwelt« ist die Etappe. »Unterwelt« sind die schmierigen, unheimlichen Gestalten, vom Kriege genährt, von der Etappe gemästet. Nicht der Hintergrund, sondern sozusagen: der Vordergrund ist der Krieg. Da tappen die Durchschnittsexistenzen blind im Weltbrand, von tausend Höllenfeuern geblendet, nicht gut, nicht böse, sondern menschlich, allzu menschlich in dem Grade, daß sie tierisch werden; ein Offizier, ein Mädchen, ein Kellner, die Revolution, die Nachkriegszeit, die Geheimverbände. Es ist ein Buch dieser Zeit. Es empört nicht; es klagt nicht an. Es schildert, fast idyllisch, fast behaglich, das Unbehagliche, das Dunkle, das Irrlicht, das Schwankende, das Bodenlose. Zwischen feste epische Grenzen gebannt ist das traurige und groteske Chaos dieser Jahre, unserer Jahre.

Frankfurter Zeitung, 21. 12. 1924

FILME FÜR KINDER

Das ist die Zeit, in der alle Branchen ein Herz für die Kinder entdekken: auch die *Filmbranche*, die durch ein lästiges Gesetz den Jugendlichen unter sechzehn Jahren verboten ist. Jetzt dürfen die *Berliner Kinder* in den Ufa-Palast am Zoo. Man gibt dort einen amerikanischen Kinderfilm: *»Die junge Stadt«*. Das Manuskript stammt von den Herren Hoye Lorinz und Lewis Leighton, die Regie führte der Herr William Beaudine, und der kleine Hauptdarsteller heißt Ben Alexander, ist höchstens zwölf Jahre alt und schon fett gedruckt. Der »Inhalt« des Films ist leicht erzählt: Der kleine Bobby spielt mit Jugendgefährten Revolution. Alle Requisiten sind vorhanden, die man zu einer »Revolution« benötigt: Papphelme, Steckenpferde, Holzschwerter; ein kleiner Hund, der bald überfahren und begraben wird; ein kleines Grundstück, das der Vater Bobbys dem reichen Vater eines unsympathischen Knaben verkauft. Früh lernte so der Knabe den Schmerz der Heimatlosigkeit, den Hohn des Besitzenden, die Schmach des Vertriebenseins kennen. Natürlich endet der Film mit dem Rückkauf des Grundstükkes und der Inszenierung einer neuen »Revolution«. – Die *Amerikaner* verstehen es vortrefflich, Knabenspiele, Kinderwelten glaubhaft zu rekonstruieren. Die wenigen Erwachsenen, die in diesem Film mitspielen, sind wie große Kinder. Es ist ein rührender Ernst in ihrem Spiel. Die amerikanischen Filme erinnern an die letzten Kindergeschichten der Weltliteratur. Aber da sind zwanzig oder mehr kleine Filmschauspieler, zwanzig Kinder, die *das* leben sollten, was sie bewußt vortäuschen, und bestimmt nicht mehr sein können, was sie so trefflich darstellen. Sie werfen ihre Kindlichkeit in das gefräßige Licht der Jupiterlampen. Sie opfern sich dem Atelier-Moloch, und wir freuen uns betrübt, daß sie so lieb sind auf der Leinwand, und führen unsere Kinder ins Kino und vergessen, daß jene spielenden Kinder sich mühsam gezwungen haben, Kinder zu sein. Haben sie noch Freude an Papphelmen, die ihnen das Atelier liefert? Sind sie nicht weit hinausgewachsen über das Spiel? Sie tragen lange Hosen in ihren Privatleben und gähnen gelangweilt, wenn sie mit Altersgenossen zusammenkommen, die *nicht* filmen. Und sie »spielen« statt zu spielen. Hundert, vielleicht tausend Kinder wachsen in den amerikanischen Filmstädten heran, in den Städten aus Pappe, in perspektivisch gemalten Wiegen, hinter Ku-

lissen gezeugt, in einer Filmszene geboren, von Regisseuren erzogen, hundert, tausend, zehntausend Kinder ...

Frankfurter Zeitung, 23. 12. 1924

HEIMWEH NACH PRAG

Wenn ich keine Sehnsucht nach Paris hätte, so hätte ich Sehnsucht nach Prag. Es ist eine Stadt, in der ich niemals zu Hause war und in der ich jeden Augenblick zu Hause sein kann. Man braucht in Prag nicht »verwurzelt« zu sein. Es ist eine Heimat für Heimatlose. Sie hat keine Sentimentalität.

Aber ich lebe seit fünf Jahren in Berlin. Ich sitze da wie im Wartesaal eines großen Bahnhofs und warte auf den Zug. Um mir das Geld für die Fahrkarte zu verdienen, handle ich inzwischen mit Büchern und Zeitungsartikeln. Es ereignet sich viel in diesem Bahnhof, man kann schreiben, man sieht allerhand fremde Völkerstämme, Arier, Professoren und deutschnationale Juden, Generäle vom Bahnhofskommando und gefallene Soldaten. Eine Familie erwartet eine Tante aus Dresden mit Militärmusik, man spielt »Deutschland über alles«, und die Gepäckträger entblößen ihre Schultern von der Traglast, und alle müssen aufstehen, auch wenn sie dabei sind, ein Wiener Schnitzel aus der Tunke zu heben.

Am Tage wandere ich durch den Bahnhof Berlin, die eiligen Reisenden stoßen mich, den Beamten bin ich im Weg, der Polizeipräsident mit der roten Mütze erteilt mir Verbote, der Schaffner ertappt mich bei ihrer Übertretung, die ebenfalls verboten ist. Des Nachts schlafe ich in leeren Wartesälen, die mit Frühstück zu vermieten sind und in denen sich Klaviere mit Hirschgeweihen befinden. Vom Standesamt erhalte ich die Erlaubnis zum Empfang nächtlicher Besuche, am Abend lasse ich mich trauen, des Morgens scheiden. Denn man achtet hier auf die Moral. In der Früh weckt mich die Witwe eines höheren Offiziers, die den Wartesaal instand hält und Mieter mit solider Konfession bevorzugt. Sie trägt ein Hakenkreuz am Adamsapfel.

Hierauf begebe ich mich in die Abteilung für Herren, erhalte Instruktionen vom Verwalter, der ein Eisernes Kreuz trägt und mit seinen Besuchern Gelenksübungen macht. Der Vormittag findet mich in einer

Fütterungsstelle, da stehen wir alle mit Eßnapf und Trinkeimer und bedienen die Kellner, die hier polizeilichen Charakter haben. Jede Unhöflichkeit einem Kellner gegenüber wird als Amtsehrenbeleidigung geahndet.

Am Nachmittag schreibe ich an einem Stollwerck-Automat: Ich werfe eine Münze in den Spalt, und unten fällt ein Einfall heraus, wenn man kräftig zieht. Manchmal ist der Automat verstopft. Dann müssen die Schriftsteller Konventionalstrafen bezahlen. Um mir die Zeit zu vertreiben, gehe ich in die Polizeistation und schreibe Meldezettel. Dadurch [macht] man sich in Berlin beliebt.

Am Abend sitze ich im Kino. Man gibt den Kolossal-Monumental-Film der Decla-Bioscop: »Deutsche, trinkt deutsches Bier!« mit Massenszenen von Lubitsch und Henny Porten als deutscher Heldenmutter, und die Kapelle spielt den Fridericus-Rex-Marsch. Ein paar Wartesäle sind als Kaffeehäuser aufgemacht, sie dürfen ohne Perronkarten nicht betreten werden. Man muß sie vom Portier knipsen lassen.

Es ist mir gelungen, hier etwas Geld zu verdienen, mit dem ich mir verschiedene Sekkaturen leisten kann, den Ankauf von Briefmarken, die Bezahlung der Einkommensteuer und den Genuß des Kaffees. Ich bin auf dem Bahnhof geradezu schon heimisch. Die tiefe Kniebeuge ist mir wegen guten Verhaltens erlassen. Ich mache nur noch Salutierübungen.

Dennoch habe ich, wie gesagt, Heimweh nach Prag, und im Paß ein tschechoslowakisches Jahresvisum. In Paris möchte ich die Sonntage verbringen und die Wochentage in Prag. Hier sind die abstrakten Kosmopoliten, in denen die Welt als Wille lebendig ist und die den Willen zur Welt nicht brauchen. Sie haben alle Schmerzen gelitten, alle Freuden genossen, und weil sie nichts mehr überraschen kann, suchen sie keine Überraschungen. Sie sind Skeptiker, aber sie lieben ihr Leben, das Leben in Prag. Alle Stimmen der Geister, die in der Welt verstreut sind, gelangen konzentrisch nach Prag, denn alle Geister in der Welt stammen aus dieser Stadt, oder es war ein Irrtum der Schöpfung. Wenn sie sentimental in Paris, pathetisch in Berlin, sachlich und roh in Amerika geworden sind, flugs kehren sie nach Prag heim, in den Schoß der mütterlichen Skepsis und lassen sich auslachen, bis sie gesund werden.

Ich muß es aus rhythmischen Gründen wiederholen, obwohl ich nicht zweifle, daß man es mir glauben wird: Wenn ich nicht so viel Sehnsucht nach Paris hätte – ich hätte Heimweh nach Prag.

Prager Tagblatt, 25. 12. 1924

DAS KLASSISCHE GESPENST

Das klassische Gespenst erschien in der Mittagsstunde im *Berliner* Zentrum und erregte die Aufmerksamkeit, ja sogar die Achtung aller Menschen, die in dieser bewegten Stunde im Mittelpunkte einer Riesenstadt mit ganz anderen Dingen beschäftigt sein sollten als mit der Bewunderung eines Gespenstes. Ich möchte es nicht länger verbergen: Das klassische Gespenst war ein *Römer* in einem Trikot mit Panzerplättchen und einem römischen Helm auf dem Kopfe, ein römischer Soldat, stehend auf einem *Gefährt*, das im klassischen Altertum »Quadriga« genannt ward und dem ich auch heute noch diesen würdigen Namen verliehen hätte, wenn nicht zwei, sondern vier Pferde das Gefährt gezogen hätten. Aber es waren nur zwei Pferde, Schimmel zwar, aber doch nur zwei; und ich kann beim besten Willen nicht Quadriga sagen, obgleich ich einem Gespenst die Achtung nicht verweigere, das in der Erkenntnis der modernen Verkehrsverhältnisse die geradezu wichtigsten Bestandteile seiner Tradition ohne weiteres aufgibt und, selbst auf die Gefahr hin, ein sogenannter Widerspruch in sich genannt zu werden, vor die Quadriga nur zwei Pferde spannt. Der Römer, der stehend die Rosse lenkte, war mager und infolge der deutschen Kriegsnahrung unterernährt, also fast ein Gespenst und klassisch in einem ganz anderen Sinn, als es zu Anfang schien. Dieser Römer war ein deutscher Proletarier aus dem Norden Berlins. Wenn Trikots die Eigenschaft hätten zu schlottern, sein Trikot hätte um seinen dürren und armen Leib geschlottert. Er gehörte der Gattung der *Arbeitslosen* an, und er hatte sich selbst verliehen; auf einen Tag verliehen. Die Zinsen, die man ihm für sein Darlehen bezahlen wird, werden seinen Körper nicht fetter machen. Aber er hat die Genugtuung, ein Römer gewesen zu sein. Ich schätze, daß er vierzig Jahre alt ist. In ganzen langen vierzig Jahren ist es ihm nicht einmal gelungen, Aufsehen zu erregen. Er war gezwungen, eine plötzliche Karriere zu machen: aus einem Menschen ein Plakat zu werden. Hinter ihm fuhr ein simpler Kassenbote auf einem Zweirad, vor ihm ratterte ein Lastauto, und er, in der Mitte, war ein Römer im Auftrag einer *Kinodirektion*, die jetzt den großen Massenfilm römisch-historischen Inhalts in ihrem Theater »rollen« läßt. Der Mann, der den Römer spielte, sah, daß der Radfahrer den Versuch machte,

sich vor die Pseudo-Quadriga zu begeben und hinter das Lastauto. Der Römer sagte nicht etwa in seiner Muttersprache: Bleib hinten, Bengel! – – nein; der Römer rief: »He!«, was auch lateinisch sein kann, er wandte sich dem Radfahrer zu und legte schweigend und mit der Würde, die ihm seine Rolle gebot, den Zeigefinger an die Stirn; und auch das kann lateinisch gewesen sein. Es wurde Abend, der Mann legte den römischen Panzer ab und sagte auf deutsch: Gib mir was zu essen, Alte! – – und ich fürchte, sie wird nicht imstande gewesen sein, ihm viel Essen zu geben.

Frankfurter Zeitung, 27. 12. 1924

EINE SEHR SERIÖSE VARIETÉKRITIK

Ich sitze in der fünften Reihe, auf dem Eckplatz rechts, denn ich liebe es, unabhängig von der Größe der vor mir Sitzenden alle Details des vielfältigen Programms zu sehen und außerdem wenigstens nach einer Seite hin vollkommene Bewegungsfreiheit zu haben, eine Sitzlehne allein für meinen Ellenbogen zu reservieren, in dem sich meine ganze Aufregung über Jongleure und Drahtseilakte konzentriert.
Ich komme erst zur *siebenten* Nummer. Ich habe mich nur um zwanzig Minuten verspätet und dennoch schon sechs Nummern versäumt. Es ist für jede Art von Theater mehr bezeichnend, wieviel man in kurzer Zeit versäumen kann, als wieviel man in der langen Zeit der Anwesenheit genießt.
In jedem Schauspiel sind Akteure und Publikum nach zwanzig Minuten kaum über die Exposition hinausgekommen. In diesem Varieté haben sich im Verlauf derselben Zeit bereits sechs Tragödien abgespielt – und ich muß nicht einmal bedauern, sie nicht gesehen zu haben. Denn ich werde noch sechs schauerliche und heitere, schöne und groteske, verworrene und rührend einfache Schaustücke erleben, deren ganzer Ablauf aus lauter Höhepunkten, Spannungen, elektrizitätsgeladenen Momenten bestehen wird.
Die siebente Nummer ist das rühmliche Werk der »Charles-Perezoff-Comp.«, »weltberühmter Jongleure«, wie das Programmheft glaubwürdig verkündet. Die Szenerie zeigt ein elegant möbliertes Zimmer,

eine Negerin, die offenbar in diesem Hause bedienstet ist, und einen weißen Diener in der Hausschürze. Es klingelt. Der Hausherr tritt ein. Er bringt einen Gast mit, einen älteren Herrn mit naturalistisch angeklebtem grauem Vollbart. Wären die Menschen nur das, was sie scheinen, nämlich ein Hausherr, sein würdiger Gast und seine Dienerschaft – wahrlich, sie hätten nichts auf dieser offenen Bühne zu suchen. Sie sind aber ganz ungewöhnliche Menschen. Der weißgeschürzte Diener nimmt Platz in einer Ecke des Zimmers, gegenüber seinem Herrn, und schleudert diesem einen *Porzellanteller* nach dem andern zu; und der Herr, durchaus nicht verwundert oder erbost, fängt einen Teller nach dem andern auf. Derlei Sitten und Gebräuche machen das gemütliche Heim keineswegs ungemütlich. Denn die Katastrophen, die hier (statt in der Luft zu liegen) durch die Luft fliegen, landen glatt und glücklich in den Armen des Hausherrn, der es gewohnt ist, von seinen Dienern mit Porzellantellern empfangen zu werden. Man kann sich, nach dieser Begrüßung, den Alltag der Menschen wohl vorstellen. Sie sind nun einmal so! Deshalb überrascht es mich nicht, daß der Hausherr sich eine *Zigarre* anstecken will und diese sehr einfache Handlung unglaublich kompliziert. Er wirft nämlich die Zigarre in die Luft und hält in der rechten Hand ein Streichholz. Gleichzeitig wirft ihm der Diener die Streichholzschachtel zu. Und während der Raucher die Reibfläche der Schachtel mit dem bereitgehaltenen Streichholz im Fluge streift und dieses also entzündet, fällt ihm die Zigarre aus der Luft in den liebevoll wartend geöffneten Mund; und indem er so aus drei Handbewegungen und Handlungen mindestens sechs gemacht hat, konzentriert er im nächsten Augenblick alle sechs wieder in einer einzigen.
Dieser Herr behält in seinem Hause den Zylinder auf dem Kopf; nicht aus Mißachtung der europäischen Sitten, sondern weil er es offenbar seit seiner frühesten Kindheit liebt, *Eier* im Zylinder zu verbergen, sie blitzschnell herauszunehmen und sie mit unheimlicher Eile wieder im Innern des Zylinders verschwinden zu lassen. Vielleicht hat er das so in seinem Vaterhause gesehen, dessen Beispiele die Sitten der Kinder beeinflussen und sogar bestimmen. Die Lebensgewohnheiten des Herrn wiederum nehmen die Diener gerne an. Deshalb ist es ganz in der Ordnung, daß Diener und Negerin das zeitvertreibende Gesellschaftsspiel des Tellerschleuderns im Hintergrunde üben, während vorne ihr Brotherr seinem würdigen, aber etwas außer

sich geratenen Gast alle Blumenvasen an den grauen Kopf schmeißt, deren es in diesem vornehmen Haushalt viele gibt. Nicht genug damit, fängt der extravagante Herr noch an, weiße Eier aus hartem Gummi ins Publikum zu werfen; und als ein Zuschauer ihm ein Ei wieder auf die Bühne wirft, fängt er es mit dem Mund auf. Ja, er bricht ein friedliches Eiergefecht mit dem Publikum vom Zaun beziehungsweise von der Rampe und ereifert sich dabei ebenso, wie sich die Zuschauer ereifern. Die Diener und der Gast fangen an, alle Möbelstücke durcheinanderzuwerfen, zu schleudern, zu wirbeln. Kein einziges zerbricht. Denn alles fliegt gesetzmäßig durch die Luft in genau berechneten Bahnen. Und so entsteht ein streng geregeltes Tohuwabohu in der Welt, ein Chaos, das von Gesetzen beherrscht wird, ein ordentlicher Tumult, eine berechnete Aufregung, ein Durcheinander ohne Durcheinander.

Es ist höchste Zeit, daß die *Pause* kommt. Wir haben alle Herzklopfen. Es gibt einen Höhepunkt der Zuschauerekstase, hinter dem nur noch der Schlaf ist und das Nichts. Die Pause bricht im richtigen Moment an. Die Pause ist ein Zwischending. Sie ist nicht der Schlaf. Sie ist nicht das Nichts. Die Pause ist Wiederkehr zum geregelten Atmen. Ich meine: die Pause im Varieté. Denn die im Theater ist nur eine Unterbrechung der Spannung oder – der Langeweile. In den Korridoren des Varietés ist das Rauchen gestattet und der lauernde grüne Schutzmann so überflüssig, daß er nicht einmal aufreizend ist. Ja, es gehört ohne Zweifel zu den kennzeichnenden Merkmalen eines Varietébesuchers, in der nächsten Nachbarschaft des Polizisten zu rauchen, dessen Ohnmacht also zu beweisen. Kurz: Ich liebe die Pause im Varieté. Die Kinoreklame auf der schnell über dem Vorhang improvisierten Leinwand. Es ist beruhigend zu wissen, wo Brautleute ihre Einrichtung am billigsten kaufen können; wo der Treffpunkt der Gesellschaft ist, wo und wie man die schlanke Taille erhält und behält. Und das alles gleichsam umsonst. Denn keineswegs ist die Direktion des Varietés verpflichtet, uns in der Pause Ratschläge zu erteilen, die wir nicht gesonnen sind zu befolgen. Ebensowenig sind die Mädchen, die Schokolade und Eiscrème verkaufen, verpflichtet, hübsch zu sein. Dennoch sind sie es. Sie stecken in der lieblichsten Packung, die jemals für Schokolade und Bonbons verwendet worden ist. Sie tragen weiße Häubchen und Zierschürzen. Man könnte sie für Zimmermädchen halten; oder für Pflegerinnen. Aber sie sind beides

nicht; und sind es dennoch. Man fühlt sich heimisch und rekonvaleszent und muß vorher nicht krank gewesen sein.
Das ist die Pause im Varieté.
Und noch ehe sie zu Ende ist, freue ich mich auf die Neger, die jetzt kommen werden. Es ist »Will Garlands Neger-Ensemble«. Sie kommen, Männer und Frauen. Sie tanzen und singen. Die Negermädchen sind ganz jung. Vielleicht werden sie später so abschreckend dick werden, wie es die schlimmen Beispiele lehren. Heute noch – freuen wir uns dessen! – sind sie dünn und halbnackt. Die Männer singen. Neben den Männern fällt ein sehr dicker Neger auf, der einen Bauch hat und Backentaschen, das Gesicht und die Statur der Gutmütigkeit. Ich vermute, das es Will Garland persönlich ist. Aber ich will nicht bei ihm verweilen. Ich denke, was selbstverständlich ist, an die dünnen Körper der Negerinnen, die tanzen können von Geburt und Natur und die der Erde näher sind, viel näher als wir Zuschauer; und zehntausendmal näher als wir Schreibenden. Ich bitte, mir das nicht übelzunehmen.

Frankfurter Zeitung, 31. 12. 1924

IN EINER DER STILLEN GASSEN ...*

In einer der stillen Gassen, die strahlenförmig zum Rathaus führten, entstand um die Mittagstunde Lärm.
Zehn Männer liefen hinter einem einzelnen her.
Unterwegs wuchs die Zahl der Verfolger. Weiber kamen dazu, vom Lärm herbeigeholt, in nachlässigen Hauskleidern, klappernden Pantinen und unordentlichen Haaren. Während sie liefen, lockerten sich ihre Haare und Gewänder, verloren sie hier einen Kamm und dort einen Pantoffel, die Brüste wogten schlaff und lose, und die schwatzhaften Zungen rannten mit den Füßen um die Wette. So glichen sie einer aufgescheuchten Gänseschar und ihre Armbewegungen einem geräuschvollen Flügelschlagen.

* Titel vom Herausgeber.

Die männlichen Verfolger unterschieden sich von den Weibern nicht an Aufgeregtheit. Der hatte einen Nagel gezückt, jener schwang eine Zaunlatte; der steckte nur mit einem Arm im Rock, und den zweiten hohlen Ärmel schleifte er sinnlos, den linken Arm hinter sich strekkend, in der Hoffnung, seinen Anzug vervollkommnen zu dürfen, ohne Zeit zu verlieren. Jener bückte sich nach dem herabgefallenen Hut, mit beiden Händen am Boden tastend, weil die Augen keine Zeit hatten, von ihrem Ziel loszulassen, und selbständig vorwärtsliefen, während der Körper noch stillehielt.

Der schwächliche Schneider schwenkte das Eisen, das ihm sonst Keuchen verursacht hatte, plötzlich leicht und fast freudig, als wär's eine Fahne oder ein Schnupftuch. Der höfliche Konfektionär, dessen Antlitz Feigheit verbarg und Galanterie präsentierte, jagte mit geblähtem Mantel dahin, und sein Schnurrbart sträubte sich; wie weiße Geschosse, vom Friseurladen abgefeuert, rannten drei Barbiere in Kitteln schnurstracks und gleichzeitig; irgendwo klirrte eine Scheibe, vor Aufregung zersplittert, und eine Ladentür krachte. Die Lehrjungen pfiffen schrill und in höchsten Tönen, wie wenn es brennen würde; eine Gouvernante zerrte ein trippelndes Kind im achtlosen Laufen hinter sich her und hörte der Kleinen Wimmern gar nicht.

Tür und Fenster flogen auf, und den fragenden Gesichtern knallten die Hastenden den Ruf: »Ein Dieb!« entgegen.

Der Dieb lief weit vorne.

Seine angstvollen Blicke peitschte er voraus wie ein Pferdegespann. Noch hatte das Aug' die Zuflucht nicht erspäht, der die Füße bedachtlos entgegeneilten. Seines Rückens Tastgefühl schätzte die Entfernung von den Verfolgern, und zwischen dem Zwang, kühl zu erwägen, und der törichten Hoffnung, die ein Wunder versprach, schwankte das Bewußtsein, aufgehetzt und eingeschläfert, und beides in einer Sekunde.

Der Atem flog dem Körper voraus und hätte Mauern umblasen mögen; die Zunge klebte am unteren Gaumen; aus der Nase troff gelbe Flüssigkeit; die Hände züchtigten rudernd die Luft; wertlose Dinge wie Hut, Rock und Schnupftuch ließ er im Laufen fallen, obwohl seine Vernunft ihm sagte, daß die Verfolger sich nicht aufhalten würden.

Der Flüchtling hatte die Brücke erreicht. Da schwang sich der Dieb über das Geländer und fiel mit schwerem Schlag in den Fluß.

Hart am Ufer blieben die Verfolger stehen. In ihren erhitzten Gesichtern erwachte die Besinnung.

Hier war der Tod.
Zwei Männer hatten einen Kahn vom Ufer losgemacht und ruderten dem Ertrinkenden nach. Sie hoben ihn an den Füßen empor, sein Kopf hing noch hinunter ins Wasser. Man brachte den Dieb ans Ufer. Man zog ihn aufs Pflaster. Wasser rann über sein Gesicht und über die offene Brust. Das Hemd klebte am Körper. Die Augen waren glasig und aufgerissen und wußten Schreckliches zu sagen.
Die Menschen bildeten einen wirren Knäuel. Gesicht drängte an Gesicht, und alle Gesichter waren die gleichen, die Münder standen offen vor Verwunderung, aber es sah aus, als gäbe sich so der Appetit der Verfolger kund.
Ein Polizist fand in der Hosentasche des Ertrunkenen eine elektrische Glühbirne. Die hatte er in einem Hausflur gestohlen, und ihretwegen war er verfolgt worden.
Das Gesicht des Ertrunkenen war entstellt durch das Wasser, aber immer noch erkannte man die gespannten Züge des Fliehenden. Es schien, als flüchtete der Tote noch weiter, obwohl er stille lag. Unendliches Grauen ging von diesem Anblick aus.
Und irgend jemand lachte.

Typoskript von 1924 (?) im Leo Baeck Institute, New York

1925



BERLINER SILVESTER UND DIE FOLGENDEN TAGE

Die *Silvesternacht* war laut, bunt und lustig. Ja, es herrschte sogar eine luxuriöse Lustigkeit. Alle beruflichen Beobachter teilen übereinstimmend mit, daß diese letzte Silvesternacht alle kennzeichnenden Merkmale der friedlichen Silvesternächte trug. Wenn der Beginn eines Jahres bestimmend ist für dessen Verlauf, so wird dieses Jahr ein friedliches werden. Die traditionellen »Scherze«, »Überraschungen« und jene Schikanen, mit denen man den Mitmenschen zu erfreuen pflegt, hatten diesmal einen fast liebenswürdigen Charakter. Manche leiteten auch dieses Jahr mit Schlägereien ein. Aber es ist bemerkenswert, daß auf dem Schlachtfelde der Silvesterfreuden nicht *ein* Schwerverletzter liegenblieb. Es gab keine echten Prügel. Berlin war nicht wiederzuerkennen.

Mit Ausnahme der Staatsanwälte, die sich mit der »Seehandlung« beschäftigen, hatte niemand einen Groll im Herzen. Man legte die alten Affären ab wie abgelaufene Taschenkalender. Jene, die von der kümmerlich verdienenenden Hand in den niemals befriedigten Mund leben, genossen die Genugtuung, daß ein paar Geldverdiener im Untersuchungsgefängnis das neue Jahr beklagten, statt es zu begrüßen. Man sah Mittelständler in Automobilen, obwohl die wichtigsten Verkehrsmittel die ganze Nacht zur Verfügung fuhren. Es gab nach langer Zeit wieder den Leichtsinn der Vorschußfreudigkeit. Die Stabilität der Valuta hatte die Gemüter aller Bedürftigen mit Freude erfüllt. Man hungert leichter, wenn man weiß, daß die Mark nicht fällt. Der Aufschwung des Vaterlandes tröstet über den persönlichen Untergang hinweg. Es geht die Sage, daß sich sogar die Abgebauten gefreut haben.

Ich habe drei *Bälle* besucht: einen vornehmen im Westen; einen Künstlerball; und im Norden den der Proletarier, die Kleinbürger sein möchten und es infolgedessen schon sind. Die äußeren Vergnügungsmittel waren überall dieselben: Papierschlangen, Eintrittskarten und schlechter Wein. Im Norden trug man blaue Straßenanzüge und gestärkte Sonntagskleidchen. Bei den Künstlern geliehene Smokings. Bei den Reichen im Westen Frack und eigene Pelze. Überall waren die Frauen schön und anspruchsvoll; nur im Norden waren sie schön und bescheiden. Die Anspruchslosigkeit erhöht den Wert der Schönheit. Im Norden gab es Betrunkene. Im Westen Beschwipste. Denn der

Reichtum mildert die Wirkung des Alkohols, weil man ihn häufiger genießen kann. Bei den Künstlern gab es sogar Besoffene. Das ist die Heiterkeit der Kunst, von der ein großer Dichter spricht.
In den *Straßen* der Stadt befanden sich alle Polizisten, die man bei der Verhaftung der reichen Leute entbehren konnte. Die Polizei störte nicht. Sie hielt die liebenswürdige Anordnung aufrecht. Die Minderjährigen schossen aus Kinderpistolen. Die Knallerbsen explodierten mit Temperament. Theater und Gasthäuser waren gefüllt. Die zu Hause feierten, öffneten die Fenster und warfen grüne und rote Brände auf harmlose Passanten. Man hätte bestimmt das feierliche Glockenläuten gehört, wenn man Zeit gehabt hätte zu lauschen. Aber in der Begeisterung ging die Andacht unter...
An den Silvester schließt sich in Berlin der *»Inventurausverkauf«*. Man verschleudert angeblich die Reste des alten Jahres zu billigen Preisen. So leitet man das neue mit unverhofftem Gewinnste ein. Die Läden sind gefüllt, als bekäme man etwas geschenkt.
Alle Enttäuschten dürfen wieder hoffen. Man geht mit neuem Mut neuen Enttäuschungen entgegen. Am Horizont der kommenden Wochen taucht verheißend die Ankündigung des Sechstagerennens auf...

Frankfurter Zeitung, 5. 1. 1925

100 000 MARK FÜR EINEN ROMAN

Der Verlag der »Münchener Neuesten Nachrichten« und der des »Hamburger Fremdenblattes« veröffentlichen ein Preisausschreiben im Inseratenteil der großen deutschen Tagesblätter: Beide Verlage zahlen 100 000 Mark, in Worten: hunderttausend Mark, für den »besten deutschen Zeitungsroman«. Dieses Inserat ist geeignet, Aufsehen zu erregen. Die deutschen Schriftsteller sind an solche Honorare nicht gewöhnt. In einem Lande, in dem Zeitungen von der Qualität und der Gesinnung der »Münchener Neuesten Nachrichten« erscheinen, kann es Schriftstellern von Qualität und Gesinnung nicht gut ergehn. Es wäre zu wünschen, daß die »Münchener Neuesten Nachrichten« als Buße für ihre Existenz und ihr tägliches Erscheinen jedem anständigen deutschen Schriftsteller 100 000 Mark zahlen, selbst wenn er ihnen *kei-*

nen Roman liefert, auf daß er in Stand gesetzt werde, seine Heimat zu verlassen und die »Münchener Neuesten« nie mehr zu sehen.
Fürwahr, wenn ich bedenke, daß ein Mann, der 100 000 Mark besitzt, wirklich nicht mehr in die fatale Lage geraten muß, die »demokratische« und pseudodemokratische Presse Deutschlands zu lesen, so bin ich fast geneigt, mich den Bedingungen des oben erwähnten Preisausschreibens zu unterwerfen und den besten deutschen Zeitungsroman zu schreiben – obwohl ich Anlaß genug habe zu zweifeln, ob er den »Münchener Neuesten Nachrichten« gefallen wird. Und was das »Hamburger Fremdenblatt« betrifft, bin ich sehr skeptisch. Es ist ein »demokratisches Organ« und hat vor der Wahl gegen die Rechte »gekämpft«; mit den Waffen gekämpft, die zu der überlieferten Rüstung der deutschen Demokratie gehören. Diese Waffen sind: Würde, gemäßigter Republikanismus und Sanftheit des Gemüts. Wenn so ein Republikaner sehr aufgeregt ist, so schreibt er: »Es erübrigt sich, näher auf die Anwürfe der Rechtspresse einzugehen...« Seitdem sie (angeblich) besteht, kämpft die Republik mit diesem »Es erübrigt sich«. Es erübrigt sich zu kämpfen. Es erübrigt sich, eine Republik zu sein.
Aber es erübrigt sich nicht, einen Zeitungsroman zu bringen. In der Belletristik finden wir uns wieder. Wie oft hat Rudolf Herzog, auch wenn er in der »Woche« schrieb, dem »Hamburger Fremdenblatt« aus der demokratischen Seele gesprochen! Die Devise lautet: »Getrennt marschieren, vereint amüsieren!« Wenn ich die Wahl hätte zwischen einem Leitartikel des »Hamburger Fremdenblatts« und einem der »Münchener Neuesten Nachrichten«: Ich könnte mich, bei Gott! – nicht entscheiden. So wenig unterscheidet sich die deutsche Republik von einer bayrischen Monarchie. Ja, im Traum kommt es mir vor, daß ich Adolf Hitler als Zeitungsausrufer sehe, und ich höre deutlich, wie er Köpfe verwechselt. Er ruft: »Hamburger Neueste Nachrichten!« und: »Münchener Fremdenblatt!« Ob er sich wohl auch am Preisausschreiben beteiligen wird?!...
Kinder, Kinder! Es sind hunderttausend Mark zu verdienen! Das Pathos der Zahl würde das satirische Gelüst im Keime ersticken, wenn man einem satirischen Gelüst widerstehen könnte, das sich bei der Erwähnung der »Münchener Neuesten Nachrichten« meldet! Hunderttausend Mark sind sogar dann eine ernste Sache, wenn sich ein demokratischer Verlag mit einem bajuwarischen verbündet, um sie zu zahlen. Oh, wie groß muß die Eintracht sein, die zwischen den schwarz-

rot-goldenen und den Münchener Putschverlegern besteht! Seht, wie die Begeisterung für die deutsche Literatur sie innig vereint: Je 50 000 Mark zahlt jeder für den »besten deutschen Zeitungsroman«.
Ich kann es mir nicht versagen, hier die Bedingungen zu erwähnen und (wenigstens) Teile des Inserats zu zitieren. Es beginnt:
»Es wird die Aufgabe gestellt, einen *echt deutschen* Roman zu schaffen. Das heißt, nicht ein von Phrasenhaftigkeit lebendes oder ein wie auch immer tendenziös gerichtetes Machwerk, sondern ein in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelndes und aus ihnen organisch wachsendes wirkliches Kunstwerk von hohen Qualitäten in schriftdeutscher Sprache, mit interessierenden Einzelschicksalen, die symbolhaft das Wesen *unserer* Zeit dartun.« »Ein erhöhtes Augenmerk ist den besonderen Anforderungen zuzuwenden, die der *Zeitungsroman* stellt und die in erster Linie darin bestehen, daß, da der Zeitungsroman in täglichen Fortsetzungen erscheint, *jede dieser Fortsetzungen in sich die Leser interessieren und sie in Spannung auf die nächste Fortsetzung erhalten muß;*---« »Sind sich doch die beiden Verlage bewußt, daß es sich nicht nur um die Erlangung eines solchen hochstehenden Zeitungsromans handelt, sondern mehr noch darum, das Interesse unserer besten Dichter und Schriftsteller wieder dem Zeitungsroman zuzuwenden.«
Zuviel verlangt und sehr viel bezahlt! Aber doch zuviel verlangt. Erstens ist ein »echt deutscher« Roman zu schaffen, und wer es probiert hat, ohne Wolzogen, Herzog, Stratz und Bloem zu heißen, weiß, wie schwierig so was ist; sogar, wenn er sich bemüht, nicht ein »von Phrasenhaftigkeit lebendes Machwerk« zu schreiben, sondern eines, das »in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelt«. Aber die Verlage, die 100 000 Mark zahlen, wollen ja noch mehr: Sie wollen, daß das Kunstwerk »organisch aus den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wachse« und nicht nur in ihnen »wurzle«. Mit dem Wurzeln allein könnte man sich schon abfinden. Aber mit dem organischen Wachsen – das ist eine Frage, fast ein »Problem« wie jenes deutsche, in dem der Roman wurzeln und aus dem er wachsen soll! Bleibt noch übrig, sein »Augenmerk« erstens zu »erhöhen« und es zweitens den besonderen Anforderungen zuzuwenden, die der Zeitungsroman stellt; und jede der Fortsetzungen so zu gestalten, daß sie »in sich« die Leser interessiert. Wer von euch, meine Freunde, ist imstande, seine Fortsetzungen wurzeln, organisch wachsen und »in sich« die Leser der

»Münchener Neuesten Nachrichten« interessieren zu lassen?! Ich wette: Ihr werdet die 100 000 Mark nicht gewinnen! Es sei denn, die »von Phrasenhaftigkeit lebenden« Zeitungen würden zu einer Konventionalstrafe verurteilt, die 100 000 Mark beträgt und den deutschen Schriftstellern auszuzahlen ist.
Ich kann nicht leugnen, daß im Preisrichterkollegium Namen von Bedeutung zu finden sind: der Hamburger Dichter *Blunck*, Frau Ricarda *Huch*, Bernhard *Kellermann*, Gustav *Frenssen*. Wie aber wird mir, wenn ich Herrn *Albert Broschek* sehe? Wer ist Broschek? Was ist Broschek? Eine Frage, wert, durch ein zweites Preisausschreiben gelöst zu werden. Dagegen weiß ich, daß Doktor *Trefz*, der Verlagsdirektor der *»Münchener Neusten«*, der Propagandist der »Süddeutschen Monatshefte« von Coßmann ist, die fürwahr aus den tiefsten Problemen des deutschen Volkes *nicht* organisch wachsen, aber dafür von »Phrasenhaftigkeit« leben. Und der dritte der Preisrichter heißt: »Wilhelm Mayer«, schlicht und deutsch, und ist ein Münchener Landgerichtspräsident und veröffentlicht in den »Fliegenden Blättern« Harmlosigkeiten und anderswo schlechte Romane. Es klingt wie das Personenverzeichnis eines Lustspiels: Mayer und Broschek suchen einen Roman. Wer wird entscheiden? Ricarda Huch und Wilhelm Mayer? Bernhard Kellermann und Doktor Trefz? Gustav Frenssen und Direktor Broschek? Wenn auch Doktor Trefz sich auf die »Phrasenhaftigkeit« versteht und Broschek auf die »Spannung auf die nächste Fortsetzung« – was macht Ricarda Huch noch in diesem Kollegium?
Und dennoch sind 100 000 Mark eine Summe, für die es lohnt, sich dem Urteil des Münchener Landgerichtspräsidenten zu unterwerfen. Wenn er sich nur nicht irrt und, aus Gewohnheit, einen deutschen Schriftsteller zum Zuchthaus verurteilt. Dergleichen Dinge sollen in München schon passiert sein. Und die »Münchener Neuesten Nachrichten« haben damals für die Befreiung kein Preisausschreiben erlassen!...

Der Drache, 6. 1. 1925

»DER LETZTE MANN«

Der große, künstlerische deutsche *Film* dieses Jahres heißt: *»Der letzte Mann«*. Sein Verfasser ist Carl *Mayer*, der einzige deutsche Film-*Dichter*. Ich betone »Dichter«, weil es viele Manuskriptverfasser und -verfertiger gibt. Carl Mayer aber dichtet Filme, wie man Gedichte, Erzählungen und Dramen dichtet; das heißt: Er überträgt einen »Stoff« aus der materiellen, irdischen und zufälligen Ebene der »Existenz« und der »Begebenheit« in die metaphysische, einmalige, gültige und notwendige Atmosphäre.

Den Dichter Carl Mayer berührt es nicht, ob der Film überhaupt ein »Kunstwerk« ist oder nicht. *Seine* Filme sind jedenfalls Dichtungen. Er ist kein Sprachdichter, sondern ein Bilddichter. Der Dichter malt, singt und spricht mit Worten. Der Filmdichter, wie ihn allerdings der einzige Carl Mayer repräsentiert, malt, singt und spricht in direkten Bildern. Die Tatsache, daß er »Manuskripte« verfaßt, also mit Papier, Feder oder Schreibmaschine arbeitet wie ein Schriftsteller, spielt hier eine ganz untergeordnete Rolle. Sein »Manuskript« ist ein Brief an den Regisseur, mit Anweisungen. Man müßte für solche Filmdichter ein Instrument erfinden, etwa ein Bildklavier, mit zahllosen Situations- und Bildskalen, mit Tasten, deren Berührung die Projektion des vom Autor gewollten Bildes verursacht.

Tatsächlich sehen die Manuskripte Mayers wie kurze Regiekommandos aus. Situation reiht sich an Situation. Oder vom Dichter aus: Vision reiht sich an Vision. Dazwischen stehen die technischen Erläuterungen und Anweisungen: »Großaufnahme«, »Blende!« usw. Diese Regiebemerkungen verraten die Struktur des schöpferischen Prozesses: Die dichterische Vision verwandelt sich (bewußt oder unbewußt) in die filmtechnische Art zu sehen. Die Intuition hat mit der Technik einen Bund geschlossen. Es ist ähnlich wie der Schöpfungsprozeß im Dramatiker: Auch dieser vergißt, wenn er ein echter Dramatiker ist, keinen Augenblick die Bühne und ihre technischen Möglichkeiten. Aber die Filmtechnik ist um so viel komplizierter, wie der Film situationsreicher, »handlungs«-gefüllter ist. Um diesen Schöpfungsprozeß auf eine Formel zu bringen, müßte man etwa sagen: Carl Mayer empfängt Visionen wie jeder

»Seher«, das heißt: Künstler. Aber er vermittelt sie dem Regisseur mit den technischen Ausdrucksmitteln der Filmwissenschaft.
Es bleibt dem *Regisseur* nun verhältnismäßig wenig zu tun übrig. Er kann das vom Autor so deutlich geschaute und so ausdrücklich beschriebene Bild nicht aufs neue »komponieren«. Der Regisseur muß sich darauf beschränken, den Darstellern und den technischen Mitarbeitern das Diktat des Dichters sehr deutlich und präzise zu übermitteln. Er kann nur Nebensächliches in die Bilder hineinkomponieren. Es bleibt ihm übrig: die Staffage, die Kulisse. Ob das nun wenig oder viel ist, hängt von der künstlerischen Begabung des Regisseurs ab. Ein großer Künstler wird »Atmosphäre« schaffen. Der kleine Regisseur wird die schon vom Autor geschaffene »Atmosphäre« getreulich kopieren.
Der Regisseur des »Letzten Mannes« ist *Murnau*. Es war höchste Zeit, daß er zum Dichter Carl Mayer fand. So entstand ein Film, in dem das Ergänzungsverhältnis zwischen Regisseur und Autor ein vollendetes ist. Murnau ist einer jener wenigen Filmregisseure, deren Einfühlungskraft den eigenen schöpferischen Gestaltungswillen nicht beeinträchtigt. Kommt noch, wie hier, ein Photograph von dem dichterischen Anschauungsvermögen *Freunds* hinzu, so entsteht ein bedeutender, »künstlerischer« Film!
Der letzte Mann ist der *Portier* eines großen Hotels. Der erste Portier mit einem großartigen, goldverschnürten Generalsmantel. In der stillen Armeleutegegend, in der er wohnt, hat alle Welt Respekt vor dieser Uniform. Weiber, Männer und Kinder grüßen den Portier ehrfurchtsvoll. Er ist der vornehmste Bewohner des Viertels. Plötzlich entdeckt der Hoteldirektor, daß er zu alt ist. Man »versetzt« den Portier in die *Herrentoilette* und nimmt ihm den wunderbaren Mantel. Damit hat man ihm alles genommen: den Inhalt seines Lebens. Er stiehlt den Mantel und geht nach Hause wie gewöhnlich, ein General, gegrüßt und salutierend. Aber der Diebstahl hat nichts genützt. Am nächsten Tag entdeckt das Armenviertel doch den wahren Beruf des alten Mannes. Er bleibt in der Herrentoilette.
Das ist die ganze »Handlung«. Ist das ein Film? Es ist eine gefilmte *soziale* Skizze. Sie könnte eine Novelle von Gogol sein; oder auch eine von Tschechow. Ihr Autor hätte sie bestimmt als Skizze geschrieben und nicht als Filmmanuskript, wenn er ein Sprachdichter, ein Worte-Dichter wäre. Aber weil *zufällig* nicht die Sprache sein Werkzeug ist,

sondern das Bild und der photographische Apparat, wurde ein Film daraus. Es ist also ein *zufälliger* Film. Und der Autor selbst gibt es zu, indem er einen »Epilog« anhängt. »So«, sagt der Autor ungefähr, »müßte der Film enden. Aber des von allen Verlassenen nimmt sich der Autor an und schenkt ihm ein glückliches Ende.« Man erfährt (Zeitungsnotiz), daß ein mexikanischer reicher Sonderling in seinem Testament sein ungeheures Vermögen demjenigen vermacht habe, »in dessen Armen er sterben würde«. Nun, und er stirbt in den Armen unseres Helden in der Herrentoilette des großen Hotels. Der frühere Portier wird ein reicher alter Herr und feiert in demselben Hotel, in dem er Portier und Toilettenverwalter gewesen ist, Triumphe des Reichtums und der Herzensgüte. Die armen Freunde lädt er an den Tisch, herablassend grüßt er den Hoteldirektor, einen Bettler lädt er in seine großartige Kutsche. Das ist der hocherfreuliche Schluß.
Man sieht, kein organischer, *bewußt* kein organischer. Es sieht aus, als hätte ihn der Autor lächelnd angefügt, um dem kindischen Verlangen des Publikums nach dem »guten Ausgang« einen Gefallen zu erweisen. Es ist eine sogenannte »romantische Ironie« in diesem Schluß. Der Autor macht sich lustig über die Mode des Films mit freudigem Ende. Es wäre im landläufigen Sinne »filmischer« gewesen, den ironischen Satz, der Ende und Schicksalswende einleitet, wegzulassen und statt dessen den Tod und die überraschende Testamentsgeschichte des reichen Mexikaners abrollen zu lassen. Aber dann hätte das »Niveau« gelitten. Und so gibt es wieder das Dilemma, unter dem ein Künstler wie Carl Mayer leiden muß: Ist der Film »Kunst« oder nicht? Stört man sein künstlerisches Niveau, wenn man landläufig »filmisch« wird, das heißt: kolportagehaft? Carl Mayer rettet sich aus diesem Dilemma durch eine feine, dichterische *Ironie*. Aber sie kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie nicht zum Film gehört. Sie ist *willkürlich* hineingetragen. Und wenn man eine Willkür zugesteht, hört sie nicht auf, Willkür zu sein.
Dieser Film hat also einen Bruch; der Bruch ist begründet in der falschen Auffassung: daß man eine dichterische Skizze filmen kann. Man kann sie nämlich *nur* schreiben. Carl Mayer ist ein bedeutender Dichter. Aber er leidet unter dem Fluch seines Handwerks: des Apparats. Er müßte schreiben. Und er wäre vielleicht ein Gogol. Aber ein Gogol des Films kann man nicht sein. Leise und feine Dichtungen wollen die Leute nicht sehen. Es sei denn, man macht ihnen eine Konzession wie

Mayer im »Letzten Mann«. Ein Dichter aber kann, ja er *muß* es sich ersparen, Konzessionen zu machen. Er darf es nicht einmal auf dem Umweg und mit dem Verlegenheitsmittel der »romantischen Ironie«.
Die Hauptrolle spielte *Jannings*. Seine Bewegungen sind reich und kräftig und zielsicher. Niemals ist eine Geste, eine Miene, ein Augenaufschlag verschwendet. Unerschöpfliche Fülle in knappster Konzentration. Und dazu eine stille, heitere, verstehende Einsicht in die letzten Geheimnisse der armen Seele. Wie Jannings ein gebrochener Greis in der Toilette und ein würdiger, reicher Herr ist im vierspännigen Wagen – und doch immer derselbe: das gehört zu den größten Filmleistungen der letzten Jahre.
Dieser Film wurde gleichzeitig in *Amerika* uraufgeführt, und, wie man hört, mit demselben Erfolg. Auch das Berliner Publikum ist begeistert. Aber es wäre schwer zu entscheiden: ob das *dichterische* Element den Erfolg verursacht oder die filmischen Vollkommenheiten. Wäre nicht der ironische Konzessionsschluß angehängt worden, so hätte es sich vielleicht jetzt entschieden, ob das Publikum wirklich reine Dichtungen im Film sehen will. So ist die Entscheidung wieder aufgeschoben. Gute *Filme* will es jedenfalls sehen. Und »Der letzte Mann« ist, abgesehen von der Frage: Dichtung oder vergewaltigte Dichtung – einer der besten Filme nicht nur Deutschlands, sondern der Welt.

Frankfurter Zeitung, 8. 1. 1925

GESANG MIT TÖDLICHEM AUSGANG

Am 13. November 1924, kurz vor Mitternacht, verließen die drei Brüder Lehmann, Berliner Arbeiter, ein Gasthaus und stimmten das berühmte Lied: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten...« an. Dieses Lied hat der Jude Heinrich Heine gedichtet; und es ist nicht günstig, in Deutschland von Juden gedichtete Lieder zu singen, insbesondere nicht an einem Dreizehnten. Vielmehr empfiehlt es sich, bewährte patriotische Texte zu wählen wie »Fest steht und treu die Wacht am Rhein...« oder: »Der Gott, der Eisen wachsen ließ...« oder aber die Nationalhymne, deren sich auch Demokraten und Sozialdemokraten bedienen, wenn sie dem Wunsch, alles unter Deutschland zu sehen,

nicht mehr widerstehen können. Wenn man patriotische Lieder singt, hat man die Behörde nicht zu fürchten und erregt nirgends Anstoß. Noch besser freilich ist es, den Takt zu patriotischen Melodien auf jüdischen Rücken zu schlagen – wenn man *ganz* sicher sein will.

Die drei Arbeiter Lehmann aber sangen, wie gesagt, das Lied eines jüdischen Dichters. Es war Mitternacht und der Dreizehnte. Der Polizeiwachtmeister Gelmroth verbot den Arbeitern zu singen. Darauf sagte ihm einer der Brüder: »Kümmert euch um Verbrecher, aber laßt uns Arbeiter singen!« Der Arbeiter Lehmann hatte recht. Diese Polizei, die sich in Hannover und in Münsterberg nicht um Massenmörder kümmerte, besaß nicht die Berechtigung, Gesang in der Nacht zu verbieten. Diese Polizei, die den Kapitän Ehrhardt nicht finden kann, darf nicht Sängern die Freude verderben. Diese Polizei, die den Oberregierungsrat Bartels zu ihren Chefs zählt, kann nicht mit gutem Gewissen Arbeiter an der Ausübung ihrer Freude und ihres Rausches hindern.

Der Wachtmeister Gelmroth war nicht dieser Meinung. Er forderte den einen Lehmann auf, zur Wache zu kommen. Ja, er wollte dem Sänger Handfesseln anlegen. Der Bruder des Verhafteten wünschte, aus brüderlicher Solidarität, auch verhaftet zu werden. Der dritte Bruder Lehmann versetzte dem Beamten einen Schlag, leider nur einen Schlag. Der Beamte zog das Bajonett. Der Wachtmeister Kalisch kam seinem Kollegen zu Hilfe. Die drei Brüder warfen sich nun auf den Kalisch. Da erschoß der Wachtmeister Gelmroth zwei Brüder, Karl und Willi. Am Leben blieb der dritte Bruder. Welch ein Zufall! Er hatte sich mit Berliner Polizisten geschlagen und blieb dennoch am Leben!

Was macht nun der Staat mit einem Arbeiter, der am Leben bleibt? Er verurteilt ihn wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu drei Monaten Gefängnis. Der Verteidiger legt Berufung ein. Wie naiv so ein Verteidiger sein kann! Welch ein Optimismus! Welch ein frommer Glaube an die Justiz! Die Berufungsstrafkammer verurteilt das überlebende Opfer der unmusikalischen Polizei auch zu drei Monaten Gefängnis. Der schießende Wachtmeister aber wird heute, morgen, übermorgen weiter das Singen verbieten, vorausgesetzt, daß man nicht auch in Arbeitervierteln zur Sicherheit die Nationalhymne anstimmen wird, und nicht das jüdische, vaterlandslose: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten... Bei der Nationalhymne weiß jeder Wachtmeister, was sie zu bedeuten hat. Kein Vorgesetzter wird dem Wachtmeister Gelmroth

klarmachen, daß es keiner Handfesseln bedarf, ja daß eine vernünftige Aufklärung genügt hätte, die Brüder zu beruhigen. Nein! Der Wachtmeister Gelmroth wird weiter schießen. Aber es wird ihm nie gelingen, den Kapitän Ehrhardt zu ergreifen. Denn dieser singt, wenn die Polizei sich nähert, das Stahlhelmlied. Dann salutiert die Polizei und kehrt um. Und abonniert den Lokalanzeiger und liest jene Nachtausgabe des »Deutschen Tags«, die jetzt über uns alle fällt und die Nachtbeleuchtung des Hauses Scherl in Deutschland als einen dauernden Ersatz des Tageslichts einführt, jene Nachtausgabe, in der Kapitän Ehrhardt seine Erinnerungen den deutschen Staatsanwälten widmet, die sich damit begnügen, ihn zu lesen, ohne ihn sehen zu wollen.

Was war geschehen? Drei angeheiterte Arbeiter hatten gesungen. Dabei fanden sie ihren Tod. In Preußen ist das ein natürlicher Tod. Wer singt, stirbt. Wer sich den Tod wünscht – und es ist ein Wunder, daß wir ihn nicht alle wünschen –, gehe am Dreizehnten hinaus und singe Heines Lieder. Und wenn der deutsche Wachtmeister auch nicht weiß, wer Heine ist, so schießt er doch aus Instinkt. (Auch ein Leipziger Reichsgerichtsrat fragte vor kurzer Zeit: »Was is denn der Heine für ein Zeitjenosse?«)

Es muß nicht ein Dreizehnter sein! Am 10., 11. oder 12. kann man auch einen leichten Tod finden. Und man muß nicht ein Arbeiter sein! Einem Schriftsteller ist diese Art Selbstmord auch zu empfehlen. Nur ein Kapitän (ein General, ein Leutnant, ein Geheimrat) muß sich selbst erschießen, wenn er sterben will.

Nirgends ist der Tod so billig wie bei uns, nirgends das Leben so teuer, das Singen so schwer, der Massenmörder so sicher, die Pistole so lokker --- was noch? was noch?! – Die Republik so gesichert... ich hatte es vergessen.

Drei Arbeiter wurden in einer stillen Straße von einem Wachtmeister überfallen. Es gelang ihm, zwei zu töten. Leider war das rollende Überfallkommando der Einbrecher nicht telephonisch zu erreichen.

Der dritte Lehmann büßt die Frechheit, daß er am Leben blieb, mit drei Monaten Gefängnis. Wenn er seine Strafe mit der des Rathenaumörders Techow vergleicht, kann er sich immerhin trösten.

Josephus

Der Drache, 13. 1. 1925

VERSAMMLUNG DER BÜHNENSCHRIFTSTELLER

Am 12. Januar fand eine ordentliche Mitgliederversammlung des *Verbandes deutscher Schriftsteller und Bühnenkomponisten* statt, auf deren Tagesordnung ein wichtiger Antrag des Vorstandes stand. Der Antrag lautete: »Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten dürfen über die Aufführungen im Theater nicht schreiben, an die sie Bühnenwerke zur Aufführung eingereicht haben.« Diesen Antrag unterstützte Dr. Rehfisch und erweiterte ihn sogar dahin, daß der jeweilige Kritiker nicht nur über das eine Theater, sondern über alle Theater der Stadt, in der er Referate schreibt, nicht berichten dürfte, wenn er an diese Theater Bühnenwerke zur Aufführung eingereicht hat. Dr. Rehfischs Ausführungen waren sehr interessant, weil er Mißstände verschiedener deutscher Provinzstädte aufdeckte. An der Diskussion, die sich dann entspann, nahmen u. a. der Schriftsteller Hans Kyser, die Kritiker Herbert Ihering und Moritz Jacobs teil. Im allgemeinen widersprachen die deutschen Bühnenschriftsteller dem Antrag des Vorstandes. Man einigte sich schließlich auf eine sehr abgeschwächte Resolution, in der zum Ausdruck kam, daß es den Bühnenschriftstellern, die *zugleich Kritiker* sind, nur nicht gestattet sein sollte, Werke zur *Uraufführung* an den Theatern einzureichen, über die sie schreiben. Die Resolution bedeutet nach den Ausführungen des Vorstandes nicht etwa ein Verbot für die Mitglieder und ist infolgedessen nur eine Art sittlicher Geste. Die Frage ist insofern interessant, als sich mit ihr schon vor langer Zeit der Kritikerverband beschäftigt hat. Hier ist es ein stillschweigendes Gesetz, daß kein Berliner Kritiker ein Drama an einem Berliner Büro einreicht.

Von den anderen Punkten der Tagesordnung ist noch hervorzuheben: ein neuer Entwurf eines Urheberschutzgesetzes, den Dr. Wenzel-Goldbaum dem Justizministerium eingereicht hat und der bedeutende Verbesserungen des alten *Urheberschutzgesetzes* enthält, ferner eine Eingabe des Bühnenschriftstellerverbandes an das Auswärtige Amt zwecks Schutzes der deutschen Werke in Rußland, Livland und Lettland. Man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß in der *Sowjetrepublik* sehr viele deutsche Autoren aufgeführt werden.

Einen leisen politischen Anstrich erhielt die Versammlung bei der Erwähnung des aufgehobenen französischen Boykotts und bei der Versi-

cherung des Vorsitzenden Ludwig Fulda, daß der *Boykott französischer Stücke* nicht aufgehoben worden wäre, wenn man die Nichträumung der Kölner Zone vorausgeahnt hätte. Da gleichzeitig Dr. Kyser beantragte, man möchte sich bei der Pariser Société des Auteurs über ihre praktische Art, die Tantiemen der Dramatiker einzuziehen, erkundigen und sogar einen Herrn vom Vorstand zu diesem Zweck nach Paris entsenden, wurde die Versammlung mit Recht dieses Widerspruchs inne, der sich immer wieder zeigen muß, sobald ein unpolitischer Verband politische Grundsätze aufstellt. Jeder ist in Deutschland prinzipiell damit einverstanden, daß französische Schundstücke von den deutschen Bühnen verschwinden; über den Zusammenhang aber der Ruhrbesetzung mit einem Verbot französischer Autoren in Deutschland überhaupt kann man verschiedener Meinung sein; um so eher, als gerade jetzt in Paris deutsche Autoren aufgeführt werden und, wie man weiß, sogar ein deutsches Ensemble mit dem Direktor Tagger nach Paris fährt, während ein französisches nach Berlin kommt.

Frankfurter Zeitung, 14. 1. 1925

DAS XIII. BERLINER SECHSTAGERENNEN

In diesem Augenblick haben die eifrigen Radfahrer schon mehr als dreizehnhundert Kilometer zurückgelegt, ohne irgendwohin gekommen zu sein. Sie wollen ja gar nicht irgendwohin gelangen! Sie kreisen immer auf derselben Bahn, die zweihundert Meter lang ist und zwei Millionen Meter langweilig. Hätte diese Bahn ein Ende, man könnte sagen, an ihrem Ende warte ein Preis, für den es wert ist, sich sechs Tage lang zu martern. Aber die Bahn hat kein Ende, und den Fahrern winkt dennoch ein Preis: So kindisch und nutzlos sind meine Gedanken, während ich dem Rennen zusehe. Es sind nur noch hundert Stunden bis zum Ende. Wenn ich dabliebe, ich bekäme die Physiognomie jenes Megaphons, durch das dem Publikum in diesem Irrenhaus diverse Mitteilungen gemacht werden. Eigentlich wunderbar, daß diese Menschen immerhin noch wie Menschen aussehen. Sie müßten aussehen wie Megaphone, wie Schreie, wie brutale Lüste, wie Bier-Ekstasen, wie Fahrräder, wie blinde Begierden, wie dekadente Barbarei.

Aber so stark ist der unbewußte Trieb, ein Ebenbild Gottes zu sein, daß nicht einmal das Sechstagerennen den Menschen verändert. Er kommt wieder als ein Mensch zum Vorschein, obwohl er sechs Tage gerannt ist oder dem Rennen zugesehen hat. Sechs Tage hat Gott gewartet, ehe er den Menschen erschuf, damit er sechs Tage renne. Es hat sich gelohnt.

Es ist die Nacht von Samstag auf Sonntag. Überfüllte Autobusse mit dem Ziel Kaiserdamm rasen durch die Straßen. Die Schutzpolizei ist hundert Mann stark. Vor den Kassen drängen sich die Menschen wie – es fehlt an Vergleichen, und ich muß sagen: wie vor den Kassen einer Sechstagerennbahn. Um acht Uhr abends hat das Megaphon verkündet, daß keine Karten mehr ausgegeben werden. Es gibt Resignierende, die still, traurig, mit hängenden Köpfen umkehren. Nichts kann sie mehr trösten. So sehen die Seelen aus, denen vor der metaphorischen Nase das Tor des Himmels zugeschlagen wurde. Ganze Familien kehren heim. Männer mit weinenden Kindern auf dem Arm. Männer, die selbst dem Weinen nahe sind. Ach! wohin werden sie jetzt gehen? Sechs Tage lang haben sie gearbeitet, und jeden Abend, vor dem Schlafengehen, haben sie einander und sich selbst aufs neue geschworen, am Samstag unbedingt zum Sechstagerennen zu gehen. Was bleibt ihnen noch übrig? Ein freiwilliger Tod vielleicht! Aber sogar erfahrene Selbstmörder wissen zu erzählen, daß der eigene Tod noch lange keine solche Sensation ist wie ein »Vorstoß« von Huschke.

Sprechen wir nicht mehr von diesen Unglücklichen! Wenden wir uns lieber jenen Vorsorglichen zu, die noch vor vier Tagen ihre Wohnung abgesperrt haben und mit Rucksäcken, Aftermietern, Kindeskindern, Hunden, Papageien und Kanarienvögeln nach dem Kaiserdamm gezogen sind, um sich dort häuslich niederzulassen. Sie haben alles mitgebracht, was mitzunehmen polizeilich verboten ist. In den Rucksäcken liegen die Haustiere und verraten sich von Zeit zu Zeit durch erbärmliche Hilferufe, gerichtet an eine Öffentlichkeit, die nicht gesonnen ist, ihre Menschlichkeit durch irgendwelche Mitgefühle kundzugeben. Sooft ein gequälter Hund aufbellt, nimmt er sich in dieser Umgebung aus wie ein Mensch. Die ganzen hohen Wände entlang Gesichter, Gesichter, Gesichter. Die Ränge sehen aus wie Regale, Kopf steht gepreßt an Kopf, wie Bücher in einer großen Bibliothek. Man glaubt, einen und den andern Kopf mit einem sichern Ruck von seinem Ständer herunterholen zu können. Aber es ist ein Irrtum. Diese Köpfe stecken auf

Körpern, und die Körper sind durch die Klebestoffe, Schweiß und Begeisterung mit den Sitzen verbunden. Aus zehntausend Kehlen fährt ein wilder Schrei, ein einziger Schrei, in dem der Kulturlaut bellender Hunde leider versinkt. Unten ist ein Fahrer »vorgestoßen«. Welch ein Ereignis!

Schmerzliches, tödliches Weiß der Scheinwerfer, der großen Lampen, die kalt und herzlos sind wie Sonnen der Unterwelt, vereiste Sonnen, die eine festliche Nordpolstimmung verbreiten. Im Glanz dieser Lichter greift man nach der Garderobe. Dort, wo der Lichtkegel mit messerscharfem Rand den Schatten schneidet, wirken Millionen Stäubchen. Wenn der Schrei der Menge ertönt, geraten sie in Unordnung, und es kommen Tumult, Schrecken, Chaos in das gesetzmäßige Kreisen, Tänzeln, Fliegen der Stäubchen. So gewaltig ist die Erschütterung der Atmosphäre. Manchmal wirft der Wirbelsturm der Ekstase auch die festgefügten Menschenreihen durcheinander, schrille Frauenschreie, das Sprichwort vom schwachen Geschlecht desavouierend, fahren sägend durch die festgestampfte Tonmasse männlicher Bässe, und man bekommt eine zwingende Vorstellung von der Existenz mythologischer Furien. Gleichzeitig packt eine sorgende Hausfrau lange abgelagerten Käse aus dem Leitartikel des Leibblattes, und es stinkt nach Lebensmitteln und Politik. Der Geruch senkt sich, durch die schwere Luft niedergedrückt, schwebt eine gedrängte Wolke, über den Köpfen der Untensitzenden, und sie sehen auf, neugierig, mit gehässigen Augen, als könnte man den Gestank erblicken und ihn töten. Jemand macht einen Witz, eine Reihe lacht, ein Zuruf entzündet sich am andern, wie Streichhölzer brennen sie ab.

Schutzleute klammern sich an Säulen, halten sich unter Umständen und wenn kein Ehrlicher in der Nähe ist, an den Rücken der Taschendiebe fest, um ein Stückchen Rennbahn zu erspähen. So geht die Würde des Staates in dem Jubel seiner Bewohner unter. Kriminalbeamte in Zivil sind, trotz vorgeschriebenem Kautschukkragen, nicht zu erkennen. Jetzt könnten sie ihren Zweck erfüllen – wenn sie es noch könnten! Wenn es einem verfolgten Einbrecher gelänge, sich in die Rennbahn zu retten, er wäre gerettet. Durstige Menschen ziehen Schnapsflaschen aus dem Rock und trinken und bieten einen Schluck dem Nachbarn an. Man benimmt sich menschlich wie bei einem gemeinsamen Unglück. Einer, der seinen Platz verlassen hat, um einem Bedürfnis zu genügen, das noch stärker ist als die Anziehungskraft des

Sechstagerennens, findet den Platz besetzt. Sofort schlägt die menschliche Güte in ihr Gegenteil um, und die Erbitterten gehen boxend vor. In der großen Sensation sind tausend Sensationen enthalten.
Unten, auf der spiegelglatten Bahn, kreisen die Fahrer, den Rücken parallel zum Boden, kreisen, kreisen, kreisen, kreisen. Stunden, Stunden, Kilometer, Kilometer. Pedale drehn, rechts und links, Vorstöße machen, zurückbleiben, vor sich den Vordermann, Stahl und Gummi, ein Trikot, tropfender Schweiß, um sich die Menge, am Ende der sechs Tage ein Preis, ein Bad, ein langer Schlaf, ein Photograph, Blitzlicht, ein Sportbericht, eine Frau, ein Sekt, eine Reise. Jenseits der sechs Tage ist das Leben, das man lebt, weil man sechs Tage gefahren ist und, um wieder sechs Tage zu fahren. Man ist noch nicht tot, aber man lebt auch noch nicht. Horch, die Posaune der sechs jüngsten Tage, das Megaphon, verkündet den Preis für einen Teilerfolg, gestiftet von einem Gönner, der sich langweilt und der nicht umsonst hierhergekommen ist. Er hat heute noch was zu tun, sein Chauffeur friert draußen und schlägt in die Hände. Also los: Stiften wir ein Preischen, die faulen Kerle zu ermuntern, daß sie lebendig werden! Sie werden lebendig.
Die Mitternacht ist vorbei, ein kleines schlaftrunkenes Kind, Nachkomme eines Sportbegeisterten, weint mit kläglicher dünner Stimme, sein Wimmern bahnt sich mühsam einen schmalen Pfad durch die verschmutzten Luftwellen; es ist eine kleine akustische Tragödie. Im Hintergrund wankt ein Betrunkener, und seine Zunge kämpft gegen die Sprache, erbittert, zäh, eine Stunde lang. Man mahnt ihn zur Ruhe. Er kann nicht. Es muß heraus, was ihn bewegt. Einige schlafen und schnarchen. Laut und gleichmäßig rasseln ihre Nasen, wie kleine Karren mit Alteisenbeständen auf schmalspurigen Bahnen. Glatzen leuchten wie runde Spiegel aus den Logen. In welchem Zusammenhang steht das Kapital mit dem Haarausfall?
Bald graut der Morgen. Hierher wird keine Ahnung des jungen Tages kommen. Hier werden die eisigen Sonnen der Unterwelt leuchten, die Räder werden kreisen, die Betrunkenen nüchtern werden, die Schlafenden erwachen – indes draußen die Welt die Nacht abschüttelt und die Nebel von den Feldern stelzen und die winterliche Sonne rot und zögernd ihren Weg beginnt. Noch hundert Stunden, neunundneunzig, achtundneunzig. Die Reste von vier Tagen und hundert Familien wehen durch diesen Raum.
Draußen schlummern die Chauffeure. Ein Teil von dem Geldregen,

der drinnen niedergeht, tropft auch über sie. Darauf haben sie gewartet. So lebt eins vom anderen. Das ist der Sinn der Welt.

Frankfurter Zeitung, 20. 1. 1925

KAISERS GEBURTSTAG

Am 27. Januar werden wir aufstehen wie an allen anderen Morgen des Jahres, um uns an die Arbeit zu begeben, die, einem *on dit* zufolge, das Leben süß macht, und, wenn uns das vaterlandstreue Herz es nicht verrät, gar nicht merken, daß Kaisers Geburtstag ist. Sowenig ich auch von einer acht Stunden lang unaufhörlich versüßenden Arbeit und von einer Republik erbaut bin, die seltsamerweise keine Monarchie ist, so herzlich freue ich mich doch auf den Geburtstag des Kaisers, den ich vergessen darf. Wenn uns diese Republik nichts anderes gebracht hätte als die Möglichkeit, den Geburtstag des Kaisers zu vergessen, so hätte sie schon viel gebracht.

Es hat »sich nichts geändert«. Es ist »alles beim alten« geblieben. Es ist nur eins anders: Der Alte ist nicht bei uns geblieben. Und dieses Eine ist die tröstliche Gewißheit, daß die Geschichte recht behält. Dieses Eine: die Möglichkeit, seine gesenkten Blicke zu einem Thron zu erheben, der leer ist, und zu wissen, daß zwischen Gott und mir keine Majestät die direkte Verbindung unterbricht, unter dem Vorwand, sie aufrechtzuerhalten; zu wissen, daß der Orkus der Vergangenheit dieses Angesicht verschlang, das in der Hauptsache aus blonden Bartspießen bestand und in dessen Züge eine höhere salierische Macht alle Kennzeichen des deutschen Kleinbürgertums gegraben hat: dieses zu wissen gehört zu den Freuden des Daseins. Und so schlimm es ist, daß in diesem Lande einer, der dem Studium des Flaschenbiers oblag, den deutschen Kronprinzen nur für eine »Frage der Zeit« hält, so herrlich ist es doch, daß gerade die Leute, die mittelbar oder unmittelbar mit Flaschenbier zu tun haben, ihre Pietät unterdrücken müssen, um nicht noch mehr in Europa aufzufallen. Und so schlimm es ist, daß Tausende Landsleute an diesem Tage nach Holland telegraphieren, so wunderbar ist doch die Fügung, daß sie nach Holland telegraphieren müssen und nicht nach Berlin. So schmerzlich es ist, daß die halbe

Nation sich bei den Wahlen immer wieder für irgendeine Art Kaisertum entscheidet, so herrlich ist es doch, daß es der andern Hälfte gegönnt ist, gegen den Kaiser zu sein und es sogar sagen zu können. Der Geburtstag des Kaisers ist der einzige republikanische Feiertag. Denn an diesem Tage merkt man, daß es keinen Kaiser gibt.
Nein! Es gibt keinen Kaiser, man verehrte ihn nur in allen Teilen des Reiches, die sich mit Recht »Gaue« nennen. Diese Generation hat trotz allem das großartige Schauspiel einer Entthronung erlebt, wenn auch nicht das weit schönere einer Revolution. Diese Generation hat gesehen, wie der Purpur fällt und sich in einen Überzieher für die Reise verwandelt. Wir haben die Gnade Gottes kennengelernt, die darin bestand, daß Er das Gottesgnadentum desavouierte. Wir haben mit eigenen Augen gesehn, wie etwas, was wir für Marmor hielten, Gips war. Wir haben das große Wunder der Entzauberung erlebt. An uns ist Hopfen und Malz des Monarchismus und des Flaschenbiers verloren.
Es brüllt niemand mehr in Europa durch das Schallrohr Kommandos, Phrasen und Dummheiten. Es erfindet niemand mehr Manschettenknöpfe. Es hat einer, der den Säbel aus der Scheide zog, einen Spaten zur Hand genommen. In tausend Herzen lebt noch die Monarchie. Aber sie lebt nicht mehr auf dem Throne. Indessen wachsen Tausende heran, deren Kindheit nicht gestört wird durch offizielles Blechgeschmetter und die nur noch vom pietätvollen Hörensagen wissen, daß einmal einer oben saß, den Kürassierstiefel auf dem Nacken der Nation, das Zepter als Rohrstock gebrauchend, der geflügelte Worte sprudelte, nicht jeder Zoll, sondern jeder Hohenzoll ein Kaiser, einer von jenen Cäsaren, die Hans Müller die Hand schüttelten und die den Dichtern zuriefen: Schöpfen Sie aus dem Brunnen nationaler Geschichte, indes, es war im Jahre 1916, der Brunnen der nationalen Geschichte auf den Schlachtfeldern zerrann. Es wachsen Kinder heran, die zwar die Trutzlieder des Stahlhelms singen, aber doch nicht mehr in der Schule »Heil dir im Siegerkranz« lernen – und so widerwärtig auch ein Stahlhelm ist, er ist schwächer und weniger gefährlich als eine Krone aus altem Gold, als ein königliches Haupt, das nicht einmal mit allen Salben geschmiert ist. Und ein Gummiknüppel, der zugibt, ein Knüppel zu sein, ist mir lieber als einer, der wie ein Zepter aussieht. Tausend nationale Tölpel sind lange nicht so gefährlich wie *ein* tölpelhafter Herrscher, und eine Dummheit, die sich öffentlich dokumen-

tiert, ist geradezu eine Erholung nach einer konstanten Eselei, die sich für den Ratschluß Gottes ausgab. Im Namen Wodans zu töten ist weniger gemein, als es im Namen Gottes zu tun. Hakenkreuze in alle deutschen Eichen zu graben ist besser, aufrichtiger, als Kirchen zu bauen zur Ehre Gottes und eine Gotteslästerung zu begehen, indem man jenen Kirchen seinen eigenen Namen gibt, auf daß sie heute noch als Straßenbahnstationen von den Schaffnern ausgerufen werden.

Dieser Republik fehlt noch viel zu einer Republik. Es ist nicht einmal das wichtigste, daß sie keinen Kaiser mehr besitzt. Es ist viel wichtiger, daß sie des Kaisers Geburtstag nicht mehr feiern *muß*, wenn sie ihn auch feiern darf. An diesem Tage lassen wir unsere Blicke durch die Requisitenlager des Monarchismus schweifen und entdecken entzückt, daß keine einzige Krone mehr von Häuptern belästigt wird, daß herrenlose Zepter auf Regalen liegen, daß die Reichsäpfel weit von den Bäumen gefallen sind, herbstliches Fallobst der Geschichte.

Nie mehr kommt ein Kaiser so wieder, wie er gewesen ist. Nie wieder in der düsteren Wolke der Hoheit, nachdem man gesehen hat, wie ein Göttlicher über Grenzen flüchtet, mit Regenschirm und Sportmütze. Die ununterbrochene Kette des geheimnisvollen Dunkels, aus dem niemand klug werden durfte, und diese schwüle Atmosphäre, die dazu diente, theatralische Blitze als übernatürliche zu deuten – die Kette ist gerissen, die Atmosphäre verweht.

Die Kulissen sind zerstört. Das ist das – vorläufige – Ergebnis des Jahres 1918.

Der Drache, 20. 1. 1925

DER FILM VOM VATIKAN

Eine Freiburger Lichtbildgesellschaft, genannt »Caritas«, führte der Berliner Presse ihren Film vor, dessen Inhalt der *Vatikan*, dessen Titel »Der Vatikan in Kunst und Geschichte« ist. Dieser Film wurde »mit Genehmigung Seiner Heiligkeit des Papstes hergestellt«; und diese Genehmigung war notwendig, denn der Papst selber erscheint einige Male im Film, er ist der »Held« des Vatikanfilms, wenn ein so profaner Ausdruck für eine so sakrale Persönlichkeit eine angemessene Bezeich-

nung ist. Es muß als ein filmtechnisches Wagnis bezeichnet werden, den Vatikan zu filmen. Denn hier widerstrebt das Material dem ersten und wichtigsten Prinzip des Films: der *Bewegung*. Den Vatikan zeichnet museale *Ruhe* aus, und könnte man von seinem »Prinzip« sprechen, man müßte sagen, er hätte das der vornehmen, ehrwürdigen Laut- und Bewegungslosigkeit. Er ist ein Thema für »Panoramen«. Schnell dahingleitende Aufnahmen von Bildern, Statuen, Bibliotheken, Bauwerken geben einen flüchtigen Eindruck, der geeignet ist, in jenen, die Rom nicht kennen, Sehnsucht nach Rom zu erwecken; jenen aber, die es schon gesehen haben, geben solche Bilder nichts mehr als eine hurtige Erinnerung. Die »Caritas« hat diesen Film von italienischen Operateuren in *Rom* aufnehmen lassen. Die italienische Filmtechnik ist noch nicht entwickelt genug, um dergleichen schwierige Probleme zu lösen, wie es das der Verfilmung starrer Monumentalität ist. In der Skulptur und im Gemälde erwächst die Bewegung aus der Situation. Der Film verwandelt die lebens- und bewegungsträchtige Situation in einen rasenden Ablauf von Situationen, die ihr inneres Leben verlieren und ein äußeres gewinnen. Man kann eine ruhige *Landschaft* ohne Schaden filmen. Aber keine *gemalte* Landschaft. Man kann Natur filmen; nicht gesteigerte, komprimierte Natur.

Es wäre geschickter gewesen, statt der vielen nur einzelne, besonders wichtige Teile zu filmen und diese nicht mit filmgemäßer Eile abrollen zu lassen. Bibliotheken, Wand- und Deckenornamente, Kostbarkeiten bedürfen, um gewürdigt zu werden, einer längeren Betrachtungsdauer. Man wird diesen Film gewiß nicht nur fachmännisch werten dürfen. Aber auch er will offenbar *wirken*, und er unterliegt infolgedessen den landesüblichen Gesetzen der Wirkung.

Anders verhält es sich mit jenen Teilen, in denen der Papst selber gezeigt wird, wie er eine Deputation empfängt, wie er die Menge segnet, wie er einen Kongreß eröffnet. Diese Teile sind *nicht* organisch in das Ganze eingefügt. Aber sie sind das Interessanteste in diesem Film. Der Heilige Vater hat im *anno santo* ein besonders aktuelles Interesse. Sein kluges, lebhaftes Antlitz, in Augenblicken von dem Apparat aufgefangen, in denen der Papst nicht weiß, daß ihn gerade jetzt die Öffentlichkeit beobachtet, gewinnt an interessanten Ausdrucksmöglichkeiten. Es ist sehr viel natürliche Menschlichkeit in diesem Gesicht, eine freie Würde, ein Pathos ohne Kulisse. Es ist

der Bergsteiger *Rati,* der Naturliebhaber, der einfache, freie Mensch und das Haupt der mächtigsten Kirche der Welt.
Man sieht, wie der Papst Pfadfinder besichtigt, wie er jungen Männern die Hand gibt, Fahnen betrachtet, eine »Front« abgeht und wie er »dreißig Reden in dreißig verschiedenen Sprachen« abhören muß. Der Papst fährt durch die Gärten des Vatikans, durch die stillen, verzauberten Gärten mit den Brunnen, den Bäumen, die so aussehen, als würden sie aus natürlichem Stolz niemals rauschen, sondern immer stille stehen, der Würde bewußt, die repräsentiert. Man sieht schließlich den alten Kutscher, der Tag für Tag *fünf Päpste* gefahren hat, ein ganzes Leben lang, jeden Tag denselben Weg. Dieser Kutscher steht starr vor der Linse, so, wie er auf dem Bock sitzt, von einer Verantwortung erfüllt, die ihm ein freier Entschluß auferlegt; und nichts anderes.
Der Film ist trotz seiner Mängel sehr aktuell. Er wird, etwas gekürzt und zusammengedrängt, gewiß viele Zuschauer finden. Die Lichtbildgesellschaft »Caritas« will keinen Geldgewinn – eine Ausnahme in der Filmbranche. Die »Caritas« wendet, wie ihr Name verrät, alle Gewinne wohltätigen Zwecken zu.

Frankfurter Zeitung, 26. 1. 1925

KAISERLICHE ORTHOGRAPHIE

Aus den Veröffentlichungen, die im Auftrag des Auswärtigen Amtes bei der Deutschen Verlagsgesellschaft erscheinen, kann man neben vielen andern wissenswerten Dingen auch erfahren, wie Kaiser Wilhelm II. die deutsche Rechtschreibung behandelte. Er schrieb fehlerhaft. Er hätte in jeder Dorfschule einen Vierer bekommen. Seine berüchtigten »Randbemerkungen« zeugen nicht nur durch ihren Inhalt für des Kaisers Inferiorität auf jedem Gebiet. Sie sind auch unorthographisch. Es ist nicht die mangelhafte Orthographie eines Genies. (Es gibt nämlich geniale orthographische Fehler. Sie sind die Folge einer souveränen Freiheit, auch in äußerlichen, rein formalen Dingen. Es gibt ferner eine schlechte Orthograpie der Ungebildeten, die nach dem Klang des Worts in ihrem Dialekt und ihrer Sprechweise schreiben.

Diese Orthographie hat etwas kindlich Rührendes, Aufrichtiges, Armes und Hilfloses. Und schließlich ist noch die Orthographie der Halbgebildeten da: eine Unrechtschreibung.) Die Halbgebildeten, auch in allem andern schlimmer, das heißt: ungebildeter als die, die nichts gelernt haben, schreiben so, wie sie sprechen und wie sie denken: gespreizt, unecht, hohl, pathetisch. Ja, es gibt eine pathetische Orthographie, und sie ist dem hohlsten Pathetiker aller Zeiten, Kaiser Wilhelm, eigen gewesen. Er schrieb die Orthographie des halbgebildeten Kleinbürgertums.

Man hat leider niemals von einer Majestät verlangt, daß sie eine Dorfschule absolvierte. Viele Majestäten waren danach. Sie blieben weit unter dem Niveau einer Elementarschule zurück. Sie standen, bildlich ausgedrückt, auf der Tiefebene einer Kadettenschule. Hätte Wilhelm II. etwas Ordentliches gelernt, so wäre er zwar noch immer nicht fähig gewesen zu herrschen; aber vielleicht orthographisch zu schreiben. So aber ergibt sich die pikante Tatsache, daß der Kaiser zwar sechzig Millionen, aber nicht die Rechtschreibung beherrschte. Diese sechzig Millionen waren immer stolz darauf, daß sich unter ihnen am wenigsten Analphabeten befanden. Sie hatten keine Zeit zu bemerken, daß einer ihrer wenigen, und der ausgiebigste unter den wenigen Analphabeten, an der Spitze des Reiches stand.

Mit Recht zitiert Jan Altenburg in einem Aufsatz der »Weltbühne« einen der immer wiederkehrenden orthographischen Fehler Wilhelms II. Der Kaiser schrieb das Wort »Konflikt« folgendermaßen:

»Conflickt«

Eine ungemein reizvolle Schreibweise des sympathischen Wortes, bei dessen Klang man ohnehin schon an Wilhelm II. denkt. Ach, er war ein prachtvoller Konflikterreger, ein Konfliktbazillus, ein ganzer Konfliktherd, eine Konfliktseuche. Niemand ist so berechtigt, das Wort »Konflikt« falsch zu schreiben, wie der Kaiser. Man beachte, wie er es ausschmückt, aufputzt, exotisch macht durch das altertümliche »C« am Anfang und wie er vor das »k« in der Mitte noch ein »c« setzt und den ganzen Begriff gleichsam mit Gewichten beschwert. Er begnügt sich nicht mit einem einfachen, landesüblichen »Konflikt«. Er muß seinen »Conflickt« haben. Bei Wilhelm II. wird jeder Konflikt schwer und trächtig. Jeder »Conflickt« gebärt »Conflickte«.

Es ist ein unheimlicher Fehler. Er würde soviel verraten von der Konfliktfreudigkeit Wilhelms, von seiner Begabung, Konflikte zu besche-

ren, wenn man ihn ohnehin nicht schon kennen würde und wenn man über den Stand seiner Rechtschreibung und seines hochmütigen Narrentums nicht schon unterrichtet gewesen wäre, ehe man seine »Randbemerkungen« seiner mitlebenden Nachwelt übergeben hätte. Man mußte es ja den Worten des Kaisers *anhören*, wie schlecht er sie schrieb! Er schrieb ja nicht nur, er *sprach* sogar unorthographisch! Er hatte ja Stil, Sprechweise und Auftreten eines Feldwebels, der sich im Kasernenhof eine Kanzel errichten läßt! Er hatte ja die unorthographische sakrale Feierlichkeit eines Kasinoballes! Er sprach, er war wie ein Unteroffizier der Theologie...

Vielleicht meint jemand, ich machte zuviel her von einem orthographischen Schreibfehler? Und es wäre schade um das Papier, das so viel Bemerkungen über eine verflossene Gestalt ertragen müßte?!--

Oh, wäre doch diese Gestalt so verflossen wie ihre Orthographie unrichtig! Aber leider ist der Kaiser zwar in Holland, und seine »Conflickte« mit »ck« sind in Deutschland lebendig. In Deutschland leben noch, um mit dem Kaiser zu schreiben, die »Cronprintzen« und die »Conflickte«. Ja, sie leben seit kurzer Zeit erst recht in dieser Republik, die ich mit »ck« zu schreiben große Lust hätte.

Ich fürchte sehr, unsere ganze republikanische Orthographie ist so falsch, wie es die kaiserliche war.

Und es ist Zeit, daß wir uns einen republikanischen »Duden« anschaffen, eine Rechtschreibung mit republikanischen Konsequenzen.

Und es ist Zeit, daß wir noch manches in dieser Republik anschaffen und das meiste abschaffen.

Aber ich kann dem Unterrichtsminister, den wir in diesem Jahr dem Kaiser zum Geburtstag geschenkt haben, nicht derlei Vorschläge unterbreiten. Ich fürchte, es könnte zwischen ihm und mir ein echt wilhelminischer »Conflickt« ausbrechen, wenn ich noch weiter schreibe...

Der Drache, 27. 1. 1925

DAS BRATOPFER AUF DEM BIERFEST

Die Berliner *Bockbierfeste* zeichnen sich durch eine heitere Annäherung der sogenannten Kulturwelt an die Sitten und Gebräuche ungezwungen lebender Volksstämme aus. In der wunderbaren Freiheit, die der Alkohol dem einzelnen wie der Gesamtheit gewährt, entfalten sich Humor, Menschlichkeit und Gemüt. Es hat keiner nötig, sich vor dem andern zu schämen. Es ist wie im Dampfbad oder des Sommers am Strande. Alle Seelen sind in Badekostümen. So entwickelt sich ein heiteres Strandleben der losgelassenen Instinkte.
In einem der beliebtesten Bockbierlokale werden täglich ungefähr *sechstausend* Liter »ausgeschenkt«; wobei zu bemerken ist, daß dieses Fachwort nur ein Witz der Sprache ist. Denn das ausgeschenkte Bier muß leider bezahlt werden. Wäre dem nicht so, wer weiß, wie viele Tausende Liter täglich dem Verderben (oder dem Genuß) anheimfallen würden; wer weiß, wie viele Seelen noch die beliebten Badestrandorte bevölkern müßten!
An den Wänden und vom Plafond des Bockbierhauses wehen bunte Fahnen und Sprüche, sinnige Sprüche, kunstvoll gereimte oder auch in ungebundener Rede geformte Sprüche, in denen die ganze Weisheit des Okzidents enthalten ist. Zum Beispiel ins Fach schlagende: »Hopfen und Malz, Gott erhalt's!« Oder patriotische: »Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern«... oder allgemeiner Natur: »Ein guter Trunk, macht Altes jung!«... Außerdem gibt es da noch Siegestrophäen in Gestalt von Hörnern, Geweihen, ausgestopften Auerhähnen und Stierköpfen, die aus gläsernen Augen auf ihresgleichen blicken, ein bißchen erhaben, ein wenig armselig, sehr aufmerksam und dennoch verloren träumerisch.
Einer alten Tradition zufolge opfert man bei Bockbierfesten ganze *Ochsen*, indem man sie so brät, wie Gott sie geschaffen hat, mit Haut und Haar, Kopf und Huf, Aug', Ohr, Zunge und Schwanz. Ehemals briet man sie am Spieß. Heute haben es die Ochsen der fortgeschrittenen Technik zu verdanken, wenn sie in einem Bratapparat gebraten werden. So genießen sie den Tod zugleich mit den Segnungen der Zivilisation.
Um den Eindruck hochentwickelter Kulturapparate wieder wettzumachen, bemühen sich die Festarrangeure, auch Natur in das Bild zu

bringen – und gleich die wildeste. Man baut nämlich Alpen aus Pappe in den Saal, mit Engpässen, Schluchten, Zacken und künstlichem Schnee. Manche bemühen sich, die Berge zu ersteigen. Es sind Tieflandgeborene und Ungeübte. Sie sind ohnehin schon geneigt, Ebenen für Gebirgsketten zu halten. Gelingt es einem, eine papierschneebedeckte Spitze zu erklimmen, so stürzt er auf der andern Seite herunter, eine Lawine aus Fleisch und Bockbier.

Um wieder auf die Ochsen zurückzukommen: Es ist traurig, daß sie nicht wissen, wem sie zum Opfer fallen. Welch ein geheimnisvoller Gott fordert ganze Ochsen in Lucullus-Apparaten? Welcher Götze freut sich an traurigen und bratenden Köpfen, die so ergeben sind, ohne zu wissen, wem sie ergeben sind? Diese Apparate haben sinnige Scheiben aus Marienglas, die einen sakralen Eindruck machen und eine Atmosphäre frommer Andacht verbreiten. Man sieht durch diese Gläser die glotzenden Rindsköpfe, wie sie braun und immer mehr braun werden, man schmeckt mit den Augen die Knusprigkeit der Tiere und ihrer Gehirne und serviert sie frisch von der Bratmaschine weg in die offenen Münder der Gäste, von denen merkwürdigerweise niemand aus Irrtum zufällig in die Maschine gesteckt wird.

Nein, die Gäste werden niemals gebraten! Sie vergnügen sich im Gegenteil damit, Preise zu verteilen: für den tiefsten Ausschnitt; für die dickste Wade; für die dünnste Wade; für den größten Daumen; für den besten Bubikopf; für die längsten Zöpfe.

Unter solchen Spielen gehen die Bockbierfeste zu Ende. Und weil, geheimen Gesetzen zufolge, der Appetit auf Bier und Ochsen mit dem erotischen gleichzeitig zu erwachen und zu wirken pflegt, werden bald gesunde und hoffentlich geratene Bockbierkinder das Licht dieser Welt erblicken, um es, später einmal, bei Bockbierfesten doppelt sehen zu können...

Frankfurter Zeitung, 31. 1. 1925

FILME

Zwei deutsche und ein amerikanischer

Ich beginne mit dem Bericht über den bedeutendsten deutschen Film der letzten Tage: es ist Berthold *Viertels »Perücke«*. Viertel ist Dichter und Regisseur der »Perücke«. Ihm gilt also jedes Lob; aber auch jeder Tadel. Viertels Held ist ein armer, glatzköpfiger Schreiber, der sich eines Tages die Perücke kauft. Ein Fürst hat sie einmal getragen. In dem Augenblick, in dem der Schreiber sie anzieht, ist er der Fürst und setzt des Fürsten wunderbares Leben fort. Er kämpft mit seinem jungen, grausamen Nebenbuhler um die schöne, junge Fürstin; erleidet Niederlagen, Schmähungen, Demütigungen, siegt endlich, will freiwillig in den Tod gehn – und erwacht. Es war ein Traum. Der Schreiber erwacht in seine Wirklichkeit. Er ist wieder Schreiber.
Es liegt im Wesen des Traums, daß er der irdischen Logik nicht bedarf, daß er eine durchlöcherte, oft gehemmte, willkürlich einsetzende und ebenso abbrechende Logik und kein organisches Ende hat im Sinne irdischen Geschehens. Eine Traumhandlung ist andern, unerforschten, unverständlichen, kaum noch erfühlbaren Gesetzen unterworfen. Der Dichter, der eine Traumhandlung künstlerisch fixiert, schaltet freier, willkürlicher, gesetzloser. Wo immer er den Schlußpunkt setzt – der Schluß ist immer berechtigt. Auch ebenso unberechtigt. Die Handlung kann tausend Jahre weitergehn. Sie kann eine Sekunde währen. Und niemand trägt die Verantwortung. Jeden Vorwurf erledigt die Tatsache: daß es ein Traum ist.
Aber die Tatsache *selbst* ist ein Vorwurf, den man Viertel nicht ersparen kann. Das Traumthema ist alt, oft gebraucht, abgenutzt. Der Film verführt so sehr zum Traumthema, daß es bereits nicht mehr filmbar ist. Mußte es aber dennoch schon Traum sein, so hätte er nicht acht Akte und viele tausend Meter dauern dürfen. Obwohl auf jeden Meter sehr viel künstlerische Sorgfalt verwendet ist. Sähe man diesen Film in unzusammenhängenden Ausschnitten, man wäre ohne Einwand entzückt, gefesselt, mitgerissen. Aber der Film im Zusammenhang ermüdet, quält und läßt unbefriedigt. Er läßt unbefriedigt wie jeder Traum; wie die Träume, die wir selbst träumen. Im Kino aber wachen wir, obwohl es dunkel ist. Den wachen Menschen befriedigt nur irdische Logik, die Konsequenz des wachen Lebens. Die des Traums kann ihn

sogar erschüttern. Aber sie wird ihn, wenn sie anhält, sich wiederholt und nicht steigert, leider langweilen.
Schade um diese Verschwendung visionärer Kraft. Schade um diese kostbare Photographie, die auf Nuancen, Zwischenstimmungen, Seelisches, Ahnungen, Lust und Unkörperliches eingestellt ist. Schade um diese liebevolle Regie. Viertel hätte bei sich ein strafferes, mehr geschlossenes, zwingenderes Manuskript bestellen sollen. Leichter kann man es einem Regisseur nicht machen, als wenn man ihm den Dichter so nahe rückt, daß beide eins sind. – Für das eintönige, aufdringliche, äußerliche, über ein paar klassische Situationen verfügende Spiel Otto *Gebührs* kann Viertel nichts.
Dennoch ist dieser Film technisch eine großartige Leistung. Denn hier gelang Traumhaftes so trefflich, daß wir nicht mehr das Traumhafte ertrugen: So liegen Vorzug und Fehler dieses Werks in einem und sind nicht zu trennen.

Die Kulturabteilung der »Ufa« wollte wieder einmal einen ihrer verdienstvollen »Kulturfilme« drehen. »Kulturfilm« ist ein »Lehrfilm«. Beide Bezeichnungen sind falsch, läppisch, geschmacklos. Aber alle »Kulturfilme« sind bezaubernd, fesselnd, geschmackvoll – bis auf die Texte. Wenn man einen »Kulturfilm« in eine »Handlung« einwickelt, wie man Kindern bittere Medizin in süßen Hüllen reicht, dann – ja, dann möchte man die Wände hinaufklettern, wenn so was nicht polizeilich verboten wäre. Die Kulturabteilung der »Ufa« wollte uns Laien mit der Landwirtschaft bekannt machen. Also hätte sie Misthaufen, Kühe, Milchmägde, Ställe, Schweine, Wälder, Gutsbesitzer kurbeln sollen. Sie aber, die Kulturabteilung, verfilmt Fritz *Reuters »Ut mine Stromtid«*, nennt es billig, patriotisch, mit »Riecher« für die Provinz, wo man jetzt derlei trägt, »Kampf um die Scholle«, degradiert den Dichter zum Filmverleiher, den Roman zum Vorwand, macht aus einem Epos eine banale Handlung, garniert sie mit Schweinen, Misthaufen und anderen rustikalen Dingen – und gibt sich zufrieden. Zum Glück kann man die Augen schließen, wenn der »Film« kommt, und sie beim Anbruch der »Kultur« wieder öffnen. Man ärgert sich über die Regie und freut sich der guten Linse, die so treulich Schweine aufnehmen kann.
»Bei mir – Niagara« ist der geschmacklose ha-ha-ha-witzige Titel eines amerikanischen Meisterfilms mit *Buster Keaton*. (Der Titel ist nicht

amerikanisch.) Der Film spielt in der »guten, alten Zeit«, der man in Amerika so wenig nachtrauert, daß man sie sogar verspottet. Wer diesen Film sieht, sehnt sich bestimmt nicht mehr in eine Zeit zurück, deren Gemütlichkeit grotesk ist, deren gesellschaftliche Vorurteile barbarisch sind. Es ist ein großes Meisterstück, nicht eine Zeit zu verhöhnen, sondern eine Sentimentalität auszurotten. Das war Sinn und Zweck dieses Films. Nirgends war ich mir so der Wahrheit bewußt, daß Lächerliches tötet. In diesem Film bricht der neue Mensch endgültig mit der Romantik seiner Vorfahrenzeit. So ist dieser Film beinahe eine historische Etappe. Wäre er eine geschriebene Satire, er (beziehungsweise: sie) käme in die Literaturgeschichte. Eine Filmgeschichte haben wir noch nicht.

Frankfurter Zeitung, 8. 2. 1925

FÜNF-UHR-TEE MIT HEXAMETERN

Ein Fünf-Uhr-Tee, der nichts mehr ist als ein Anlaß, unbekannte Dichtungen zu fördern, verläuft selten glücklich. Nichtsdestoweniger wiederholen sich solche Fünf-Uhr-Tees in den Hallen verschiedener Hotels immer wieder. Diesmal war es ein Werk in Hexametern, das der Schauspieler Ernst *Deutsch* im »großen Saal« des »Hotel Kaiserhof« vorlas. Es waren gedruckte wunderschöne Einladungen »ergangen«. Für die Veranstalter zeichneten: Resi *Langer* und Johann O. *Trebicz*. Die Einladung enthielt ein Vorwort, eine Art Versuch, Dichter und Werk vorzustellen. Der erste Satz des Vorworts lautet: »Aus der Not der gegenwärtigen Zeit mit ihrem politischen und kulturellen Niedergang ist ein Werk eines bisher als Dichter noch nicht an die Öffentlichkeit getretenen Mannes entstanden, das nicht nur als eine Perle der deutschen Literatur, sondern als ein Schatz der Weltliteratur anzusprechen ist.« Ein Satz, der, wie man sieht, geeignet ist, sowohl seiner sprachlichen Mängel wegen Bedenken als auch seines Inhalts wegen Verwunderung hervorzurufen. Man erfährt aus dem Vorwort ferner, daß Alexander *Moissi* und Ferdinand *Bonn* neben andern »ihre Mitwirkung zugesagt« haben. Die Verwunderung des Eingeladenen erreicht ihren Höhepunkt, wenn er erfährt, daß ein Geheimer Kom-

merzienrat, ein Warenhausbesitzer, ein Geheimer Regierungsrat, ein früherer Finanzminister, ein Bankier »zur Förderung der Dichtung aktiv beigetragen« haben. Und kaum ist man von dieser Neuigkeit erholt, so wendet man das Blatt und liest eine Widmung des Dichters in Hexametern an den Herrn Geheimrat A.: »Sie, Herr Geheimrat A., gehören zur Schar jener Großen, die mit Empfindung des Herzens die Klugheit des Geistes verbanden.«

Man erwartet trotz dieser Widmung, trotz dem Stil im Vorwort, trotz allen Bedenken gegen Fünf-Uhr-Tees, gegen Büttenpapier, gegen Genies, die zuerst von der Finanzwelt entdeckt werden – man erwartet trotzdem zwar keinen »Schatz der Weltliteratur«, aber immerhin ein Werk, das sich hören lassen kann; und geht ins Hotel, trinkt einen Kaffee, sieht vor sich den umfangreichen Rücken einer kostbar gekleideten Dame und denkt: Aha, die Finanzwelt! Dann begrüßt Frau Resi Langer die Gäste, Vertreter der auswärtigen Presse und der heimischen, Ernst Deutsch beginnt zu lesen. Es ist das Epos eines Herrn G. *Bresin*, es heißt »Josephs Träume«, gemeint ist der biblische Joseph. Der Verfasser sieht deutliche Analogien zwischen der Zeit der Wirrnis im biblischen Ägypten und unserer deutschen Gegenwart und preist die Literatur Josephs mit dem deutlichen Hinweis: »Seht, so was brauchte man in Deutschland!« Es ist eben die Überzeugung eines Epikers, der nicht anders kann, da ihn doch die Finanz entdeckt hat und er ihr Widmungen schreibt.

Allein gegen eine Überzeugung ist schwer anzukämpfen, wenn ein Dichter sie äußert, und sei es auch in Hexametern. Nur müssen solche Hexameter dichterisch sein. G. Bresin aber dichtet so von der Stimme Gottes: »Eine gewaltige Stimme, erklingend wie tausend Posaunen.« Und mich dünkt dieser Vergleich nicht mehr ganz neu. Auch spricht der liebe Gott selbst nicht sehr originell, wenn er sagt:

»Eingesetzt hab' ich die *Sonn'* zur alleinigen Herrschaft am Tage...«

Originell ist an diesem Vers eigentlich nur die Achtung des Ewigen vor der Zäsur, der er den Wohlklang opfert. Vom König Pharao heißt es: »Und er saß auf dem Throne in müder Haltung des Körpers« – was zwar deutlich genug gesagt, aber nicht dichterisch gesehen ist.

So sehen die Hexameter aus, die in der großen Halle des Kaiserhofs ein Schauspieler vom Range Ernst Deutschs vorlas; die Hexameter, welche die auswärtige Presse anhören mußte; die von der Finanzwelt gefördert werden; die den »Schatz der Weltliteratur« bilden sollen.

Man brauchte über diesen Fünf-Uhr-Tee nicht einmal soviel Worte zu

verlieren, wie ein Hexameter Bresins enthält – wenn diese ganze Art, auf kostbarem Papier einen gedruckten Lärm zu erheben, nicht so kennzeichnend wäre für die gesellschaftlichen Zustände Berlins. In zwei Tagen ist ein »Josephs-Komitee« gegründet. Nach einer Woche sind bedeutende, aber unkritische und leichtgläubige Schauspieler gewonnen und Finanzmänner, die nur in Dingen der Literatur leichtgläubig sind. Ein Tag später – und man renommiert mit leuchtenden Namen und klingenden Titeln. Man versendet Einladungen, die Post bestellt sie, man zahlt zehn Mark Eintrittsgeld. Einige Snobs, die immer dabeisein müssen und den Drang zur Wohltätigkeit verspüren, kaufen diese Hexameter, die »bisher nur als Manuskript gedruckt« sind, aber auch als Luxusausgaben auf Büttenpapier, in Leder gebunden, mit Widmung des Autors. Ein Exemplar kostet fünfzig Mark. Eine Ausgabe ohne Widmung kostet zehn Mark.
Morgen sind diese Hexameter allerdings vergessen. Aber übermorgen taucht einer in der kostbaren Halle eines andern Hotels auf, ein neuer Dichter, ein bekannter Schauspieler, und diesmal sind es vierfüßige Trochäen. Und alles ist wieder da: die Finanz, die Presse, der Kaffee, das Büttenpapier und der Dilettantismus.

Frankfurter Zeitung, 10. 2. 1925

GLADIUS DEI

Seit einigen Wochen erregt ein junger Kaplan namens *Fahsel* sowohl Aufsehen als auch die öffentliche Meinung. Er hält Vorträge im Saal des *Reichswirtschaftsrats*, in einem Raum, der mehrere hundert Personen faßt. Der Saal ist eine halbe Stunde vor dem Beginn des Vortrags gefüllt. Regelmäßig muß man etwa hundert Verspätete zurückweisen. Der Kaplan sprach einmal über die *Heilige Johanna*, ein zweites Mal über *Spinoza*. Er wird nächstens über Rousseau sprechen. In einem größeren Blatt erscheinen Referate. In einem andern Blatt erschien die Zuschrift eines Freiheitsliebenden, der vor dem verführerischen Kaplan alle Freunde der Freiheit warnte.
Kaplan Fahsel besitzt außer anderen Tugenden auch die, *Zeitungen* zu lesen. Er las den Warnungsruf und erwiderte, ehe er über Spinoza zu

sprechen anfing, mit den Worten Spinozas: ein Ziel sei kein anderes, als die volle *Erkenntnis* zu erwerben und sie anderen mitzuteilen. Eine kluge Antwort, und wenn auch keine ausweichende, so doch eine vieldeutige. Jedenfalls eine Antwort, die eher geeignet ist, den besorgten Warner in eine noch größere Unruhe zu versetzen, als ihn zu besänftigen. Eine Beruhigung, die keine Drohung ist, aber immerhin eine Unerschrockenheit. Es ist eine diplomatische Gepflogenheit, sich auf denjenigen zu berufen und denjenigen zu zitieren, den man bekämpft und den der Gegner für sich in Anspruch nimmt.

Somit ist der Kaplan Fahsel fast schon gekennzeichnet, noch ehe ich ihn zu schildern angefangen habe. Wenn er den Saal betritt, hat er die Zuhörer schon gewonnen. Er ist jung, schlank, dunkel und hübsch. In seinem schmalen Antlitz mischt sich vieles, ohne sich zu bekämpfen: Eifer, Mut, gesunder Verstand, sympathischer jugendlicher Optimismus, Leidenschaft und der Wille, sie zu bändigen. Es wirkt angenehm, daß die Stirn, physiognomische Repräsentantin des Geistes, eine bedeutende Rolle in diesem Priestergesicht spielt, ohne überragend zu sein; daß die Augen, von der Stirn überdacht, im Schatten liegen wie im Halbverborgenen und ihr Blick dennoch sichtbar, wirksam und gerade sich auf die Zuhörer richtet. Fahsel ist ein geborener Rhetor. Zum wohlklingenden, tiefen und weichen, alle Lagen beherrschenden Organ gesellt sich die sprachliche Begabung, die Einsicht in die Gesetze der Stilwirksamkeit. Der junge Kaplan vermeidet lange Perioden. Aber wenn er in einen längeren Satz gerät, weil die Materie es so erfordert und die Formung erzwingt, setzt er die Prädikate in die Mitte, statt sie grammatikalisch und wirkungslos an das Satzende zu hängen wie arg verspätete Nachzügler, die man längst schon erkannt hat, noch ehe sie da waren.

Diese Eigenschaften fördert der *praktische* Sinn für den Wert der Zeit, für die Gehaltsmöglichkeiten einer Zeiteinheit. In einer halben Stunde hat der junge Kaplan Spinoza so erläutert, daß selbst ein Ahnungsloser Spinozas Philosophie in ihren Grundzügen kennt. Es ist ein pädagogisches Kunststück, so zu vereinfachen, ohne zu banalisieren; so zusammenzudrängen, ohne unverständlich zu werden. Und es ist eine technische Leistung des Gedächtnisses: Denn der Kaplan spricht frei, fügt ein Glied der Rede an das andere und hat kaum Gelegenheit, sich zu korrigieren.

Es ist nicht meine Aufgabe, ihn zu widerlegen und gegen seine Ein-

wände andere zu erheben; ja, nicht einmal über das, was er gesagt hat, ist ein kurzer Bericht möglich. Denn er wäre zu kurz, um nicht Mißverständisse hervorzurufen. So bleibt nur übrig zu betonen, daß die Einwände des Kaplans konkret sind, bildhaft, eindringlich und wenn nicht den philosophischen Geist, so doch den gesunden Menschenverstand überzeugen. Der junge Mensch vergißt auch im Eifer nicht, daß Eifern schaden würde. So bleibt er bei jenem Grad von Pathos, das gerade noch mitreißt – und noch nicht den Widerspruch der Skepsis weckt.

Freilich kämpft Fahsel *für die Kirche.* Aber man kann auch von einem Kaplan nicht verlangen, daß er gegen sie oder für etwas anderes kämpfe. Gewiß wird der mißtrauische Beobachter bedenklich, wenn er mitten im Publikum Gesichter entdeckt, auf denen die Neugier der Sensationsbedürftigen oder die der Snobs zu lesen ist. Denn in diesen Hörsaal kommen: gläubige Kleinbürger, Salonbesitzer vom Kurfürstendamm, junge Mädchen aus dem Westen, ein paar Eigenbrötler, Pseudowissenschaftler und Damen, die zu dick sind, um noch ein wissenschaftliches Interesse zu besitzen. Aber auch Studenten, Intellektuelle und Menschen, denen man es ansieht, daß sie zu irgendwelchen Zielen streben, die nicht von dieser Welt sind. Und wären selbst diese nicht vorhanden, das Mißtrauen des Beobachters schwände dahin vor diesem Redner, dem man es glauben muß, daß er seine Erkenntnis verbreiten *muß.*

Er ist ein *Gladius Dei,* ein Schwert Gottes, wie der Priester einer vergessenen Zeit steht er auf, jener Zeit, in welcher der katholischen Kirche noch Flammenzungen zur Verfügung standen. Der Kaplan besitzt jene Eigenschaften, die der katholischen Kirche die Macht verschafft haben: die wohlabgemessene Mischung von modernem Verstand und metaphysischer Begabung, vom Diesseits und Jenseits, von Nachgiebigkeit und Starrheit, Kompromiß und Dogma. Ich glaube nicht, daß es in dieser Zeit noch viele solcher Persönlichkeiten in Deutschland gibt, und fühle mich deshalb frei von Übertreibungslust, wenn ich die Begegnung mit dem Kaplan ein »Erlebnis« nenne.

Frankfurter Zeitung, 13. 2. 1925

DAS DIENSTMÄDCHEN AUF DEM TREPPENGELÄNDER

Der Herr Oberstleutnant aus der Mommsenstraße warf sein Dienstmädchen, weil es aus Unachtsamkeit Geschirr zerbrochen hatte, über das Treppengeländer. Das Mädchen fiel auf den Rücken und ward so schwer verletzt, daß es dem zerbrochenen Geschirr zum Verwechseln ähnlich sah. Sie kam ins Krankenhaus, und es ist durchaus nicht sicher, daß man sie reparieren wird. Auch das Geschirr des Oberstleutnants ist für immer dahin. Zwischen einem Porzellanteller und einem Dienstmädchen ist der Unterschied auch dann nicht groß, wenn beide intakt sind. Der Oberstleutnant warf die Scherben zum Fenster hinaus, das Mädchen die Treppe hinunter. Die Scherben bewältigte er selbst, das Dienstmädchen räumten er und seine beiden Söhne aus der Wohnung. Denn so will es die Sitte, daß die Söhne in den Spuren ihrer Väter wandeln, auf daß jene lange leben auf Erden und niemals über das Treppengeländer geworfen werden. Dagegen verbieten es Gesetz und Sitte, daß Dienstmädchen Oberstleutnants hinunterwerfen, obwohl nichts Sachliches gegen eine Weltordnung vorzubringen wäre, in der ein Oberstleutnant zu der großen und überflüssigen Familie der alten Geschirre gehören würde.
Weil aber dem nicht so ist, kam die Feuerwehr vor das Haus des Oberstleutnants und las die Überreste des Dienstmädchens auf, wie es ihre Pflicht war. Ich muß allerdings zugeben, daß ich wenig von einer Feuerwehr halte, die in einem solchen Augenblick nichts weiter darf als die Opfer aufheben, ohne den Oberstleutnants ein Haar zu krümmen. Sollte aber jemand den Einwand machen, daß die Rache nicht zu den Aufgaben der Feuerwehr gehöre, so erkläre ich, daß ich die Notwendigkeit einer Feuerwehr gar nicht anerkenne, die nur löschen kann, was schon verbrannt ist, und die den Brandstifter nicht bestrafen darf, sondern den Gerichten überlassen muß, deren Respekt vor Oberstleutnants allen Menschen bekannt ist.
Es ist also zu hoffen, daß niemand den Oberstleutnant und seine Söhne über ein Treppengeländer werfen wird. Luise, das Dienstmädchen, wird so lange im Krankenhaus bleiben, bis sie entlassen wird, als Krüppel auf die Straße, als Leiche in ein Grab und im besten Fall als ein gesundetes Mädchen. Wohin aber kommt sie im besten Fall? Wie-

der in das Haus eines Oberstleutnants! Da kann es ihr wieder passieren, daß sie Geschirr zerbricht und die Treppe hinunterfällt. Wenn ich ein Dienstmädchen wäre und zu wählen hätte zwischen einem sanften Ende und einer neuen Stellung bei einem Oberstleutnant – ich wählte das Ende und das Grab und wäre den ganzen Tod lang sicher vor dem Zugriff höherer Offiziere. Denn es ist nicht mehr Krieg und noch nicht Krieg. Es gilt, die kurze Pause zu nützen, in der die Offiziere zwar über Lebende, aber nicht über Leichen verfügen dürfen. Wie gut geht es einem toten Dienstmädchen, das kein Geschirr mehr zerbrechen kann und keine Heldenleiche ist!...

Das wäre ein Standpunkt. Aber derjenige, der lebt, will um jeden Preis weiterleben. Auch Dienstmädchen, die einen Oberstleutnant zu fühlen bekommen haben, wollen weiterleben. Sie werden sich allerdings hüten, noch einmal in militärische Dienste zu treten. Also werden sie zu einem Kommerzienrat gehen, zu einem Fabrikanten, zu einem Bankdirektor, zu einem Oberregierungsrat. Allen diesen Menschen sind die Dienstmädchen weniger als Porzellanteller. Auch ein Bankdirektor liebt immer sein Porzellan, und sein Dienstmädchen gelegentlich, und nur dann, wenn es ihm gefällt. Der Zorn eines Bankdirektors ist vielleicht kultivierter. Aber den Zorn hat auch der Bankier, dessen Porzellan zerbrochen wurde. Und solange es Dienstmädchen gibt, sind sie in Gefahr, über Treppengeländer geworfen zu werden, metaphorisch oder wirklich.

Weshalb aber ist ein Oberstleutnant schneller im Zugriff, kühner und leichter entschlossen zur Gewalt als sein Kollege vom Zivil? Nun, weil jener ein Offizier ist; ein Mann, der in der Meinung lebt, das Vaterland bedürfe seiner so dringend, daß sogar die Feuerwehr vor ihm salutiert, die seine Opfer aufhebt; ein Mann, den man dazu erzogen hat, daß er befehle und bestrafe; ein menschlicher (oder nicht menschlicher?) Automat, der nur dann einen Unterschied zwischen den Geschlechtern anerkennt, wenn sein eigenes Geschlecht sich meldet; der im übrigen aber ein Dienstmädchen nicht von einem Kanonier unterscheidet, der sich gegen die Subordination vergangen hat.

Um vom Kanonier (oder Infanteristen) zu sprechen: Was hat dieser von einem Offizier zu erwarten, der Mädchen über Treppen schleudert? Was *haben* die Soldaten des Oberstleutnants nicht schon erlebt? Über wieviel Treppengeländer sind sie schon geworfen worden? – Ach! über ihren Leiden liegt die tiefe Ruhe der Diskretion, die eine

grausame Folge der Disziplin ist. Die Schweigsamkeit jener, die Furcht haben, ist tiefer als die Stille der Gräber. Millionen Treppengeländer gibt es in den tausend Kasernen des Landes. Vieltausend Infanteristen, Kanoniere, Grenadiere und Reiter gleichen den Millionen Dienstmädchen, die aus Unachtsamkeit Geschirr zerbrechen.

Und dennoch, wie merkwürdig fänden die Menschen eine Welt ohne Dienstmädchen, ohne Treppen, ohne Truppen und ohne Offiziere?

Es muß, so sagen die Menschen, eine Treppe geben, auf der die einen hinaufgehen und die andern hinunter. Diejenigen, die nicht friedlich hinuntergehen wollen, werden hinuntergeschmissen. Nur auf den Kisten, die Porzellan enthalten, steht die Überschrift: »Achtung! Nicht stürzen!«

Wer aber hat jemals eine solche Inschrift auf dem Körper eines Dienstmädchens gesehen?!...

Der Drache, 24. 2. 1925

TOTENFEIER UM MITTERNACHT

In der Nacht von Samstag auf Sonntag, zwischen zwölf und ein Uhr, fuhr man den toten Reichspräsidenten aus dem Sanatorium in seine Wohnung. Es ist ein weiter Weg von der Joachimsthaler- in die Wilhelmstraße. Das Volk von Berlin säumte beide Straßenseiten. Der Tote fuhr zwischen zwei Reihen stummer, dunkler Menschen. Die Reichsbannerleute entzündeten die Totenfackeln. Es wurden lange, unendlich lange Alleen aus roten Flammen. Der Dunst der nackten Lichter erhob sich in die Luft, hüllte die silbernen Laternen ein, und bald war nichts mehr sichtbar als das Schwarz der Nacht und das Rot der Brände, welche die Nacht unterbrachen, ohne die feierliche Schwärze aufzuheben. Es war Mitternacht, mit Flammen bestickte Mitternacht. Nie habe ich eine geheimnisvollere erlebt.

Nie habe ich schweigsamere Menschen gesehn. Sie standen wie an tausend Gräbern. Sie sprachen miteinander und waren doch stumm. Sie ließen einzelne schwere Worte in die Luft fallen, sie warfen sie wie Schollen auf einen Sarg. Jedes Wort hatte Gewicht, auch das einfachste, alltäglichste, banalste. Nichts war umsonst gesprochen. Jedes hatte

seinen schicksalhaften Zweck. Wenn irgendwo ein Mensch ein kleines Lachen anschlug, so verlor es seine Heiterkeit und hüllte sich in den Dunst der Fackeln, es wurde rot, feierlich und schmerzhaft.
Autobusse und Straßenbahnen waren leer. Vehikel, Gegenstände, tote Dinge waren traurig. Pferde trabten leise, fast gespenstisch, als gingen sie nicht auf hartem Pflaster, sondern als träten sie mit ihren Hufen in weiche, schmerzgefüllte Luft. Die Kommandos der Polizei und des Reichsbanners klangen wie in Watte gehüllt, unwirklich und fern. Zu beiden Seiten des Leichenwagens schritten Soldaten. Nur ihre Schritte hörte man, sie marschierten, wie Soldaten marschieren. Dennoch fügten sich selbst ihre mechanischen Tritte in das große Schweigen, so sehr, daß sie verhallten, aufgingen und auch Schweigen wurden.
Das traditionelle und bis zur Wirkungslosigkeit mißbrauchte Zeremoniell gewann in dieser Mitternacht seine alte, längst vergessene Würde. Das Pathos der gedeckten Wagen, der dunklen Röcke, der Zylinder bekam in der düsteren Fackelbeleuchtung die Größe des Schmerzes und ein monumentales Gesicht. Es war wie eine Wiederkehr jener frühen Zeit, in der die Gefühle noch Gehalt hatten und ihr Ausdruck noch ganz Gefühl war. Ich erlebte zum erstenmal ein Pathos, dem die Skepsis nicht gewachsen war.

Frankfurter Zeitung, 2. 3. 1925

ABSCHIED VOM TOTEN

An diesem Tage nahm das republikanische Berlin Abschied vom toten Präsidenten des Deutschen Reiches. Diese Stadt, in ihrer Hast herzlos, nüchtern durch ihren deutlichen Drang zur Zweckmäßigkeit und dort, wo sie gefühlvoll zu sein versucht, so oft an der Peripherie des Kitsches – diese Stadt bekam für einen Tag ein schmerzliches und sogar tragisches Antlitz. In allen Straßen, durch die sich der Leichenzug bewegte, schwieg es. Das Schweigen wehte durch die Straßen. Es bewegte die zarten Trauerschleier der Kandelaber, und es war, als wäre es die einzige Triebkraft, welche die Menschen in Gang setzte; als gingen die Menschen nicht selbst; als würden sie vom Schweigen sachte den Weg entlanggetrieben.

Am Morgen war die Wilhelmstraße von Menschen gefüllt. Nicht belebt! Denn eine düstere Stimmung war über ihnen, selbst dort, wo keine Trauer war. Die Wilhelmstraße ist abgesperrt. Steil, schwarz, erstarrte Wächter, stehen Obelisken vor dem Eingang zum umfriedeten Teil; exotische Ornamente, aus der Ferne herbeigeholt und in den Asphalt gepflanzt. Dennoch wirken sie nicht wie auf den Asphalt verirrt. Sie lassen die Straße vergessen. Aus der Straße, der Passage, dem Durchgang wird so ein begrenzter Hof von tragischer Anmut. Obelisken, dunkles Grün von ewiger und deshalb so düsterer Haltbarkeit, wandeln die lebendigste aller Einrichtungen, die Straße, in die stillste, unwandelbarste: in einen Friedhof.

Da ist der Hof des Hauses. An den Wänden ruhen die Kränze mit bunten Schleifen, wie Gäste, die von weit her gekommen und müde sind. Ein paar Stufen haben ein schwarzes, dünnes Gewand angezogen. Sie sind plötzlich keine Stufen mehr, auf die man tritt, um in ein Haus zu gelangen. Sie sind trauernde Wegweiser. Man steigt diese Stufen empor, man tritt nicht auf sie. Im ersten Zimmer stehen Kränze, lehnen sich an die Wände und warten. Wer an ihnen vorbeigeht, bückt sich, um die Inschriften auf den Schleifen zu lesen. Dann sieht es aus, als grüßte der Gast den Gast.
Auf dem Tisch liegt das Buch mit den Namen der Gäste. Ein gewöhnliches Buch, schmal, in grüne Leinwand gefaßt, ein ganz sachliches Requisit. Es enthält ja auch nichts anderes als Namen. Viele Namen, erschütternd durch ihre Einfachheit, bürgerliche Namen: Franz Kruleweit, ein Gastwirt; Frieda Beckmann, Pensionsinhaberin; Arnold Krug, Kriegsinvalide; Robert Weitig, Tischler. Kamen sie, um einmal in der Wohnung eines Reichspräsidenten zu sein? Aus Neugier und weil die Gelegenheit sich bot? Vielleicht waren sie nur neugierig, als sie sich auf den Weg machten. Aber während sie ihren schlichten, guten Namen eintrugen, waren sie gewiß ergriffen. Denn sie sind einfache Menschen. Die Trauer findet leichter den Weg zu ihnen. Vor dem Tore ihrer Herzen steht nicht die bittere Skepsis.
Es ist leicht, in diesem Hause erschüttert zu sein. Der Reichskunstwart Redslob und der Intendant Jeßner haben aus kleinen, verhältnismäßig niedrigen Wohnräumen Gemächer geschaffen von Dimensionen, die man mit dem überlieferten Maße nicht messen kann. Alle Wände sind mit leichtem Schwarz bekleidet. Hinter den Schleiern führen die Spie-

gel ein lichtloses Leben. Ihr Zweck ist nicht mehr, Leben widerzustrahlen, sondern den Tod in sich aufzunehmen, in die silberne Fläche zu bergen, die soviel Tiefe vortäuschen kann. Heitere Bilder bergen ihr buntes Angesicht hinter Schleiern. Wände, Winkel und Decken fließen sanft und schwarz ineinander. Nackt und unverhüllt sind nur die Lichter zu beiden Seiten der Bahre und die zwei Ehrenwachen. Deren Leblosigkeit mildert das gute, beruhigende, goldene Licht. Da stehen die goldenen Stühle für die Besucher. Es ist nicht mehr das heitere Metall, aus dem sie bestehen. Es ist, als wären die Stühle aus dem gelben Schein der Totenlichter hergestellt. Ihre Pracht ist unleugbar vorhanden, aber tragisch verstärkt und gleichzeitig gemildert.
Draußen gehen immer neue Menschen am Haus vorbei. Verirrte Wagen kehren um, Automobile verlangsamen ihren Lauf, je näher sie kommen, Menschen hart an Menschen, hintereinander, nebeneinander.

Um 12 Uhr mittags ist in der *Staatsoper* am Königsplatz die Feier zum Gedächtnis des Toten für Schüler der Groß-Berliner Schulen. Die Kapelle der Staatsoper spielt Mozarts Maurische Trauermusik. Max v. Schillings dirigiert. Der Staats- und Domchor singt unter der Leitung des Prof. Hugo Rüdel. Auf der Bühe sitzen zu beiden Seiten, auf je zwei Stuhlreihen, Mitglieder der Regierung. Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Bildung, Prof. Dr. Becker, spricht zu den jungen Hörern. Er liest einen überraschend formvollendeten, trotz aller Feierlichkeit sachlichen und trotz vielen überlieferten Wendungen spannenden Vortrag. Der Minister ist ein Professor. Nach diesem Vortrag (der eine Art Konfession war) kein Republikaner aus Leidenschaft, aber immerhin einer aus der Erkenntnis historischer Notwendigkeit. Er weist auf die Vereinigten Staaten hin, in denen der politische Kampf nicht milder sei als bei uns und in denen der Tod einer historischen Persönlichkeit dennoch den Streit des Tages zum Schweigen bringe. Er erklärt den Unterschied zwischen dem Autoritätsstaat Bismarcks und dem klassischen Staatsideal des Altertums: der *res publica*. Er bekennt sich zu dieser und fordert die Jugend auf, sich zu ihr zu bekennen. Es ist ein politisch bedeutsamer Vortrag, republikanischer, als man ihn erwartet hätte, und deshalb dreifach zu begrüßen. Marx sagt ein paar schlichte Worte. Dann spielt die Kapelle Bruckners Adagio aus der 7. Symphonie. Im Saale sitzen junge Menschen, Schüler, und junge und

alte Lehrer. Alle, die hier sitzen, sind gewiß irgendwo politisch gebunden. Viele stehen sicherlich weit rechts, sehr weit entfernt von ihrem Unterrichtsminister. Dennoch muß diese Feier Eindruck auf sie gemacht haben. Wir hätten republikanische Feiern für Lehrer und Schüler auch ohne traurige Anlässe sehr nötig.

Um 1 Uhr sind die Straßen der inneren Stadt von einer hastigen Festlichkeit. Man läuft irgendwohin, um schließlich irgendwo stehenzubleiben. Nervöse Automobile suchen verzweifelt Auswege. Schwere Lastwagen rollen langsam. Kutscher stehen hochaufgerichtet und lassen sich von ihren Pferden führen. Rings um den Reichstag sind alle zusammengedrängt, in 12 dichten Reihen, hinter engen blauen lenkenden Schutzmannketten. Wer in den Reichstag kommen will, muß über acht Schultern hinweg von der Polizei herausgezerrt werden. Blickt man von der Rampe des Reichstages auf den weiten Königsplatz, so ist es ein Riesenfeld wogender Gesichter. Sie sehen aus wie seltsame, dicht gesäte weiße Blumen. Es ist, als wüchsen die Gesichter, die unsichtbaren Körper aus dem Boden, aus dem Rasen, und man könnte Menschen pflücken. Über ihnen rote und bunte Fahnen. Die Tücher erblühen und entfalten sich. Wie Gestalten aus Blei stehen Polizisten und Soldaten: ein Zaun aus Wächtern um einen unendlichen Menschengarten.

Der Potsdamer Bahnhof ist nicht mehr Bahnhof, nicht mehr Tor in die Welt, sondern Tor in den Tod. Man steigt schwarze Stufen empor. Es duftet nach Tannenreisig. Die Halle ist ein schwarzes Gemach. Hinter die schwarzen Tücher verbannt sind die lauten und lustigen Geräusche einer reisenden, klingelnden, rufenden, tutenden Welt. Signale schlafen, taub in tauben Winkeln. Gehen hier noch Züge ab? Gibt es noch Fahrkartenschalter, Stollwerckautomaten, Telephonapparate, grüne und rote Signale, Weichenwärter? Die Wartehalle ist eine Vorhalle zur Ewigkeit geworden.
Draußen, abseits, wo man schon von oben die Straßenzüge der Stadt sieht, wartet der Leichenwagen, innen grün von Tannentapeten. Es ist ein gewöhnlicher Lastwagen. Marschkompanien saßen einmal in solchen Wagen und rollten dem Tod in die weitgeöffneten Arme. Der Wagen trägt an der Brust eine sachliche, unfeierliche, gleichgültige Nummer. Man hat sie in einen Trauerflor gerahmt. Jetzt sieht die Nummer aus wie der umrandete Name eines Leidtragenden.

Vor dem Bahnhof steht der Sarg auf erhöhtem Postament. Zu beiden Seiten brennen Räucherschalen. Der Dunst steigt empor. Reisigteppiche liegen auf dem Pflaster und dämpfen den Schritt der Vorbeiziehenden. Der Sarg liegt jetzt ganz frei, ohne Ehrenposten, der Straße, der Stadt, dem Volk übergeben. Niemand bewacht ihn. Das Reichsbanner liegt groß und leuchtend über dem Sarg. Es ist wie eine visuelle Abschiedsrede an die Öffentlichkeit. Man sieht sie und versteht, was sie spricht.

Die Dunkelheit kommt. Das Leben klingelt, tutet, hämmert. Der Sarg ist verschwunden. Eilige Reisende gehen im Bahnhof aus und ein. Man hört schon das Geschrei der Zeitungshändler. Einmal in vielen Jahren ist die Pietät hörbarer als die Sensation.

Frankfurter Zeitung, 5. 3. 1925

DER HERR AUS DEM PUBLIKUM

Am Schluß seiner Nummer und wenn alle jene Kunststücke schon vollbracht sind, deren überraschende Wirkung dem Umstand zu verdanken ist, daß sie sich in einer beträchtlichen Entfernung vom Publikum abspielen, liebt es der Zauberer Rha-Min-Tho, einen oder auch zwei Herren aus dem Publikum auf die Varietébühne zu bitten, damit sie sich überzeugen, daß die Kunst, zwei weiße Tauben aus der leeren, gänzlich taubenlosen Luft des Bühnenraumes in einem Netz zu fangen, keine Angelegenheit eines geschickten Schwindels, sondern die Folge einer übernatürlichen Gabe sei.

Jeden Abend macht der Zauberer Rha-Min-Tho dieselbe einladende Handbewegung, jeden Abend bittet er in demselbenen gebrochenen Deutsch die Zuschauer, ihn zu kontrollieren. Seit einem Monat weilt er schon in Berlin, und es wundert mich eigentlich, daß der große Zauberer Rha-Min-Tho, der soviel unmögliche Dinge vollbringen kann, es noch immer nicht versteht, seinen einzigen deutschen Satz fehlerlos herzusagen. Vielleicht aber ist der Arme Tag für Tag so stark von der metaphysischen Welt und ihrer Sprache in Anspruch genommen, daß er für irdische Verständigungsmittel weder Zeit noch Interesse aufbringt. Vielleicht soll sich ein Zauberer täglich mit Geistern unterhal-

ten, mit denen man, wie ich annehme, nicht deutsch, sondern wahrscheinlich irdisch reden muß.
Jedenfalls versteht das Publikum den Herrn Rha-Min-Tho, auch wenn er Fehler macht; und jeden Abend besteigt ein Herr aus dem Parkett die Bühne, um sich zu überzeugen, daß es unmöglich ist, die Wundertaten des Zauberers auf eine natürliche Weise zu erklären. Meist sind es intelligente Herren, mutige Herren, man kann sogar sagen: Männer. Männer, die es sich zutrauen, einem Zauberer hinter seine Schliche zu kommen, die das Rampenlicht und den Scheinwerfer nicht scheuen und nicht die erwartungsvollen und ein wenig spöttischen Blicke der Zuschauer. Manchmal ist es ein Herr, der mit einer Dame gekommen ist und sie im Parkett sitzen läßt, ohne die Angst, sich vor ihr zu blamieren, und seiner Wirkung auf der Bühne ebenso sicher wie seiner unauslöschlichen Macht über das Herz seiner Begleiterin.
Leider ist es ein Irrtum des Herrn aus dem Publikum. Im Privatleben ist er vielleicht eine mächtige Persönlichkeit, ein Feldwebel, ein Polizeiagent, ein Kanzleivorstand – und seine Anzüge liefert ihm ein vortrefflicher Schneider, so daß sie passend sitzen, keine Falten werfen, körperliche Mängel verbergen und körperliche Vorzüge zur Geltung bringen. Solange der Herr sich im Parkett befindet, ist er respektabel und ein Mann von Ansehen. In dem Augenblick aber, in dem er auf der Bühne steht, hat ihn der Scheinwerfer überfallen wie ein unbarmherziger Räuber und aller Tugenden entkleidet. In dem unbestechlichen weißen Licht sieht man, daß der mutige Mann einen Bauch hat, ein lächerliches Doppelkinn, rote und abstehende Henkelohren. Sein Rock wirft breite Querfalten, seine Hose ist zu kurz, seine Schnürsenkel spähen, von lockerer Neugier aus dem Stiefel geworfen, aus den Schäften hervor, die Absätze sind schiefgetreten, und die Sohlen haben eine leise, aber immerhin deutliche Krümmung nach oben.
Kurz, der eben noch so mutige und intelligente Herr sieht neben dem geschminkten, tadellos gekleideten, sehr eleganten und sicheren Zauberer sehr schwach, unbeholfen und komisch aus. Ja, komisch! Es steht von vornherein fest, daß es diesem Herrn aus dem Publikum nie und nimmer gelingen wird, hinter die Geheimnisse Rha-Min-Thos zu kommen. Zwar bemüht sich der Herr aufrichtig und mit wirklicher Eindringlichkeit. Er beobachtet genau jedes Gefäß, das Netz, den Käfig, das Gewand des Zauberers und dessen Hände. Er geht, der Vorsichtige, bis zum Hintergrund der Bühne und schickt auch noch einen

prüfenden Blick hinter die Kulissen. Aber was nützt ihm das alles? Er hat nicht einmal die Sympathie des Pulikums, dessen Abgesandter und Beauftragter er doch eigentlich ist. Im Gegenteil: Dem Publikum ist der Zauberer viel sympathischer. Das Publikum trägt vielleicht selbst zu kurze Hosen, kann sie aber auf der Bühne nicht sehen – insbesondere nicht, wenn sie auch noch Beulen haben.
Allmählich wird der Herr, der so verheißungsvoll die Bühne betrat, eine tragische Erscheinung. Da er das Wunder nicht erklären konnte, sieht es aus, als wäre er der einzige, der es nicht erklären kann. Während das Publikum dem Zauberer herzlichen Beifall spendete, lächelt es mitleidig über den Herrn. Der Zauberer Rha-Min-Tho schickt ihn mit einer einfachen, fast wegwerfenden Handbewegung von der Bühne zurück ins Parkett, auf den meist kostspieligen Platz. Ich kann mir schon denken, wie es dem Herrn ums Herz ist, und ich verstehe nicht, weshalb sich überhaupt noch jemand freiwillig meldet.
Was mich betrifft, so werde ich niemals eine Bühne betreten, um einen Zauberer zu kontrollieren. –

Frankfurter Zeitung, 10. 3. 1925

FILME

Man sah im letzten Monat in Berliner Filmtheatern *»Das große weiße Schweigen«*, einen Film, der kein Film ist und über den vom Standpunkt der zünftigen Filmkritik wenig Fachliches zu sagen wäre. »Das große weiße Schweigen« besteht aus den Aufnahmen der englischen Südpolexpedition Scotts, dessen tragischen Untergang man kennt. Der Film wurde also zum Teil von jenen Südpolfahrern aufgenommen, die im Eise gestorben sind. Man fand bei den Toten Scotts letzte Tagebuchaufzeichnungen und ein paar Filmrollen. Die Tapferen filmten gewissermaßen noch ihren eigenen Tod – im Interesse der Wissenschaft, nicht mit der Absicht, unsterblich zu werden. Es ist keine *Film*tragödie. Es ist eine *menschliche* und eine *historische* Tragödie.
Sie enthält Bilder von der weißen, schweigsamen Ewigkeit des südlichen Eismeeres. Schnee, Eis und Himmel. Wände, Festungen, Städte, Welten aus Schnee. Schlitten, Hunde und einige Menschen. Pinguine,

ein Zelt, ein Walfisch. Man sitzt in einem modernen Theater. Es ist alles da, was zu den sogenannten Segnungen der Zivilisation gehört: saubere Mädchen mit Programmheften, in weißen Schürzen; elektrisches Licht; Zentralheizung; eine Filmleinwand. Und man sieht, von allen Seiten, gegen alle Gefahren der Natur geschützt, in eine ganz unwahrscheinliche Welt, in der sich das ganz unwahrscheinliche Schicksal unwahrscheinlicher Kämpfer vollzieht.
Ein paar Menschen wandern zum Südpol. Was ist der Südpol? Ein geographischer Begriff. Auf dem Globus befand sich noch ein weißer Fleck. Jetzt haben die Institute, welche die Globen herstellen, die Genugtuung, einen schwarzen Punkt mitten in das südliche Eismeer zeichnen zu können. Auf dem Südpol sieht es genauso aus wie einige hundert Kilometer vor dem Südpol. Aber man friert, hungert, stirbt, um diesen Punkt zu erreichen. Das ist noch fast wunderbarer als die ganze wunderbare Welt aus Schnee und Eis. Noch merkwürdiger als die rätselhaften Vögel mit den menschlichen Gesichtern, die Pinguine, sind die Menschen. Und noch tragischer als ihr Untergang ist die *Ursache* ihres Untergangs.
Denn der kühne Südpolfahrer Scott starb nicht unmittelbar an Entkräftung, Hunger und Frost – sondern er starb infolge der Tatsache, daß vor ihm schon der Kollege Amundsen dagewesen war. Auch diese schmerzliche, tödliche Enttäuschung wurde von den Todbereiten gefilmt. Als sie nach unendlichen Entbehrungen den Südpol erreichten, sahen sie schon die Fahne Amundsens. Der Südpol war schon entdeckt. Ihre Anstrengungen, ihre Opfer, ihre Todesbereitschaft – alles war »umsonst« gewesen. So, erschüttert, hoffnungslos, traten sie den Rückweg an. Kaum eine Tagereise vor dem Hilfsplatz ereilte sie der Tod, der sie schon so lange vergebens belauert hatte. Aber der Tod kann jenen schwer beikommen, die ihn eines geographischen Begriffes wegen herausfordern. Dagegen hat er leichtes Spiel mit denen, die einer fiktiven Entdeckung wegen enttäuscht sind.
Das ist so unsagbar traurig, daß ein Südpolentdecker, ein Pionier der Wissenschaft, seinen Drang, Erkenntnis zu verbreiten, mit dem törichten Bestreben verbindet, der »Erste« zu sein. Er will die englische Flagge hissen. Aber da ist schon die norwegische. In Wirklichkeit gehört der Südpol weder England noch Norwegen. Der Sturm zerreißt, vernichtet beide Fahnen. Hängt tausend Fahnen hin, sie sind nach einem Jahr das, was sie immer waren: Leinwandfetzen. Die Eitelkeit,

die Fahne seines Vaterlandes zuerst zu hissen, teilt der große Mann der Wissenschaft mit dem törichten Kadetten, der eine Schanze erstürmt und mit einer letzten Phrase auf den Lippen stirbt. Es ist so trostlos zu sehen, daß einer, der den Südpol entdeckt, nicht vergißt, eine Fahne mitzunehmen. Noch trostloser, daß es ihn schmerzte, weil eine andere Fahne schon vor der seinigen wehte ...

Ja, die Welt aus Schnee und Eis ist sehr wunderbar, aber zu erforschen, wie man sieht. Wunderbar und unerforschlich ist nur die Welt, die sich in den Menschen ausarbeitet, in jedem Menschen, im kleinen Kadetten und im großen Gelehrten ...

Ein zweiter großer Film: »Die Karawane«, hergestellt von der *Paramount-Filmgesellschaft.* »Die Karawane« behandelt das Schicksal der deutschen Auswanderer nach Wildwest in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist ein Stück deutscher Geschichte in der Ferne. Endlose Wanderungen durch die endlose Prärie, Wagen, Zelte, Pferde, Ochsen, Kinder, Frauen, Wasser, Himmel, Büffel, Indianer, Kämpfe, Entbehrungen, Feste, Idylle. Feuerschein, roter Präriebrand, Goldgruben in Kalifornien. Auch die sentimentale Liebesgeschichte ist vorhanden. Ich wehre mich nicht gegen die sentimentale Fabel, die nichts mehr ist als ein Anlaß.

Ein ganzer Wagentrain durchquert einen breiten Fluß. Die Pferde, die Ochsen, die Kühe waten durch das Wasser. Die unmittelbare Lebendigkeit der Tiere im unmittelbaren Leben der Wellen; ernste schwere Bewegungen der Körper durch das heiter bewegte silberne Wasser. Wir zittern um jedes Pferd, jeden Stier, jedes Kind. Wie atmen wir erlöst, wenn wir sehen, daß sie am anderen Ufer wieder emporsteigen, schwer, langsam, mächtig – dem Tod entronnen, ohne zu wissen, wie nahe sie dem Tod waren.

In diesem Film ist nicht *ein* Augenblick verlegener Leere, ereignisloser Handlung, jede Situation hat tausend Bewegungen und jedes Geschehen einen zweckmäßigen Sinn. Jede Episode entstammt dem Grundthema, keine einzige schweift von ihm ab. Der Film ist wie ein großes Haus mit vielen Nebengebäuden, die alle den Zwecken des Hauses dienen und seinen architektonischen Gesetzen unterliegen.

Das sind die zwei Film-»Ereignisse« der letzten Wochen. In beiden Filmen ist nicht die »Handlung« Hauptsache, sondern das *Geschehen.* In beiden Filmen erreichen nicht die Menschen die filmisch beste Bild-

wirkung, sondern die *Tiere*. Wieviel wunderbare Filme hätten wir, wenn wir kein »Filmmanuskript« verwenden würden, sondern einfach die Welt, die Tatsachen, die Tiere, die Bäume, die Flüsse und die Wälder. Jeder von uns hätte es leicht, seine eigene Tragödie in den Rohstoff zu komponieren, und wir besäßen in einem einzigen Filme soviel dramatische »Handlungen«, wie es Zuschauer gibt.

Frankfurter Zeitung, 17. 3. 1925

PIETÄT DES KLEINBÜRGERS

Der »Lokalanzeiger« wirft dem toten Ebert »Kleinbürgertum« vor. Der »Lokalanzeiger« lebt von Kleinbürgern, wird von Kleinbürgern gemacht, sogar von solchen, die »Breslauer« heißen, und ist der typographische und journalistische Ausdruck des Kleinbürgertums. Im »Lokalanzeiger« findet der Leser die Inserate der Hebammen, der Ratenhändler, der bürgerlich möblierten Wohnungen, die Berichte über Hausfrauenvereine, Flottenmanöver und Reichswehrparaden, Notizen über Generäle, Kronprinzen und preisgekrönte Gastwirte, lauter kleinbürgerliche Angelegenheiten. Wenn also ein Blatt wie der »Lokalanzeiger«, an dessen Ehrlichkeit ich immer, an dessen Kleinbürgerlichkeit ich niemals gezweifelt habe, einen toten Mann einen »Kleinbürger« nennt, um ihn herabzusetzen – so bleibt mir eigentlich nichts anderes übrig, als auf jenen Breslauer hinzuweisen, der ein Antisemit ist und es nicht einmal der Mühe wert findet, seinen Namen abzulegen. Man sieht die Analogie. Und es ist eigentlich überflüssig, noch einmal zu bemerken, daß der Hussong, der die Leitartikel schreibt, ebensowenig ein Großbürger, Adeliger oder Proletarier ist wie der Herr Breslauer ein Arier.

Ja, ich wage sogar die Behauptung, daß jener alte Scherl, dem der Hussong heute sein Leben zu verdanken und der den alten Breslauer vermutlich engagiert hat, ebenfalls ein Kleinbürger war, allerdings ein reicher und launischer; daß die Besitzer des »Lokalanzeigers« (vorgestern, gestern und heute) Kleinbürger sind; daß die Redakteure Kleinbürger sind; daß die Leser Kleinbürger sind, mögen es Friseure oder Generäle oder Fleischhauer sein. Denn ob einer Schweine oder

Menschen schlachtet, ist gleichgültig; ob einer fremde Haare schneidet oder sich die eigenen schneiden läßt, ist gleichgültig. Maßgebend ist die Tatsache, daß der General im Lehnstuhl des Friseurs den »Lokalanzeiger« liest, und zwar den Leitartikel des Herrn Hussong – und infolgedessen eine Physiognomie erhält, mit der verglichen das Angesicht eines Rasierpinsels geistreich erscheint. Der lesende General, der schreibende Hussong und der einseifende Barbier stehen gemeinsam auf der Plattform des kleinen Bürgertums, die das Niveau des »Lokalanzeigers« ist. Selbst wenn mit dem Reichspräsidenten ein Kleinbürger gestorben wäre, hätte der Hussong nichts zu lachen. Auch der Breslauer müßte ernst bleiben. Denn es kommt hier nicht auf die Konfession an. Das ganze Deutschland, das reaktionär ist, hätte den Tod eines kleinbürgerlichen Genossen zu beklagen. Selbst die Ratenhändler, die im »Lokalanzeiger« inserieren und sich durch eine mutige Manifestation des Judentums von Breslauer unterscheiden, müßten die Häupter entblößen, wie es der Breslauer täglich macht, obwohl es ihm seine Religion verbietet. Er aber hat sich vom Gott seiner Väter ab- und dem Hugenberg zugewendet. Er kann nicht anders, der Breslauer...

Den also kann ich zur Not begreifen. Wieso aber kommt das ganze Geschlecht der Hussongs dazu, die Ebene zu verleugnen, auf der es lebt und von der es lebt? Woher nahmen die schreibenden, die rasierenden, die kommandierenden Hussongs den Mut, auf »Kleinbürger« hinabzusehen? Sie bilden sich doch nicht etwa ein, etwas anderes zu sein? Am Ende hält sich der Hussong für einen Bohemien und der Breslauer für einen Goj?!

Ach! In der Gegend der Schwerindustrie ist alles möglich! Es ist möglich, daß der Hugenberg überzeugt ist von seiner eigenen und von Hussongs Genialität! Es ist möglich, daß einer, der viel Geld verdient, im Glauben lebt, ihm käme zu, was ihm zukommt. Es ist möglich, daß ein Bürgermeister, der doch die natürliche Konsequenz des Bürgertums ist, sich selbst nicht für einen Bürger hält. In diesem Lande wollen die Hussongs nicht die Hussongs, die Breslauers nicht Breslauers sein. Der Ludendorff hält sich für eine Persönlichkeit, der Kronprinz für eine Majestät und der Kaiser hätte sich »Jehova« genannt, wenn er sich nicht vor Breslauer geschämt hätte.

So sind sie bei uns. Die reichen Juden glauben, sie wären ihre eigenen adeligen Schwiegersöhne mit Syphilis und Schulden. Der Schutzpolizist steht mit der Würde eines Götzen Posten vor dem Pissoir. Der

Gymnasiast, der unter der Schulbank mit Dynamit und Briefmarken handelt, glaubt, er wäre ein Rebell. Der sozialdemokratische Gewerkschaftsbeamte hält sich für einen revolutionären Vorturner. Der sozialdemokratische Parlamentarier für einen deutschnationalen Abgeordneten. Noske glaubt, er wäre ein Junker. Er träumt davon, daß er Jagow sei. Jeder hat ein Vorbild. Der Breslauer den Hussong. Der Hussong den Hugenberg. Der Hugenberg den Kaiser. Nur der Kaiser ist in Verlegenheit. Er ist sein eigenes schauderhaftes Vorbild.
Welch ein Gewimmel von Kleinbürgern! Die Auflage des »Lokalanzeigers« steigt von Stunde zu Stunde. Es ist Bedarf an Hussong! Alles schreit nach Hussong! Jeder will lesen, wie man einen Kleinbürger beschimpft. Dann glaubt der Leser, der Hussong hätte ihn nicht erkannt. Und der Hussong denkt: Jetzt hält man mich für den Hugenberg. Und der Breslauer denkt: Vor Pogromen bin ich geschützt. Nicht einmal die Inserenten erkennen mich!...

Der Drache, 17. 3. 1925

DIE EROTISCHE SCHUTZPOLIZEI

Der Zeitungsbericht lautet:
»Es ist jetzt nachgewiesen, daß der Schutzpolizeibeamte Wiesner in einigen Fällen jungen Mädchen Gewalt angetan hat, die er auf seinen nächtlichen Streifen vorerst von ihrem Begleiter getrennt hat. Er näherte sich dem Pärchen, befahl dem Mädchen..., ihm zur Wache zu folgen, und bedrohte die jungen Männer mit Waffengewalt. Diese ließen sich auch einschüchtern, weil ihnen bekannt wurde, daß – *leider* – dem Schutzmann das Recht zusteht, *Frauen von ihren männlichen Begleitern nach Belieben zu trennen.*«
Ich kenne nach des Tages Mühen keine bessere Erholung als die Lektüre des Berliner Lokalberichts. Da lese ich schwarz auf weiß des Abends, was ich den ganzen Tag lang nur geahnt habe, und erkenne aus der berichteten Tatsache die Grausamkeit der Physiognomie wieder, der ich an keiner einzigen Straßenecke entrinnen kann. Mir war es immer unheimlich, in der Berliner Natur mit Mädchen spazierenzugehn, weil ich weiß, daß man zu zweit Gefahr läuft, sich in die Obhut

des Staates begeben zu müssen, und ich ziehe es vor, einem Raubmörder meine Brieftasche auszuliefern als das Objekt meiner Liebe einer Behörde. Auch ist es mir ein Vergnügen, einem Wegelagerer zu begegnen, sobald ich daran denke, daß seine Anwesenheit jede Annäherung einer Polizei unmöglich macht, einer Polizei, die mich jeden Augenblick arretieren, schlagen und im besten Fall »aufschreiben« könnte. Ich bin sicher in der Gefahrenzone eines Räubers und gefährdet unter dem Schutz eines Polizisten.
Man sieht, wie recht ich habe: Da steht es in der Zeitung, daß der Schutzmann das Recht hat, Frauen von ihren männlichen Begleitern »nach Belieben« zu trennen. »Leider« – fügte die Redaktion hinzu, die so eine Art öffentlicher Meinung zu vertreten hat. Die öffentliche Meinung, die ja aus den männlichen Begleitern und den von ihnen nach Belieben getrennten Mädchen besteht, kann hierzulande nichts anderes als »leider« sagen, ein Wort, das einem sprachlichen Achselzucken gleichkommt. Das Blatt, dem ich den Bericht entnehme, hat ungefähr 100 000 Auflage und wird mindestens von einer halben Million Menschen gelesen. Eine halbe Million männlicher Begleiter und getrennter Frauen hat für diese Barbarei nur ein Achselzucken übrig. Jedem dieser Leser und Leserinnen kann es morgen passieren, daß sie wehrlos einem Hüter des Gesetzes ausgeliefert werden. Denn ich nehme nicht an, daß alle Menschen meinem Prinzip huldigen, das darin besteht, der Polizei aus dem Waldweg zu gehn. Und dennoch zucken sie die Achsel und sagen: »leider«. Sie lassen sich »einschüchtern«, denn sie sind eingeschüchtert durch diese Sitten, diese Behörden, diese öffentliche Ordnung. Und so geschieht es ihnen eigentlich recht, wenn die Polizei trennt, was Gott zusammengefügt hat.
Wenn ein ausländischer Korrespondent zufällig so gescheit wäre, seinem Blatt den Lokalbericht zu telephonieren statt der Reden und Meinungen unserer politschen Schwachköpfe – wie stünden wir da! Wenn es eine Zensur gäbe – und wo bleibt sie denn eigentlich in einem Staat, in dem der Schutzpolizist Wiesner seinen Liebesdienst versieht? –, wenn es eine Zensur gäbe, sie müßte diese Notiz über den Wiesner unterdrücken. Diese Notiz ist gefährlicher als alle Meldungen über die schraffierte Reichswehr. Daß unsere Polizei nicht imstande ist, Kriege gegen Frankreich zu führen, können wir leicht beweisen. Aber daß eine Polizei, der es gestattet ist, »nach Belieben« Frauen von Männern zu trennen, die Sicherheitsbehörde eines selbstbewußten und würde-

vollen Gemeinwesens ist, können wir niemals beweisen. Wer bietet uns die Gewähr dafür, daß es nicht mehr Wiesners unter den patrouillierenden Wächtern gibt? Wer? Die Vorgesetzten? Die Offiziere? Sie müßten medizinisch vorgebildet sein. Und solange sich nicht jeder Schutzpolizist einer gründlichen Untersuchung durch Magnus Hirschfeld unterworfen hat, kann ich den sittlichen Bedenken keines einzigen Polizisten glauben. Und es wäre viel gerechter, den männlichen Begleitern liebender Frauen Dienstpistolen auf den Weg mitzugeben, als den Sitten- und Schutzpolizisten, die ihren Namen von der bei ihnen herrschenden Sitte herleiten, getrennten Frauen ihren Schutz aufzuzwingen.

Der Polizist Wiesner verteidigt sich, indem er sagt: »*sein Körper könne vielleicht dabeigewesen sein, sein Geist aber sicher nicht*!« Den zweiten Teil dieser Verteidigung glaube ich gerne. Vermisse ich doch den Geist nicht nur bei den Wiesners, sondern auch bei jenen Männern, die zufällig nicht Frauen von ihren Begleitern trennen. Vermisse ich doch den Geist selbst in jener Verfügung, die dem Wiesner das Recht gibt, Frauen »nach Belieben« von ihren Begleitern zu trennen?! Vermisse ich doch den Geist auch bei den Opfern, die sich einschüchtern lassen! Nein! Geist war sicher nicht dabei! Geist ist nicht einmal in der Lokalnotiz, deren Pointe ein »leider« ist! Ich wundere mich nicht darüber. Ich werde mich nicht wundern, wenn der Wiesner in meinem Schlafzimmer erscheint, um mich von meiner Begleiterin zu trennen, weil ich diese Zeilen geschrieben habe. Das würde allerdings zur Folge haben, daß *zum erstenmal* Geist in jene Wachtstube käme, in die mich der Wiesner brächte, um mich »einzuschüchtern«...

Der Drache, 24. 3. 1925

DIE CHINESEN BEWEINEN IHREN TOTEN

In einem Saal des Restaurants »Rheingold« veranstaltete die *Berliner chinesische Kolonie* eine Trauerfeier um den ehemaligen Präsidenten der chinesischen Republik *Doktor Sun Yat-sen.* Die Feier dauerte ungefähr anderthalb Stunden. An ihr nahmen außer den geladenen europäischen Gästen Vertreter aller in Berlin lebenden chinesischen Grup-

pen teil. Es waren Studenten, Diplomaten, kleine Kaufleute, Proletarier. Auf den Stühlen, in zwei Reihen, saßen die Europäer. Die Chinesen standen in der Mitte des Saales. Es war sehr still, sehr fremd und sehr feierlich. Das chinesische Zeremoniell ist, wie es scheint, nicht wie das europäische dazu da, eine herzliche Trauer zu ersetzen. Vielmehr ist das chinesische Zeremoniell der feierliche Ausdruck eines leidenschaftlichen Gefühls. Daher konnte der europäische Zuschauer nicht nur »interessiert« bleiben. Er mußte ergriffen werden. So wurde aus dem Zuschauer ein Teilnehmer.

An den Wänden hingen weiße und schwarze Leinwandstreifen. In chinesischen Buchstaben waren hier die Lebensdaten des Toten verzeichnet. Hinter duftenden Kränzen stand ein Podium. Über dem Podium hing das Porträt des Toten, das mongolische Antlitz eines europäisch Gekleideten, ein breites Gesicht, eine breite, gewölbte Stirn, ein etwas bitterer Mund, ein sehr entschiedenes Kinn und ernste, kritische, sachlich-traurige Augen. Das war der Mann, der den Hsing-Dschung-Club gründete, der vor 30 Jahren schon für die Demokratie und den Sozialismus in China kämpfte, der die Mandschus stürzte, die älteste Dynastie der Welt. Ich begreife es, daß im Hintergrunde dieses Saales die chinesischen Proletarier stehen, ein bißchen schüchtern, in viel zu engen blankgewetzten Kleidern, die ärmsten Proletarier der Erde. Es ist *ihr* Toter, um den hier geklagt wird.

Auf das Podium tritt ein junger Chinese im Frack, die Uhr in der Hand. Er ist Leiter des Trauerfestes. Die Präzision tut der Feierlichkeit keinen Abbruch. Alle Anwesenden erheben sich. Die (unsichtbare) Musik spielt einen Trauermarsch. Dann verneigen wir uns alle dreimal vor dem Bild des Verstorbenen. Wir setzen uns und sind ganz still. Auf dem Programm steht: »Silentium für die Dauer einer Minute«. Eine Minute kann sehr lang sein, wenn man sie mit Schweigen erfüllt. Und wenn eine Trauerversammlung eine ganze Minute lang schweigt, so ist es, als verharrte sie an einem offenen Grabe, als hätte sie dem sehr fernen Toten das letzte Ehrengeleite gegeben.

Die Minute ist um. Der junge Chinese mit dem unbeweglichen und dennoch so lebendig einprägsamen Gesicht nennt einen Namen. Aus der Schar der Wartenden tritt ein chinesisches Mädchen hervor. Sie verneigt sich vor dem Bilde des Toten und liest ein Gedicht vor. Es ist vielleicht ein sehr altes Trauergedicht oder ein aktuell gedichtetes. Mir kommt es sehr alt vor. Es klingt wie ein Gedicht für Flöten oder für

Vögel, nicht wie eines für menschliche Rezitatoren. Es besteht aus hellen, gläsernen Silben mit dünnen, durchsichtigen Vokalen. Es steht wahrscheinlich sehr viel in so einem Gedicht, in dem jede Silbe ein Symbol ist, das heißt: eine Welt. Dann kommen einige Redner. Im Programm heißt es: »Trauerreden; Gesamtdauer eine halbe Stunde«. Unter den Rednern ist einer, der seine Ansprache singt. Es ist eine monotone Klagemelodie, sie klingt wie ein Jammer, der sich in Musik flüchtet, um seine Form zu finden und sich den Herzen und Ohren verständlich mitzuteilen.

Alle diese Redner sprechen mit dem Rücken zu uns, das Gesicht gegen das Bild des Toten, den Kopf gesenkt. Jetzt spricht der chinesische *Gesandte* in *Berlin, Suntchou Wej,* nicht mehr zum Toten, sondern zu uns. Seine Rede ist kein Trauergedicht und kein Klagegesang. Es ist offenbar eine Rede eines Empörers, eine Sprache voll starker Laute – obwohl es dieselben Laute sind, die auch in dem zarten Gedicht vorkamen. Es ist die größte rhetorische Leistung: einen Hörer zu bannen, der die Sprache nicht versteht. Mir scheint, daß diese Exzellenz ein großer Rebell ist. Es spricht der Vorsitzende der Sektion der *Kuo-Min-Tang* in Deutschland. Ein proletarisches, trotziges, offensives, ein vordringendes Gesicht eines Eiferers. Ein Gesicht ohne jedes Mienenspiel, Träger einer Gesinnung und ihr Gestalter, ein Antlitz wie eine Vision. Europäische Sprecher, die dann folgen, von der russischen Botschaft *Krestinski* und ein Abgeordneter der deutschen Kommunisten, sehen (nach diesen chinesischen Rednern) pathetisch aus, obwohl sie sachliche Worte sagen.

Dann erklingt wieder der Trauermarsch. Die Gruppe der stehenden Chinesen verteilt sich, öffnet sich, eine Bahn freizulassen. Die Verbeugungen sind lautlos. Hunderte stehen vor der Garderobe ganz still, mit würdiger Heiterkeit. Niemand drängt, niemand eilt, man grüßt einander höflich, und die Augen der Wartenden sind keineswegs auf die Mäntel hinter der Barriere gerichtet. Diese tausendjährigen Augen sehen gar nicht auf das nächste Ziel, weil es selbstverständlich ist, daß man es erreicht. Die tausendjährigen Augen sehen in eine Zukunft nach tausend Jahren.

Frankfurter Zeitung, 25. 3. 1925

KÖRPERLICHE ERZIEHUNG DER FRAU

Vom 22. bis zum 24. März dauerte die Berliner *Erste öffentliche Tagung für die körperliche Erziehung der Frau.* Der »Bund Deutscher Frauenvereine« hatte, gemeinsam mit dem »Reichsausschuß für Leibesübungen«, diese Tagung einberufen. Am ersten Tag sprach Fräulein Dr. Gertrud *Bäumer* den einführenden Vortrag. Es war nicht nur der erste, es war auch der bedeutendste Vortrag. Dr. Bäumer sprach von den innigen Beziehungen, die zwischen der Harmonie eines ausgebildeten Körpers und der geistigen Leistungsfähigkeit bestehen. Die Erziehung des Körpers zur »Gesetzlichkeit« bedeute das Wecken des »Persönlichkeitsbewußtseins«. Das Training des Körpers bewirke den Stolz auf diesen Körper. Je mehr man sich um die Bildung des Körpers bemühe, desto wertvoller erscheine er. Es folgten dann sachliche Vorträge. Frau Dr. med. *Heusler* sprach über die körperliche Erziehung der Frau vom ärztlichen Standpunkt; über die körperliche Erziehung und Berufsarbeit sprach Fräulein Else *Fisch*. Frau Professor Dr. *Streicher* aus *Wien* referierte über das Frauenturnen in Österreich. Aber alle Vorträge enthielten eigentlich Selbstverständliches. Neues erfuhr man aus den praktischen Vorführungen, die Frau Professor Streicher und Fräulein Förster leiteten. Man merkte das deutliche Streben, sich von den alten, unfruchtbar gewordenen Traditionen zu befreien, besonders von den Traditionen des Männerturnens. Der weibliche Körper verlangt ein anderes Training. Es war erfreulich, feststellen zu können, daß die ausgeführten Übungen niemals gegen das oberste Gesetz der Frauenwelt: das der Erhaltung der Anmut verstießen. Besonders interessant erschienen mir die Übungen zur Musikbegleitung. Die Melodie löst die Starrheit der plötzlichen, ruckartigen Bewegung, und der Rhythmus verstärkt sie gleichzeitig. Hier ist eine Beziehung zum modernen Tanz, der Körper der Turnenden wird künstlerischer Ausdruck, er fügt sich gesetzmäßig in den *Raum*, die Bewegung wird Architektur und bleibt nicht *nur* Hygiene. Es soll bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, daß solche regelmäßigen Veranstaltungen von einem unschätzbaren sozialen und moralischen Wert sind. Gesunde Frauenkörper sind selbstverständlich eine Gewähr für die Gesundheit des Volkes und seine Zukunft. Allein – Kongresse dieser Art dürfen nicht etwa beschränkt bleiben auf *den einen* Teil des Volkes. So wurde

diese erste und verdienstvolle Tagung unterstützt vom »Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein« und vom »Deutschen Turnerverein«. Unter den Zuschauern und Zuhörern befanden sich nur Frauen aus dem sogenannten Mittelstand. Wo blieb das »Volk«? Wo blieben die vielen proletarischen Turnvereine? Wo die Arbeiterinnen, um deren körperliche Erziehung uns am meisten bang sein muß? Denn sie sind es, die die meisten Kinder zur Welt bringen! *Sie* stellen das große nationale Kontingent! Diese Bedenken sind keineswegs »politisch«, sondern *national.* Man weiß, daß viele deutsche Turnvereine leider parteipolitisch eingestellt, ja sogar völkisch sind. Der »Große Deutsche Turnverein« in Österreich, die beste deutsche Turnerorganisation, ist »rein arisch«. Die Mehrzahl der deutschen Frauen ist zweifellos *nicht* völkisch. Die Mehrzahl der deutschen Frauen lebt in den Fabriken, und ihre Körper verderben in den Fabriken. Man wird so lange nicht von einer wirklich nationalen Bedeutung solcher Tagungen sprechen können, so lange sie sich nicht an *alle* deutschen Schichten wenden und so lange sie nicht von allen Schichten unterstützt werden.

Frankfurter Zeitung, 26. 3. 1925

KLEINE KUNSTWANDERUNG

Japanische Holzschnitte und alte Uhren

Im sogenannten »Bleichröderhaus«, Unter den Linden, hat der bekannte Antiquar Heinrich *Tiedemann* seit einigen Wochen sein Buch- und Kunstantiquariat neu eingerichtet. Der Besucher findet hier Bartolozzische Blätter, Toulouse-Lautrec und Daumier, Basler Drucke (Inkunabeln), einen illustrierten Lafontaine, einen kostbaren Dickens. Vorläufig haben alle diese Schätze *japanischen Holzschnitten* Platz gemacht.

Es sind Holzschnitte aus dem siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Holzschnitte von Hanegawa Chincho, von Okumura, Mofanobu, von Suzuki Harunobu, Kitagawa Utamaro u.a. sehr schwer auszusprechenden, aber Kennern geläufigen Meisternamen. Die Holzschnitte stammen aus der Sammlung Tony *Straus-Regbauer.* Sie haben einen unschätzbaren Wert. Es kann einem Referen-

ten, der davon lebt, daß er berichtet, nicht im Traum einfallen, eines dieser Blätter auf redliche Art zu erwerben. Und es ist ganz in der Ordnung, daß der Betrachter nichts anderes von ihnen mitnehmen kann als eine ungestillte und unerfüllbare Sehnsucht. Diese Holzschnitte kann man nicht »haben«. Sie sind immateriell, nicht »Bilder« mehr, sondern Hauch, Duft, Vorstellung von Bildern. Je näher man ihnen kommt, desto mehr entfernen sie sich. Sie leben hinter Glas, aber es ist, als lebten sie hinter Schleiern. In ihrem Leuchten noch ist ein müdes Verdämmern. Ihre Bewegtheit ist wie ein Traum von Bewegung. Man kann nicht von ihnen sagen, daß sie »darstellen«. Man muß sagen: Sie »erscheinen«. Sie erblühen, verblühen, leuchten auf und verdämmern und alles in einem. Wenn es Zeitwörter gäbe, die alle Zeiten in *einer* »Nennform« ausdrückten – die japanischen Holzschnitte würden solchen Verben gleichen. Sie enthalten in einem einzigen Strich Präsens, Perfektum und Futurum. Sie sind, sie waren, sie werden sein. Sie sind aus demselben Material, aus dem die Ewigkeit besteht.
Die Farben sind matt und leuchten dennoch. Dieses Rot, das Brand, Feuerwerk oder rotes Kleid malt, ist nicht rot, nicht rosa, nicht braun, sondern eine Synthese aus allen roten Farbtönen. Ich denke an den »Fujiberg bei Gewitter«. Ein gewaltiger Berg mit der Lieblichkeit eines Hügels. Der Blitz, ein roter japanischer Buchstabe, liegt an seinem Fuße wie eine Unterschrift Gottes. Oben schwebt das kalte, gläserne Weiß des ewigen Schnees und der flüchtigen Wolken. Blaues Dämmern in der Landschaft. Alle Skalen von Weiß und Blau, nur ein einziger Ton von Rot im Blitz. Ohne dieses Stückchen Rot wäre alles fast lieblich. So aber kommt Furchtbarkeit ins Liebliche, elementarer Mord in lyrische Natur. Immer beruht die Wirkung der japanischen Holzschnitte auf diesem Kontrast zwischen Idyll und Tragödie: in den Theaterszenen, in den Landschaften, in den Porträts.

Im Salon Paul *Cassierer* sind »kostbare *Uhren* aus süddeutschem Adelsbesitz« zu sehen. Die Uhren sollen versteigert werden. Es sind Taschen- und Damenuhren aus dem XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert, von denen die billigste auf etwa 500, die kostbarste auf etwa 3000 Mark geschätzt wird; kleine Nützlichkeitsgegenstände aus einer Zeit, die von der »Fabrikware« noch sehr wenig Ahnung hatte. Damals war das Handwerk noch eine Kunst, und der Künstler war ein Handwerker. Ein Mann schuf eine Uhr, versah sie mit seinem Namen, sie war

sein Werk, in ihrem Ticktack war sein Herzschlag zu hören. Das sind Uhren aus verwehten Jahrhunderten, in denen die Zeit noch Zeit hatte; Uhren ohne Minuten- und Sekundenzeiger. Nur Stundenzeiger haben sie, weil man nicht sehen konnte, wie die Sekunden rinnen, rannen die Sekunden gar nicht. Weil die Stunden nicht in Minuten zerfielen, gab es große runde Stunden, angefüllt bis zum Rand mit Leben und Besinnung.

Man schämte sich ein bißchen eines nützlichen Werkzeugs. Die Uhr sah gar nicht wie eine Uhr aus. Niemand sollte merken, daß man etwas auf die Zeit gibt; daß man in die Stunde hineinlebt, nicht in den Tag. Deshalb gibt es eine Uhr (aus dem Jahre 1560), die wie ein kleines Taschenbuch aussieht. Liebesgedichte könnten drinstehen. Der Meister Johann *Ulrich* baute seine Uhr in Form einer Muschel. Weil es ihm nicht künstlerisch genug erscheint, einen simplen Zeitmesser zu verfertigen, bringt er noch einen versilberten Ring für das Datum, einen vergoldeten für das Mondalter an und eine Scheibe mit rundem Ausschnitt zur Darstellung der Mondphasen. So bringt er ein bißchen Kosmos in ein irdisches Werkzeug und verknüpft demonstrativ den armen menschlichen Tag mit himmlischen Vorgängen.

Der Londoner Uhrmacher David *Bouquets* († 1665) baut eine Halsuhr als Kreuz aus *einem* Stück Bergkristall in vergoldeter Messingfassung. Auf dem Zifferblatt sieht man oben einen Engel, unten das Lamm mit der Fahne, in der Mitte: Christus vor Kaiphas. Eine Uhr zur Erbauung der Seele. Eine fromme Uhr. Sie ist ein Kreuz und mahnt daran, wieviel Schmerz der Welt in einer einzigen Stunde sein kann. Die silberne Halsuhr in Form einer Taube stammt wahrscheinlich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, vom Meister Nikolas *Grando.* Das Zifferblatt mit dem Stundenzeiger befindet sich im Bauch der Taube. Daniel *Habrecht, der Ältere* (sein Großvater ist der Erbauer der zweiten Straßburger Münsteruhr), liebte das Schaurige. Er sieht in jeder Uhr den Lebensmesser. Am Ende der Zeit ist der Tod. Habrecht baute einen Totenkopf aus getriebenem Silber. Im kahlen Schädel tickt das Uhrwerk. Öffnet man den Unterkiefer, so kann man die Stunde ablesen. Es ist eine fürchterliche Taschenuhr. Wer sie benützt, vergißt nicht, daß ihn jede Stunde näher an das Grab bringt.

Das schönste Stück der Sammlung ist eine winzige runde Damenuhr, groß wie ein Mantelknopf, eine Uhr aus *einem* Stück Rosenachat. Die Uhr steckt in einem kleinen harten Gehäuse aus ledernem Goldpikee.

Sie stammt aus dem Jahre 1660. Das Werk enthält Schnecke und Darmsaite, eine Federspannung mit Schraube ohne Ende.
Ach, wie unzuverlässig waren diese Uhren mit den Darmsaiten! Sie kannten Mondphasen, aber keine Minuten. Sie schämten sich ihres Zwecks und verbargen sich in einem Symbol. Sie maßen die Zeit nicht: Sie ließen durch sich die Zeit hinrinnen; wie fromme Büßer nicht so vermessen sind, das Dasein Gottes durch abgemessenes Gebet zu bestätigen, sondern so demütig, Gott in sich aufzunehmen, um in ihm aufzugehen...

Frankfurter Zeitung, 28. 3. 1925

BRANDES SPRICHT ÜBER EUROPA

»Interview und Referat sind der Tod des geistigen Lebens«, sagte Brandes. Er verlangt von der Zeitung, sie solle Ideen und nicht Berichte liefern. Man wird nicht umhinkönnen, *gegen* den Rat Brandes' zu handeln, um das, was er gesagt hat, einer breiten Öffentlichkeit mitzuteilen. Es hängt davon ab, wie und worüber man berichtet. Der Bericht »an sich« ist nicht unbedingt schädlich und nicht »der Tod des geistigen Lebens«. Es läßt sich ein Bericht denken, der gleichzeitig eine Idee ist. Man kann sich einen Bericht denken, der sogar das geistige Leben befruchtet: zum Beispiel einen Bericht über einen Vortrag von Georg Brandes.
Der Blüthner-Saal in *Berlin* war überfüllt. Diejenigen, die den Geist in Berlin repräsentieren, und jene, die ihn besitzen – sie waren alle vorhanden. Zeichner entwarfen Skizzen. Photographen schoben ihre Kamera vor. Brandes betritt das Podium. Er hat ein mächtiges und dennoch nervöses Gesicht. Er ist breitschultrig und stark und dennoch hastig und ungeduldig. Er schiebt mit einem Ruck Blumen fort. Was sollen diese lyrischen Dinge einem Mann, der jetzt gesonnen ist, mit uns, mit Europa, Abrechnung zu halten.
Ja, es war eine *Abrechnung* und kein Vortrag. Brandes begann mit dem neunzehnten Jahrhundert, mit Krapotkin, Tolstoi. Diese Männer, meint Brandes, hätten mit Unrecht die Welt schön gesehen und geliebt. Nein, sie sei nicht schön! Plötzlich, ohne einen deutlich sichtba-

ren Übergang, spricht Brandes über die *Presse*. Sie hätte nicht nur alle bedeutenden Männer der jüngsten Vergangenheit verkannt – nein, sie sei auch am Weltkrieg schuldig oder zumindest mitschuldig. Die deutsche Presse, die französische, die aller Länder.
Brandes zitiert sich selbst: »Gewiß haben wir eine internationale Kultur: die Geometrie, die Astronomie, die Physik, die Chemie, die Medizin, die Chirurgie. Darüber hinaus frage ich mich, ob – wir überhaupt eine Kultur haben.«
Nein, wir haben keine! Europa ist nationalistisch, hochmütig, mittelmäßig. Im Osten beginnt etwas Neues, Siegreiches: Verbrüderung von Rußland und der Mongolei. Europas Stimme ist nicht mehr die stärkste.
Dennoch kommt am Schluß noch ein Wort der Höflichkeit mehr als der Hoffnung: »Hoffen wir«, sagt Brandes, »daß unsere Nachkommen ein Europa haben werden.« Eine Schlußzeile aus formalen Gründen. Auch ein Skeptiker macht Kompromisse mit der traditionellen Form.
Darin enttäuschte er eigentlich. Denn: hatten wir uns schon damit abgefunden, daß eine der mächtigsten Persönlichkeiten Europas uns – in einer allerdings bezaubernden Form – nichts anderes sagt, als was wir schon wissen, so hatten wir doch nicht diese Konvention am Ende erwartet. Sollte es eine Abrechnung sein – so mußte sie (nach diesen Voraussetzungen) eine vollendete sein. Und die bitterste Skepsis am Schluß hätte uns befriedigt. Die Höflichkeit verwirrte uns.

Frankfurter Zeitung, 3. 4. 1925

SIEBEN LAMAS SIND ANGEKOMMEN

Sieben Lamas sind nach Berlin gekommen. Es fällt mir schwer, sie nicht zu bedauern. Hatten sie es nötig, nach Europa zu fahren, in Hotels zu wohnen, auf schummrig beleuchteten Bühnen aufzutreten und ihren Gottesdienst zu verrichten vor einem Publikum, das ihnen sieben Himalajagirls auf jeden Fall vorgezogen hätte? Sie lebten, wie ihr Kapitän Noël berichtet (der Mann, der sie auf dem europäischen Gewissen hat), in einer Felsspalte und kasteiten sich und beteten und wuschen sich nicht. Jetzt fahren sie in Automobilen, benützen »fließendes

Wasser«, lassen sich photographieren und halten interviewenden Reportern stand. Jede Berühmtheit, der dieser europäische Komfort zugestoßen ist, wird wissen, um wieviel angenehmer das Lamaleben in einer Felsspalte, um wieviel leichter eine freiwillige Kasteiung ist als eine durch Reporter aufgezwungene. Wie erhaben ist eine feierliche Zwiesprache mit Dämonen gegen einen Dialog mit Vertretern der öffentlichen Meinung, die sich mit Auskünften nicht begnügen, sondern alle Gegenstände berühren, um »informiert« zu berichten und ja keinen Leser darüber im Zweifel zu lassen, daß die sich dort befunden haben, wo andern der Eintritt verwehrt ist. Wäre ich ein Lama, ich bliebe in meiner Heimat, in der es mir möglich wäre, die bösen Geister mit Erfolg zu beschwören, statt in die Fremde zu gehen, um sie empfangen zu müssen...

Ich würde all das den Lamas direkt sagen. Aber sie verstehen mich nicht. Sie wohnen in jenem Hotel, das der Dichterin Else Lasker-Schüler als Aufenthaltsort dient, in einem Hotel also, das prädestiniert ist, sieben Lamas eine Herberge zu sein. Sie kamen des Morgens an, und vor dem Bahnhof schon erwartete sie die europäische Kultur, die sich aus Kurbelkästen und Notizblocks zusammensetzt. Es sind sieben gutgewachsene, schöne braune mongolische Männer, majestätisch und fremd, sie schreiten still und leicht; ihre Schritte sind von einer erhabenen Ruhe, wie sie durch keinen Gummiabsatz Europas hervorgerufen wird. Im Hotel versammelte sich die Presse, ein Reporter nahm einen heißen Gegenstand in die Hand, und ein Lama nahm dem Mann der Presse den Gegenstand wieder fort, mit einer Verachtung im Blick, einer Verachtung, derzufolge man hätte glauben können, der Priester hätte schon jemals einen Bericht des Reporters gelesen. Am Nachmittag mußten die Lamas ins Theater, zur Probe; sie setzten sich und verrichteten ihren Gottesdienst, indessen der Kulissen-Himalaja beleuchtet wurde, Wolken aus Pappe vorbeidefilierten und der Beleuchter jenes düstere Rot zustande brachte, das am Abend die Zuschauer in Ekstase für zwei Mark fünfzig versetzen sollte. Gleichzeitig kam ein Photograph und »arrangierte« die Lamas, die alles mit sich geschehen ließen, obwohl sie, ohne Deutsch gelernt zu haben, ja jedes dumme Wort, das die Leute fallenließen, verstehen mußten.

Am Abend, zweimal, um sieben und um neun Uhr, treten die Lamas auf. Die Bühne ist dunkel, Pappewolken ziehen vorbei, der höchste Berg der Welt sendet schaurigen Eiseshauch ins Parkett, und die

Scheinwerfer haben alle Scheiben voll zu tun. Zwei Lamas blasen aus riesigen Trompeten dumpfe Töne, ein finsteres Heulen schwarzer Geister, zwei andere blasen aus hellen, gellenden Trompeten aus menschlichen Oberschenkelknochen. Einer benützt eine Trommel, die mit menschlicher Haut bespannt ist, zwei tanzen im Vordergrunde heilige Tänze. Dann sprechen sie alle eine kurze, monotone, sehr einprägsame, unvergeßliche Litanei. Dann greifen sie wieder zu den Instrumenten, der Vorhang senkt sich, und der Film beginnt. Er trägt den Namen *»Zum Gipfel der Welt«* und stellt die Schicksale der dritten Mount-Everest-Expedition vor. Es ist ein grandioser Film. Ein Film von einer Welt aus Göttern und Eis. Die Menschen, die man hier sieht, haben wunderbare Gesichter voller Runen und Zeichen, sorgfältig beschriebene Gesichter, wie alte Manuskripte. Zwei Teilnehmer der Expedition verschwinden für immer in den luftlosen Höhen, man setzt ihnen ein großes und majestätisches Grabmal. Unbezwungen bleibt der Berg, jeden Menschen, der ihn bekämpft, vernichtet er, die Nebel der Ewigkeit lagern über ihm, er gebiert sie, er haucht Eis und Wolken aus Millionen Schlundmäulern, gefräßig und heilig, mörderisch und imposant, der höchste Gipfel der Welt.

Am Schluß vergißt man den Ärger über die Lama-Konjunktur der Europäer, und die Ehrfurcht, die man vor dem Berg empfindet, wird Ehrfurcht vor der menschlichen Leistung und vor diesem Zeitalter, in dem es möglich ist, daß Lamas in Automobilen fahren und am Berliner Nollendorfplatz auftreten. Ja, es ist ein wunderbares Jahrhundert, mit ein paar Schönheitsfehlern, aber mit einer Riesenkraft, die das Entfernte eint, den Berg zum Propheten und beide ins Kino kommen läßt – und es nützt nichts, daß wir uns wehren. Wir müssen anerkennen und uns zu dieser Zeit bekennen. Wir, ihre Söhne, Reporter, Photographen, Automobilisten, Flugzeugpassagiere und Lamas, sind Brüder. Vom Nollendorfplatz bis zum tibetanischen Hochland ist weniger als ein Katzensprung: nämlich ein Menschensprung...

Frankfurter Zeitung, 4.4.1925

AUSFLUG NACH CHORIN

Im Lexikon findet man den unrichtigen, aber immerhin lapidaren Satz: »Chorin ist eine Bahnstation zwischen Berlin und Stettin.« Zweifellos eine Bahnstation, an der kein D-Zug, aber fast alle Personenzüge halten. Leider sind es nicht viele Züge. Denn nach Chorin müßten aus Gründen, die später genannt werden sollen, den ganzen Tag über Züge fahren.

Vom *Stettiner Bahnhof* in Berlin gehen nur einige Züge täglich nach Chorin. Sie halten auch in Chorinchen, einem kleinen Dorf, dessen diminutive Bezeichnung ein wenig lächerlich klingt. Man hätte die beiden Stationen Alt- und Neu-Chorin nennen sollen, um den Klang von Lächerlichkeit zu vermeiden. Aber wir befinden uns in einer Gegend des deutschen Vaterlandes, in der man wenig auf die Form gibt. Diese bedauerliche Tatsache ist auch der Grund dafür, daß die Berliner eines der wunderbarsten historischen Denkmäler nicht besuchen, obwohl es nur anderthalb Stunden von Berlin entfernt ist. Ich meine das *Choriner Zisterzienser-Kloster.*

Läge dieses Bauwerk (es ist leider nur eine gut erhaltene Ruine) in einer anderen Gegend – es wäre berühmt, und sein Ruf hallte wider in allen Reiseführern. Da es aber auf der »Strecke zwischen Berlin und Stettin« liegt, weiß sogar das Lexikon nur drei Zeilen darüber zu berichten. Die Einheimischen sprechen von diesem Kloster wie von einer selbstverständlichen örtlichen Institution, und sie weisen den Weg dahin, als hätte man sie nach der Ortsfeuerwehr gefragt. Gut gepflegte, behördlich sanktionierte Tafeln mit leuchtenden Pfeilen sind an den Wegkreuzungen angebracht. Als ob es so ganz selbstverständlich wäre, daß gerade »zwischen Berlin und Stettin« eines der wunderbarsten zierlichsten und zugleich erhabensten Bauwerke läge, eine Erinnerung an eine längst verwehte, wirklich große deutsche Zeit, in der wir noch *das* europäische Volk waren; eine mächtige Nation, deren weltgeschichtlicher Atem von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meer zu fühlen war; eine Nation, berufen, die ganze christliche Welt zu einigen und im wahrsten Sinne des Wortes zu regieren, ohne zu »beherrschen«.

Die schmerzlichste Überraschung erlebt der Besucher, wenn er vor der Ruine angelangt ist: Sie ist nämlich von *Stacheldraht eingezäunt.* Links »verbietet« eine Tafel den »Durchgang«. Rechts weist eine fast un-

sichtbare kleine Tafel darauf hin, daß »der Eingang *nur* dort« sei. Wenn man es für einen Augenblick vergessen hätte, man wüßte sofort wieder, daß man sich zwischen Berlin und Stettin befindet! Hätten das die Zisterzienser geahnt, die den Bau ausgeführt haben! Das »Feuermachen und Lagern ist verboten«. Und weil sich links die »Försterei« befindet, ist »Unbefugten der Eintritt verboten«. Der Besucher muß erst einen großen Umweg machen, rechts um die Ruine herumirren, ein Gitter öffnen, das sofort wieder »zu schließen« ist. Und dann steht er vor einem Mann mit einer Amtskappe. Der zückt beim Anblick eines Fremden orangengelbe »Eintrittskarten« zu fünfundzwanzig Pfennig und gestattet uns, die Blicke schweifen zu lassen. Wir lassen sie schweifen.

Wir lassen sie schweifen und sehen einen lebendigen Bau aus rohen roten Backsteinen, einen Überrest und dennoch vollendet, ein Fragment und dennoch vollkommen, tot und dennoch ewig, gewaltig im Umfang und lieblich als Erscheinung, primitiv und formal raffiniert, eine Festung, ein Requisit der Frömmigkeit, in die Wolken strebend, im Irdischen wurzelnd, real und spielerisch, nüchtern und verträumt, sinnlich und abstrakt. Die zünftige Wissenschaft nennt es »Backsteingotik«.

Das Kloster von Chorin ist ein Werk der »Backsteingotik«. Die Zisterzienser hatten es um das Jahr 1270 errichtet. Das Werk einer männlichen, *nur männlichen* Gemeinschaft. Es ist das Wesen der Männlichkeit ausgedrückt in diesem Bau, der das Produkt eines unerbittlichen, harten Kampfes ist zwischen dem Willen des künstlerischen Formers und dem spröden, unnachgiebigen und widerwilligen Material. Denn es ist etwas anderes um den harten Widertand des *Steins*, des Kiesels sowohl wie des Marmors: *Dieser* Widerstand ist ein zeugender, befruchtender, der Kampf des Künstlers mit dem Stein ist ein ununterbrochener Triumph des Künstlers; er gleicht dem Kampf der Liebe zwischen Mann und Weib, einem Kampf, dessen Ausgang sicher ist und in dessen Verlauf der Widerstand eines Teilnehmers nur dazu dient, die Angriffskraft des anderen zu stärken und zu beweisen. Aber der Kampf des Formers gegen den roten Ziegelstein scheint aussichtslos und fluchbeladen. Dieses Material ist anorganisch, künstlich tot, spröde und dennoch schwach, bröckelnd und dennoch unnachgiebig, ohne Zusammenhang und künstlerisches Zielbewußtsein, höchstens dazu geschaffen, praktische Zwecke zu erfüllen, *nicht* dazu geschaffen, die Ehre Gottes zu singen.

Und trotzdem dieser Bau! Welche Mühsal gehörte dazu, dem Stoff

seinen natürlichen Widerstand gegen künstlerische (also zwecklose) Verwendung zu entziehen und ihn zu unterwerfen einem Willen der Religiosität, der methaphysisch gerichteten Kraft! Jahrelang, jahrelang haben die Zisterzienser daran gebaut. Ein unwilliges, ein fast feindliches Volk ringsum. Wilde Tiere ringsum. Wald ringsum. Und der Boden karg, ärmlich, gibt nur Sand, nur Sand. Da sind dreißig Mönche mit zwanzig Reisigen. Sie bahnen sich Wege durch den Wald, durch Gefahren, durch Unwillen, durch Haß, durch Sand. Die Sehnsucht nach dem Süden im südlichen Herz. Das Wort Gottes in der vertrockneten Kehle. Die Liebe in der Seele. Die Lust zum heiligen Krieg in der Seele. Eroberer und Pfadfinder. Sieger und Demütige. Tollkühne und Beter. Krieger und Fromme. Büßer und Helden.
Es ist das größte, das einzige Denkmal der mittelalterlichen Welt im Norden Deutschlands. Rechts ist die Kapelle. Links waren die Zellen. Die großen, schmalen Fenster in Übermannshöhe vermittelten Licht von oben. Es entsteht im Innern jenes lichte Dämmern, das hervorgerufen wird durch die Sonne, die aus der Höhe dringt, und Schatten, der von unten aufsteigt. Die Wände verlangen nach Ornamenten. Die Pfeiler verlangen nach Ornamenten. Je drei kleine, unbeholfene, kindische Blätter an den Pfeilerköpfen. Andeutungen von Blättern, Ahnungen von Blättern, entrissen, entlistet diesem Backstein, der nichts hergeben wollte. In einer Wand, die nur zu dem Zweck ausgehöhlt wurde, ein Fenster zu enthalten: Mittler zur Welt, zum Ausblick, zum »Horizont«. Das einzige Fenster, das ein Mann ersteigen konnte, um hinauszusehen. Sonst fiel nur ein Licht hinein. Niemand sah zum Licht hinaus. Drei Männer hätten aufeinandersteigen müssen, damit der dritte und oberste den untersten Rand des Fensters gerade noch mit den Händen erfasse.
1542, im Zeitalter der Reformation, wurde das Kloster leer. Ein Zufall bewahrte es vor der Zerstörung. Die Mönche flüchteten. Ein großer Teil wurde erschlagen. Ein Teil kam durch wilde Tiere um. Die Reformation zerriß das Volk. Der Schnee kam, der Regen, der Sturm. Die Eulen nisteten im Gemäuer. Das Dach zerfiel. Die hölzernen Tore zersplitterten. Die Zeit fraß sich durch alles widerstandslose Material.
Bis »Ordnung und Zucht« in das Land kamen, Fürsten aufs neue anfingen, was die Mönche längst vollendet hatten: Wege gehauen wurden, die längst vorhanden waren, Wald gerodet wurde, wo Acker schon gewesen war. Die letzten Konsequenzen sind: der Draht und die

Ruine, der Mann mit der Amtsmütze und die Verbotstafeln. Es sind mit der Zeit mehr Verbotstafeln als Wegweiser geworden. Die Nation hat kein Verhältnis mehr zu diesem Denkmal. Es ist ein deutsches Denkmal, Backstein von unseren Backsteinen, Historisches von unserer Historie, Blut von unserem Blut.
Wer kennt heute noch Chorin? Ich war einer von zehn zufälligen Besuchern. Es waren Touristen, die anderen neun. Sie kannten den Gasthof »Zur alten Klosterruine«. Der teuer ist. Der acht Mark achtzig »pro Kopf und Tag« verlangt.
Stünde dieses Kloster in einem anderen Land – es hätte rings um sich zwanzig Gasthöfe, und sein Ruf hallte wider in allen Reiseführern.

Frankfurter Zeitung, 12. 4. 1925

DIE »BRANCHE« MOBILISIERT

Die *»Branche«* (die Filmbranche meine ich) ist im Grunde eine friedfertige Vereinigung von Konkurrenten, an deren natürlichem, angeborenem Pazifismus zu zweifeln ich keinen Grund habe. Dennoch können diese Friedlichen, die ihre Geschäftskämpfe untereinander mit Plakaten, Flüchen und Inseraten ausfechten, auch sehr wild und martialisch werden, sobald es die Situation erheischt, die man in den Kreisen des Films »Konjunktur« nennt. Ja, man glaubt gar nicht, wie mächtig die Kriegslust und die Liebe zum Militär in der Brusttasche so eines Aktionärs der Ifa, der Refa und der Cefa auflodern können – und wenn man ihn selbst sehen würde, seine Photographie neben seinem militärischen Plakat, so würde man es ihm nicht glauben. Ich weiß nicht, wie viele Männer der Branche im Kriege enthoben waren. Doch weiß ich, daß mir in meiner zweijährigen Kriegsdienstzeit nicht ein einziger Filmunternehmer, ja nicht einmal ein Regisseur begegnet ist. Verschiedene Kriegskameraden haben in ihren Reihen ebenfalls die Männer der Unterhaltungsbranche vermißt. Um so mehr wunderte es mich, als vor ungefähr zwei Jahren ein Mann mit dem deutschen Namen *Cserepy* sich berufen fühlte, dem deutschen Volke den ersten reaktionären und kriegerischen Film »Fridericus Rex« zu schenken, einen großen Menschen und einen großen König in einen Otto Gebühr zu verwandeln und mit einem Paradeschritt Geschäfte zu machen, den man, wie ich weiß, in Ungarn niemals geübt hat...

Es gibt nichts Heiligeres als die Konjunktur. Der Cserepy fand Nachfolger. Und durch alle deutschen Kinotheater wandert jetzt die militärische Epidemie, diese Krankheit der Nation, an der die Branche gesund wird. Hans *Behrendt* und Conrad *Wiene*, zwei Männer, die friedlich aussehn, haben im Auftrag der »Contag-Film GmbH« Beyerleins Drama *»Zapfenstreich«* verfilmt, eine Kasernentragödie, in deren Verlauf die Tochter des Wachtmeisters ein Opfer ihrer Liebe zu einem Leutnant und alle Beteiligten Opfer der Disziplin werden. Es ist eigentlich ein Antikasernendrama. In jener Zeit, in der wir noch an der »Subordination« zugrunde gehen mußten, sobald wir das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatten, war dieses Drama ein Protest. Heute ist das Ganze Angelegenheit eines Panoptikums. Die Herren Behrendt und Wiene aber wissen durch Exerzierepisoden, Parademärsche und Feldübungen die Tendenz des Dramas zu verwischen und Begeisterung jener, die Soldaten sein möchten, hervorzurufen. Dasselbe bringen Ruth *Goetz* und Gerd *Briese* (Regie: Fritz Kaufmann) mit dem Film *»Reveille«* zustande. Dieser Fall ist sogar schwerer. Denn hier gelang es, einen Schauspieler von Rang, nämlich *Werner Krauß*, in die Uniform eines Rittmeisters zu stecken. Der große Mime fühlt sich dabei wohler als wir, die wir ihn so erleben. Dieselben Szenen, Parademarsch, Exerzieren, begeistertes Klatschen der Kriegsbestie in Zivil.
Die »Ufa« kann dem allen nicht tatenlos zusehn. Ihre *»Wege zu Kraft und Schönheit«* erwähnen ausdrücklich, daß »früher« der Militärdienst zu Kraft und Schönheit ebenso geführt habe wie jetzt der Sport. Das Gegenteil ist der Fall! Es ist anerkannte wissenschaftliche Wahrheit, daß die meisten Militärübungen dem natürlichen Körperbau *widersprechen*. Allein, was tut man nicht für die Konjunktur! Man verwirft zwar das Mieder, aber man lobt den Stechschritt. Und wir wissen doch alle, daß der Stechschritt der preußischen Soldaten nicht besser, nicht gesünder, nicht vernünftiger ist als das Mieder, das unsere Frauen krank und häßlich gemacht hat.
Wenn einmal eine Branche kriegslustig wird, so ist sie schwer zu zähmen. Denn sie *verdient* dabei. Es wird sie nichts von militärischen Manifestationen auf der geduldigen Leinwand zurückhalten. Und die Macht des Inserats wird, wie man sehn kann, die anders gestimmten Zeitungen davon abhalten, Protest zu erheben.
Die Inserate sind groß, und der Mut ist klein...

Frankfurter Zeitung, 16. 4. 1925

EIN DÜSTERES KAPITEL

Ein Zufall (einer jener Zufälle, die Reisenden günstig sind) brachte mich auf die Spur des Mannes, der seit dem 25. Februar 1911 bis 1922 *unschuldig im Zuchthaus saß*, eines Mordes schuldig befunden, den er nicht begangen hatte, sondern ein anderer, nämlich der pathologische Massenmörder *Denke*. Nicht von diesem soll hier in der Hauptsache die Rede sein, sondern von dem früheren Fleischer *Eduard Trautmann* aus Neuhof bei Münsterberg in Schlesien, dem Opfer einer blinden Justiz und einer Polizei, die aus Vermutungen Beweise fabrizierte und aus Trugschlüssen Ketten schmiedete. Es hätte sehr wenig gefehlt und Eduard Trautmann wäre hingerichtet worden, und wir hätten heute keine Gelegenheit mehr, ein Unrecht gutzumachen, das ohnehin gar nicht ganz gesühnt werden kann. Nur *eine* Geschworenenstimme fehlte damals, und der Angeklagte hätte sein Leben verloren. So hat er nur vierzehn Jahre seines Lebens verloren. »Nur« vierzehn Jahre? Das ist eine Frist, in der ein sensiblerer Mensch als Trautmann den Verstand, die Gesundheit eingebüßt hätte. Elf Jahre saß einer unschuldig im Zuchthaus! Jeden Tag beteuerte er seine Unschuld, jeden Tag, elfmal 365 Tage, und niemand hörte ihn. (1922 wurde er wegen »guter Führung« entlassen.) Bis ein Wunder geschah und offenbar Gott selbst auf die Erde kam, zu rächen und zu richten. Als vor einigen Monaten, kurz nach dem Haarmann-Prozeß, die Nachricht von der Entdeckung und dem Selbstmord des grauenhaften Denke aus Münsterberg in der ganzen zivilisierten Welt Entsetzen verbreitete, erinnerte man sich des unschuldigen Trautmann. Noch ist er nicht freigesprochen. Er ist mit Bewährungsfrist entlassen. Denn der grausame und so hilflos komplizierte Mechanismus der Gerechtigkeit funktioniert heute noch so langsam wie vor einigen hundert Jahren, und die Justiz ist im Zeitalter des Aeroplans nicht schneller als eine Postkutsche. Sie bringt ihre Passagiere sehr langsam ins Gefängnis. Aber noch langsamer in die Freiheit.
Eduard Trautmann wurde am 25. Februar 1911 in Glatz wegen Totschlags, begangen gegen die ledige Arbeiterin Emma Sander, zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt, »zusätzlich« wegen Blutschande, die Trautmann mit seiner Tochter im Rausch begangen zu haben offen und ohne Zögern eingestand. Dieses Geständnis war sein Verderben.

Das Geständnis brachte die öffentliche Meinung, die der primitiven Geschworenen und der sittlich entrüsteten Berufsrichter gegen ihn auf. Man schloß aus einer (durch das Gesetz als Verbrechen deklarierten) Untat ohne weiteres auf einen Mord und konstruierte einen »Indizienbeweis«, der vor einer klaren Einsicht sich sofort in nichts aufgelöst hätte. Indessen lebte der eigentliche Mörder ungestört, man möchte fast sagen: friedlich weiter. Er konnte seinem (zweiten) Opfer Emma Sander noch andere 30 folgen lassen.

Emma Sander war ein etwa zwanzigjähriges, schwindsüchtiges Mädchen, das bei ihren Verwandten wohnte und vor ihrem Tod in einer Fabrik beschäftigt war. Am 21. Dezember 1909 wurde sie ermordet. Man fand ihren Rumpf in einem Gehölz in Neuhof, ein paar Tage später ihren Kopf, dann die Arme und Beine. Man verdächtigte zunächst ihren Schwager, bei dem sie wohnte, den Eisenbahnarbeiter Jendrich. Dann aber fiel der Verdacht auf den einzigen Fleischer des Orts, Eduard Trautmann, der rohe Späße liebte und den die Bevölkerung nicht gut leiden mochte. Aus der Tatsache, daß man am Leichnam der Ermordeten keine Blutspuren gefunden hatte, schloß man, sie wäre von kundiger Schlächterhand durch den sogenannten »Hammelstich« umgebracht worden, eine kunstvolle Art der Fleischer, Tiere umzubringen. Es hieß, Emma Sander hätte den Heiratsantrag des Witwers Trautmann abgewiesen, und er hätte sie infolgedessen getötet. Im Jahre 1910 wurde Trautmann verhaftet.

Die polizeiliche Untersuchung führte der inzwischen in Berlin bekannt gewordene Kriminalkommissar *Tegetmayer*. Seiner Geschicklichkeit gelang es, die Tatsache der Blutschande aufzudecken. Zwei Frauenhaare, die man auf der Jacke des angeblichen Mörders gefunden hatte, konnten nicht mit Sicherheit als die der Ermordeten festgestellt werden. Aber selbst wenn es die Haare der Emma Sander gewesen wären, so hätte sie einer der Spürhunde, die von der Leiche zu den Kleidern Trautmanns geführt worden waren, übertragen können. Keiner der beiden Spürhunde, weder »Greif« noch »Bodo«, verbellte den Fleischer. Trautmann konnte auch sein Alibi nachweisen. Um ¾6 Uhr sollte der Mord passiert sein. Ungefähr um dieselbe Zeit hatten ihn Ortsbewohner in der Schenke gesehen. Polizei und Gericht nahmen an, daß er in fünf Minuten die Emma Sander ermordet und in das Gehölz geschleppt habe. Für Trautmann sprach die Tatsache, daß er 5 Uhr 45 in der Schenke war, daß er, als die Spürhunde kamen, keine

Furcht zeigte, daß sie ihn nicht verbellten, daß er sich niemals um Emma Sander gekümmert hatte und daß die ganze Tat, die feige und tückisch war, zu dem brutalen, rohen, aber sehr offenen Wesen des Angeklagten nicht paßte. Gegen Trautmann sprach eigentlich nur seine Unbeliebtheit und seine Tat an der eigenen Tochter. Das waren *keine Beweise.* Dennoch wurde Trautmann verurteilt.
Man hatte ihm fast in letzter Stunde einen Offizialverteidiger gegeben, den Rechtsanwalt Walter *Kühne-Glatz*, der von der Unschuld seines Klienten überzeugt war. In seinem Plädoyer sagte dieser Verteidiger damals die prophetischen Worte: »Ich bin überzeugt, daß weder Trautmann noch Jendrich den Mord begangen haben. Wahrscheinlich wird man im Lauf der Zeit einen dritten finden, dem man den Mord wird *nachweisen* können.« Es dauerte vierzehn Jahre, bis man den dritten fand. Es war Denke, den *Olivier* der Polizei auslieferte. Das unerbittliche Gesetz und die noch unerbittlicheren Verwalter des Gesetzes sperrten Olivier wegen Bettelns ein. Denke beging Selbstmord. Er erhängte sich in der Zelle, und zwar in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember 1924. In der Nacht vom 21. zum 22. Dezember 1909 hatte er Emma Sander ermordet. Es gibt ein unheimliches Gesetz der Daten und der Zahlen.
Die Glatzer Staatsanwaltschaft zeigt das redliche Bemühen, ein grausames Unrecht gutzumachen. Sie findet in Denkes Nachlaß jenes Notizbuch, in dem der Mörder die Namen und die Todestage aller seiner Opfer verzeichnete. Da findet sich die Aufzeichnung: »21. XII. 1909 Emma«. Sie war das zweite Opfer Denkes. Er hatte drei Frauen umgebracht, im übrigen nur Männer – Landstreicher, die er sich aus der Herberge der Bettler »Zur Heimat« (welch ein Name für ein Hotel der Heimatlosen) zu holen pflegte. Es starben: Paul Heidenreich, Kaspar Huberle, Karl Niebeck, Friedrich Lazina, Hermann Bauer und viele, viele andere den Tod von Denkes Hand. Immer Heimatlose, nach denen kein Hahn und keine Polizei krähte. Das ist die wuchtigste Anklage, die Anklage, die wir Zeitgenossen erheben: daß es möglich ist! Daß es Hunderttausende von Menschen gibt, um die sich niemand kümmert! Daß jemand so verlassen sein kann, daß er nicht einmal mit den unangenehmen, nicht einmal mit den grausamen Bestandteilen seiner Heimat zusammenhängt! Wir alle haben Pässe, Papiere, Meldezettel, sind registriert und rubriziert und verlieren ein halbes Leben in langweiligen Ämtern. Andere gibt es, die ihr Leben in einem Nu ver-

lieren, ausgelöscht werden wie Meteore, nichts bleibt von ihnen, sie lösen sich auf, Menschen, nicht von Fleisch und Blut, sondern aus Armut und Lumpen und Nichts. Und doch war ihr Leben vielleicht schöner und reicher, als unser rubriziertes Dasein jemals werden kann. Den gestempelten Paß in der Brusttasche, sitzen wir im D-Zug und rasen an der Landstraße vorbei, auf der jene wandern und vergehn, nicht wie Meteore, nein! wie Staubkörner, wie Seifenblasen, Gebilde aus Nichts...

Um aber wieder auf Trautmann zurückzukommen: Er forderte mit Recht die Wiederaufnahme des Verfahrens. Er wird mit Recht einen Schadenersatz fordern. Da geschieht das Unglaubliche: Die oben noch so eifrige Staatsanwaltschaft, die selbst den Mord Denkes an Emma Sander aufgedeckt hat, erklärt: von Denke sei nichts anders dargetan, als (wörtlich) »daß er sich auf irgendeine Weise in den Besitz von Leichenteilen zu setzen gewußt hat«... Wie? Tut es dem Staat leid, eine klägliche Summe zu zahlen? Das wäre beinahe ein zweiter Justizmord! Oder will die Justiz nicht zugeben, daß sie sich geirrt hat? Das wäre beinahe ein *Justiz-Selbstmord!* Trautmann muß selbstverständlich entschädigt werden. Es wird sogar kaum möglich sein, einem Menschen vierzehn kummervolle, entsetzliche Jahre zu bezahlen!

Der frühere Fleischer Trautmann lebt jetzt als Roßschlächter in einem sächsischen Dorf. Er hält seinen Aufenthaltsort geheim, aus Furcht vor einem Überfall durch Reporter. Er ist ein stiller, wortkarger, sehr schwerfälliger Mensch in den Fünfzigern. Im Görlitzer Zuchthaus »führte er sich« ausgezeichnet. Die Gefängniswärter waren von seiner Unschuld überzeugt.

Leider sind Gefängniswärter keine Richter. Trautmann ist der Typus des ländlichen Menschen, der vor einer komplizierten geistigen Maschinerie versagt, versagen muß, der dem Paragraphen nicht gewachsen ist und den das Gesetz mit Behagen verschlingt...

Er ist einer jener Menschen, die aus Armut an Worten und Begriffen unterliegen.

Frankfurter Zeitung, 18.4.1925

»DER WINTER UNSERES MISSVERGNÜGENS«

Der Abschied von der »Saison« ist in Berlin viel später angebracht als in andern Städten. Der gesellschaftliche Kalender Berlins zeigt einen sehr langen, um Temperatur und astronomischen Jahreszeitwechsel unbekümmerten Winter an. In dieser Stadt aus freudlosem Stein sieht man den Anlaß zur Lustigkeit, die nur ein Amüsement ist, nicht gern verschwinden und dehnt auf eine künstliche Weise die kürzer werdenden Nächte, weil die längeren Tage trotz Sonnenglanz und Blumenfrauen mit »Frühlingsboten« doch nicht die Freude bringen, sondern die Arbeit, die unser Fluch ist.
Die zeitliche Grenze der Saison ist nicht der Aschermittwoch, sondern der *Ostersonntag*. Der sogenannte Berliner »Karneval« kann gar nicht aufhören, bevor ihm nicht die Natur auf eine sehr rücksichtslose und unmißverständliche Weise Halt gebietet. Er kann nicht aufhören, weil er niemals angefangen hat. In anderen Städten, in anderen Ländern ist der Fasching eine Volkssitte und eine *religiöse* Freude. In Berlin ist er eine nüchterne Konsequenz einer großen Nachfrage und eines großen Angebots nach und an Lustigkeit. Die am Karneval beteiligte Menschheit scheidet sich in Produzenten und Konsumenten der Freude. Am Schluß des Festes steht auf der einen Seite die Summe der Einnahmen, auf der andern die der Ausgaben.
Wer eine Eintrittskarte gelöst hat, darf sich freuen. Man fühlt noch die »Vergnügungssteuer«, mit der die Behörde unser Billett belastet hat. Die Freude lebt nicht in Straßen. In ihnen tobt der Betrieb. Die »Straße« ist der Aufenthaltsort, die Heimat des »Volkes«. Aber die Straße hat nichts mit den Belustigungen der Saison zu tun. Hinter geschlossenen Türen, bewacht von der Polizei, absolviert man das Vergnügen. Man »leistet« einen »Freudendienst«. Man wird zu Vergnügungsmanövern einberufen: Man legt die vorgeschriebene Uniform an und exerziert Tänze.

Denn es gibt hier keine organisch entwickelte »Sitte« der Freude, geschweige denn »eine Tradition«. Es besteht nur eine »Übung«, eine »Usance«, fremd und heimatlos in dieser Stadt und nur deshalb hier lebendig, weil es der Winterkodex der europäischen Welt zu gebieten scheint. Wie fremde heitere Pflanzen in Wintergärten, so blühen hier

die fremden Freuden in den Sälen. Das ist kein Werturteil. Die Venezianer haben keine Weihnachten, die Berliner haben keinen Karneval. Doch ließe sich auch, abgesehen von einer Faschingstradition, eine Atmosphäre vorstellen, in der nicht jeder schüchterne Keim einer »Geselligkeit« erstickt und verdirbt; in der schon allein das Beisammensein vieler fremder Menschen eine gewisse Heiterkeit erzeugt, die einfache, primäre und primitive *»Heiterkeit der Mehrzahl«;* jene Atmosphäre, in der *nur* die Nähe eines Fremden mich veranlaßt zu lächeln. Denn wir sind schließlich nicht hierhergekommen, um jemanden zu bestatten. Wir sind einander fremd. Schicksale, Welten trennen uns. Aber eben zu diesem Zweck haben wir uns in diesen Raum begeben, um einander trotz allem und auch nicht länger, als man kann, nahe zu sein. Wir haben eine Gemeinschaft: die *Raumgemeinschaft.* Wir sind nicht Schicksals-, aber »Raumgenossen«.

In Berlin genügt diese Raumgemeinschaft nicht. Um jeden Berliner türmen sich Berge aus Eis. Es gibt keine kurzfristige Assimilation innerhalb der Mehrzahl. Sie zerfällt in lauter Singulare. Manchmal in »Gruppensingulare«. Eine Gruppe von fünf Menschen geht zusammen, weil »man doch niemanden kennt«. Diese Gruppe bleibt den ganzen Abend zusammen, gezwungen, nicht zwanglos und aus Sympathie. Sondern aus Furcht vor dem andern. Der gehört wieder einer Gruppe an. Die Menschen stehen an bestimmten Tischen, es sind »ihre« Tische. So bekommt ein Ballsaal das Aussehen eines Restaurants, in dem getanzt wird.

Ohne »Geselligkeit« entsteht keine »Gesellschaft«, sondern höchstens eine Trauergemeinde. »Gesellschaft« bildet sich nur dort, wo der gemeinsame Wille zur Anmut mit beinahe diktatorischer Strenge jede Abwehr, Verdrossenheit, Einsamkeitsmanifestation des einzelnen unterdrückt. Wie die Gemeinschaften »Staat« und »Volk« Opfer des Individuums zu (angeblichen oder wirklichen) ethischen Zwecken erfordern, so fordert die »Gesellschaft« bereitwillige Opfer zu ästhetischen Zwecken. Die »Gesellschaft« hält sich nur in einer assimilierenden Atmosphäre. Diese fehlt. Es gibt also nur kleinere und größere, »gute« und »bessere Gesellschaften«.

Ihre Entstehung verdanken sie nicht dem Urtrieb zum Spiel, sondern der Gemeinsamkeit mehr oder weniger *praktischer* Interessen. Wo mehrere Menschen sich nur deshalb treffen, weil sie zufällig dieselben Interessen haben, bilden sie Fachgruppen, Klassengruppen, Berufs-

gruppen, aber keine Gesellschaft. Derjenige Anwesende, der nicht zu ihrer Gruppe gehört, steht außerhalb der Veranstaltung, obwohl er an ihr teilnimmt. Wenn ein Fachverein in Berlin einen Ball veranstaltet, so sind es nur »Mitglieder«, die ihn besuchen. »Fremde« kommen nicht, obwohl es ihnen freistünde. Es gibt also einen Ball der Schneider, der Bäcker, der Touristen. Nicht nur, weil Schneider, Bäcker und Touristen die Veranstalter sind, sondern auch, weil sie allein die Besucher sind. Ja, es gab in diesem Winter nicht nur einen »Ball der Bäcker«, sondern auch einen der »Bäckersöhne«. Hier fehlten die Eltern, dorthin kamen die Kinder nicht.

Es ist kein Wunder, daß die Fachvereinsmitglieder sich langweilen. Die Gesellschaft soll möglichst *verschiedene* Individuen haben. Hier bringt sie gleichartige Individuen zusammen. Wer sich dem Dienst der Freude weiht, soll alle anderen Verpflichtungen, Bindungen, Weltanschauungen, politische Überzeugung für diese Stunden der Freude zwar nicht verleugnen, aber wenigstens nicht demonstrieren. In Berlin sieht man Ballbesucher mit Parteiabzeichen. Denn nicht die Freude dringt aus den Häusern in die Straßen, wie es sein sollte – sondern der Betrieb, die Politik, die Eile, die Gehässigkeiten der Straße dringen in die Häuser. Das ist der gewaltige Unterschied zwischen den Veranstaltungen in andern Städten und denen in Berlin.

Man merkt es bei jedem Konzert und jeder Premiere. *Vor* dem Theater in Wien und Paris beginnt schon die »Theaterstimmung«. Im Foyer, vor dem Kassenschalter, an der Garderobe herrscht jene schöne, aufregende Feierlichkeit, die uns zu Kindern macht, Überraschungen verspricht, das Unwahrscheinliche, sehnsüchtig Erwartete, das Wunder. Wir in Berlin aber bringen auch noch in die Loge und vor den Vorhang die ganze Feindseligkeit, die uns durch die Straßen begleitet, in Autobussen, Untergrundbahnen, Droschken umgeben hat. Wir haben keine Zeit gehabt zu essen, uns zu säubern, uns innerlich und äußerlich vorzubereiten. Aus dem Büro hasten wir nach Hause. Wir denken nicht an unsere Freude heute abend. Wir denken, daß wir den Zug erreichen müssen, daß wir schmutzige Hände haben, daß wir keine Zeit haben werden zu essen, daß wir keinen telephonischen Anschluß bekommen, daß morgen die Frist für das Steuerquartal abläuft, daß der Polizist unseren Hund ohne Maulkorb gesehen und aufgeschrieben hat. Wir *ärgern* uns über die Unfreundlichkeit des schlecht bezahlten und hungrigen Schaffners, der uns vorwärtsstößt in das »Innere« des Wa-

gens, obwohl wir schnell aussteigen müssen. Wir ärgern uns über die Kälte auf dem offenen und lebensgefährlichen Verdeck des Autobusses. Wir bringen den Ärger, das schnell bestrichene, lässige und in raschelnden Papieren eingepackte Butterbrot, die Streitsucht der Mitmenschen, den Hunger und die Bitterkeit des Schaffners, den häßlichen Diensteifer des Polizisten, die öde Grausamkeit der geschmacklosen Häuser mit uns ins Parkett, atemlos, wild noch vom Kampf an der Garderobe. Wenn man einen Berliner ärgern will, so schenke man ihm eine Freikarte. Er ist zu praktisch, um sie nicht zu benützen. Er ist zu hastig, um sich nicht zu ärgern.

Der »Katzenjammer« ist hier *vor* dem Vergnügen da. Er leitet insbesondere die traditionell offiziellen Feste ein wie Presseball, Staatsopernball und andere. Die Besucher dieser Bälle rekrutieren sich aus jenen *Persönlichkeiten,* die der Reporter »unter andern zu bemerken« hat. Es sind Ballbesucher aus Pflichtgefühl. Man kann von ihnen teuer und schön gekleidete und sogar anmutige Frauen verlangen, aber keinen Frohsinn. Sie haben ihn auch nicht. Sie sitzen streng wie Staatsanwälte in reservierten Logen. Wenn die Zeit vorgerückt ist, trinken sie ein Gläschen. Dann vergessen die Reporter nicht, es ausdrücklich zu erwähnen. Als ob es so merkwürdig wäre, einen Minister trinken zu sehen. In Berlin findet man es kurios, oder man kreidet es den Würdenträgern als eine ganz besondere Liebenswürdigkeit an, daß er ein Mensch ist. Es wäre doch im Gegenteil selbstverständlich, daß gerade *hier* jeder nur Mensch ist, nicht Würdenträger nur, nicht nur Repräsentant. Hier ist die Gelegenheit zu beweisen, daß Ungezwungensein, Gelockertsein die Würde unterstreicht, nicht sie aufhebt. Hier sind sich die verschiedenen »Spitzen« der Wirtschaft, des Handelns, der Literatur in jedem Augenblick bewußt, daß eine Kamera sie belauert. Wenn die unsinnige Sitte aufhörte, Namen in Ballberichten zu bringen, es wären alle, die fürchten und zugleich hoffen, »gesperrt« gedruckt zu werden, viel freier und natürlicher.

»Natürlicher«, das heißt: gelöst von jeglicher beruflicher, politischer und Erlebnisgebundenheit. Die vorgeschriebene Uniform des Fracks ist deshalb so praktisch, weil sie Distanzen zwischen den einzelnen verringert und sogar aufhebt, weil sie soziale Unterschiede unkenntlich macht und alle Teilnehmer auf eine gemeinsame Ebene bringt. Hohe Würdenträger lassen es sich nicht nehmen, auch noch sichtbare Zeichen ihres Amtes, ihrer Verdienste, ihrer Stellung zu zeigen. Eine

begreifliche Demonstration derjenigen, denen man, nachsichtig genug, das Recht zugesteht, Orden entgegenzunehmen. Orden sind schließlich dazu da, getragen zu werden. Zwar nicht von mir und meinesgleichen, aber von jenen, die ihre Freude daran haben. Ich verstehe diese Freude. Ich verstehe nur nicht den Orden als *Demonstration.*

In einem Krieg, wie wir ihn durchlitten haben, ist es selbstverständlich, daß alle gesunden Männer der Nation gekämpft oder wenigstens geholfen haben. Sehr viele haben das Eiserne Kreuz erhalten. Wer es verdient hat, mag stolz darauf sein. Es ist ein ernster Orden, er mahnt, trotz allem, an Blut und Wunden, an Hunger und Grauen und Tod, an die bittersten Zeiten des Volkes. Seine große, scharfe und strenge Form paßt auf einen feldgrauen Rock. In diesem Winter sah man ihn aber auf jedem zweiten Frack; und man müßte doch alles tun, um die freche Vermutung nicht lebendig werden zu lassen, daß das Eiserne Kreuz ein »Zubehör« ist, in Schneiderateliers zu kaufen und ein selbstverständlicher Zierat des Fracks wie etwa ein seidenes Taschentuch! Muß man auch als simpler Ballbesucher durchaus den Kriegsteilnehmer demonstrieren und ein Heldentum, das so allgemein war, daß es überhaupt keine Auszeichnung gibt, es zu belohnen. Wer von allen Soldaten hätte das Eiserne Kreuz *nicht* verdient? Wer von allen anständigen und gesunden Männern ist *nicht* Soldat gewesen?! Dieser Orden ist zu ernst, um als Demonstration für eine militärische Gesinnung zu dienen! Er ist zu ernst, um bei freudigen Anlässen eine kriegerische Lust zu beweisen oder vorzutäuschen!

Aber es genügt hierzulande niemandem, nichts mehr, nichts weniger zu sein als er selbst. Er muß, er will etwas vorstellen, repräsentieren: einen Klub, eine Partei, eine Gesinnung. So tut er noch ein übriges, um den Verschmelzungsprozeß aufzuhalten. Die Gruppen sind äußerlich zu erkennen. Sie finden zueinander. Zwischen dieser und jener Gruppe ist der tiefe Abgrund, über den keine Brücke führt.

Die nichtoffiziellen, die *Künstlerfeste,* wären wohl der Ort, Distanzen zu verringern, Eiswände auftauen zu lassen, Gemeinsamkeiten herzustellen. Allein hier mangelt es meist an Raum und Einfällen. Auch jene Veranstaltungen, die als Maskenfeste gedacht sind, werden keine. Vielleicht hat der nördliche Mensch dieser Zone keine Freude an der Maske, da er ja auch ohne sie unkenntlich und verborgen ist. Man hätte von der Phantasie der Künstler originelle, überraschende Verkleidungen erwarten dürfen. Allein es scheint, daß zur Freude auch Zeit ge-

hört und daß man ohne Zeit nichts ersinnen kann und will. Wer Zeit hat, mit sich selbst beschäftigt zu sein, findet auch Zeit, sich zu verkleiden. Es gibt keine Zeit zum Spiel und also auch keine Freude am Spiel. Es gibt ein enges Durcheinander. Soviel Menschen hart nebeneinander bleiben erst recht isoliert. Es muß Weite vorhanden sein, damit man einander näherkomme.

Freude am Spiel lebt nur noch in den *Massen.* Sie ist grob und äußert sich in groben Formen. Aber sie ist schöpferisch. Auf einem Ball im Norden sah ich einen Mann mit einem Vogelbauer in der Hand. Im Käfig lag auf einer Stange ein Hering. In tausend Formen blühte hier die originelle Groteske. Die glitt leicht ins Grob-Erotische. Es gab derbe, Körper gewordene Witze. Es lebte in ihnen die Kraft der mittelalterlichen Volksbelustigung.

Aus diesem Spieltrieb der Massen könnte sich eine echte, gewachsene Karnevalskultur entwickeln und sogar eine »Gesellschaft«. Aber die Massen des Volkes sind heute schon durch soziale Verhältnisse selbständige Teile, abgeschlossen von der Möglichkeit, Einflüsse abzugeben und aufzunehmen, sind »Proletarier« und also eine »Klasse«. Es gibt keinen Austausch mehr von oben nach unten, von unten nach oben. Es gibt nur Feindschaft von beiden Seiten. An eine Verfeinerung, die von oben herkäme, eine Gesundung, die von unten käme, ist nicht zu denken.

Es klaffen tiefe Risse zwischen den Teilen: zwischen Reich und Armee, zwischen Geistigen und Besitzenden, zwischen Geistigen und Armen. Der Besitzende *will,* der »Intellektuelle« *kann* den Weg zur Tiefe nicht finden. Nirgends offenbart sich die Tragik eines Volkes wie bei seinen Festen. Es möchte sich freuen und findet nicht die Form der Freude. Es hat Nomenklaturen für Lustbarkeiten, aber keine Lust. Es leidet mehr, als es müßte...

Frankfurter Zeitung, 24. 4. 1925

DIE »GIRLS«

Die *»Girls«* sind jüngere und ältere Mädchen in Schwimmkostümen, die augenblicklich die Varieté- und Revuebühnen Europas, die etwas auf sich halten, in trockene Strandbäder verwandeln. Die ohne Zweifel anmutig gebauten Geschöpfe können Beinchen schleudern, auf Seilen klettern, auf Händen gehen. Sie sind wie eine Übersetzung des männlichen ernsten Militärexerzierens ins Weibliche. Ihre Spiele sind Kompositionen aus Militarismus und Erotik.

Die »Girls« wurden jenseits des Ozeans, in *Amerika,* erfunden, wo jeder zweite Mann und Bürger das Urbild des »sittlichen Normalmenschen« repräsentiert: wo also die Schlüpfrigkeit sich durch eine Verwandtschaft mit ertüchtigenden Tendenzen der Gemeinschaft legitimieren muß; wo die Musik der Sünde auf heiligen Instrumenten, wie Orgeln und Militärtrompeten, gemacht wird; und die Triebe übergeleitet werden in tugendhaften Patriotismus. Die wachsende Popularität der »Girls« in Europa beweist unsere stark fortgeschrittene Amerikanisierung.

Die »Girls« vollführen, obwohl sie ebensowenig anhaben wie »Nackttänzerinnen«, keine Nackttänze, sondern solide körperliche *Ertüchtigung.* Ihre Nacktheit dient nicht der Lust, sondern der Anatomie: Experimente des Anschauungsunterrichts von der Entwicklung der weiblichen Muskulatur. Sie arbeiten im Dienste der Hygiene, nicht der Erotik. Ihre Nudität ist prüde. Ihre Schwimmkostüme sind weniger lockend als Nonnengewänder. Von ihren Tänzen geht ein frischer, morgenkühler Hauch von Schichts Kernseife, von Schwüle tötender Sauberkeit und kalten Abreibungen aus. Sie sind wie die süßen Fabelwesen der Liebe beim großen Reinemachen des Hörselberges.

Es sind alles »gutbürgerliche« Mädchen aus »besseren Familien« – und sie legen Wert darauf, daß es in der Zeitung gedruckt werde. Ich brauche es nicht erst zu lesen. Ich sehe es den Tänzen an. Sie enthalten nichts, was dem Anstand und dem Gedeih der Familie schaden könnte. Jeder fromme Stadtrat könnte seine Tochter in den Turnverein der »Girls« schicken.

Unsittlich sind nur die Besucher, die mit lüsternen Vorstellungen zu den Girl-Attraktionen wandern; jene Normalmenschen aber, deren ewiger Pubertät auch ein anatomischer Bilderbogen noch Nahrung

gibt. Es gehört ein riesiges Quantum Normalmenschlichkeit dazu, sich durch einen tanzenden Kordon angeregt zu fühlen, der einem menschlich-weiblichen Tausendfüßler gleicht. (Ein Kenner der Gegenwart hat seine jüngst gespielte Operette »Tausend süße Beinchen« genannt. Welch eine Lockung! Für eine Sinnlichkeit berechnet, die »aufs Ganze« geht: eine Quantitätssinnlichkeit, die das Individuum gar nicht berührt.)

Es kann also den »Girls« gar nicht schwerfallen, »sittlich« zu bleiben. Ein amerikanischer Pastor begleitet sie. Sie gehen in Doppelreihen spazieren. Am Abend, gleich nach der Vorstellung, schlüpfen sie in ihre engelreinen Bettchen und falten die Händchen.

Es soll vorkommen, daß hier und dort ein Freier sich meldet und bei der älteren Tugendhüterin, der Pensionsmutter der Girls, um zwei Hände anhält. Er kann sogar mit einer Mitgift rechnen. Er bekommt eine brave, sittliche Hausfrau, die den Morgenkaffee mit gymnastischen Übungen zubereitet, Kinder hygienisch gebiert und zu Soldaten erzieht und noch vor zehn Uhr schlafen geht und eine so strenge Hausordnung führt, daß es dem Mann nicht mehr möglich ist, sich an Girl-Vorstellungen zu ergötzen...

Frankfurter Zeitung, 28.4.1925

REKLAME-MESSE

Auf der Berliner Reklame-Messe ist zu sehen, wie man eine Ware so lange und so nachdrücklich anpreist, bis man selbst daran glaubt. Es ist die *l'art pour l'art*-Theorie des Merkantilismus. Die Messe ist eine Reklame für die Reklame. Hier lobt man die Methoden des Lobs. Die Anpreisung wird angepriesen. Die Reklame rührt ihre eigene Trommel. Das Inserat inseriert sich selbst.

Alle Arten der schwarzen Kunst, Gleichgültige oder gar Unwillige aufmerksam zu machen und für das zu interessieren, was sie gar nicht angeht, sind vorhanden. Man zeigt Luftballons, Puppen mit beweglichen Gliedmaßen und Körperteilen, Notizbücher, Bleistifte, Kalender, Füllfedern mit Firmeninschriften, und die Zeitungen, die jeden Tag Reklame für die Ereignisse machen und für die Inserenten, liegen da als

ihre eigenen großen Inserate in kleinen Pavillons und Nischen. (Bei dieser Gelegenheit erfordert es die Objektivität gegenüber der eigenen Heimat-Nische, diese zu beschreiben: Sie enthält eine große Landkarte, auf der die Wirksamkeit der »Frankfurter Zeitung« geographisch anschaulich wird. Nach vielen Punkten der Erde zielen die Wirkungsstrahlen. Viele Punkte erreichen sie. Die Stimme des Blattes wird sozusagen sichtbar und das Echo, das sie wachruft. Von Selbstüberschätzung ebensoweit entfernt wie von unwürdigem Lärm, gibt diese Reklame das Wesen des Werks wieder, dessen Bedeutung sie zeigt).
Alle großen Blätter haben ausgestellt, die Annoncenbüros, die großen Schalltrompeten der Plakatindustrie und die Verwalter der Litfaßsäulen, welche die modernen Meilensteine des Geschäfts sind. Und am Abend zeigt man eine Revue, deren ganzer Text ein bezahltes, gesprochenes, gesungenes Inserat ist. Es ist eine Revue, deren Gesetze nicht eine Dramaturgie, sondern die Wissenschaft vom Verkaufen geschaffen hat: Eine Revue nach merkantilurgischen Gesetzen. Sie enthält: Chansons mit Offerten in Pikanterie-Verpackung, und der Refrain gleicht einem auffallenden Inserat, das zweimal in derselben Nummer einer Zeitung vorkommt. Man wird, wenn nicht mit dem Kopf, so doch mit Augen und Ohren auf die Waren gestoßen, welche die Gegenstände der Handlung sind. Diese erhält so einen Doppelsinn, und man könnte, um beim Bilde zu bleiben, die Strophen der Chansons mit Schaufenstern vergleichen, in denen die Objekte der Revue-Handlung kokett und appetitlich ausgelegt sind. Vielleicht blüht hier eine Aussicht auf die Auferstehung des darniederliegenden Theatergeschäfts. Der Weg, der vom Schauspiel zur Revue geführt hat, mündet im dramatisierten Inserat. Die Bühne ist der Anzeigenteil der abendlichen Amüsements.
Abgesehen von diesem Versuch eines Amüserats gibt es nicht viel Neues. Das Gesamtbild hätte bunter, lebendiger, origineller sein können. Es ist laut, gewöhnlich und trubelhaft. Es scheint, daß nicht alle Arsenale der Reklame-Phantasie erschöpft worden sind. Es sind meist nur Schleusen der Überredung geöffnet ...

Frankfurter Zeitung, 30. 4. 1925

In Deutschland unterwegs

BÄDER IM RIESENGEBIRGE

Das populärste – und teuerste – der schlesischen Bäder ist *Kudowa*, der Heilort für Basedow-Kranke, Neurastheniker und am Veitstanz Leidende, reich an Hotels, Cafés, Restaurants, ein bißchen mondän, ein bißchen bürgerlich, in der Entwicklung begriffen, auf dem Wege, ein »Weltbad« zu werden, immer noch gehemmt durch die vielen nachbarlichen Kurorte, die billiger sind.
Diese kleinen Ortschaften wird derjenige aufsuchen, der die Ruhe ebenso braucht, wie er die Kultur entbehren kann. Es ist der große Vorzug der schlesischen Bäder, daß sie jedes Bedürfnis an falscher und echter Romantik, an »Abgeschiedenheit«, Bergen, Wald und Andacht befriedigen und noch viel für den verwöhnten Zivilisationsmenschen übrig haben. Von einem Ort zum andern ist es immer der bekannte »Katzensprung«, mit der Bahn, oft auch mit der Straßenbahn zurückzulegen. Tennisplatz, Kursaal, Fünf-Uhr-Tee sind überall vorhanden. Aber auch noch mehr: So befindet sich zum Beispiel in *Warmbrunn* eine der größten Bibliotheken Deutschlands: die *Gräflich Schaffgotsche Bibliothek*, reich an Seltenheiten, jedes Kennerherz entzückend, von Männern verwaltet, deren Höflichkeit durch immenses Wissen keineswegs beeinträchtigt wird.
Ich weiß nicht, ob man durch die Fenster dieser Bibliothek auf die Berge sehen kann. Aber ich weiß, daß man sie durch jedes Fenster dieses Ortes erblickt, diese sanften, gemächlich ansteigenden Berge, die so bescheiden sind, daß sie wie Hügel aussehen möchten, und deren geradezu urbane, zuvorkommende Hänge so leicht über die Höhe der Gipfel täuschen. Man kann füglich vom Riesengebirge keine Alpen-Eigenschaften erwarten, es sei denn vielleicht geologische – ich gestehe, sie nicht zu kennen. Aber man braucht es auch nicht. Diese schlesischen Berge sind nicht »trotzig«, nicht »finster«, ihr Charakter ist nicht tragisch, sondern *idyllisch*. Dennoch wird es auch hier Schluchten geben, überraschende Abenteuer, Schmerzen, die man nicht erwartet, Tiefen, die man dieser Liebenswürdigkeit nicht zuge-

traut hat. Irgendwo springt eine plötzliche Quelle hervor, Spalten gähnen zwischen Stein.
Die Luft ist kühl ohne Härte, frisch ohne Strenge, leicht zu atmen, den Lungen ein Kompliment. Langsam kommen die Abende, die Dunkelheit fällt niemals plötzlich wie im Hochgebirge. Sie hat viele Stufen und Schattierungen. Sie breitet sich aus, sie wächst.
Die heißesten Quellen (bis zu 45 Grad) entspringen dem Granit in *Warmbrunn*. Es sind Schwefelquellen, gefräßig, gelbschwarz und furchtbar, trotz ihrer Heilkraft. Sie fressen Stein, Kacheln, Wände; kaum, daß ihnen Metall standhält.
Altheide liegt im Tal der *Weistritz*, 400 Meter über dem Meeresspiegel. Die Weistritz ist ein kleines Flüßchen, wichtig und stellenweise aufgeregt, ein nervöser Fluß, silbern, behende und jugendlich, von Tannenwäldern führt er dunkle Schatten und dunkle Düfte mit, ohne den hellen, leichtlebigen Charakter aufzugeben. Er ist ein Temperament, dem kein melancholischer Zufall schadet. Der Ort hat sich ihm angepaßt.
Salzbrunn, Flinsberg, Landeck, Reinerz – alle diese kleinen Badeorte liegen in dichter, warmer Nähe. Die helle Luft des Riesengebirges eint sie zu einer kleinen, stillen Familie. Sie unterscheiden sich äußerlich nur wenig voneinander. Aber wie alle Glieder eines begabten Geschlechts bei gleichen Kennzeichen dennoch verschiedene Vorzüge individueller Eigenart besitzen, so hat jedes dieser Bäder seine besondere Quelle und seine besondere Heilkraft. Es ist keine physiognomische, sondern eine *wesentliche* Verschiedenheit.
Alle diese Orte liegen in einer kulturell sehr reizvollen Gegend. Eine frühe katholische Vergangenheit ist überall noch lebendig. Die Reformation konnte Klöster aufheben und Kirchen requirieren. Aber die Zeugenschaft des Steins, die immer lebendig ist wie die des Bluts, konnte sie nicht aufheben. Wohlverwahrt in alten Gemäuern und in den jungen Adern der Nachkommenschaft ist die Tradition des Mittelalters.
Slawische Einflüsse mischen sich mit deutschen und romanischen. In diesem Gebiet herrschten einmal die Piasten; ein stolzes königliches Geschlecht, Wegbereiter abendländischer Kultur nach dem Osten, vielfach mit dem Deutschtum verwandt, von südlicher Kultur und slawischem Temperament, gerecht, mutig und friedlich zugleich.
Auf den weiten Marktplätzen der kleinen Städte dieser Gegend ist slawisches Wesen noch fühlbar. Rings um den Platz wölben sich die Bo-

gen der alten Häuser. Steinerne Treppen führen zu den Kaufläden. Orientalisches und Südliches lebt in diesen Plätzen. Der Raum ist weit, die Gänge schmal. Hier lebte (oder sollte leben) ein Geschlecht von Händlern. Stimmen, deren Klang hinüber- und herüberreicht. Waren, selbst beschaulich, ringsum ausgelegt für beschauliche Betrachter. Ein reizvolles Auf- und Niedersteigen auf Stufen. Kostbarkeiten, durch starke Gewölbe geschützt vor den Launen eines temperamentvollen Wetters. Keller zwischen den Stufen, Treppen, die aufzuheben sind und Kellertüren bilden.

Es blieb noch übrig, über die *Kosten* zu sprechen. Hier müßte eigentlich die Kritik einsetzen, wenn dem Kritiker die Voraussetzungen, also die Kenntnisse, geläufiger wären. Doch scheint auch dem oberflächlichen Beurteiler der wunde Punkt, an dem alle deutschen Bäder leiden, nicht nur die schlesischen, leichter zu beheben, als die Kurverwalter und Hotelbesitzer zugeben. Man muß *mindestens 6 Mark täglich* für Wohnung und Verpflegung zahlen; das heißt: Man muß mit 8 Mark »rechnen«. In Nizza (einem der teuersten Bäder der Welt) kann man täglich für 16 bis 18 Mark leben. In vielen Orten Italiens kostet ein Tag 4 bis 6 Mark. Die deutschen Bäder im allgemeinen – die schlesischen im besonderen – können sich über die »Auslandslust« der Deutschen nicht beklagen, solange nicht eine *ganz bedeutende* Preisermäßigung in Deutschland einsetzt.

Frankfurter Zeitung, 17. 5. 1925

GLASHÜTTE

In *Glashütte*, von Dresden bequem in zwei Stunden zu erreichen, werden die besten deutschen Taschenuhren geboren, die kleinen lebendigen Dinge, die uns von der Konfirmation bis zum Grabe begleiten. Jeden Abend vor dem Schlafengehen ziehen wir sie auf, ihre Herzen, ihre Lungen, ihr Leben um neue vierundzwanzig Stunden verlängernd, und legen sie auf das Nachtkästchen neben Brieftasche, Füllfeder, Zigarrenabschneider, Taschenmesser, Schlüsselbund und die anderen Trophäen, mit denen sich der Europäer tagsüber behängt. Viel mehr wissen wir von diesen angeblich nützlichen Gegenständen als von un-

seren Uhren. Nur ihren vertrauten Klang haben wir im Ohr. Aber ihre Seele kennen wir nicht, die unsichtbar im Gehäuse verborgen ist, metaphysisch existent neben dem Mechanismus; und nicht einmal diesen kennen wir. Oder weiß jemand, was eine »Federhaustrommel« ist?, ein »Kleinbodenrad«?, ein «Großbodenrad«?, ein »Messingwechselrad«? Wir haben ja allerhand gelernt: die lebenswichtigen Properispomena; die für ein geregeltes Dasein geradezu unentbehrlichen Fürsten aus der Siegesallee; die Trigonometrie, ohne die man sich ein Leben fast nicht mehr vorstellen kann; aber den Zusammenhang dieser Wissenschaften mit den Erscheinungen haben wir nicht gelernt. Können wir eine Uhr berechnen? Können wir sie zerlegen, um sie wieder zusammenzusetzen? Wissen wir, wie jene Stahlfeder hergestellt wird, mit der wir die klugen Erkenntnisse in unsere Hefte schreiben? Wie ein Bleistift entsteht, eine Kreide, eine Schultafel?
Deshalb ist es notwendig, in die Fabriken zu gehen und nachzusehen, wie groß die gebildete Ahnungslosigkeit unserer Lehrer und unserer Bücher war. Und jeder, der so weise über »die Zeit« zu schreiben sich unterfängt, sollte einmal auch etwas über eine Uhr erfahren. Denn diese ist nicht nur ein Instrument, jene zu messen, sondern auch ein Mittel, jene zu erkennen.
In Glashütte lebt alle Welt von Uhren. Mit ihrer Erzeugung sind drei große Fabriken beschäftigt, aber auch *Heimarbeiter* stellen einzelne feine und weniger feine Teile her und liefern sie den Fabriken.
Der Begründer der Glashütter Uhrenindustrie war Ferdinand Adolf *Lange*, Sohn eines Dresdner Büchsenmachers, Verfasser einer bedeutenden Schrift »Über den freien Ankergang«. 1845 entstand seine Fabrik, in der heute etwa 200 Arbeiter beschäftigt sind und die von seinen Nachkommen geleitet wird.
Die Fabrik liegt nahe dem kleinen Bahnhof und sieht aus wie ein großes Gartenhaus. Denn eine Uhrenfabrik soll nicht die zyklopisch-monumentalen Ausmaße etwa einer Automobil- und Motorenfabrik haben. Es ist eine leise, feine Arbeit, die in ihren Mauern geleistet wird. Jedes Geräusch einer hastig erbitterten Betriebsamkeit würde sie stören. Jeder Handlanger in dieser Fabrik ist mindestes ein halber Feinmechaniker. Die Hand stellt Werkzeuge und Werkzeugteile her, die Augen ohne Lupe nicht erkennen. Man schafft mit dem dichterischen Tastgefühl eines Blinden. Man feilt an unsichtbaren Windungen und schleift Stahlnadelspitzen, die nicht vorhanden sind, wenn man sie

nicht mit dem Glase sucht. Das ist schon die Grenze zwischen Arbeit und Schöpfung. Die Objekte leben in den Grenzgebieten zwischen materieller Welt und metaphysischer. Sie leben – und sind nicht da. Sie sind die letzten Ausläufer der »Materie«, dort, wo sie bereits in das Immaterielle vorfühlt. Diese Dinge können nur in einem Milieu der Stille, in einer Atmosphäre der Versenkung, des Abseitigen entstehen, erblühen. Die großen Uhrmacher der Vergangenheit schufen im Abgeschiedenen. Heute gibt es keine großen Uhrmacher mehr. Aber auch die kleinen Handwerker werden selten. Man kann in Berlin oder in einem anderen Zentrum der Arbeit nicht nur Motoren, sondern gewiß auch Dichtungen erfinden und ausführen. Aber nicht Uhren herstellen. Alle großen und kleineren Uhrenfabriken entstehen in kleinen Orten oder abseits der großen Städte. Und es ergibt sich die witzige Tatsache, daß diese Messer und Zeiger unserer Zeit von ihr nichts Günstiges zu erwarten haben. Die »Präzision« wird theoretisch größer, praktisch macht der Lärm, den diese Zeit erhebt, die Erfindungen voll, die sie hervorbringt.

Es gibt Abteilungen in der Fabrik, in denen auch die Musik der großen Maschinen hörbar wird. Das sind jene Räume, in denen die Werkzeuge hergestellt werden, die Formen, die Stanzen. Ein Schuster kann seine Ahle kaufen. Uhrenhersteller müssen auch ihre Werkzeuge selbst verfertigen und die Urbilder der Formen und die Fräse. Die Genauigkeit des Endobjekts ist abhängig von der des Werkzeuges.

Der Anfang einer Uhr ist die sogenannte »Mutterplatte«, eine runde Messingscheibe, auf der feine Stiche zu sehen sind. Hier sind die Punkte vorgezeichnet, auf denen die Bestandteile, die Schrauben und Stifte, angebracht werden. Eine Uhr wird »berechnet«. Es ist selbstverständlich wichtig, daß diese Punkte sich genau dort befinden, wohin sie die Berechnung dirigiert hat. Eine kleine, gar nicht wahrnehmbare Abweichung ist unmöglich. Mechanische Meßapparate von differenziertestem Feingefühl kontrollieren unaufhörlich die Resultate.

Ein Geräusch macht mindestens fünf Metamorphosen durch, bis es die letzte Form erreicht hat. Es ist zumindest ein ziemlich klobiges Stück Gold (oder Silber). Die Kunst besteht darin, es so zu höhlen und gleichzeitig zu flachen, daß möglichst wenig Material verlorengeht. Die Herstellung eines Gehäuses mit der Hand dauert acht Stunden. Ein sogenanntes »Savinettegehäuse« (Doppeldeckel) mit der Maschine drei Stunden. Rings um den inneren Rand muß ein Nickelstabring so

eingelegt werden, daß er aussieht wie organisch aus Gold gewachsen. In dem Arbeitsraum, in dem die Gehäuse hergestellt werden, liegt, trotz der peinlichen Sorgfalt, überall feinster, kaum sichtbarer Goldstaub. Die Blusen der Arbeiter sind Eigentum der Fabrik. Man wäscht die Arbeitsblusen in regelmäßigen Zeiträumen, schüttet das Schmutzwasser durch ein Sieb in große Fässer und – gewinnt Gold. Man gewinnt Gold aus den Ritzen zwischen den Dielenbrettern, aus den Fugen in den Arbeitstischen, aus den unwahrscheinlichsten Winkeln, aus dem Wasser, in dem sich die Arbeiter die Hände waschen. Man gewinnt aus seinem »Blusenwasser« durchschnittlich 37 Gramm reines Gold.
Die Generalstabskarte einer Uhrenfabrik ist die »Formituren-Termiatafel«. Sie hängt an der Wand, eine große Karte mit vielen kleinen Kästchen, Längs- und Querstrichen und rätselhaften Bezeichnungen in den einzelnen Kästchen. Das sind alle in der Fabrik umherwandernden Uhrenbestandteile. Jedes hat eine Zahl als Bezeichnung. Das Fräulein, das diese Tafel bedient, verfolgt die Wanderung der einzelnen Teile und kennzeichnet die verschiedenen Etappen durch bunte Stecknadeln. Braune, grüne, gelbe, rote Stecknadelköpfchen blühen auf der »Formituren«-Wiese. Es ist hier wie in einem Hauptquartier bei Truppenverschiebungen.
Sobald die Uhr fertig ist, kommt sie in eine sechs Wochen lange Quarantäne, die man »Regulage« nennt.
Reguliert wird die Uhr nach den Zeitsignalen von Nauen und Babelsberg. Weil die Temperatur Einfluß auf ihren Gang hat, muß sie alle Klimate durchwandern. Zuerst kommt sie in einen *Eiskeller* für 24 Stunden. Für die nächsten 24 Stunden kommt sie in einen *Wärmeofen*. Hierauf, weil auch die Lagerung wichtig ist, liegt sie in verschiedenen Lagen: sie kommt ins »Hängen«, in die »Bügel-Rechts«- und »Bügel-Links-Lage«, sie liegt auf dem Bauch und auf dem Rücken. Auf die feinen Zähnchen ihres Unruhrades schraubt man noch feinere, kleine Gewichtchen, schraubt sie hier ab, läßt sie dort bleiben, so lange, bis der Schwerpunkt genau in der Mitte erreicht ist.
Der Reguleur, mit dem ich sprach, ist ein bärtiger freundlicher Herr, der von seiner Arbeit fanatisiert ist, ein Uhren-Religiöser, ein rechnender Schwärmer, ein Genauigkeitsphantast. Diese Tätigkeit muß solche Charaktere heranbilden. Auch sie spielt sich in einem Grenzgebiet ab: nämlich dort, wo die genaueste Realität schon unwahrscheinlich wird und wo die Tatsache so berechnet und fixiert ist, daß sie beinahe keine

Tatsache mehr bleibt. Es ist der »Überrealismus« des Handwerks, der wieder ins Jenseits weist.
In Wirklichkeit macht ein Reguleur die überraschendsten Erfahrungen: daß die Uhr abhängig ist vom Temperament, dem Blut, der Leibesbeschaffenheit ihres Besitzers. In der Tasche eines Dünnen hängt sie »wie auf einem Kleiderständer«. Auf dem Bauch eines Dicken liegt sie schief – es ist die ungünstigste Lage für eine Uhr. Ein Schritt noch, und das Geheimnis fängt an: Wie reagiert dieser subtilste Mechanismus auf Mann und Weib? Auf Groß und Klein? Auf Optimismus und Pessimismus? Auf Laune, auf Begabung, Stumpfheit, Jugend, Alter?
So ein Reguleur hat kein leichtes Leben. Er reguliert immer. Jede Abweichung irritiert ihn. Der, mit dem ich sprach, gestand mir, daß er sich schämte, seinem Kollegen folgendes zu erzählen: Er hätte eine Nacht hindurch auf einen Ball getanzt und dann, ja dann differierte seine pünktliche Uhr um – zwei Zehntel Sekunden...
In der Fabrik befindet sich eine *Standuhr,* die, sobald sie fertig ist, ein »technisches Wunder« sein wird. Sie gehört ihrem Hersteller, ihrem Erdichter, und hat einen sehr hohen Seltenheitswert. Ihr Schöpfer ist der Uhrmacher *Goertz*, ein Deutschrusse aus Charkow. Er ist heute 62 Jahre alt. Als er achtundzwanzig zählte, begann er, die Uhr zu konstruieren. Er ist heute noch nicht ganz fertig.
Diese Uhr entstand, wie ein großes Kunstwerk entsteht. Zuerst wollte der Uhrmacher Goertz eine Pendeluhr bauen, die sowohl unsere Sommerzeit wie auch die astronomische Sternzeit anzeigen sollte. Aber die Uhr machte sich selbständig, sie wuchs unter den Händen ihres Schöpfers, sie verführte ihn. Und ehe er sich versah, hatte er auch Sonnenauf- und -untergang hineinkomponiert. Dann kamen die Mondphasen. Dann ein Kalender. Ein Anzeiger der Schaltjahre, Monate, Wochen, Tage, ein Schlagwerk für jede Viertelstunde, ein Werk, das einen Monat lang geht – die Uhr wuchs und wuchs, und der Uhrmacher ward alt und grau, der Weltkrieg kam, die Revolution, der Meister flüchtete, die Uhr, die er mitzunehmen glaubte, folgte ihm selbst, blieb bei ihm und befahl ihm zu arbeiten. Heute fehlen nur noch ein paar Äußerlichkeiten. Der Uhrmacher muß jetzt darangehen, die Konstruktion dieser Uhr aufzuschreiben für die Nachwelt. Es wird eine Dichtung aus Ziffern sein.
Goertz will diese Uhr verkaufen. Sie soll sein Alter sichern. Aber ob diese Uhr gewillt ist, ihren Meister zu verlassen – daran zweifle ich.

Frankfurter Zeitung, 24. 5. 1925

DER REBELL DES ERZGEBIRGES

Am 24. September 1841 ist Karl Stülpner gestorben. Sein Name, seine Taten, seine tief ethische und antigesetzliche Persönlichkeit leben im Volk des Erzgebirges heute noch frisch und unmittelbar fort, denn seine revolutionäre Kraft war der in einer einzigen Persönlichkeit gesammelte und zum Ausbruch gelangte rebellische Wille der ganzen Bevölkerung. Karl Stülpner ist der Held vieler sächsischer Marionettenspiele, eines »Heldengedichts« von Paul Haar aus Sorau, eines Romans von Eduard Milan, eines bekannter gewordenen Buches von Kurt Arnold Findeisen. Aber keiner dieser Autoren ist seinem Helden gewachsen, der auf einen revolutionären Homer Anspruch erheben könnte.

Karl Stülpner ist der Sohn eines armen Müllerburschen aus Scharfenstein, der's »auf der Brust hat« und früh stirbt. Karl ist der einzige Sohn seiner Mutter. Er wächst im Walde auf, kommt als Zwölfjähriger zum Förster von Ehrenfriedersdorf und wird ein guter Schütze. Zum erstenmal empfängt er einen revolutionären Impuls: Es ist üblich, daß die Herrschaft, sobald sie Lust zu einem guten Braten verspürt, bei ihrem Förster einen Bock bestellt. Wenn die Herren essen wollen, müssen sich die Diener sofort aufmachen und jagen. Der Förster ist nicht zu Hause, als der Auftrag kommt. Karl Stülpner, der schon so früh weiß, was der Befehl eines Brotgebers bedeutet, geht selbst auf die Jagd, erlegt den Bock und ist mit *einem Schuß* Jäger und Revolutionär geworden.

Bald holt ihn seine Mutter, die einen »Verdiener« braucht, wieder heim. Die Mutter hungert. Karl geht in den Wald. Er bringt reiche Beute. Man ahnt im Dorf, daß Karl wildert. Der Amtsgewaltige des Ortes und der Umgebung ist der Gerichtsdirektor Günther. Er verkörpert den Staat, das Gesetz, die Gesellschaft. Er tut nur seine Pflicht. Er ist der bestellte Jäger. Stülpner ist sein Wild. Wie aber kommt es, daß wir diesen Mann hassen, weil er tut, was er muß? Daß wir ihm seine Tugend nicht verzeihen? Daß wir ihm ein Laster hoch anrechnen würden? Eine Pflichtverletzung? Hier erwacht auch in uns die Rebellion gegen die Sitte, die Ordnung, das Gesetz, die wir selbst geschaffen haben, um vor den Stülpners sicher zu sein. Aber wir sind trotzdem nicht vor ihnen sicher. Ja, wir lieben sie sogar, die wir abzuwehren uns bemühen.

Der Gerichtsdirektor steckt Karl Stülpner zu den Soldaten, zum Train nach Dresden. Karl macht den Bayerischen Erbfolgekrieg mit. Die Mutter fährt zum Regiment und erwirkt seine Entlassung. Man holt ihn wieder. Nach Chemnitz, dann zu den Zschopauer Grenadieren. Als Grenadier kann er das Wildern nicht lassen. Er liebt den Wald, und er haßt die Förster. Seine Auflehnung gegen den Gerichtsdirektor, die militärische Maschinerie, die reichen Waldbesitzer äußert sich naiv in einem unwiderstehlichen Zwang zur Wilddieberei. Es ist die einzige aussichtsreiche Form der Empörung. Im Wald ist Stülpner dem Gesetz überlegen.

Man verhaftet ihn, steckt ihn ins Militärgefängnis. Er kommt nach Mühlberg. Von hier desertiert er und geht über die böhmische Grenze nach Sebastiansberg. Er wird Hausknecht in einem Gasthof, später Forstadjunkt beim Grafen Rostiz. Ein ungarischer Adliger nimmt ihn nach Debreczin. Hier hat er, der Lutheraner, den Haß der katholischen Bevölkerung zu spüren. Aber es ist noch etwas anderes: Stülpner ist Förster. Man hat den Bock zum Gärtner gemacht. Er soll die Ordnung schützen, gegen die er zu kämpfen bestimmt ist. Er verläßt Ungarn, wandert nach Wien, durch Bayern, die Schweiz, Baden, Hessen, Hannover und läßt sich in Osterrode, weil er kein Geld hat, zu den Dragonern anwerben.

Das Militär ist die schärfste Form der fesselnden Gesellschaftsordnung, der offensivste Ausdruck der gewaltsam zusammengehaltenen Gemeinschaft. Karl Stülpner, der geborene Feind jeder Geschlossenheit, desertiert wieder, nach Böhmen, dann nach Hof und schließlich nach Bayreuth. Da sind eben Preußen einmarschiert. Stülpner wird mit Gewalt zu den preußischen Musketieren gesteckt. Er zieht nach Frankreich, trifft vor Verdun einen sterbenden Invaliden, nimmt dessen Paß und desertiert als »Invalide Paul Matusch«. Er kehrt heim, agitiert für die »Menschenfreiheit, wie sie jenseits des Rheins« bestehe, und geht in die Wälder. Er lebt von nun an mit zwei Kumpanen im Wald, in der ganzen Gegend als »Räuber« bekannt und gefürchtet, von Militär- und Zivilbehörden verfolgt, von den Armen und Unterdrückten gepriesen, ein Heiliger und ein Wilder, legendarisch schon als Lebender.

Auf der andern Seite, in der andern, der friedlichen Welt lebt nur einer, dem Stülpner gefällt: Es ist der österreichische Major von Einsiedel. Der verspricht, sich für Stülpner zu verwenden, und reicht ein Gna-

dengesuch beim Kurfürsten ein. Allein, das Gnadengesuch wird nicht erledigt. Stülpner wartet die Erledigung bei seiner Mutter ab. Alle wissen, daß er zu Hause ist, niemand zeigt ihn an. Aber der Gerichtsdirektor erfährt es dennoch. Er erscheint an einem späten Novemberabend mit 79 Mann bei der alten Frau Stülpner. Karl flieht, die Büttel drohen der alten Frau und schlagen sie, der Sohn kehrt nach Scharfenstein zurück und beschließt, einen Krieg gegen die Behörde zu führen. Er stellt sich mit einem Gewehr in einer Nische des Schloßhofs auf, im Schloß tagt inzwischen das Gericht. Karl Stülpner belagert als einzelner das Schloß. Man ruft Militär herbei, die Soldaten weigern sich, auf ihn zu schießen, und ziehen wieder ab. Ein Jahr später trifft er den Büttel, der die Hausdurchsuchung bei Stülpner geleitet und dessen Mutter geschlagen hat. Stülpner prügelt den Beamten auf offener Landstraße und verlangt vom Gericht, es möge sich verpflichten, diesen Büttel nie mehr in die Gegend zu schicken, in der er, Stülpner, zu Hause sei. Und das Gericht fügt sich.
Und nun kommt der tragische Bruch in dieses einheitliche Rebellenleben, der Rückfall in die Bürgerlichkeit. Stülpner wird waldmüde. Er will heiraten. Er ist einsam. Seine Kumpane verlassen ihn. Er wendet sich an jene Macht, die das Unmögliche verwirklichen kann: an die Kirche. Und der Beichtvater des Kurfürsten erwirkt für Stülpner die Begnadigung. Er kehrt zu seinem Chemnitzer Regiment zurück, heiratet, zieht mit den sächsischen Hilfstruppen für Preußen gegen Napoleon, gerät in Gefangenschaft, flieht und – desertiert wieder und übernimmt ein Wirtshaus in Böhmen. Nach dem großen Generalpardon für Deserteure (1813) darf er nach Sachsen zurück. Seine Kinder sterben, seine Frau stirbt, Karl Stülpner heiratet noch einmal, zeugt einen Sohn, erblindet am Star und – wird operiert und wieder sehend. Er findet noch Zeit, einem Dorflehrer seine Erinnerungen zu diktieren. Dann stirbt er, und es wird berichtet, daß fünfzehn Dorfgemeinden ihre Arbeit ruhen ließen, um Stülpner das letzte Geleit zu geben. An seinem Grabe weinten alle, die Ausgestoßenen und die Seßhaften, die ewigen Wanderer und die kraftlosen Armen, die ohne Mut in der Enge ersticken.
Auf dem Friedhof zu Großolbersdorf ist er begraben. Das ganze Volk im Erzgebirge liest heute von seinen Taten. Er ist einer der ersten deutschen Revolutionäre, der Vertreter des unbekannten, verkannten und als spießerhaft verschrienen oder gewaltsam zum Spießertum erzoge-

nen deutschen Volkes, das Blut hat und wirkliche Empörer hervorbringt. Nur daß man sie nicht kennt. Wo sind die Dichter, die sich dieser wirklich deutschen Menschen annehmen? In welche Fernen schweifen Autoren, um Helden zu finden?

Frankfurter Zeitung, 27. 5. 1925

KLEVE, XANTEN, KALKAR

In *Kleve* am Niederrhein erzeugt man Margarine, ohne damit der Schönheit der Stadt zu schaden. Sie lag einmal am Rhein. Der Fluß hat sich selbst von ihr entfernt, was unrecht von ihm war. Schon im 11. Jahrhundert mußten die Klever Bürger einen Kanal bauen, um die Beziehungen zum Rhein wiederaufzunehmen.

Kleve hat auch einen holländischen Namen: Es heißt Kleef und könnte eine holländische Stadt sein. Die Einwohner haben runde, blonde, stille Gesichter, ich glaube, sie regen sich nicht gern auf, sie könnten ganz gut Holländer sein. Wenn man im Baedeker liest, daß die Holländer des Sommers gern in Kleve weilen, so macht man sich allerlei keineswegs böse, sondern natürliche Gedanken und freut sich der guten Beziehungen wenigstens zu einem unserer Nachbarstaaten sowie des guten Geschmacks der Holländer.

Rings um Kleve ist die Natur schon holländisch. Die kleinen Hügel wagen nicht aufzutreten, die Erde weitet sich flach und grün und fett und speist den wandernden Blick des Betrachters mit reichlicher, endloser Horizont-Nahrung. Blühende Obstbäume sind zwischen die Wiesen gestreut, in kleine Gärten, vor kleine, blanke Häuser, und das Sonnenlicht in diesem Lande leuchtet immer hinter einem dünnen Schleier aus silberner Luft.

Wenn es einen landschaftlichen Ausdruck für Pazifismus gäbe – hier ist er. An dieser Grenze kann hoffentlich niemals ein Krieg ausbrechen. Diese Erde ist für Spaziergänger da, nicht für Marschierende. Für Spaziergänger, ich meine: langsam, ohne Ziel Wandernde. Man wird hier nicht müde. Die Rast ist in der Wanderung eingeschlossen. Das versöhnlich-sanfte Leuchten der Natur und das zarte rosa und weiße Licht der Blüten beruhigen, machen friedlich, die weiche Erde

trägt den Fuß, die Landschaft kommt dem Wanderer entgegen, der Weg bietet sich ihm dar, die Straße führt ihn selbsttätig. Immer ist über seinem Haupt der melodische Lärm der unsichtbaren Lerchen wie ein Baldachin aus Gesang. Die Landschaft ist gut, sanft, freudig und von Wundern voll, die nicht erschrecken. Es ist eine *pfingstliche* Landschaft.

Durch die Mitte der Stadt, an freundlichen Läden vorbei, die immer offen sind, führt eine lange, ein wenig krumme *Straße*. Sie führt vom Bahnhof in den Tiergarten. Rechts in der Seitenstraße eine Kirche, links ahnt man nur den großen Platz um die große alte Kirche und das Schloß, in dessen Umgebung auch am hellichten Tage ein besonderer Dämmer für Liebende eingerichtet ist. Dort sah ich ein paar Menschen jener Seligkeit frönen, die man Liebe nennt. In den Seitenstraßen spielen unzählige Folgen dieser Seligkeit. Kleve hat mehr als 20 000 Einwohner, davon werden, so scheint es mir, 4 000 Kinder sein. Sie spielen in den kleinen, bergigen Gassen, die hinauf, hinunter, steil, sanft, abschüssig und auf Treppen laufen. Es sind verspielte Gassen, und ich wollte, ich wäre in einer dieser Gassen ein Kind gewesen.

Einen *Schutzmann* sieht man nur am Sonntag. Es ist ein freundlicher Herr, der den starken Verkehr von den Kirchen zum Korso sich regeln läßt. Denn die Menschen sind fromm in Kleve, sie stehen vor der überfüllten Kirche und hören mit einem, aber keineswegs halbem Ohr die Predigt und mit dem anderen schon die Glocken, gewissermaßen die Rede des Pfarrers und die Antwort des Himmels auf einmal. Dann wandern die jungen Mädchen in breiten Reihen durch die Straßen, und die jungen Männer warten an der Straßenecke, indes die Väter vor den Türen stehen wie in den Bilderbüchern. Es ist der echteste Sonntag, den ich je erlebt habe, ein Sonntag, der fast eine Sensation ist und von dem Glanz einer großstädtischen Premiere.

In *Xanten*, das viel kleiner ist, soll einmal Siegfried, der Drachentöter, geboren worden sein. Aber das ist, fürwahr, nicht wichtig. Wichtig ist der *Dom*, an dem man drei Jahrhunderte gearbeitet hat, der gotischste Dom der Welt, ein Bau aus Geheimnissen, nicht aus Stein. In diesem Dom vergißt man die Welt, die blühenden Obstbäume, das grüne Land und die silberne Sonne, denn er ist entrückt den Gesetzen der Erde, und er entfernt den Menschen allen seinen Beziehungen zum Leben. Er verbreitet Stille auf einen Umkreis von einigen Metern, er absorbiert Geräusche, er strahlt Schweigsamkeit aus, aus Türmen,

Spitzen, Fenstern, seine Fenster führen nicht in die Welt, sondern in den Himmel, und in seinem Innern ist das selbständige, auf Sonne und Lampen verzichtende Licht der Steine, des Goldes von den Altären und des braunen Holzes der Schnitzereien: ein Licht aus Grau, Braun, Gold; Licht aus Stein, Holz, Opfergabe.
Drei Ausgänge führen in den *Kreuzgang*. Ringsum Säulen wie steinerne Bäume. Es gibt eine Skulptur, die der Natur spottet. Diese Säulchen sind lebendiger als Bäume. Sie sind nicht in die Erde gesteckt, sie wachsen aus dem Boden. Ihre Kronen sind Gewölbe. Keine Vögel zwitschern darin, kein Laub rauscht. Nur das Steinerne schweigt rauschend und flötend. Nirgends ist ein süßerer Gesang. In der Mitte das Quadrat Grün, darüber das Quadrat Himmelsblau. Nur geduldet, nur geduldet! Das kleine Stückchen Natur angepaßt dem großen Willen des Steins. Tieferes Grün, stärkeres Blau, Gras, nicht von dieser Welt – anderen Gesetzen untertan. Himmel, nicht von diesem alltäglichen Himmel, der Schritt für Schritt über unserem Kopfe ist: sondern metaphysischer Himmel, jener, in den die Seligen kommen. Manchmal singt zwar ein Vogel in diesem Kreuzgang: aber es ist ein himmlischer Vogel. Das ist keine Lerche, die sich von Regenwürmern ernährt! Das ist eine Lerche, die von Manna lebt! Unter den steinernen Platten liegen Tote. Ihnen gilt der Gesang, ihnen gilt das Grün, ihnen das Blau des Himmels. Metaphysischen Gesetzen untertan ist hier jede Physis.
In *Kalkar* hat man leider die alte Kirche weiß angestrichen, aus mißverstandenem Gefühl der Sauberkeit. Aber solange die Holzschnitzereien da sind, die braunen, warmen, blanken, ist jedes Weißen der Wände ohne Nutzen. Denn der braune Ton, der von den Bildern aus Holz klingt, übertönt jedes renovierende Weiß, jedes Mißverständnis, jedes ehrfurchtslose Beginnen in dieser Kirche, und ein ehrwürdiger Schimmer von Alter breitet sich selbst über die jüngsten Menschen und die hellsten Sopranstimmen. Es schadet auch nicht, daß in Kalkar ein preußischer General geboren ist, der von Seydlitz, der Sieger von Roßbach, ein weltlicher und großer Herr, und es macht nichts, daß sein Denkmal auf dem Platz in der Mitte der Stadt steht und seine Ansichtskarten verkauft werden neben den Photographien der Altäre.
Was ist ein General – und selbst ein siegreicher – gegen eine *Holzschnitzerei* aus der alten Kalkarer Holzschnitzschule?

Nur ein General! Aber die lächelnden Heiligen aus braunem Holz sind die Sieger, und ihre Denkmäler ewiger, am ewigsten, und ihr Sieg so unermeßlich groß, daß ihn kein Geschichtsbuch enthält.

Frankfurter Zeitung, 31. 5. 1925

EIN HERZOGTUM FAST ZU VERKAUFEN!

Das Herzogtum *Sagan* in Schlesien ist französisches Gut, der Herzog von Sagan ist ein Franzose mit dem berühmten Namen *Talleyrand*, der Besitz noch aus jener fast sagenhaft gewordenen Zeit, in der die mächtigste aller Internationalen, die aristokratische, durch Krieg ungehindert, durch diplomatische Verwicklungen unbeirrt, auf allen Höfen heimisch war und mit allen Königen ohne Unterschied der Nation auf gutem Lebensfuß. Auch Sagan ist preußisches Thronlehen. Damals war der Patriotismus noch nicht in die aristokratischen Kreise gedrungen, und es gehörte keineswegs zum guten Ton, einen »Erbfeind« zu besitzen, damit man ihn bekämpfe. Man kämpfte für die Person eines Königs, nicht für die Macht, die er repräsentierte. Man kämpfte für den Ruhm des eigenen Namens, nicht für das Land, dem man entstammt war. Das Standesbewußtsein war tausendmal stärker als das nationale. Der König von Preußen war keinem französischen Herzog persönlich böse, auch mitten im Kriegführen hatten die regierenden Menschen über die Köpfe der Hopliten hinweg ein höfliches Lächeln füreinander.

Heute ist das kaum mehr verständlich, trotz der Internationale des Großkapitals und der angeblichen des Proletariats. Deshalb ist das französische Herzogtum mitten in Deutschland ein anachronistisches Kapitel und, weil es nur durch das komplizierte »Lehensrecht« seine juristische Existenz behauptet, auch noch ein schwieriges Diskussionsthema für Rechtsgelehrte. Es ist nicht nur ein Thronlehen mitten in einer Republik – es ist auch ein fränzösisches Herzogtum mitten in Deutschland. Anlaß genug, um interessant zu sein. Sagan ist aber auch in den letzten zwei Jahren aktuell geworden.

Vor 1914 war der Anachronismus naturgemäß kleiner. Es ward immerhin noch erwogen, ob der junge Erbe des Herzogtums, der jetzt

sechzehnjährige Prinz von Sagan, nicht in die deutsche Armee eintreten und die deutsche Staatsbürgerschaft erwerben sollte. Während des Krieges war davon natürlich keine Rede mehr. In Deutschland schlug eine große Tageszeitung vor, Sagan mit dem Herzogstitel dem Feldmarschall Hindenburg zu schenken. Nach dem Kriege wurde Sagan (dank dem Friedensvertrag von Versailles) schuldenfrei. Die Talleyrands sind wieder rechtmäßige Besitzer des Gutes und des Schlosses.

Nun aber kommt das dramatische Moment in die Gegenwartsgeschichte des Herzogtums: Der junge Talleyrand will diesen Besitz nicht. Es ist ein ungeheurer Reichtum: ein altes Schloß mit mehreren wertvollen Bildern, mit Möbeln aus vergangener Zeit, mit köstlichem Porzellan, mit historischen Reminiszenzen und Reliquen; mit ungefähr achtzigtausend Morgen Wald; einer gutmütigen und dankbaren Bevölkerung, die in Gedanken an wohltätige Herren von Sagan keinen nationalen Haß gegen die Talleyrands kennt. Der junge Talleyrand möchte dieses Schloß nicht. Es ist zwanzig bis dreißig Millionen wert. Von Zeit zu Zeit tauchen Gerüchte auf, die wissen wollen, daß das Schloß zur Versteigerung gelangen soll. Käufer aus allen Weltgegenden melden sich. Aber – das Schloß wird *nicht* verkauft.

Die Vormundschaft des jungen Erben möchte einen Käufer finden, der die Verpflichtung übernähme, das Schloß so zu erhalten, wie es jetzt dasteht: als historisches Gut. Die Pietät kämpft einen fast aussichtslosen Kampf gegen die praktische Einsicht. Der junge Talleyrand wird niemals in Deutschland wohnen. Das Gut muß einen Herrn haben.

Selbst wenn er nicht wollte – er *müßte* es verkaufen. Aber er ist ein Talleyrand. Die Geschichte seiner Familie ist mit der Geschichte Sagans zum Teil verbunden. Indessen muß das Gut, um Erträgnisse anzuwerfen, nach dem willkürlichen Gutdünken eines Käufers verwaltet werden. Man kann von einem, der nicht gerade ein Talleyrand ist, nicht erwarten, daß er aus Pietät für fremde Traditionen draufzahle. Dem preußischen Staat ist das Besitztum zu teuer. Es ergibt sich also die sehr merkwürdige Situation, daß in Schlesien ein französisches Herzogtum zu verkaufen ist an einen idealen, niemals aufzufindenden Käufer. Viele Beamte leben auf dem Gut: die Förster, die Beamten der herzoglichen Kammer, ein deutscher Major,

der das Herzogtum verwaltet. Es ist ein Herzogtum zu verkaufen? Aber eines, von dem man sagen könnte, es hänge in der Luft, läge es nicht in Schlesien. Ein Luft-Herzogtum, metaphorisch verstanden...

Ich, der ich in Sagan war, kann es dem jungen Talleyrand nicht übelnehmen, daß er keine Lust hat, das Schloß seiner Väter zu beziehen. In Sagan repräsentiert die Kultur ein zwar belangloses, aber nationale Belange förderndes Blättchen, und außerdem ist Sagan langweilig. Paris ist ohne Zweifel interessanter. In Sagan hält zwar der D-Zug. Aber von der Bahn in die Stadt ist ein Weg von einer guten Viertelstunde – und ich möchte ihn nicht einmal im Wagen mehr als einmal im Jahr zurücklegen. Manchmal tanzt man einen Abend lang im Hotel die Shimmys, die, um eine Saison verspätet, in diesen Ort kommen. Ein Ringplatz ist vorhanden, die Kanalisation wird ausgebessert, den Bürgermeister grüßen alle, in der Buchhandlung kauft man Schreibutensilien.
Der Park ist groß, das Schloß ist schön. Es enthält u.a. Porträts schöner, leider schon verstorbener Frauen und eines der interessantesten historischen Stücke: den Tisch, auf dem die Verträge des Wiener Kongresses unterschrieben wurden. Es ist ein gewöhnlicher Konferenztisch, mit mehreren Brandlöchern im Tuch und, das wichtigste: ein *grüner* Tisch – wie alle Tische, auf denen man Geschichte macht und die Geschichte desavouiert. Große, helle Räume, »blaue« Säle, Kristall, Silber, weite, herrschaftliche Bogenfenster, die in den wunderbar weiten, ausholenden, verschwenderisch grünen Park blicken lassen. Lüster, »Königszimmer«, Himmelbetten, ein großes Buch, in dem sich die Besucher eintragen, Majestäten und andere, Gewöhnliche...
Aber ich verstehe den jungen Erben: Ich möchte nicht in diesem Schloß leben und mein eigener Ahnherr sein.

Frankfurter Zeitung, 5.6.1925

PREMIERE IN ANNABERG

In Annaberg war Premiere. Man spielte den »Lumpazivagabundus« von Nestroy auf sächsisch, und ich saß in der Loge für zwei Mark fünfzig und genoß alle Wonnen eines Inkognitos. Es war mir freigegeben, von meiner einsamen Höhe herab sowohl nach rechts als auch nach links überlegene Blicke zu schicken und geradeaus herunterzusehen auf die Honoratioren der Stadt, auf die Bürger ersten Ranges, die wirklich den ersten Rang einnahmen. In kleinen Städten ist man etwas, wenn man etwas ist, körperlich, nicht nur metaphorisch, weithin erkennbar, allen sichtbar. Zwischen der ersten Reihe und jener, in der das einfache Publikum zu sitzen anhub, war ein leerer Raum, standen leere Stühle, aus Respekt unbesetzt, so daß das Parkett an eines jener dicken Bücher erinnerte, in die sich die Besucher sehenswürdiger Schlösser eintragen: Auf die erste Seite schreiben Monarchen und Fürsten ihre erlauchten Namen. Dann sind zwanzig Seiten frei. Auf der einundzwanzigsten fangen die simplen Namen simpler Besucher an, die nicht zum Herrn des Schlosses kamen, sondern zu seinen Kronleuchtern, seinen damastenen Vorhängen und originalen Ölgemälden.
Ich saß also, wie gesagt, in der Loge oben und sah in den Orchesterraum, wo die Musiker ihre kleine Tragödie aufführten, die Bässe und Geigen stimmten, Zwiesprache hielten mit ihren Instrumenten und auch musikalisch miteinander verkehrten, so daß, als eine Geige der anderen antwortete, mit dem gleichen sanften Ton der Übereinstimmung, es war, als wären beide entschlossen, ihr Bündnis aufrechtzuerhalten, den ganzen Abend hindurch, und als hätte jeder Musiker versprochen, dem andern keinen Bogenstrich durch die Rechnung zu machen. Der Primgeiger war ein junger, schmächtiger, blonder Mann mit lyrisch gekräuselten Haaren, deren Widerspenstigkeit Talente verhieß. Aber er steckte in einem viel zu weiten hellen und karierten Anzug, wie ihn der Baßgeiger hätte tragen müssen. Dessen Rock aber war zu eng. Und keiner von den Herren trug ein ihm gemäßes Kleid. Nur der junge Kapellmeister, schlank, wie ihn der Ehrgeiz erhielt, trug einen Frack, und er kam erst im letzten Augenblick, schnell, wie ein Lehrer die Klasse betritt, und ehe ich ihn noch betrachtet hatte, wurde es finster, der Beleuchtung ging vor dem Kapellmeister gleichsam der Atem aus, und eine Weile sah ich noch im Halbdämmer den Vorhang aus

Blau und Rot und fleischigem Weiß, den Himmel, die Säulen, die traditionellen weiblichen Wesen der Literatur und Kunst, die künstlerischen Offiziösen des Olymps und links und rechts zwei große Namen, nichts mehr als zwei Namen, die wie Visitkarten aussahen: »Goethe« und »Schiller«.

Dann begann das Spiel. Aus einer richtigen Versenkung, die einer Großstadt würdig gewesen wäre, tauchte Lumpazivagabundus hervor, und nur ich konnte sehen, wie er auf einer beweglichen Fußbodenplatte stand. Auf alle anderen mußte es den Eindruck machen, daß sich die Erde gespalten hätte, um den leichtfertigen Sohn der Unterwelt hervorzuspeien. Auch den Souffleur hörte ich, und ich sah hinter die Kulissen, und vor mir tat sich das ganze Geheimnis des Theaters auf, die Zauberei demaskierte sich, und ich schaute ein Gerüst aus hölzernen und papierenen Knochen. Dennoch war ich nicht desillusioniert. Denn ich genoß den primitiveren und echteren Zauber der Vorbereitung, nicht den der Vollendung. Es war, als hätte ich den Ankleideraum einer Frau gesehen und wie sie Toilette macht! Die Konstruktion des Wunders ist auch ein Wunder, und die Entstehung der Illusion ist auch eine Illusion.

Es war alles so ergreifend menschlich: Man sah die Nöte des Anfängers und das Ende des Verkommenen, die Hoffnung und die Gleichgültigkeit, die kleine Gage und die große Anstrengung, und weil von niemandem mehr als der Text verlangt wurde und diesen der Souffleur kostenlos spendete, spielte jeder der Akteure sich selbst zu fremden Worten und war also ein schlechter Schauspieler, wenn man ihn hörte, ein glänzender, wenn man ihn sah. Er war echt, denn er brauchte sich nicht zu verstellen. Er war nur verkleidet.

Die Pausen waren sehr lang, denn die Verwandlungen brauchten Zeit. Das Publikum flanierte in den Gängen – und unter den Leuten befanden sich keine Kritiker und keine Leute vom Fach. Es war ein reines Publikum, unberührt von Kennerschaft, und es nahm das Theater nicht wichtiger, als es ist. Die Leute rochen sauber nach Seife, nicht nach Literatur, sie waren durchsichtig wie blankgeputzte Fensterscheiben, und tief sah man auf die Gründe ihres Wohlwollens. Sie begeisterten sich nicht, sie zollten ehrlichen Beifall, und wenn sie, die wenigen, klatschten, war es wie ein kleiner, lustiger Wellensturm eines kleinen, provinziellen Sees voll geographischer Bescheidenheit.

Sehr spät gingen wir nach Hause. Wir schliefen alle ruhig, kein Schau-

spieler empfand Angst vor den Morgenblättern, und es gab keinen Kritiker, der vor lauter witzigen Bemerkungen keinen Schlaf gefunden hätte. Die Damoklesschwerter hingen in der Requisitenkammer und waren aus Pappe, die kein so gefährliches Material ist wie Zeitungspapier...

Frankfurter Zeitung, 10. 6. 1925

BESUCH BEI DEN WEBERN

Die literarische Fixierung eines Stoffes macht unlebendig, tötet das »Material«, insofern es noch eine weiterwirkende, selbständige, von Literatur unabhängige Existenz hat. Was einmal eine oder mehr endgültige Formen gefunden hat, wandert so und nicht anders weiter durch das Bewußtsein der Generationen, unverändert, obwohl es sich unaufhörlich wandelt. Es ist bereits unsterblich geworden, das heißt gleichzeitig: tot. Es ist zu einem Monument erstarrt. Es lebt im Gedächtnis fort, aber nicht mehr irdisch.

Derlei monumental gewordene Gegenstände wieder zu entdecken, bietet einen besonderen Reiz. Es gilt, den Stoff zu befreien von allen Vorurteilen, die eine künstlerisch endgültige Formung unabänderlich verursacht. Es gilt, das bereits als »unsterblich« Begrabene wiederauferstehen zu lassen, obwohl es lebt, weil es lebt. Es fällt dem Existenten nicht ein, nur deshalb aufzuhören, weil es im Bewußtsein der Mitwelt schon in einem bestimmten Zustand fixiert ist. Es lebt unabhängig von den literarischen Assoziationen weiter, an die wir es hängen.

Wenn wir hier von den *deutschen Webern* sprechen wollen, so bemühen wir uns, diesen Begriff von jeder literarischen Reminiszenz zu befreien, die an ihm kleben mag. Wir denken zwar an das Gedicht von Heine und das Drama von Hauptmann, aber wir wollen nicht entgegen der lebendigen Weber-Wirklichkeit eine durch Dichtungen beeinflußte Anschauung vom Stoff übermitteln. Er mag als »romantisch« (im alltäglichen Sinn) gelten. Er ist es gar nicht. Er ist (im sachlichen Sinn) eher wirtschaftlich. Das »Weber-Elend« als künstlerisches Motiv ist freilich vorhanden. Aber fast in dem selben Maße wie das Arbeiter-Elend überhaupt. Den sozialen Gesetzen der Entwicklung gemäß sind

die Weber heute im »Textil-Arbeiter-Verband« organisiert. Innerhalb der ehernen und tabellarischen Gesetze des wirtschaftlichen Lebens ist zwar, wie überall, viel Platz für Poesie, aber wenig Zeit für eine »romantische« Betrachtung. Es gilt, vor allem festzustellen, daß die Weber je nachdem 48, 51, 53 Stunden in der Woche arbeiten; daß nicht alle Betriebe gegenwärtig produzieren; daß der Höchstlohn für Männer 62 und eine halbe Mark beträgt, für Frauen 38; daß der für ungelernte Arbeiter 43 beträgt, für ungelernte Arbeiterinnen 38 Mark; und daß es einige hundert »Kurzarbeiter« gibt.

Diese sachlichen Feststellungen nehmen eigentlich die wichtigste vorweg: daß es sich längst nicht mehr um *Heimarbeiter*, sondern um *Fabrikarbeiter* handelt. Die Heimarbeiter sterben aus. Im September 1918 waren von 112 ansässigen Webern im Erzgebirgsdorf *Gnadenfrei* nur 48 beschäftigt. Und die jüngsten Weber waren zwischen 50 und 60 Jahren. Der eifrigste verdiente 20 Mark in der Woche und arbeitete von 6 Uhr früh bis 9 Uhr abends, also den ganzen Tag. Es gibt selbstverständlich auch heute keine jungen Heim-Weber mehr. Die jungen, aber auch die älteren gehen in die Fabriken. Uralte Großmütter und Großväter arbeiten noch vereinzelt, verstreut in verschiedenen Dörfern, zu Hause. Diese Alten leben ganz abseits der Zeit. Sie haben nicht nur den alten (durch die Literatur bekannten) Haß gegen die Maschine und die Fabrik, sie sind auch jeder technischen Reform am Webstuhl abgeneigt. Sie arbeiten noch mit den althergebrachten »Schiffchen« in der Hand, was selbstverständlich zur Folge hat, daß sie viel zu wenig abliefern und noch weniger verdienen. So hören sie auf, freiwillig oder weil Krankheit sie lähmt und der Tod sie holt. Ich habe in der Nähe von *Hirschberg* eine alte, 76jährige Weberin aufgesucht. Sie zeigte mir mit rührend zittrigen Händen selbstgewebte Hemdchen für ihre Enkel und Urenkel. Sie sitzt seit 30 und mehr Jahren Tag für Tag am alten Webstuhl. Nur daß sie vor dreißig Jahren noch einen kranken Mann und zwei Töchter erhalten konnte. Heute webt sie, natürlich ohne Entgelt, nur für den Hausbedarf. Sie ist eine der letzten Weberinnen der Gegend. Eines Tages wird sie der Tod am Webstuhl aufsuchen und einschläfern. Die Maschine wird auf den Boden wandern, zu anderem Gerümpel. Und nur die hangewebten Hemden werden dauern.

Ringsum im Lande aber stehen die Webereien, Fabriken mit Schloten, häßliche Ziegelhäuser. In der Frühe strömen die Weber durch die großen Tore, Glocken läuten den Dienst ein, Sirenen ertönen, elektrische

Kraft bewegt Hunderte Räder, und die Produktion ist trotz der nicht sehr günstigen Geschäftslage enorm. Freilich bedeuten auch die Fabriken nicht etwa einen Bruch mit der Tradition, sondern im Gegenteil, ihre Fortsetzung mit zeitgemäßen Mitteln. Es ist vor allem eine geographische Tradition. Die Weberei ist örtlich gebunden. Ihre Heimat bleibt das Riesengebirge. Auch heute noch klebt an jedem Stück Leinwand, das die Fabrik verläßt, die ganze umfangreiche, an Elend und Abwechslungen reiche Geschichte der Weber und der Weberei.
Die Geschichte der schlesischen Weberei reicht bis ins *15. Jahrhundert* zurück. Früher waren es die *Klöster,* in denen der Flachs verarbeitet wurde. Eine historisch nicht nachweisbare, aber immer noch im Volke lebendige Überlieferung will wissen, daß der Handwerksbursche Joachim *Giroth* aus Hirschberg im Jahre 1464 aus Haarlem zurückkehrte, wohin er gegangen war, um sich in der Schusterei zu vervollkommnen. In Haarlem aber lernte er durch Zufall die Schleierweberei. Als Schleiermacher kehrte er in die Heimat zurück und er fand Schüler und Nachahmer.
Die wissenschaftliche historische Forschung beschränkt sich auf die Feststellung, daß die, meist deutschen, Gebirgsbewohner des Landes sich mit der Herstellung von Leinen befaßten. Die Leineweber lebten in den Orten Landeshut, Schmiedeberg, Neiße, Greiffenberg, Schweidnitz, Jauer und Hirschberg. Zuerst war die Weberei ein nur weiblicher Beruf. Erst die Zünfte schaffen auch männliche Weber. Die ersten Weberaufstände brechen aus: 1436, 1529. Der Bürgermeister von Greiffenberg, Matthias *Rothe*, vertreibt die schlesische Ware nach Frankfurt a. M., Köln, Augsburg und anderen Gegenden und macht Schlesien zum Weltmarkt für Leinenweberei. 1616 bricht der erste größere Weberstreik aus. Die Aufstände wiederholen sich immer wieder. 1844 wird Hirschberg der Revolutionsherd für Schlesien. Hier entstehen die ersten revolutionären Zeitungen: »Der pädagogische Wächter«, »Die Kanzel«, »Der Sprecher«. Seit 1849 gibt es Maschinen. Das Elend der Weber hört auf, ein Volkselend zu sein. Der Tod der Handweberei setzt ein. 1913 gibt es nur noch 2000 Hausweber in Schlesien, 1919 nur noch *tausend.*
Nach der Revolution wurde die »Zentralarbeitsgemeinschaft der Textilindustrie« gegründet, deren Ziel es ist, eine gemeinsame Lösung aller wirtschaftlichen Fragen zwischen Arbeitnehmern und -gebern zu finden. Trotzdem ist hier und dort Unzufriedenheit, besonders mit den

mangelhaften hygienischen Einrichtungen mancher Fabriken vorhanden. Die alte Rebellion lebt noch zeitweilig auf, und das alte, furchtbare und ebenso schöne Weberlied ist noch nicht vergessen.

Hier im Ort ist ein Gericht,
Noch schlimmer als die Femen.
Wo man nicht erst ein Urteil spricht,
Das Leben schnell zu nehmen...
Hier hilft kein Bitten und kein Flehn,
Umsonst ist alles Klagen –
»Gefällt's euch nicht, so könnt ihr gehn,
Am Hungertuche nagen!«...

Hirschberg, das alte Zentrum der Weberei, liegt am Fuß des *Riesengebirges*, 343 Meter hoch. Es ist eine kleine Stadt, alt, im 12. Jahrhundert gegründet, reich an Denkmälern aus einer wunderbaren Zeit, in der die Menschen noch bauten und nicht Häuser errichteten. Schon 1108 erteilte Boleslaw III. Hirschberg »Stadtrechte«. Der polnische Einfluß ist unverkennbar. Der »Ring« gleicht genau den Marktplätzen kleiner polnischer Städte. Runde Bögen, niedere Gewölbe, offene Läden auf Stufen, Stufen, für offenen Straßenhandel bestimmt, leichter Anflug slawischer Melancholie auf den niederen, alten Fassaden.

Katholische Kultur ist überall noch vorhanden, aber nicht mehr lebendig. Eine katholische Kirche: eine kleine katholische Gemeinde; Katholizismus in Stein, erstarrt, wehmütig, zurückgedrängt.

Was hier lebt, ist von eifrigstem Nationalismus erfüllt. Ein ganzes Volk in Windjacken patrouilliert, sobald die Dämmerung hereinbricht, mit großer Überzeugung hin und zurück. Die Garnison ist verhältnismäßig groß, man sieht Soldaten, Soldaten, Soldaten.

In allen Lokalen trinkt man eifrig und mit großem nationalem Erfolg. Man singt, schimpft auf die Juden und liest die nationalistischen Provinzblätter. Eine Unterredung mit dem Leihbibliothekar Hirschbergs belehrte mich darüber, was man in Hirschberg liest: Den Rekord schlägt die Courths-Mahler, dann Romane Rudolf Stratz', Maria von Nathusius gilt als schnurrig und »literarisch«. Walter Bloem ist geradezu ein komplizierter Autor für Hirschberg.

Hirschberg ist von allen Städten, die ich besucht, die *einzige*, in der ich in einem Kino *einen verfilmten Courths-Mahler-Roman sah.*

In Hirschberg, der alten Zentrale der Revolution, lebt die spießige Reaktion, aber auch die aggressivste.

Kein Wunder, daß es den Webern schlechtgeht. Von allen arbeitenden Frauen in der Weberei gibt es keine, die *hundert Pfund Körpergewicht* erreichte. So schwache Revolutionäre können dem Nationalismus des Riesengebirges nicht imponieren. In allen Orten ist immer noch »ein Gericht, schlimmer als die Femen« ...

Frankfurter Zeitung, 12. 7. 1925

Frankreich

WIE MAN EINE REVOLUTION FEIERT

Paris, im Juli [1925]

Man tanzt in den Straßen von Paris und freut sich über eine Revolution, die schon so lange zurückliegt, daß man ein Historiker sein muß, um ihre lebendigen Folgen heute noch und überall wahrzunehmen. Es gibt wieder den unerträglichen Hochmut einer Kaste, der sich mit dem der Guillotinierten messen darf. Dennoch ist der vierzehnte Juli das Fest des Volkes. Im Glanz der alljährlichen Siegesfeier vergißt man, daß der Anlaß längst durch die Entwicklung der Welt überholt ist. Der Platz der Bastille ist so wunderbar illuminiert, daß man sich der großen historischen Illumination erinnert; und in dem Gedränge der Schaulustigen ist so viel elementare Kraft, daß die großartige Furchtbarkeit der Masse wieder fühlbar wird – heute wie damals.

Seit drei Tagen tanzte man. In der Mitte der Straßen und Plätze spielten Musikkapellen. Großväter tanzten mit Enkeln, Mütter mit Töchtern, Väter mit Söhnen. Eine ungeheure Weltstadt wollte keine Weltstadt sein, sondern eine Weltfreude. Sie setzte die Unordnung, die Außerordnung des Festes, in die Rechte der öffentlichen Ordnung ein. Chauffeure ließen die Wagen stehn, stiegen ab, nahmen einen Trunk und einen Tanz und fuhren weiter. Denn die Straße gehörte nicht ihnen, solange sie nur Chauffeure waren, sondern erst, als sie Tänzer wurden. Auch der Bürgersteig gehörte den Tänzern und nicht den Passanten. Wer wäre da nicht Tänzer geworden?

Im Schmuck der Straßen war keine Gewaltsamkeit, und die Fahnen, wie bunte Brücken der Freude über Kreuzungen gespannt, waren kein »Aufputz«. Sie wuchsen aus Portalen und blühten aus Fenstern. Alte Mauern erwiesen ihre Fruchtbarkeit und gebaren Zierat. Das Fest war weder eine Improvisation noch eine mühsame Inszenierung. Es wuchs aus dem Asphalt, der das ganze Jahr so ist, als müßten fertige Musikanten aus ihm entsprießen. Rote Lampions hingen in den Bäumen. Sie sahen nicht aus wie »seltsame Früchte«. Weit entfernt davon, Gelegenheit zu billigen Vergleichen zu bieten, waren sie nichts mehr als be-

leuchtetes rotes Papier und dennoch heimisch im natürlichen Laub. Es umschloß sie, und sie durchbrachen es. Wunderbar fügte sich Künstliches in Natur. Und obwohl unten die Kellner sofort kassierten, war es doch so, als bekäme man alles umsonst – weil man es in der herrlichsten Mitte der Fahrbahn bekam. Der Arme fühlte nicht, daß er verschwendete, und das Bezahlte war geschenkt.

Am Abend des vierzehnten Juli ereignete sich das Feuerwerk. Arbeiter füllten die Straßen, und die reichen Leute saßen arm in den großen Fremden-Automobilen und wurden schnell herumgeführt. Jede Paradegeste füllte sich sofort mit historischem Gehalt. Die Illumination war keine leuchtende Phrase. Die Lichtreklamen ertranken in der Fülle des wieder in seine Rechte eingesetzten, der Freude gewidmeten Lichts. Bunte, knallende Raketen gebar der Horizont. Auf den Schultern der Väter jubelten die Kinder. Diese Kinder, die niemals aufhören werden, Republikaner zu sein, auch wenn sie einmal Opfer der Politik werden müßten.

Denn sie haben in einem Alter, in dem ein Feuerwerk erhaben erscheint, den fernen, aber verwandten Glanz einer Flamme gesehn, die Revolution heißt!...

Zu Lebzeiten unveröffentlichtes Manuskript

WIRKUNG EINES BOULEVARDBLATTES

Es ist die lauteste Stunde des Tages, in der das Boulevardblatt erscheint. Die Millionen Lettern seiner hunderttausend Exemplare erzeugen einen optischen Tumult, der den hörbaren der Kolporteure überflüssig macht. Die massiven Buchstaben, aus denen sich die Titel zusammensetzen, fallen mit unvergleichlichem Krach, wie schwere Balken aus Ebenholz, über die Welt. Es ist nicht nötig, das Boulevardblatt zu lesen. Seine Nachrichten erfüllen das unwilligste Ohr mit Getöse und geben sich selbst kund, ehe man hingeht, sie zu hören. Nur sehr neugierige Menschen, die ihr Laster glauben macht, daß nach solch großartigen Titeln noch größere Ereignisse folgen und daß sich hinter solchen Donnern noch ein Gewitter verbirgt, kaufen das Boulevardblatt und lesen es sogar.

Zu den Lesern des Boulevardblatts gehört Gaston Parrain, ein schwächlicher und wahrscheinlich furchtsamer Mensch mit einer starken Einbildungskraft, dessen Genuß die Aufregung ist. Er sitzt auf seiner Steinbank im öffentlichen Park, in einer abgeschiedenen Allee, und entfaltet das Boulevardblatt. Sein Blick haftet sofort an dem Titel, der über drei Spalten läuft und dessen Buchstaben etwa 15 Zentimeter groß sind:

»Ein Polizist ringt verzweifelt mit einem Einbrecher und schießt, an der rechten Hand schwer verletzt, mit der linken.«

Gaston Parrain liest den Bericht. Er erfährt alle Details der Begebenheit, er sieht den Polizisten vor der Tür warten, den Einbrecher hinter der Tür lauern, sprungbereit, den Revolver in der Rechten, die Linke zum Würgegriff gespreizt, er hört die unvorsichtige Bewegung des Beamten, hört das schicksalhafte Knarren der Tür, fühlt den Sprung des Einbrechers und gelangt in diesem Augenblick an den Zwischentitel, der schwarz aus dem weißen Papier hervorspringt, als wäre er soeben erst aus der Maschine gekommen:

»Da knallte ein Schuß.«

In der stillen Allee wird es dunkel. Der Abend selbst kommt in diesen Teil des Gartens wie eine plötzliche, schwarze Kunde, ohne Dämmerung, die Vögel flattern erschrocken auf, ein fremder Wind, wie er wahrscheinlich einmal den Untergang der Welt beschreiben wird, streicht über das Boulevardblatt, daß es knistert, und die Buchstaben des unheimlichen Berichts werden immer kleiner.

Da erhebt sich Gaston Parrain, hart an seinem Ohr vorbei saust eine Kugel, eine Tür knarrt, er duckt sich, seine rechte Hand ist ein blutiger Fetzen, mit der linken versucht er einen schwarzen, bärtigen und maskierten Mann zurückzustoßen, der auf ihn stürzt. Gaston Parrain fällt, stöhnt, sucht seine Alarmpfeife und findet sie nicht, zugleich hört er den Einbrecher, der klirrendes Silber in einen Sack packt. Gaston Parrain greift mit letzter Kraft in die Revolvertasche, sein Zeigefinger erlahmt, er drückt schnell ab und schießt in die Richtung, in der sich sein Feind befinden muß.

Er hört noch das ersterbende Echo seines Schusses, fühlt plötzlich einen brennenden Schmerz in der Schulter, hört gurgelndes Wasser aus einem verborgenen Kanalgitter und das Ticken seiner Uhr aus der Westentasche.

Er sucht das Boulevardblatt, das der Wind davongetragen hat. Er zieht

die Uhr, entziffert die Stunde, erschrickt, erhebt sich und versucht, seinen Anzug vom Staub zu reinigen. Er wohnt drei Straßen weiter. Große Furcht vor seiner Frau, die heute ins Kino gehen wollte, erfüllt ihn. Er springt, den Hut in der Hand, mitten zwischen rasende Automobile, und es ist ungewiß, welche von beiden Gefahren er überstehen wird:

Die tödliche Straße
oder
die wartende Frau.

Frankfurter Zeitung, 30. 7. 1925

AMERIKA ÜBER PARIS

Über den Dächern der *Häuser von Paris* lächelt ein fürchterlicher Riesensäugling von kolossaler Gesundheit. Er macht Reklame, er ist Reklame für eine Seife, deren entsetzliche Wirkungen er selbst übertreibend repräsentiert. Dieser aufgestockte Säugling ohne Unterleib, dessen Mund 15 Meter breit ist, dessen runde Tieraugen einen Durchmesser von drei Metern haben, nistet an den Mauersimsen und Bretterzäunen, ein robustes Ungeheuer, das heute noch lächelt, morgen schon grinsen wird, ein Sportsäugling, dessen Antlitz ein bunter Fußball ist und der den kommenden Menschen ankündigt. Es wird der Idealtyp des amerikanischen Mannes sein, der immer schon so große Kinderschuhe getragen hat, daß er sie niemals abzulegen braucht; der naive und brutale, sentimentale und eiserne, hundertprozentige und Kinderwagen schiebende Rekordläufer. – Es ist zwar eine französische Seifenfirma, die diesen Säugling über Paris schwingt. Aber es ist mehr als eine Reklame, es ist ein Symbol, es ist Amerika: Amerika über Paris.
Ich fühle den schwarzen Schatten der Wolkenkratzer und ahne sein Dunkel im Anblick der bunten, tanzenden Lichter, die Schuhe, Kinos, Füllfedern und Frauen versprechen. Ein internationales Publikum, das nicht international ist, sondern nur so genannt wird, weil es mit verschiedenen Währungen zahlt, verlangt für sein Geld die allerletzten Revuen mit elektrischem Scheinwerferlicht und Heißluftbädern und die mit modernstem Komfort ausgestatteten Hofman-Girls; aber auch

echtes Pariser Apachentum und lokale Sensationen mit garantiert vorübergehendem Nervenschock. Willig fügen sich die Boulevards und Amüsements den Forderungen des Fremdenverkehrs. Nichts ist ihnen für die Gäste zu billig. Alles wird ihnen teuer gemacht. Manchmal degradiert sich die ganze wunderbare Stadt zu einer Saison für Fremde; und ist immer noch eine wunderbare Stadt. Die langweilige Buntheit der Lichtreklame wird hier eine lebendige Buntheit. Dennoch kämpft die ewig formende Atmosphäre von Paris auf die Dauer vergebens gegen den brutalen Inhalt, der ihr unaufhörlich geliefert wird.
Sie kann kaum noch die Fremden verdauen, die gekommen sind, um an anderen Fremden zu verdienen: Da tummelt sich eine große Schicht wesenloser und hurtiger Konjunkturgeschöpfe; Sumpfgeborene in steter Amüsierbereitschaft und im »Fieber der Eröffnungen«. Da leben die Balalaika-Russen, die ihre Heimat aufgegeben haben und vor Sehnsucht nach der guten, alten Zarenzeit sie durch Seide und Flitter im Varieté zu rekonstruieren suchen. Arme Menschen, blind geworden vom Blitz der Revolution, vom Schicksal verflucht, aus ihrem Heimweh Profit zu schlagen, ohne Zusammenhang mit der Erde, die ihre Talente genährt hat, und nur von Erinnerungen zehrend und Historie gewordenen Begriffen, deren Verwendbarkeit gerade noch für die Wahrheit einer Operette reicht. Da kommen aus England die Sänger, die nicht singen können, aus Amerika die Tänzer, die nicht tanzen können, und aus allen Teilen der Welt die schönen, nackten Frauen, die nicht schön und nicht nackt sind. Da kommen die Steptänzer, deren Sohlen so klappern, als liefen Totengerippe auf Holzpantoffeln, und die Saxophonetiker, deren Instrumente so tönen, wie wenn sich eine ungeölte Höllentür in den Angeln bewegte. Da kommen die Schneider, die Bühnenrevuen erdichten, und die Dichter, die Frauenkleider zuschneiden, die Beleuchtungskünstler mit den Lichteffekten und die Semi-Spanier mit den Kastagnetten. Und nur da und dort, zwischen so viel Blendwerk und Dilettantismus, der sich lächelnd zu erkennen gibt, die schöne Weiblichkeit der Spanierin Raquel Meller, das Temperament der Mistinguette, die große Bosheit des großen Krüppels Little Titch, der schöne Körper einer spanischen Tänzerin und der tragische Humor einiger Clowns aus der Welt Shakespeares. Sie gehen nicht unter, aber sie kommen zur Geltung in diesem Gewimmel der Dummheit – und das ist noch trauriger. Man geht ebenso ihretwegen hin, wie um die Frauen zu sehen, die (als hätten sich Pfaue

von Straußen Federn ausgeliehen) große Räder schlagen in den modernen Straußenkostümen; um die Chansons zu hören, die ein heiserer Frack ableiert; um sechsunddreißig zur Anregung bestimmte und dennoch den guten Ruf wahrende Girl-Beinchen zu sehen, die aus der keuschen Gymnastik ein erotisches Geschäft machen. In der Pause aber, die keine Pause ist, lädt ein fetter Halborientale zu orientalischen Bauchtänzen ein und läßt alltägliche, allnächtliche Frauen aus Smyrna und Czernowitz törichte Drehungen auf Kunstgewerbeteppichen vollführen.

In den engen Gassen des Montmartre tönen die Hupen der Autos mit hundertfachem Echo wider, gelle Lästerungen gegen die Ehrwürdigkeit der Mauern und gegen die Echtheit, die sich hier verbirgt, um sich, wenn der Abend kommt, vom zahlenden Publikum doch herauslocken zu lassen. Flink legt die echte Schminke noch eine falsche Schminkschicht auf. Das Elend der Blumenhändlerin wird unwahrscheinliches Elend. Das Gebrest des Bettlers ein übertriebenes Gebrest. Weil *dieses* Auditorium dem echten Sänger lauscht, wird sein Lied falsch. Eine Welt von Snobismus bricht aus den Automobilen. Ihre schmerzenden Scheinwerfer schälen das schöne Dunkel von den schönen Häusern. Die Wagen warten in den engen Winkeln, bis die Gäste vom Lokalkolorit genug haben, das man ihnen gegen Eintrittskarten serviert, und sausen dann abwärts in die modernen Garagen nüchterner Welthotels. Es dauert lange, nächtliche Stunden, ehe die Schönheit der Gassen wieder zu sich kommt.

Aber sie kommt immer wieder. Keiner der vielen Panoramasucher von Geburt und Bankdepot kann die Schönheit dieser Welt banal machen, der Stadt mit tausend bewegten Türmen in einer Luft von Glanz, Wind, Himmel und Abend. Millionen unruhiger, nervöser Schornsteine auf Millionen Dächern, ein Ozean von Häusern mit kaum geahntem Ufer, ein zu Harfenlauten erstillter Tumult, eine bewegte Erhabenheit, die jeden in die Tiefe lockt wie ein Wasser...

Da flammt, die ganze Höhe des Eiffelturms entlang, der Name einer berühmten Firma auf, die es sich leisten kann, die Wahrzeichen der Welt zu kaufen – und Amerika ist wieder über Paris...

Der Schluß dieses Aufsatzes wird durch einen *Brief*, der uns heute aus Paris zugeht, nur allzusehr bestätigt. Er lautet:

Dieser Sommer in Paris ist nicht heiß, nicht kalt, nicht regnerisch, er ist

... amerikanisch. Überall hört man das amerikanischnasale Englisch sprechen, überall begegnet man hageren Gestalten mit absatzlosen Schuhen, mit großen Hornbrillen – auch bei den Frauen –, überlebensbreiten Herrenanzügen, rote Baedeker in den Händen und viele Stöcke und Schirme. Auf allen Boulevards vor den großen Vitrinen wird laut diskutiert, ob die ausgestellten Gegenstände teuer oder billig seien. Über alle Avenues fahren »Gesellschaftsautos«, vollgestopft mit 50 bis 60 Amerikanern, die artig und fromm, wie in einer Schule, auf den Bänken sitzen. Ein »Guide« läßt das Auto ab und zu halten und belehrt seine Opfer, die ihm mit einem »Ouhh!« im Chorus antworten. In allen Restaurants sind alle Kellner auf amerikanisches Publikum hin trainiert; auch ein Tschechoslowake, ein Russe oder ein Deutscher, wenn er nur sein Essen in gebrochenem Französisch bestellt, wird von mindestens fünf Kellnern bedient. Die Rechnungen werden gleichfalls speziell zu diesem Zweck fabriziert. Die Franzosen selbst sind wirklich zu bedauern: Sie werden überhaupt nicht bedient; stundenlang sitzen sie da und verlangen hungrig und verzweifelt nach dem Essen, das die feschen und jonglierenden Kellner vor ihren Nasen den »amerikanischen« Herrschaften servieren. Nur im Sommer sieht man so viele mit Gold und Silber bestickte Kleider in den Schaufenstern. Die elegante und geistreiche Linie der Pariser Schneider und Modisten wird im Sommer üppig und reich: amerikanisch. In den Schuhgeschäften sieht man seltsame Schuhe ohne Absätze, ein Mittelding zwischen Sandale und Sportschuh, aus farbigen Brokaten, aus Gold, Silber und Perlmutter; so etwas würde eine Pariserin nie sich anzuziehen trauen ... In der Kunstgewerbeausstellung gibt es in der italienischen Abteilung einen Pavillon der mit Gold und Silber bemalten Stoffe der Signora Gallenga. Prächtige Mäntel und Kleider, mit Renaissance-Ornamenten verziert. Hier geben sich die amerikanischen Damen ein Rendezvous. Sie betasten diese Stoffe stundenlang und probieren alle an. Die jüngeren, mit kurzen Näschen und schlanken, schönen Beinen, wickeln sich wollüstig in diese »Borgia«-Mäntel und sehen darin aus wie Varieté-Girls. Auch die älteren, üppigen Matronen mit großen Hornaugengläsern können der Versuchung nicht widerstehen, und auch sie hüllen sich in eine rote oder violette Renaissance-Samtrobe---- »Ouhh!« Auch im Louvre vor der Venus von Milo, vor der Mona Lisa und vor den Sklaven des »Maikel-Engil« singen sie ihr »Ouhh!« Nach dem Diner residieren sie in den großen Musikhallen. Alle billigen Plätze sind

leer, aber die Logen und das Parkett sind überfüllt. Auf der Bühne Tänze, englisch sprechende Exzentriks und Akrobaten, die unvermeidlichen Girls in fabelhaften Toiletten dort, wo es mit Nacktheit schlechthin nicht mehr geht... Dafür im Zuschauerraum trotz der Hitze keine Dekolletés, denn alle Amerikanerinnen haben ihre... Pelzmäntel an. Hermelin- und Chinchilla-Mäntel, Füchse und Hermeline...

Frankfurter Zeitung, 26. 8. 1925

Im mittäglichen Frankreich

LYON

Acht Stunden dauert die Fahrt von Paris nach Lyon. Unterwegs verändert sich die Landschaft sehr plötzlich. Nachdem man einen Tunnel passiert hat, ist man in einer südlicheren Welt. Steile Abhänge, gespaltene Felsen, die ihre steinerne Struktur enthüllen, tieferes Grün, weicher, blaßblauer Rauch von stärkerem, entschiedenem Himmelblau. Ein paar Wolken stehen träge und massiv am Horizont, als wären sie nicht Dunst, sondern dunkles Gestein. Die Konturen aller Dinge sind schärfer, die Luft ist unbeweglich, ihre Wellen umschmeicheln die festen Körper nicht mehr. Jeder hat seine unverrückbaren Grenzen. Nichts schwebt mehr zwischen hier und dort. Es ist unbedingte Sicherheit in allem, als wüßten die Gegenstände mehr von sich und ihrer Stellung in der Welt. Hier zweifelt man nicht mehr. Hier ahnt man nicht. Man weiß.
In *Lyon* zeigt das Thermometer 35 Grad. Es ist sehr heiß. Dennoch sind Straßen und Menschen nicht träge und müde, sondern heiter und bewegt. Jeder Mensch bemerkt: »Diese Hitze!« und beweist also, daß er sie noch frohgemut erträgt. Der Gepäckträger sagt es, der Chauffeur und der Liftboy. Nur der Zimmerkellner glaubt, es wäre eine unerlaubte Intimität, von der Temperatur zu sprechen. Er kämpft einen schweren Kampf mit sich. Da sage ich: »Diese Hitze!«, und er ist befreit, als hätte ich ihm Kühlung verschafft.
Dieser Kellner ist höflich wie alle seine Lyoner Kollegen. Sie haben nicht die subalterne Höflichkeit des Bedienens, sondern die selbstbewußte des Bewirtens. Ich bin ihr »Gast« nicht nur im fachtechnischen Sinn. Wenn sie so beschäftigt sind, daß sie mich nicht anhören können, lächeln sie wenigstens. Ich weiß, daß sie mich nicht vergessen, daß sie wiederkommen. Sie erklären mir, wie die Speisen aussehen, die sie mir empfehlen, ohne Übertreibung, aber mit überzeugender Rhetorik. Sie unterscheiden sich sehr vorteilhaft von ihren Pariser Kollegen, die hastig sind und Geschäftsleute mit Bravour.
Die Lyoner sind höflicher als die Pariser, nicht nur, weil sie ruhiger

sind und mehr Zeit haben, sondern auch, weil sie vornehmer sind. Lyon ist eine alte Stadt, es ist 43 Jahre vor Christi Geburt gegründet worden. Der Führer berichtet, daß Augustus in Lyon einen Palast, mehrere Monumente und einen Aquädukt von 84 Kilometern hat aufführen lassen. Dieses alte Lyon liegt am rechten, ziemlich jähen Ufer der Saône. Steinerne Treppen verbinden die übereinanderliegenden Gassen. Die Häuser steigen steil an, ihre Dächer bilden Stufen. Eine Zahnradbahn führt zur Höhe und zur Kathedrale, die ihre stolze Front wie ein herrschendes und wachendes breites Angesicht der Stadt zugewendet hat – der alten, der späteren zwischen Rhône und Saône und der jüngsten, am linken Ufer der Rhône entstandenen und immer noch wachsenden.

Es sind drei durch die Flüsse Saône und Rhône voneinander getrennte Städte. Dank den Flüssen drei Städte von verschiedenem Charakter. Es ist an diesem Beispiel zu sehen, wie sehr Wasser scheiden kann. Im ältesten Teil mischt sich Heidnisches mit frühem Mittelalter und mit der Gegenwart in einer lebendigen und intimen Weise. Steine, Töpfe, Brunnen, Scherben, Tiergestalten überall. Das Steinbild eines Hundes vor einem Garten, in dem Rosen blühen, trägt die Inschrift *»Cave canem«;* und es ist beruhigend zu sehen, daß die Schulgrammatik wirklich recht hatte.

In diesem ältesten Teil der Stadt ist kein historisches Andenken tot. Die alten Gegenstände liegen an den Wegen. Das neue Leben blüht nicht aus den Ruinen. Die Ruinen blühen im neuen Leben. In einem Museum wären sie Gegenstände der Bildung gewesen. Hier aber entdeckt jeder Vorübergehende jeden Stein aufs neue, und jeder fühlt die Wonnen des ersten Entdeckers.

In dieser Stadt wird die französische Seide erzeugt, die in alle Länder der Welt geht. Hier leben Chinesen, Levantiner, Spanier, Tunesier, Araber. Man arbeitet, wie man nur in einer deutschen Stadt zu arbeiten versteht. Aber man freut sich, ißt und lebt, wie man nur in einer französischen sich freuen, essen und leben kann. Ein Fremder ist hier weniger fremd als in Paris. Niemand wundert sich über ihn. Viele Welten stoßen hier zusammen. Griechische, polnische, spagniolische Juden machen hier Geschäfte. Die Seide ist ein edles Produkt. Ich glaube, daß es ein großes Vergnügen ist, an der Seide zu arbeiten. Aber ein größeres, an ihr zu verdienen.

Die Fabrikanten haben Villen jenseits der Rhône. Hier wohnen auch die Arbeiter – aber nicht in Villen, sondern in Mietskasernen. Am Abend gehe ich hierher. Nur bei den Armen fühlt man den Abend. Den andern ist er die Fortsetzung des Tages. Den Armen ist der Abend die Ruhe. Sie sitzen vor den Türen, sie stehen vor den Fenstern, sie wandeln langsam zu den Ufern und sehen ins Wasser. Aus ihren harten Händen rinnt die große Müdigkeit des Tages.--

Frankfurter Zeitung, 8.9.1925

KINO IN DER ARENA

In der Arena von Nîmes, wo die famosen Stierkämpfe an manchen Nachmittagen stattfinden, hat sich für die Abende ein Kino installiert, das immerhin kultivierter ist als ein Stierkampf. Man gibt die »Zehn Gebote«, den großen amerikanischen Film, den man in Deutschland schon kennt. Am Abend gehe ich in die Arena.

Man rechnet damit, daß es nicht regnet, und man hat's leicht in Nîmes. Es regnet hier sehr selten und sehr kurz. Die Steine werden am Abend kühl. Ein paar Bogenlampen beleuchten die eine Hälfte der Arena. Die andere bleibt im Schatten. Aus ihm wachsen gespenstig und weiß die Konturen der rissigen großen Steinblöcke. Sie haben schon so viel erlebt, diese Steine. Im Mittelalter wohnten 200 Familien in den Mauern der Arena und errichteten (in einem der geräumigen Torbögen) eine Kirche. Im Krieg diente die Arena als Festung. Sie machte den Wandel der Zeiten durch und ist immer wieder das Wahrzeichen jeder Epoche. Im Jahre 1925 ist sie keine Kirche mehr, sondern ein Kino, in dem man allerdings die »Zehn Gebote« spielt. In einer Zeit, in der man sie nicht befolgt, ist das auch schon viel.

In der Mitte der Arena steht die Leinwand wie eine weiße Schultafel. Im gegenüberliegenden Torbogen surrt der Apparat. Die Musik sitzt vor der Leinwand. Die Zuschauer wandeln (für 50 Centimes) auf den höchsten und etwas tieferen Steinsitzen. Manche, die es kühl und frei haben wollen, stehen auf dem oberen Rand der Mauer, schwarz gegen den blauen Himmel. Es ist ein herrliches Kino, hygienisch, kühl, ohne jede Feuergefahr und erhabener, als es ein Kino nötig hat. Wenn ein

Amerikaner zufällig darauf kommt, dann baut man im nächsten Jahr in den Vereinigten Staaten für Filmabende die größte Arena der Welt aus Beton mit Plüschüberzug, Wasserleitung, Klosett und Glasdach.
Ehe die Vorstellung beginnt, tummeln sich die Kinder hinter der Leinwand und spielen Fangen, Vater, leih mir die Scher' und Verstecken. Alle Kinder von Nîmes – das Volk ist hier fruchtbar – gehen ins Kino. Die Mütter vergessen nicht, die Säuglinge mitzunehmen. Die jüngsten Kinobesucher zahlen nichts, sehen allerdings auch nichts, sondern liegen mit offenen Mündern gegen den nächtlichen Himmel, als würden sie Sterne schlucken wollen.
Beinahe könnte man's. In dieser Gegend treibt der Himmel einen überraschenden Luxus mit Sternschnuppen. Sie fallen nicht im Bogen abwärts wie im Norden, sondern seitwärts, so als wechselten Sterne ihre Lage. Es gibt viele Arten von Sternschnuppen. Während auf der Leinwand eine sentimentale, mit Ozean verwässerte Bibel gefilmt wird, betrachtet man am besten die Sternschnuppen. Manche sind rot, groß und klobig. Sie wischen langsam über den Himmel, als gingen sie spazieren, und hinterlassen eine dünne, blutige Spur. Andere sind silbern, klein und hurtig. Sie fliegen wie abgeschossene Kugeln. Andere sind strahlend wie kleine laufende Sonnen, sie erhellen den Horizont beträchtlich für eine lange Weile.
Manchmal ist es, als öffnete sich der Himmel und ließe ein Stück rotgoldenen Unterfutters sehen. Dann schließt sich schnell der Spalt, und die Herrlichkeit ist wieder für ewig verborgen.
Von Zeit zu Zeit fällt eine große, nahe Sternschnuppe. Dann ist es wie ein silberner Regen. Alle verschwinden in derselben Richtung. Dann ist wieder diese scheinbare Ruhe am tiefen Blau, dieses ewige Stehen der Sterne, von denen man doch fühlt, daß sie wandern, auch wenn man es nicht gelernt hätte.
Da sind wieder die alten, vertrauten Sternbilder, die jeden Menschen an die Kindheit erinnern, weil man sie nur als Kind mit Inbrunst betrachtet. Sie sind überall. Da ist man so weit von seiner Kindheit fortgefahren und trifft sie doch wieder. So klein ist die Erde.
Und wenn man einen Fleck auf ihr für die Fremde hält, so ist es ein Irrtum. Es ist überall Heimat. Der Große Bär steht ein bißchen näher – das ist alles.
Es war ein guter Gedanke, in der alten römischen Arena einen Film

aufzuführen. In diesem Kino gelangt man zu tröstlichen Resultaten, wenn man nicht auf die Leinwand sieht, sondern auf den Himmel.

Frankfurter Zeitung, 12.9. 1925

NICHTS EREIGNET SICH – IN VIENNE

Aus dieser Stadt gibt es nichts zu berichten. In dieser Stadt geschieht nichts mehr. Es ist alles schon geschehn. Es ist eine Stadt der großen Ereignislosigkeit. In den Straßen schläft die endgültige Ruhe, aus der nichts mehr geboren werden kann. Es ist nicht die heitere Stille eines sommerlichen Kirchhofs. Es ist die wuchtende Schweigsamkeit aufgedeckter Katakomben: die Stille des Steins, der toter ist als Stein: verstorbener Stein.

Drei Tage lebe ich in Vienne, einer der ältesten, vielleicht der ältesten Stadt Frankreichs. Ich warte nicht mehr auf Ereignisse. Mir ist, als könnte in der ganzen großen Welt nichts mehr passieren. So überzeugend ist ein Tod, mit dem man sich längst abgefunden hat: ein historischer Tod; mit Sarkophagen, die sich längst geschlossen haben: ein großer Untergang, den man schon vergessen hat.

Vienne hat 24 887 Einwohner. Aber unter ihnen sind vielleicht tausend jung. Zweitausend sind arbeitende Männer und Frauen, die man nicht sieht. Der Rest besteht aus Kindern und Greisen. Wenn die Kinder alt sind, daß sie die Stadt verlassen, liegen die Greise auf den Totenbetten. Dann gibt es keine Menschen mehr in Vienne. Welch ein Wunder, daß es längst nicht mehr so ist! Vielleicht kommen diejenigen, die in Vienne geboren sind, wieder zurück, wenn sie den Tod nahen fühlen. Denn der Tod ruft den Tod herbei, das Gestorbene lockt die Sterbenden – und es gibt eine Vorfreude der endlichen Seligkeit.

Ich höre seit drei Tagen kein Lachen. Ich sehe kein Antlitz, das Sorgen von heute und morgen und Freuden von heute und morgen verraten könnte. Ich sehe nicht den Schmerz eines Hungrigen. Ich sehe nicht die Bewegung eines Geschäftigen. Ich höre keinen Gesang und keine Musik. Nur Glocken schlagen von Türmen aus alter Gewohnheit, nicht um die Zeit zu künden. Die Zeiger der Uhren drehn sich ohne Zweck. Diese Stadt rechnet nach Jahrhunderten, nicht nach Stunden.

Sie müßte Uhren von jener Beschaffenheit haben, wie es sie vielleicht im Jenseits gibt.

Ich habe noch keinen Hund bellen hören. Es gibt hier Hunde. Sie liegen in der Mitte der kleinen Gassen und schlafen. Nichts kann sie wecken. Die Katzen hocken an den Schwellen und in den Fenstern und sind von einer unendlichen Weisheit. Die Türen aller Häuser sind offen. Alle Fenster sind offen. Es weht kein Wind, der den Scheiben oder den Menschen gefährlich werden könnte. Und gäbe es einen Wind, weder die Gegenstände noch die Menschen würden ihn fühlen. Am Abend zwitschern zaghaft ein paar Vögel. Sie machen immer wieder einen Versuch. Man hört sie nicht! Sie verstummen und fliegen fort.

Die alten Frauen, von den Katzen genährt und erhalten, sind taub und so schwachsichtig, daß sie geradeaus in die Sonne sehen können wie in eine kleine Glühbirne. Und die Sonne ist hier stark, eine zehnfach leuchtende Sonne. Auf dünnen Schnüren hängt trocknende Wäsche, die kein Luftzug bewegt. Es ist ein Rätsel, wer sie gewaschen hat. Ich traue keiner dieser Frauen die Kraft zu, Hemden zu waschen. Mir scheint, die Hemden hängen da seit undenklichen Zeiten.

Die Wohnungen sind in den dicken Festungsmauern wie offene Safes in den Kellern großer Banken. Die Menschen liegen drin wie Gegenstände ohne Wert, die man nicht mehr verschließt. Ich sehe durch die Fenster in die Stuben. Da sitzt ein lahmer Mann unbeweglich am Tisch vor einer Schüssel, die er nicht anrührt. Seine Augen sind aus grünem Glas und ohne Blick, sein Antlitz ist wächsern, sein gelber Bart aus Flachs. Vielleicht hat er nur Kopf und Hände wie die Puppen im Panoptikum – und wenn man ihn auszöge, würde man sehen, daß sein Inneres aus Sägemehl besteht.

Es gibt einen Schutzmann, meinen Konkurrenten. Nur wir beide sind lebendig. Wir kennen einander, wir hören unsere Schritte, welche die einzigen sind, die ein Echo gebären. Am Abend aber besteigt der Schutzmann ein Rad und gleitet auf sanften Gummireifen durch die Welt, um die Ruhe nicht zu stören. Dann schäme ich mich, allein einen blasphemischen Lärm zu machen – als ginge ich auf hallenden Sohlen durch eine Kirche voll Betender.

Dennoch hört mich niemand. Wünsche ich einer der alten Frauen einen guten Abend, sieht sie mich an wie einen, der die dümmsten und überflüssigsten Dinge macht. Wie kann ihr Abend gut oder schlecht sein? Um sie ist immer Abend. In der Nacht brennen die kleinen

Lichter in allen Stuben, in jeder Stube nur *ein* gelbes Licht, nicht um Helligkeit zu verbreiten, sondern um die Schatten aus den Möbeln hervorzulocken.
Die alten Frauen beten manchmal in der Kathedrale. Sie stammt aus dem 11. Jahrhundert. Die alten Frauen sitzen unbeweglich, auf Stühlen aus geflochtenem Stroh, mit fortwährend zitternden Lippen, die nicht von Worten bewegt werden, sondern von einem fremden, leisen Wind. Die Kirche ist langgestreckt und schmal, und ihre Decke ist ein dunkelblauer Himmel mit silbernen Sternen. An ihrem Portal sind zehn Reihen von Kronen aus Stein angebracht. In den Kronen wohnen silbergraue Tauben, die stillen, christlichen Vögel.
Zwei Gassen weiter ist der römische Tempel des Augustus, flach, weit, offen, mit korinthischen Säulen, er läßt den Wind einströmen und die Sonne, den Regen und die Zeit: Es ist ein heidnischer Tempel. Er war im Lauf der Zeiten Tribunal, Museum, Bibliothek. Heute ist er von einem Gitter umgeben. Man kann ihn nicht betreten wie noch zur Zeit der Burgunderkönige, deren Schloß gegenüberliegt und deren Kinder noch im Tempel gespielt haben. Es ist eine enge Burg, mit einem winzigen Türmchen, mit schmalen Erkern. Ich verstehe nicht, wie man, das Beispiel römischer Freiheit vor sich, im Anblick korinthischer Säulen eines Tempels, der von drei Seiten offen ist, sich mit einer engen und schiefen Burg zufriedengeben konnte. Heute ist diese Burg, was sie immer war: ein Gefängnis. Aber in Vienne gibt es keine Verbrecher und nicht einmal Trunkenbolde. Es gibt nur einen Gefängniswärter, der sein eigener Gefangener ist. Er führt eine sinnlose Existenz – wie ein Schlüssel, der zu keinem Schloß paßt, oder wie eine Tür ohne Haus. Er wandelt durch die Gänge und gibt acht, daß er nicht entfliehe.
In einem Hof, der einmal ein *Forum Romanum* war, leben zwei greise Frauen. Sie kommen niemals aus diesem Hof. Sie kümmern sich nicht darum, ob ihn jemand betritt. Sie sitzen vor den Türen und nicken einander zu und verlieren manchmal ein leises Wort, das in den Hof hinunterfällt wie ein kleiner Kieselstein in einen tiefen Brunnen: Man hört keinen Laut.
Grün wuchert zwischen den Fugen der Steine. Es sind dieselben Steine, die auf Befehl Julius Cäsars zu Festungsmauern aufgeschichtet wurden. Sie sind tot wie Julius Cäsar. Es ist nicht wahr, daß Steine reden. Steine schweigen.

Frankfurter Zeitung, 15.9.1925

TOURNON

Tournon war im 16. Jahrhundert eine berühmte, von Gelehrten und Dichtern besuchte und bewohnte Stadt. Der Kardinal von Tournon begründete hier im Jahre 1542 das Lyzeum, das lange Zeit von den Jesuiten geführt wurde und in dem heute noch unterrichtet wird. Der Kardinal hatte eine der glänzendsten Karrieren seiner Zeit gemacht. Sein Monument steht vor dem Eingang zum Lyzeum. Sein Angesicht hat die Züge eines diplomatischen Klerikers und den eleganten Skeptizismus des Mannes von Welt. Sein Mund ist schmal, seine Nase zart, und sein Blick, scheinbar versonnen, wie es sich für einen Denker geziemt, reicht keineswegs in jene Fernen, die der praktischen Klugheit ewig verschlossen sind und erst der Weisheit sich öffnen, die nicht von dieser Welt ist.

Der Kardinal hätte trotz seiner Berühmtheit wahrscheinlich kein Monument bekommen, wenn er nicht dieses Lyzeum begründet hätte, aus dem viele begabte und einige berühmte Franzosen hervorgegangen sind. In der Schule ist das Andenken des Kardinals sehr lebendig. Man kann für die Dauer seines Namens nichts Besseres tun als Schulen gründen, Häuser, in denen junge Menschen leben. Viele Generationen tragen den Namen des Kardinals, in dessen Schule sie gegangen sind, wenn nicht im Herzen, so doch im Kopf.

Jetzt im Juli sind Ferien, das Lyzeum ist geschlossen und von einer Pförtnerin bewacht, die, alt und beredt, ihre eigene Geschichte des immerhin älteren Lyzeums erzählt. Sie zählt 62 Jahre, ist verheiratet und kinderlos, ihr Mann ist ein Gärtner und sehr schweigsam, still geworden an der Seite dieser Frau, die ihm seit 40 Jahren jedes Wort aus dem Mund nimmt und das lästige Reden erspart. Mit welcher Freude empfängt sie einen seltenen Gast, dem der Mann schon bekümmert entgegengesehen hatte! Vor 30 Jahren war sie in Paris, und schon damals war der Lärm in den Straßen zu arg. Ob ich ihn ertragen könnte? Ich wäre wohl jung und glücklich? Ich führe in einem Auto durch die Welt und hätte nichts zu tun? Ich bin doch höchstens 25 und mache meinen Eltern Freude? Und dieses Lyzeum ist alt! Sie sagt »alt« mit so lange gedehnter Bewunderung, daß man große Ehrfucht vor den Mauern bekommt und daß man fühlt, was »Geschichte« bedeutet.

In den Sommerferien, wenn die Sonne schräg durch die Fenster der Schulen scheint und silberne Vierecke in stillen Gängen malt, wenn die Klassentüren offen sind und man leere Bänke sieht, die nichts mehr und noch nichts zu tun haben, die alten Bänke mit den eingeritzten Namen der Insassen, die sich gelangweilt haben – in dieser Zeit sind alle Schulen so schön, daß man selbst durch die Tür treten möchte, über der »Sekretariat« geschrieben ist, um sofort wieder ein Schüler zu werden. Alle Schulen sind im Sommer schön; und ein Lyzeum aus dem 16. Jahrhundert am schönsten.
Im Park rauschen die Bäume über dem Schwimmbassin, das jetzt trokken ist und auf dessen Grund Papierschnitzel, Bindfaden und Blechschachteln liegen; in den alten weißen Gängen herrscht die peinliche Sauberkeit eines Raums, der Gäste erwartet. Jeder Schritt hallt wider, zweimal, dreimal, jeder Laut entlockt den Mauern eine ernste, tiefe Antwort, und das Gehen ist wie ein Zwiegespräch zwischen Fuß und Stein.
An den Wänden der Kapelle, die von den Jesuiten gebaut wurde, lese ich die Inschriften der Schüler. Neben die Beichtstühle haben sie ihre Namen geschrieben und die Namen der Mädchen, die sie lieben, während der Beichtvater, unsichtbar, aber auch nichts sehend, viel gleichgültigere Geständnisse entgegennahm als die Wand.
Alte Gobelins von unschätzbarem Wert in den Gängen. Die jüngsten stammen aus dem 17. Jahrhundert. Sie stellen biblische Vorgänge dar, in einer frommen Demut, mit einer geraden und kindlichen Einfachheit, die aus einfachem Herzen kommt, aber auch zu verschlossenen spricht.
»Alles mit der Hand gemacht«, sagt die alte Pförtnerin.
Es wird Abend, die Vögel zwitschern, es ist ganz still im Lyzeum. Die alte Frau ist schweigsam geworden. Wir gehn nebeneinander her wie alte Freunde, die schweigen. Sie hat niemals meine Heimat gesehn, sie ahnt nicht, wo sie liegt, sie weiß nichts von mir, aber wir beide kennen jetzt das alte Lyzeum, und ich kenne das Leben meiner Begleiterin. Es ist nichts Merkwürdiges daran, daß ich in einer Stunde der Freund dieser Alten geworden bin. Hier ist nichts merkwürdig.

Hier ist nur die Stadt merkwürdig. Es ist die unbequemste Lage für eine Stadt. Tournon liegt nicht eingebettet, sondern eingeklemmt zwischen felsigen Hügeln. Man könnte glauben, alle die kleinen Häu-

ser waren einmal auf einer Flucht begriffen gewesen und hätten sich in einer schluchtenreichen Welt verfangen, ohne die Aussicht, je wieder herauszukommen. Die Felsen erdrücken die Häuser, diese rücken zusammen und erdrücken die Gassen, diese wieder krümmen sich fortwährend, um endlich einen Ausweg zu haben, bilden Knäuel, verwirren sich ängstlich, klimmen zitternd empor und fallen plötzlich wieder hinunter. Dem Spaziergänger preßt es den Atem zusammen. Nirgends öffnet sich ein Platz. Es gibt keinen Markt. Es sei denn, man würde den Hof, von der Größe eines kleinen Weihers etwa, als Markt ansehen, der vor der Burg liegt.
Die Burg birgt sich in der Festungsmauer, als hätte sie Angst, eine Burg zu sein. Sie sieht immer verschlossen aus. Sie könnte alle ihre Türen und Fenster öffnen – es wären doch Gitter davor. In dieser Burg ist das Gefängnis untergebracht, die Präfektur, das Bürgermeisteramt. Aber es ist schwer, die drei Institutionen voneinander zu unterscheiden. Der Herr Bürgermeister und der Herr Polizeipräfekt sitzen hinter Gittern, genauso wie die Gefangenen. Alle Einwohner von Tournon sind eingesperrt. Sie leben zwischen schiefen Mauern, in flüchtigen, krummen Gassen, unter Dächern, die sich biegen, alle ihre Tage sind wie wüste Träume, spitz und scharf ragen die Giebel in ihr Leben. Wer nicht in Tournon geboren ist, kann sich in dieser Stadt nicht zurechtfinden. Man verirrt sich hier, obwohl es nur 5 000 Einwohner gibt. Aber auch wenn man sich nicht verirrt, ist jeder Schritt ein irrender, die Häuser, die auf ihrem Platz zu stehen scheinen, sind in fortwährender Bewegung, in ängstlicher Hast, furchtsam gekrümmt, und jeder runde Türbogen drückt wie ein Joch den Rücken des Eintretenden.
Welch ein Glück, daß man sich in zwei Minuten zur Rhône retten kann und auf die große Hängebrücke (die erste Frankreichs), die leicht und schaukelnd ist, als wären die Ketten am Himmel befestigt, und auf der man nicht fühlt, daß man geht. Es ist, als hinge man selbst an einem Strick und pendelte an das andere Ufer, ein Spaziergänger und ein Wunder der Technik zugleich.
Drüben liegt *Tain*, flach, klein und jünger und ohne die furchtsame Wirrnis des Auf und Ab. Tain hat einen winzigen Ringplatz, auf dem ein Marionettentheater steht. Man gibt heute das alte Spiel vom Schuster und den Zwergen, und der dritte Platz ist ausverkauft.
Der erste kostet 1 F. 50 C.

Frankfurter Zeitung, 23. 9. 1925

STIERKAMPF AM SONNTAG

Am Sonntag fahre ich nach *Nîmes*. In der großen Arena, die noch sehr gut erhalten ist, obwohl sie aus dem 2. Jahrhundert nach Christi Geburt stammt, finden am Nachmittag Stierkämpfe statt. Die provenzalischen Stierkämpfer halten einen Vergleich mit den berühmten spanischen nicht aus. Es gibt weniger Farben, weniger Kostüme, die Aufregung ist kleiner, und von Blutfließen kann keine Rede sein. Diese Stierkämpfe, scheint es, hat das internationale Völkerrecht geregelt. Die jungen Männer vom Lande begnügen sich damit, den Stier zu reizen, ein wenig mit eisernen Kämmen zu kratzen und mit Pfeilen zu kitzeln. Der Stier stirbt nicht, der Mensch verendet nicht. Das ist noch keineswegs ein Trost und eine Entschuldigung. Aber was soll man in einer so gut erhaltenen Arena machen? Schließlich ist es für die Ordnung des Staates gut, wenn die Regierten ihren Groll gegen Tiere auslassen. Dazu ist ja die kostspielige Arena gebaut worden. Die Römer wußten, daß sie immer noch billiger ist als eine Revolution. Und die Nachfolger der Römer wissen es auch.

Das denke ich auf der Fahrt und später im Gasthaus, wo neben mir die Bauern sitzen, denen die Stiere gehören und deren Söhne heute kämpfen werden. Die Bauern schneiden das Fleisch mit ihren großen, geschliffenen Taschenmessern vom Knochen, essen zierliche, kleine Stückchen, trinken den guten roten Wein der Päpste, von dem eine halbe Flasche soviel kostet wie eine ganze Mahlzeit, haben lange, faltige Hälse, durch die man jeden Bissen gleiten sieht, und große knöcherne und bedächtige Hände. Sie sprechen wenig, mit Ausnahme eines einzigen, städtisch gekleideten, mit Kragen und Krawatte ausgerüsteten, halb bäuerlich aussehenden Mannes, den man »Herr Direktor« nennt und der Präsident des Komitees für Stierkämpfe ist. Heute nachmittag wird er in einer Loge sitzen und Preise verteilen. Jetzt ist er aufgeräumt, ein kleiner, dicker Schäker, witzig und herablassend. Die Hunde von Nîmes riechen die guten Knochen und schleichen um den Tisch herum. Die gutherzigen Bauern legen die Knochen, an denen für hündische Begriffe noch sehr viel Fleisch klebt, seitwärts auf einen Teller und geben nicht zu, daß die Kellnerin die Speisereste abräume. Es sind gute Seelen. Sie freuen sich am Appetit der Hunde und klopfen die Tiere wohlwol-

lend ab. Sie sitzen sehr lange, trinken noch eine Flasche und noch eine und amüsieren sich auf ihre Art.

Langsam füllt sich die Arena. Die Erwachsenen, die Kinder und die Soldaten sitzen vom ersten, tiefsten Rang bis zum höchsten, und selbst am obersten Rande der Mauer hocken und stehen noch Zuschauer. Die Arena ist ungefähr drei Stockwerke hoch. Die steinernen Galerien sind mit Menschen gespickt, die ganz klein sind in diesem weißen runden Ungeheuer. Die vielen Köpfe neben- und übereinander wachsen aus dem Stein wie Rüben aus einem Feld. Es ist, als hätten die Menschen sich nicht gesetzt, sondern als hätte man sie gesät und sie wären aufgegangen. Die Sonne liegt weiß schmelzend auf dem kahlen Rund in der Mitte. Ringsum ein Zaun mit vielen Toren und mehreren verborgenen Ein- und Ausgängen. Aus einem dieser Tore stürzt nach einem feierlichen Trompetenstoß der erste Stier, empfangen vom Geheul der Zuschauer und geblendet von der schmerzenden Sonne. Der Stier kommt aus dem guten dunklen und kühlen Stall. Ihm ist diese Arena eine wüste Hölle aus weißgelbem Brand und Geschrei. Die Hörner gesenkt, die Vorderbeine geknickt, setzt er zum ersten Sprung an, der ihn retten soll. Nach einer Sekunde hat er bereits gesehn, daß aus diesem Ring kein Ausweg ist. Er läuft den runden Zaun entlang und säubert ihn von den Zuschauern, den Männern, die alle mit flinken Sprüngen über die Planken setzen. Sie schreien dabei, beschimpfen das Tier, werfen ihm Mützen in den Weg. Der Stier stößt gegen den Zaun. Indessen sind die jungen Leute wieder in der Mitte der Arena. Sie locken den Stier, schreien, schrekken ihn. Einer läuft dem Tier entgegen, streckt die Hand aus, der Stier stößt gegen den Mann vor, der Mann entweicht. Er ist flinker, er ist zweibeinig, er hat Genossen, die ihm helfen und den wütenden Stier ablenken, er ist in einer unvergleichlich besseren Situation, der tapfere Mensch. Er darf alle Waffen benützen: die List, die Feigheit, die Zweibeinigkeit, den Zaun, die Ausgänge, den eisernen Kamm. Der Stier hat nichts, man hat ihm über die Hörner Schläuche aus Leinwand gestülpt, um seine Stoßkraft zu mindern.

Der Stier ist schwarz, kräftig, um seinen Nacken kräuselt sich das Fell, sein guter, breiter Schädel glänzt bläulich in der Sonne, seine Augen sind groß, ratlos, dunkelgrün und in aller Wildheit noch fromm.

Die Menschen, die ihn reizen, sind jung, braunhäutig, dumm. Unter ihnen sind zwei, die ich nie vergessen werde: der eine dick, schwer, mit

einem würfelförmigen Schädel, den linken Unterarm bandagiert, die Hände klotzig, die Finger aus primitiv geschnitztem Holz, die Nase kurz und stumpf, eine Stirn, die aus zwei Querfalten besteht und zwei Wülsten, die Augen groß unter ganz kleinen Lidern. Das ist der flinkste Jäger, trotz seiner Körperschwere. Er setzt mit einem hohen Sprung über den Zaun. Er läßt sich im richtigen Moment fallen. Er vollführt fünf Drehungen in einer Sekunde. Er ritzt die Stirn des Stiers mit dem eisernen, scharfen Kamm und ist im nächsten Augenblick verschwunden. Er wird zwanzigmal beklatscht, ein paarmal von der Präsidentenloge geehrt, die Musik bläst ihm zu Ehren einen Tusch. Nichts kann seinem Ehrgeiz genügen. Das ist kein Spiel mehr. Dieser Mann haßt den Stier mit der ganzen Kraft seiner Seele. Das Tier ist sein Feind. Dieser Mann will den Stier bluten sehn.
Sein Kollege ist dünn, groß, schwarz, mit langen Gliedmaßen, die ihn hindern. Seine schmale Nase ragt wie ein Messer aus dem Gesicht. Dieser Mann haßt das Tier ebenfalls. Er greift zu Mitteln, die noch hinterhältiger sind als die üblichen. Er rächt sich am Stier für sein eigenes Ungeschick. Er spannt einen violetten Damenschirm auf und hält ihn dem Stier vors Gesicht. Verfolgt und vom Schirm geschützt, kriecht er über den Zaun und stößt aus seiner feigen Sicherheit die Spitze des Schirms gegen das Geschlecht des Stieres. Großes Gelächter in der Arena. Die Zuschauer halten sich die Bäuche. Das häßlichste Requisit, das der Menschengeist erfunden hat, wird zur Waffe gegen das kräftigste der Tiere. Der Mann konnte kein besseres Symbol für die Würde der Menschheit finden.
Ratlos, erschöpft, mit fließendem Schaum steht der Stier, den Blick gegen das Tor gerichtet, hinter dem der gute, warme, riechende Stall ist, die bergende Heimat. Ach! das Tor ist geschlossen und öffnet sich vielleicht nicht wieder! Die Menschen schreien und lachen, und es scheint, daß der Stier jetzt schon zu unterscheiden weiß zwischen den reizenden Rufen und dem billigen Spott. Eine ungeheure Verachtung, größer als diese Arena, erfüllt die Seele des Stiers. Jetzt weiß er, daß man ihn auslacht. Jetzt ist er zu schwach, um wütend zu sein. Jetzt erkennt er seine Ohnmacht. Jetzt ist er kein Tier mehr. Jetzt ist er, in einem, die Verkörperung aller Märtyrer der Weltgeschichte. Jetzt sieht er aus wie ein verspotteter, geschlagener Jude aus dem Osten, jetzt wie ein Opfer der heiligen Inquisition, jetzt wie ein zerrissener Gladiator, jetzt wie ein gemartertes Mädchen vor dem mittelalterlichen Rat, und

in seinem Blick liegt ein Schimmer von dem leuchtenden Schmerz, der im Auge des Gekreuzigten gebrannt hat. Der Stier steht und hofft nicht mehr.
Da erscheint hinter dem Zaun mein Tischgenosse, der Bauer, der so freundlich den Hund gefüttert hat, die gute Seele, mit einer langen Mistgabel und stößt zwei spitze Zinken in den Rücken des Tieres, um es aufzumuntern. Der Stier springt auf, schlägt aus, scharrt den Sand zu einer Wolke auf, rennt gegen den ersten Schreier, stößt mit dumpfem Laut gegen den Zaun, springt über das Geländer, rast im engen Raum zwischen Zaun und Zuschauern. Der Jubel ist schauderhaft und betäubend. Man hört ihn gewiß eine Meile in der Runde.
Oh, jetzt werden noch die schönsten Dinge kommen! Noch wartet man auf den stolzen und rotgoldenen Reiter, die funkelnden Springer, die Träger der roten Tücher, die Pfeilewerfer. Alles, was sich bis jetzt ereignet hat, war nur ein Vorspiel. Die gutherzigen, wohlerzogenen, höflichen Bürger, die sich mit tapferen Zurufen und heroischen Taschentüchern am Spiel aus gesicherter Entfernung beteiligen, die Schneider und Friseure im Sonntagsanzug, sie sind schon aufgeregt. Der Schaum genügt ihnen nicht. Sie wollen Blut sehen, die Braven!
Ich werde die rotgoldenen Helden nicht mehr sehen. Wenn ich das Aussehen eines Tieres hätte unter diesen Menschen – ich bliebe vielleicht. Aber ein Stier könnte mich Unglücklichen für einen Menschen halten. Mein einziger Genosse ist ein kleiner weißer Hund, den eine Frau mitgebracht hat. Der Hund bellt immer aufgeregt, wenn ein Mensch dem Stier entflohen ist. Der Hund möchte dem Stier beispringen. Ich auch.
Aber, ach! was können zwei arme Hunde gegen fünftausend Menschen?!

Frankfurter Zeitung, 1. 10. 1925

MARSEILLE

Ich sehe vor lauter Mastbäumen nicht das Meer. Es riecht im Hafen nicht nach Salz und Wind, sondern nach Terpentin. Öl schwimmt an der Oberfläche der See. Boote, Barken, Flöße, Fußböden sind so eng nebeneinandergepflastert, daß man trockenen Fußes durch den Hafen spazieren könnte, wäre nicht die Gefahr, in Essig, Öl und Seifenwasser zu ertrinken. Ist hier das unermeßliche Tor zu den unermeßlichen Meeren der Welt? Das ist vielmehr das unermeßliche Magazin für die Bedarfsartikel des europäischen Kontinents. Da sind Fässer, Kisten, Balken, Räder, Hebel, Bottiche, Leitern, Zangen, Hämmer, Säcke, Tücher, Zelte, Wagen, Pferde, Motoren, Autos, Gummischläuche. Da ist der berauschende kosmopolitische Gestank, der entsteht, wenn tausend Hektoliter Terpentin neben tausend Zentnern Heringen lagern; wenn Petroleum, Pfeffer, Tomaten, Essig, Sardinen, Juchten, Guttapercha, Zwiebeln, Salpeter, Spiritus, Säcke, Stiefelsohlen, Leinwand, Königstiger, Hyänen, Ziegen, Angorakatzen, Ochsen und Smyrnateppiche ihre warmen Dünste ausatmen; und wenn schließlich der klebrige, fette und lastende Rauch der Steinkohle alles Tote und Lebende umhüllt, alle Gerüche eint, alle Poren tränkt, die Luft sättigt, die Steine umflort und endlich so stark wird, daß er die Geräusche dämpfen kann, wie er längst schon das Licht gedämpft hat. Ich habe hier die Grenzenlosigkeit des Horizonts erwartet, die blaueste Bläue des Meeres und Salz und Sonne. Aber das Meer des Hafens besteht aus Spülwasser und riesenhaften graugrünen Fettaugen. Ich besteige einen der großen Passagierdampfer und hoffe, hier einen leisen Duft jener Fernen zu erhaschen, die das Schiff durchfahren hat. Aber hier riecht es wie zu Hause vor Ostern: nach Staub und gelüfteten Matratzen; nach Lack für die Türen; nach feuchter Wäsche und Stärke; nach angebrannten Speisen; nach geschlachtetem Schwein; nach gesäubertem Hühnersteig; nach Schmirgelpapier; nach einer gelben Pasta für Messing; nach einem Mittel für Ungeziefer; nach Naftalin; nach Bohnerwachs; nach Eingemachtem.
In dieser Stunde stehen mehr als siebenhundert Schiffe im Hafen. Das ist eine *Stadt aus Schiffen*. Die Bürgersteige bestehen aus Booten, und die Straßenmitten aus Flößen. Die Einwohner dieser Stadt tragen blaue Kittel, braune Gesichter und harte, große schwarzgraue Hände. Sie

stehen auf Leitern, streichen die Rümpfe der Schiffe mit frischem braunem Lack an, tragen schwere Eimer, wälzen Fässer, sortieren Säcke, werfen eiserne Haken aus und angeln Kisten, drehen an Kurbeln und ziehen auf eisernen Rollen Waren in die Höhe, polieren, hobeln, säubern und verursachen neuen Mist. Ich möchte zurück in den alten Hafen, wo die romantischen Segelschiffe stehen und die knatternden Motorboote und wo man die frischen, triefenden Muscheln verkauft, das Stück zu dreißig Centimes.
Ich habe ein Boot gemietet, aber wir können uns nicht bewegen. Unsere Ruder sind eingeklemmt wie die Arme eines Passagiers in einer überfüllten Straßenbahn. Wo immer wir uns auch hinwenden, wir stoßen an Holz, an Barken, an Fässer, an Ketten, an diese großen, klirrenden und rostigen Ketten, die in den modernen Meeren wachsen. Es ist keine Gefahr. Wir können nicht ertrinken. Auf diese dicke Ölschicht können wir uns auch ohne ein Boot wagen. Aber wir können erdrückt werden zwischen zwei hölzernen Bürgersteigen, die einander langsam, aber unerbittlich nahe kommen, um sich zu einem großen Holzplateau zusammenzuschließen. Also winken wir, obwohl uns niemand sieht, rufen wir, obwohl uns niemand hört, entgleiten wir diesem Chaos einer großartigen Ordnung und retten wir uns zu den Gefahren der offenen See und der wilden Wogen.

Ich habe hinter mir den eintönigen Gesang des Wassers, vor mir schon den bunten der Stadt und über mir eine große Wolke aus Lärm.
Ich liebe den Lärm von Marseille, voran reiten die schweren Glocken der Türme, stürmen die heiseren Pfiffe der Dampfer, aus blauen Höhen tropft die Melodie der Vögel. Dann kommt der ganze Heerbann der Alltagsstimmen, die Rufe der Menschen, das Tuten der Gefährte, das Klirren der Geschirre, der Schall der Schritte, das Klopfen der Hufe, das Gebell der Hunde. Es ist ein Festzug der Geräusche.
Langsam lösen sich aus dem Weiß des Stadtbilds die grauen Streifen der Gassen, das Zickzack gekrümmter und hastiger Treppen, die Gestalten der Menschen, die bunten Wäschefahnen über der Straßenmitte, die braunen Bottiche vor den Türen, die schmalen Bänder rinnenden Schmutzes, die grauen Zelte der Straßenhändler, die dunklen Berge der Muscheln, die bunten Schilder der Läden, die goldenen Fenster, in denen die Sonne schwimmt und das samtene Grün der Bäume.
Ich liebe die schöne, bewegte, müßige und zwecklose Geschäftigkeit in

den Straßen. Die meisten Menschen gehen nicht ihren Pflichten nach, sondern neben den Pflichten. Der exotisch gekleidete Fremdling, von fernen Küsten hergetrieben, reiht sich in den Gewändern seiner Heimat dem bewegten Zug der Straße ein und fühlt sich wie zu Hause. Er ändert weder Tracht noch Schritt, noch Bewegung. Er schreitet wie auf eigenem Boden, er trägt die Heimat an den Sohlen. Nichts kann so exotisch sein, daß es Aufsehen erregte. Der Bürgersteig gehört der ganzen Welt, den Passagieren von siebenhundert Schiffen aus allen Ländern.

Hier kommen die Reiter aus Turkestan, in den breiten, an den Knöcheln gebündelten Hosen, welche die gekrümmten Beine verhüllen. Dann die kleinen chinesischen Matrosen in den schneeweißen Uniformen wie Knaben im Sonntagsanzug; die großen Kaufleute aus Smyrna und Konstantinopel, die so mächtig sind, als handelten sie nicht mit Teppichen, sondern mit Königreichen; die griechischen Händler, die ein Geschäft nicht zwischen vier Wänden abschließen können, sondern nur unter freiem Himmel, wie um Gott noch mehr herauszufordern; die kleinen Schiffsköche aus Indochina, auf leichten Füßen durch den Abend huschen sie, schnell und lautlos wie Nachttiere; die griechischen Priester mit den langen Bärten aus Hanf; die heimischen Mönche, die eigene Fülle vor sich hertragend wie eine fremde Last; die schwarzen Nonnen im bunten Gewühl, jede ein kleiner, versprengter Leichenzug; die weißen Zuckerbäcker, die kandierte Nüsse verkaufen, freundliche Gespenster des Mittags; die Bettler mit dem Brotsack und Wanderstab, die nicht Requisiten des Elends, sondern Insignien der Würde sind; die weisen algerischen Juden, groß, hager, stolz, wie schwankende Türme; die wandernden Schuhputzer, Knaben und erwachsene Männer, Vertreter eines blühenden Gewerbes und einer Kunst.

Ich glaube, man muß lange lernen, ehe man mit dieser mütterlichen Zärtlichkeit einen grünen Plüschlappen über die Stiefelkappe gleiten läßt und dem Leder alle Nuancen entlockt, vom tristen-feuchten Matt bis zur strahlendsten, schwärzesten Trockenheit. Mit leichtem Knall fliegt die Bürste aus der Rechten in die Linke. Die Blechdose mit der Pasta wirbelt wie ein Ball durch die Luft. Ihr Deckel springt automatisch ab und springt mit sanftem Klirren in die Utensilienkiste.

Und der Gast sitzt indessen hoch auf einem breiten, hölzernen Thron; und wenn nichts an ihm königlich ist, so werden es bald wenigstens die Stiefel sein...

Frankfurter Zeitung, 15. 10. 1925

EIN BOOTSMANN

Der Bootsmann ist alt. Seine Arme hängen schlaff wie Flossen von seinen krummen und schiefen Schultern. Seine Augen sind klein und haben den weißen Schleier, den das hohe Alter über menschliche Augen zieht. Sie haben schon genug gesehn. Aus den harten Ohrmuscheln wächst graues Moos. Die Hände sind wie zwei sehr alte Gesichter. Die Handrücken sind braungelb, und ihre dünne Haut bis zum äußersten gespannt. Die Stimme des Alten aber ist jung geblieben und männlich. Er spricht sehr kurze, sehr einfache Sätze, wie sie in Lesebüchern für Kinder stehn. Ihre Melodie ist immer ein bißchen fragend, das letzte Wort fällt jäh ab, von einer beträchtlichen Höhe – und kommt dennoch heil an:

»Ich bin aus Korsika, Herr. Korsika ist der Garten von Frankreich. Ich bin Landsmann Napoleons. Und hier ist sein Bild. Diese Münze habe ich aus dem Krieg. Von 1870. Ich war bei der Marine. Ich kenne alle diese Schiffe. Auf vielen bin ich gefahren. Ich war in vielen Ländern. In Rußland auch. In England, in Deutschland, in Spanien, in Syrien, in Konstantinopel. Ich war niemals in Paris. Nach Paris kommt man nicht mit dem Schiff. Ich bin nur einmal mit der Bahn gefahren. In der zweiten Klasse. Da fährt man gut.

Ich bin fünfundsiebzig Jahre alt. Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, bliebe ich nicht hier. Ich habe fünf Franken täglich Pension. Seit sechs Tagen sind Sie mein erster Gast. Dieses Boot hat dreihundert Franken gekostet, da hab' ich das Segeltuch selbst geflickt. Diese Stricke hab' ich selbst gedreht. Die Ruder kosten sechzig Franken das Stück. Dann hab' ich das Boot getauft. Auf den Namen meines Vaters. Er hieß Jacques. Da steht ›Jacques‹. Mit weißer Farbe.

Mein Vater war ein Kapitän. Auf der ›Sphinx‹. Da drüben steht sie. Wir sind zwei Brüder. Mein Bruder war auch Kapitän. Jetzt ist er in Pension. Er bekommt eine große Pension. Ich schlafe bei ihm.

Ich wollte nicht in die Marineschule. Ich wollte gleich in die Welt. Deshalb bin ich heute arm. Meine Schwägerin ist gut. Um acht Uhr essen wir Nachtmahl. Dann lese ich Romane. Ich lese den ›Grafen von Monte Christo‹. Ich glaube diese Geschichte nicht. Es ist Phantasie.

Da sehen Sie unsere Kathedrale. Ein schönes Haus. Ich war zweimal dort. Ich geh' nicht oft in die Kirche. Alle Religionen sagen dasselbe.

Ich bin ein Katholik. Aber ich war in einer Synagoge. Ich war in einer Moschee. Die Mohammedaner sagen Allah. Die Juden sagen Jehova. Wir sagen lieber Gott. Es ist immer dasselbe. Mein Freund ist ein Jude. Er war im Gefängnis. Seine Frau hat ihn betrogen. Er hat ihren Liebhaber beinahe erschlagen. Jetzt leben beide. Die Frau ist gestorben.
Da fahren die Fischer. Sie kommen erst morgen mittag zurück. Sie haben viele Netze mit. Ein guter Tag zum Fischen. Bei uns sind mehr Angler als Fische. Probieren Sie einmal zu angeln. Vielleicht haben Sie Glück. Weil Sie ein Fremder sind.
Für tausend Franken könnte ich mir einen Motor in meinen ›Jacques‹ bauen. Dann könnt' ich nach Korsika fahren. Unten ist es um die Hälfte billiger als in Marseille. Das ist eine teure Stadt. Aber ich zahle keine Miete.
Hier haben Sie meine Visitkarte. Ich heiße Bouscia Pascal. Ein korsischer Name. Wir sprechen so ähnlich wie Italiener. Wir verstehn auch die Spanier. Alle Sprachen stammen aus dem Lateinischen. Englisch stammt aber aus dem Deutschen. Latein ist die älteste Sprache. Aber mein Freund sagt: Chinesisch ist älter.
Ich werde Sie im alten Hafen absetzen. Da können Sie abends spazierengehn. Lassen Sie das Geld zu Hause. Wenn Sie Geld haben...
Ich fahre jetzt nach Hause. Wir haben heute marinierte Heringe und junge Bohnen. Dann werde ich lesen. Um zehn werde ich schlafen gehn. Mit meinem Bruder werde ich nichts reden. Ich lebe schon fünf Jahre bei ihm. Das letztemal habe ich vor zwei Jahren gesprochen. Damals bekam er den vierten Enkel. Im Dezember kommt sein fünfter.
Am Sonntag kommt meine Schwester aus Ajacchio. Sie bringt mir Tabak. Ich aber brauche eine Pfeife.
Leben Sie wohl, Herr. Steigen Sie vorsichtig aus. Springen Sie nicht! Lassen Sie das Geld zu Hause!«

Frankfurter Zeitung, 17. 10. 1925

»Die Gasse der Liebe«, Frankfurter Zeitung, 21. 10. 1925, identisch mit der entsprechenden Passage in »Die weißen Städte. Marseille«, S. 501 (2. Absatz) bis S. 502 (vorletzter Absatz).

NIZZA

Nizza sieht so aus, als wäre es von den Autoren der Gesellschaftsromane begründet und von ihren Helden belebt worden. Die meisten Gestalten auf der Kurpromenade und am Strand kommen aus der Leihbibliothek und aus den Träumen kleiner Provinzmädchen. Diese Menschen kann Gott nicht erschaffen haben. Sie sind nicht aus gemeiner Erde gemacht, sondern aus mondänem Papierstaub. Schriftsteller haben sie so lange beschrieben, bis sie lebendig wurden. Ihre Bewegungen, ihr Gang, ihre Kleidung, ihre Sprache, ihre Gedanken, ihre Ziele, ihre Sehnsucht, ihre Schmerzen, ihre Erlebnisse sind wie literarisch gefiltert, außerordentlich und gesucht. Hier vollzog sich zum ersten Male ein umgekehrter Prozeß: Autoren erschufen Menschen nach origineller Konzeption, und die Schöpfung machte es ihnen nach. Ein Verfasser diktierte eine Welt in die Schreibmaschine – und siehe da! – sie war, sie ist, sie geht spazieren, spielt Roulette, tanzt Java und nimmt Seebäder.

Eine ganze Saison in einer Romanwelt würde wahrscheinlich langweilig. Aber drei Tage sind beruhigend. Man erholt sich von den Strapazen gewöhnlichen Erdenlebens, von den Berührungen mit den gemeinen Alltagssorgen und von dem Waffengeklirr, den der Kampf ums tägliche Brot verursacht. In der Gesellschaft der echten, von Adam abstammenden Menschen umfängt uns der gewöhnliche Geruch gewöhnlicher Tragik. Hier aber, in Nizza, breitet sich der Weihrauch der romanhaften Tragik aus. Hier gibt es nur Luxusschicksale. Hier siehst du lauter Edelgeschöpfe. An ihren goldenen Wiegen standen gut bezahlte Domestiken. Ihre ganze Jugend war eine einzige gute Kinderstube, von Hausärzten persönlich gelüftet. Ihre Ehe ist eine außerordentlich günstige Kapitalanlage. Ihr Tod selbst wird keine Lücke, sondern eine Erbschaft hinterlassen.

Denn sie sind nicht notwendig im gemeinen Sinn, sondern im höhern. Sie sollen nur die Romanautoren bestätigen. Sie tun es in Nizza. Um die Aufregung kennenzulernen, geben sie viel Geld in Monte Carlo aus. Zu uns anderen kommt Monte Carlo jeden Tag, und unser Leben ist ein Roulettespiel.

Hier aber ist kein Mensch aufgeregt, wenn er nicht auf Schwarz oder Rot gesetzt hat. Alle strömen selige Sicherheit aus. Auch den Unsi-

chern begnadet sie. Den ganzen Tag liegt man im blauen Wasser. Die Sonne macht sich eine Ehre daraus, unaufhörlich, wolkenlos, in so guter Gesellschaft zu scheinen. Die Nächte bleiben so warm wie möglich und geben acht, daß sich die Kurgäste nicht erkälten. Die alten Herren aus England und Amerika gehen mit gemessenen Schritten, die so abgezählt sind wie Medizintropfen, vor dem Schlaf spazieren. Ihre Söhne und Töchter tanzen indes, lieben, leiden und heiraten nach den Vorschriften der Autoren. Die alten Damen, durch Gesichtsmassagen und Diät zehn Jahre jünger, auf achtzehnjährigen Beinen, in kurzen Röckchen, von riesigen Brillanten gefolgt und unwahrscheinlich kleinen Schoßhündchen geziert, sprechen von der Zukunft, nicht wie andere Alte von der Vergangenheit. Alle paar Minuten gleitet ein Herr im Zylinder nach Monte Carlo auf der breiten, schönen Straße, auf der kein Staub entsteht und die eigentlich ein vornehmer Korridor des vornehmen Volkes ist.

Nichts Schlimmes kann passieren: Die Schwachen werden stark, die Kranken gesund, die Gesunden glücklich, die Glücklichen erleben hier die ersehnte Tragik und sind noch glücklicher als im Glück – und wenn einer Selbstmord begeht, so ist sein Tod durch einen romantischen Schleier dem gemeinen Bedauern und in die Sphäre der Bewunderung für die große Welt entrückt. Es ist wunderbar, in so guter Gesellschaft zu leben, die bei Tag nackt und abends im Smoking ist, abgebrannt und hygienisch, sauber und gut erzogen, aus Papier und dennoch aus Fleisch und Blut, ohne die Laster, welche eine Folge der Arbeit sind und so tugendhaft, daß sie vom Herrn selbst genährt werden, obwohl er sie nicht nach seinem Angesicht erschaffen hat...

Frankfurter Zeitung, 26. 10. 1925

EIN KINO IM HAFEN

Das Kino liegt gegenüber den Schiffen. Von der See aus kann der Mensch, der die Freuden des Kontinents lange entbehrt hat, die großen, bunten Plakate mit dem Feldstecher sehen. Das Kino heißt be-

scheiden »Kosmos-Theater«. Man gibt den Film von den »Roten Wölfen«.
Die »Roten Wölfe« sind eine Räuberbande in den Abruzzen. Sie haben Margot geraubt, ein schönes Mädchen, und haben es in einem unerreichbaren, hohen Turm verborgen. Aber was ist unerreichbar, was ist hoch? Ein tapferer junger Mann, Cesare mit Namen, wird Mitglied der »Roten Wölfe«, aber nur zum Schein, und befreit Margot.
Sie glauben wohl, es wäre eine Kleinigkeit, Mitglied einer Räuberbande zu werden? Sie irren sich! Es ist unendlich schwierig. Man muß eine Aufnahmeprüfung bestehen: im Ringen, im Messerstechen und im Armbiegen.
Diese Aufnahmeprüfung ist der wichtigste Teil des Films. Cesare besteht sie und erobert nicht nur den Beifall der »Roten Wölfe«, sondern auch den der Zuschauer, deren sehnsüchtigster Traum es ist, Räuber in den Abruzzen zu sein.
Von zehn Uhr vormittags bis zwölf Uhr nachts wird im Kino der Film von den »Roten Wölfen« achtmal gegeben. Achtmal im Tag besteht Cesare die Aufnahmeprüfung, achtmal begeistern sich die Zuschauer, von denen ein Drittel den ganzen Tag im Kino sitzt.
Dieses Drittel sind Frauen und Kinder. Bei Tag ist es im dunklen Kino kühler als in der engen Wohnung und in der noch engeren Gasse. Die Frauen gehen also zur Abkühlung ins Kino. Die Kinder zahlen nichts. Jede Besucherin hat mindestens vier Kinder. Sie zahlt für einen Platz und nimmt fünf ein.
Am Abend kommen die Männer, Arbeiter aus dem Hafen, essen, waschen sich und gehen ins Kino. Sie haben gestern und vorgestern die Taten Cesares gesehen und bejubelt. Aber derlei Helden kann man nicht oft genug sehen, wenn man nichts mehr als ein Hafenarbeiter ist – mit der Sehnsucht im Herzen, Räuber in den Abruzzen zu sein.
Noch romantischer als ein Hafen ist eine Räuberhöhle in den Abruzzen. Dem Taglöhner, der heute ein Fischer ist, morgen angeheuert wird, übermorgen in einem anderen, fernen Hafen zu dem Film von den »Roten Wölfen« geht, ist sein eigenes Leben nicht romantisch genug.
Ich möchte wissen, ob die Räuber aus den Abruzzen in ein Kino gehen, in dem ein Film von den Seelöwen von Marseille gespielt wird. Die Räuber aus den Bergen beneiden die Männer aus dem Hafen. Der

Räuber verrichtet sein romantisches Geschäft wie ein nüchternes Handwerk und träumt von einer fremden Romantik. Davon lebt die Filmindustrie.

Dabei haben die Männer aus dem Hafen ungefähr die gleichen Sitten wie die von den Bergen. Auch die Hafenleute stechen mit korsischen Messern, biegen mit Leidenschaft die Arme der Kollegen und ringen mit den besten Freunden. Sie freuen sich, daß in den Abruzzen dieselben Freuden üblich sind. Während sie im Kino sitzen, ziehen sie die Messer, und das Auge noch auf die Leinwand geheftet, strecken sie schon die Hände gegen den Nachbarn aus, um ihm einen kleinen, spielerisch leichten Stich zu versetzen. Der Nachbar, der sich nicht alles gefallen läßt, fordert den Freund auf, vor die Leinwand zu treten und es dem Helden Cesare gleichzutun.

Man sieht also im Kino nicht nur die Taten der Männer aus den Abruzzen, sondern auch die der Männer aus Marseille.

Indessen hämmert der Klavierspieler immer wieder »Die Tochter des Regiments«. Kein Wunder, daß sich die Zuschauer langweilen. Sie verlangen ein anderes Lied. Der Klavierspieler erhebt sich, geht hinaus, und der Film läuft ohne Musik weiter.

Nach einer Weile sieht man einen großen, ergrimmten Mann. Er läßt sich diese Frechheit eines Klavierspielers nicht gefallen. Man weiß, was es bedeutet, wenn ein sehr großer, sehr breiter Mann, mit einem breiten roten Gürtel um die Hüften, mit einer zwei Zentimeter kurzen Stirn und mit Händen wie eiserne Schaufeln, sich die Frechheit eines winzigen Klavierspielers mit Regenschirm und Cutaway nicht gefallen läßt.

Nach fünf Minuten zappelt der Klavierspieler in der eisernen Faust des erbitterten Besuchers, es wird hell, und die Gäste lachen. Der Riese winkt mit der Linken zum Publikum, setzt den Klavierspieler vor das Instrument und befiehlt das von der Mehrheit gewünschte Lied.

Dann läuft der Film weiter.

Ich sitze zwischen zwei Kindern, die auf meinen Knien mit Glaskugeln spielen. Es sind zwei schöne, schmutzige Kinder. Ich möchte sie streicheln. Die Kinder stehlen einander die Kugeln und verbergen sie in meinen Rocktaschen. Ihr Vater zündet ein Streichholz an und leuchtet mir ins Gesicht. Er will wissen, ob seine Kleinen gut aufgehoben sind.

»Schöne Kinder!« sage ich.
»Geben Sie acht!« sagt er, »daß sie sich nicht schlagen.«
Ich glaube, ich bin ihm sympathisch. Er hat gefunden, daß ich Kinder sehr gut bewachen kann, und er wendet sich jetzt sorglos den Ereignissen zu, die sich teils auf der Leinwand, teils im Saal abspielen.

Frankfurter Zeitung, 4. 11. 1925

Die weissen Städte

Ich wurde eines Tages Journalist aus Verzweiflung über die vollkommene Unfähigkeit aller Berufe, mich auszufüllen. Ich gehörte nicht der Generation der Leute an, die ihre Pubertät mit Versen eröffnen und abschließen. Ich gehörte noch nicht der allerneuesten Generation an, die durch Fußball, Skilauf und Boxen geschlechtsreif wird. Ich konnte nur auf einem bescheidenen Rad ohne Freilauf fahren, und mein dichterisches Talent beschränkte sich auf präzise Formulierungen in einem Tagebuch.

Seit jeher mangelte es mir an Herz. Seitdem ich denken kann, denke ich mitleidslos. Als Knabe fütterte ich Spinnen mit Fliegen. Spinnen sind meine Lieblingstiere geblieben. Von allen Insekten haben sie, neben den Wanzen, am meisten Verstand. Sie ruhen als Mittelpunkt selbstgeschaffener Kreise und verlassen sich auf den Zufall, der sie nährt. Alle Tiere jagen der Beute nach. Von der Spinne aber könnte man sagen, sie sei vernünftig, sie sei in dem Maß weise, daß sie das verzweifelte Jagen aller Lebewesen als nutzlos und nur das Warten als fruchtbar erkannt hat.

Geschichten von Spinnen, von Sträflingen, die sich in der finsteren Einsamkeit ihrer Zelle mit Spinnen unterhalten, las ich mit Eifer. Sie regten meine Phantasie an, an der es mir übrigens keineswegs fehlt. Ich habe immer leidenschaftlich, aber mit wachen Sinnen geträumt. Mein Traum konnte mir niemals eine Wirklichkeit erscheinen. Dennoch vermag ich mich so tief in den Traum zu begeben, daß ich eine zweite, eine andere Wirklichkeit lebe.

Als ich dreißig Jahre alt war, durfte ich endlich die weißen Städte sehen, die ich als Knabe geträumt hatte. Meine Kindheit verlief grau in grauen Städten. Meine Jugend war ein grauer und roter Militärdienst, eine Kaserne, ein Schützengraben, ein Lazarett. Ich machte Reisen in fremde Länder – aber es waren feindliche Länder. Nie hätte ich früher gedacht, daß ich so rapid, so unbarmherzig, so gewaltsam einen Teil der Welt durchreisen würde, mit dem Ziel zu schießen, nicht mit dem Wunsch zu sehen. Ehe ich zu leben angefangen hatte, stand mir die ganze Welt offen. Aber als ich zu leben anfing, war die offene Welt

verwüstet. Ich selbst vernichtete sie mit Altersgenossen. Die Kinder der andern, der früheren und der späteren Generationen, dürfen einen ständigen Zusammenhang zwischen Kindheit, Mannestum und Greisenalter finden. Auch sie erleben Überraschungen. Aber keine, die nicht in irgendeine Beziehung zu ihren Erwartungen zu bringen wäre. Keine, die man ihnen nicht hätte prophezeien können. Nur wir, nur unsere Generation, erlebte das Erdbeben, nachdem sie mit der vollständigen Sicherheit der Erde seit der Geburt gerechnet hatte. Uns allen war es wie einem, der sich in den Zug setzt, den Fahrplan in der Hand, um in die Welt zu reisen. Aber ein Sturm blies unser Gefährt in die Weite, und wir waren in einem Augenblick dort, wohin wir in gemächlichen und bunten, erschütternden und zauberhaften zehn Jahren hatten kommen wollen. Ehe wir noch erleben konnten, erfuhren wir's. Wir waren fürs Leben gerüstet, und schon begrüßte uns der Tod. Noch standen wir verwundert vor einem Leichenzug, und schon lagen wir in einem Massengrab. Wir wußten mehr als die Greise, wir waren die unglücklichen Enkel, die ihre Großväter auf den Schoß nahmen, um ihnen Geschichten zu erzählen.
Seitdem glaube ich nicht, daß wir, Fahrpläne in der Hand, in einen Zug steigen können. Ich glaube nicht, daß wir mit der Sicherheit eines für alle Fälle ausgerüsteten Touristen wandern dürfen. Die Fahrpläne stimmen nicht, die Führer berichten falsche Tatsachen. Alle Reisebücher sind von einem stupiden Geist diktiert, der nicht an die Veränderlichkeit der Welt glaubt. Innerhalb einer Sekunde aber ist jedes Ding durch tausend Gesichter verwandelt, entstellt, unkenntlich geworden. Man berichtet über Gegenwart mit historischer Sicherheit. Man spricht über ein fremdes Volk, das lebt, wie über eines, das in der Steinzeit gestorben ist. Ich habe Reisebücher über einige Länder gelesen, in denen ich gelebt habe (und die ich so gut kenne wie meine Heimat und die alle vielleicht meine Heimat sind). Wie viele falsche Berichte sogenannter »guter Beobachter«! Der »gute Beobachter« ist der traurigste Berichterstatter. Alles Wandelbare begreift er mit offenem, aber starrem Aug'. Er lauscht nicht in sich selbst. Das aber müßte er. Er könnte dann wenigstens von seinen Stimmen berichten. Er verzeichnet die Stimme einer Sekunde in seiner Umgebung. Aber wer weiß nicht, daß andere Stimmen ertönen, sobald er seine Horcherstellung verlassen hat. Und ehe er's niederschreibt, ist die Welt, die er kennt, nicht mehr dieselbe.

Und ehe wir ein Wort niederschreiben, hat es nicht mehr dieselbe Bedeutung. Die Begriffe, die wir kennen, decken nicht mehr die Dinge. Die Dinge sind aus den engen Kleidern herausgewachsen, die wir ihnen angepaßt haben. Seitdem ich in feindlichen Ländern gewesen bin, fühle ich mich in keinem einzigen mehr fremd. Ich fahre niemals mehr in die »Fremde«. Welcher Begriff aus einer Zeit der Postkutsche! Ich fahre höchstens ins »Neue«. Und sehe, daß ich es bereits geahnt habe. Und kann nicht darüber »berichten«. Ich kann nur erzählen, was in mir vorging und wie ich es erlebte.

Ich war neugierig, zu erfahren, wie es hinter dem Zaun aussieht, der uns umgibt. Denn uns umgibt ein Zaun, uns Menschen, die wir zur deutschen Welt sprechen. In Deutschland ist der »Begriff« heilig und unwandelbar. Wir glauben an die Nomenklatur. In Deutschland erscheinen die »zuverlässigsten« Führer, die »gründlichsten« Beobachtungen und Forschungen. Alles Niedergeschriebene wird Gesetz. Man glaubt einem Buch aus dem Jahre 1880. Man dürfte nicht einmal einem aus dem Jahre 1925 glauben. Man glaubt, wie vor dem Krieg, heute an die Bedeutung der alten Begriffe.
Jenseits, hinter dem Zaun, war die Nomenklatur niemals so heilig. Die Namen flossen immer weit um die Dinge, die Kleider waren lose. Man war nicht bestrebt, alles unverrückbar zu fixieren. Man wandelt sich jeden Augenblick, drüben, hinter dem Zaun. Wir nennen das immer »Treulosigkeit«, und Anpassung ist halber »Verrat«. Hinter dem Zaun gewann ich mich selbst wieder. Ich gewann die Freiheit, die Hände in den Hosentaschen, eine Garderobemarke an den Hut geheftet, einen zerbrochenen Regenschirm in der Hand, zwischen Damen und Herren, Straßensängern und Bettlern zu wandeln. Ich sehe in den Straßen und in der Gesellschaft genauso aus wie zu Hause. Ja, ich bin *draußen* zu Hause. Ich kenne die süße Freiheit, nichts mehr darzustellen als mich selbst. Ich repräsentiere nicht, ich übertreibe nicht, ich verleugne nicht. Ich falle trotzdem nicht auf. Es ist in Deutschland fast unmöglich, nicht aufzufallen, wenn ich nichts spiele, wenn ich nichts verleugne und nichts übertreibe. Zwischen diesen zwei Arten zu erscheinen, habe ich die traurige Wahl. Denn ich muß auch, wenn ich keinen Typus, keine Gattung, kein Geschlecht, keine Nation, keinen Stamm, keine Rasse repräsentiere, dennoch etwas zu repräsentieren suchen. Wir sind gezwungen, »Farbe zu bekennen«, und nicht etwa eine belie-

bige, sondern eine aus der offiziellen Farbenskala: sonst sind wir »ohne Gesinnung«. Es ist das Kennzeichen der engen Welt, daß sie das Undefinierbare verdächtigt. Es ist das Kennzeichen der weiten, daß sie mich gewähren läßt. Auch sie hat für mich noch keine Bezeichnung gefunden. Aber nennt sie mich so oder anders, so ist immer noch ein freier Raum zwischen der Bezeichnung und dem Begriff, den sie deckt, denn die Welt nimmt nicht alles wörtlich. Wir aber nehmen sie beim Wort und nicht »bei der Sache«, weil wir die Namen mit den Dingen verwechseln.

Deshalb verstehn wir sie nicht, deshalb versteht sie uns nicht. Hinter dem Zaun sind Ferien. Süße, lange Sommerferien. Was ich sage, nimmt man nicht wörtlich. Was ich verschweige, ist gehört worden. Mein Wort ist noch lange kein Bekenntnis. Meine Lüge noch lange keine Charakterlosigkeit. Mein Schweigen ist nicht rätselhaft. Jeder versteht es. Es ist, als zweifelte man an meiner Pünktlichkeit nicht, obwohl meine Uhr falsch geht. Man schließt nicht aus der Eigenschaft eines meiner Attribute auf meine Eigenschaften. Niemand reguliert meinen Tag. Wenn ich ihn verliere, so ist es mein Tag gewesen. (Ein »Tagedieb«! Wie deutsch ist dieses Wort! Wem gehören die Tage, die einer sich selbst gestohlen hat?)

Ich habe die weißen Städte so wiedergefunden, wie ich sie in den Träumen gesehn hatte. Wenn man nur die Träume seiner Kindheit findet, ist man wieder ein Kind.
Das zu hoffen, hatte ich nicht gewagt. Denn unwiederbringlich weit lag die Kindheit hinter mir, durch einen Weltbrand getrennt, durch eine brennende Welt. Sie war selbst nicht mehr als ein Traum. Sie war ausgelöscht aus dem Leben; verstorbene und begrabene, nicht entschwundene Jahre. Was dann kam, war wie ein Sommer ohne Frühling. Ich fuhr mit der Skepsis in dieses Land, welche die Folge eines Lebens ohne Kindheit ist. Alle Menschen meiner Generation sind in diesem Sinne »skeptisch«. Und während uns die Älteren Tag für Tag mit ihrer Mahnung zu »Aufbau« und »Positivsein« in den Ohren liegen, lächeln wir das wissende Lächeln derjenigen, die Ursache, Werkzeug und Opfer einer großartigen Zerstörung gewesen sind. Oh, wenn sie uns nicht so stumm gemacht hätte, wir könnten ihnen sagen, was »Aufbau« ist! Wir glauben so wenig an ihn, daß wir nicht einmal im-

stande sind, seine Unmöglichkeit darzulegen. Der Vater, der seinen Sohn verloren hat, weiß von der Zerstörung weniger als sein toter Sohn. Wer im Hinterland gewesen ist, hat den Weltuntergang doch nur aus historischer Perspektive erlebt, den großen Weltkrieg unserer Jahre wie die Kriege Karthagos und Roms. Er lernte den Krieg seiner Zeit aus den Berichten, wie er die der Vergangenheit aus den Lehrbüchern gelernt hatte. Es ist immer noch ein Unterschied, ob man etwas am eigenen Leib oder an dem seiner Söhne erlebt hat.
Wir sind die Söhne. Wir haben die Relativität der Nomenklatur und selbst die der Dinge erlebt. In einer einzigen Minute, die uns vom Tode trennte, brachen wir mit der ganzen Tradition, mit der Sprache, der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst: mit dem ganzen Kulturbewußtsein. In einer einzigen Minute wußten wir mehr von der *Wahrheit* als alle Wahrheitssucher der Welt. Wir sind die auferstandenen Toten. Wir kommen, mit der ganzen Weisheit des Jenseits beladen, wieder herab zu den ahnungslosen Irdischen. Wir haben die Skepsis der metaphysischen Weisheit.
Alles, was sich bei uns, im Norden und im Osten, seit unserer Wiederauferstehung zugetragen hat, konnte unsere Skepsis nur bestärken. Immer wieder entfernten wir uns von unserer Kindheit. Es war, als wären wir zurückgekehrt, um noch einmal alle Vernichtungen mitzumachen. Und uns, die wir geradezu unmittelbar vom Studium des Dreißigjährigen Krieges weg in den Weltkrieg gezogen wurden, ist es heute, als hätte in Deutschland der Dreißigjährige Krieg noch nicht aufgehört. Wir können nicht glauben, daß irgendwo noch die Kontinuität des Friedens vorhanden ist und die große und mächtige Kulturtradition des antiken und mittelalterlichen Europas lebendig. Seit unserer Wiederauferstehung erleben wir das Werden einer ganz neuen Kultur, erleben wir die Revolution des Nahen Ostens und das leise Erdbeben des Fernen und gleichzeitig Amerikas technischen Zauber. Gefangen in einem Land, in dem ein kindischer Hang zur verstorbenen letzten Vergangenheit in denselben Menschen vorhanden ist, die eine Umwandlung des Menschen aus Fleisch und Blut in ein Wesen aus Stahl und Eisen wünschen, gefangen in einem sonderbaren Land, in dem die Hälfte der Nation gleichzeitig zwei so verschiedene und gegensätzliche Erscheinungen bewundern kann wie eine Militärparade und einen Luftballon, gefangen in einem Land, in dem die Empfindsamkeit ebenso groß ist wie das technische Bewußtsein – erleben wir stündlich

die kleinen Kämpfe und großen Kriege zwischen Vergangenheit und Zukunft, den klassischen, katholischen, europäischen Einflüssen des Westens ebenso ausgeliefert wie den revolutionären des Ostens und den kapitalistischen Amerikas. Das wird mehr als ein Dreißigjähriger Krieg sein.
Denn es ist Krieg, wir wissen es, wir, die beeideten Sachverständigen für Schlachtfelder, wir haben sofort erkannt, daß wir aus einem kleinen Schlachtfeld in ein großes heimgekehrt sind. Wenn wir dieses Land verlassen, ist es, als führen wir in Urlaub. Wie friedlich und ahnungslos ist unten noch alles! Wie wenig weiß diese Welt von den Lawinen, die langsam heranrollen! Werden sie nicht bis hierher gelangen? Wird ihre Macht hier schon gebrochen sein? Wird die neue Kultur, der die Zerstörung vorangeht, aus Respekt, wie schon einmal, vor den lebendigen Denkmälern der alten stehnbleiben, um einen Kompromiß zu schließen?
Glückliches Land meiner Kindheit, das so vor den Stürmen geborgen liegt und Zeit hat zur Besinnung und zu Friedenskonferenzen, während wir oben preisgegeben sind dem ersten, verständnislosen und noch nicht verhandlungsbereiten Wüten der Elemente. Glückliches Land, in dem man wieder träumen kann und glauben lernt an die Mächte der Vergangenheit, von denen wir dachten, sie wären, wie so vieles, ein Irrtum und eine Lüge des Lesebuches!
Die Sonne ist jung und stark, der Himmel hoch und tiefblau, die Bäume dunkelgrün, versonnen, uralt. Und weiße breite Straßen, die seit Jahrhunderten Sonne getrunken haben und widerstrahlen, führen zu den weißen Städten mit den flachen Dächern, die so eben sind, als wollten sie zeigen, daß hier nicht einmal die Höhe gefährlich werden kann und daß man niemals, niemals hinunterfällt in schwarze Tiefen.

LYON

An einem Sonntagnachmittag kam ich nach Lyon.
Diese Stadt liegt an der Grenze zwischen dem Norden und dem Süden Europas. Es ist eine Stadt der Mitte. Dem nördlichen Ernst und dem nördlichen Zielbewußtsein ebenso hingegeben wie der Ungezwungen-

heit des Südens, lächelt sie und arbeitet. Ihr Wochentag ist hart und ihr Sonntag voll bewegter Festlichkeit. Alle Menschen sind eifrig beflissen, gar nichts zu tun. Sie feiern mit unermüdlichem Fleiß.
Man fabriziert in dieser Stadt Seide. Das Geschäftsviertel erinnert überall an dieses Produkt. Alle Schilder sprechen von Seide. In allen Schaufenstern sieht man Seide. Alle Frauen tragen Seide, auch die arbeitenden und unbemittelten.
Sind arme Menschen, die zehn Stunden und länger täglich an der Seide weben, glücklicher als ihre Kameraden, die nur gewöhnliche Leinensäcke erzeugen? Sie verdienen ebensowenig. Seide kann man nicht essen. Die Sozialwissenschaft rechnet nicht mit der Kostbarkeit der Produkte als einem Faktor für das Wohl oder Weh der Arbeiter.
Ich glaube dennoch, daß es irgendeinen Unterschied bedeutet, ob man Seidenkleider produziert oder Leinensäcke. Ein Schimmer von dem festlichen Produkt fällt auf die Menschen, die es beschäftigt. Und wie die Grubenarbeiter die traurigsten der Welt sind, so scheinen mir die Seidenweber die fröhlichsten, nach den Zuckerbäckern. Wenn jemand zwanzig Jahre leuchtende, schimmernde, bunte Regenbogenfäden knüpft, ist seine Seele heiter, seine Hand zärtlich, und sein Hirn denkt tröstliche Gedanken.
Zwar wohnt auch er jenseits der Rhône, in einer Mietskaserne, in einer trostlos langen und breiten Straße, in einer jener Straßen, die gestern noch neu, billig und hygienisch waren und heute nur noch billig sind. Es ist merkwürdig, wie schnell die modernen proletarischen Straßen aller Städte alt werden. Man erfindet immer besseres Material, man pflanzt gesunde, grüne Bäume an die Ränder der Bürgersteige, man kanalisiert, legt Wasserleitungen an, Abflußrohre, Porzellanbecken und Gitter, die nicht rosten. Nach zwei Jahren ist das Porzellan gesprungen und mit einer schmutzigen gelben Masse verklebt, die Bäume sind grau und können unter ihrer dicken Staubschicht nicht atmen, die Kanäle sind verstopft, die Wasserleitungsrohre platzen, von den Zimmerdecken tropft es, und die Eisengitter rosten aus dem einfachen Grund nicht, weil sie längst nicht mehr vorhanden sind. Die Mauern werden schwarz, der Mörtel fällt ab, und die Häuser stehen da wie in einer häßlichen Krankheit, bei der sich die Haut schält. Es ist kein ehrwürdiges Altern, sondern ein hastiges Verbrauchtwerden.
Auch die Seidenfabriken sind ebenso nackt, wuchtig, trostlos wie alle anderen Fabriken der Welt. Aber die Arbeiter sind heiter. Sie sehen am

Abend aus den Fenstern wie Menschen, die noch ein paar freie Tage vor sich haben und Zeit, sich mit fremden Vorgängen zu befassen. Die jungen Arbeitermädchen sind schlanke braune Prinzessinnen, die aus Laune, nicht aus Not, in den schwarzen Kasernen wohnen. Jeden Augenblick tritt eine kleine Königin aus einem dunklen Tor. Die Männer trinken gern und sind selten betrunken. Man hört keinen Streit aus den Wirtshäusern. Die Frauen sitzen in Gruppen an den Ufern der Rhône. Man angelt und liest beim verlöschenden Tageslicht die Zeitung. Man sieht auf den großen, schönen Fluß, der eine der wichtigsten Straßen der Römer war. So sind hier schon vor beinahe zweitausend Jahren die römischen Männer und Frauen gesessen, die Krieger und die Frauen der Krieger und die jungen Bräute.

Ich gehe gern am Abend in dieses Viertel. Da sind die kleinen Läden mit den verstaubten Schaufenstern und den rührenden, einfachen Gegenständen, die nur arme Menschen kaufen: Tabaksbeutel und dicke Uhrketten und große Elefantenzähne und kleine Hunde und Katzen aus grünem Prozellan und Kaffeetassen mit nur einem Sprung und hölzerne Serviettenringe und Glasperlen in allen Farben und ein Behälter aus Nickel für Zahnstocher. Da sind die kleinen Delikateßgeschäfte mit den verstaubten und ein wenig zerdrückten Früchten, mit den Zwiebeln, den Kartoffeln, dem Zeitungspapier für Tüten und den Katzen, die auf den Lebensmitteln hocken, und den kleinen Kindern, die vor dem Laden spielen. Alles ist langsam und ohne Aufregung. Die Stunden gehen stiller und gemächlicher. Die Überraschungen selbst künden sich an. Die Freuden sind inniger und leiser. Der Tod wird hingenommen wie ein Geschenk. Das Leben hat keinen übermäßig hohen Wert. Das Leben ist soviel wert wie der karge Wochenlohn, ein billiger Wein, ein Kino am Sonntag.

In diesem Teil von Lyon fühle ich auch am innigsten seine alte Geschichte, obwohl es hier keine Denkmäler gibt und alle Häuser neu sind. Denn die armen Menschen scheinen den wärmsten Zusammenhang mit der Entwicklung und der Vergangenheit zu haben, am spätesten bekommen sie Verbindung mit den hastigen Neuigkeiten der Gegenwart, am frömmsten ist ihr Verhältnis zur Überlieferung – sie sind »Volk«, und in den Zügen ihrer Gesichter erkenne ich die römischen Physiognomien, die vor 1800 Jahren in dieser Stadt zum erstenmal erschienen sind, um nie wieder aus ihr zu verschwinden. Die armen Leute können nicht reisen, sie bleiben seßhaft, sie haben einen geogra-

phisch engen Horizont, sie heiraten Frauen aus den nächsten Gassen, und sie schreiben ihre Genealogien zwar nicht, aber es ist ohne Dokumente ersichtlich für jeden, der in Gesichtern lesen kann, daß sie aus der »Antike« stammen und daß historisches Blut in ihren Adern rollt. Einfache Männer, sie sitzen plaudernd an den Ufern, und die Schatten des Abends und ein rötlicher Strahl der untergehenden Sonne meißeln ihr Profil scharf heraus und heben es aus der Gewöhnlichkeit des Alltags in eine fast symbolische Bedeutung: Ich sehe in dem und jenem einen römischen Hauptmann, setze dem armen Mann einen funkelnden Helm mit geschwungenem Vorsprung aus blankem Messing auf, ich lege um seine Brust ein rotes Hemd und darüber einen Panzer aus stählernen Schuppen, und ich drücke in seine ahnungslose, biedere, friedliche Faust ein kurzes zweischneidiges Schwert, in der Mitte gebuchtet, mit zwei gerundeten Schärfen, glatt, spitz und leckend wie eine Zunge: Siehe da – es ist ein Römer.

Und ich liebe die Wäscherinnen an der Rhône. Auch sie sind arm und über die erste und zweite Jugend schon hinaus, aber fröhlich wie junge Mädchen. Seit sechs Uhr früh stehen sie da bis spät am Abend, und den letzten, schwachen Sonnenschein wollen sie noch ausnützen, und es ist, als wären sie sparsam mit der kostbaren Sonne und imstande, einen einzigen Tag in drei auszudehnen. An ihnen vorbei rinnt das Wasser, fortwährend neues silbernes Wasser, Millionen Wellen sehen sie am Tag, und in jede tauchen sie ein Wäschestück, mit der Gebärde von Priesterinnen waschen sie den Schmutz, und das Profane wird heilig. Sie sind bunt und lustig wie das Wasser, sie singen unermüdlich und rufen einander Grüße zu, diesseits und jenseits des Flusses erklingen die Stimmen, mit dem Geräusch des plätschernden Wassers vermischt, durch das Echo der steilen Böschung verstärkt und geklärt, silberne Brücken, unsichtbar und nur mit dem Ohr zu vernehmen, Brücken für Grüße. Die Wäsche der ganzen Stadt wird in der Rhône sauber. Es ist, als würde aller Unrat von den Menschen weggespült; als stünden diese Frauen hier, um den ganzen Tag die Seelen der Einwohner von Lyon sauber zu erhalten. Und ich denke, daß eine Stadt, die an zwei Flüssen liegt, von einer anständigen Bevölkerung bewohnt wird. Das Wasser ist ein heiliges Element.

Morgen vormittag werde ich über die große Wilsonbrücke in den mittleren Teil der Stadt gehen, dorthin, wo man die Seide verkauft. Dieser Teil ist um elf Uhr vormittags am schönsten. Da öffnen sich die großen

alten patrizischen Bürohäuser, und die jungen Mädchen eilen in die Mittagspausen wie in ein großes Glück. Eine halbe Stunde lang eilen alle Einwohner der Stadt ins Glück, und es ist ein großes Gewimmel in den Straßen und ein Tuten der Gefährte, in denen die Kaufherren und die Fabrikanten der Seide sitzen, und die ganze Stadt ist wie ein großer Jahrmarkt, die Gasthäuser füllen sich, und die Musikanten stellen sich in den Ecken und in den alten Gäßchen auf und spielen Geige, Ziehharmonika und Zimbeln, und die kleinen Mädchen kaufen die Noten und gehn mit schwarz auf weiß fixierter, ewiger, unverlierbarer Musik ins Mittagessen. Man hört auch das Tuten der Automobile, das Klappern der Geschirre und das Rasseln der Rollbalken vor den Läden, und eine Stunde lang bereitet man diesen großen, erhabenen Feiertag vor, der in den weißen Städten Südfrankreichs »Essen« heißt.
Und dann ist der Feiertag da: die Mittagspause. Man kann in den Straßen das Ticken der Uhren aus dem Innern der Häuser hören, die leisen Stimmen der plaudernden Menschen, und die Stille ist weiß, groß, voll von Sonne, Licht ohne Schatten, eine Pause voll Erhabenheit. Ich sehe die ruhenden Schreibmaschinen in den Kontoren unter ihren schwarzen Decken aus Wachstuch und die zugeklappten Tintenfässer und ahne die schmalen grünen Geschäftsbücher in den Schubladen, die Sammler des Reichtums und die Seidenfäden, Millionen Seidenfäden in den großen Maschinen, harrend der Vollendung zum schimmernden Gewebe.
An diesem Abend will ich die gnadenreiche »Fourvière« besuchen. Längst schon habe ich zu ihr emporgeblickt wie ein demütiger, naiver Frühmensch zum Symbol einer übersinnlichen Macht. Denn so steht die Kathedrale oben, das breite Angesicht der Stadt zugewendet, vier Säulen, drei Tore, darüber ein Giebel, auf dem ein Kreuz wie eine Blume blüht, von zwei runden Türmen flankiert wie von Wächtern, und unten die Stufen, flach, zahlreich, breit, nicht Stufen, auf denen man hinansteigt, eine Treppe vielmehr, auf der man sich hinaufkniet. Hier stand einmal das römische Forum, es ist haargenau derselbe Platz, Sinnbild einer andern Macht, es gab den Platz her und selbst einige seiner Steine zum Bau der kleinen Kapelle, es ist noch steinernes Fleisch und Blut vom Forum, ein Symbol hat sich selbst in ein neues gewandelt, derselbe Stein diente mit derselben Treue einer verschwundenen Macht, mit der er einer neuen ergeben ist, und beide können auf seine Festigkeit trauen. Aus allen Teilen Westeuropas pilgern die Frommen einmal im Jahr zu diesen Steinen.

Im 9. Jahrhundert erstand die erste Kapelle, wuchs an Ruhm und Ansehn, bekam reiche Geschenke von Ludwig XI., Ludwig XII., Ludwig XIII. Aber erst, als die Pest 1642 mit Grausamkeit die Stadt zu vernichten drohte, bewies der Hügel mit der Kapelle seine besondere Wunderkraft, die Menschen retteten sich zu ihm empor, und seit damals wandern die Prozessionen jedes Jahr am 8. September zur Fourvière, und der Erzbischof segnet die Stadt. Erst seit 1896 steht die neue Kathedrale. Sie hat 15 Millionen Francs gekostet – das Geld der frommen kleinen Leute.

Die Kathedrale ist zu dem Zweck angelegt worden, ein Wahrzeichen zu sein und zu repräsentieren. Und niemals habe ich ein Monument aus unseren Tagen gesehn, dessen Größe sich so innig verband mit Zartheit, dessen Wucht so bescheiden zurücktrat hinter die sanfte Wirkung des Details. Die Heiligen tragen den Giebel und stützen ihn mit den Häuptern, die Heiligen säumen die Wölbungen der Torbogen, und so lebendig ist die Wirkung menschlicher Gestalten, die technische Funktionen ausüben, daß jeder Stein zu atmen beginnt, denn nahe ist seine Beziehung zum Lebendigen, und der ganze fertige kolossale Bau ist immer noch im Werden begriffen. Und obwohl diese Statuen ewig diese Steine stützen werden, ist es, als wäre ihre Stellung nur ein Augenblick aus ihrer fortwährenden Tätigkeit. Im nächsten Augenblick werden sie sich bewegen, und die Kirche wird wandern, zu den Menschen hinunter, schon steht sie hart am Rand, sie kommt den Pilgern entgegen am 8. September, dem heiligen Tag.

Der ganze Hügel ist mit steinernen Stufen besät, und jede Gasse ist eine Treppe, und die alten Häuser aus großen Festungsquadern mit bunten Dächern aus einem schimmernden Schiefer, der wie Perlmutter aussieht, stehn, eines immer um einen Kopf größer als das andere, zu beiden Seiten der Treppen, immer geschlossen, immer still, wie in einem Gelübde der Schweigsamkeit für ein ganzes Jahr, bis zur Ankunft der Pilger. Dann werden sich die Türen öffnen, Wasser und Wein in Krügen wird man den frommen Wanderern entgegentragen, auf jeder Stufe wird einer gelabt werden. An jeder kleinen Schwelle wird ein Gast stehen. Heute zwitschern nur die bunten Stieglitze und die gelben Kanarienvögel in idyllischen grünen Käfigen vor den Türen, neben den saubern Postkästen, deren es vier und fünf an jedem Haus gibt, um dem Postboten die steilen Stiegen in den Häusern zu ersparen.

Gleich hinter der Kathedrale fängt Rom an, ein lebendiges Rom. Alle ausgegrabenen Erinnerungen hat man stehnlassen, statt sie in ein Museum zu tragen. Jeder Wanderer fühlt die Wonne des ersten Entdekkers. Wie vor 1800 Jahren steht heute die römische Vase im lebendigen Blumenbeet, und der lebendige Gärtner bedient sich einer antiken steinernen Spritzkanne, und vor dem Eingang zum Garten steht der römische Hund mit der Aufschrift: *Cave Canem*!, ein primitiver Hund aus Sandstein, ein bißchen Löwe, ein wenig Wolf, ein bißchen Bär, um so schrecklicher in dieser Mischung furchtbarer Tierhaftigkeit und harmlos heiter wie die Erinnerung an meine lateinischen Grammatikstunden. Wie gut müssen es die Gymnasiasten von Lyon haben. Nicht einmal die Grammatik ist abstrakt. Jede Regel können sie mit den Händen greifen. Alle Ausnahmen stehn an den Rändern der Spazierwege. Alle Steine halten historische Vorträge. Da ist eine Straße, die geradewegs nach Rom führt, hinein in die Antike, auf diesem Wege sind sie gekommen, hier überschritten sie die Saône, auf diesen Hügel stiegen sie, um das Land zu übersehn, hinter dem Fluß begannen sie, die Steine aufzuschichten, und sie hißten eine Festung, wie man heute eine Fahne hißt.
Von hier aus sehe ich das ganze Ausmaß meiner ersten weißen Stadt. Ja, so habe ich sie geträumt. Also stehn sie alle noch da: die schimmernden Häuser, die weißen Wände, mit Sonne getüncht, die flachen, schillernden Dächer aus Regenbogen, die hüpfenden Rauchfänge, die kleine blaue Wölkchen ausstoßen wie zartes Baumaterial für den blauen Himmel. Straßen aus weißer Kreide, fliehende breite Bänder, mündend im Grün der Felder, hineilend zu den dunkelgrünen Wäldern und den blauen Felsen am Horizont, hinter denen Rom liegt, die Erbin Griechenlands und unsere erste Lehrmeisterin. Es lebt noch, es lebt noch. Da läuten schon die schweren Glocken von den Türmen des Mittelalters, da reiten die Stimmen von der Kathedrale St. Jean hinein in die blühenden Steine des Altertums, da kommen schon die spitzen und scharfen Türmchen von St. Nizier, die kleinen Dächer, mit spitzen Buckeln und Stacheln bewehrt und oben vom versöhnlichen Kreuz geziert.
Die Abendschatten legen sich über die Welt, die Stimmen der Straßen werden stiller, das Rauschen der Rhône ist stärker. Noch kann ich das Rathaus erkennen, die Bibliothek der Stadt, die Kirche St. Martin mit den festungsartigen Mauern. Der Mond taucht hinter den Felsen em-

por, und die weiße Stadt ist noch weißer, die Steine strahlen um die Wette mit dem Mond, und in holder Eintracht fließen Rhône und Saône, die eine hurtig, die andere bedachtsam, demselben Ziel entgegen, der langersehnten Vereinigung, und umklammern die weiße Stadt wie einen kostbaren Besitz, um ihn nie wieder zu lassen.

VIENNE

In einem Lyoner Museum sah ich ein Bild vom rekonstruierten römischen Vienne: Es lag, zwischen Hügel gebettet, auf einer Seite mählich ansteigend, auf der anderen eben, an beiden Ufern der Rhône und hatte in all seiner Lieblichkeit noch etwas von der römischen Monumentalität, von deren Ewigkeitsgepräge, das Rom allen seinen Bauten, Denkmälern und Niederlassungen zu verleihen verstand. Die Hügel umschlossen die Stadt, ohne sie einzuzwängen. Immer noch war Platz genug, um zu wachsen und sich auszubreiten. Immer noch war Grün zwischen den Steinen. Die Stadt wuchs in das Land hinein, und das Land schmiegte sich an die Stadt. Natur und Kunst waren einander ebenbürtig. Des Menschen Hand schuf aus dem Material der Erde. Nirgends war das Material vergewaltigt. Es unterwarf sich freudig dem Willen des Menschen. In zwölf großen Hauptgebäuden konzentrierte sich das Leben der Stadt. Und es war dennoch eine große Stadt. Sie hatte keine Straßen, nur Plätze, sie hatte fast keine Häuser, nur Paläste. Und dennoch ging von diesem Bild ein großstädtischer Atem aus, wie ihn niemals die Gesamtansicht einer modernen Weltstadt ausströmen kann. Ich hatte das Gefühl, daß der Mensch einer kolossalen Arena gegenüber immer noch Mensch ist, aber im Augenblick eines Wolkenkratzers zur Ameise herabsinkt. Wie kommt es, daß man auf dem weiten römischen Platz nicht verloren ist wie auf einem modernen Boulevard? Die römische Größe ist nicht gigantisch, sondern menschlich. Rom mißt nach irdischen Maßen. Die Größe und Monumentalität haben einen »humanen« Charakter.

Mit diesem Bild im Herzen kam ich nach Vienne. Wie verwandelt ist es! Immer, fast seit seiner Entstehung, war es Hauptstadt, Sitz der Fürsten und Könige. Es hat mehreren Nationen angehört, es hat sich im

Laufe der Zeiten gewandelt, aber keiner seiner Herren hatte gewagt, es zu einer Stadt zweiten Ranges zu degradieren. Es war ewig jung, stolz, schön und weit. Es durfte furchtlos in die Zukunft sehn, wie eine Göttin, der die Zeit nichts anhaben kann.

Die Stadt Vienne ist mitten in ihrer Schönheit gestorben, und sie gleicht darin wirklich einer abgesetzten Göttin. Sie ist nicht verbraucht und nicht herabgesunken. Sie hörte plötzlich auf, eine große, schöne, stolze, angebetete Stadt zu sein. Sie bequemte sich nicht, nach anderen Zwecken zu suchen. Sie blieb in ihrer Vergessenheit und in dem Zustand, in dem sie gewesen war, als man sich von ihr abwandte. Nichts von den Neuerungen der Zeit drang in ihre tauben Mauern. Sie schloß sich zu, hörte nichts mehr, sah nichts mehr und ließ nichts mehr ein. Nachdem ich drei Tage in Vienne gelebt hatte, erschien es mir merkwürdig, daß ich hierher mit der Eisenbahn gekommen war. Seltsam, seltsam, daß hier ein Bahnhof stand, daß man manchmal den Pfiff einer Lokomotive hörte. Was wollte hier ein Zug? Was kündete hier eine Stimme? Hier lebten ja die Toten! In diesen Gassen hatte ja niemand mehr was mit der Welt zu tun! Hier lebten die Menschen wie Denkmäler. Den ganzen Tag saßen die Frauen am Fenster, und unbeweglich wie sie hockten neben ihnen die Katzen. Die Hunde schliefen in der Mitte, und kein Fuhrwerk störte ihren Schlaf. Und ich war der Fußgänger. Hinter den bunten Vorhängen aus Glasperlen, die hier statt der Türen an den Häusern angebracht waren, rührte sich nichts. Ich blieb dreizehn Tage in Vienne. Als ich ankam, sahen mich die Frauen aus den Fenstern an wie ein Gespenst. Als ich wegfuhr, wunderten sie sich immer noch über mich. Noch schliefen die Hunde in der Straßenmitte, wie am Tag meiner Ankunft. Schliefen sie wirklich? Waren sie nicht tot? Saßen die alten Frauen wirklich an den Fenstern? Sahen Sie mich an? Oder hatten sie die Fähigkeit der Toten, durch lebendige Körper hindurchzusehn wie durch Luft und Glas? Hatten mich wirklich die Einwohner von Vienne bemerkt? Oder war ich durch diese Stadt hindurchgeweht worden wie ein Windhauch, den alte Menschen kaum fühlen und Tote überhaupt nicht?

Man schloß mir ein Hotelzimmer auf, ließ mich eintreten, verkaufte mir Brot, Wurst und Käse in einem Laden und antwortete mir mit leisem Kopfnicken auf meine Grüße. Überall erschrak ich vor meiner eigenen Stimme. Meine eigenen Schritte vernahm ich wie ferne Geräusche. Und wenn ich vor eines der Denkmäler kam, die der Führer

ausdrücklich den Besuchern verordnet, war es mir nicht, als ob ich den Zeugen einer entschwundenen Zeit sähe, sondern einen Zeitgenossen. Und obwohl Denkmäler aus verschiedenen historischen Epochen stammen, hatten sie die Gemeinsamkeit des Jenseits, so wie in einem andern Leben die Altersunterschiede zwischen Vätern, Söhnen, Enkeln aufgehoben sind und alle Verstorbenen gleichaltrig. Die gotische Kirche war eine Schwester des römischen Tempels.

In andern, in lebendigen Städten merkt man am lebendigen Heute, das ein Morgen und Übermorgen gebärt, wie sehr sich das Gestern vom Vorgestern unterscheidet. In Vienne aber war die Gegenwart eine Vergangenheit. Was alt, was älter war, konnte ich an keinem Neuen messen. Und auf einmal verstand ich, wie wenig Namen, Bauart, Stile besagen. Alles Vergangene begriff ich mit einem gleichmäßig liebenden Aug'. Waren die verschiedenen Formen noch Zeugnisse für die Gegensätzlichkeit der Völker und Geschlechter? Im wesentlichen glichen sich alle Baudenkmäler: in ihrer reinen Ziellosigkeit, welche das höchste Ziel ersehnt: empor zu Gott. Empor sogar das flache römische Dach, wie eine aufwärtsgestreckte Handfläche, empor der gotische Bogen, wie ein gekrümmter Finger, aus ewigem Stein der Tempel, aus ewigem Stein die Kirche.

Nur Spielarten waren die »Stile«. Wie Kinder immer Spiele ersinnen, so ersannen die Geschlechter immer neue Bauten. Und wie ein Kind von einem Spielzeug zum andern geht, so ging ich von einem Bauwerk zum andern: stand zuerst vor dem Tempel des Augustus; stand vor den flachen zehn Stufen und schickte meinen Blick auf ihnen empor; kam zu den Säulen, die keine Wände sind, aber wie Pfeiler für Wände aus Luft und Sonne; sah, wie das Tageslicht die Schatten der Säulen auf die Fliesen bedachtsam legte, vorsichtig, als wäre auch der Schatten einer Säule zerbrechlich; sah das Dreieck an der Front unter dem Giebel, das wie eine Stirn und wie ein geschlossenes großes Auge ist. Sechs Säulen warfen sechs Schatten. Also waren es zwölf Säulen. Und jede der wenigen Säulen verdoppelte sich. Bald war's ein kleiner gleichmäßiger Wald. Im Hintergrund erst war die Tür, die das Heiligtum verschloß. Sollte ich sie aufschließen lassen? Es gab keinen Wärter. Wer weiß, ob es einen Schlüssel gab. Vielleicht war überhaupt kein Schlüssel vorhanden. Als der göttliche Augustus den Tempel verließ, schloß er ihn ab und nahm den Schlüssel mit. In anderen Städten erbrach man die Türen. In Vienne tut man so was nicht.

Niemals werde ich den Tempel betreten. Stünde ich drinnen, ich würde sehen, daß er leer ist und daß die verschlossene Tür gar nichts verborgen hat, keine Statue, keine Gottheit, keine Beter. Die Tür verschloß das Leere, das Vergangene. Der Tempel enthält dasjenige, das ich draußen fühlen kann und drinnen nicht entdecken würde. Er enthält das Warten. Ich fühle das Warten hinter der verschlossenen Tür. Nur hier noch wartet etwas. Der Tempel ist das einzige ganz erhaltene römische Monument in Vienne. Vom alten Theater ist nur noch eine Mauer vorhanden. Dann gibt es Reste einer alten Treppe, die das Forum mit dem Palast verband. Und die Reste des Forums bilden einen Teil eines mittelalterlichen Hofes, in dem heute noch ein paar uralte Menschen leben. Die Steine der alten Form gingen über in eine jüngere Form, so wie eine Epoche übergeht in eine andere. Hier fühle ich die Entwicklung ohne Abschnitt, ohne Grenze. Der Stein fließt wie die Stunde.
Achtundfünfzig Jahre vor Christi Geburt hat Julius Cäsar den riesigen Aquädukt anlegen lassen. Ungefähr fünfhundert Jahre später drang Gondebaud, der König der Burgunder, durch diesen Aquädukt in die Stadt und eroberte sie. Das Denkmal half der Geschichte. Wie früher das Wasser drang jetzt eine neue Epoche in die Stadt.
Nur die Denkmäler der Gottheiten stehen ganz. Wie der Tempel des Augustus blieb, unberührt vom Lauf der Zeiten, noch die Kathedrale. Auch zu ihr empor führen flache Stufen. Ihre Türme liegen tief eingebettet hinter drei Bogen wie Augen unter dichten, vorgebauten Augenbrauen. An jedem Bogen kleben sechzehn hohle Kronen aus silberweißem Stein. In jeder Krone wohnt ein Taubenpaar. Die Vögel kommen und gehn, fliegen auf und kehren wieder, wie flatternde Gebete. Über dem Portal wölbt sich der Bogen über sechs Säulen eines zweiten, hohen, unerreichbaren Portals. Hier gehn keine irdischen Beter ein. Hier ist das Tor der Engel.
Drinnen ruhn der Kardinal de Montmorin und der Kardinal de la Tour d'Auvergne, der Erzbischof von Vienne. Alte Frauen sitzen in den tiefen Stühlen und beten. Die Decke ist dunkelblauer, gestirnter Himmel. Er ist so lebendig, so sehr Wirklichkeit, daß man glauben könnte, er wäre das Urbild des echten und nicht umgekehrt. Glücklich die Frommen, die hier beten! Sie sehn, wie ihre Gebete geradewegs hinaufsteigen und die Sterne erreichen. Nichts bleibt unerhört in dieser Kirche. Der Himmel ist so nah, daß er das leiseste Flehn vernehmen muß. Nur

leben hier keine Lebendigen. Dieser Menschen Gebete sind frei von irdischer Qual. Ihre Wünsche sind schon jenseitig. Über ihnen ist der Himmel so tief, weil sie dem Himmel so nah sind.
Hoch auf dem Hügel liegen die endgültig Toten unter steinernen Kreuzen. Manchmal wandert eine uralte, kleine Frau hinaus, eine Kerze, eine Blume, einen Stock in der Hand. Es scheint nicht, daß sie einen Toten besuchen geht. Es sieht eher aus, als ginge sie sich selbst in ein Grab legen. Ihre zweite Wohnung auf dem Hügel ist längst bereit. Unten in der Stadt ist nur eine alte Katze geblieben, eine Pendeluhr, ein paar Stricknadeln und ein Jesus aus Gips.
Dreizehn Tage blieb ich in Vienne. Ich ging in das Postbüro, um einen lebendigen Menschen zu sehn. Ich ging am Abend den Arbeitern entgegen, um laute Stimmen zu hören. Aber die Arbeiter schwiegen. Sie wohnten meist draußen. Im Postbüro schliefen die Schalter. Ein paar Kinder spielten am Abend in den engen Gassen. Aber auch sie waren nicht wie Kinder in andern Städten. Kein Hund bellte. Die Glocken klangen von den Türmen, aber nicht wie Glocken aus Erz, sondern wie himmlische Signale. Ein Polizist fuhr auf einem gespenstischen Rad durch die Gassen. Ein Gefangenenwärter lebte im Gefängnis ohne Arrestanten. Alle Türen bestanden aus bunten Glasperlen. Alle Fenster waren offen. Fremde Touristen kamen in Automobilen, jagten wild durch die Stadt, brachen ein in die Stille der Kathedrale, peitschten ihre Blicke durch den Tempel des Augustus und verschwanden wieder.
Zweimal in der Nacht pfiff eine Lokomotive wie ein heulender Mensch.

TOURNON

Ich bin nicht mit der Bahn nach Tournon gekommen, sondern zu Fuß. Drei Tage war ich unterwegs. Ich bin die Rhône entlanggegangen, ohne Plan, ohne Führer und ohne länger als eine Nacht zu rasten. Ich sah die dunklen Schiffer auf den breiten Flößen und auf den hochbeladenen Kähnen, und die Angler, die stumm sind wie die Fische, die sich so selten fangen lassen. Immer hatte ich das leise Rauschen des Flusses im Ohr. Je weiter er fließt und je näher er seinem Ziel kommt, desto

näher, desto lauter, desto gefährlicher ist er. Er verträgt keine Kähne mehr, und er mag keine Schiffer. Dennoch hat er eine liebliche Melodie, wenn man neben ihm hergeht, und seine Sprache ist sanfter als sein Charakter. An seinen Ufern sind viele französische Dichter geboren worden. Flüsse befruchten nicht nur die Erde. Der Wein wächst auf den Hügeln, und die Dichter blühen. Im Mittelalter haben hier die Troubadours gesungen. Ein paar Meilen weiter, Avignon schon nahe, liegt das Zauberschloß Les Beaux, das weiße Schloß der Poesie. Wäre hier nicht die Stadt Tournon, ich ginge weiter, Tag und Nacht, um Avignon zu erreichen, die weißeste der Städte. Aber da erheben sich schon die Festungsmauern einer mittelalterlichen, einer romantischen, beinahe einer deutschen Stadt. Das ist Tournon.

War ich soeben nicht in Vienne, das niemals aufgehört hat, römisch zu sein, obwohl die Burgunder es eroberten und obwohl es eine Stadt der deutschen Kaiser wurde? Es sind kaum drei Tage her, und mir ist, als wäre ich durch die großen, brausenden, mit wilder Geschichte gefüllten Jahrhunderte gewandert, die zwischen römischer Weltherrschaft und der Weltherrschaft der lateinischen Sprache liegen. Der Siegeszug der Sprache war glänzender, dauernder, wichtiger als der des Volks. Längst war die Erde verwandelt, und noch einmal und immer noch sprach man Latein.

Es begann zu regnen, als ich in Tournon ankam. Vor mir erhoben sich die scharfen Mauern der Festungsreste, und mir war, als gäbe es keinen andern Weg, in diese Stadt zu gelangen, als den, vorsichtig die gefährlichen Mauern hinaufzusteigen. Nirgends war ein Tor, nirgends ein Weg. Hoch oben sah ich die nassen Gitter vor den trüben Fensterscheiben. Ein paar Stufen führten zu einer schmalen Gasse, deren Ende man schon von weitem sehen konnte. Es war eine blinde Gasse, sie lief, ohne zu wissen, wohin, geradeaus gegen eine Mauer, die noch glatter und steiler schien als die Mauern der Festung. Niemand wohnte hier. Wie sollten auch Menschen in einer Gasse wohnen, in der man nicht weiß, wozu sie da ist? Gassen sollten verbinden. Sie führen das Lebendige zu Lebendigem. Diese aber führte den Stein zu den Steinen.

Aus der Ferne hörte ich, durch das Rauschen des Regens gedämpft, Menschenstimmen, Pferdewiehern und den hellen, singenden und tröstlichen Klang von geschlagenem Eisen aus einer Schmiede. Nur wenige Geräusche noch können einen Einsamen und Abgeschiedenen so plötzlich mit dem Leben verbinden und mit der Gemeinschaft der

Menschen. Der Klang eines Hammers auf Eisen ist wie die Stimme der Tat, und wie eine Glocke ruft auch er zur Gemeinsamkeit. Als hätten die Hammerschläge mir einen Weg mitgeteilt, sah ich auf einmal einen andern kleinen Pfad, eine Gasse, schmal, eng wie ein Flaschenhals. Sie führte zur Stadt.

Ich liebe es, in den Städten die breiten Mitten zu finden, jene Plätze, von denen die Gassen nach verschiedenen Richtungen ausstrahlen und die nicht nur Mittelpunkte sind, sondern auch Anfänge zugleich. Von diesen Mittelpunkten aus erkennt man ebenso den Charakter wie die Anlage der Stadt. Sie sind still, stiller als andere Teile, oder laut, lauter als alle Gassen. Sie sind entweder wie geweiht und geborgen, herrschaftlich und stolz oder Brennpunkte des Lebens, von allen Geräuschen erfüllt, dienstbar und zweckbewußt.

Tournon aber hatte keinen Mittelpunkt. Tournon bestand aus Gassen, die unentwirrbar ineinander verflochten waren. Eine grausame Angst ergriff mich. Ich bin nicht in eine fremde Stadt gekommen. Ich bin in ein fremdes Jahrhundert geraten. Ich will in meine Gegenwart zurück. Und wie manchmal eine billige Allerweltsmeinung, die der kritische Sinn des wachen Bewußtseins negiert und weit von sich weist, in einem wüsten Traum von drohender, substantieller Wirklichkeit erfüllt werden und uns bedrängen kann, so bekam auf einmal die Phrase vom »finstern Mittelalter« gefährliches Leben und begann, mich wahrhaft zu ängstigen. Ich will zurück in meine Zeit! Verziehen sei ihr das tote Wissen, das sie ausmacht, und die stupide Mechanik, die sie bewegt! Ich bin ihr Kind, Teil von ihr, ich bin selbst Gegenwart. Und niemals fühlte ich mich so mit meinem Jahrhundert verbunden, niemals war ich so bewegt vom Gedanken an eine breite Straße, ein Automobil, eine Wasserleitung und ein Flugzeug. Man kann in einem einzigen Augenblick ein unermeßliches Zeitbewußtsein fühlen. Man kann mit wachen Sinnen, am lichten Tag, aus seiner eigenen Zeit hinausfallen und zwischen den Jahrhunderten der Geschichte herumirren, als wäre die Zeit ein Raum, als wäre eine Epoche ein Land. So ist es in Tournon.

Auf der einen Seite Hügel, auf der andern der Fluß. Es ist kein Platz zu atmen. Die Häuser haben sich hier verfangen. Sie können nicht mehr hinaus. Eine ganze Stadt ist gefangen. Sie findet Schutz vor dem Feinde, aber sie ist geschützt wie ein Mensch, der nur deshalb niemanden mehr zu fürchten hat, weil er lebenslänglich eingesperrt ist. Mühsam bricht sich eine Gasse ihre Gasse. Ach, sie stößt an eine Mauer,

engt sich noch mehr ein, drückt sich zusammen, zwängt sich durch und trifft eine Schwester, der es ebenso geht. Wie gekrümmte Würmer liegen die Gassen zwischen den Häusern. Diese drängen gegen den Fluß und würden ertrinken, wenn sie nicht die schroffe Festungsmauer aufhielte.
Ich gehe rechts, links, vor und zurück. Ich höre Menschen reden und sehe ihre Bewegungen, aber alles ist weit von mir, wie durch Glaswände getrennt. Ein Kind lacht, aber es ist nicht das Gelächter, nicht das Kind meiner Zeit. Ich kann in fremden Ländern zu Hause und heimisch sein, aber nicht in fremden Zeiten. Unsere wahre Heimat ist die Gegenwart. Das Jahrhundert ist unser Vaterland. Unsere Stammesgenossen und Landsleute sind unsere Zeitgenossen.
Gäbe es hier nicht das berühmte Lyzeum, dessen Gründer der berühmte Kardinal von Tournon gewesen ist, ich würde fortstürzen, zum Fluß, die Hängebrücke hinüber, die nach Tain führt. Dort ist der Bahnhof. Dort gehn die Züge ab, die mich zurück in die Gegenwart führen.
Das Monument des Kardinals, eine kleine Büste, steht sehr bescheiden vor dem Lyzeum, in der linken Ecke, nicht im Hof, nicht vor dem Eingang. Als hätte der kluge Kardinal selbst diesen Platz bestimmt! Oh, welch eine weise Zurückhaltung! Wie würdig jesuitischer Tradition! Welch ein Gesicht! Was bist du? Kardinal, Höfling, Mönch, Gelehrter, Frauenliebling, Gläubiger, Skeptiker, Menschenkenner, Verächter? Wenn ich deine kleinen Augen sehe, deinen schmalen, langen und etwas eingefallenen Mund, dein kleines, aber plötzlich vorspringendes Kinn, deine schmale und noch im Stein vibrierende Nase, glaube ich, daß du entschlossen warst, alles zu scheinen und nur etwas zu sein, was man nicht wissen darf. Ein Gelehrter warst du nicht, denn du hast Karriere gemacht. Ideale hattest du nicht, denn du hast Ehrgeiz gehabt. Die himmlische Unsterblichkeit genügte dir nicht, du hast die irdische gewünscht. Ob du jene erreicht hast, weiß ich nicht genau. Diese aber ist dir gewiß. Dein Lyzeum ist heute noch eine Schule, von mehr als hundert jungen Leuten besucht, und jeder nimmt deinen Namen mit ins Leben und vererbt ihn seinen Kindern. Man halte sich an die Jugend und gründe Erziehungsanstalten und nicht Altersheime und Krankenhäuser!...
Es sind Ferien im Lyzeum. Die Abendsonne liegt in den Korridoren, die Fenster sind offen, die Pförtnerin wischt den Staub von den Pulten,

nur der Herr Sekretär sitzt noch in seinem Büro und nimmt Inskriptionen entgegen. Ich möchte hineingehn und mich anmelden. Ach! Ich bin dreißig Jahre alt! In dieser krummen und mittelalterlichen, aber weißen, weißen Stadt möchte ich jung sein, ein Knabe, und auf den Festungsmauern spielen und auf der Rhône das Lyzeum des Kardinals schwänzen. Aus diesem Mittelalter dann mitten in die Gegenwart hineinkommen – das ist ein Schritt ins Leben. Wie anders würde ich es fühlen! In wie vielen Jahrhunderten wäre ich zu Hause! Und wie lebendig wäre in meinem Blut das Bewußtsein von der unbedingten Kontinuität der menschlichen Entwicklung und wie verknüpft in meiner Seele ein Jahrhundert mit dem nächsten, und wie stolz wäre ich, ein Mensch zu sein! Die Kinder dieses Landes fühlen, daß wir Fortsetzung sein müssen der Vordern, um uns nicht zu verlieren. Sie haben die ganze Jugend in Geschichte getaucht. Getränkt mit dem Kulturbewußtsein vergangener Zeiten, stehen sie kritisch und gewaffnet den neuen Entwicklungen gegenüber. Nichts kann sie so erschrecken wie uns. Uns wirft jede Zeitungsnachricht aus dem Gleichgewicht. An diesem Land ist selbst der Weltkrieg vorbeigegangen, ohne mehr zu hinterlassen als Trauer und Tränen. Uns aber bereitete er das Chaos.
Weit gestreckt, eine kleine, abgesonderte Stadt, das Lyzeum. Die kleine Kapelle hat die ganze Traulichkeit eines schmalen Klassenzimmers, und noch liegen überall die jungen Stimmen, und an der Wand, vor der ein Beichtstuhl steht, haben hundert Bleistifte törichte junge Zeichen gekritzelt und Namen von Mädchen, und jeder Strich bedeutet eine geheime Regung, die man zwar keinem Beichtvater, wohl aber einer Wand mitteilt. Wie vortrefflich kann ich diese Zeichen lesen, und wie klar ist mir diese Geheimschrift!
Längst hat der Regen aufgehört. Die Abendröte eines klargewaschenen Himmels färbt die Fenster und die Wände der Kapelle und das Gesicht der alten Pförtnerin. Das ist eine fromme, himmlische Schminke für alte Frauen.
Die Stadt schläft am Abend, die krummen und ängstlichen Gassen ruhen von ihrer unermüdlichen Flucht aus. Jetzt gehe ich an den Fluß. Jetzt sehe ich den weißen halbrunden Turm der Bastei, mit den schwarzen schmalen Scharten im Leib und den winzigen vergitterten Fenstern, die ganz willkürlich und ohne Plan über die ganze Mauer verstreut sind und hinter denen jetzt die Arrestanten von Tournon sitzen. Aber auch der Bürgermeister, der Unterpräfekt und der Gefan-

genenwärter leben hinter denselben Mauern. An den Turm drängen sich kleinere, jüngere Gehäuse, aus der Ferne sieht man ein Bündel von Dächern, ein ungeordnetes, gleichsam frisch gepflücktes Häuserbukett.
So weiß wie dieser einzelne Turm werden alle Türme von Avignon sein. In der Nacht gehe ich nach Avignon. In Avignon muß man bei Tag ankommen. Morgen werde ich dort sein.

AVIGNON

Das Antlitz der Landschaft verändert sich oft und plötzlich. Nur die drei Grundfarben bleiben immer: weißer Stein, blauer Himmel, dunkles Grün der Gärten. Die Gestalt der Erde aber ist wechselreich. Die Hügel sind bald schroff und bald spitz, bald sanft und bald rund. Hier starrt der rissige Fels, dort lächelt schon die leis geschwellte Ebene zwischen zarten Erhebungen. Daudet, der große Erzähler der Provence, hat die sehr treffende Beobachtung gemacht, daß die starke Sonne die Dimensionen vergrößert. Scharfes Licht erzeugt scharfe Schatten und stärkeren Gegensatz zwischen belichtetem und beschattetem Teil. Die Sonne läßt die Details wachsen und vermehrt sie. In sonnenschwachen und nebelreichen Ländern verlieren sich die Einzelheiten, und es ist, als drückte der tiefe und lastende Himmel das Ragende nieder. Ich bin immer nur durch nebelreiche Länder gewandert. Meine Wanderung war ein Kampf gegen die unerforschten Verborgenheiten der Landschaft. Ich fühlte durch alle ihre Güte hindurch die Unverläßlichkeit der Natur, das, was man im vermenschlichten Jargon »Tücke des Elements« nennt. Hier wanderte ich zum erstenmal mit Behagen. Ich konnte das Glück der Menschen verstehen, die sich sorglos einem Weg überlassen dürfen. Nichts Schreckliches konnte sie unterwegs treffen. Ihnen fehlte nur eines: der Wald.
Ja, es fehlte hier der Wald. Es fehlte die süße Feuchtigkeit und der geheime Gesang der Wälder. Wälder sind die Geheimnisse einer Landschaft. Diese Landschaft hat keine Geheimnisse. Ach, ich verstehe, daß hier die Rationalisten wachsen und anderswo die Mystiker blühn. Der Wind, der berühmte, besungene und gefürchtete Mistral, ist voll Vehe-

menz und ohne Widerstand. Die Wälder halten anderswo die Winde auf, hüllen sie ein, besänftigen sie, wie es Mütter mit großen, starken und wilden Kindern tun. Hier gibt es keine Wälder. Hier gibt es nur Gärten. Die Hälfte der Natur ist Privateigentum. Welch ein reiches Land! Jeder zweite Einwohner hat eine riesige, glatte Festungsmauer um seinen Besitz errichtet und ihren oberen Rand mit häßlichen Glasscherben bestreut. Hier darf kein Wanderer müde werden. Er müßte sich in den weißen, dichten, schweren Kreidestaub der Landstraße legen. Alle Seitenwege führen zu verschlossenen Häusern, zu umzäunten Äckern. Ach, ich begreife: Wo die Natur so liebenswürdig ist, können die Gärten verschlossen und hart sein. Die Sonne zündet die spärlichen Wälder an, sie brennen ab, einer nach dem anderen. Die Wälder sterben, der Sonne ist es noch immer nicht klar, übersichtlich, scharf genug in diesem Land. Wie rücksichtslos kann das gepriesene Licht sein und wie gütig der gescholtene Nebel!...

Avignon aber könnte nicht zwischen Wäldern stehn. Avignon braucht Licht.

Avignon ist die weißeste aller Städte. Sie braucht keinen Wald. Sie ist ein steinerner Garten voll steinerner Blüten. Ihre Häuser, Kirchen und Paläste sind gewachsen und nicht gebaut. Noch um ihre klaren Formen webt ein Geheimnis. In ihren Mauern rauscht es wie in Wäldern. Ihr Stein ist weiß und grenzenlos tragisch wie alles Unermeßliche. Einfältige Legendenbücher enthalten manchmal Bilder von solchen Städten. Töricht-fromme Menschen stellten sich so die himmlische Stadt vor, in der die Seligen wohnen. Knaben träumen von solchen Städten mit weißen breiten Mauern, hundert Glocken, flachen Dächern, auf denen Königinnen spazierengehn.

Mit dem Begriff Festung verbinden wir das Bild einer drohend gezackten Burg hinter einer grauen, bemoosten und schroffen Mauer. Siehe da: Hier ist eine freundliche, beinahe einladende Festung. Sie zu belagern wäre ein Genuß. Vor Bewunderung würde man vergessen, sie zu bekämpfen. Um sie zu erobern, müßte man sie umwerben. Hier flösse kein Blut. Hier gäbe es keinen grausamen Tod. Vor dem starken Klang der Glocken erstürbe jedes Getümmel.

Als ich vor einem der großen Tore stand, die in die weißen Mauern der Festung eingefaßt sind wie graue Steine in einem silbernen Ring, als ich die flachgezackten Türme und die edle Stärke, die adlige Festigkeit, die unerschrockene Schönheit dieser Steine sah, begriff ich, daß eine

himmlische Macht wohl ihren irdischen Ausdruck finden kann und daß sie keinen Kompromiß zu schließen braucht, wenn sie sich selbst den irdischen Bedingungen anpaßt. Ich verstand, daß eine geistige Macht die Möglichkeit hat, ohne ihr Niveau zu verlassen, sich militärisch zu sichern, und daß es einen himmlischen Militarismus gibt, der nicht einmal die Art der Bewaffnung mit dem irdischen gemein hat. Diese Festungen haben Päpste angelegt. Es sind religiöse Festungen. Es sind geweihte Kräfte. Ich verstehe, daß sie den Frieden sichern konnten. Es gibt pazifistische Festungen und Waffen, die dem Frieden dienen und den Krieg verhindern.

Ist das eine mittelalterliche, ist das eine römische Stadt? Ist sie orientalisch oder europäisch? Sie ist nichts von alledem und alles zusammen. Sie ist eine katholische Stadt. Und wie diese Religion alle Völker umfaßt und wie diese Religion kosmopolitisch ist, so ist Avignon die Festung der katholischen Kirche, kosmopolitische, organische Verschmelzung aller Traditionen und Stile. Es ist Jerusalem und Rom, und es ist Altertum und Mittelalter.

Fünf Jahrhunderte lang regierte hier der vornehmste Geschmack. Fünf Jahrhunderte lang sammelten sich hier alle künstlerischen, politischen, literarischen Traditionen. Durch fünf Jahrhunderte lebte hier der geistige und der gesellschaftliche Adel Europas. Die Urbevölkerung dieser Stadt gehörte dem intelligenten, flinken und harten Volk der Kelten an. Aber Phönizier aus Marseille, Orientalen, die durch griechische Bildung gegangen waren, hatten Avignon begründet. Viele phönizische Familien blieben hier. Es waren Händler. Aber Händler einer Zeit, in der Handel noch Heldentum bedeutete und jedes Geschäft neben dem materiellen Zweck noch einen völkerverbindenden, Horizont erweiternden, historischen Sinn hatte! Welch eine Zeit, in der die Kaufleute die Aristokratie an wirklicher Bildung, Weltkenntnis und Weitblick um ein Beträchtliches übertrafen und in der zum Abschluß eines Vertrages mehr Mut gehörte als zu einem Krieg.

In so einer Zeit, von einem Volk solch heldenhafter Kaufleute wurde Avignon begründet. Phönizisches Blut mischte sich mit keltischem, römischem, gallischem und germanischem. Aber es ging nicht unter. Im Mittelalter noch behielt diese Bevölkerung den heitern und offenen Sinn, der ein Erbgut der orientalischen und griechisch gebildeten Seefahrer ist, und in der Hauptstadt der Kirche regierte ein fröhlicher Katholizismus, der Dionysos leben ließ, ohne daß es dem Glauben und

der Macht geschadet hätte. Heute noch sind die Bewohner von Avignon halbe Phönizier: laut, unternehmungsfroh, schnelldenkend, gute Rechner und Kosmopoliten.

Die eigentliche Geschichte Avignons beginnt im 12. Jahrhundert. Die frühesten Bauten, die wir heute in Avignon sehen, stammen aus diesem Jahrhundert: die Kathedrale und die noch ältere Brücke von Avignon, deren Bau 1177 begonnen wurde. Sie war nur für Fußgänger und Reiter bestimmt. Denn sie ist zwar 900 Meter lang, aber nur 4 Meter breit. Im 13. Jahrhundert wurde sie abgebrochen. Heute sieht man nur noch eine halbe Brücke. Ihr letzter Pfeiler ruht in der kleinen Insel in der Mitte des Flusses. Ich habe einen alten farbigen Stich gesehen. Er stellt den traditionellen Tanz des Volkes auf dieser Brücke dar. Obwohl sie so schmal war, daß eine unvorsichtige Drehung gefährlich werden konnte, war sie doch der Tanzboden des Volkes von Avignon. Es rührt mich, daß die Leute hierher tanzen gingen, wo es am schmalsten und gefährlichsten war. Sie taten es sicherlich nicht bewußt, und es kam ihnen wahrscheinlich nicht in den Sinn, daß sie buchstäblich hart über dem Abgrund tanzten. Sie narrten den Tod. Sie hüpften über dem Wasser. Ihre Heiterkeit spiegelte sich in den heitern Wellen des Flusses, und vom Wasser entliehen sie die Fröhlichkeit. Auf dem alten Stich ist zu sehen, wie Kinder, Bürger, Frauen, Bettler und Mönche sich bei den Händen halten. Welch ein Trubel unter dem Protektorat der Kirche! Welch ein Fest unter den Augen des Papstes! Man kennt die schöne Geschichte Daudets vom »Esel des Papstes« und weiß, wie populär das Oberhaupt der Kirche in Avignons Straßen war. Hier, am Fluß, ging der Vater der Christenheit spazieren und lächelte. Es hätte wenig gefehlt, und er hätte mitgetanzt.

Denn die Päpste hatten Ferien. Die Geschichte nennt ihren Aufenthalt in Avignon sehr feierlich: das babylonische Exil der Päpste –– aber es war das lustigste Exil, das die Welt je gesehn hat. »Rom«, schreibt Renan, »war in Wirklichkeit die turbulenteste italienische Republik. ––– Seine Umgebung war eine Wüste, jedem Wanderer gefährlich. –– Der Aufenthalt in Rom war für die Päpste eine der unerträglichsten Gefangenschaften.« Clemens V. wanderte nach Avignon aus. Sein Nachfolger Johann XXII. begann zu bauen, er legte die Festungen an, die unter der Herrschaft Benedikts XII. verbessert und beinahe vollendet wurden. Drei große Kirchen haben die Päpste überdies in Avignon errichtet: Saint Agricol, St. Pierre und St. Didier.

Die imposanteste und dauerndste historische Erinnerung bleibt der Palast. Er ist im Innern durch die Ereignisse der Revolution fast vollständig vernichtet worden. Später war er lange Zeit und bis kurz vor dem Krieg eine Kaserne. Die Militärbehörde weigerte sich, den Palast zu räumen. Sein Inneres ist wüst, graue, rissige Kalktünche klebt an den Wänden. Die Restaurierung, vor einigen Jahren begonnen, schreitet sehr langsam fort. Zweimal täglich ist er das Ziel neugieriger Touristen und das Objekt falscher Erläuterungen, die ein Führer gegen Trinkgeld den Amerikanern erteilt.
Aber nichts kann vollkommen untergehn, was die Frömmigkeit gebaut hat und was in der Hoffnung auf eine ganz andere Unsterblichkeit, als es die irdische sein kann, entstanden ist. Hört nicht auf den Führer! Sondert euch ein wenig vom Troß der Touristen ab, und ihr werdet ein Fenster sehn, »Fenêtre de l'Indulgence«, das wie ein Tor zum Reich der Sonne ist, von vier Säulen gestützt und fünf schmale Portale bildend unter einem halbgeschwungenen und überraschend spitz endenden Bogen, in dem ein großes, kreisrundes Ornament über zwei kleinen eingefaßt ist wie eine himmlische Blume; ein Rad mit lebendigen Speichen, geschwungene Kreuze aus Licht und Glas; eine runde Ruhestatt für das Licht des Tages; die Sonne eingefangen in einem kunstvollen Netz. Ich bleibe einen Augenblick am Anfang der großen Galerie stehn, die schmal und lang ist, deren Decke hundert Bogen gebärt, alle paar Sekunden einen Bogen, wie ein Vorhang aus gerafftem Stein, lebendig und wechselreich wie aus weichem Stoff und eine Unendlichkeit vortäuschend wie durch raffinierte Spiegelungen. Am Ende des Korridors ein schmaler Streifen einbrechender Sonne, und hinter dieser rechteckigen Insel aus Licht, Gold, Silber und flimmerndem Staub eine Treppe, die wer weiß wo hinaufführt, zum Himmel vielleicht, unzählige, kleine, schmale, steile Stufen, ohne Pause, ohne Rast, eine unermüdlich eilende Leiter.
Dann stehe ich im Hof. Er ist von vier Seiten eingeschlossen wie ein Kleinod. Er hat viele schwarze Tore in den Wänden, aber man glaubt nicht, daß sie hinausführen. In diesem Hof müßte ein Gefangener seine Ohnmacht stärker fühlen als in einer kleinen und finstern Zelle. Er könnte in Fenster hineinsehn, aber niemals durch Fenster hinaus. Da ist ein Brunnen, da liegt meterhoch der Sand, da lagern Holzklötze, und hier sind Bretter und alte Pfosten. Und dennoch ist es immer noch der Hof eines Palastes. Wunderbare Fenster sehen in diesen Hof hin-

aus. Hier haben Soldaten Schießübungen veranstaltet, und hier hat man exerziert. In diesen Torbögen lehnten die Gewehre. Und doch hat der Hof der Kaserne, in der ich »abgerichtet« wurde, ganz anders ausgesehn. Ob es nicht eine Weihe gibt, die von einem Stein, einem Glas, einer Wölbung ausstrahlt und einen Hof vor der endgültigen Vernichtung schützen kann?
Die Militärbehörde wußte nicht, was sie tat, als sie die zarten Wandbilder übertünchen ließ. Unter dem schwachen, aber dauernden Schutz des Kalks haben sie lange Jahre ausgehalten. Sie hatte recht, die Militärbehörde. Das ist kein Anblick für exerzierende Menschen. Solche Bilder könnten die Disziplin einschläfern. Gebt weißen Kalk darüber, Kalk darüber, Kalk darüber! Verdeckt die Fresken von Matteo Giovanetti de Viterbo, den Christus am Kreuz. Er hat die armseligsten, hagersten Arme, sein Körper ist schmal wie ein Bein, seine durchstoßenen Hände sind halb gewölbt, noch offen, dem Betrachter zugekehrt, als schenkten sie noch im Tod, die Augen sind geschlossen wie bei einem Schlafenden, es ist die erste Sekunde nach dem Tod, im Gesicht ist kein Schmerz mehr, sondern eine stille Zufriedenheit, die spitzen, armen Knie ragen, beinahe starrend, und die Zehen sind schmal, stolz, lang wie Finger. Weder das ist ein Bild für Soldaten noch der schöne Kopf des Johannes, mit wallendem Haupt- und Barthaar, mit naiv gefurchter Stirn und klugen, bittern und guten Augen, ein Großvater, der die Welt kennt, mehr als ein Heiliger, ein Evangelist für fromme Kinder. Und auch die Jagdszenen, erst vor kurzer Zeit entdeckt und vom Kalk befreit, waren nichts für Krieger, obwohl die Jagd ja ein männliches Gewerbe ist. Nach diesen Bildern ist es allerdings keine Jagd, die eine Militärbehörde anerkennen könnte. Denn die Wälder, die Jäger, die Tiere sind nicht von dieser Welt, man hat die Überzeugung, daß diese Tiere noch leben, auch wenn sie erlegt sind. Sie sind flach, sie kleben an der Wand, es sind nur zweidimensionale Geschöpfe, sie werfen keine Schatten, sie kommen aus dem Traum und bleiben ewig ein Traum, und man weiß nie recht, ob sie wirklich mit irdischen Farben von irdischen Händen gemalt sind. Blätter, flach, schmal, immer unbeweglich, wie aus Gold gegossen; edle, schmale Hunde mit ornamental geringeltem, zartem Schweif und flachem, schmalem Kopf, hagere, langgestreckte Körper auf dünnen, laufenden Beinen. Es ist unwirklich und von der tiefsten Wahrheit, die nur im Traum offenbar wird.

Die Mauern der Festung sind unregelmäßig. Sie folgen den Launen des Felsens. Es ist eine fast demütige Nachgiebigkeit der Natur gegenüber. Das waren wirklich fromme Baumeister. Sie wollten nichts mehr als die Stadt befestigen. Es kam ihnen auf eine schöne Wirkung gar nicht an. Aber die Schönheit erblühte aus der Zweckmäßigkeit. Sie entsproß dem frommen Sinn des Baumeisters. Er baute gegen feindliche Menschen und zur Ehre Gottes. Niemals ist eine Festung so sehr religiöser Lobgesang geworden. Gott ließ den weißen Stein wachsen. Niemals wird er seine Farbe verändern. Er wird mit den Jahren immer weißer, immer festlicher, immer jünger. So wie jemand, der unaufhörlich, lange Jahre betet, immer verzückter, immer strahlender und himmlischer werden kann. Kathedrale und Palast schließen sich an die Festungsmauern. Sie sind Anfang und Ziel. Und so bleibt auch die Mauer noch Teil des Palasts und der Kathedrale, Fortsetzung des Herrschaftlichen und des Heiligen.
Jenseits der Rhône liegt die Sommerresidenz der Päpste mitten im Grün. Dieselben Mauern, eine kleine Tochterfestung, sommerlich, ein Ferienschloß. Villeneuve ist ein kleiner Ort, Filiale von Avignon, ebenfalls mit alten Schätzen beladen. Dort sah ich die marmorne Muttergottes mit den zwei Gesichtern, eine römische Reminiszenz, versprengt in die christliche Legende, und die Muttergottes aus Elfenbein, das Jesuskind auf dem linken Arm, mit einem römischen Gesicht, auch das Kind wie ein kleiner Römer, mit rundem Kopf und welligem Haar. Die Augen der Jungfrau sind gesenkt, aus Scham, vor den Betrachtern. In der Chapelle de l'Hospice ist das Grab Innozenz' VI., eine kleine eigene Kirche für sich. Der Sarg steht zwischen eckigen Pfeilern, die oben in spitze Türme auslaufen. Das ganze Grabmal sieht aus wie eine hohe Krone aus Stein. Der Sarg noch ist gekrönt. Er steckt in der Krone und füllt ihren unteren Teil ganz aus.

Keine einzige Kirche in Avignon, auch nicht die schöne St.-Peters-Kirche, ist an Pracht und weihevoller Größe der Kathedrale zu vergleichen. Ihre runden, weiten Wölbungen haben himmlische Maße, das Tageslicht fällt reich und doch gemildert und milchig ein, es sind viele Fenster da, der Altar liegt in vollem Licht, und eine unvergleichliche Atmosphäre entstand durch die Verbindung von Tag und Wölbung, durch die Sättigung des Schattens mit Licht und durch die gleichzeitige Dämpfung der starken südlichen Sonne mit Hilfe des Schattens: eine

gleichmäßige Helle, aber auch ein gleichmäßiges Dunkel. Ein bescheidenes Portal führt in die Kirche, verhältnismäßig niedrig, von zwei Säulen flankiert, die sich beinahe furchtsam in die Ecken drücken. Ein glattes Tor, ein altes, verblaßtes Bild darüber. Durch solche unscheinbare Tore führt der Weg zur Seligkeit, wie hier so im ganzen Schloß, in allen Gemächern. Überall bergen sich die Türen. Sie wollen die Wände nicht stören. Der Raum, seine Eintracht sind das wichtigste.

In den Buchhandlungen von Avignon verkauft man das Bild Petrarcas, dessen Wahlheimat die Provence war, der 20jährig sich in Avignon ansiedelte, dem Geburtsort Lauras, der dann in Vaucluse lebte und sang und nach dem Tode der Geliebten nach Venedig zog, wo er die Stadtbibliothek anlegte. Aus Dankbarkeit überwies man ihm als Wohnstätte ein Schloß.
Ich glaube nicht an Zufälle. Daß in Avignon die berühmteste Frau aller Zeiten gelebt hat, das hätte ich dieser Stadt auf den ersten Blick zugetraut. Den Anspruch, von großen Dichtern besungen, aber auch geliebt zu werden, könnten heute noch die Frauen dieser Stadt mit Recht erheben. Ich habe beobachtet, daß in den Gegenden, in denen häufige und günstige Rassenmischungen vorgekommen sind, die weiblichen Nachkommen am meisten gewinnen. Die Frauen von Avignon sind mit Unrecht weniger berühmt als die Arleserinnen. Ich habe in Arles einen Frauentyp am häufigsten getroffen: den römisch-provenzalischen, etwas herben, strengen mit der schmalen, langen Nase und dem schmalen Mund, mit großen Augen und einem spitzen Kinn, herzförmige Frauengesichter, geeignet, leidenschaftlich besungen, aber nur mit Bedacht geküßt zu werden und mit dem Bewußtsein, daß der Kuß eine Bindung ist. Andere Frauen leben in Avignon. Hier gibt es keinen einheitlichen Typus. Aber alle Mädchen gehn zart und flink auf hohen Beinen, alle, auch die blonden, haben die sanfte, olivfarbene Haut, die niemals braun, niemals rot wird und an welcher die Sonne, der Wind, der Regen und selbst das Alter machtlos vorübergleiten. Ja, auch das Alter! Denn obwohl das sagenhafte Vorurteil von Männermund zu Männermund geht, daß die südlichen Frauen schneller alt werden als die nördlichen, sind in Avignon noch die Fünfzigjährigen mit jenem Liebreiz begabt, der die Treue der Männer erhält und ein temperamentvolles Altern verbürgt, das ich einem sanften Absterben vorziehe. Übrigens ist es kein Wunder. Die Liebe erhält jung, und eine Lebens-

freude, bei der das Wohlergehn nur eine angenehme Begleiterscheinung und bei der die Hauptsache ein geistiges Genießen ist, verbürgt eine späte Beweglichkeit. In Avignon freuen sich alle Mädchen. In den engen Gassen, in denen alle Familien am Abend sitzen, mit Kindern, Hunden, Katzen, Papageien, Schwiegersöhnen und Großmüttern habe ich immer nur Lachen gehört, und mir, einem fremden Spaziergänger, dem man seine Fremdheit ansehen mußte, rief man freundliche Grüße zu, und wenn einer gerade mehr Wein getrunken hatte, als er gewöhnt war, wäre er bereit gewesen, mich in seinem Hause zu bewirten. Sein Haus war allerdings die Gasse.

Ich habe in den *Lettres historiques galantes* den Abschnitt über Avignon gelesen. Der Autor dieses Buches ist die kluge Frau Dunoyer, in der Literaturgeschichte besser bekannt durch eine Art schwiegermütterlicher Beziehung zum jungen Voltaire als durch ihre Werke. Sie ist die Mutter jener Pimpette, welche die erste Geliebte Arouets war. Frau Dunoyer, eine Journalistin mit Beziehungen, hatte es verstanden, das Verhältnis Voltaires zu ihrer Tochter durch List und Gewalt zu lösen. Bei den Voltaireforschern kommt sie schlecht weg, Brandes urteilt über sie am schärfsten. Aber sie war schließlich eine Schriftstellerin. Als ich sie las, erfuhr ich wieder einmal, daß bei schreibenden Menschen, sogar bei schreibenden Frauen, Talent und Stil beurteilt werden sollen, nicht Charakter und Handlungen. Nie hätte ich, nach dem, was von ihr bekannt war, Frau Dunoyer eine so begabte Hand zugetraut. Sie schildert das Leben im Avignon des 17. Jahrhunderts so lebendig, daß ich es ganz gegenwärtig fühlte. Wenn man der Autorin glauben soll, war Avignon galanter als Paris. Da kamen die reichsten Lebemänner der Welt zusammen, es war ein Gedränge vornehmer Karossen, ein Korso der verschiedensten Stämme, Länder, Stände und Uniformen, man sah Diplomaten, Kardinäle, Edelmänner in bunten Kleidern. Am meisten imponieren der Madame Dunoyer die goldbestickten Schweizer, die Garde der Legaten. Frau Dunoyer war schließlich doch eine Frau. Und sie wird nicht die einzige gewesen sein, der diese Schweizer gefallen. Sooft ich eine breitschultrige, starke Tellgestalt unter den schmächtigen, schlanken, knabenhaften Männern sah, dachte ich an die segensreiche Wirkung der päpstlichen Schweizer.

Sie sind nicht umsonst so lange noch nach der Rückkehr der Päpste nach Rom in Avignon geblieben. Wäre ich ein Papst, ich säße heute noch dort. Ich säße, was bestimmt keine Sünde wäre, vor dem Porträt

von Delorme *Eine Avignonerin in Gala-Toilette* im Musée Calvet und müßte lange, lange dieses Angesicht bewundern, ein kindlich spöttisches Gesicht mit vorgeschobener Unterlippe, den Blick erhoben, wie gegen einen Balkon gerichtet oder auch gegen den blauen Himmel von Avignon, die zarten, aber festen Bogen der schwarzen Brauen in sicherem Schwung emporgezogen, ohne daß ein Fältchen auf der glatten, freien, runden Stirn entstanden wäre. Ein hochmütiger Augenaufschlag, ein bißchen skeptisch, ein bißchen spöttisch, und dennoch von kindlicher Erwartung. Diese kurze, aber sehr bestimmte Nase liebte ich und diese lange Oberlippe mit dem zarten Kanal in der Mitte. Eine galante Frau, eine aus den besten Ständen: Sie ist dennoch volkstümlich, ein Kind vom Lande, sie könnte in einer anderen Tracht eine Bäuerin sein. Denn dieses »Land« macht seine Töchter nicht grob, und ich habe Mägde mit den zartesten Händen von der Welt gesehn. Es ist ein sehr kultivierter Boden, ein Land ohne Mais, ohne Kartoffeln und ohne Schwarzbrot. Es erzeugt gesunde, aber nervöse Menschen. Ich habe gesehn, mit welcher eleganten Sicherheit sich alte Bäuerinnen in ihrer ländlichen Tracht in den Luxuslokalen der Stadt benahmen. Es gibt in der Provence überhaupt nicht den Unterschied zwischen städtischer Dame und ländlicher Frau. Einer alten Führerin in Les Beaux sagte ich, als sie mir ihre zwei Photographien zur Wahl vorlegte – jeder alte Mensch in Les Beaux verkauft seine eigene Ansichtskartenphotographie –, daß ich nicht entschlossen wäre, weil sie auf beiden Bildern so verschieden schön sei. Sie antwortete sofort: »Oh, mein Herr, wenn Sie mir das vor 30 Jahren gesagt hätten!«

Wenn ich der Papst wäre, ich lebte in Avignon. Mich würde es freuen zu sehen, was dieser europäische Katholizismus zustande gebracht hat, welche großartige Rassenmischung, welch einen farbigen Wirrwarr der verschiedenen Lebenssäfte, und wie trotz dieser Vermengung kein langweiliges Einerlei entstanden ist. Jeder Mensch trägt in seinem Blut fünf Rassen, alte und junge, und jedes Individuum ist eine Welt von fünf Erdteilen. Jeder versteht jeden, und die Gemeinschaft ist frei, sie zwängt niemanden in eine bestimmte Haltung. Der höchste Grad von Assimilation: gerade so fremd, wie einer ist, soll er bleiben, um heimisch zu werden.

Wird die Welt einmal so aussehn wie Avignon? Welch eine lächerliche Furcht der Nationen, und sogar der europäisch gesinnten unter den

Nationen, diese und jene »Eigenart« könnte verlorengehn und aus der farbigen Menschheit ein grauer Brei werden! Aber Menschen sind keine Farben, und die Welt ist keine Palette! Je mehr Mischung, desto mehr Eigenart! Ich werde diese schöne Welt nicht erleben, in der jeder einzelne das Ganze repräsentieren wird, aber ich fühle diese Zukunft schon heute, wenn ich auf dem »Platz der Turmuhr« in Avignon sitze und alle Rassen der Erde im Gesicht eines Polizisten, eines Bettlers, eines Kellners leuchten sehe. Das ist die höchste Stufe der »Humanität«. Und »Humanität« ist die Kultur der Provence, deren großer Dichter Mistral auf die Frage eines Gelehrten, welche Rassen in diesem Teil des Lands leben, verwundert sagte: »Rassen? Aber es gibt ja nur eine Sonne!«

LES BEAUX

Die verzauberte Welt der kleinen mittelalterlichen Epen romanisch-orientalischen Charakters ist verwüstet, aber noch nicht spurlos verschwunden. Ihre Heimat ist das »Herz der Provence«, die Gegend von Maillane und Les Beaux. Ich kenne noch die Abenteuer der fahrenden Ritter. Sie reisen, von einem kleinen, bunten Vogel geführt, durch einen dichten Wald, kaum ein paar Meilen weit, und befinden sich plötzlich in einem andern Land, in dem achtzig Burgen ragen, in der Mitte die höchste, und alles ist aus weißem Stein. Sie reiten über gläserne Brücken, an Felsen vorbei, die versteinerte Könige sind, versteinerte Bäume, versteinerte Seen. In der Burg lebt die schöne Königin, eine junge Witwe, die auf einen tapferen Mann wartet, oder die schöne, sanfte Tochter eines grimmigen Königs. Ich erinnere mich, daß das Glasmotiv immer wiederkehrt. Entweder bricht ein gläserner See und der stürzende Reiter ist im verzauberten Land, oder er schläft ein und träumt, daß er durch eine gläserne Mauer schreitet, hinter der die unbekannte, überraschend weiße Welt sich auftut.
Als ich nach Les Beaux kam, begriff ich die Häufigkeit des Glasmotivs in den Rittersagen des Mittelalters. Die Luft ist hier ganz klar und gläsern und ganz verschieden von der Wärme, in die ich noch vor einer halben Stunde wohlig eingehüllt war. Auf diesen Höhen bläst scharf

der Mistral an manchen Tagen, er verfängt sich in den Höhlen des Kreidefelsens und in den hohlen Ruinen der Türme und weiten, fensterlosen Gemächer, er vertreibt die dichte Luft und putzt die Atmosphäre blank, so daß man glaubt, den Felsen hinter Glas zu sehn, und sich wundert, ihn mit der Hand greifen zu können. Alles Nahe rückt in die Ferne. Vielleicht, weil man sich wundern muß, ein so Fernes so nahe zu sehn. Weil man seinen Augen nicht traut, wenn mitten aus grünem Blühen eine weiße Kreidewüste dem Wanderer entgegenspringt. Man muß nicht der naive Ritter des frühen Mittelalters sein, um zu glauben, daß man im Traum durch eine gläserne Mauer gestoßen sei. Diese Berge sind aggressiv, und man gelangt nicht zu ihnen, sondern sie überfallen den ahnungslosen Wanderer. Die breite Landstraße wird immer steiler. Schon rücken die Felsen ganz nahe heran, schon säumen sie den Wegrand, auf einmal reißt ein Berg sein grünes Kleid von seinem kreidigen, zerklüfteten Leib, dann noch einer und ein dritter. Jetzt sind sie ganz nackt. Jetzt ist weit und breit kein Baum, kein Strauch zu sehen, nur ein gefrorenes Kreidemeer, mit stehengebliebenen Wogen und Wellen, mit versteinerten Schiffen und seltsamen erfrorenen Tiergestalten. Kein Ufer, kein Rand, kein Land! Der tiefblaue Himmel säumt das unerbittliche Weiß von allen Seiten, und die Sonne brennt schwer auf die Kreide. Aber das ist kein Eis, das schmelzen könnte. Das ist Glas, Glas, Glas.
Hier also liegen die Ruinen von Les Beaux.
Es sind keine Ruinen in der üblichen Bedeutung. Sondern es ist die Rückkehr des Steins zum Stein. Kreide war einmal ein Schloß und ist wieder Kreide. Die ganze Burg lag im Felsen. Der Fels hatte sie geboren und einige Jahrhunderte in seinem Schoß gehalten. Jetzt ist der Fels wieder Fels. Er wächst wieder. Er erneuert sich und überwuchert die Formen der Burg. Und immer noch leben in seinen Eingeweiden Menschen. Die Bevölkerung von Les Beaux zählt 300 Seelen. Von ihnen wohnen 100 in den Ruinen. Kinder werden geboren und wachsen auf zwischen wüstem Stein und historischen Monumenten. Verliebte junge Menschen wandern am Abend durch Kavernen. Sie umarmen sich auf Kreide. Sie zeugen in leeren Gräbern. Alle Alten werden hier »Fremdenführer«. An jeder zweiten Tür steht ein Mann, der ein Trinkgeld verdienen möchte. Es ist traurig zu sehn, wie die Unproduktivität der Wüste die Menschen unproduktiv macht. Wie alle davon leben, daß sie einen Stein zeigen, den man ohnehin sieht. Und niemand

weiß, wie hier in das großartige Schweigen toter Geschichte der Lärm von sechzig Führern sechzig schreckliche Löcher schlägt.
Ach, man müßte hier schweigsam sein wie der Stein und daran denken, daß dieses Schloß einmal das Symbol einer Epoche der Menschheit war. Die Herren des Schlosses – man sagt, es wären die von Hugues – waren die mächtigsten Fürsten im Land. Sie besaßen achtzig Schlösser, und sie hatten tagsüber viel zu tun mit Kriegen, Belagerungen und kleinen Überfällen auf Kaufleute, aber ihre schönen Frauen saßen zu Hause, und es war jene großartige Zeit, in der die »Holdheit« noch keine kitschige Bedeutung hatte und eine ehrliche Eigenschaft der Frauen war. Die Troubadoure kamen von allen Seiten zur Burg Les Beaux gezogen, die Kollegen unserer Minnesänger, wahrscheinlich ein wenig galanter als diese und wahrscheinlich auch weniger innig. Aber alle schönen Worte von Liebe und der ganze Troß der Begriffe, die in den amourösen Diensten stehn, waren noch funkelnagelneu, eben aus dem Volksmund gekommen und noch nicht zersungen. Noch im 15. Jahrhundert regierte hier eine Frau, die Königin Jeanne, und verspätete Troubadours, in anderen Kleidern mit neuen Sitten, aber dem alten Gesang, pilgerten immer in dieses gläserne, verwunschene Schloß, das unwahrscheinlich und furchtbar weiß und trotzig war und in dessen Innern die Zartheit wohnte.
An die Königin Jeanne erinnert hier nur noch der kleine, nach ihr benannte Renaissance-Pavillon, den Mistral so gut besang, daß man ihn zum Lohn in einem getreu nachgebildeten Pavillon begrub. Es ist ein kleines Schlößchen zwischen zwei Wänden mit einer kleinen moosbewachsenen, aus Quadern zusammengewölbten Kuppel, die an den Panzer einer Schildkröte erinnert, mit vier kleinen Säulchen und einem Miniaturtörchen, ein bißchen zernagt vom Zahn der Zeit, von Touristen zu häufig besucht und ganz rührend in einer Bescheidenheit, die warm ist und beinahe menschlich. Viel imponierender ist das berühmte »Höllental«, eine 300 Meter lange Schlucht, von den Eingeborenen mit Scheu betrachtet. Höllengeister sollen hier wohnen. Noch zackiger ist der Stein, noch wüster die Kreide, es könnte der Rachen eines 300 Meter langen teuflischen Krokodils sein. In einigen Büchern steht es schwarz auf weiß, mit jener Sicherheit, die eine zweifelhafte Tugend der Historiker ist, daß Dantes Höllengesang durch dieses Tal verursacht wurde. Sicher ist nur, daß Dante sein großes Lied zuerst in der provenzalischen Sprache schreiben wollte. Man zeigte mir auch die

»Feengrotte«, die in Mistrals *Mireille* besungen ist. Aber in der Nähe dieser Schloßruinen und in einer Welt, die so ungewöhnliche Formen aufweist, ist eine Feengrotte eine Kleinigkeit.
Nicht aber die Kirche St. Vincent aus dem 12., 13., 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert. Es scheint, daß Menschen, die in einer Steinwüste leben, in dem Hause Gottes Erholung suchen wie andere auf einer Wiese. Strenge, Schärfe, Unerbittlichkeit waren ringsum, so weit das Auge sehn konnte. In der Kirche aber blüht die Heiterkeit. Es ist eine wunderbare, helle Kirche mit frischen, gesunden und lebensfreudigen Heiligen, mit viel hölzernem Zierat, das noch Waldgeruch auszuströmen scheint, mit niederen Bänken, wie für Kinder, und einem menschlichen, nahen Altar. Als ich in die Kirche trat, rüstete man gerade zu einem lokalen Fest, der Pfarrer hatte die Soutane aufgeschürzt und die Ärmel hochgerückt, Kinder trugen Reisig, Frauen säuberten Teppiche, Säuglinge lagen in Wiegen neben Opferstöcken, das ganze Dorf war da, die Türen standen offen, die eigene Helligkeit der Kirche mischte sich mit der des Tags, und es war wie ein Lichtaustausch zwischen zwei befreundeten und verwandelten Welten. Ich glaube, die Leute könnten unter den Steinen niemals froh werden, wenn es diese Kirche nicht gäbe. Die Kinder, die in den Höhlen geboren werden, erblicken erst bei der Taufe das Licht der Welt.
Ich habe dann in St. Rémy das berühmte Mausoleum und den Arc de Triomphe betrachtet, zwei kolossale Monumente der römischen Herrschaft, berühmt und oft beschrieben, imposante Zeugen einer imposanten Größe, Stein, der so dauerhaft war wie der Geist und der sich nichts aus den Jahrhunderten macht. Diese Monumente haben es allerdings leichter als Bauten in anderen Ländern. Denn es regnet hier selten, der freie Himmel ist wie ein schützendes Zelt, er selbst sendet keine vernichtenden Kräfte aus, sondern eher erhaltende. Hier haben die Steine ein gutes und langes Leben.
Diese Betrachtung allein aber war es nicht, die mich zwang, auch im Anblick eines alten Triumphbogens, eines Mausoleums, eines wunderbar erhaltenen römischen Theaters in Orange, fortwährend an das Mittelalter und Les Beaux zu denken. Was also war es? Ist es nicht erhebend, die Ewigkeit Roms zu erleben, noch einmal die blühende Jugend Europas, unwiderleglich das Leben des längst Vergessenen zu sehn und zu erfahren, daß irgendwo noch die Steine beweisen können, was die Stumpfen nicht glauben wollen? Waren es nicht steinerne Seelen?

Fühlte ich hier nicht noch den Weg nach Rom? Hier hinunter führte er über die Alpinen, schnurgerade, wie nur ein Weg, auf dem unverrückbare und ewige Ziele wandern. Felder und Städte verdecken ihn, aber sie schaffen ihn nicht aus der Welt. Auch die verdeckten Wege führen nach Rom. Wie hier, so stehen noch einige Triumphbogen in einigen Ländern, und selbst wo sie verfallen sind, weht noch immer ihr riesiger steinerner, kühler Schatten allen, die Geschichte fühlen.

Und dennoch kann ich Les Beaux nicht vergessen. Hier, scheint es mir, siegten zum erstenmal Trümmer über Monumente. Die Monumente sind erhaben. Aber die Trümmer sind tragisch. In aller Größe des Triumphbogens ist noch die Heiterkeit einer singend siegenden Welt. In aller Kolossalität lauter Harmonie und nichts von Konflikten. Wie schlossen sie die heidnischen Augen vor dem Problem, und wie kühn und licht überwölbten sie mit den schönen Bogen die Häßlichkeit und die Trauer!

Aber Les Beaux ist zerklüftet. Das Mittelalter ist tragisch. Nicht weil es zerstört wurde. Ganz erhalten, wäre es noch tragischer. Tragisch selbst der Troubadour, dessen Ankunft Frohsinn verbreitete. Tragisch die schöne Königin im sehr schroffen Gemäuer. Tragisch der Tod, die Geburt, das Fest, die Hochzeit, das Mahl. Die Welt noch naiv, aber schon problematisch. Schon liegt der Schatten des Gekreuzigten, Stillen, Traurigen über den Jahrhunderten. Noch ist Pans Flöte nicht verklungen, und schon erhebt sich die Stimme der Orgel.

Ein paar Kilometer liegen zwischen dem Triumphbogen und den weißen Ruinen. Schmal sind die Grenzen der Epochen. Ein Schritt trennt die Zeiten. Trennt er sie? Ist das eine Grenze? Ist das nicht ein Übergang? Liegen sie nicht heute friedlich nebeneinander, heute, da beides ausgekämpft hat? Lag nicht beides kindlich nebeneinander im Land meiner Kindheit? Floß nicht eins ins andere in meinen Träumen? Ist es heute nicht wieder eine Welt, zusammengeschweißt von der Macht der Erinnerung? Lebt nicht der Orient im römischen Bogen, lebt nicht der Orient im mittelalterlichen Epos? Gibt es wirklich verschiedene Welten? Gibt es nicht eine einzige? Was uns trennend erscheint, ist es nicht einigend?

Kein Führer gibt Antwort. Wir sind da, um zu fragen. Wir sind da, um zu glauben.

NÎMES UND ARLES

Im kleinen Stadtpark von Nîmes ist Alphonse Daudet in Marmor verewigt, in der Mitte eines kleinen Bassins, von zwei weißen Schwänen ständig umkreist, die sich hintereinander mit der schweigsamen und präzisen Stetigkeit von Uhrzeigern drehn. Daudet sitzt in den etwas lockeren Kleidern, die damals noch die Gewänder der Dichter waren, für unsern Geschmack zu betont künstlerisch und das Gesicht in einer zu realistischen Lebendigkeit festgehalten, in der überlieferten Pose des Dichtens, worunter sich die Bildhauer um die Wende des Jahrhunderts eine Art zielbewußter Geistesabwesenheit vorzustellen liebten. Daudet »sinnt« – wenn man dem Bildhauer Falgnière glauben soll. Dennoch ist es ein rührendes Denkmal für einen so stillen, feinen und empfindsamen Dichter, der die Grenzen der Bürgerlichkeit niemals verließ, auch nicht, wenn er die Bürgerlichkeit ironisierte. Er konnte sich und uns sehr gut über die Welt lustig machen, von deren Art er selbst war, und diese Welt hat ihm deshalb nichts übelgenommen, obwohl gerade sie es ist, die den Spott am wenigstens verträgt. Daudet ist vielleicht der einzige seiner Art, der eine westeuropäisch begrenzte Unsterblichkeit errang. Im schönen kultivierten Ziergarten der Provence ist er eine gepflegte Blüte, die über ihr heimatliches Beet hinauswächst, aber es niemals verläßt. Maupassant, der nördliche Franzose, spottete so gründlich, daß die französischen Bürger sich heute noch getroffen fühlen. Maupassant hat erst 1925 ein Denkmal in seiner Heimatstadt bekommen. Er hätte selbst darauf verzichtet. Daudet lebte schon seit 1900 in Marmor und in Nîmes, und er ist gewiß bescheidenstolz auf sein Denkmal.
Denn der Süden konserviert. Im Süden kann man vielleicht ein echter Dichter und »reaktionär« sein und die traditionellen Lügen der Gesellschaft für heilige Traditionen halten. Der Süden konserviert die Steine, die Fragmente, die Weltanschauungen. Im Norden ist es anders. Wem die Augen im Norden nicht aufgehen, der kann vielleicht ein »Dichter« im engsten Sinn des Wortes sein, aber er bleibt als Schriftsteller – das heißt zur Hälfte ein Wissender und zur Hälfte ein Weiser – unbeholfen. Er kann uns was zu singen haben. Er hat uns nichts zu sagen.
Wer in Nîmes geboren wird und noch 14 Jahre vor dem großen Krieg sein Denkmal erhält, kann leicht mit der Welt zufrieden sein. Nichts

stört den bürgerlichen Frieden von Nîmes. Hier hat man sogar verstanden, die großen Monumente der wahrhaft unbürgerlichen Römerzeit der Stadt, auch ihren neuen Teilen, einzuverleiben und in der großen römischen Arena ein Freiluftkino zu errichten. Den Einwohnern von Nîmes kommt es gar nicht in den Sinn, daß den Kinematographen von der Arena nicht nur die Jahrhunderte scheiden. Sie leben sorglos, und mit vergnügter, beharrlicher Ahnungslosigkeit flechten sie die Epochen der Geschichte ineinander, wie Blinde Körbe flechten, die sie niemals sehen werden. Sie wissen nicht, was sie tun, aber vielleicht erfüllen sie eine große Aufgabe. Das ist die Unschuld der Menschen, die im Schatten der Geschichte wachsen. Sie sind wie Kinder am Fuße eines Vulkans. Sie halten die steinernen historischen Feiertage für gewöhnliche Wochentage. Den Kaiser Augustus behandeln sie wie einen toten guten Bekannten der Familie, mit dem der Großvater noch Domino gespielt hat. Ich könnte, mit einer Gesinnung beladen, die den Braven, Guten im höchsten Grade gefährlich erscheinen müßte, unter ihnen leben. Ich käme mir um zwei Jahrzehnte jünger vor. Ich könnte mit ihnen die Arena vor jedem Sturm verteidigen, von dessen geschichtlicher Notwendigkeit ich selbst überzeugt wäre.
Denn es täten mir alle Schätze der Vergangenheit leid, und ich wünschte, daß der neue, der nächste und der übernächste Mensch, der Mensch aller Formen, durch die wir noch zu wandeln und uns noch zu wandeln haben, den Zusammenhang mit der Kindheit Europas behalte und mit seiner eigenen oder daß er sie so wiederfinde wie ich. Es muß, glaube ich, irgendwo einen geschützten Bezirk geben, in den das Neue ohne die vorangehende Zerstörung dringen soll, mit gesenkten Waffen und mit gehißter weißer Friedensfahne. Diese Bezirke sind nicht alle geographische, aber manche sind auf der Landkarte genau abzuzeichnen. Zu ihnen gehört der Süden Europas.
Ich habe hier gelernt, daß nichts beständig ist, was nicht Fortsetzung ist, überraschende Fortsetzung vielleicht, aber doch eine. Die Kette reißt nicht ab, und man darf sie nicht zerreißen. Intellekte und Kulturen gehn nicht unter. Rassen gehn nicht unter. Mitten unter uns, vielleicht in jedem von uns, leben die Völker, die scheinbar von der Erdoberfläche, aber eben nur von der Oberfläche verschwunden sind. Uns oben, uns den Stürmen unmittelbar Ausgesetzten, mag es manchmal vorkommen, daß irgendwo ein Volk, eine Rasse, eine Epoche ihr Leben ausgehaucht hat und daß anderswo ein neues Leben, eine neue

Rasse, ein neuer Kampf, ein neuer Sieg beginnt. Welch eine Kurzsichtigkeit! In den allerersten Kulturwehen einer längst unsichtbar gewordenen Rasse, ja eines vom Meer verschlungenen Erdteils lag unsere letzte, endgültige Kulturform schon beschlossen. Es gibt kein unbeschränkt und allein »Kommendes«, kein endgültig »Verlorenes«. Im Kommenden ist das Vergangene. Wir können die Antike aus unsern Augen, aber nicht aus unserm Blut verlieren. Wer eine römische Arena, einen griechischen Tempel, die ägyptischen Pyramiden und ein hilfloses Werkzeug aus der Steinzeit gesehn hat, muß es wissen.

In Nîmes sind, wie gesagt, alle römischen Denkmäler durch eine Art Einverleibung bürgerlich gemacht. Aus dem Tempel der Diana hätten sie beinahe ein Magistratsbüro gemacht, im »Maison Carrée«, der einmal ein Tempel Jupiters war, statt des kleinen Museums ein Standesamt, im mächtigen Amphitheater ein Schiedsgericht. In dieser furchtbaren Nähe des Kleinbürgers wird, obwohl es ohne Zweifel Kultur hat, jede Größe niedlich.
Und obwohl das Amphitheater zu grausamen Zwecken errichtet worden ist und obwohl die blutigen Spiele der Römerzeit eine (klassische) Bestialität waren, füllt sich eine Arena als Schauplatz eines provenzalischen Stierkampfs, besonders wenn dieser ein Spektakel des Kleinbürgertums ist, mit der Atmosphäre eines bürgerlichen Kasinos. Das ist das Furchtbarste an den Stierkämpfen: daß der Barbiergehilfe, der Schneider, der Feldwebel im Anblick eines Tieres Heroen werden. Der berufliche Stierkämpfer ist es nicht einmal. Im Zivil ist er ein Spießer. Aber heute, am Sonntagnachmittag, hat er wenigstens ein Kostüm, und es mag sein, daß ein buntes Tuch, das den Stier mit Recht reizt, einen geizigen Bauer, der vor seiner Frau Angst hat, mit wirklichem Mut erfüllt. Er setzt sich ja schließlich auch der Gefahr aus. Aber rings um den Zaun, der sie schützt, stehn die kleinen Männer in den Sonntagsanzügen, Männer mit Bäuchen und Schwächlinge mit dem Kummer im Angesicht, den nur ein ganz kleinlicher Alltag und ein winziger Ehrgeiz zeichnen. Und diese Leute werfen dem Stier Mützen und Schimpfrufe in den Weg, sie reizen ihn, und wenn er gegen den Zaun stößt, verschwinden sie schnell. Alle sind sachverständig. Alle tun so, als könnten sie den Stier bei den Hörnern packen. Und ich sehe ihre kleinen, kümmerlichen Tage, die sauer sind wie ihre Gesichter, ihre Unterwürfigkeit gegen alles, was »reich« und »vorgesetzt« sein

könnte, ihren Hochmut im Anblick eines Wehrlosen, ihre Demut im Anblick der Stärke. Ein Bauer stößt eine Lanze in den Rücken des Stiers, ein Bauer, der morgen feilschen wird, beim Schweinehandel: ein Held! Besungen in den Heldenliedern des Landes, Erbe verwegener Sitten, Träger alter Traditionen, geboren auf historischer Erde und ein Kleinbürger vor allem. Ein furchtsamer, scheuer, kühner, heldenmütiger Kleinbürger. Ich kann dieses sagenhaft weiße, unermeßliche Oval der Arena nicht vergessen. Auf den alten Steinen, vor denen ich Achtung hätte, wenn sie leer wären, befinden sich die Repräsentanten des sonntäglichen Familienlebens im Süden. Die Erhabenheit des Stiers aber ist jener der Steine verwandt. Ich weiß: Es ist auch damals so gewesen, als die Gladiatoren einem Mörder unter der Krone *Ave Caesar!* zuriefen. Aber das Geschlecht, dessen Blutdurst so unstillbar war, hat eben diese mächtigen Quader aufgeschichtet. Und sie lebten vor zwei Jahrtausenden! Dagegen hat eine Generation, die durch Grammophon und Zeitung, Kasino und Bakkarat gekennzeichnet ist, kein Recht auf Blut.

Keiner von den Dichtern dieses Landes hat gegen die Stierkämpfe etwas einzuwenden. Viele verherrlichen sie. Ich kann weder einen Patriotismus noch ein Genie begreifen, welche die Bestialität nicht sehn.

Man hat über die Stierkämpfe viel Wissenschaftliches, Historisches, Dichterisches geschrieben. Jedes Jahr im Mai veranstaltet man in Paris provenzalische Stierkämpfe. Und weshalb wundert sich noch jemand über die Nutzlosigkeit des Völkerbundes und der Schiedsgerichte?

Die Arena von Arles konnte ich zum Glück an einem Tag sehn, an dem man keine Stiere reizt. Es war ein stiller Wochentag. In Arles liegen die Denkmäler außerhalb der bürgerlichen Sphäre. Sie sind im mittelalterlichen und späteren Arles heimisch geworden. In den »Alyscamps« haben sich die ersten Christen verborgen, und die mittelalterlichen Arlesier haben sich da begraben lassen. In der Arena haben sie sich eine Zeitlang gegen Stürme feindlicher Belagerer verteidigt. Aber weder die Lebenden noch die Toten haben den römischen Bauten etwas von ihrer fernen Unberührtheit genommen. Sie stehn eigentlich außerhalb der Stadt: die Arena, die noch größer ist als die von Nîmes, nicht besser erhalten, aber weißer, stolzer, sonnenreicher; die Reste des alten Theaters mit den zwei steinernen, dünnen Säulen vor dem Halbrund, die wie durch einen heiligen Zufall noch stehengeblieben sind, während rings um sie alles versank und Erde wurde; das kleine,

runde, ein wenig orientalische Palais Constantin, zu ebener Erde, hart am Straßenrand, wie ein Privathaus, mit drei dichtvergitterten Fenstern, an denen die Eisenstäbe wie ein zartes Gewebe sind; und die »Alyscamps«, von denen nur noch wenig geblieben ist; ein breites Tor, mit weiten, stubengroßen Nischen in den Seitenwänden; Steine, Büsten, Köpfe; und Särge, Särge, Särge.

In Arles sind die Gassen so eng, daß die Wagen, Autos und Lastfuhrwerke aneinander nicht vorbeikönnen und daß immer einer von zwei einander begegnenden Wagen in einer Seitengasse warten muß. Aber es ist keine planlose Enge wie in Tournon, sondern eine vorsorglich berechnete. Es gibt auch einen kleinen, stillen, viereckigen Ringplatz. Der ist ganz grün vom Sonnenlicht, das durch die Bäume gefiltert wird, und vom Moos, das an allen Seiten wächst. Auf diesem Platz steht Mistral, der große provenzalische Dichter, mit Schlapphut, Spazierstock und Bratenrock, mit einem Spitzbart und einer dünnen, zartflügeligen Nase, ein guter Mann und ein Patriot. Er hat hier in Arles das berühmte provenzalische Museum angelegt: mit wenig Gelehrsamkeit und viel dichterischer Lebendigkeit, manchmal nach panoptikalen Grundsätzen und mit einer naiven Freude an einer naiven Wirksamkeit und an kindlichen Lichteffekten. In einem Fenster, hinter bläulich schimmerndem Glas, sieht man eine alte provenzalische Stube, die Menschen aus Wachs, mit historischer und physiognomischer Treue nachgebildet, eine Wiederauferstehung im toten Material. Man sieht Waffen, Wiegen, schlechte und gute Bilder, Briefe, Werkzeuge, Bedarfsgegenstände großer provenzalischer Männer, es ist ein sehr herzliches Haus- und ein Familienalbum für die Provence. Es gibt noch ganz andere Monumente, antike, in den Museen von Arles: die berühmte Nachbildung der berühmten Venus, Köpfe aus frührömischer Zeit, Köpfe aus christlich-römischer Zeit. Die Kunsthistoriker haben große Bände darüber verfaßt.

Ich wundere mich, daß die Arlesier nichts von der antiken Größe ihrer Denkmäler, bei denen sie aufgewachsen sind, aufgenommen haben. Sie sind stille, feine, bescheidene Menschen. Sie sitzen auch in den Gassen, wie die Leute von Avignon, aber sie sprechen mit leisen Stimmen, und nur zweimal in der Woche lassen sie sich im Kino einen Film vorführen. In keiner der kleinen provenzalischen Städte habe ich solche verhaltene, stille Dämmerungen, solche Abende, an denen kein Geräusch die Glokken störte, erlebt. Die Klänge hatten freie Bahn, sie lustwandelten noch lange in der Luft, ehe sie schlafen gingen.

Diese Glocken kamen von der reichen Kirche St. Trophime, die aus dem 12. Jahrhundert stammt. Sie hat ein prächtiges Tor, vor dem ich lange stehn konnte. Es ist immer geschlossen, als wäre es ganz unmöglich, daß dieser unwahrscheinliche Eingang für gewöhnliche Menschen bestimmt wäre. Sieben weiße Stufen führen empor. Da ist ein Giebel, von Köpfen gehalten, darunter ein tiefer Bogen wie aus vielfach gefaltetem Stein, zu beiden Seiten starke Säulen, in der Mitte hohl und von kleinen, schlanken, runden Säulen unterbrochen, hinter denen je vier Heilige stehn. Sie stehen unter steinernen Baldachinen, die Köpfe gesenkt und halb im Schatten, sie laden ein, die Kirche zu betreten, demütig, wie Heilige es tun. Aber durch dieses zweiflügelige, in der Mitte durch eine runde Säule mehr zusammengehaltene als getrennte Tor geht niemand. Es ist geschlossen und vielleicht nur an hohen Feiertagen offen.

Durch den Hof gelangt man in einen der berühmtesten Klostergänge der Welt, eine Galerie aus dem 13. Jahrhundert. Die Galerie umrahmt, viereckig, den viereckigen grünen, überwucherten und bemoosten Hof. Aus Stein, Sonne, Laub und Feuchtigkeit entsteht das merkwürdige Tageslicht, das wir manchmal träumen. Aus vielen breiten, langen Wölbungen besteht die Decke. An den vielen Doppelsäulen, die den Hof vom Gang trennen, lehnen Heilige. Jeder Heilige hat einen Winkel einem Schwalbenpaar geschenkt. Jeder hat ein paar Vögel zu versorgen. Es ist grün, feucht und dennoch heiter. Es ist ein Hof für Greise, die vor dem Tod keine Furcht haben und sich nach dem Himmel sehnen, weil sie in diesem Wandelgang schon eine Ahnung finden von den schattigen, grünen und dennoch lichtgetränkten Wandelgängen des Himmels.

Die ganze Stadt hat etwas von der kühlen, alten Heiterkeit eines Klostergangs und viel von vegetativem Stein und lebendigem Marmor. Wände, Mauern, Denkmäler und Fragmente werden erst nach Jahrhunderten lebendig und mit jedem vergehenden Jahrhundert lebendiger. Alte Mauern werden klangreicher mit jedem Jahr, wie alte Geigen. Arles hat solche lebendigen Steine. Seine alte Größe – es wurde einmal das »gallische Rom« genannt – sieht man ihm nicht mehr an. Ich muß immer daran denken, daß es eine Kolonie von römischen Veteranen war, die Julius Caesar hier angesiedelt hat. Veteranen könnten heute noch in Arles leben. Hier ließen sich die Fürsten des Landes, später die deutschen Kaiser krönen. Von der Pracht einer Krönungsstadt ist we-

nig geblieben. Arles ist nicht, wie Vienne, mitten in der Blüte erloschen. Es ist langsam erstorben. Es hat viele Erinnerungen bewahrt, aber sie blieben eigentlich fremd in dieser Stadt. Es ist, als hätte ihr die Geschichte hier eine Arena, dort einen Palast, hier eine Kirche und dort ein Museum zur Aufbewahrung, aber nicht als Eigentum übergeben.

Arles ist auch eine weiße Stadt. Aber sie hat das weiße Silber des Alters, nicht die weiße Festlichkeit der ewigen Freude. Sie liegt in der Sonne wie ein Abend, bewachsen vom grünen Moos der Erinnerungen.

TARASCON UND BEAUCAIRE

Das großartige Fest der *Tarasque* beschreibt Frédéric Mistral sehr genau. Es wird von den »Chevaliers de la Tarasque« gefeiert. Diesen Orden hat der gute König René am 14. April 1474 gegründet. Seine Statuten lauten:

1. Ehrerbietigste Wahrung der *Tarasque*-Spiele, die mindestens siebenmal in einem jeden Jahrhundert gefeiert werden müssen.
2. Der große Jubel, die Feste und die *Farandolen* sollen 50 Tage dauern. Es darf nichts gespart werden, um die Spiele so bunt wie möglich zu gestalten.
3. Die Fremden sind gut aufzunehmen und während der ganzen Dauer der Fest so zu behandeln, daß sie sich wohlbefinden und nichts von ihrer Laune und Freiheit einbüßen.

Die Ritter von der *Tarasque* marschieren zu den Klängen des provenzalischen Marsches durch die Stadt, trinken, essen dabei eine *Tortilade*. Am Sonntag vor Himmelfahrt gehn die Ordensritter die alte Statue der Muttergottes aus der Schloßkapelle holen, an der Spitze einer ebenso langen wie festlichen Prozession. Das ganze Volk von Tarascon, Beaucaire, St. Rémy, Maillane und der anderen Städte und Ortschaften ist anwesend. Die Schiffer von der Rhône erwarten die Muttergottes mit Pfeifen und Tamburins vor der Stadt. Am Himmelfahrtstag, vor Sonnenaufgang, sieht man zum erstenmal die *Tarasque*. Sie hat einen Löwenkopf und den Panzer einer Schildkröte, den Bauch eines Fisches,

und im Innern dieses Ungeheuers sitzen sechs Männer. Am Pfingstfeiertag findet wieder ein großes Mahl statt, das alle Ritter an einer langen Tafel vereinigt. In der Kirche Ste. Marthe befinden sich die Bewohner aller näheren und ferneren Ortschaften. Dort werden das Banner und die Lanze geweiht. Am Pfingstmontag beginnt erst das eigentliche Fest. Nach der feierlichen Messe ein Paradezug des Volkes, die Ritter an der Spitze, durch die Straßen der Stadt. Die Rhône-Fischer marschieren hinter der Fahne des heiligen Peter. Dann kommt die *Tarasque*. Ihr gegenüber stehen die Ritter in Kampfstellung. Die *Tarasque* sprüht Feuer aus den Nüstern. Der Kampf beginnt. Sie unterliegt. Und die Ritter marschieren ab, um noch einmal einen tiefen Trunk zu tun.
Dieses sagenhafte Untier, die *Tarasque*, ist in Tarascon zu Hause. Sie ist in der ganzen Provence sehr populär, oft abgebildet, in vielen Museen aufgestellt und ein dankbares Objekt der Ansichtskartenindustrie. Die Bewohner von Tarascon nennen sie »Großmutter«. Man sieht daraus, wie harmlos sie ist. Sie ist der durch die Sonne des Südens gemilderte, durch den Witz des Südens karikierte Drache der germanischen, slawischen und skandinavischen Welt. Sie wird nur zum Spaß bekämpft und eigentlich geliebt und verehrt. Die mythologischen Ungeheuer täten gut daran, im Norden zu bleiben, wo der Nebel sie isoliert und ihre Schrecklichkeit vergrößert. Wenn sie nach dem Süden kommen, verlieren die Leute die Distanz und den Respekt. Die blutigsten, mörderischsten Tiere werden nicht nur zahm, sondern auch komisch. Und das Heldentum der Menschen ist nicht mehr furchtbar und tragisch, sondern ein weinseliger, grotesker Traum. Aus der Blut- ist eine Alkoholrünstigkeit geworden.
Seitdem ich in Tarascon war und die Geschichte von der *Tarasque* kenne, wundere ich mich nicht mehr über Tartarin. In dieser Stadt, in der mindestens siebenmal in einem Jahrhundert ein Drache bekämpft wird, der eine Großmutter ist, kommt mindestens einmal in einem Jahrhundert ein Tartarin zur Welt, der gegen die zahmen Löwen zu Felde zieht und der ganz Afrika in ein großes Tarascon verwandelt. Hier lebt das einzige Heldentum, das noch erträglich ist unter allen schauerlichen Heldentümern, die durch ihre Häufigkeit in der letzten Zeit in Mißkredit geraten sind. Tartarin ist die Negierung des Heldentums überhaupt. Lange noch bevor alle Begriffe ihre Inhalte geändert haben, hat Tartarin den Begriff des Helden verwandelt. Jeder Held

geht ein bißchen nach Afrika, zahme Löwen jagen. Die Größe dieses Buches beruht nicht darin, daß ein ewiger Typus geschaffen wird, ein »komischer Held«. Sondern daß der Typus »Held« komisch wird.
Tartarin ist die Fortsetzung der *Tarasque*-Spiele. Die *Tarasque*-Spiele sind die Folge dieser Sonne, die so strahlend ist, daß sie die Phrase schmelzen läßt, bis ihr wahrer, ihr Kerninhalt zum Vorschein kommt.
Es spricht für die Größe des Buches, daß es der Stadt eine eigene Physiognomie verleiht. Ich sehe immer nur das Tarascon Daudets, das Tarascon Tartarins. Es ist eine helle, kleine, freundliche, gutmütige, ein bißchen kümmerliche, ein bißchen komische Stadt. Ihre angesehenen Bürger träumen heute noch von Löwenjagden. Ihr Bahnhof schon ist außerordentlich, wie eigens für Tarascon erfunden. Der Eingang zur Halle ist im ersten Stock. Wenn man unten vor dem Portal steht, weiß man nicht, ob man schon im Bahnhof angelangt ist. Die Straße, die zur Stadt führt und aus der eigentlich die Stadt besteht, ist breit, behaglich, voll Sonne, aber auch nicht ohne Schatten. Einfache, weiße, einstökkige Häuser stehen friedlich nebeneinander, bescheidenes Bürgertum bergen sie. Hier ist auch schon das Eckhaus, das Daudet Tartarin zuschreibt. Lauter wohlbeleibte und selbstbewußte Männer gehen durch die Straßen, die gelungenen Nachkommen des großen Helden. Auf einigen hundert Ansichtskarten vor allen Papier- und Buchläden sieht man das Bild Tartarins. Das große Schaufenster der einzigen großen Buchhandlung enthält die Werke Daudets in verschiedenen Ausgaben. Wie ist diese Stadt dankbar, daß man sie berühmt gemacht hat! Schon drohte ihr der dunkle Schatten der bedeutungslosen Jahrhunderte, der auf einigen Städten von großer Vergangenheit ruht. Ach, auch Tarascon hat eine Vergangenheit, die älter ist als Tartarin. Es war im Mittelalter die Hauptstadt eines Rhône-Arrondissements. Im Schloß an der Rhône wohnten die noblen und tapferen Herren. Das Schloß ist heute ein Gefängnis. Aber die Kirche Ste. Marthe ist heute noch schön wie ehemals. Sie stammt aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, und man baute an ihrer Vervollkommnung noch durch das halbe 14. Jahrhundert. Sie enthält schöne, sanfte Bilder, darunter Szenen aus dem Leben der heiligen Martha von Vien, Pierre Parrocel, C. Vanloo und anderen Malern. In dieser Kirche ruht der Seneschall des guten Königs René, in einem herrlichen Sarg, eine italienische Renaissancearbeit, die man Franz Laurana zuschreibt. Und auch die heilige Martha, die Schutzpatronin der Stadt, deren Leichnam nach der Legende in Tarascon gefun-

den wurde, ruht in dieser Kirche. Sonst haben die bescheidenen Tarasconer keine Sehenswürdigkeiten. Ganz Tarascon ist eine Sehenswürdigkeit. Es liegt wie ein gelungener, freundlicher, behaglicher Scherz zwischen den erhabenen Kapiteln der Weltgeschichte, ein verlorenes Lächeln zwischen pathosgefüllten Begriffen. Es hat keine Denkmäler. Es hat keine Arena. Es hat nur Tartarin.

Die Brücke ist noch immer da, die Tartarin zu überschreiten fürchtete. Sie führt nach Beaucaire. Das war einmal der größte Jahrmarkt des Orients und des Okzidents. Beaucaire war die lauteste europäische Messestadt, jedes Jahr, zwischen dem 21. und dem 28. Juli. Hierher kamen die Griechen, die Phönizier, die Spanier, die Türken, die Franzosen, die Italiener und die Deutschen. Hier lebten reiche jüdische Kaufleute. Hier flossen die verschiedensten Blutströme zusammen, und hier bildete sich die großartige kosmopolitische Rassenmischung, die den europäischen Süden kennzeichnet.
Ja, Beaucaire war eine große und wichtige Stadt. Sie ist heute düster, verbittert, säuerlich, erfüllt von kleinmütigem Mißtrauen gegen Fremde, das man oft bei heruntergekommenen Händlern findet. Hier wohnen die kleinen Nachkommen großer Kaufleute. Nichts lastet so schwer auf den Menschen wie eine berühmte Ahnenschaft, derer man nicht mehr würdig sein kann. Wäre es eine Stadt der Fürsten, der Dichter, der Denkmäler und der Wissenschaft gewesen – es hätte heute die stolze Trauer verlorenen Adels. Aber es war nur eine Stadt des Geldes. Und es hat heute die kümmerliche Trauer, die ein verlorenes Vermögen ausmacht.

Zurück nach Tarascon, obwohl dort wenig zu sehn ist! Die Schildastädte des Nordens, der Schweiz, der deutschen und slawischen Länder (es gibt viele slawisch-jüdische Schildas) haben außer ihrem literarischen Leben noch ein anderes, nüchternes Geschäftsleben. Aber in diesem südfranzösischen Land kann sich Schilda erlauben, nur Tarascon zu sein und nichts mehr. Hier führt man nicht nur siebenmal im Jahrhundert, sondern siebenmal in der Woche den fröhlichen Krieg gegen den großmütterlichen Drachen.
Tarascon ist ein gesteigertes Schilda. Denn alle Tarasconer haben genug Selbstironie, um zu wissen, daß sie Tarasconer sind. Jeder Tartarin ist sein eigener Daudet. Jeder Händler verkauft die Karikatur Tarta-

rins, dem er wie ein Bruder ähnlich sieht. Wo noch sonst kann diese Behaglichkeit wuchern, friedlich an der Seite der Ironie? Wo noch sonst findet der Mensch das nötige Gleichgewicht, um Objekt und Autor eines und desselben Witzes zu sein? Hier ist die bürgerliche Seele wie eine Schaukel, an deren einem Ende die Lächerlichkeit, an deren anderm der Spott sitzt. Das ist das lustigste Auf und Ab der alten Schalksnarrenseelen, die nirgends mehr zu finden sind.

Welch profunde Sicherheit des gesellschaftlichen Grundes gehört dazu! Wie wenig muß man hier von den Erschütterungen Europas fühlen! Wie selig das Behagen einer Welt, die sich so gelungen vorkommt, daß sie witzig wird vor Sicherheit, statt, wie wir es zu sehen gewohnt sind, platt zu werden!

Es gibt in Tarascon keine großen römischen Denkmäler. Ich glaube aber, daß hier noch der helle, schalkhafte, mit den heidnischen Augen zwinkernde Geist der spätrömischen Humoristen lebt. Nur ist seine Epigrammatik epischer geworden, breiter, gemächlicher. Das kommt von Spanien und Frankreich.

Tartarin ist die lustigste, die andere Seite der ernsten, mit Historie gefüllten Welt. Er ist das private Gesicht des Offiziösen. Er ist der Held in Pantoffeln. Er gibt mir die tröstliche Gewißheit, daß der Mensch auch im Panzer nicht stirbt. Gesegnet sei Tartarin!

MARSEILLE

Tartarin war in Marseille ratloser als später in Afrika. Zwischen Tarascon und den Ländern der wilden Abenteuer ist der Unterschied nicht erschreckend. Aber Marseille ist eine Welt, in der das Abenteuerliche alltäglich und der Alltag abenteuerlich ist. Hier kann man ratlos sein. Marseille ist das Tor der Welt, Marseille ist die Schwelle der Völker. Marseille ist Orient und Okzident. Von hier schwammen die Kreuzritter ins Heilige Land. Durch diesen Hafen strömen viele Märchen von Tausendundeiner Nacht nach Europa. Hier landeten orientalische Motive, hier warfen sie die Anker aus, hier betraten sie den Boden europäischer Literatur und Kunst. Von hier aus drangen, einige Jahrhunderte vor Christi Geburt, die Forscher Pytheas und Euthymenes bis

zum Baltischen Meer, von hier aus entdeckten sie Island. Das ist die Erbin und die alte Feindin Karthagos, die schöne Freundin Roms, die griechische Stadt, das »gallische Athen«. Hier versanken Visigoten, Lombarden, Sarazenen und Normannen, besiegte Eroberer, in lateinisch-griechisch-phönizischer Kultur. Hier wurde die große Revolution mit Jubel begrüßt, hier fand sie ihre zweite Heimat, ihre eigentliche, ihren Text und ihre Melodie. Marseille ist die Heimat von Pierre Puget und Thiers und – Edmont Rostand.

Marseille ist New York und Singapur, Hamburg und Kalkutta, Alexandria und Port Arthur, San Franzisco und Odessa. In Marseille erzeugt man Zucker, Stearin, Seife, Chemikalien, Essig, Schnäpse, Keramik, Zement, Farben. In acht Stunden macht der Schneider einen Anzug fertig. In 24 Stunden ist das Gesicht der Straße verändert. In den Straßenecken, in hölzernen Buden hausen die Winkelschreiber. In einer halben Stunde haben sie Testamente und Heiratsurkunden verfaßt und Prozesse erledigt. Vom Reichtum zur Armut ist weniger als ein Schritt. Der Obdachlose schläft auf der Schwelle des Palastes. Die Lebensmittel verkauft man in einem, die Liebe im andern offenen Laden. Das Boot der armen Schiffer schwimmt hart neben dem großen Ozeandampfer. Muscheln liegen neben den Auslagen der Brillantenhändler. Der Flickschuster verkauft korsische Messer. Der Ansichtskartenhändler bietet Schlangengift feil. Den ganzen Tag spielen die Kinos im alten Hafen. Jede Stunde läuft ein Schiff ein. Jede zehnte Welle spült Fremde an Land wie Fische. Der algerische Jude macht im Kaffeehaus Geschäfte mit dem Chinesen. Der »Dollarkönig« amüsiert sich in der Spelunke. Jede zweite Nacht ereignet sich ein Totschlag, ein Mord, ein Überfall, ein Familiendrama. Das Leben tanzt auf der Klinge eines Rasiermessers, das im Hafen als Waffe beliebt ist. Das Elend ist tief wie das Meer, das Laster ist frei wie die Wolke.
Alle Geräusche haben einen und denselben Takt. In allen Geräuschen ist etwas vom Lärm einer Schiffsmaschine. Der Stiefelputzer kündet sich an, indem er mit dem Bürstengriff auf den Deckel seines Utensilienkastens trommelt. Auch das Ende seiner Arbeit begleitet ein Trommeln. Die Straßenbahn und alle Wagen tuten wie Automobile. Jeder macht Geräusch. Jeder schlägt den Takt der Stadt. Jeder übersetzt die Musik der Welle in seine eigene Sprache. Der Kolporteur ruft mahnend seine Zeitung wie eine Kirchenglocke. Und die Glocken der

Türme vermengen sich populär mit den profanen Geräuschen von unten.
Greifbar, sichtbar, körperlich und nahe ereignet sich in jeder Stunde die große unaufhörliche Blutmischung der Völker und Rassen. Schon wachsen Palmen, noch rauschen die Kastanien. Nach Norden und Westen führt der Rhônekanal, nach Süden und Osten das Meer. Da pfeift die Lokomotive, da heult die Sirene. Wasser bespült Land, und Land streckt sich vor in Wasser. Die schmalste, dunkelste Gasse mündet in den breiten, leuchtenden Boulevard. Man sieht den riesengroßen Zeiger der historischen Uhr wandern. Die »Entwicklung« und das »Werden« sind keine abstrakten Begriffe mehr. Man sieht den Fuß der Geschichte und zählt ihre Schritte.
Das ist nicht mehr Frankreich. Das ist Europa, Asien, Afrika, Amerika. Das ist weiß, schwarz, rot und gelb. Jeder trägt seine Heimat an der Sohle und führt an seinem Fuß die Heimat nach Marseille. Alle Erden aber segnet dieselbe nahe, sehr heiße, sehr helle Sonne, und über alle Völker wölbt sich dasselbe blaue Porzellan des Himmels. Alle trug das Meer auf seinem breiten, schwankenden Rücken hierher, jeder hatte ein anderes Vaterland, jetzt haben alle ein einziges Vatermeer.
Die Geschichte läßt hier keine steinernen Zeugen stehen. Sie spült sie schnell hinweg. Nur der Atem ihrer Vergangenheit bleibt in ihrem Wehn. Vor einer Woche waren hier Phönizier, vorgestern die Römer, gestern die Germanen, heute die Franzosen. Wie alle Riesenmeilen der Erde auf einigen Quadratkilometern Platz finden, so drängen sich hier die Zeiten zusammen, als gäbe es keinen Platz in den weiten Räumen der Ewigkeit. Wer nicht an Gott glaubt, spürt hier irgendeinen gewaltigen Treiber der Jahrhunderte und ahnt einen tiefen Sinn in der Regellosigkeit der Wanderungen. In einem zweiten ebenso elementaren, ebenso unerklärlichen Wechsel von Ebbe und Flut rauschen die Völker heran und rauschen wieder zurück.
Wie schwarze Fäden gegen den blauen Himmel spannen sich die Taue an den wartenden Segelschiffen. Der neue Hafen ist eine Stadt aus Schiffen. Auf dem Meer schwimmt Öl. Ich sehe vor lauter Mastbäumen nicht das Meer. Es riecht im Hafen nicht nach Salz und Wind, sondern nach Terpentin, Öl schwimmt an der Oberfläche der See. Boote, Barken, Flöße, Fußböden sind so eng nebeneinandergepflastert, daß man trockenen Fußes durch den Hafen spazieren könnte, wäre nicht in Gefahr, in Essig, Öl und Seifenwasser zu ertrinken. Ist

hier das unermeßliche Tor zu den unermeßlichen Meeren der Welt? Das ist vielmehr das unermeßliche Magazin für die Bedarfsartikel des europäischen Kontinents. Da sind Fässer, Kisten, Balken, Räder, Hebel, Bottiche, Leitern, Zangen, Hämmer, Säcke, Tücher, Zelte, Wagen, Pferde, Motoren, Autos, Gummischläuche. Da ist der berauschende kosmopolitische Gestank, der entsteht, wenn tausend Hektoliter Terpentin neben tausend Zentnern Heringen lagern; wenn Petroleum, Pfeffer, Tomaten, Essig, Sardinen, Juchten, Guttapercha, Zwiebeln, Salpeter, Spiritus, Säcke, Stiefelsohlen, Leinwand, Königstiger, Hyänen, Ziegen, Angorakatzen, Ochsen und Smyrnateppiche ihre warmen Dünste ausatmen; und wenn schließlich der klebrige, fette und lastende Rauch der Steinkohle alles Tote und Lebende umhüllt, alle Gerüche eint, alle Poren tränkt, die Luft sättigt, die Steine umflort und endlich so stark wird, daß er die Geräusche dämpfen kann, wie er längst schon das Licht gedämpft hat. Ich habe hier die Grenzenlosigkeit des Horizonts erwartet, die blaueste Bläue des Meers und Salz und Sonne. Aber das Meer des Hafens besteht aus Spülwasser mit riesenhaften graugrünen Fettaugen. Ich besteige einen der großen Passagierdampfer und hoffe, hier einen leisen Duft jener Ferne zu erhaschen, die das Schiff durchfahren hat. Aber hier riecht es wie zu Hause vor Ostern: nach Staub und gelüfteten Matratzen; nach Lack für die Türen; nach feuchter Wäsche und Stärke; nach angebrannten Speisen; nach geschlachtetem Schwein; nach gesäubertem Hühnersteig; nach Schmirgelpapier; nach einer gelben Pasta für Messing; nach einem Mittel gegen Ungeziefer; nach Naftalin; nach Bohnerwachs; nach Eingemachtem.

In dieser Stunde stehen mehr als siebenhundert Schiffe im Hafen. Das ist eine Stadt aus Schiffen. Die Bürgersteige bestehen aus Booten, und die Straßenmitten aus Flößen. Die Einwohner dieser Stadt tragen blaue Kittel, braune Gesichter und harte, große schwarzgraue Hände. Sie stehen auf Leitern, streichen die Rümpfe der Schiffe mit frischem braunem Lack an, tragen schwere Eimer, wälzen Fässer, sortieren Säcke, werfen eiserne Haken aus und nageln Kisten, drehn an Kurbeln und ziehn auf eisernen Rollen Waren in die Höhe, polieren, hobeln, säubern und verursachen neuen Mist. Ich möchte zurück in den alten Hafen, wo die romantischen Segelschiffe stehen und die knatternden Motorboote und wo man die frischen, triefenden Muscheln verkauft, das Stück zu dreißig Centimes.

Weiß leuchtet die Stadt, sie ist aus demselben Stein wie das Schloß der Troubadours in Les Beaux und der Palast der Päpste in Avignon. Aber sie ist nicht festlich. Sie ist betriebsam. Millionen zertrümmerter Existenzen birgt sie. In Avignon waren noch die Bettler stolz. Im alten Hafen von Marseille ist die Armut mehr als eine Not. Sie ist eine unausweichliche Hölle. Aufgeschichtet in höllischer Unordnung lagern die menschlichen Wracks aufeinander. Die Krankheit blüht gelb und giftig aus den verstopften Kanälen. Räudige Hunde spielen mit Kindern in den Pfützen. Die Zerlumpten kämpfen mit den Tieren um weggeworfene Knochen, Tausende Frauen und Männer sammeln Zigarettenstummel, der Hund belauert den Menschen, die Katze den Hund, die Ratte die Katze, und alle lauern auf dasselbe Stück faules Fleisch im Misthaufen.
Die Gasse der Liebe hat ihren bürgerlichen Namen abgelegt und trägt keine Schilder. Man kennt und findet sie. Wer von der großen Kathedrale nach dem alten Hafen geht, hört die metallene Musik von fünfzig unaufhörlich spielenden Automaten aus fünfzig kleinen und schmalen Läden. Vor den Läden sitzen die Frauen, die ältesten und dicksten der Welt. Sie verkaufen Leiber den ganzen Tag, die ganze Nacht. Männer, von den Schiffen kommend, durchziehen die Gasse in losen Trupps zu zehn und fünfzehn. Sie verlieren sich unterwegs in den Läden. Dann verstummt ein Automat, ein Vorhang aus Glasperlen fällt vor ein graues, düsteres Kanapee, und in der geraden Reihe der Verkäuferinnen vor den Türen entsteht eine Lücke.
Nichts mehr ereignet sich als Liebe und Musik. Manche Frauen halten ihre Kinder auf dem Schoß. In dieser Gasse wachsen viele Kinder heran, die traurigsten Kinder der traurigsten Mütter. An ihrer Wiege spielt ein Musikautomat. Seit dem Augenblick, in dem sie die Finsternis der Welt erblickten, kennen sie das Lager der billigen Liebe. Die Rätsel der Welt werden ihnen mit der banalen Auflösung zugleich geliefert. Das Leben beschenkt sie verschwenderisch mit Erfahrungen. Die Spielgefährten ihrer ersten Jahre sind kranke Katzen, die Glück bringen, und das Spielzeug der Rinnstein, eine Muschel oder ein Kiesel.
Der Morgen, der Mittag, der Vorabend, der Abend, die Nacht, alle Tageszeiten sind hier gleich. Vom Himmel sieht man nur einen Streifen, von der Sonne nichts. Auch diese Liebe ist zeitlos. Auch ihre Trägerinnern haben kein Alter. Vor vierzig Jahren waren sie schon alt und

häßlich. Vierzig Jahre noch könnten sie jung und schön sein. Vor vierzig Jahren rasselte der Automat schon dieselben Melodien. Vierzig Jahre noch treibt er göttliche Musik für die Ohren betäubter Menschen. Vor vierzig Jahren schon trieb er Lauscher in die Flucht. Und noch vierzig Jahre wird er Hörer anlocken. Was ist alt, was ist jung, was häßlich, was schön, was ein Lärm und was Musik? – Wenn der Tag aus lauter Liebesnächten besteht und ein Moment eine Liebesnacht ist? Wenn die Ware aus einer Verkäuferin besteht, die Liebe einen Groschen wert ist und ein Groschen die Liebe enthält? Wenn die Nacht ein betriebsamer Tag ist und der Schlaf ein Geschäft?

In dieser Gasse gelten nicht die Gesetze der Welt. Mit stieren Atropinaugen, die Brauen bis zu den Schläfen gemalt, mit falschem Haar, das niemals grau wird, mit einem geschminkten Alter, das von der ewigen Jugend nur die Stupidität besitzt, starren die Frauen, alle wie Zwillingsschwestern und also ohne Konkurrenzneid, immer auf denselben Rinnstein, dieselbe Katze, dasselbe Pflaster – und denselben Mann, den der Zufall in zehntausend Exemplaren durch die Gasse treibt. Wenn eine ihre Arme ausbreitet, verstummt der Automat, denn durch einen Mechanismus voller Kunst ist die Maschine mit der Maschine verbunden.

Hier löst sich alles scheinbar Bleibende auf. Hier schließt es sich zusammen. Hier ist fortwährender Aufbau und Zerstörung. Keine Zeit, keine Macht, kein Glaube, kein Begriff ist hier ewig. Was nenn' ich Fremde? Die Fremde ist nah. Was nenn' ich Nähe? Die Welle trägt es fort. Was ist das Jetzt? Schon ist es vergangen. Was ist das Tote? Schon schwimmt es wieder heran.

Während ich dies schreibe, sieht Marseille schon anders aus. Und was ich in tausend Worten berichte, ist ein kleiner Tropfen aus dem Meer des Geschehens, mit dem freien Aug' nicht zu sehn, zitternd auf der dünnen Spitze meiner Feder.

DIE MENSCHEN

> Das, was ich in einer Stadt zu beobachten liebe, sind ihre Menschen. STENDHAL

Zuerst wohnten hier Ligurier. Rot war ihre Lieblingsfarbe. Die rote Farbe blieb, als die Phönizier kamen, die Griechen, die Langobarden, die Sarazenen und die Visigoten. Rot ist die Freude. Man hat niemals in diesem Land aufgehört, sich zu freuen. Alle geschichtlichen Schrekken wurden gemildert. Die Barbaren blieben nicht lange Barbaren, als sie einfielen. Wer in dieses Land mit dem Willen kam, es zu erobern, wurde erobert. Die Völker sanken linde in den Boden ein wie eine Saat. Immer wieder kam eine Zeit der Ernte. Immer wieder erntete man Freude.

Ehe ich zu den weißen Städten fuhr, sah ich an einem Abend in Paris die provenzalischen Festspiele, die jedes Jahr im Sommer die alte Volkskultur des Südens den Heimischen und den Fremden beweisen sollen. Die Hirten der Provence kamen mit ihren Frauen, zogen im Kreis um die Arena, die Pfeifer und Trommler an der Spitze. Es war eine sehr einfache, sehr helle, sehr heitere Marschmelodie. Sie hatte sanfte Töne, die an Mondlicht erinnerten, aber einen schnellen Rhythmus, der ein Ausdruck jener Art von Eile war, die nichts mit Geschäftigkeit zu tun hat. Es war die Eile, die Kinder erfüllt, wenn sie zu einem Fest gehn. Dazwischen schlugen die kleinen Trommeln, die zarten, die nicht mit Kalbsfellen, sondern mit dünnen Silberhäuten bespannt zu sein schienen. Die Menschen marschierten mit kurzen, leichten, beinahe weiblichen Schritten. Es waren dennoch männliche Erscheinungen. Es war eine gesunde Rasse. Die Männer in Hirtenkostümen, mit weißen Hosen, bunten Westen, schwarzen, bunten Röcken und schwarzen Hüten, bunte Bänder um den Leib. Die Frauen in weiten Kleidern, ein kleines weißes Spitzenkrönchen auf den hohen Frisuren, bunte Mieder, hohe Schuhe. Es war eine echte Landbevölkerung. Es war echtes Bauernblut. Es waren Menschen, die zu Hause harte Arbeit verrichteten. Aber sie hatten die Bewegungen, die das Erbteil einer langen, reichen, wohlgebildeten Ahnenreihe sind. Die Frauen warteten, rote Rosensträuße in den Händen, auf die Männer. Einer nach dem andern sprengte heran und nahm von seiner Dame

einen Strauß entgegen, den er vor den Angriffen aller seiner Genossen zu verteidigen hatte. Zwölf Ritter umringten ihn, er entfloh ihnen immer, in der erhobenen Hand jubelte sein Strauß. Er hielt ihn fest, er brachte ihn bis zur geschützten Stelle. Er sprengte noch einmal zu seiner Dame, schwenkte den Hut, ritt zurück. Der nächste kam. Zwölfmal wiederholte sich das Spiel.

Es scheint, daß das Galante eine gesunde Reaktion gegen das gleichzeitig Rohe ist und daß die Troubadours ihre Existenz den Raubrittern zu verdanken haben. Der ritterliche Kampf um einen Blumenstrauß ist ebenso entzückend, wie ein Stierkampf abstoßend ist. Dennoch mußte ich diesen in Kauf nehmen, um jenen zu sehn.

Die Ritterlichkeit ist in der Provence zum Glück häufiger als die Stierkämpfe. Alle Menschen leben wohlgeordnet, die Sitte ist alt, begründet und ohne Widerspruch und mit Freude ertragen. Man hat Ruhe genug, ritterlich zu sein. Jeden Tag guterhaltene Monumente aus einer sagenhaft weiten Zeit zu sehn, gibt ein ganz merkwürdiges Gefühl von Sicherheit. Man glaubt nicht an Änderungen und Wechsel. In Wirklichkeit vollziehen sich Wechsel und Änderungen sehr linde. Hierher kommen keine Stürme. Natur und Geschichte arbeiten nicht mit Überraschungen. Jeder hat sein Leben gesichert. Alle Bauern sind Großgrundbesitzer. Um jeden Besitz erhebt sich eine Mauer. Zwar sind alle Tore offen. Man kann in einen fremden Garten gehn und schlafen. Niemand stiehlt, niemand verwehrt, niemand verwahrt. Jeder baut Mauern, nicht um sich abzusperren, aber um die Größe seines Eigentum zu kennzeichnen. Seine Mauer symbolisiert seine Macht. Aber Mauern sind herzlose Gegenstände. Auch der schöne weiße Stein verhärtet das Herz. Wer hinter den Mauern sitzt, sieht den hungernden Bettler auf der Landstraße nicht. Und ehe man ein offenes Tor erreicht, ist man am Rande der Mauer vor Hunger gestorben.

Es gibt wenig Elend in diesem Land und infolgedessen mehr freundliche Gesichter als offene Herzen. Alles ist ererbt, das Haus, der Schmuck und die Sitte. Kinder wachsen auf, die niemals gesehn haben, wie Hunger weh tut. Sie werden es niemals sehn. Jeder hat sein Boot. Es ist nicht schwarz, sondern schneeweiß. Man kennt die Kartoffel zu wenig, welche das Manna der Armen ist. Alles ist billig. Aber wer hier das Geld nicht besitzt, das einen so geringen und so hohen Wert hat, kann auf Brot nicht rechnen. Die heiteren Menschen lieben die Heiterkeit. Und die Trauer ist ihnen so fremd, daß die Not ihnen verdächtig

erscheinen muß. Die Menschen sind gut. Aber die Güte ruht tief und unverbraucht in ihnen, wie Wasser in einem vergessenen Brunnen. Niemand schöpft aus ihnen. Die Natur richtet kein Unheil an. Durch plötzliche Schläge ist niemand um sein tägliches Brot beraubt. Der Nachbar ist ein Freund. Aber er wird niemals ein Bruder. Alle Hunde und Katzen finden Nahrung an fremden Tischen. Man tötet überzählige Tiere nicht. Aber es gibt viel herrenlosen Hunde und Katzen. Jedermann jagt und fischt. Man schießt auf Singvögel. Man rodet Wälder. Es gibt keine Wälder und fast keinen Vogelgesang. Die Sonne zündet die Wälder an. Die Menschen trauern zu wenig um sie. Gute Geister wohnen in den Felsen. Aber das Volk glaubt kaum noch an sie. Seinen alten Sitten ist es treu. Es trägt die alten Trachten und spricht die schöne, alte, melodische provenzalische Sprache. Jeder liebt sein Land. Aber es fällt niemandem schwer, dieses Land zu lieben. Es fällt überhaupt nicht schwer, hier zu lieben. Man pflückt die Liebe am Wegrand. Sie wächst reich wie die kostbarsten Früchte. Voll Kraft und Saft ist die Erde. Jeden nährt der Strauch. Man kann unter freiem Himmel schlafen. Aber vielleicht sehnt sich mancher nach einem Dach? Jeder hat Sonne. Aber vielleicht weint einer um den Schatten?
Weißer Stein, weißer Stein, weißer Stein! Oliven zwischen weißem Stein. Aber einer möchte Brot. Seht! das Brot ist hinter hohen Mauern! Kirchen, Kirchen, Kirchen! Reiche Portale, reiche Gemälde, goldene Altäre. Jeder betet ums tägliche Brot und weiß nicht, was sein Fehlen bedeutet. Jeder hat seinen Sitz mit Namen und Datum. Sein Verhältnis zu Gott ist verbürgerlicht. Sein Glauben wurde selten auf die Probe gestellt. Seine Sünden? Er hat keine Sünden, der hinter der Mauer starb. Denn wer kann durch diese Mauern sehn? Ist es eine Sünde, sein Eigentum zu umgrenzen? Ist es eine Sünde, nicht durch Mauern zu sehn?
Aber wie liebt man die Hilflosen, die Kinder und die Schwachen! Kein Schrei, kein Schlag, kein Weinen. Kein harter Vater. Katzen in jedem Haus. Weiche, leise Tiere mit großen, klugen und ewig zielenden Augen. Gute Winkel, warme Winkel, stille Winkel. Hohe Fenster, tiefe Brüstungen, Sonne, Sonne, Sonne. Alte Paläste, warm im linden Winter, kühl im heißen Sommer. Steinerne Fußböden, ohne Fäulnis, leicht zu säubern. Aber wenig Kanäle, Schmalheit und Enge, Drang der Armen in die Gasse. Mächtige Arena, heilige Tempel, Museen voll steinerner Andenken, Tradition, Treue. Aber langsam ist der Blick in die

Zukunft. Wie heiter ist das Leben! Aber wie leicht ist die Heiterkeit! Wie weit ist der Tod, obwohl überall Gräber sind, obwohl man täglich überall Menschenknochen findet und Monumente bloßlegt.
Weites Land ist noch zu vergeben. Es fehlt an Volk. Der Boden ist hungrig nach neuer Saat. Er hat soviel Verschiedenes verschlungen, soviel Verschiedenes geboren, und heute sind alle gleich. Er hat sie gleichgemacht. Man wird Fremde kommen lassen. Auf meinem Weg, der nach Norden führt, in den Herbst, in den Nebel, in die Wälder, sehe ich sie wandern. Sie kommen ohne Schwerter. Aber selbst wenn sie Waffen hätten, werden sie alles Tödliche ablegen. Hier ist das Leben stärker. Hier ist man nicht leicht bereit, sein Blut zu vergießen. Hier findet man eine Kindheit, seine eigene und die Kindheit Europas. Nirgends wird man so leicht heimisch. Und selbst wer das Land verläßt, nimmt das Beste mit, das eine Heimat mitgeben kann: das Heimweh.

Zur Veröffentlichungsgeschichte s. Anhang S. 1005.

ROMANTIK IN VITRINEN

Im Frankfurter »Römer« ist im Anschluß an die Herbst-Messe eine »Post-Ausstellung« eröffnet worden, das heißt: eine Ausstellung vieler Zeugen postalischer Vergangenheit, von den ersten Briefboten bis zum letzten jüdischen Briefträger in Frankfurt am Main, vom hilflosen, naiven Stiefel des wandernden, mit Lanze und Wappen bewehrten Kuriers bis zur letzten Postkutsche. Die Porträts der Familie Thurn und Taxis, die Geschichte ihres Hauses, ihre schönen Frauen und ihre Männer, die es so gut verstanden haben, Geld zu verdienen, ihre Paläste und Häuser, ihre Boten, Kuriere und Postkutschen nehmen in dieser Ausstellung einen großen Raum ein. Es war eine kluge Familie, sie waren die ersten Amerikaner in Europa, energische Trustmänner, fürstliche Yankees, sie kauften sich die Freundschaft der Herrscher und einen Wappenkundigen, der ihnen (nachträglich, aber keineswegs zu spät) einen großartigen Stammbaum pflanzte, in dessen künstlichem, aber labendem Schatten die Nachkommen sorglos leben durften. Italiener von Geburt, verstanden sie es, auch die Kunst in die Familie zu bringen und eine Verwandtschaft mit Torquato Tasso zu beweisen, was dem Dichter nichts schaden kann. Van Dyck malte die schöne Maria Luisa de Tassis. Diese friedliche Familie suchte den Raum weniger auf den Schlachtfeldern als auf den völkerverbindenden Straßen der Erde und machte eine praktische Kosmo-Politik. Sie war in allen großen Städten zu Hause. Ihre Postillone verbanden das Nahe mit dem Fremden. Der moderne Aeroplan ist die Konsequenz der Thurn-und-Taxis-Post. Der Flieger ist ohne Zweifel ein Nachkomme des Postillons...

In dieser Ausstellung befinden sich noch andere Zeugen der guten alten Zeit: Uniformen der Postillone, eine Ehrenpeitsche für einen von ihnen, ein Bild vom Frankfurter Kurier Hennchen Hanauwe, Bilder aus Maximilians »Weißkunig«, alte Briefmarken, Postkarten, die ersten Fahrscheine, Fahrpläne und Führer, mittelalterliche Schreibpulte, alte Siegel, Briefe, Botenbücher, Bilder von beraubten Postwagen, Amtsschreiben von Posthaltern, Staffettenreiter, Eilposten, Wagenmodelle und gerade und geschlungene Postillonhörner, die vielbesungenen Instrumente, von denen einige Generationen deutscher Lyrik leben konnten.

Das alles betrachtete ich mit der traditionellen Rührung, der gegenüber sowohl der Stolz eines Zeitgenossen der Flugapparate als auch das angeborene Mißtrauen gegen Objekte des Sentiments immer wieder wehrlos werden. Niemand kann sich der lieblichen Melodie entziehen, welche die Vergangenheit auf einem alten Posthorn bläst, wenn es unter Glas liegt. Irgendwo noch ist in uns die sanfte Saite gespannt, die ein Blick in ein altes Botenbuch sofort in sentimentale Schwingungen versetzt. Irgendwo liegt noch in unserem harten, automobil-, maschinen- und tankgewohnten Aug' eine Träne, die darauf wartet, geweint oder – verdrängt zu werden. Und es ist rührend zu sehen, daß es einmal eine Zeit gab, in der ein Brief einem treuen Menschen übergeben wurde, der das Papier an seiner Brust barg und mit einem langen Stock über Gräben setzte, tagelang auf schrecklichen Wegen marschierte, von Gefahren bedroht, gegen die Natur kämpfend, bis er das kostbare Gut dem rechtmäßigem Empfänger übergeben konnte. Und sooft er ging, sooft er wiederkam, saß der Herr Bürgermeister da und zeichnete mit der gleichen, treuen und genauen Schrift den Weg, den Schreiber, den Adressaten und den Botenlohn ein. Das steht in den Botenbüchern, eines stammt aus dem XIV. Jahrhundert und ist in das gelbe Schweinsleder gebunden, das wir von den alten Bibeln her kennen. Und es ist rührend, die einfachen Bildchen zu sehn, die eine ungeübte Hand malte und die den ausschreitenden Boten darstellen, den Wanderer mit den fremden Schicksalen oder den galoppierenden Reiter, ein bunter, lebendiger Fleck mitten im Grün der Felder und vor den blau verdämmernden Hügeln. Da zerdrückt die Hand, weil sie schreiben muß, eine schamhafte Träne.
Aber dann... aber dann... erinnert man sich, daß der Postbote für einen fürchterlichen Weg von achtzehn Stunden zwei Gulden bekommen hat; und daß die Vorschrift befahl, ohne Unterlaß zu reiten, zu reiten, zu reiten; und daß bei einer Versäumnis von einer Stunde bei der monatlichen Abrechnung ein paar Gulden von den paar Gulden abgezogen wurden; und daß zu Hause Weib und Kinder warteten; und daß der Kurier ein Knie beugte vor dem hohen Herrn, dem der Brief zugedacht war; und daß der Hals weh tut, wenn man stundenlang romantische Schalmeien bläst; und daß es den Lyrikern besser ging als den Postillonen; und daß Maler die Gewohnheit haben, Postillone gerade in ihrer lustigsten Position zu malen, wenn sie glücklich sind oder angeheitert.

All das bedenkt man, und es fällt einem dabei ein, daß es unsern Briefträgern auch nicht großartig geht; den Schaffnern auch nicht; den Eisenbahnarbeitern auch nicht. Aber daß man doch nicht mehr tagelang in Sümpfen watet, Räuber fürchtet und daß, wer schon eine trockene Kehle hat, nicht mehr zu blasen braucht. Man erinnert sich, daß von New York nach Marseille weniger als ein Katzensprung, nämlich ein Menschensprung ist. Und man preist diese Gegenwart, in der es möglich ist, die alte Zeit hinter Glas zu betrachten – das Material, das geeignet ist, aus ihr eine gute zu machen...

Frankfurter Zeitung, 7. 10. 1925

SCHWARZES LAND

Von Alphonse de Chateaubriand. Übersetzt von Rolf Schottländer. Berlin, Verlag Die Schmiede, 407 Seiten

Chateaubriand schreibt den »Heimatsroman«, der seinesgleichen bis jetzt nicht in der europäischen Literatur gehabt hat: es ist eine »Heimatskunst«, die der »Scholle« entstammt, aber weiter reicht als nur in die Welt. Denn diese Kunst reicht in die Überwelt.

In der bisher größten »Heimatskunst« gab es viel Heimatskunde. Man sah Rasse, Sitten, Gebräuche, Stammeseigenschaften. Diese Literatur war manchmal beschränkt, nicht nur geographisch, und immer begrenzt, wenn auch nur geographisch. Über die Grenze, die geographische, heimatliche, landsmännische, greift Chateaubriand hinaus. Die Menschen dieses Romans haben nicht den bekannten »Duft der Scholle«. Nicht nur aus dem einfachen Grunde, weil das Land Chateaubriands aus Torf und Sumpf besteht und nicht aus »Schollen«; sondern weil die Menschen ebensowenig greifbare Realität besitzen wie Nebel, die aus den Mooren steigen. Sie sind zu Gestalten, Trägern von Handlungen und Ideen verdichtete Moornebel.

In Frankreich unter Generationen von »rationalistischen« Autoren ist Chateaubriand der einzige nicht zivilisatorische Autor. Das Land, das er beschreibt, ist so rätselhaft, daß es beinahe nicht in Frankreich liegt. Ein ganzes Volk, das vom Torfstechen lebt, wehrt sich gegen die Trok-

kenlegung des Landes. Es ist der Kampf der Elemente: Wasser gegen Feuer. Die zwischen diesen Elementen stehen (von der Liebe in die Mitte gezwängt), gehn unter. Die Repräsentanten der Elemente siegen im Untergang. Wenn hier ein Mensch die Waffe streckt, ist er trotzdem nicht unterlegen. Wenn endlich die Maschine über den Sumpf siegen wird, ist der Sumpf dennoch gewaltig. So ist es, wenn Elemente kämpfen. Sie besiegen einander nicht. Sie verfließen ineinander.
Chateaubriand beschreibt das rätselhafteste Land Europas. Es liegt an der Nordküste Frankreichs. Seine Menschen leben heute noch wie vor 300 Jahren. Ein durchschnittlich »interessanter« Schriftsteller hätte eben die Merkwürdigkeit des Landes herausgeholt. Das wäre auch viel. Chateaubriand holt mehr heraus als Ethnographie: nämlich Metaphysik.

Frankfurter Zeitung, 1. 11. 1925

SCHATTEN DES VORWORTS

Romain Rolland hat *Panait Istrati*, einen Abenteurer griechisch-rumänischer Abstammung, der sich in vielen Berufen versucht hat, unter anderem Sandwichmann, Maschinist, Journalist und Photograph gewesen ist, für die Literatur entdeckt und veranlaßt, auch noch Schriftsteller zu werden. Istrati hatte einen Selbstmordversuch verübt. Er wurde ins Krankenhaus in Nizza gebracht. Man fand bei ihm einen Brief an Romain Rolland. Der Brief wurde dem Adressaten zugestellt, der Lebensmüde der Welt wiedergegeben. Rolland stattet nun die Geschichten Istratis mit einem Vorwort aus. Istrati selbst setzt ihnen ein Geleitwort vor. O.R. Sylvester übersetzt sie ins Deutsche aus dem Französischen. (*»Kyra Kyralina«*. Von Panait Istrati. Mit einem Vorwort von Romain Rolland, Frankfurt, Literarische Anstalt Rütten und Loening.)
Im Geleitwort sagt der Verfasser: »Ich bin kein Schriftsteller von Beruf und werde es niemals sein.« Aber auf der letzten Seite des Buches steht die Ankündigung: »In weiteren Bänden werden die Geschichten ihre Fortsetzung finden.« Nun gibt es keinen Beruf, den man ohne Berufung gewissenhaft ausüben kann. Ich wüßte daher gern, ob Istrati sei-

nen Kellnerposten mit dem Geständnis angetreten hat: »Herr Gastwirt, ich werde niemals ein Kellner sein!« ... Ich zweifle daran. Aber den Lesern, den Verlegern, den Schriftstellern darf man alles sagen, wenn man durch ein Vorwort Romain Rollands in die Literatur eingeführt wird. Nur in der Literatur dürfen »Außenseiter« mit Stolz heimisch werden.

Der Literat verliebt sich manchmal in den Naturburschen. Dieser leitet daraus eine Pflicht ab: *kein* Schriftsteller zu werden; und ein Recht Bücher zu schreiben! Aber wer uns den Gefallen erweist, ein Buch zu schreiben und Fortsetzungen anzukündigen, müßte schon so freundlich sein und zusehen, daß er ein Schriftsteller werde.

Ein Gast, den ein frischer Wind durch die Literatur weht, verursacht immer eine gesunde Luftveränderung. Aber um einen Klimawechsel zustande zu bringen, dazu reicht weder eine sympathische Menschlichkeit aus noch ein flottes Erzählertalent. Die Seltsamkeit des Stoffes bleibt eine stoffliche Seltsamkeit: eine ethnographische, eine geographische. Die interessante Vergangenheit des Autors macht noch kein interessantes Werk. Und ein Vorwort, das eine Empfehlung ist, kann man zuweilen schwer von einer Entschuldigung unterscheiden.

Die Geschichte aller europäischen Literaturen kennt »Außenseiter«. Alle blühten im Schatten eines autoritativen Vorworts. Die meisten haben die Geltungsdauer eines Vorworts nicht überlebt.

Denn die *Kunst* des Schriftstellers beginnt erst dort, wo die Hemmungslosigkeit des natürlichen begabten Erzählers aufhört. Von allen Künstlern ist der Schriftsteller der am meisten bewußte. Das Schreiben ist eine Arbeit und eine Technik, ein Handwerk und eine Pflicht. Es erfordert Herz, Talent, Gehirn, Hand, persönliche Kultur und hohe Verantwortung. Rolland selbst ist der Typus eines solchen Schriftstellers. Es ist begreiflich, daß gerade er die Istratis anzieht und daß er Romanhelden ermuntert, Romanautoren zu werden.

Panait Istrati hat recht: Er ist kein Schriftsteller. Er erzählt die sehr interessante Lebensgeschichte seines Freundes (oder seines »Helden«). Er führt uns ein Stück Orient, ein Stück Balkan vor. Immer ersetzt das stoffliche Interesse die künstlerische Spannung. Das Buch sammelt nicht. Desto angenehmer zerstreut es.

Maupassant hat drei Jahre lang bei Flaubert schreiben gelernt. Maupassant hat unzählige Manuskripte vernichten müssen, ehe er eines druk-

ken lassen durfte. Manuskripte vernichten heißt in diesem Fall tausendmal Selbstmord begehen. Vor Panait Istratis schmerzensreichem Privatleben hege ich die tiefste Achtung. Aber nichts wird mich hindern zu sagen: daß man durch einen realen Selbstmordversuch noch kein Autor wird; daß überstandene Abenteuer literarische nicht legitimieren; und daß der Wille, *kein* Schriftsteller zu sein, auch nicht ausreicht, um einer zu werden.
Die Flauberts sind tot.

Frankfurter Zeitung, 15. 11. 1925

BEKEHRUNG EINES SÜNDERS IM BERLINER UFA-PALAST

Nicht nur in den Zeitungen, sondern auch auf hundert Plakaten, bunten und lauten, war der heiterste Film Amerikas angekündigt, der stärkste Lacherfolg garantiert. Draußen, vor den drei hohen und weiten Portalen, stand ein goldbetreßter Portier, hingen die komischen Anzeigen und ein sehr bekanntes Clowngesicht in Rot und Gelb. Eine große Schar fröhlicher Menschen drängte sich vor den Schaltern und löste Billetts. Nichts verriet den tiefen Ernst, der mich drinnen im Saale erwartete, und ich hatte keine Ahnung von den Erschütterungen, denen meine unfromme Seele ausgesetzt werden sollte...
Längst hatte ich schon die Gewohnheit abgelegt, in jeder Berliner Moschee ein mohammedanisches Gotteshaus zu sehen. Ich wußte, daß hierzulande die Moscheen Kinos sind und der Orient ein Film. Und einmal, vor vielen Jahren, als ich noch fromm war, wollte ich zu einer Frühmesse. Ich trat in eine Kirche – aber es war ein Bahnhof. Später erfuhr ich, daß die Bauart nichts besagen will und daß in den mit Blitzableitern versehenen Magazinen aus roten Backsteinen die Altäre stehn und Gottes Wort vernommen wird...
Diesmal kam es anders:
Ich saß in der dritten Reihe vor dem Vorhang aus grünem Samt. Plötzlich verdunkelte sich der Saal, der Vorhang teilte sich langsam, und ein geheimnisvolles Licht, das Gott nicht erschaffen haben konnte und das die Natur in tausend Jahren nicht zustande bringen wird, rann in wei-

chen Strömen über die silbern verschleierten Mauern des Saales und über die Bühnenfront. Es war, als hätte man Wasserstürze in langen Jahren gezähmt und für den Hausgebrauch abgerichtet und an den Wänden dieses Palastes angebracht, von denen sie ganz behutsam rannen, zivilisiert, den Bedürfnissen des Menschen dienstbar gemacht, Elementargewalten mit guten Manieren, Naturkräfte, denen man gut zugeredet hat. Die Beleuchtung bestand aus Morgendämmer und Abendröte zugleich, aus Himmelsklarheit und Höllendunst, aus Stadtatmosphäre und Waldesgrün, aus Mondenschein und Mitternachtssonne. Was die Natur in langweiligem Nacheinander und auf weite Entfernungen zustande bringt, war jetzt in *einem* Raum und in *einer* Minute komprimiert. Und also wird es klar, daß hier eine unbekannte und mächtige Gottheit ihre Hand im Spiel beziehungsweise im Ernst hatte. Es war zu eng, um auf die Knie zu sinken, denn wir saßen dicht gedrängt beieinander. Aber, wenn das Bild möglich ist: Die Knie sanken gleichsam auf sich selber...

Ringsum saßen, soweit man Konfessionen an Gesichtern sehen kann, Vertreter aller Glaubensarten. Dissidenten und Gottlose auch. Alle waren ergriffen. Und als ein junger schwarzer Mann auf einer Orgel zu beten begann und die mächtigen Klänge des göttlichen Instruments die geöffneten Herzen der Anwesenden füllten, wurde es so still im Saal, daß man in den Bauten nur den Atem der Menschen hören konnte, wie bei einer ärztlichen Untersuchung beim Kommando: Tief atmen!...

Dann läutete ein silbernes Glöckchen, und aus Gewohnheit senkte ich den Kopf und blickte dennoch, wie ich es als Knabe getan hatte, nach vorn. Da teilte sich der Vorhang rechts und links, und aus den Spalten tropften schwarze Männer einzeln die Stufen vor der Bühne herunter, Männer mit Musikinstrumenten. Zum Schluß, sehr eilig und wie ein Lehrer die Klasse betritt, sprang ein schmächtiger, junger Mann mit Brille in den Orchesterraum, und vor ihm wehte sein langes Haar im Wind, den es selbst angerichtet hatte.

Es war der Kapellmeister...

Und nun war es herrlich, zu sehen, wie er große Pfauenräder mit den Armen schlug, wie er mit seinem hurtigen Stab gegen die ganze Kapelle Florett focht, die Geigen reizte und den Baß zum ernsten Protest brachte, die Segel der Trommel erschütterte und den Flöten silberne Serpentinen entlockte – und alles war von Offenbach.

Je nach der Schwere und Leichtigkeit der Melodie wechselte der

Scheinwerfer von Blau zu Rot und Gelb, Gespenster waren die Musikanten, und des Kapellmeisters Haar brannte manchmal, eine heilige Flamme, zum Susfit. Immer noch rannen die Hauswasserfälle. Und schließlich entlud sich unsere Andacht in heftigem Klatschen, und am lautesten klatschten die Dissidenten. Alle erkannten wir den Willen einer überirdischen Macht, einer metaphysischen Kinodirektion, einer himmlischen Branche ...

Dann begann der Operateur den Film von Harold Lloyd zu zelebrieren. Aber wer konnte lachen? Kein Spaß mehr drang zu meinem Zwerchfell. Ich dachte an den Tod, an das Grab und an das Jenseits. Und während jener eine glänzende komische Idee ausführte, beschloß ich, mein Leben Gott zu weihen und ein Einsiedler zu werden.

Nach Schluß der Vorstellung wanderte ich schnell in einen großen, dichten Wald, den ich seitdem nicht verlassen habe ...

Frankfurter Zeitung, 19. 11. 1925

SPIELZEUG

Die *Frankfurter Messe* hat im Werkbundhaus eine Ausstellung *alter und neuer Spielzeuge* veranstaltet, eine weihnachts-zeitgemäße Aktualität und eine sinnvolle Illustration zum »Wandel der Zeiten«. Unsere Großväter haben mit hölzernen Krippen gespielt, die von gelben Wachslichtern beleuchtet wurden, mit Puppentheatern, mit Häuschen aus Holz und Glas, in deren Innern kleine Bettchen, Stühlchen und Tische stehen – unsere Söhne aber richten uns Radioleitungen ein, konstruieren Automobile und spielen dementsprechend mit elektrisch betriebenen Eisenbahnen, mit Aeroplanen, Luftschiffen, Propellern, Turbinen und lauter Gegenständen, die ich nicht einmal zu nennen weiß.

Ja, es wächst ein merkwürdiges Geschlecht heran, unserer Zucht noch vor der Geburt entwachsen, kühl gegen unsere Liebe, mit einer fremden Art Gefühl begabt, von uns gezeugt, aber von der technischen Zeit befruchtet, von uns ebenso verschieden wie Antennen von Bäumen. Was wir von Wiesen, Hügeln, Flüssen, Seen und Wäldern wußten, wissen sie von Brücken, Motoren, Luftschiffen, Unterseebooten, Torpedos. Das wird in einer Spielzeugausstellung offenbar.

Wir bevölkerten schöpferisch unsern Miniaturladen mit Kunden, unser Marionettentheater lebte unter unseren Händen, Elfen geisterten in unsern kleinen Stuben, Zauberer lagen in unseren Koffern, und wir empfanden das süße Gruseln im Anblick verschlossener Truhen. Unsere Söhne entvölkern die Erde, roden die Wälder, verbannen den Spuk und nehmen selbst alle Zaubergewalt in ihre kleinen, schon so zielsicheren Hände. Alle Wunder können sie erklären und die meisten vollbringen. Also gibt es kein Wunder mehr. Blitz und Donner können sie erzeugen. Jetzt erst ist Jupiter entthront...
Mir scheint, wir haben gefehlt. Wir könnten uns ein wenig anstrengen, wenn wir Spielzeug erfinden. Weil wir von der Überzeugung ausgehn, ein Kind wäre ein kleiner Mensch, drücken wir ihm unsere Gebrauchsgegenstände entsprechend verkleinert in die Hand und nähren in ihm den Trieb, es den Großen gleichzutun. Aber ein Kind ist kein Zwerg, kein Mensch von geringeren Ausmaßen, sondern etwas ganz *anderes*. Wir müßten ihm Rohmaterial geben, auf daß es sich selbst ein Spielzeug schaffe. Und die also geschaffenen Spielzeuge müßten wir dann ausstellen. Es geschieht nicht ohne Grund, daß der Erwachsene beim Anblick eines der ausgestellten Spielzeuge den Wunsch verspürt: Ach, wenn doch mein Sohn mir das zu Weihnachten gäbe!... Denn ein Erwachsener hat dieses Spielzeug erfunden und hergestellt. Daß auch die Kinder mit leuchtenden Augen vor diesen Dingen stehen, beweist wenig. Denn Kinder wollen alles haben – und lieber richtige Eisenbahnen als kleine, die keinen Zweck erfüllen. Wir aber gaben ihnen immer nur Ersatz: ein kleines Haus für ein großes, eine stehende Uhr für eine gehende, ein Schaukelpferd statt eines lebendigen. Und so wundern wir uns nicht, wenn jetzt eine Generation von Zwölfjährigen heranwächst, die von den Dächern ihrer väterlichen Häuser in selbstkonstruierte Aeroplane einsteigen, statt den abreisenden Vater bewundernd an den Zug zu begleiten. Unseren kleinen Ingenieuren bereiten wir keine Freude, wenn wir ihnen ein Flugzeug kaufen, das sich bis zur Hängelampe erhebt. Sie lachen uns aus.
Sollen wir ihnen eine Puppe kaufen? Ein Buch von Wilhelm Busch? Wo in aller Welt gibt es noch einen Jungen, der die Späße von Max und Moritz verstünde, versuchte, miterlebte? Gestehen wir uns nur: Wir wollen selbst ein bißchen spielen. Schreiben wir einen Brief an den lieben Weihnachtsmann, teilen wir ihm unsere Wünsche mit, und unsere Söhne werden sie erfüllen...

In der Frankfurter Ausstellung können wir wählen: chinesische Geduldspiele; eine Kindermumie mit geflochtener Puppe als Grabbeigabe; südamerikanische Tonfiguren; sibirische Holztiere; einen geflochtenen Hahn vom malaysischen Archipel; westafrikanische Kindergewehre; ein Würfelspiel aus Biberzähnen; – und weil wir wahrscheinlich derlei exotische Dinge nicht erhalten werden, vielleicht den europäischen Zoologischen Garten elektrisch betrieben, mit unaufhörlich nickenden Giraffen, einer stummen, aber Bewegungen ausübenden Affenkapelle, einem Elefanten, der den Rüssel auf und ab schwanken läßt wie einen Brunnenschwengel, mit sämtlichen Tieren aus Stoff, Holz und toten Materialien.
Aus *Privatbesitz* stammen die alten Spielzeuge: die Krippen, die kleinen Palästchen, die Puppenspiele, durch die Macht der Jahrzehnte geweiht und fremd diesem Jahrhundert, heilig, wie sie schon eine Verbindung mit dem Jenseits sind, von dem Duft erfüllt, den alte Truhen ausströmen, rührende Dinge – aber vergangene, vergangene! Sie sind schon Kulturgeschichte. Sie sind keine Spielzeuge mehr.
Es gilt, eine neue Art von Spielzeug zu erfinden. Nicht für uns, sondern für unsere Kinder, die technisch erfahrener sind und die Geheimnisse des Lebens nicht nur kennen, sondern sogar selbst konstruieren. Und so gelänge vielleicht die Wiederbelebung alter Geister in neuer Form: ein neues Heimatrecht der Phantasie. Die Throne, auf denen die Götter saßen, sind zertrümmert. Aber müssen Götter auf Thronen sitzen? Sie finden auch auf Propellern Platz; allerdings auf richtigen...

Frankfurter Zeitung, 23. 11. 1925

THEATER-BERICHT

Der Besucher auf dem Eckplatz in der dritten Balkonreihe spielt den ersten Liebhaber seiner Begleiterin mit einer leidenschaftlichen Echtheit, die im Parkett sehr selten ist und nur noch in Logen vorkommen soll. Seine linke Hand liegt auf ihrem Rücken, und die starken Finger wandern, wie Ehrenposten auf einem schmalen Brett, die Linie des Rückgrates von der Taille hinauf, hinunter und wieder zurück. Indessen wartet seine rechte Hand in ihrem Schoß, neben einer kleinen Schachtel Pralinés, deren Seidenhülle manchmal knistert.

Das Mädchen ist so schön und so begabt, daß sie niemals zur Bühne gehen könnte, sondern im Zuschauerraum bleiben muß. Sie ruht im schmalen Sitz, den sie keinesfalls ausfüllt, mit der etwas unsicheren Lässigkeit einer sitzenden Katze, die ihre Pfötchen geben soll und die bald wieder mit allen vieren auf die sichere Erde heimkehren möchte. Die zarten entblößten und offenbar sehr kühlen Arme des Mädchens liegen, der Krümmung der Lehne angepaßt, sanft gebogen; und die Hände spielen miteinander in der Luft und küssen sich wie junge weiße Vögel. Manchmal flattert eine Hand zum kleinen Kopf und streicht in tiefem Schwebeflug über das braune Haar, das der schmalen schwarzen Grenzbogen der Brauen nicht achtet und das Auge überströmt. Dieses aber will die Vorgänge auf der Bühne spiegeln und die Lichter im Saale in der Pause und ein eigenes, inneres, noch festlicheres Licht: denn in der Seele des Mädchens sind alle Kerzen entzündet.
Der junge Mann liebt sie, er hat sie ins Theater gebracht, er wird sie heute auch nach Hause führen, und alle ihre Tage hat sie ihm versprochen wie Tänze. Jedesmal kommt er und nimmt sie in die Arme. Mit ihm zusammen sieht sie das Leben und was dem Leben zum Verwechseln ähnlich ist und die verfügbaren Schönheiten der Welt, wie dieses Theater zum Beispiel.
Es ist Premiere, und man gibt das Stück eines lebenden, aber infolge der Aufregung halb lebendigen Autors, der einen sehr interessanten Stoff erfunden und in vier Akte geschüttet hat, innerhalb deren sich die Geschichte zuträgt, zwischen drei offenen Wänden. Die Theaterkritiker sitzen vorn, auf den geweihten Plätzen, die ihrer Kaste vorbehalten sind, und folgen aufmerksam den Vorgängen auf der Bühne, als wäre dort das Leben. Denn sie wissen nicht, daß es sich hinter ihrem Rükken abspielt. Sie nehmen das Rohmaterial nicht zur Kenntnis, nur das zum Trauerspiel degradierte und besprechenswerte Leben. Sie sind naiv wie jenes junge, schöne Mädchen, das in der dritten Balkonreihe seine stumme Szene spielt – aber sie sind nicht so anmutig...
Manchmal legt das Mädchen ein Bein übers andere; und wenn für einen Augenblick das leuchtende, von glatter Seide umschimmerte Knie sichtbar wird – gleich sind beide Hände, Wächter nicht der Sitte, sondern des Fleisches, da und spannen den Vorhang aus Kleid über das Wunder Gottes. Der junge Mann hätte es selbst gern getan. Seine Hand wartet regungslos im Schoß, schläfrig, lauernd, wachsam wie ein Hund der Herrin.

Rings um das junge Paar sitzen die alten Herren in der traurigen Blüte ihrer besten Jahre und Frauen mit chronischen Jugendmasken, denen die Zeit nichts anhaben kann. Sie kauern, flüstern, gähnen und klatschen.
Nur das Mädchen und der junge Mann tun nichts. Die Hände des Mädchens müssen miteinander spielen, und sie sind auch keine Klatschinstrumente. Der junge Mann hat die seinen glücklich und, gleichsam fürs Leben versorgt, bestens untergebracht. Beide sind keine »handelnden Personen«. Sie kommen fürs Theater nicht in Betracht. Man kam nicht hierher, sie zu sehen.
Und so hätte beinahe niemand über sie geschrieben...

Frankfurter Zeitung, 29. 11. 1925

»ZWISCHEN SPREE UND PANKE« VON HEINRICH ZILLE

Neue Folge der Berliner Geschichten und Bilder; mit 170 Bildern. Verlag: Carl Reißner, Dresden

Ein neues Buch von Zille kann nicht anders heißen als »Zwischen Spree und Panke«. Alle seine Bücher könnten so heißen. So heißt sein ganzes Leben. Er hat es zwischen diesen zwei beinahe stehenden Gewässern, die nur dank einer Fürsprache bei der Staatsgeographie Flüsse heißen, zeichnend zugebracht. Er hat das Leben der Menschen zwischen Spree und Panke, ihr armes, häßliches, reiches, schönes Leben eingefangen, wie die Plebs geadelt, indem er sie in Kunst verwandelte; indem er das Häßliche zur Schönheit des Selbstverständlichen erhob; das Dumpfe durch eine Imprägnierung mit Liebe in etwas Hehres, Leichtes und Schwebendes umgestaltete. Durch Witz heiligte er die Schweinerei. Durch Humor erlöste er den schlechten Trieb. Er führte den Zuschauer hinab und zog das Thema der Darstellung so hoch hinauf, daß jener, der gekommen war, hinunterzusehn, erstaunt war, den Blick emporwenden zu müssen. Er fand die Romantik des Kanals und die lyrischen Möglichkeiten stehender Sümpfe. Er allein hörte zuerst die Poesie im Rauschen des Spülwassers. Er allein roch zuerst den Duft einer Berliner Asphaltblüte. Es ist ein Irrtum, zu glauben, Zille habe

die ewig lebendige Metapher des Berliner Proletariats nur gesellschaftsfähig gemacht. Er hat mehr getan: nämlich die Gesellschaft außer acht gelassen und durch Nichtbeachtung degradiert. Dafür hat er die Polizeiwidrigkeit des Gaunerjargons, des ausgesprochenen und gelebten, zur gesetzmäßigen Gültigkeit erhoben.
Jetzt sitzt er im Westen Berlins, aber dort, wo es beinahe nördlich wird. Literaten machen mit ihm Interviews und beschreiben ihn. Hinter der Bescheidenheit ihnen gegenüber lauert seine Geringschätzung.

Frankfurter Zeitung, 6. 12. 1925

EINBRUCH DER JOURNALISTEN IN DIE NACHWELT

Wenn deutsche Journalisten Bücher schreiben, bedürfen sie beinahe einer Entschuldigung. Wie kamen sie dazu? Wollen die Eintagsfliegen in den Rang höherer Insekten aufsteigen? Wollen sie, die dem Tag angehören, in die Ewigkeit eingehen? Professoren und Kritiker säumen den Weg, der in die Nachwelt führt. Dichter, die gleichsam schon von Geburt eingebunden waren, wollen manchmal eine genaue Grenze zwischen Journalistik und Literatur ziehen und im Reich der Ewigkeiten, den *Numerus clausus* für »*Tagesschriftsteller*« einführen.
Fremdwörter sind sehr selten glücklich und gültig verdeutscht worden. Sie bekamen meist einen präzisen, aber schiefen Sinn (einen undeutschen), wie zum Beispiel das Wort: Tagesschriftsteller. Ein Journalist aber kann, er soll ein Jahrhundertschriftsteller sein. Die echte Aktualität ist keineswegs auf 24 Stunden beschränkt. Sie ist zeit- und nicht tagesgemäß.
Diese Aktualität ist eine Tugend, die nicht einmal einem Dichter schaden könnte, der niemals für die Zeitung schreibt. Ich wüßte nicht, weshalb ein ausgeprägter Sinn für die Atmosphäre der Gegenwart die Unsterblichkeit hindern soll. Ich wüßte nicht, weshalb Menschenkenntnis, Lebensklugheit, Orientierungsvermögen, die Gabe zu fesseln und andere solcher Schwächen, die man dem Journalisten vorwirft, die Genialität beeinträchtigen können. Das echte Genie erfreut sich sogar dieser Fehler. Das Genie ist nicht weltabgewandt, sondern ihr ganz zugewandt. Es ist nicht zeitfremd, sondern zeitnahe. Es erobert das Jahr-

tausend, weil es so ausgezeichnet das Jahrzehnt beherrscht. Das Unglück, mißverstanden und verkannt zu werden, ist nicht das Kennzeichen, sondern ein Unfall des Genies. Es teilt diesen Schmerz sogar mit durchschnittlich begabten Journalisten. Auch gute Handwerker werden zuweilen verkannt.

Ich hege deshalb – und obwohl ich selbst Journalist bin – kein Mißtrauen gegen die Bücher der Autoren, die für Zeitungen schreiben. Es ist schon so manche Dichtung durch die Rotationsmaschinen einer Zeitung gelaufen, und ewige Wahrheiten haben den Wert des Papiers erhöht, dessen Schicksal es ist, in verschwiegenen Gegenden zu enden.

Das Zeitungspapier hat *Alfred Polgar* und *Egon Erwin Kisch* viel mehr zu verdanken, als Honorare abzahlen können. Was Polgar, dem eigenen Trieb gehorchend, »an den Rand« der Zeit geschrieben hat, war, auf Befehl der Not, unter dem Strich der Zeitung gedruckt. Das Tempo einer »Hetzjagd durch die Zeit«, die Kisch ausführt, bestimmt nicht die Flüchtigkeit seiner Beobachtung und nicht die kurze Dauer seiner Feststellungen. Sie können ewiger sein als die Langeweile der sogenannten »Beschaulichkeit«...

Kisch gibt in seiner »Hetzjagd durch die Zeit« (bei Erich Reiß, Berlin) nicht etwa nur eine Fortsetzung seines »Rasenden Reporters«, wie es scheinen könnte. Der Titel ist journalistisch, seiner Bestimmung nach gehörte er über einen Zeitungsaufsatz. Aber die Aufsätze, die er zusammenfaßte, die Reportagen, Novellen, Tagebuchblätter sind Stoffe für sechsundzwanzig Romane – die nicht etwa eine Behandlung durch den Romanautor erwarten. Sie haben ihr Schicksal bereits gefunden. Die Reportage braucht nicht erst in den Rang einer »Kunstgattung erhoben« zu werden. Sie hat die künstlerische Form, ihre eigene – eben weil sie »nur Tatsachen« berichtet. Was Kisch mitteilt, ist Wirklichkeit von sensationellem Rang. Wieviel »Kunst« gehört dazu, eine nackte Realität zu einer künstlerischen Wahrheit zu machen? In einer Novelle (»Der tote Hund und der lebende Jude«) zeigt der Verfasser sein rein poetisches *Können*, das Handwerk des Dichtens. Im übrigen benutzte er es, um tatsächlichen Erlebnissen formal Gültigkeit zu verleihen. Über Kisch hat Polgar einmal geschrieben:

> Heute noch auf stolzen Rossen,
> morgen: Garamond fett durchschossen...

Die Schnelligkeit ist eine Tugend des guten Journalisten. Die Langsamkeit aber noch lange kein Beweis für die Echtheit des Dichters, wenn er das Tempo verachtet und dafür vom Tempo verachtet wird.
Alfred *Polgars* Buch heißt »An den Rand geschrieben« (bei Rowohlt, Berlin). Der bescheidene Titel ziert den ironischen Autor und wird den Käufer ehren. Große Wahrheiten werden an den Rand geschrieben.
Polgar schreibt kleine Geschichten ohne Fabel und Betrachtungen ohne Resümee. Er bedarf keines eigentlichen »Inhalts«, weil jedes seiner meisterlich gemundhabten Worte voller Inhalt ist. Kein Anlaß ist ihm zu gering. Gerade an den geringen Anlässen zeigt er seine Meisterschaft. Er poliert das Alltägliche so lange, bis es ungewöhnlich wird. Was soll er noch mit dem Ungewöhnlichen? Es ist ihm nicht gewachsen. Was soll er mit spannenden »Ereignissen«? Jeder seiner Sätze enthält sensationelle Sprachereignisse. Seine Form ist so subtil, daß sich kein grober Stoff, keine handgreifliche Handlung in sie trauen. Die Sensationen gehen behutsam mit dem Dichter um und meiden seine Nähe. Sie fürchten ihn. Er könnte sie verspotten und – wehe ihnen! – sie wären keine Sensationen mehr! Seine Form besticht die Wahrheit. Wenn er eine schwere Tragik in einem Witz münden läßt, merkt man nicht einmal, daß dieser willkürlich war und jene schwer. Wenn er über etwas schreibt, hat er doch das »Etwas« geschrieben. Nirgends gibt es noch einen Beobachter (deutscher Sprache), der so einem Gestalter gliche, der so hundert Gestalter überträfe. –

Frankfurter Zeitung, 19. 12. 1925

UNSERE SETZEREI

In den Setzkästen liegen alle Buchstaben aller Schriftgattungen, in Fächer geordnet, den sehenden Fingern der Setzer sofort erreichbar. Das ganze Sprachgut des Volkes ist in Blei gegossen, die Vokale und Konsonanten warten in den Maschinen sprungbereit ihrer Erfüllung: der Geburt der Worte und der Sätze.
Ein dünner Bleistaub ist immer in der Luft, der Kohlenstoff der atmenden Buchstaben. Denn sie atmen, die Buchstaben, und sind leben-

diger als die geschriebenen Bücher und gedruckten Zeitungen, so wie die Steine lebendiger sind als die Häuser, die ja aus Steinen bestehen. Das Material ist Blei; aber seines spezifischen Gewichts lediges und mit geistigem Federgewicht begabtes Blei. Alle Buchstaben sind wie kleine schwarze und silbergraue Vögel.
Der Druck eines Fingers auf die Taste der Klaviatur der Setzmaschine rührt an ihre zauberhafte Seele. Sofort lösen sich im Magazin Matrizen und lassen sich in den Sammler gleiten wie spielende Kinder einen Abhang hinunter. Jetzt fallen sie in den Sammelelevator, jetzt sind hundert Buchstaben nebeneinander, jetzt sind sie ein Satz, ein Absatz und ein Aufsatz, und der Setzer hebt den Satz mit dem Manuskript aus, das die Urform des Artikels war. In der göttlichen Setzerei des Himmels werden so die Urformen der Menschen in Fleisch und Blut und Muskeln umgesetzt und dem Storch übergeben, damit er sie hinuntertrage zum irdischen Licht, zum Stein und leider auch zum Druck.
Unaufhörlich geht der endlose Sammelriemen. So lautet sein technischer Name, das ist kein *ephitheton ornans*. So eindringlich war das romantische Wesen dieses Riemens, daß die sachliche Technik nicht umhinkonnte, bei der literarischen Sprache ein Adjektiv zu entlehnen. Auf eine ähnliche Weise entstand der Name des »Fiebersterns«, jenes rastlosen, kleinen Rädchens, zwischen dessen Felgen die Buchstaben ein Stückchen ihrer weiten Reise zurücklegen. Beim Setzer begegnen sich Literatur und Technik. Er bildet die besten Metaphern. Er nennt eine Störung in der Maschine: Spritzer; ein ausgelassenes Wort: Leiche; ein überflüssig wiederholtes: Hochzeit; und die letzte Zeile eines Absatzes, die einsam als erste in die kahle, boshafte Welt einer neuen Spalte hinausgestoßen wird: Hurenkind...
Ich liebe die »Spatienkeile«, die »Schlußstriche«, die »Divise« und den »Durchschuß«. Das sind die kleinen und wichtigen Ornamente der gedruckten Sprache, die Schönheiten der Satz-Fassade. Es gibt Striche, die aussehen wie gradgestreckte Bogenbügel, andere wie zweiseitig gespitzte Pfeile und solche wie geplättete Haare. Es gibt Spatien wie aus einem Baukasten für Kinder. Ich spiele damit.
Aber mehr noch als die Schlußstriche liebe ich die *Setzer*. Sie tragen blaue Schürzen, das Abzeichen der Arbeit, aber über den Aberglauben vom Ernst und vom Segen der Arbeit sind sie schon hinaus. Sie kennen nämlich die Ironie der Arbeit. Da sind endlich Menschen, die vor dem gedruckten Wort keinen Respekt haben. Sie kennen den Wert des

jungfräulichen Papiers und den Unwert des durch Worte geschändeten. Sie allein können die Sätze von rechts nach links lesen, sie kennen den eigentlichen, den Ur-Sinn des Gedruckten und wissen, daß eigentlich alles verkehrt ist, die Grundsätze, die Wetterprognosen und die Leitartikel. Erst durch die Auflegung eines Papiers bekommt die ursprüngliche Verkehrtheit den Schein eines vernünftigen Sinns.
Ja, ich liebe deswegen die Setzer und der Literatur wegen, die sie so unbekümmert ablegen, der Zeilen wegen, die sie wegwerfen. Sie gingen nicht mehr in die Spalten, die Zeilen, jetzt liegen sie am Boden. Ach! Wenn der Autor sie hier sähe! Wenn er dabeistünde, wie der Metteur die Stimmungsbilder, gezeugt in langen Nächten an gramvoll zerfurchten Schreibtischen und durch ein Versehen des Redakteurs dem Papierkorb entgangen, in den Bleikasten und auf den Fußboden mit jenem schönen Schwung schleudert, den nur eine praktisch, aber nicht ästhetisch wertende Verachtung hervorbringt! Es klirrt, wenn die fliegenden Zeilen aneinanderschlagen, obwohl der Inhalt keineswegs gehärteter Stahl war. Es war immer schon Blei gewesen. Wäre dieser Klang dem Autor ein Trost?
Nein, so was tröstet ihn nicht. Viel mannigfaltige Schriften liegen in den Schubläden und wären bereit, den schwachen Gedanken einen schönen Halt zu geben, ein Kleid, eine Form, einen Ausdruck. Alle Schubläden sind mit Namen versehen, wie die Fächer für Gewürz, für Pfeffer, Zimt und Paprika in einer Küche. Woher kommen die Namen Nonpareille, Colonel, Petit, Borgis, Garamond, Cicero, Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel; Kursiv, Säkulum, Schmale Romanisch, Kaleidoskop? Es sind Namen für die Phantasie. Es könnten Namen von Spielzeugen sein oder von Kobolden. Was machen sie in der Nacht, wenn niemand da ist, wenn unter in der Druckerei die Maschinen das Gesetzte schon rücksichtslos und unaufhaltsam auf hunderttausend Bogen prägen, die Kaleidoskop, Dido und Säkulum? Sie hüpften aus den Schubläden, die Alphabete, und die ewigste Rangordnung, die der Buchstaben, ist zerstört, von A bis Z.
Das geschieht in später Nacht, wenn die Setzer ihre blauen Schürzen abgelegt und ihr Zivil angezogen haben und die Setzmaschinen nicht mehr singen. Am Tag aber ist ihr Gesang so schön wie betäubend. Und dennoch hört ein andächtiger Lauscher noch das leise Klingen der Matrizen durch das Rasseln der Räder und das Geschnurr der Riemen. Mit leisem Schlag fallen die gegossenen Zeilen zueinander. Diese Ma-

schine hat nichts von der Brutalität ihrer Schwestern in der Druckerei und in den Fabriken. Es ist eine kultivierte Maschine, sie klappert nicht, sie rasselt, sie klingt wie ein großer Schleifapparat, sie hat vorn an der Klaviatur ein kleines, liebes, ewiges Lämpchen für die tote Seele der zerschnittenen Manuskripte, und der Setzer spielt auf ihr wie ein Organist.

Deshalb und weil der Tag sehr stolz und vornehm durch viele hohe Glasfenster eindringt, ist es manchmal in der Setzerei wie in einer Kirche, in der niemand angebetet wird, nicht einmal der Leser. An allen Tischen stehen ehrfürchtig gebeugte Männer, aber sie beten nicht, sie setzen. Manchmal aber fangen sie an, aneinander vorbeizuhasten, große, heilige Platten in Händen wie flache Weihbecken. Dann entsteht der Lärm, der sich aus Rufen, dem dumpfen Heulen des Kalanders und dem Aufschlagen von »Klopfholz« auf »Kolummen« zusammensetzt. In seinem Rhythmus, der keineswegs profaniert, setzen die Setzer. Sie setzen und umbrechen, sie frisieren die Aufsätze und machen sie schön und geben dem Langweiligen ein bißchen von der Pikanterie des Amüsanten und verleihen dem Flüchtigen den Schein der Ewigkeit.

Sogenannte goldene Worte adeln sie durch klappernde Verwandlung in Blei...

Frankfurter Zeitung, 25. 12. 1925

DAS AUFGEDECKTE GRAB

In der Wochenschau der Kinotheater kann man den russischen Zaren sehen, die kaiserliche Familie auf einem ihrer letzten Ausgänge in Petersburg, die Zarin, den kleinen Thronfolger, das ganze Hofgesinde, die erstarrte Front der Ehrenkompanien. Diesem Bild folgt die Aufnahme der roten Truppenparadeschau, die Trotzki in Moskau vorgenommen hat. Aus beiden gefilmten Ausschnitten der Weltgeschichte lernt das Publikum den Wandel der Zeiten kennen.

Man hätte es umgekehrt machen müssen: zuerst das Bild von den roten Millionen zeigen, die einer ohne Generalstabsschule und mit der Vorbildung eines Literaten befehligt, und dann erst, dann erst den letzten

russischen Zaren mit seiner Familie. Nach diesem Zarenbild müßte die Leinwand weiß bleiben, weiß und klar wie ein Leinentuch, und ein erstarrtes Schweigen müßte auf ihr liegen, dem gegenüber die Stille einer sibirischen Schneewüste laut und lärmend wäre. Denn nicht einmal eine unwissende und gefühllose Filmleinwand kann ohne jede Rückwirkung die Bilder dieser zehn mal zehn Toten und Aber-Toten getragen haben; diese Momentauferstehung von Gespenstern, die tot waren, als sie noch frisch und fröhlich kinematographiert wurden, und die man nicht ermordete, als man sie mordete; man hatte kein Leben in ihnen ausgelöscht, sondern eine Unwirklichkeit, deren Hauch einem Leben täuschend ähnlich ist. Der letzte Zar hat regiert, verbannt, gehängt, er hat sengen lassen, plündern und töten. Ja, er wurde sogar für den Film gekurbelt. Aber gelebt hat er nicht, wie eben der Film beweist. Auch von Gräbern geht ein Atem aus. Der wehte so täuschend durch die Körper der Zarenfamilie, daß man glaubte, sie lebten alle, der Fürst, die Fürstin, die erstarrte Garde und der kleine Thronfolger.

Zuerst schreitet der Zar. Er trägt einen reich bestickten und verschnürten Rock, eine Art Husarenuniform, sein Gesicht steckt auf einem Spitzbart wie mittels einer durch das Kinn durchgebohrten Schraube. Seine schweren Augenlider sind wie herabgelassene Jalousien aus hölzerner Haut. Der glasige Blick ist wahrscheinlich gegen die Linse gerichtet. Es ist wie ein Starren gegen die Mündung eines Gewehrlaufs, der erst ein paar Jahre später funktionieren sollte. Der Zar geht ziemlich schnell, mit den Bewegungen eines Wesens, das sich aus Puppenmaterie und Gespensterschatten zusammensetzt. Er verschwindet halb rechts, dort, wo die weiße Leinwand in schwarzen Abgrund getaucht ist. Und es ist in keinem Augenblick das Bewußtsein wach, daß hinten im Apparat ein Filmstreifen zu Ende gelaufen ist. Sondern es ist wie eine Ungeisterbeschwörung bei einer spiritistischen Séance.

Die Zarin und alle Damen des Hofs tragen die Kleider der Vorkriegsmode, die großen Hüte mit den breiten Krempen, die vorn hinunter- und rückwärts aufgebogen, die auf hohe Frisuren mit Spießen befestigt sind, damit sie nicht schaukeln. Die Hüte sitzen schief und beschatten das eine Profil, um das andere ganz schutzlos preiszugeben, sie sehn so kühn aus und haben die falsche Verwegenheit der Räuberhüte auf Maskenbällen und eine vergebliche Koketterie wie ein Moderduft, der verlocken möchte. Die Kleider sind lang und oben hoch geschlossen, Fischbeinstäbchen umgittern den Hals wie ein zu enger Gartenzaun,

und die Busen, züchtig, aber betont, wölben sich unter sehr viel undurchdringlichem Stoff. Die Haare sind schmerzlich über den Ohren hochgezogen.
Diese Damen sind noch älter, noch verstorbener als die Husarenuniformen. In der schnellen Bewegung des Zuges bilden die Damen das Wallende, und obwohl sie alle weiß gekleidet sind, sehen sie aus wie Trauerschleier mit weiblichen Formen.
Das alles dauert kaum drei Minuten. Es ist nichts als einer jener zahlreichen furchtbaren Augenblicke der Weltgeschichte, in denen Festlichkeiten der gekrönten Häupter stattfinden. Diesen einen hat der Filmapparat festgehalten und der Nachwelt überliefert. Der Filmstreifen ist etwas abgenutzt, die Bilder flimmern, aber man weiß nicht, ob es die Löcher sind, die der Zahn der Zeit verschuldet hat, oder die Moleküle des natürlichen Staubs, der die scheinbar lebendigen Objekte umgeben hat wie eine Wolke. Es ist die furchtbarste Unwirklichkeit, die jemals der Film erfunden hat; ein historischer Totenreigen, ein aufgerissenes Grab, das einmal wie ein Thron ausgesehen hat...

Frankfurter Zeitung, 31. 12. 1925

1926



SILVESTER DER »MONDÄNEN«

Die große Kleinstadt, am 1. Januar.

Wenn das Jahr anbricht, will die große Kleinstadt noch größer sein, als sie nicht ist. Sie hat zwar sympathische Bürger, die um zwölf Uhr nachts dem heiligen Klang der Punschgläser ergriffen lauschen. Aber den öffentlichen, den repräsentativen Silvester feiern die andern im großen Hotel, die andern, die das Amerika der schlechten Filme und das Berlin der Geschäftsreisen mit den Tagegeldern eingesogen haben.

Im Vestibül schwebt noch ein kosmopolitischer Duft von Lederkoffern. Bis in den Ballsaal dringt er nicht. Alle Herren haben das Abendkleid der großen Welt, den Smoking, angezogen. Sie bewegen sich wie gefilmt. Der göttliche Operateur hat sie gekurbelt. Unbekannten Frauen schenken sie vertraute innige Blicke aus sieggewohntem Aug'. Alles Weibliche ist ihnen verfallen. In den Klubsessel werfen sie sich so bequem, daß sie angestrengt sitzen müssen. Jetzt ist ihnen, als wären sie große Weitgereiste, in allen Sätteln gerecht. Alle Häfen haben sie in die Westentasche gesteckt, in der sie die Finger halten, um sich drin auszukennen.

Die Frauen erwarten die Mitternacht. Jetzt, wie niemals, ist dem Wunder Gelegenheit gegeben zu kommen. Eigens zum Silvester haben sich die Abenteurer in dieses große Hotel der immer mittelgrößer werdenden Stadt aufgemacht. Würden die Lichter ausgelöscht, man fühlte sich plötzlich von fremden, sehnigen, modernen Sport treibenden Armen umfangen. Aber nichts wird ausgelöscht. Und ein verkleideter Schornsteinfeger erscheint und ein Mann mit einem Schwein. Beide sind Symbole...

Wie trefflich kann das Leben einen Silvesterabend einem Romancier des Kreisstadt-Anzeigers nachmachen! Der Eintritt kostet mehr als in einem Weltstadt-Hotel. Bei solchen Preisen zweifelt niemand mehr am kosmopolitischen Charakter des Vergnügens. Man tanzt so amerikanisch, daß New York bei Elberfeld liegt. Man zahlt so viel, daß London sich in der Vorstellung wie ein lächerlich billiges Nest ausnimmt. Und was da jetzt daherkommt, ist nicht, wie es bei armen Leuten geschieht, ein einfaches neues Jahr, sondern unbedingt ein mondänes.

Frankfurter Zeitung, 2. 1. 1926

»AN STRASSENECKEN«

Erzählungen von Francis Carco. Deutsch von Fred A. Angermayer. Berlin. Verlag: Die Schmiede

Francis *Carco* ist in diesen Erzählungen der Dichter des Pariser Morgengrauens, jener Stunde, in der die ersten Geräusche des Tags die letzten Schatten der Nacht, wie es in Paris und nur dort ist, akustisch machen, aus dem Bann der Schweigsamkeit erlösen. Wer diese Stunde der Stadt Paris zu besingen unternimmt, wird reichlich belohnt. Das Thema unterstützt die Weise und die große künstlerische Vollendung, die bereits im Rohstoff vorhanden ist, überträgt sich in das gestaltete Werk. In den vorliegenden Erzählungen Carcos treten die nächtlichen, aus der französischen Literatur schon bekannten Gestalten der Dämmerstunden auf: Strichmädchen und -jungen, Literaten, Zuhälter, Menschen, die man »Verlorene« genannt hat, als noch die bürgerliche Gesellschaft gesichert war. Heute hat die Schilderung dieser »Verlorenen« eine große Gefahr: Der Dichter weiß nicht, von welchem Blickpunkt aus er sie fassen soll. Früher einmal durfte er auf dem gesicherten Fundament des »sozialen Mitleids« stehn; später auf dem des »sozialen Gefühls«. Heute gibt es nur noch ein Fundament: die soziale Unbarmherzigkeit. Zu ihr ist auch Carco noch nicht entschlossen. Auch er tritt aus der Reihe der Seßhaften, und auch er »mischt sich unter das fremde Gelichter«. Er ist nicht in der oben bezeichneten Stunde zu Hause. Er sollte eigentlich im Bett liegen. Da er aber doch schon seine Ausflüge unternimmt, so seien wir froh, daß er es ist: ein junger Franzose, der noch Zeit und schon das Talent hat, zur Entschiedenheit zu kommen. Ein guter Horcher; ein Mitfühler; ein Herz; eine französische Ironie; ein Mann ohne Sentimentalität. Ein Junger aus unserer Welt. Er erzählt ohne Umwege, sachlich, ohne »Stellungnahme«; das, was ist, erblüht ungefärbt unter seiner Hand.

Frankfurter Zeitung, 10. 1. 1926

EINER LIEST ZEITUNG

Das Angesicht des Zeitungslesers hat einen ernsten Ausdruck, der sich bald bis zum Düsteren verstärkt, bald sich in lächelnder Heiterkeit aufzulösen gedenkt. Während seine scharfen ovalen Brillengläser, die in der Mitte stärker geschliffene runde verdickte Pupillen haben, langsam und wie forschend über die Zeilen kriechen, huschen die verträumten Finger des Zeitunglesers über den marmornen Sandstein des Kaffeehaustisches und vollführen hier ein lautloses, ein stummes Klavierspiel, das wie eine Art zu trauern aussieht und so, als wollten die Fingerspitzen verstreute unsichtbare Krümel aufsuchen und hurtig an sich nehmen.

Der Zeitungsleser hat einen schön gestutzten, langen viereckigen braunen Bart, der das Feuilleton verdeckt, wenn die politischen Nachrichten gelesen werden. Unter dem Bart schimmert eine violette Krawatte, breit, in schwerer, leider nur halb zu erahnender Pracht, deren Knoten ich nicht sehen kann, wenn es dem Zeitungsleser etwa nicht einfällt, den Adamsapfel zu streicheln.

Was der Zeitungsleser grade liest, kann ich sehn: Es sind sensationelle Nachrichten aus Budapest. Sie stehen unter einer fetten Überschrift. Sie sind in einer lockeren, einladenden, geradezu lüsternen Art zusammengestellt, in vielen Absätzen, von denen jeder noch einen verführerischen kleinen Extratitel führt. Alle Nachrichten verraten sich selbst, noch ehe man sie vernimmt; und sie verraten mehr, als sie bieten können.

Man kann ihnen auch nur Sensationelles nachsagen. Sie erzählen von Banknotenfälschern und erzählen nicht alles. Sie sind peinlich genau und halten doch noch mit einigen Nachrichten zurück. Sie beschreiben die Persönlichkeit eines Fälschers, aber sie wissen nicht seinen Namen. Sie sprechen von »hochgestellten Männern«, aber wie hoch und wo sie gestellt sind, liest man nicht. Aber gerade das Nicht-erfahrene ist aufregend. Die Lücken in den Nachrichten sind am interessantesten.

Was geht nun im Zeitungsleser vor? Wie reagiert er auf das Nichtvernommene? Freut er sich über die Fälschungen, ärgern sie ihn, oder ist er selbst aus Budapest? Gewiß gehört er zu der großen Schar der sittlich Empfindenden, die jede fremde Fälschung in entlehnten Harnisch bringt. Alle Lunten, die in ihm langsam schwelten, erreichen den

Punkt, an dem sie eine Explosion hervorrufen. Keine sichtbare! Keine nach außen wirkende! Bewahre! Sondern eine gleichsam in sich selbst verkapselte, eine *Im*plosion ...

Auf jeden Fall ist zu sehen, daß die Nachrichten an die verborgen Saiten seiner Seele rühren, während er glaubt, er selbst rühre an die Nachrichten. Wenn er nicht die Brille trüge, es hätte beinahe den Anschein, als würde er selbst von der Zeitung gelesen. Er glaubt vielleicht, seine Phantasie triebe ein freies Spiel mit dem Halberfahrenen und schmücke es aus. Aber die Sonderberichte treiben ein ungehemmtes Spiel mit seiner Phantasie. Einem flach schürfenden Leitartikel gar ist er vollkommen verfallen. Hier strahlt alles so von praktischer Vernunft, daß es dem Leser einleuchtet.

Jetzt steht er auf, der Leser, geklärt, gewachsen, reifer geworden und an Erfahrungen bereichert. Er glättet mit der Linken die eventuell im Bart entstandenen Falten und wechselt seine Brille. Einen Augenblick lang hat er schüchterne kleine mausgraue Augen. Dann klappt er den schwarzen Sarg einer andern, einer weltlichen Brille auf und streift die gläsernen Panzer für die Straße über seine Augen ...

Das Feuilleton blieb ihm verdeckt. Er überläßt es unmännlichen Naturen.

Wenn er aber doch einmal dieses aus Langeweile und in der Verschwiegenheit lesen sollte, so würde es ihm auch nicht gefallen. Denn ich schreibe keineswegs nach seinem Geschmack ...

Frankfurter Zeitung, 11. 1. 1926

DÖBLIN IM OSTEN

Alfred *Döblins* »Reise in Polen« (erschien bei S. *Fischer*, Berlin) trägt das Motto:

»Denn eine Grenze hat Tyrannenmacht«:
allen Staaten gesagt
und dem Staat überhaupt.

Wer von einer einzigen Fahrt zu den Juden und Christen des Ostens eine so vortreffliche Gesinnung mit einer so treffenden jü-

dischen Wendung mitbringt, beweist, daß unter vielen deutschen Dichtern *er* berechtigt ist, nach Polen zu reisen.
Aber wer mit solch einer sympathischen Freiheit begabt ist, die man in diesem Zusammenhang auch »Chuzpe« nennen kann, müßte sich mit einer sorgfältigen Vorsicht vor Pauschalschilderungen hüten und vor dem westeuropäischen Zivilisationshochmut, der im Osten vor lauter schmutzigen Hotelzimmern, Ungeziefer und fehlenden Kanälen die Menschen übersieht, die Wahrheit und das Unbekannte, das zu schildern war.
Döblin hat sich vor dem Rückfall in westliche Anschauungen nicht ganz in acht genommen. Er ist Atavismen anheimgefallen. Das Vorurteil konnte sein Urteil nicht trüben, aber sich vor das Urteil schieben. Die Schablone drängte sich vor den klugen Betrachter. Die fixierten, seit Jahrzehnten durch Berichte bis zur Unglaubwürdigkeit erhärteten Vorstellungen, die sich Franzosen, Engländer, Deutsche von Polen, Russen, Serben »und dergleichen« gebildet haben, kann selbst ein Schriftsteller von der Sehschärfe Döblins nicht in sich ertöten. Daher beschreibt Döblin »die Polinnen« also:
»... breite Stirn, nicht hoch, das ganze Gesicht voll. Die Nasenwurzel tief ansetzend, manchmal mit fast sattelförmiger Vertiefung. Die Nase flach sich abdachend nach den Wangen; sehr kräftige Nüstern; die dunklen Öffnungen aufgestülpt. Der Mund breit und fleischig. – Auf der Straße, unter dem Hut, sind sie von einer außerordentlichen Pikanterie. – Sie gleiten mit hellen und fleischfarbenen Strümpfen, eleganten Schuhen sehr graziös aus den Konditoreien, Restaurants, gehen die Kirchentreppen herunter. Gepudert, geschminkt, bemalt sind sie alle. Sie bewegen sich absichtslos auf den Trottoirs; es ist sicher, sie wissen die Pfeile des Kupido zu zielen.«
Ich lasse dahingestellt, ob Alfred Döblin im Jahre 1925 die Polen in derselben Manier beschreiben darf wie Tacitus im ersten Jahrhundert vor Chr. Geburt die Germanen. Aber es müßte Döblin selbst verdächtig sein, daß dieses von ihm gemalte Bild sehr ähnlich ist dem Porträt, das ein guter, vaterländischer Romancier aus Masurenland von den »gefährlichen Polinnen« entwirft, die mit Pfeilen des Kupido so gut Bescheid wissen. Sie tragen helle, fleischfarbene Strümpfe. Sie haben elegante Schuhe. Sie sind alle bepudert, bemalt, geschminkt. Wetten, daß die Pariserinnen auch bepudert, bemalt und geschminkt sind, helle und fleischfarbene Strümpfe tragen und von einer außerordentlichen

Pikanterie sind? Ich bin weit davon entfernt, Döblin etwa eine moralische Entrüstung über die Schminke zuzutrauen. Aber der Leser, der, ohnehin mit Vorurteilen bis an den Rand gefüllt, an die Lektüre eines Buches über Polen tritt, könnte glauben, Döblin bestätige, was er schon längst gewußt habe. Ich möchte auf keinen Fall eine Verwechslung zwischen Döblin und einem anderen Autor. Ich wünschte, daß dort, wo Döblin etwa von einem schlecht eingerichteten Hotel oder von dem Kurort Zakopane sehr witzig spricht, im Leser nicht etwa das Wohlgefühl entstünde, Döblin haue mit Herrn Meier in dieselbe Kerbe: der verlauste Osten.

Ich weiß wohl, worauf es hier ankommt: Döblin, ein ganz moderner Autor, geht souverän mit seinem Stoff um, in diesem Fall also mit einem Land. Alles, was er von sich selbst mitteilt, ist viel interessanter, als was ein gleichgültiger schreibender Wanderer »objektiv« über ein Land berichten würde.

Wenn Döblin einen erschütternden Kampf mit einer Tür ausführt, so ist es wichtiger, als wenn ein anderer die Geschichte der Konfessionen des Landes schreibt. Aber vollendet wird das Buch erst dort, wo die freie Souveränität des Autors dem Objekt nicht ungerecht zu werden braucht. Das geschieht in jenen Teilen des Buches, in denen von den Ostjuden die Rede ist.

Es ist vielleicht schwieriger, die Ostjuden zu erkennen, als sich von den Vorurteilen gegen östliche Länder zu befreien. Dem Westeuropäer ist die ostjüdische Welt noch weniger zugänglich als etwa Indien. Döblin hat mit dem Eifer geforscht, der ein Kennzeichen des Unbeschwerten ist. Als man Döblin den Vorschlag machte, auf die Straße zu gehn, um sich Pilsudski anzusehn, lehnte er ab mit der Begründung, er eigne sich nicht zum Spalierbilden, er sei von zu kleiner Figur. Kein deutscher Schriftsteller hätte den Mut gehabt, Pilsudski nicht zu sehen. Jeder wäre vor dem Pathos, das eine offizielle Persönlichkeit umgibt, gerne Spalier gestanden, jeder hätte beinahe Spalier gekniet. Döblin sucht die jüdischen, hebräischen Schulen auf, den Wunderrabbi. Auch das Pathos der hebräischen Sprache kann ihn nicht davon überzeugen, daß sie, nicht Jiddisch, die gegebene Muttersprache des jüdischen Volkes sei. Vor jedem Pathos flüchtet er. Am Ende zählt er die Bücher auf, die er gelesen hat, als »Material«: keine Wissenschaft. Infolge »Sachunkenntnis« blieb sein Urteil ungetrübt.

Döblin sah die Juden mit der großen Bestechlichkeit, welche eine Tu-

gend der Liebe ist. Sie sah er genauer als die christlichen Polen. Sie wollte er wahrscheinlich genauer sehen. Er hätte sein Buch »Reise zu den Juden« nennen müssen. Er erkannte sie besser als die westeuropäischen Zionisten, die eine reiche Welt zu einer Nation degradieren; besser als die westeuropäischen »Glaubensgenossen« französischer, deutscher, britischer »Nationalität«, die aus Mitleid mit den fernen Vettern wohltätig an ihnen werden und saubere Kragen und Aufklärung unter den »dumpfen Massen« verbreiten.

Döblin hat viele ostjüdische Wendungen mitgebracht, nicht nur die oben zitierte. Deshalb ist Atmosphäre in diesem Buch keine slawische, aber jüdische. Döblin hat eine wohltätige Frechheit. Er will keine »Verantwortung« vor den abstrakten Autoritäten tragen. Er hat keine »Grundsätze«. Er stellt das Prinzip hinter die Anschauung. Er kann höhnisch sein, und man wird ihn niemals als Lästerer empfinden. Sein Witz ist kühl. Seine persönlichen Erlebnisse werden nicht privat. Seine Übertreibungen sind grotesk und deshalb von größerer Wahrheit als »sachliche Schilderungen«. Er ist nicht »objektiv«, das heißt nicht bestrebt, allen Seiten gerecht zu werden und dem Objekt ungerecht. Er ist subjektiv, deshalb kann man sich auf ihn verlassen. Er soll seine eigenen Vorurteile haben. Denn die eigenen Vorurteile eines Ironikers entstellen nicht wie die kühle Gerechtigkeit eines Pathetischen.

Er hat eine kühne Ungerechtigkeit, einen gerechten Mut, eine schöne sprachliche Willkür, er verbirgt nichts, wenn ihm etwas einfällt, was die Langweiligen »unpassend« finden könnten. Unter allen Länder bereisenden, Völker beschreibenden, Langeweile bekanntlich Sachlichkeit nennenden, respektvoll vor überlieferten Begriffen geneigten, gleichsam ehrfürchtig im Kupee gebeugten Berichterstattern ist Döblin ein Souveräner, erquicklich Höhnender. Allen Schriftstellern gesagt...

Frankfurter Zeitung, 31. 1. 1926

HEPHATA

Stätte der Menschlichkeit

In der Anstalt *»Hephata«* (in Treysa bei Kassel) bildet man junge Männer zu Pflegern heran und weiht sie einem gütigen Leben; Schwachsinnige erzieht man zur Arbeit; kranke Kinder pflegt man gesund; unheilbare pflegt man auch; psychopathische versucht man normal zu machen; Alkoholiker bessert, Zuchthäusler versöhnt man, so gut es geht, mit der Welt; schließlich unterrichtet man auch gesunde Kinder. Man bemüht sich, die mangelhafte Ordnung der Gesellschaft zu vervollkommnen, die Grausamkeit der Natur zu mildern. Die Anstalt »Hephata« ist eines jener Asyle, in die sich Humanität und Nächstenliebe zurückgezogen haben – vermutlich, um nicht in zu nahe Berührung mit der Mehrzahl der Menschen zu geraten. Denn mehr noch als Idioten, Krüppel, Lebensunfähige aller Art bedarf in dieser Welt die Liebe eines Refugiums...

Von andern Schwachsinnigen- und Besserungsanstalten im Lande unterscheidet sich »Hephata« dadurch, daß es kein Interniertenlager sein will, sondern eine freie Gemeinschaft freiwillig hier Lebender; eine Gemeinde von Flüchtigen; kein Gefängnis für Ausgestoßene. Jeder hat ein Recht auf Arbeit und Genuß der Freiheit. Nur in manchen Zimmern, in denen sich rettungslose Kinder befinden, fehlen an der Innenseite der Türen die Klinken. Nur vor wenigen Fenstern ist dichtes Eisengeflecht gespannt. Die meisten Zöglinge aber gehen frei von Haus zu Haus, vom Essen zur Arbeit, von der Arbeit zum Spiel. Sie haben kleine Gruppen untereinander gebildet und in Zimmern vereinigt. Jede Gruppe hat ihren Namen, wie Eintracht, Friede und so weiter. Hier stört die primitive, durchsichtige Symbolik dieser Namen gar nicht. Nicht nur, weil sie von Schwachsinnigen und für sie gewählt sind. Sondern weil hier einer jener wenigen Orte ist, an denen durch Mißbrauch Hohlklang gewordene Worte wieder ihren alten, ursprünglichen, einfach-feierlichen Sinn erhalten. Die Liebe ist hier so groß, daß sie Phrasen heiligt.

Aus allen Gegenden des Landes kommen Unglückliche nach »Hephata«. Pathologische Ausreißer verfolgt man nicht. Infolgedessen kommen sie wieder. Man bestraft sie, indem man ihnen noch größere Freiheit läßt. Man verweist sie in eine kältere Einsamkeit. Kein Zaun

umgibt sie. Aber auch nicht die Wärme der anderen. Weil der Trieb zur Gesellschaft auch in Kranken stark ist, fühlen sie die Strenge einer fessellosen Einsamkeit. Lockte sie früher die Ungebundenheit, so ruft sie jetzt die Gemeinsamkeit. Wer nicht arbeiten will, dem *verbietet* man zu arbeiten. Infolgedessen erwacht in ihm der Ehrgeiz, eine Leistung zu vollbringen. – Man verwandelt harte Notwendigkeiten in verbotene Früchte, in lockende...

So korrigiert man die Verwirrung der Natur zu einer erträglichen Ordnung, die den Lauf der übrigen Welt nicht stört. Die Kranken sind nur halbe Kranke, weil sie glauben, gesund zu sein. Ein Idiot kann beinahe vernünftig werden, wenn seine Handlungen einen vernünftigen Sinn erhalten. Denn – was nennen wir vernünftig? Das Zielbewußte. In »Hephata« hat jede Arbeit ein Ziel. Wer nicht arbeiten kann, dem versucht man vorzutäuschen, daß er dennoch einen Zweck erfülle. Von allen frommen Lügen ist diese die frömmste. Wer weiß, ob es eine Lüge ist? Wissen *wir* etwa Bescheid um die Ziele, denen uns ein unverständliches Gesetz entgegentreibt?!...

Idioten und Verrückte sind wie Tote. Nur auf eine metaphysische Weise können wir uns mit ihnen verständigen. Ihr Sinn ist ja verworren, ihre Zunge lallt, ihre Bewegungen sind unsicher, richtungslos, flatternd, schwerfällig, ihre Augen haben gar keinen Ausdruck und sind wie Fenster ausgeräumter Hallen. Nur das, was jenseitig ist in uns allen, ist bei ihnen intakt. Nur durch Ahnung, Einfühlung, Ertasten, Erraten, Güte, Instinkt können wir mit ihnen verkehren. Ihr Gehirn ist zum Teil vernichtet. Aber Gehirn ist, streng unmedizinisch ausgedrückt, nur das Material der Seele, ihr Handwerkszeug. Das beweisen die Schwachsinnigen.

Es kam ein Mann nach »Hephata«, der war dreißig Jahre im Zuchthaus gesessen wegen Raubmords. Der Leiter der Anstalt brachte ihn mit seinen Kindern zusammen. Sie nannten den Raubmörder »Onkel«, grüßten ihn, gaben ihm die Hand. Seine Bitterkeit schmolz. Seine hartnäckige Stummheit sprengte sich selbst. Ein Wort entfiel ihm, nach langer Zeit. Ein Wort!

Er begann zu arbeiten. Er hackt Holz. Mechanisch, sorgfältig, fehlerlos, unermüdlich. Zu einer anderen Arbeit taugt er nicht – dreißig Jahre saß er im Zuchthaus...

Ich trat in einen Saal. In kleinen Bettchen liegen idiotische Kinder. In

ihren Augen ist weder die reine Unwissenheit, die uns an Kindern rührt, noch das ahnende, erwachende Begreifen, das sie uns nähert. In den Augen dieser Kleinen wohnte schon der erwachsene, der reife Wahnsinn. Er verdrehte die Augäpfel der Kinder, so daß die Pupille sich in einer Ecke zwischen den Lidern verbarg – und der Rest war nacktes, rundes, weißliches, nasses Glas, in seiner Kleinheit grenzenlos. Ein Kind schlug fortwährend mit den Fingern der einen Hand in den Ballen der andern. Unfehlbar, immer traf es dieselbe Stelle. Aus den Kehlen einiger drangen Geräusche, Gemurmel, Stöhnen, knappe, kleine, flatternde Schreie, Angstrufe, die keinen Atem haben. Viele von diesen Kindern werden wahrscheinlich bald sterben. Hier liegen sie wie auf einem Bahnhof, von dem sie der Tod abholen wird. Manche aber warten lange Zeit. Da war einer, der lag einundzwanzig Jahre in der Ecke, in einem Kinderbettchen. Einundzwanzig Jahre wuchs er nicht, vollführte nur ein paar primitive klopfende Bewegungen mit den Fingern, er gab dem Tod geheimnisvolle Signale, die niemand verstand. Warum ließ man ihn so lange warten? Er hatte einen bürgerlichen Namen, man führte ihn in Listen, er gehörte der Welt trotz allem an, aber er korrespondierte unaufhörlich mit dem Tod.

Ein anderer lebte hier, ein Deutschrusse, der siebenunddreißig Jahre alt wurde, ein Gärtner. Er pflegte die Gräber der Toten in »Hephata«, bat eines Tages um ein eigenes kleines Haus auf dem Friedhofe. Er wußte schon, daß er sterben würde, er wollte noch lebendig in ein Grab. Er fürchtete es, die nackte schwarze Erde. Er wurde zornig, er empörte sich gegen das Gesetz, das ihn rief. Wer weiß es? Er starb vor Erschöpfung.

In einer der Werkstätten bindet ein Mann Bürsten. Man ruft ihn. Er steht auf. Mit einem Ruck, als hätte ihn ein Draht von der Zimmerdecke emporgezogen. Man fragt ihn nach den Namen und Daten längst verwester Menschen, Hunde, längst verwehter Ereignisse. Er weiß Jahreszahlen, Monate, Wochentage, Themen aus Predigten, Psalmen, Lieder. Sein Kopf ist ein Magazin für Erinnerungsstoff. Sein Gedächtnis überwuchert seinen Verstand. Er lächelt. Aber sein Lächeln ist nicht der Ausdruck irgendeiner Stimmung, Regung oder Eigenschaft. Er lächelt nicht etwa aus Wehmut, Eitelkeit oder Verlegenheit. Sein Lächeln ist da, unabhängig von ihm, es kam von außen her, es setzte sich auf sein Gesicht.

Einer bindet Besen. Er hat an den Händen je zwei Finger. Seine Hände

sind wie primitive Gabeln. Mit diesen Händen wollte er Mandoline spielen. Es lag ihm wahrscheinlich gar nicht an der Musik. Just mit diesen Händen wollte er Melodien hervorbringen. Es gelang nicht. Er sah es selbst ein. Man kann mit zwei Gabeln nur Besen binden, Rute zu Rute legen, mit Bast verschnüren, die Zähne zu Hilfe nehmen und die Lippen. Und dennoch trägt er an einem seiner vier armen Finger, am linken Ast seiner linken Gabel, einen glänzenden, glatten goldenen Ring. Einer der Idioten kann nicht selbständig gehen. Er ist schlaff wie ein Sack. Ein anderer ist sehr kräftig. Er schleppt den Schlaffen den ganzen Tag. Er hält den Schlaffen vor seinen Leib, umklammert ihn, führt ihn vor sich her wie eine große Puppe. Sie sind unzertrennlich. Sie sind eins. Sie gehen zusammen wie ein einziges Geschöpf auf Vorder- und Hinterfüßen.
Wir kamen durch die Frauensäle. Zwei Frauen hockten wie Affen am Fenster und kraulten sich. Runzlig, gelb, kleine, alte, verschrumpfte Früchte waren ihre Gesichter. Sie erregten einander keinen Abscheu, sondern Zärtlichkeit. Sie liebkosten ihre schrecklichen, häßlichen Gesichter.
Ein großes blondes Mädchen spielte mit einer Puppe. Die Puppe aus hohlem Wachs mit roten Backen, von einer nichtsnutzigen Gesundheit, glich genau der Schwachsinnigen. Mein Begleiter, der Pfarrer, nahm die Puppe in den Arm. Alle Frauen lachten. So grotesk erschien ihnen ein Pfarrer mit einer Puppe, ihnen, den Grotesken.
Fünf blöde Kinder sind um ein Grammophon versammelt. Sie kleben am Tisch. Klänge kommen aus dem Bauch des Kastens, die Kinder glauben, der Klang wäre an den Kasten gebannt, an den Tisch, wissen nicht, daß Geräusche schweben, fliegen, unkörperlich sind.
Man unterrichtet die Kinder, bringt ihnen mühsam Farbenbestimmungen bei, Begriffe geometrischer Figuren, entlistet ihrem armen Gehirn ein bißchen Bewußtsein, heilt sie mit Jodpräparaten, stellt Forschungen an (eine der neuesten betrifft die »Kapillarforschung« bei Schwachsinnigen). Psychopathische Knaben läßt man mit normalen zusammen die Schule besuchen, normalisiert sie gleichsam, behorcht ihre Instinkte, erfühlt ihre Geheimnisse.

Im Anblick dieser Irrsinnigen verwandelt sich das Merkwürdige am Normalen in Selbstverständlichkeit. Jetzt sind mir die langsamen, schweren Handbewegungen des Idioten vertraut. Er ist durch Furcht

gehemmt. Sein Arm, der etwas erreichen will, weiß gleichsam noch nicht, ob es sicher ist, das Erreichbare. Er kommt immer zu spät. In jedem Saal reichten mir idiotische Kinder die Hand. Es war gleichzeitig ein Verbergen der Hand. Es waren kalte, feuchte Hände ohne Physiognomie. Die Kinder zogen die Hände irgendwo her, als wären es fremde Gegenstände, die man aus einem nahen Schubfach holt. Dieser eine Augenblick, in dem die Hand in der Luft schwebt, ehe sie der fremden begegnet, dauert hier sehr lange. Es ist, als wüßten diese kleinen Hände, daß es Überwindung kostet, sie zu berühren. Es ist, als wüßte dieses Lächeln, daß es bei aller Anstrengung nicht gewinnen kann. Es ist, als wüßten diese schleppenden Füße, daß der Weg zu mir weiter ist, als es aussieht, so weit wie vom Irrsinn zur Vernunft. Es gibt ein Fühlen, nicht nur ein Wissen, aus Erfahrung. Man grüßt uns auf der Straße mit einer hastigen, unbedingt zurechtkommenwollenden Freudigkeit. Manchen aber erstarb ein kaum geborener Gruß auf den Lippen. Unsere Gesundheit ist doch schneller als unsere Güte...

Die Anstalt ist aus ganz kleinen Anfängen entstanden. Sie hatte 1893 kaum ein Dutzend Zöglinge, heute sind's tausend. Sie ist eine große Stadt mit eigenen Gärten, Wäldchen, Verwaltungshäusern, Feuerschuppen, Küchen, Ställen, Spielplätzen, einer Kirche, einem Friedhof. Die Anstalt leitet der kluge, menschenkundige Pfarrer *Happich*. Jedes Jahr verlassen geschulte Pfleger die Anstalt. Sie gehört dem Hessischen Brüderhaus Treysa, der Staat gibt Zuschüsse. Aber die Höhe der ständig unbezahlten Rechnungen beträgt 150 000 Mark. Diese Anstalt braucht Geld.

Soll man es für rettungslos Verlorene ausgeben, indes Millionen normaler Leistungsfähiger verhungern? Wäre der Mord an Idioten nicht Wohltat?

Ich glaube nicht, daß wir das Recht haben, jemanden aus der Welt zu schaffen, der nicht das Glück hat, so geartet zu sein wie die Mehrzahl der Menschen. Ist es etwa der Sinn des Lebens, Städte zu bauen, Eisenbahn zu fahren, Windjacken am Sonntag zu tragen? Wo wäre die Grenze, wenn wir gestatten würden zu töten? (Wir Normalen sind ohnehin mit einer großen Leidenschaft fürs Morden begabt.) Wo bliebe der Nutzen, den die Medizin aus der Forschung an lebenden Idioten zieht, zur Verhütung, vielleicht zur Heilung der Idioten?

Wir können nicht entscheiden, in welchem Grad die Idioten produktiver sind als wir. Ich ziehe einer durchwegs von normalen Dummköpfen bewohnten Welt immer noch eine vor, in der ein Teil sozusagen irrsinnig ist.

Frankfurter Zeitung, 18. 2. 1926

RHEINISCHER KARNEVALSBERICHT

Legenden zerstören ist ein bitteres Geschäft.

Offenbar lebt die Legende vom Karneval am Rhein länger als der Gegenstand, um den sie gewunden ward. Es war einmal ein Fasching auf der Straße, ein obdachloser, von Wänden unbeschränkter und deshalb Schranken aufhebender. Aber der Karneval findet nicht mehr auf der Straße statt. Die Straßen der rheinischen Städte dienen auch im Fasching mehr dem Verkehr als der Freude. Von dem bekannten Leben und Treiben ist nur das Leben übriggeblieben. Das Treiben hingegen befindet sich in Gesellschaftsräumen, Hotelhallen, Restaurants und Kneipen. Nur die großen Schaufenster der Kaufläden enthielten Masken und Kostüme. Man mußte also von der Straße durch Fenster sehn. Vor Jahren aber schaute man durch die Fenster auf die Straße, um den Karneval zu sehn. Jetzt sind es stehende Karnevalszüge toter Puppen hinter Glas. Ein Karneval, dem die Straße entzogen wird, nährt sich nicht mehr aus volkstümlicher Quelle. Nach Mitternacht (auch schon vorher) fuhren zeitig Betrunkene nach Hause. Wo ist die Besonderheit eines Faschings, der den Fahrplan der Straßenbahn nicht nur nicht aufhebt, sondern auch nicht einmal vergißt?
Ich war in einigen Städten am Rhein. In allen Gasthäusern und Hotels hingen die bunten Papierschlangen und Fähnchen, die ihren ursprünglichen Übermut mit der Zeit verloren haben und beinahe ein Ausdruck solider Feierlichkeit geworden sind wie Cutaway und Bratenrock. Die papierenen Symbole des gastwirtschaftlichen Unternehmungsgeistes und des froh bewegten Stammtisches gibt es in Berlin und im Norden Deutschlands auch. Freilich behält der Rheinländer seine besondere – sympathische – Art, sich zu freuen, wie er auf seine Art Sonntage be-

geht und wochentägliche Geschäfte macht. Aber seine nationale Eigenart zu feiern verliert bei der Benützung der allgemein europäischen und amerikanischen Instrumente der Freude. Beim internationalen Klang des Steps geht das typisch Rheinische saxophonieren. Man spielt auch noch Zither und Ziehharmonika. Aber fast nur in den Sälen, in denen Familien vor Biergläsern sitzen, mit den papierenen Studentenmützen bekleidet, die sich der Bürger anzieht, um sich wenigstens für eine Nacht den verdrängten Wunsch zu erfüllen: ein »akademischer Bürger«, also, besser, ein Bürger zu sein. Die braven Leute gesetzten Alters und Temperaments saßen, saßen, saßen in dichtgefüllten Sälen, auf zusammengewachsenen Stühlen. Die jungen Leute tanzten auf einer winzigen Oase, die ihr geringes Ausmaß mitten in der bedrängenden, expansionsbestrebten Wüste aus Mobiliar mühsam erhielt. Man trank. Man rauchte. Man schrie. Man trug die bunten Kappen, damit man nicht vergäße, daß Karneval sei, und so etwa, wie man sich einen Knoten ins Taschentuch bindet, um eine Krankenvisite nicht zu vergessen.
Ein Gasthaus in einer größeren Stadt kündigte Besonderes an: die *Militärkapelle* aus Paderborn, meinte der Wirt, werde gewiß der »Höhepunkt des Faschings« sein. Nun ist ja das Verhältnis zu Militärkapellen eines jeden Privatsache. Mich zum Beispiel erinnern sie an Marschkompanien auf Bahnhöfen. Ich halte es dennoch nicht für ausgeschlossen, daß auch eine Militärkapelle Freudentänze aufspielt. Aber ich begreife nicht, wie man zum »Fridericus-Rex-Marsch« tanzen kann, am Rhein, wo doch »die Felsen hoch droben so von Sagen umwoben« – in einem Shimmy-Schritt, in dem doch wirklich niemand in den Tod geht. Man tanzte auch zur »Wacht am Rhein«, zu »Deutschland über alles«, und wie es oft geschieht, setzte sich der Patriotismus über die Pietät hinweg. Man ließ trotz der Vaterlandsliebe die Aufforderung ergehen: »Komm mit nach Varasdin!« Man verwechselte »ein rheinisches Mädchen« mit dem Hans, der was mit dem Knie beim Tanz macht. Weder eine so internationale Sache wie »eine Hochantenne«, welche »die schöne Adrienne« hat, noch eine so ausgesprochene Auslandsware wie jene »Miese Katze«, die »se aus Angora mitgebracht hat«, taten der vaterländischen Marschfreudigkeit Abbruch.
Es gab ferner sehr vornehme Feste in großen Hotels für Industrielle, Kaufleute, Hausärzte, Assessoren. Draußen drängte sich »Volk« und erhaschte hinter dem mächtigen Portier ein paar Schattenrisse des

»Glücks«. Da kannte jeder jeden. Der eine sah empor, der andere hinab. Vor dem Erkanntwerden rettete keine Maske. Männer verliebten sich in ihre eigenen Frauen, was sonst nicht geschieht. In düsteren Stuben teilte man erlaubte Küsse aus, floh mit einer Braut in schwüle Winkel, um die Legitimität zu mildern. Die Kostüme waren weniger originell als zahlreich. Es wimmelte besonders von Maharadschas und Kosaken. Die Frauen waren schön, aber verlobt. Alle duzten sich genauso, wie sie es im Zivil auch tun.

Wo blieb da die *besondere* »Leichtlebigkeit« dieses Erdstriches? In der Nacht gingen fromme Schwestern durch die Straßen und verteilten warnende Flugblätter:

> Ihr tanzt dem Abgrund entgegen!
> Junger Mann, junges Mädchen, hast Du morgen noch Deine Reinheit?
> Junge Frau, bist Du morgen noch vom Ehebruch frei?
> Höre Gottes Stimme! –
>
> Die Mitternachtskommission.

Wie naiv diese Mitternachts-Missionen waren! Sie stellten sich sündhafte Orgien vor. Es waren höchstens übergesiedelte Schlafzimmer. Der Verlust der Reinheit und der Ehebruch sind keineswegs mehr Folgen besonderer festlicher Anlässe. In allen guten Häusern wurde die Frage nach Hansens Knie aufgeworfen. Was soll man auch sonst bei diesem Tanz? Der Alltag ist allmählich so karnevalistisch geworden, daß der Karneval – hier und überall – sich langsam zu einer Zeit der Einkehr und der Buße entwickelt...

Frankfurter Zeitung, 19. 2. 1926

»DAS FEST« UND »DEN TEUFEL IM LEIB«. ZWEI ROMANE VON RAYMOND RADIGUET

Beide übersetzt von Hans Jacob. Berlin. Verlag: Die Schmiede

Vom frühverstorbenen, in Frankreich und von einigen deutschen Kennern sehr beklagten Raymond *Radiguet* sind nur diese zwei Romane erschienen. Beide sind vollendet. Im *»Fest«* wird eine Liebesgeschichte

erzählt, die keine Liebesgeschichte ist. Thematisch ereignet sich nichts. Es ist ein Frühling ohne Sommer. Oder ein Vorfrühling ohne Frühling. Es blüht und kommt nicht zur Frucht. Es keimt und kommt nicht zum Blühen. Zwischen einem jungen Mann und einer jungen verheirateten Frau spielt etwas und wird nicht ernst. Alle Phasen dieses keimenden Verhältnisses sind sehr genau, wie mit der Zeitlupe aufgenommen. Aber die Nichthandlung wächst durch solche Präzision zur stärksten Handlung. Die Relativität des »Geschehens« wird fühlbar. Das »Ereignis« ist schon da, ehe es sich ereignet hat. Das Abenteuer, das nicht stattfindet, ist so spannend wie nur einer der abenteuerreichsten Kriminalromane.

»Den Teufel im Leib« heißt der Roman einer wirklichen, will sagen: einer materiellen Liebe zwischen einem jungen, beinahe halbwüchsigen Menschen und der Frau eines im Felde stehenden Soldaten. Nicht oft ist in der europäischen Literatur die erste Leidenschaft eines Jünglings so unerbittlich dargestellt worden. Immer umrankten die Dichter das nackte Feuer mit raschelndem, frommem Laub. Immer war »Innigkeit« ein Bestandteil der Brunst. Hier ist es nur Leidenschaft, ist nur Blut, ist nur Leben. Dieser eine Band löscht tausend Bände überflüssiger und verlogener Liebesgedichte aus. Es ist ein brennendes Idyll. Ringsum ist Weltkrieg. Sein mörderisches Geräusch reicht bis ins verschlossene Zimmer der Liebenden und erfüllt jede Stunde, in der das Blut spricht. In diesem Sinn ist dieses Buch ein Kriegsroman, obwohl er im Hinterland spielt. Denn der echte Dichter kann, auch wenn er Entlegenes erzählt, nicht los von dem Dröhnen seiner Zeit. Den Takt seines Schrittes bestimmt sie, hemmt sie, beflügelt sie.

Frankfurter Zeitung, 21. 2. 1926

TRÜBSAL EINER STRASSENBAHN IM RUHRGEBIET

Es regnet dünn und dauerhaft. Um zwölf Uhr fünfzehn geht die Straßenbahn ab. Um ein Uhr fünfundvierzig wird sie in der nächsten Stadt sein. Die Haltestelle ist vor einer Schenke. Ich trinke ein Kirschwasser und sehe durch die Netzornamente der Vorhänge auf die Straße. In so einem Regen werden die Geräusche unhörbar, genau wie im Schnee.

Ja, hätten diese Vorhänge keine Ornamente, hätte diese gute Schenke überhaupt keine Vorhänge – wozu Vorhänge? –, dann könnte ich wohl die Straßenbahn kommen sehen. Ich zittere, sie könnte mir davonfahren, und gleichzeitig wünsche ich, sie täte es. Ich würde dann vielleicht mit der schnelleren, solideren, bequemeren Eisenbahn fahren. Nun aber stehe ich im Bann einer freigewählten Qual. Je mehr Zeit, Geduld, Kältegefühl, Kirschwasser und Abscheu ich in dieses Unternehmen investiere, desto schwerer fällt es mir, darauf zu verzichten. Die Zeit und der Regen rinnen.

Pünktlich, sie war gar nicht dazu verpflichtet, kommt die Straßenbahn. Ihr Trittbrett ist hoch und naß, auch der Fußboden im Innern des Wagens ist feucht, ein alter Mann raucht Pfeife, eine Frau sitzt, einen verhüllten Korb auf dem Schoß. Schulmädchen steigen ein, mit häßlichen, harten Schultornistern, auf die der Regen getrommelt hat; Ertüchtigungsinstrumente mit baumelndem Schwamm. Zwei Arbeiter lehnen auf dem Hinterperron neben dem Schaffner. Eine ländliche Magd ist da, sie trägt eine goldgefaßte Brille und ist barfuß. Sie mahnt mich an einen Pflug, der von einer Lokomotive gezogen wird. Niemand spricht. Alle machen sich auf die Qual einer langen Fahrt gefaßt. Eine solche Sammlung bedarf der vollkommenen Schweigsamkeit. Die harten Sitze aus glänzend poliertem Holz sind nicht nur kurz, sondern auch abschüssig. Hier sitzen heißt: fortwährend und fruchtlos hinaufrücken.

Wir fahren durch eine lange Straße, an schwarzen Häusern und Häuserlücken vorbei, an Brettern, an Zäunen, an einem Gelände, das keinen Sinn hat, nicht die Erwartung, jemals einen Garten, einen Acker oder ein Haus zu tragen. Es ist die Leiche eines Geländes. Die Stadt hört nicht auf. Wenn sie aber einmal aufhört, beginnt sofort die andere. Die Städte reichen einander die Straßen. Jedesmal halten wir vor braunen Wartehäuschen aus geteertem Holz, sie sehen aus wie die Urformen von Bahnhöfen in den wilden Teilen Amerikas. Jetzt kommen Schrebergärten, kleine Häuschen aus Dachpappe, die Sommerschlösser des kleinen Mannes und des Kaninchens. Auf spitzen Zaunlatten sind Krüge, Töpfe, Schüsseln aufgespießt wie abgeschnittene Häupter. Eine Fabrik, rote Ziegel, Backsteine, ein eisernes Gitter, ein kleines Portierhäuschen aus weißem Stein, mit sichtbarer Kontrolluhr, dahinter große Schlote, vier, fünf, sechs, bereit, sich noch zu vermehren, ihnen soll's nicht darauf ankommen.

Das Land will immer wieder anfangen, Land zu sein – und kann's nicht. Da sind keine Häuser. Jetzt könnte es eine Landstraße werden. Sogar Bäume stehen zu beiden Seiten und sind bereit, sie zu bestätigen. Aber unsere Straßenbahn bedarf der Drähte, und die Drähte bedürfen der langen, hölzernen Pfosten, der kahlen, an deren höchstem Ende ein paar weiße Porzellangefäße zu elektrischen Zwecken blühen. Karikaturen von Schneeglöckchen.
Hinten, weit, am Horizont, sind Bestrebungen der Natur im Gange, einen Wald hervorzubringen. Aber es ist kein Wald. Es entsteht eine Art beginnender Vegetationsglatze mit vereinsamten Tannensträhnen. Jetzt fangen die Gasthäuser an, eines folgt dem andern, und jedes kündigt ein »ausgezeichnetes Gartenlokal« an. Was mag das sein, ein Gartenlokal? Ich stelle mir ein Lokal mit gemalten Orangenbäumen vor und Lorbeeren in Blumentöpfen; oder ein Stückchen Kohlrübenfeld mit einer Veranda; vier Zäune mit wildem Weinlaub. Der Phantasie sind keine Schranken gesetzt.
Jetzt folgt ein Aufenthalt ohne logischen Grund. Der Führer steigt vom Trittbrett, der Schaffner folgt ihm, in der Mitte begegnen sie einander. Man hört den Regen rinnen. Man sieht kein Wartehäuschen. Schornsteine, große, schlanke, dampfen in unerlöster Qual. Der Regen zerfranst den dicken Rauch, zerstäubt ihn, gleichmäßig, ohne Wut. Der Regen spannt Vorhänge über die Landschaft, ohne Ornamente. Es ist keine Landschaft, es ist eine Art langgedehnter Stadtschaft, Industrieschaft, von blühenden Gartenlokalen unterbrochen
Da kündigt sich, durch den Regenvorhang noch sichtbar, ein Beerdigungsinstitut an und auf der anderen Seite Persil, das Sinnbild des Lebens. Niemand spricht. Sooft die Tür aufgeht, schlägt sie einer mit Überzeugung zu. Es ist kalt. Wenn wir halten, ist es noch kälter. Alle möchten ihre Füße auf die Sitze hinaufziehen, aber es wäre sicherlich verboten. Gestattet ist die Lektüre der Aufschriften: »20 Sitzplätze«, »Nicht in den Wagen spucken«. Ich täte es gern.
Wir fahren jetzt wieder. Da beginnt auch schon die nächste große Stadt. Wir sind am Ziel. Es sieht aus wie der Anfang. Es ist, als gäbe es keine räumlichen Ziele hier: nur zeitliche, wie den sicheren, unausbleiblichen, endgültigen Tod des letzten Stückchens Erde.

Frankfurter Zeitung, 9. 3. 1926

DER RAUCH VERBINDET STÄDTE

Hier ist der Rauch ein Himmel. Alle Städte verbindet er. Er wölbt sich in einer grauen Kuppel über dem Land, das ihn selbst geboren hat und fortwährend neu gebärt. Wind, der ihn zerstreuen könnte, wird vom Rauch erstickt und begraben. Sonne, die ihn durchbohren möchte, wehrt er ab und hüllt sie in dichte Schwaden. Als wäre er nicht erdgezeugt und sein Wesen nicht vergänglich, erhebt er sich, erobert himmlische Regionen, wird konstant, bildet aus Nichts eine Substanz, ballt sich aus Schatten zum Körper und vergrößert unaufhörlich sein spezifisches Gewicht. Aus ungeheuren Schornsteinen zieht er neue Nahrung heran. Sie dampft zu ihm empor. Er ist Opfer, Gott und Priester. Milliarden kleiner Stäubchen atmet er wieder aus, er, ein Atem. Indem man ihn erzeugt, betet man ihn an. Man erzeugt ihn mit einem Fleiß, der mehr ist als Andacht. Man ist von ihm erfüllt.

Erfüllt ist von ihm die ganze große Stadt, die alle Städte des Ruhrgebiets zusammen bilden. Eine unheimliche Stadt aus kleinen und größeren Gruppen, durch Schienen, Drähte, Interessen verbunden und vom Rauch umwölbt, abgeschlossen von dem übrigen Land. Wäre es eine einzige, große, grausame Stadt, sie wäre immer noch phantastisch, aber nicht drohend gespenstisch. Eine große Stadt hat Zentren, Straßenzüge, verbunden durch den Sinn einer Anlage, sie hat Geschichte, und ihre nachkontrollierbare Entwicklung ist beruhigend. Sie hat eine Peripherie, eine ganz entschiedene Grenze, sie hört irgendwo auf und läuft in Land über. Hier aber ist ein Dutzend Anfänge, hier ist ein dutzendmal Ende. Land will beginnen, armseliges, rauchgeschwängertes Land, aber schon läuft ein Draht herbei und dementiert es. Große Fabrikwürfel aus Ziegelstein rücken unversehens heran, stehen da, fester gegründet als Berge, Hügel, naturnotwendiger als Wälder. Jede kleine Stadt hat ihren Mittelpunkt, ihre Peripherie, ihre Entwicklung. Da sie aber alle vom Rauch zu einer einzigen Stadt vereinigt werden sollen, verliert ihre natürliche Anlage und ihre Geschichte an Glaubwürdigkeit, jedenfalls an Zweckmäßigkeit. Wozu? Wozu? Wozu hier Essen, da Duisburg, Hamborn, Oberhausen, Mülheim, Bottrop, Elberfeld, Barmen? Wozu so viele Namen, so viele Bürgermeister, so viele Magistratsbeamte für eine einzige Stadt? Zum Überfluß läuft noch in der Mitte eine Landesgrenze. Die Bewohner bilden sich ein, rechts Westfa-

len, links Rheinländer zu sein. Was aber sind sie? Bewohner des Rauchlands, der großen Rauchstadt, Gläubige des Rauchs, Arbeiter des Rauchs, Kinder des Rauchs.

Es ist, als wären die Bewohner der Städte weit zurück hinter der Vernunft und dem Streben der Städte selbst. Die Dinge haben einen besseren Zukunftsinstinkt als die Menschen. Die Menschen fühlen historisch, das heißt rückwärts. Mauern, Straßen, Drähte, Schornsteine fühlen vorwärts. Die Menschen hemmen die Entwicklung. Sie hängen sentimentale Gewichte an die beflügelten Füße der Zeit. Jeder will seinen eigenen Kirchturm. Indessen wachsen die Schornsteine den Kirchtürmen über die Spitze. Verschiedenartige Glockenklänge verschlingt der Rauch. Er hüllt sie in seine düstere Wattesubstanz, daß sie nicht vernehmbar, geschweige denn zu unterscheiden sind. Jede Stadt hat ihr Theater, ihre Andenken, ihr Museum, ihre Geschichte. Aber nichts von diesen Dingen hat erhaltende Resonanz. Denn die Dinge, die historischen (sogenannten »kulturellen«), leben vom Echo, das sie nährt. Hier aber ist kein Raum für Echo und Resonanz. Glockenklänge leben vom Widerhall, und alle kämpfen gegeneinander, bis der Rauch kommt und sie erstickt.

Da haben einige kleine Städte ihre alten, winkligen, wenn man will: romantischen Teile. Man nennt so was lauschig. Rings um sie schmettert die Zeit. Dröhnende Drähte umspannen sie. Alle zitternden Luftwellen sind erfüllt von radiogesprochenen Worten der Gegenwart. Was wollen diese schlummernden Portale, diese verträumten Schönheiten? Sie waren daheim, als der blaue Himmel noch über ihnen sich wölbte. Nun aber wölbt sich grauer Rauch über ihnen. Nun sind sie verschüttet von Millionen Kohlenstäubchen. Niemals, niemals wird ihre Wiederauferstehung erfolgen. Niemals mehr wird ein reiner, nackter Sonnenstreifen sie vergolden. Niemals wird ein sauberer Regen sie waschen. Niemals wird eine echte Wolke sie beschatten. Verlorene sind sie in all ihrer Festigkeit. Sie waren für Jahrhunderte gebaut aus ewigem Stein, und nur weil ihre materielle Substanz so dauerhaft ist, sind sie noch da. Nicht weil ihre Lebenskraft noch vorhanden ist. Sie sind wie alte Münzen aus solidem Silber, die keinen Währungswert mehr haben. Die lächerlichste Banknote aus dünnstem Papier ist gegenwärtiger.

Aus lächerlichem dünnem Material sind die neuen Stadtteile. Da sind Wände, die man mit Daumen und Mittelfinger umspannen könnte. Da

sind Baracken aus Holz und hohlem Ziegel. Da sind Schindeldächer, wie von Kindern aufgestülpt. Es steht, es fällt, es wird wiederaufgebaut. Soeben noch waren sie weiß, strahlend von neuer, kurzlebiger Tünche. Jetzt sind sie schwarz wie faule Zähne. Jede Straße wie ein offener Mund.

Menschen wohnen hier. Menschen, die alle ein Ziel haben. Auch die Arbeitslosen haben ein Ziel. Sie schreiten aus. Wozu schlendern? Was ist hier zu sehn? Kinder spielen in der Straßenmitte. Alle Fenster sind gleich. Alle Häusertüren sind gleich. Hier sind nur Nummern verschieden. Alle Menschen haben den verbissenen Willen, ein Ziel zu erreichen. Vielleicht ist es die Arbeitslosenunterstützung. Vielleicht ist es der Konsumverein. Vielleicht ist es das Versammlungslokal. Vielleicht ist es ein Einbruch. Vielleicht ist es die Revolution. Vielleicht ist es das Kino.

Ach, es ist so gleichgültig! Ein Ziel wie das andere. Eine Stadt wie die andere. Eine Straße wie die andere. Steig in die Straßenbahn. Du bist in einer halben Stunde in der nächsten Stadt. Hat sich was geändert? Rauch über der Welt! Man fährt nach Oberhausen, von da nach Mühlheim, von da nach Recklinghausen, nach Bochum, nach Gladbeck, nach Buer, nach Hamborn, nach Bottrop. Rauch über der Welt! Kein Himmel, keine Wolke! Regen, der aus Rauch kommt. Schwarzer Regen. Hundert Schornsteine, aufgestreckte Zeigefinger, Säulen des Rauchhimmels, Altäre des Gottes Rauch. Schienen auf der Erde, korrespondierende Drähte in der Luft. Eine einzige grausame Stadt aus Stadthäufchen, aus Städtchengruppen. Dazwischen läuft eine eingebildete Landesgrenze. Aber darüber wölbt sich ein einheitlicher Himmel aus Rauch, Rauch, Rauch.

Frankfurter Zeitung, 18. 3. 1926

DER KAVALIER IN DER PROVINZ

Der Kavalier kommt in kleinen, großen und mittelgroßen Provinzstädten vor und vermehrt sich sehr schnell durch Nachahmung, Modejournale, mondäne Filme, Revuen und Operetten. Gott hat ihn einmal erschaffen. Aber das ist schon so lange her, daß man es nicht mehr

erkennt. Revue-Autoren, Schauspieler, Salonlöwen korrigierten so lange den Kavalier, bis des HERRN Spuren verschwunden waren und er die Autorschaft ablehnen mußte. Eine Schöpfung zog sich vom Schöpfer zurück, begab sich in ein Modewarengeschäft und kam als Kavalier heraus, mit einem goldnen Kettchen um das Handgelenk, ein Abzeichen der Zunft, gewissermaßen das Monokel der Hand.

Je kleiner die Stadt, in der ein Kavalier lebt, desto weltmännischer erscheint er sich. Er ist der Vorläufer einer Entwicklung, die einmal aus der Provinz eine Weltstadt machen wird. Aber er läuft in einem aus der Mode gekommenen Tempo. Er läuft nach der letzten Mode, die eben ausgehaucht hat. Er kann, als Typus, seiner Heimat vorauseilen; aber als Individium mit der Gegenwart nicht Schritt halten. Er verkündet Parolen, die in seiner Umgebung noch nicht, in der großen Welt nicht mehr Geltung haben.

Alle Frauen, glaubt er, sind ihm verfallen. Wehrlos an der Seite ihrer Männer und Freunde, sitzen sie, gehen sie, dem optischen Sieg des Kavaliers ausgeliefert, der nur holde Versprechen im Auge des Opfers liest. Erfordert es die Situation, daß er einer Frau nachgehe, so schreitet er nach der Melodie: Man steigt nach. Hat sich eine ihm entzogen, so spielt sein Gehirn: Wenn an der Ecke gleich die andere steht. Es gibt keine Situation in dem so komplizierten Verhältnis der Geschlechter, für das der Kavalier nicht einen Refrain hätte. Sein Gehirn ist ein Musterkoffer, gefüllt mit Chansons. Im Takt des betreffenden schreitet er dann. Die Textdichter der Revuen entnahmen ihre Motive der gebräuchlichen Zweideutigkeit der erotischen Konversation. Der Kavalier entnimmt die Motive zu seiner Sprache und Lebensart den Texten. Was er hat, ist also aus dritter Hand, wohlgeprüft und vertrauenswürdig.

Er geht von der richtigen Theorie aus, daß alle Frauen zu erobern sind. Er irrt nur in einem: daß man mit einem Refrain-Musterkoffer alle erobern kann. Oft sehen ihn Frauen an. Denn die Frauen achten nicht auf die Qualität des Spiegels, der ihnen ihre Schönheit bestätigt. Dieweil er Objekt war, dünkt er sich Verführer. (Manchmal zwar erliegen die Frauen auch den Objekten.)

Aber der erste, der dem Zauber des Kavaliers erliegt, ist der Kavalier. Wenn er sich nur ansieht, kann er sich nicht mehr widerstehen. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Mit dem Bild, das er von sich hat, im Herzen, geht er auf die Straße, Aventüren bestehn. Überall blühn für ihn

die Frauen wie Blumen in einem Garten. Er geht hin, von Beet zu Beet, und schneidet, was ihm gefällt, mit der geschliffenen und flott in die Ecke zwischen die Lider geschmissenen Pupille.
Und: »Knorke!« sagt er sich bei jedem Schnitt.

Frankfurter Zeitung, 22. 3. 1926

BRIEF AUS PARIS

Lieber Freund!

Es ist in Frankreich Frühling geworden, und der Wetterprophet dieses Landes, der Abbé Gabriel, soll schöne Ostern prophezeit haben. Kommen Sie her, und es soll uns an Ausflügen nicht fehlen! Wir könnten mit dem Dampfboot nach Sèvres fahren, an den Rieselfeldern von Aspières vorbei, über Sèvres-Ville d'Array wo Gambetta gestorben ist, Balzac gelebt hat. Wir könnten den großen, berühmten, jetzt schon grünen Park von St. Cloud besuchen, der eigentlich ein aristokratischer Wald ist, auf dem Plateau stehn, von dem aus man Paris sehn kann, das heitere Gewimmel seiner Schornsteine und den stehenden, erhaben-fröhlichen Tanz seiner Türme. Wollen Sie nach Versailles, Malmaison, St. Germain? Wollen Sie die alte Kathedrale von St. Denis sehn? Sie werden überall einen historie-gesättigten Boden finden, überall eine kultivierte Natur, die sich mit stolzer Anmut dem menschlichen Willen gefügt hat; überall humane Landschaften, mit Vernunft begabt; überall Wege, die selbst wissen, wohin sie führen; überall Hügel, die ihre eigene Höhe zu kennen scheinen; überall Täler, die mit Ihnen kokettieren werden.
Der Menschen werden viele sein. Die Autocars führen wissensdurstige Engländer in die nähere Umgebung, die Reisenden, die man kennt, die genossen haben, wenn sie erfahren haben, und die ohne Kamera nicht genießen können. Es wäre daher gut, wen wir über *Rouen* nach der Normandie fahren würden. Sie ist durchaus nicht weit! Wenn wir am ersten Osterfeiertag um zehn Uhr vormittags auf den Bahnhof St. Lazare kommen, können wir Mittag in Rouen essen, die Kathedrale vor uns, den schlanken, singenden Mittelturm der Kathedrale von Rouen, der mittelalterlichen Stadt, deren Glocken ganz mächtig und ganz fern

sind, deren Straßen und Gassen von einer hellen und fröhlichen Enge sind, wie man sie nur in französischen Städten findet.
Zwei Stunden später wären wir in *Le Havre*, dem zweitgrößten Hafen Frankreichs. Wir gingen dann zusammen ins alte Hafenviertel, wo die kleinen Kneipen stehn: die Karussells sich drehen, die Tanzdielen gefüllt sind, und wo man viel Geld gewinnen und verlieren kann. Wir wollen dann zu Fuß durch die Normandie gehn. Wir werden Aufsehn erregen. Denn hierzulande geht niemand zu Fuß, obwohl die Straßen schön und glatt sind wie Dielen. Das Vieh weidet frei auf den Wiesen. Von den Kirchen von Lisieux, Houfleur, Pont l'Evègne spielen jede Stunde die Glocken. Die Scheinwerfer von Le Havre streicheln in der Nacht das dunkle Land wie silberne Hände. Und fortwährend hört man den Gesang des Meers.
Wir gehn nach Deauville, dem sehr vornehmen, heute noch leeren, auf jeden Fall langweiligen Kurort. Von dort haben wir einen direkten Expreß nach Paris. Er fährt 4 Stunden.
Lockt Sie das alles nicht? Kommen Sie und kommen Sie bald!

Frankfurter Zeitung, 4. 4. 1926

PRIVATLEBEN DES ARBEITERS

I

Ich habe *die Arbeiter des Ruhrgebiets* in ihren freien (und arbeitslosen) Stunden gesehn. Ich habe ihre Wohnungen, ihre Buchhandlungen, ihre Versammlungen, ihre Kinos, ihre Tanzabende gesehn. Nicht ihre Not, von der ich gewußt und die ich vorausgesetzt hatte, war erschütternd, sondern ihre *Anspruchslosigkeit*. Es scheint demnach, daß schwere Arbeit die Bedürfnisse des Menschen nicht steigert, sondern reduziert. Es gibt wahrscheinlich ebenso traurige, aber nicht ebenso trostlose Erkenntnisse.
Es ist trostlos, daß einer, der den ganzen Tag unter der Erde gräbt, das Sonnenlicht nicht als eine Notwendigkeit betrachtet, sondern als einen Luxus genießt. Es ist trostlos, daß einer, der die komplizierteste Ma-

schine bedient und erhält, ein Zehntel jener Ansprüche an das Leben stellt, die seine Maschine zufriedenstellen. Was ich sage, ist gänzlich unpolitisch. Es ist das Gegenteil von Politik. Ich stelle fest, daß der sogenannte »Gegensatz der Klassen« viel geringer ist als der Gegensatz der *Bedürfnisse* der Klassen.

Wirtschaftliche Not, die *alle* Klassen leiden macht, erklärt nur das Elend des europäischen Arbeiters, nicht aber seine Gleichgültigkeit gegenüber den selbstverständlichen Bedürfnissen eines modernen Kulturmenschen. Weshalb sind seine Stiefel nicht nur kompakt grob, einfach, sondern auch meist unpraktisch und unbequem und von der vorgestrigen Mode? Weshalb ist der Hut seiner Frau von einer so stupenden Verjährtheit? Weshalb gelten die – ach, so seltenen! – seidenen Strümpfe seiner Tochter als Zeugnis ihrer Verderbtheit und beinahe als »Verrat an der Klasse«? Weshalb verlangt er von seinem Kino, das er teuer genug bezahlt, nicht moderne Filme? Weshalb begnügt er sich mit den ältesten? Weshalb betrachtet er die Bügelfalte, die umsonst herzustellen ist? Weshalb achtet er nicht auf den guten Schnitt seines Anzugs?

Ach, die Tradition lehrt ihn, von den »Palästen der Reichen« und von den »Hüten der Armen« zu sprechen. Er fordert nicht das Turngerät, das Tennisspiel, die geschmackvolle Tapete. Er fordert den sinnlosen »Palast«. Sein Kampf geht nicht um Realitäten, sondern um *Symbole*.

2

Die Arbeiter*buchhandlungen* und *-bibliotheken* enthalten sehr wenig gute Belletristik. Die Käufer und Entlehner bevorzugen das Direkte, das heißt das Didaktische. Sie lesen populäre Wissenschaft. »Volkstümliche« Geschichte, Astronomie, Physik. Der Arbeiter will sich vor allem belehren lassen. Man predigt ihm, »Wissen sei Macht«. Er nimmt's wörtlich und verlangt zu »wissen«. Für ihn schreibt man geschmacklose Broschüren auf schlechtem Papier. Für ihn schreibt man erweiterte, so gut es geht: verflachte und sogar bereits dementierte Leitartikel. In den Buchhandlungen und Bibliotheken von sechs Arbeiterstädten fand ich: einen Dostojewski, zwei Tolstoi, einen Maxim Gorkij, fünf Andersĕn-Nexö, neun Gottfried Keller, drei Selma Lagerlöf, fast nichts von modernen russischen, französischen Autoren,

von Engländern: *Shakespeare* und *Wells*. Es gibt also zuerst das Pädagogische, dann das Populärwissenschaftliche, drittens das Nationalistische. In weiterer Folge: das Geeichte, durch Literaturgeschichte schon Bestätigte, das Sanfte, Beruhigende und das Utopische als kärgliche Nahrung für die arg vernachlässigte Phantasie. Von den geistigen leidenschaftlichen Kämpfen dieser Zeit, von heute und morgen, erfährt der Arbeiter beinahe nichts. Er ist weit entfernt vom Genuß der Lektüre und von der Leidenschaft des Genusses. Er lernt noch. Nichts fehlt ihm so sehr wie das Musische. Er ahnt nicht, daß Mangel an musischem Genuß unterlegen macht wie ein schlecht genähter neuer Rock. Wenn er sich »zerstreuen« will, verfällt er dem Kitsch und dem übertriebenen Sport.

3

Seine ernste Zerstreuung ist die *Volksversammlung*. Wer hat noch keine Volksversammlung besucht? Es ist nötig, ihre Atmosphäre von ihrem Inhalt zu lösen:

Ein paar Männer sitzen auf dem Podium. Papiere rascheln, nicht geheimnisvoll, sondern nüchtern, weil starkes Licht sie zweckbeflissen macht. Ein Glas Wasser erinnert an Unfälle und Sanität. Eine Glocke streckt einen schwarzen Griff empor wie einen Zeigefinger. Ehe sie läutet, mahnt sie schon...

Dunst. Rauch. Staub. Wo Licht ist, schmerzt es. Wo es nicht hinreicht, ist es finster. Die Säle sind so teuer. Behaglichkeit ist so billig! Wie selten ein Redner, der ein einfaches, natürliches Deutsch spräche! Was er sagen will, ist echt. Aber der Weg geht vom Herzen über die Broschüre zur Zunge. Er fühlt warmes Blut, der Redner. Er redet Druckerschwärze, der Belesene. Er hat ein Herz. Er packt es in Papier. Wenn er wüßte, wieviel man erreicht, wenn man die armen Prädikate nicht auf Eis legt und kühlen läßt, bis der Satz sich abgespult hat, dessen Ende schon selbst ertönt, ehe es ausgesprochen! Syntax ist »Luxus«; unfruchtbarer Ästhetizismus, Literatengewäsch.

Jene aber sind Männer der Tat. Sie machen Realpolitik...

4

Der traurigste Trödel lagert in den *Basaren*, in denen Arbeiter einkaufen: Uhrketten, die sich sogar rühmen, »echt Nickel« zu sein; von sommerlicher Sonne im Schaufenster ausgedörrte Seidenrestchen; gesprungene Lackschuhe mit Runzeln; Ledergürtel mit verrosteten Schnallen; grün-blau karierte Stehkragen; ausgedehnte Gummibänder; Matratzen, die offenbar mit Pappdeckel gepolstert sind; Schränke mit Sprüngen im Holz und knarrenden Türen; Spiegel mit grünem Unterfutter, die jedes gesunde Angesicht krank widerstrahlen; eiserne Kämme aus Blech; Manschetten aus Kautschuk; Gummiabsätze aus Kieselstein; Krawattennadeln aus Glas; Brillen aus Scheibenglas und Fensterscheiben aus Hartgummi; Ölbilder wie Wachs; Riemen aus Hanf; Zigarettendosen aus Sardinenbüchsenblech.
Wieviel Mühe muß es kosten, diese Dinge zu erfinden, zu erzeugen und auch noch zu genießen! Millionen leben von patentierten Misthaufen. Andere Millionen fallen darauf (herein). Literarischer Schund ist weniger gefährlich. Der Schund der Magazine und Basare korrumpiert Erfinder, Erzeuger, Verkäufer, Käufer und Vorbeigehende. Ein Verstoß gegen den guten Geschmack ist ein Verstoß gegen die »Sittlichkeit«.

5

Wie aber soll man in dieser Enge, dieser Qual ästhetische Forderungen aufstellen? Wieviel Arbeiter des Ruhrgebiets wohnen noch in dichtgefüllten *Häusern* mit krummen, ausgetretenen Stiegen, zahnlosen Geländern, miauenden Katzen, zerbrochenen Fenstern, trocknender Wäsche, gefüllten Kübeln, tropfenden Wasserleitungen? Sie wohnen in abgegrenzten Winkeln auf Dachböden, in feuchten Kellern, Bettgeher schlafen in einem Bett mit Vermietern, Kinder auf Strohsäcken, Großmütter auf Kochherden. (Es sind polnische, ruthenische Arbeiter, aber auch deutsche.) Sie wohnen in Baracken, in schlecht gedeckten Hütten, der Regen rinnt, der Wind schneidet, aus der Erde strömt die Kälte, der Atem des Todes, der Gruß des Grabes...

6

Nur in einigen Siedlungen (etwa in den Krupp-Kolonien) ist das Notwendige vorhanden und so geschickt geordnet, daß es beinahe wie ein wohlgefälliges Übermaß aussieht. Die Kolonien bestehen aus Ziegelhäuschen, Gärten, breiten, schönen Straßen, gepflegten Anlagen, Konsumvereinen, Unterhaltungsstätten, Gastwirtschaften, Cafés. Diese Kolonien erziehen den Proletarier zum Kleinbürger – er ist ja von Natur dazu begabt. Er hat »sein« Stückchen Erde. Er hat ein Dach, ein Bett, Kaninchen, Arzt, Spital, Altersheim und ein billiges Grab. In dieser Welt, in der die eigene Not in demselben Maß abnimmt, in dem man die des Nachbarn betrachtet, ist das alles viel.

Diese Kolonien sind Paradiese der Not, aber immerhin Paradiese: Idyllen, die in der Ansichtskarte weiterleben; Bäume, unmittelbar bereit, photographiert zu werden; nahrhafte Gartenbeete; Hühnersteige, durch Weinlaub gemildert; Hygiene, als Naturschmuck verkleidet; Rasen, die nicht nur grünen, sondern auch Ozon verbreiten; Wasser, das nicht nur Wasser ist, sondern auch durchschwommen wird; Humanität in Hausordnungen; nahrhaftes Essen, ein Trost für alte Junggesellen beider Geschlechter; kleine Wäldchen und Promenaden für Liebende im April.

Wie dankbar ist der Mensch! Nur wenn er gar nichts hat, braucht er viel. Gebt ihm etwas mehr – und er will nicht mehr! Denn Bedürfnisse haben ist beinahe so anstrengend wie sie durchsetzen. Der Mensch verzichtet mit Leidenschaft. Die Genügsamkeit ist nicht nur eine Tugend, sondern auch gesund ...

Frankfurter Zeitung, 10. 4. 1926

BERICHT AUS DEM PARISER PARADIES

Das Paradies liegt im Keller, in der Tiefe. Aber es ist so günstig plaziert, daß es beinahe meiner Vorstellung vom siebten Himmel entspricht. Es ist ein unterirdisches Paradies. Aber die Richtung, die man einschlagen muß, um zu ihm zu gelangen, spielt gar keine Rolle. So glaube ich manchmal, wenn ich einen geschmeidigen Sturz unternehme, im kühnen Flug emporzufallen ...

Den Eingang zum Paradies beleuchten blaue Buchstaben, aus kleinen Lämpchen zusammengesetzt. Ihr Blau nähert sich ein wenig dem Violett. Es ist das Blau des blauen Stiefmütterchens und der ersten Morgenschleier, die über einem Acker liegen. Es ist ein Blau starker eindrücklicher Träume und rauchender Zigaretten. Es ist nicht das Blau des Himmels und nicht die Farbe des südlichen Meers. Sie sehen, wie schwer es ist, eine Farbe deutlich zu beschreiben.
Zu beiden Seiten der Treppe, die zum Paradies hinunterführt, mit glatten Sünden gepflastert, aber auch mit einem Geländer versehen, befinden sich Spiegelwände, die das Blau kleiner Glühlampen etwas heller widerstrahlen. Es entsteht eine Atmosphäre aus Rauch, Morgen und Traum. Es entsteht eine ganz fremde Farbe, sehr verschieden von allen bekannten. Infolgedessen erlischt das Bewußtsein von der Zeit. Man erinnert sich nur, daß es Mitternacht war, als das Tor des Paradieses aufging und ehe man seiner Verdammnis anheimfiel. Auch die Erinnerung an die geographische Lage erlischt: an den ganzen Montmartre-Himmel mit seinen bunten Reklamesonnen; an die irdischen Hupensignale irdischer Automobile in der Rue Pigalle. Blau und umdämmert ist das Gehirn. Die Zeit rinnt nicht, sondern wallt, in Schleier aufgelöst...
Der Treppe gegenüber sitzt die Musikkapelle. Sie hat Klavier, Geige, Saxophon, Flöte, Ziehharmonika, Trommel. Der Geiger hat fast gar nichts zu tun. Deshalb ist er Kapellmeister. Er steht vor der Musik, aber mit dem Rücken zu ihr, zugewandt den Ankommenden, der Treppe, dem Publikum. Er dirigiert nicht die Musik, sondern den Raum, die Farbe, den Tanz. Er dirigiert das Paradies. Manchmal singt er. Seine Stimme hat er mit der des Saxophons vertauscht. Er hat ein breites weißes Gesicht aus Schlemmkreide. Er pumpt mit Armen und Beinen Räusche aus seiner Nüchternheit. Denn er ist sehr nüchtern. Er allein weiß hier Bescheid um die Stunde und um die geographische Lage. Er ist ein irdischer, rationalistischer Kapellmeister. Seine Tage verbringt er mit der Zeitung im Bett. Er gehört nicht zum Paradies, wie zum Beispiel ich. Er hat nur einen Kontrakt mit dem Paradies.
Ich aber trinke Calvados.
Das ist ein Schnaps, gebraut aus Apfelsaft, je nach seinem Alter goldbraun wie herbstliche Blätter oder zartgelb wie Bernstein. Manchmal schmeckt er wie Cognac und manchmal wie Blüten unbekannter Früchte. Im Paradies kostet er auf jeden Fall fünf Franken...

Tische und Stühle stehen eng beieinander, in zwei langen Reihen, in deren Mitte man tanzt. Ich sitze gern am Rand. Manchmal kommt ein Engel vorbei und streicht mir die Haare. Denn es leben Engel im Paradies, selbstverständlich...

Sie entstammen allen Rassen der Erde, sie sind weiß, gelb, schwarz, braun, schattiert, gemischt, nuanciert, mit schwarzen Augen und hellen, mit dicken Lippen und schmalen, mit schweren und zarten Brüsten, mit breiten und schlanken Hüften, mit Knien aus kühler Seide, sie sind braun geschminkt und weiß gepudert; kurz: Sie sind Engel...

Ins Paradies kommen sie – weiß man woher? –, um zu tanzen. Sie lassen sich von Männern umarmen, die von Engeln keine Ahnung haben. Sie lassen sich eine Limonade bezahlen und müßten Champagner trinken. Sie verdienen sehr wenig Geld, und dennoch geben sie ihre Nächte her.

Ich gönne sie nicht allen Tänzern.

Ich gönne sie nicht den Handlungsreisenden mit den breiten Schultern aus Watteline, den Reisenden, die ohne Musterkoffer einen Abstecher ins Paradies machen und trotzdem erkenntlich sind. Ich gönne sie nicht den schmiegsamen Krawattenverkäufern, den Knochenweichen, Rückgratlosen, aus denen man einen modernen Knoten flechten könnte. Ich gönne sie nicht den bürgerlichen Ehrenmännern aus Boston, Liverpool und Amsterdam, die, befreit von ehelicher Aufsicht, eine Mädchenbrust an eine wollüstige Brieftasche drücken.

Ich gönne sie den Matrosen, den ewigen Knaben mit dem schwankenden Gang, mit den blauen Augen und den kindlichen Kragen, die auch im Paradies ein ewiger Seewind bauscht; den Negern, den Halbnegern, den javanischen Schiffsköchen, den mongolischen Boys, den abessinischen Prinzen und den schweren Fuhrwerkern aus den Markthallen. Sie kommen alle ins Paradies. Sie kommen aus den Kolonien, sie kommen aus den Kriegen, sie kommen aus Tunis, Algier, Marokko, aus den Häfen von Marseille, Bordeaux und Le Havre...

Manchmal ist das Paradies wie der tiefe Bauch eines Schiffes. Der ganze Raum schwankt gelind und unaufhörlich, und ohne Pause spielt die Kapelle das Konzert der Maschinen. Das Gefühl des Geborgenseins und gleichzeitig der Verlorenheit hält mich für ewig hier. Niemals wird es Tag werden, niemals irdische, von Sonne, Arbeit, Mittagspause, Turmglocken bestätigte Wirklichkeit. Dieses Gemach segelt mit mir durch den Ozean der Welten. Wenn die unaufhörliche Musik

eine halbe Minute aufhört, ist es wie der unendlich stumme Augenblick, der während eines Gewitters zwischen Blitz und Donner geklemmt ist, furchtsam, atemlos, ohne Herzschlag.
Auf einmal wechselt die Beleuchtung. Sie fällt in das tiefe Grünblau nächtlicher Wiesen, dann in ein dunkles Rot von Rubinen. Die Lippen der Menschen werden blau, und die Zigarette in meiner Hand ein kleiner Stab mit einem silbernen Brandköpfchen, auf dem ein Netz zarter Filigranasche geflochten ist. Dann wird es orangegelb im Paradies. Die Ziehharmonika allein spielt mit menschlichen Seufzern beim Atemholen ein Lied, das zwischen Europa und Afrika gelegen ist wie eine Insel, eine orangegelbe Melodie. Die erinnert an die Volkslieder aller Nationen und besonders an slawische Sommernächte. Es ist, als erhielte die Ziehharmonika allein die goldgelbe Beleuchtung. Es ist ein abendliches Instrument. Es gebärt und nährt diesen übertriebenen Sonnenuntergang ohne Sonne: den Weltuntergang.
Alle Menschen wissen schon, daß sie verloren sind. Die Mädchen werden noch verlorener. Selbst die Handlungsreisenden möchten weinen.
Aber dazu kommt es nicht. Es darf nicht sein. Der letzte Seufzer der Ziehharmonika bläst das orangene Licht aus, und die Flöte entzündet wieder das Silber an der Decke.
Neue Ankommende, zum Paradies Verdammte, schüttet die Straße hinunter. Ein neuer Engel kommt: blaßgelb, dritte Generation Mischung; im zarten Gesicht ein breiter, immer offener Mund. Er enthüllt ein starkes weißes Gebiß, eine zärtliche Drohung.
Es ist eines der unerforschlichen Rätsel der Natur, daß diese Frau mit den starken, großen Zähnen so demütige, so gebrechliche Fußknöchel hat; und einen Fuß, der die Stufen der Treppe nicht tritt, sondern küßt.

Frankfurter Zeitung, 14. 4. 1926

ST. QUENTIN, PERRONNE, DIE MAISONETTE

Immer noch fahren Autocars zu den *Schlachtfeldern*, große, bequeme, komfortabel gepolsterte Autocars. Die Firma Cook ist bemüht, körperliche Erschütterungen von ihren Passagieren fernzuhalten. Sie handelt nur mit seelischen. Hundertundzwanzig Francs kostet die Besich-

tigung pro Person und Tag. Acht Friedensjahre liegen schon über den Feldern der Ehre, der Weltkrieg ist etwas abgetragen, aber für hundertundzwanzig Francs immer noch preiswert zu besichtigen. Große, bequeme, komfortabel gepolsterte Autocars fahren zu den Schlachtfeldern...

Ich fahre nicht im Autocar der Firma Cook. Ich fahre mit dem Zug nach St. Quentin. Ich fahre am Abend mit dem Zug, der von Paris über Berlin nach Warschau geht, nur Wagen erster und zweiter Klasse führt und Passagiere, die sich just zu der Stunde in die Betten des Schlafwagens begeben, wenn sie die Schlachtfelder passieren. Manche bleiben schlaflos. Plagt sie die Erinnerung? Plagt sie das Gewissen? Ach, es ist nur das unbequeme Lager. Es ist nichts mehr als das Poltern der Räder! Wissen sie, daß sie an den Schlachtfeldern vorbeifahren? In St. Quentin sieht niemand aus den Fenstern. Der Zug streut nur einige Menschen und ein großes Postpaket auf den nächtlichen Bahnsteig. Dann fährt er weiter, nach Berlin und nach Warschau.

Die Straßen der Stadt St. Quentin beleuchten der Mond und ein paar hilfreiche Laternen. Es ist kühl, es ist Vorfrühling, die Wolken haben silberne Zacken, und morgen wird es regnen. Die Straße, die vom Bahnhof in die Stadt führt, ist sanft abfallend und sacht gewunden. Es ist eine traurige Straße. Keine Bäume säumen sie. Häuser stehen da, Wohnkasten mit Schubladen für Menschen. Und es riecht nach Krieg. Was ist das noch für ein Geruch, acht Jahre nach dem großen Feuer, ein Geruch aus altem Brand und zerpulvertem Mörtel, ein herbsüßer Moder, der uns immer empfing, wenn wir in eine zerschossene Stadt einzogen. Die Gerüche leben länger als die Ereignisse und länger als die Erinnerungen. Länger als die Verwüstung einer Granate dauert der Pestgestank, den sie ausströmte. Das Leben ist lauter als der Tod, und dem Auge verbergen Blumen das Grab. Aber die Nase wittert die ältesten Verwüstungen, unter allen Organen hat sie das stärkste Gedächtnis. Ich rieche das Kriegsgebiet, noch ehe ich es betrete.

Jetzt beginnen auch schon die sichtbaren Reminiszenzen. Da sind zu beiden Seiten der Straße Häuserleichen, die ihr kennt, und die plötzlichen, häßlichen, blankgetünchten, mit einem geschäftigen Gedränge von Schildern versehenen neuen Häuser, die sich nirgends anlehnen, übermorgen erst Nachbarschaft bekommen werden, die kein Vorbild hatten und keine Fortsetzung sind und nicht einmal ein Anfang, sondern nur ein Provisorium. Zwischen einem wüsten Gehöft, auf dem

Ziegelhaufen und Planken liegen, und einer leeren braunen Mauer mit nackten, nur vom Himmel ausgefüllten Fensterlöchern steht so ein weißes, dünnes, steiles Haus wie ein einsamer, falscher, übertrieben weißer Zahn. Diese Stadt könnte im tiefen wilden Westen Amerikas stehen. Sie war einmal ein alte europäische Stadt mit alter europäischer Geschichte. Granaten haben sie ausgelöscht.

Hier war einmal ein Haus oder ein Magazin oder eine Fabrik. Hier ist noch das mannshohe, etwa zehn Meter breite Stück einer Mauer, deren Ränder zersägt sind, zernagt wie von Bissen überirdisch großer Nagetiere, schroff und hundertfach gezackt. Neben diesem Mauerrest liegen, kunstlos aufgeschichtet, ein paar Ziegelhaufen, ehemals Bestandteile des Hauses. Hinten dehnt sich ein wüster, grauer, bestaubter Platz, uneben, mit einem einzigen kleinen Hügel in der Mitte. Auf dem Hügel blüht eine einzige kleine gelbe, leuchtende Feldblume. Welch ein winziges, armes Totenlicht für eine so große, starke Leiche!

Im Hintergrund erhebt sich eine trostlose, taube Mauer. An ihr ist ein Stück Vergangenheit zu lesen: deutliche Abdrücke von Zimmern, Gängen und Türen. Der treue Kalk hat sie aufbewahrt: Quadrate, Rechtecke, Linien. Sie sind wie Spuren großer symmetrischer Nester, die dereinst an der Mauer geklebt hatten. Ich stelle mir vor, daß eines Tages die Nester abfielen und die Vögel zerschellten mit gebrochenem Genick...

Da steht ein verstorbener Brunnen, der nie mehr Wasser geben wird, mit einem steil ausgestreckten Schwengel, der in die Luft ragt wie ein verdorrter Arm. Da klebt, unentwirrbar, ein Knäuel dürrer Stacheldraht an einem kleinen Pfosten, Unkraut, das der Mensch gesät hat, ein Gemisch aus Dornen, Schlingpflanzen, Dörrgemüse und Kriegslorbeerkranz. Da stehen Baracken, halbrund, mit Wellblech gedeckt, und kleinen, sparsamen Fensterquadraten. Sie sehen romantisch aus wie Zelte fahrender Komödianten. Aber es sind Wohnhäuser alteingesessener Bürger und Arbeiter. Sie wohnen wie in Tanks. Das Blech des Krieges ist ihr schützendes Dach. Wenn der Regen darauf fällt, klingt es wie das alte, wohlbekannte, grenzenlose Trommelfeuer, das dereinst den Horizont umsäumte.

Die Stadt liegt groß, dunkel und in tiefem Schlaf. Sie ist nur stellenweise Stadt. Alle paar Meter ist sie reduziert – zu einem Dorf, einem Lager, einem Kampierungsort. Kaffeehäuser und Likörstuben sind in Baracken wie Marketendereien. Der Marktplatz ist wüst, und mein

Schatten liegt lang und ungestört auf seinen holprigen Steinen. Aus dem einzigen großen Kaffeehaus dringt goldenes Licht. Das Kaffeehaus ist hoch, hell erleuchtet und leer. Seine Drehtür bewegt sich nicht. Ihre vier gläsernen Flügel sind starr wie die Flügel eines vertikal aufgespießten Falters. Die Kellner lesen Zeitung, und die Büfettfrau sitzt wie ein Wachtposten in einem bombensichern Unterstand, von Flaschen gedeckt.
Der traurigste Platz liegt vor dem Fenster meines Hotels. Es ist ein sinnloser kleiner Platz, der sein Dasein nur dem Zufall zu verdanken hat, daß die Straße hier eine Biegung macht. Nachträglich, und um ihn zu trösten, hat man ein kleines Bassin in der Mitte angebracht, mit einem Springbrunnen, dem Sinnbild ewiger Heiterkeit. Der Springbrunnen aber hat nicht Auftrieb genug, er schießt nicht ordentlich in die Höhe, er ist mißgestaltet, kurz geraten, ein Zwerg von einem Wasserstrahl, er fällt schnell zurück und plätschert lauter, plumper, als er soll. Sein Geräusch ist das einzige im Umkreis. Nur vom Bahnhof her kommen die Pfiffe der ewig sehnsüchtigen Lokomotiven.

Am Morgen regnet es.
Ich möchte im Auto von St. Quentin nach Perronne fahren, dem Schauplatz der großen Sommeschlacht. Die Landstraße ist gut, breit und einladend. Ich werde trotz dem Regen in Bovincourt aussteigen. Hier muß man zu Fuß gehn. Fährt man in Autos zwischen Gräbern? Fährt man in Autos durch Friedhöfe?
Denn es sind Friedhöfe, auch wo keine Kreuze ragen. Die Leichen nähren den Boden. Noch ist er zerrissen, aufgeschürft, mit dicken Geschwüren überdeckt, auf denen schon dünnes Gras wächst wie spärlicher Bart auf einem verwüsteten Gesicht. Langsam vernarben die Schützengräben. Langsam zerfallen die verrosteten Hülsen der Geschosse. Aber tief in der Erde liegen noch wohlverwahrt die Granaten. Manchmal kommen sie an die Oberfläche. An den Rändern der Wege liegen Kriegsgeräte aus Metall, Schalen, Eimer, Reste von Kugeln und Kugeln. Splitter stecken in den verbrannten Bäumen.
Es gibt keine schauerlicheren Monumente als diese *verbrannten Bäume*, diese schwarzen, zerfurchten, oben angesengten Stümpfe, die noch in der Erde wurzeln und längst kein Ziel mehr haben, faul und zersplitternd, jeder eine vernichtete Welt, jeder Baumstumpf das Gegenteil von Baum, jeder wie sein eigener Galgen, jeder durchlöchert

von Geschossen und gespickt mit steckengebliebenen Geschossen, jeder mit hängenden alten Fetzen von Rinde, Asyle für Gewürm und Blei, immer noch riechend nach Brand und Gas. Weit über das Land gesät sind die Stümpfe.
Schon tragen einige neues Grün. Tief unten, hart an der Wurzel, setzen sie kleine grüne Zweige an, Blüten und Blätter. Schon kleiden sie sich in Frieden! Schon haben sie vergessen! Wie stark ist das Leben!
Da steht der Friedhof, voll von eisernen Kreuzen, nicht jenen, die an Brüsten hängen, sondern den richtigen, die auf Leichenhügeln stehn. Das ist der deutsche Friedhof vor Bovincourt. Da liegen 40 000 unbekannte Soldaten. Da kommen jedesmal Hinterbliebene, die Ausgebliebene suchen. Da geht der französische Wächter herum und drückt jedem Deutschen, der herkommt, die Hand und fragt jeden Deutschen: »Kamerad, wozu haben wir gekämpft?« – Ewige Frage aller Kriegsgräberwächter. Man wird pazifistisch zwischen 40 000 unbekannten toten Soldaten.

Die alte Kathedrale von Perronne ist vernichtet. Wo ihre Tore waren, hat man graue Latten hingenagelt. Steinerne Heiligenbilder, dereinst dem Schutz überwölbter Portale, Nischen, Ecken anvertraut, sind ohne Obdach. Die Kirche hat kein Dach und hundert Granatlöcher. Man hätte sie frei stehen lassen sollen, die alte Kathedrale, ein doppeltes Monument. Aber weil das Leben stärker ist, verlieren die Menschen den Respekt und sogar das Grauen, und sie rücken dicht an die Mauerreste der Kirche, die auch in der Zerstörung noch erhaben sind, neue, nackte, ziegelrote Wohnhäuser, sie lehnen das Leben an die Ruinen, die noch das Wohnhaus stützen müssen. Überall baut man in Perronne. Gerüste klettern luftig und schlank in die Höhe. Das neue Rathaus steht schon fertig da. Auf allen Wegen arbeiten Männer. Ja, selbst die berühmte *Maisonette*, das furchtbarste Schlachtfeld an der Somme, ist bedeckt von neuer Saat und Grün und üppig wucherndem Kleingehölz. Hier war die Erde aufgewühlt, mit kalkigen Haufen bedeckt, mit Schlamm, der aus der durchweichten Tiefe drang. Hier war kein Halm, kein Strauch. Es regnete Millionen Geschosse. Eine Division lag monatelang auf dem kleinen Hügel. Es war die Hölle der Division. Und man sah in der Ferne das silberne Wasser der Somme, dahinter die leuchtenden roten Dächer von Perronne und links das grüne, blühende, fremde Land, das fremde Land, das feindliche Land, nach dem man sich sehnte wie nach einer Frau.
Jetzt schwirren Lerchen durch die Luft, der Regen hat aufgehört, der

Wind hat die Wolken zerstreut. Wer den Krieg nicht gesehen hat, mag glauben, daß hier Friede ist. Aber ich fühle rotes Blut durch die Adern der noch lebenden Bäume rinnen, durch die Krumen der Erde, durch die zarten Fasern der Blätter. Der Frühling riecht nach Pulver und Blei. Schwalben sind irrende Geschosse. Der Himmel ist schwer. Nicht Wolken trägt er, sondern Unheil. Milliarden Granatenatome sät der Wind. Bäume stöhnen wie Sterbende. Zweige knacken wie Gewehrverschlüsse. Über das Schlachtfeld gebeugt, wie ein General über einer Landkarte, ist Gott. Unnahbar wie ein General; und fern wie ein General...

Frankfurter Zeitung, 2. 5. 1926

DAS NACHGEMACHTE CEYLON

Im Jardin d'Acclimatation hat *Hagenbeck* eine Schau errichtet. Auf einem weiten runden Platz, in dessen Mitte eine erhöhte Bühne aufgestellt ist, leben singalesische Handwerker, indische Fakire, mohammedanische Seiltänzer mit Frauen und Kindern. Sie schlafen und arbeiten in kleinen Hütten, die an der Peripherie des Runds aufgestellt sind, in heimatlichen Hütten, die so leicht und luftig, so südlich und offen sind wie die Hütten der Eingeborenen auf Ceylon. Indessen aber liegt der Jardin d'Acclimatation im Pariser Bois de Boulogne, und die Singalesen, Inder und Mohammedaner haben die Krankheit der gemäßigten Zone bekommen: den Schnupfen.

Man nennt die Pariser Hagenbeck-Schau kurz und unrichtig: das Hindudorf. Meist regnet es im Hindudorf. Der Himmel ist grau, unbeständig; kleine, charakterlose blaue Löcher unterbrechen die Wolkenschicht wie Narben einer vergangenen Schönheit. Auch Nordwestwinde blasen. Die Bewohner des Dorfes bekommen vollständige Verpflegung, das heißt: Reis, Reis, Reis und etwa hundert Mark im Monat Gehalt für ihre Bemühung, exotisch zu bleiben.

Sie sind den ganzen Tag exotisch. Einige sitzen auf Elefanten, in leichte bunte Leinwand gehüllt, mit Zöpfen versehen und infolgedessen nicht sofort als Männer erkennbar. Die Elefanten sind gutmütig, geduldig, sie haben die Klugheit von Großvätern, die Dressur von

Pferden, die Sanftmut von Schafen, die Farbe von Elfen. Mit den Rüsseln nehmen sie Geldstücke und Zigaretten für ihre Reiter entgegen. Sie reißen ihre großen Mäuler auf und tragen auf den riesigen Unterkiefern einen Singalesen, der es gern hat. Sie können auch auf drei Beinen gehen und auf dem vierten hocherhoben einen Menschen führen. Auch Europäer setzen sich gegen eine Taxe auf ihren Rücken und reiten durch daß Hindudorf. Die Elefanten gehen Fußgängern, Kindern, Stühlen, Karren aus dem Weg. Man sollte glauben, daß sie derlei Kleinigkeiten gar nicht merken. Sie aber sind vorsichtig, leicht, elegant, behutsam. Das Wort von der Gefährlichkeit eines Elefanten im Porzellanladen ist gar nicht wahr. Es ist auch nicht wahr, daß Elefanten trampeln. Sie schweben fast. Sie haben den Gang überdimensionaler Kater. Eine alte englische Touristin ist ein Elefant gegen einen Elefanten.
Andere Bewohner des Hindudorfes beschwören Schlangen, jonglieren mit Kugeln, weissagen aus der Hand, blasen dabei exotische Melodien auf exotischen Trompeten mit kleinen Bäuchen, die so aussehen wie gekrümmte Krüge und deren Töne so fremd und wehmütig sind wie eine Abendsonne im südlichen Meer. Andere wieder tragen bunte Büsche auf den Köpfen, silberne Gürtel, blaue Seide, Turbane, rasselnde Instrumente, Elefantenzähne und klirrende Silbermünzen. Sie tanzen. Die Frauen, in Blau und Silber gekleidet, stellen sich in einer Reihe auf die Bühne mit Rasselinstrumenten in den Händen. Sie singen eine eintönige, kindliche Melodie, schreiten vor und zurück, turnen mit den Armen. Der Seiltänzer besteigt, ein paar Krüge auf dem Kopf, eine hohe Bambusstange und schaukelt auf ihrer Spitze wie eine schwere Frucht im Wind. Ein Fakir packt seine Frau in einen winzigen Korb, durchsticht ihn mit Schwertern und zieht die unversehrte Frau wieder aus dem Korb. Der Schlangenmensch verschränkt die Füße hinter dem Kopf und kratzt sich mit den Zehen.
Indessen sitzen die singalesischen Handwerker in ihren Hütten. Sie stanzen Ornamente in Messing und Silber, sie schmieden Ringe, schleifen blaue Mondsteine, sticken große goldene Räder in feine Leinwand, sie weben, drechseln Stöcke und bestreichen sie mit warmen Farben, die so fett und glänzend sind wie Siegellack. Alle haben eine unendliche Geduld, große schwarze Augen in großen bläulichen kreisrunden Augenhöhlen. Wenn sie von ihrer Arbeit aufblicken, um eine Zigarette zu fordern, ist es, als schlügen sie nicht Lider auf, sondern als

zögen sie Vorhänge von schwarzen Seen weg. Ihre Augen sind feucht und fest, als läge über dem Augapfel noch eine gefrorene und tauende Träne. Die Kreise, in denen die Augen eingebaut wurden, sind sanfte blaue Ufer. Feine Äderchen bilden ihre Flora. Die Hände der Arbeiter sind trocken, schnell und sachlich, flinke Tiere aus Knochen, Haut und glänzenden blauen Nägeln. Es sind selbständige Hände, mit eigenen Augen – und jeder Finger hat sein eigenes Gehirn, jeder Nagel seine eigene Geistesgegenwart. Jedes Fingergelenk hat seine eigene Physiognomie.

In einer Hütte ist die Schule untergebracht.

Ich habe eine ganz andere Schule besucht. Mein Lehrer saß auf einem Katheder, mit einem Rohrstöckchen, und wir, zweiundzwanzig Buben, steckten auf unseren Sitzen wie aufgespießte Federhalter in einem weichen Tintenbrett. Unser Schwamm war trocken und stöhnte auf der Tafel wie ein verwundetes Tier. Unser Lehrer hatte einen blonden herzförmigen Bart, dessen Spitze nach oben ging wie seine Nase und wie die aufwärtsgebogenen Sohlen alter Schuhe.

Hier sitzt der Lehrer in einer Reihe mit sechs Kindern beider Geschlechter. Die Kinder dürfen schmutzig sein, die Hütte ist offen, Publikum strömt herbei, die Kinder halten kleine Schiefertafeln in der Hand, aber es sind nur Symbole. Niemals schreiben sie, niemals löschen sie das Geschriebene aus. Die fremden, schönen, runden Buchstaben auf den Tafeln sind schon vom Fabrikanten gedruckt worden. Die Kinder wiederholen immer das Alphabet, nehmen Zigaretten und Geldstücke für ihren Lehrer entgegen und müssen niemals eine Klasse »repetieren«. Sie haben zwar den ganzen Tag Schule, aber sie können sich allerlei dabei denken. Ihr Lehrer sitzt mit untergeschlagenen Beinen, und sein Gesäß ist sein Katheder. Diese Kinder lernen die Welt kennen, ehe sie noch das Alphabet lernen. Denn sie fahren durch alle Städte der Welt, und alle Menschen kommen zu ihnen. Sie lernen die Geizigen von den Verschwenderischen unterscheiden. Sie lernen betteln und werden lebenskundige Analphabeten.

Dennoch ist dieses Hindudorf eine traurige Institution. Seine Bewohner haben den Schnupfen und wissen nicht, daß er die Grippe ist. Sie werden im Winter in Berlin sein, im Frühling in London, sie wissen nicht, wodurch sich Berlin, Paris, London voneinander unterscheiden. Sie verlassen nicht den Jardin d'Acclimatation. Man hat ihnen Ceylon

nachgemacht, so gut es gegangen ist. Aber Ceylon ist weit, der Himmel ist grau, und es regnet im Hindudorf.

Frankfurter Zeitung, 4. 5. 1926

BABITS: »DAS KARTENHAUS«

Michael *Babits*, einer der größten europäischen Schriftsteller der Gegenwart, hat das Pech (das beinah schon ein Unglück ist), in ungarischer Sprache zu schreiben, also unbekannt zu sein, ein Dichter eines Landes, von dem man in Europa gewohnt ist, leichtflüssige Lustspiele, Feuilletons, Operetten und Mikosch-Witze zu beziehen. Wäre dem nicht so, dann hätte ich es nicht nötig, einen Mann »einzuführen«, den alle Eigenschaften eines großen Schriftstellers zieren: Gewissen, Weite des Horizonts, Klarheit des Stils, Innigkeit der Empfindung und ironische Phantasie. In dem Werk *»Das Kartenhaus«*, »Der Roman einer Stadt« (aus dem Ungarischen übertragen von Stefan J. *Klein;* J.M. Spaeth-Verlag, Berlin), das mir vorliegt, beschreibt Babits die Inflationsperiode einer ungarischen Stadt, die Geschichte ihrer inneren, moralischen Inflation. Ein enger Gestank von abscheulicher Intimität steigt auf aus Amtsgebäuden, privaten Häusern, Fabriken, Seelen. Bloßgelegt ist das Eingeweide einer Stadt, einer ungarischen Stadt, das heißt: einer provinzielleren Provinz, einer Stadt im Lande Horthys und der weißen Feme. Das ist die Beziehung des Buches zu dieser Zeit: ein Protest, ohne den Willen zur Tendenz. Wer Ungarn kennen will, lese dieses Buch, das allerdings auch eine ungleich sympathischere Bekanntschaft vermittelt: die mit dem Dichter Babits. – Die Übersetzung Stefan J. Kleins ist klar, flüssig und präzise.

Frankfurter Zeitung, 7. 5. 1926

DER HERR MINNESÄNGER

So habe ich mir immer den »Sieger« vorgestellt, der die Feder nicht verachtet, obwohl er den Säbel verehrt. Im »Feindesland« angekommen und im Quartier untergebracht, schnallt er diesen ab, nimmt jene zur Hand (»ergreift« sie beziehungsweise) und durchforscht alle Schubläden nach erotischen Requisiten. Er beschäftigt sich mit der feindlichen Nachtkasten-Literatur.
In Mußestunden zeichnet er auf, was ihm so durch sein angebliches Gehirn geht. Im Kasino gilt er als Belehrter und Belesener. Er ist einer, von dem die Kameraden sagen: »Major Delmar? Kennen Se nich?! Der schriftstellert ja!«
Vielleicht macht er auch Gelegenheitsgedichte zu Regimentsfeiern. So wird er ein Grenzfall. Zwischen Mars und Apoll ist er gelegen. Welche Schriften aber stellert er zumeist? – Tagebücher, Memoiren und sogenannte Splitter.
Ein so langer Feldzug in Frankreich (man kann auch Welschland sagen), wie ihn uns Gott zwischen vierzehn und achtzehn beschert hat, verursacht ein ganzes Buch des Herrn Majors. Er hat es in freien Stunden verfaßt, so unterwegs, zwischen Stahl- und Wannenbad, wenn das Schlachtroß in den Stall einkehrte, um den Pegasus hinauszuschicken. Das Buch heißt *»Französische Frauen*, Erlebnisse und Beobachtungen, Reflexionen, Paradoxen«. Maximilian *Delmar* ist der Urheber, Ernst Günther in Freiburg der Verleger.
Ich gebe *Zitate*.
»Eros ist ein Schalk, der seinen Spott so lange treibt, bis das Unheil geschehen ist. Wesenheit der Liebe des Weibes ist Spiel. Somit erkläre ich den Scherz für die wahrhafte Methode, wie sie einzig unserer Abhandlung gemäß ist.«
Da haben wir's! Das Schlimmste, was mir im Leben zustoßen konnte, ist ein scherzender Herr aus dem Kasino. Die Folgen seiner witzigen Veranlagung sind unbeschreiblich und nur zitierbar:
»Wir haben es (in Frankreich) mit einem Erdstrich zu tun, wo weder friesische Geschlechtskühle noch die vernichtende Passion der Liebesnächte von Neapel oder Sevilla zu finden sein werden.«
»In Frankreich haben wir vornehmlich in den für die menschliche Brunst entscheidenden Frühjahrsmonaten den allen verliebten Frauen

so angenehmen Wechsel zwischen lauen Tagen und abkühlenden Nächten zu beobachten.«
»Die Französin glaubt erst an die Maturität eines Mannes, wenn er sich mit Erfolg ihrer eigenen Prüfung unterworfen hat. Sie erkennt den Geist des Mannes in dem Organ, das ihr huldigt.«
»Die Geschichte von Fifis Brautnacht liegt im Dunkel und Schweigen eines Hotelzimmers von Nizza.«
Wenn dieser Herr Major ein paar Seiten über die Erotik der Großstadt geschrieben hat, setzt er an den Schluß folgenden Satz:
»Mit diesen wenigen Strichen ist die Eigenart der großstädtischen Erotik gezeichnet.« (Punkt. Basta. Widersprechen Sie nicht!)
»Die französische Jungfrau wartet auf den Bräutigam und nicht auf den Liebhaber–«. (Er hat also Pech.)
Ein Gedicht:

»Köstlich hielt der Künstler zwischen zwei Gebärden,
deren Triebe wichtig sind auf Erden:
Amor spielt der Psyche an den Beinen.
Denn die Liebe muß im Leib erscheinen.«

»Der Hochzeitstag bringt immer die Entscheidung für die endgültige Daseinsform im Leben des französischen Weibes.« – –
»Wer diese Tränen noch nicht geküßt hat, ahnt nichts von der Lust, die eine ehebrecherische Französin zu schenken vermag.« (Er hat also kein Pech gehabt.)

Er hat Erfahrungen gesammelt, dieser Herr Major, kein Zweifel! Er hat Balzac, die Goncourts, Flaubert, Maupassant gelesen und mit beträchtlichen Abschnitten klassischer Werke sein Buch gefüllt. Er ist ein Meister der pornographischen Ideenassoziation. Kein Gürtel, kein Kamm, keine Schublade, keine Ansichtskarte – kein Gegenstand im feindlichen Quartier ist vor seiner willkürlichen pornographischen Auslegung sicher. Dieser Major unterscheidet sich nicht von den Schulknaben, die in Lesebüchern Worte wie Gier, Mieder, Busen mit rotem Bleistift anstreichen und in den Zehn Geboten nach der Phrase vom »Weib des Nächsten« suchen.
Das wäre eine Privatsache, die uns nichts anginge, wenn dieser Major nicht vor die Öffentlichkeit getreten wäre: ein Ehrenmann, der Vorhänge wegreißt, in Schlafzimmern schnüffelt, Geheimnisse enthüllt, die ihn selbst verraten. Er ist schon längst entkleidet, nackt steht er vor

uns. Das wäre nicht unsympathisch. Aber er hat den Säbel nicht abgeschnallt, und das Rasseln ist unappetitlich. Auf seinem Nachthemd glänzen die Tressen.
Hier ist einer, von dem man nicht sprechen würde, wenn er nicht so unverschämt wäre, nach dem verlorensten aller Kriege aus einem Land, das mit Friedhöfen zum Bersten gefüllt ist, seine Erinnerungen an Nachtkästchen und Kasinoanekdoten mitzubringen. Er ist nicht auf dem großen Totenacker geblieben, der für ihn ja ein Feld der Ehre ist. Aber statt seinem Schöpfer für die unverdiente Gnade zu danken, geht er hin und erzählt schmunzelnd vor aller Welt, er habe sich im Boudoir aufgehalten.
Und nichts rührt sich. Keine Hand erhebt sich, kein Invalide streckt seine Krücke. Die Toten schweigen wie die ehebrecherischen Frauen.

Frankfurter Zeitung, 9. 5. 1926

EINE NACHT MIT WANZEN

»Heute nacht habe ich eine Wanze gefunden und gleich getötet.« – »Da hast du aber Glück gehabt.« – »Wenn nur nicht so viele Wanzen kondolieren gekommen wären!«
»Sind Wanzen im Bett, Herr Wirt?« – »Wo sollen sie denn sein?«

Uralte Witze

Man war ja im Kriege an manches gewöhnt. An allen Fronten flogen nicht nur Kugeln, sondern sprangen auch Flöhe. Kopfläuse waren besser als Kopfschüsse. Und die kleinen rührenden Mäuse, die die Bauernstuben der Etappe bevölkerten, waren geradezu reizende Hausgenossen. Sie rumorten ein wenig, aber dafür vollführten sie artige Tänze, man hatte sie ehrlich lieb.
Es wäre ein schweres Unrecht, so gesittete Tiere mit der blutsaugerischen, mitleidlosen, blöden Wanze zu vergleichen. In ihrem platten Leib, diesem kriechenden Muttermal der Schwiegermutter des Teufels, hat ein fühlendes Herz keinen Platz.
Ich möchte Franziskus von Assisi, den demütigen Tierfreund, nach

einer Nacht in einem karpato-russischen Dorf sehen. Ob nicht selbst er die Kreatur verfluchen würde, die den heiligen Schlaf stört, um sich an unserem Blut, das sie für einen ganz besonderen Saft zu halten scheint, so vollzusaufen, daß es eine Schande ist.

Man legt sich nieder, müde, durchfroren und glücklich, sich einschlafen zu fühlen... Da eilen schon aus allen Ritzen, aus Bilderrahmen und Fugen die lebendig gewordenen Leberfleckerln hervor, die man so oft an geliebten Frauen besungen hat.

Man ist eben eingeschlafen, und das erste Kratzen geschieht im Schlaf, im Halbschlaf das zweite. Beim dritten Male erwacht man, und man weiß das Schreckliche, die eben begonnene Nacht ist zu Ende. Man macht Licht. Am Knöchel sitzt eine Wanze. Was nun? Den Blutsauger auf die Erde schütteln und mit dem Hausschuh ermorden! Aber jetzt kommen die Kondolierer.

Sie kleben an der Wand, nur als Nägel verkleidet, nur wenn man scharf hinsieht, so kommt man hinter ihre Mimikry. Man nimmt ein brennendes Zündholz hält es hin, die tote Wanze fällt, wie ein Blatt im Herbst, ins Bett, die Wand ziert ein kleiner Brandfleck.

Siehe, auf dem Kopfpolster sitzt auch eine. Wenn man das Haus in Brand stecken will – es wäre ja das Vernünftigste! –, so muß man die Krawattennadel nehmen und in den Polster stechen. Ein kleiner Knacks, ein winziger Blutstropfen, vielleicht schon vermengt mit dem mir abgesaugten, wunderliche Transfusion... und jetzt die Leichen fortgeschüttelt – ich werde ihren Geruch nie vergessen – und ins Bett, Decke empor, Licht verlöscht... schlafen!

Jedoch die Rache der Verwandten, Blutrache im fürchterlichsten Sinne des Wortes, ist erwacht. Auch ich. Aussichtsloser Kampf! Sie sind so zahlreich wie die Sternlein auf dem blauen Himmelszelt, und ich bin ganz allein. Auch ekeln sie sich gar nicht vor mir, und ich mich vor ihnen im höchsten Maß.

Mechanisch streife ich eine ab, aber andere vollenden das Werk. Ich werde kraftlos. Mögen sie mich auffressen! Wenn ich sterbe, so will ich Gott bitten, er solle sie aus dem Tierparadies verbannen.

Es scheint, daß ich fiebere. Mein Körper bekommt rote Pusteln, Bisse, Masern oder die Pest, mir ist es gleich.

Ich büße alle Sünden ab, ich will immer brav sein, nur noch dieses eine Mal kann ich die Schadenfreude nicht verbergen beim Anblick einer frechen Wanze, die auf den Rücken zu liegen gekommen ist, mit den

Beinchen strampelt und alle Qualen erduldet, die Franz Kafka in der »Verwandlung« beschrieben hat. Mag sie sich quälen, mich quält es mehr.
Ich binde mir mit Schuhschnüren den Schlafanzug an den Knöcheln fest zu und bedecke mein Gesicht mit einem Tafeltuch. Ich lasse das Licht brennen, wir wollen sehen, wer länger durchhält.
Ach, ich bin schon ganz hin und möchte vor Zorn und Einsamkeitsgefühl weinen, wenn ich mich nicht mehr vor den Wanzen meiner Schwäche schämte.
»Wie klein ist der Mensch«, sagte mir eine ins Ohr, aber ich bin zu Kaffeehaus-Aphorismen nicht aufgelegt und brülle ihr »Kusch!« zu. Was sie zur Kenntnis nimmt – sich aufs Saugen verlegend.
Endlich, es tagt schon, ist das große Gelage zu Ende. Meine Gäste sind gesättigt. Ich schlafe ein und träume bitter, erwache halb, müder als vorher, gerädert und mißbraucht, und ich möchte aus der Haut fahren, die aussieht, als wäre ich in Brennesseln gefallen.

Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt, 11. 5. 1926

LA RENAISSANCE LATINE

Ich bin durch Zufall in die »Grande Salle des Sociétés Savantes« gekommen. Der Universitätsprofessor Achille *Mestre*, der Professor am Institut Catholique, der Abbé *Yves de la Brière*, und einige andere Autoritäten saßen auf der Bühne. Im Saal standen und saßen dicht gedrängt die Studenten. Den Vorsitz führte Herr Henri *Massis*, Chefredakteur der »Revue Universelle«, welche die Zeitschrift der Lateinischen Renaissance ist. Aus den Reden der Autoritäten, aber auch aus den gedruckten Ankündigungen erfuhr ich, daß die »Renaissance latine« den Zweck verfolgt, den »schädlichen Wirkungen des Germanentums und des Bolschewismus« wirksam zu begegnen.
Wie macht man so was? Man versammelt die Studenten aller lateinischen Staaten, die Studenten von Belgien, Kanada, Spanien, Italien,

Portugal, der lateinischen Schweiz und des lateinischen Orients, ja, auch die Mexikaner, Argentinier, Brasilianer, sofern sie aufzutreiben sind, und nimmt auch von den Rumänen nicht Abstand, die an den Pariser Hochschulen zwar stark vertreten, aber ganz gewiß nicht rein lateinischen Blutes und rein lateinischer Kultur sind. Man erzählt ihnen allen, daß sie mehr oder weniger direkt von *Rom* abstammen, mit Julius Caesar ebenso verwandt sind wie mit dem *ius romanum*, mit Horaz ebenso wie mit dem Papst, mit der lateinischen Logik ebenso wie mit der katholischen Kirche.

Hierauf können die im Saal versammelten Faschisten nicht an sich halten. Sie haben – als ob man sie nicht ohnehin erkennen würde – Photographien von *Mussolini* mitgebracht, billige, in Millionen Exemplaren hergestellte Abdrucke jenes heroischen Mussolini, der die erhobene Hand vor den Betrachter hält, wie um einen Widerspruch von vornherein zu begegnen. Es ist, wie man weiß, der bekannte Gruß der Faschisten.

Die mit diesem Bild versehenen Studenten stimmen einen Gesang an – es ist wahrscheinlich die Faschistenhymne, die ich nicht kenne. Sie sehen, wenn sie singen, den deutschen Hakenkreuzlern zum Verwechseln ähnlich. Es scheint, daß Nationalhymnen, die doch den Zweck haben, die Nationen gegeneinander aufzubringen, den ganz entgegengesetzten Erfolg haben: Sie machen alle Völker, die singenden Teile wenigstens, einander verwandt.

Der Universitätsprofessor Achille Mestre sagte, Rom hätte Logik und Ordnung, Organisation und Autoritätsbegriff in die Welt gebracht. Ei seht! Und ich hatte gedacht, »Organisation« wäre eine echt germanische Sache, eine Erfindung der Deutschen! Das Mittelalter, sagt der Herr Professor, wäre eine glänzende Epoche gewesen, eine Zeit der Vorherrschaft der »Autorität«. Freiheit, meint der Herr Professor, wäre überflüssig. Man sehe ja gerade, daß die Völker, höchst unzufrieden mit der »Freiheit«, nach der »starken Faust« verlangten. Welch ein Unglück die Revolution! Und nichts täte uns so sehr not wie »Autorität«.

»Katholizismus« – so meinten alle Redner – wäre eine spezifisch lateinische Sache. Die katholische Kirche garantiere die lateinische Kultur, und die lateinischen Völker wären es, welche den Bestand der katholischen Kirche garantierten. Und dabei saß der Abbé de la Brière und klatschte. Er applaudierte den Rednern, die die katholische Kirche zu

einer *Stammeskirche* degradierten. Er selbst sprach noch von den Polen, dem »slawischen Volk, das, zwischen Bolschewismus und Germanentum gedrängt, lateinische Zivilisation beschütze und dessen hervorragende Vertreter die lateinische Sprache beherrschen«.
Es ist nicht anzunehmen, daß der Professor de la Brière, der Lehrer am Institut Catholique, der noble französische Schriftsteller, der außerordentlich kultivierte Redner, etwa *nicht* weiß, daß die hervorragenden Vertreter der Deutschen, Engländer, Skandinavier – also der »Germanen« –, aber auch der Russen – also der »Bolschewisten« – *auch* lateinische Zivilisation haben und daß es wahrscheinlich unter Deutschen mindestens ebensoviel Kenner des römischen Rechts und des Horaz, des Tacitus und des Julius Caesar gibt wie unter Franzosen und Italienern. Ich nehme nicht an, daß der Diener der katholischen Kirche de la Brière den Einfluß seiner Kirche auf die sogenannten »lateinischen Völker« beschränken will. Der Herr de la Brière weiß, daß wir *alle*, wir Völker der Neuzeit, die Erben Roms sind, und er weiß, daß zum Beispiel die Deutschen mehr lateinische Kultur geerbt haben als – noch einmal: zum Beispiel – die Rumänen.
Weshalb klatscht er Beifall? Weshalb gründet er Lateinische Renaissancen mit singenden Faschisten? Wo ist die Gemeinschaft zwischen Portugiesen und den slawischen Rumänen? Ist nicht *stärkere Gemeinschaft* zwischen Franzosen lateinischer Kultur und Deutschen lateinischer Kultur?
Ist das neue *Europa* nicht ein gesünderer Begriff als die »Renaissance latine«?
Weshalb? Weshalb?

Frankfurter Zeitung, 15. 5. 1926

»ROMANTIK« DES REISENS

Die Freude, die einer vor einer Reise empfinden mag, ist immer geringer als der Ärger, die sie schließlich verursacht. Nichts ärgerlicher als ein riesiger Bahnhof, der aussieht wie ein Kloster und vor dessen Eingang ich immer einen Moment überlege, ob ich nicht doch lieber die

Schuhe ausziehen soll, statt den Gepäckträger zu rufen. Nichts ärgerlicher als ein eisernes Geländer vor einer vergitterten Kasse. Vor mir schwebt ein Rucksack. Hinter mir stößt mich ein eiserner Stab, der durch die Ösen eines Strohkorbes gezogen ist. Ich muß mich tief bükken, um dem von aller Welt abgeschlossenen Schalterbeamten mein Fahrziel anzugeben. Er hat nur ein einziges offenes Quadrat, durch das er Geld entgegennimmt und Geräusche. Ich wundere mich immer, daß er nicht lieber mit den Händen hört...

Vom Gepäckträger, der alle meine Koffer hat, weiß ich nichts mehr als eine Nummer. Ich muß mich auf sein Physiognomiegedächtnis verlassen. Wie, wenn er keines hätte? Wie, wenn sich ein Doppelgänger fände? Wie, wenn dem Träger was Menschliches zustieße? Mein Freund muß eine Bahnsteigkarte haben, will er mich begleiten. Wozu Bahnsteigkarten? Das Betreten der Geleise ist ja ohnehin verboten. Das Betreten des Perrons muß gebüßt werden. Ein Mann, der den Bahnsteig betritt, um *nicht* zu fahren, bleibt doppelt zurück. Man könnte ebensogut von allen Karten verlangen, die nur den Bahnhof betreten.

Unverschämt hohe Trittbretter führen zu meinem Kupee. Warum nicht gleich Leitern? Man klettert in den Wagen wie auf einen Dachboden zum Wäschetrocknen. Die Abteile sehen aus wie Zündholzschachteln, die auf einer ihrer zwei Reibflächen stehen. Die Sitze sind so raffiniert gebaut, daß zwischen meinen Knien und denen meines gegenübersitzenden Mitreisenden kein Platz mehr ist. Wir könnten ein Schachbrett auf unseren Knien aufstellen. Wir können die Augen nicht aufschlagen – wir müssen uns sofort ansehen. Haben wir Pech, sitzen wir zwischen zwei oder drei Menschen. Um eine Zigarette aus der Tasche zu nehmen, müssen wir dem Nachbarn den Ellenbogen in die Brust stoßen.

Die sogenannte Musik des Räderrollens empfinden wir als Hammerschläge auf das Kleinhirn und die Schläfen. Strecke ich ein Bein aus, so muß ich im nächsten Augenblick die Hose des Nächsten bürsten. Und fortwährend sehen wir einander an: wenn wir Äpfel schälen, Wurst essen, Orangen öffnen. Manchmal spritzen wir uns gegenseitig den Saft südlicher Früchte in die Augen.

Unsere Hände, unsere Kragen, unsere Hemden, unsere Taschentücher werden schwarz. Die Lokomotive schüttet Ruß auf mein Angesicht. Oft fährt sie tückisch durch sogenannte Tunnels, auf die die

ganze Technik stolz ist. Wir fahren durch Unterwelten und sind keine Grubenarbeiter. Wenn wir ein Fenster öffnen, protestieren die Erkälteten. Sechsmal muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich hinauswill. Notsignale sind mit Plomben versehen. Wenn man sie zieht, zahlt man Strafe. Bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet der Schaffner. Immer zu meinen Ungunsten...

Wenn ich einen Schlafwagen nehme, teile ich einen schmalen Verschlag mit einem dicken Herrn. Geteilte Nächte sind halbe Nächte. Man fährt leider nach Geschlechtern getrennt. Ehefrauen müssen erst nachgewiesen werden. Wenn ich Mittag esse, zittern Teller und Kellner, Weinflaschen stehen gefesselt in eisernen Ringen. Wehe, wenn man sie befreit!...

Schaffner wechseln oft, wie Aprilwetter. Sie zeichnen Striche auf die Fahrkarten. Einfache Striche. Dazu müssen sie mich wecken. Diese kunstlosen Striche (aber selbst Löcher) mache ich selbst ebensogut. Oberschaffner kontrollieren dann die Striche der Schaffner. Von Gepäcknetzen drohen tödlich schwere Koffer, die ihr Gleichgewicht nicht finden. An Grenzen kommen Zollwächter und rauchen meine Zigarren. In den Korridoren hängen Beil und Säge hinter einer Glasscheibe und gemahnen an Unfälle.

Wenn man ankommt, fällt man über Koffer. Wenn man einen im Gepäckwagen hat, muß man eine Stunde warten. Alle Bahnhöfe sind verschwenderisch weit und hoch gebaut. Aber nur durch ganz schmale Pforten kann man ins Freie kommen. Alle Fahrkarten muß man abgeben. Was macht die Eisenbahndirektion mit all diesen alten Pappendeckeln?

Kein Mensch ist schlimmer dran als ein Reisender. Es ist merkwürdig, daß diese mittelalterliche, schikanöse Art des Reisens allen so romantisch vorkommt. Unsere Kleider sind zerstört. Heiße Würstchen und kaltes Bier ruinieren unsere Magen. Wir haben gerötete Augen und fette, schmutzige Hände. Und bei all dem sind wir glücklich!...

Im Kino sehe ich manchmal die Salonwagen amerikanischer Millionäre. Sie diktieren Sekretärinnen in die Schreibmaschine. Sie sitzen in Wannen und baden, während sie fahren. Ein Neger frottiert sie. Eine Köchin bereitet ihnen Leibspeisen zu. Manche fahren in Salonautomobilen, sie sind nicht einmal von Schienen abhängig. Manche fliegen in Aeroplanen, kapitalistische Vögel. All das könnten wir auch verlangen.

Die Fahrkarten sind teuer genug. Wir müßten nicht auch noch Kinoplätze bezahlen.
Unsere Fahrzeuge, die sogenannten Verkehrsmittel, sind weit hinter unserer Zeit zurück. Sie stehen in keinem Verhältnis zu unserem Stolz auf die »Errungenschaften« und zur Verachtung, die wir für die Postkutschen haben. Die Eisenbahnabteile sind den Postkutschen ähnlicher, als die Eisenbahnbehörden glauben. Im Zeitalter des Radios knipst man noch Löcher in Pappendeckel! Die Zeitgenossen des lenkbaren Luftballons schleppen schwere Koffer! Wir erwägen schon Reisen zum Mond. Wir wollen nächstens den Mars besuchen. Wir haben die Relativitätstheorie gefunden. Aber weil wir sie nicht verstehen, haben wir doch noch keine Veranlassung, auf Hühnersteigen zu schlafen, wenn wir Betten bezahlen.
Die modernen Aeroplane sind schon komfortabler als die Eisenbahnen. Wenn ich Aphorismen machen wollte – ich mache keine –, würde ich sagen: Es ist bequemer, von einem Aeroplan abzustürzen, als mit der Eisenbahn zu landen. Für Zugzusammenstöße gibt es keine Fallschirme. Auch Schwimmgürtel suche ich vergebens auf Lokomotiven …
Mit achtzig Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde ist man immer noch langsamer als die Zeit. Die Zeit macht hunderttausend Kilometer in der Sekunde. Während ich im fahrenden Zug sitze, laufe ich ihm weit voraus. Das ist der Sinn der Relativitätstheorie …
Meine Photographie kann ich in einer Sekunde telegraphisch übermitteln. Mich selbst übermittle ich erst in zwölf Stunden. Wenn ich angekommen bin, sehe ich mir gar nicht mehr ähnlich. Man kann sich nicht im Zug rasieren. Der Bart aber wächst schneller, als der Zug fährt. Die Toilette kann man auf Stationen nicht benutzen. Während der Fahrt ist sie besetzt.
In der dritten Klasse sitzt man auf Holzpritschen, wie in Kerkerzellen. Wenn einer die Lampe auslöscht, müssen alle schlafen. Zeitungen kann man nicht lesen, weil es finster ist. Wenn das Licht brennt, zittern die Zeilen des Leitartikels. Nur aus Verzweiflung hält man das Feuilleton straff über dem Knie.
Wenn man den Kopf zum Fenster hinausstreckt, hat man ihn verloren. Er liegt in einem Brunnen. Wenn man sich gegen eine Tür lehnt, fliegt man hinaus wie eine Orangenschale. Dabei ist das Hinauswerfen harter Gegenstände verboten …

Jedes »Übertreten der Vorschriften wird geahndet«. Gepäckdiebe kann man »zur Anzeige bringen«. Sie sind um keinen Preis der Welt dazu zu bringen. Wer Angaben macht, die zur Eruierung eines Diebes führen, erhält eine Belohnung. Aber wer es einmal versucht hat, weiß, wie schwer es ist, von der Eisenbahn Belohnungen zu erhalten.
Im Gegenteil: Man muß oft »nachzahlen«. Man bekommt sogar Quittungen. Man kann sie vor den Spiegel in der Toilette stecken. Er ist ohnehin blind.
Das Aufspringen ist verboten. Das Abspringen nur Verbrechern gestattet. Anständige Menschen kriegen die Tür gar nicht auf, es sei denn, daß sie sich gegen sie während der Fahrt lehnen. Kinder sind an der Leine zu halten. Hunde dürfen nicht in den Wagen genommen werden. Aber für redselige Reisende sind keine Maulkörbe vorgeschrieben...
Es gibt Luxuszüge, D-Züge, Schnellzüge, Personenzüge, verschiedene Taxen, verschiedene Klassen, Vorschriften, Hemmungen, Verbote. All das empfindet man »romantisch«.
Dennoch ziehe ich es vor, in einem D-Zug erster Klasse nach Monte Carlo zu fahren, als zu Fuß eine Steuererklärung auszufüllen...

Anm. d. Red.: Wir können der Leserschaft versichern, daß der Verfasser unbeschadet der geschilderten »Romantik« selten zu Hause anzutreffen ist.

Frankfurter Zeitung, 6. 6. 1926

20 MINUTEN VOR DEM KRIEG

In einem *Pariser Kino* zeigt man Aktualitäten der tausendfach vergangenen, weil durch den Krieg von uns geschiedenen Wochen, die Aufnahmen der altgewordenen Neuigkeiten, der Moden, der Tänze, der Fünf-Uhr-Tees einer Epoche, die aus ihrer läppischen Lächerlichkeit unmittelbar in ein blutiges Grauen hineintänzelte – einer Epoche, die so verlogen war, daß sie die Wahrheit ihres eigenen Untergangs gar nicht mehr erlebte. Sie war vor ihrem Tode schon tot. Ihre Kinder

waren zu Lebzeiten schon Gespenster, in Gartenlauben aus Pappe gezeugt.
Die regelmäßig bei jedem Programmwechsel sich erneuernden alten Filme laufen unter dem ständigen Titel: »*20 Minuten vor dem Krieg*«. Ihretwegen ist das Kino täglich ausverkauft, manchmal überfüllt. Alle Söhne gehen hin, ihre Väter auszulachen. Das große Familienalbum der Vergangenheit wird vor ihnen aufgeblättert. Es besteht aus Gräbern, die kein Grauen ausströmen, sondern unwiderstehliche Komik. Die Wirkung der Bilder gleicht ungefähr jener, die durch zwanzig Zylinder bei einer Leichenfeier hervorgerufen wird: Über der Lächerlichkeit der Hüte verliert man den Schauer vor dem Sarg. Es entsteht eine sehr merkwürdige Art von Grauen, das nicht die Seele, sondern das Zwerchfell tangiert.
Wir sitzen vor der Leinwand und sehen eine jener alten preußischen Militärparaden, den Stechschritt der Regimenter zu Ehren des Kaisers, die wedelnden Pferdeschwänze an ihren natürlichen Orten und auf den Helmen, die fetten, dienstbeflissenen Gesichter, aus steifen Kragen hervorgepreßt und um künstliche Doppelkinne bereichert, Lakaien in Bratröcken, Bärte aus blondem Zwirn. Von Stolz und Eifer gezeugter Schweiß tropft auf knarrende Hemdbrüste, glänzende Manschetten aus leinwandähnlichem Blech rutschen über verlegen geschäftige, Hüte abreißende, Fähnchen schwenkende Hände. – Wir sehen die *Pariser Menge von* 1910, die den französischen Präsidenten erblicken möchte, Männer mit zusammengerollten Würsten aus schwarzer Seide, die Regenschirme im Ruhestand sind, mit Zwickern an breiten Halsbändern, die im Winde schaukeln wie Hängematten für Sommerfliegen, mit Krawatten, die wie Matratzen über Brüste gebettet sind. Wir sehen Frauen in langen Schleppen, die wie unabsichtlich mitgezogene Teppiche sind, in Überziehern, die an den Hüften plötzlich Glocken werden, in kleinen Kapotthütchen, vielfach gestalteten, auf hohen Haartürmen sitzenden, mit Bratspießen befestigten. Alle Frauen haben die Form runder Türme, unten breit, oben schmal, wenn sie stehen, verdeckt das Kleid ihre Füße, es ist im Straßenpflaster eingepflanzt, im Innern von einem Drahtgerüst gehalten. Auf der Spitze des Turms wimmern drei Kirschen aus Glas...
Man sieht den allerneuesten Pariser Tanz von 1908, vom berühmtesten Tanzprofessor jener Zeit vorgetrippelt. Der Professor trägt einen

Cutaway mit blonder Weste, einen geschlossenen Stehkragen, der den Hals umgibt wie eine geschliffene Festungsmauer, ein kleines, schwarzes, gezwirbeltes Schnurrbärtchen. Er hat winzige Füßchen, er tanzt auf den Füßchenspitzen, mit Daumen und Mittelfinger hält er Daumen und Mittelfinger seiner Dame. Er trippelt zwei Schrittchen vor, eines zurück, dreht sich um seine Achse, legt das Köpfchen kokett auf die Schulter, betrachtet seine Füßchen und klappert mit schamhaften Augenlidern den Takt zu seinen Bewegungen.

Man sieht die Modeschöpfungen eines alten großen Ateliers: Vom Hals bis zu den Hüften sind Mannequins Atlaspanzer, von den Hüften bis zum falschen persischen Teppich sind sie Vorhänge von Provinzbühnen. Manchmal, wenn es hoch und schamlos hergeht, entblößen sie unzüchtig einen Ellenbogen, die Verworfenen! Und wenn sie sich setzen, heben sie mit zwei Fingern das Kleid und locken mit sittlich verderbten Knöcheln. Oh, wie kupplerisch sind die Moden! Große, aus Draht geflochtene, mit Samt und Tüll überzogene Teller wackeln auf den Köpfen, Straußfedern schaukeln auf den Tellern, fallen als Fliegenwedel ins Gesicht. Über die Kleider gehängt sind Bettvorleger, dreieckige, die in einer Troddel endigen. Alle Frauen legen, wenn sie lächeln, den Kopf auf eine Schulter. Und wann lächeln sie nicht, die Neckischen? Sie schlagen die Augen auf und zu, wie kostbare Schreine, in denen Versprechungen liegen...

Man sieht Filme, die vor dem Kriege gedreht wurden, zum Beispiel den von den Banknotenfälschern. Der junge Mann verbreitet das falsche Geld, um die Ansprüche seiner verworfenen, bis zum Hals zuchtlos zugeknöpften Geliebten zu befriedigen. Er wird entdeckt, seine Mutter kommt, er stand verborgen hinter einem Paravent. Jetzt stürzt er hervor, vom moralischen Impetus seiner Wandlung fällt die chinesische Wand um, er selbst folgt ihr und legt sich, mit steifem Oberkörper, in einem Winkel von 90 Grad auf die Knie, erhebt sich, von einer göttlichen, unsichtbaren Schnur hochgezogen, fällt mit hebelartig ausgestreckten Armen seiner Mutter um die Federboa, die ihr Hals ist.

Vor solch erschütternden Ereignissen sitzen wir da, die Kinder der Gegenwart, die Überwinder Darwins und Ibsens, der unverstandenen Frau mit der »Pleureuse«, der Suffragette sogar, der Paradeuniform, des Regenschirms, des Vollmannes und des Suderbarts, der Schleppe und der Turmfrisur aus Zopf und Spießen; wir, die Betrachter der Ne-

ger-Revuen, der nackten Mädchen, wir im Trommelfeuer Gehärteten und Gezeugten, Verächter der schönen Lüge, Bekenner der sozusagen häßlichen Wahrheit. Vor dem ganzen verlogenen Jammer unserer Väter, die den Film erfunden zu haben scheinen, um uns ihre Lächerlichkeit zu überliefern, lachen wir, lachen wir. Wir haben Boxer und Sportidioten, Amerika und Dauerläufer, Girls, die von Pastoren gezüchtet werden, eine Internationale sonntäglich wehender Windjacken. Aber wir haben keine Mieder statt der Brüste, keine Federboas statt der Hälse, keine Vorhänge statt der Beine und statt der Tragik keine Zylinder! Wo der Stechschritt noch ertönt, ist er *bewußt* verstorben, die Paraden dieser Zeit weihen schlimmstenfalls lebende Denkmäler ein (und nicht tote). Wir sind keine Optimisten, aber wir erwarten das Selbstverständliche. Wir wissen, daß die »Pleureusen« zum Stahlhelm führen mußten, daß ein gerader Weg sich zieht vom züchtigen Schleier zur Gasmaske und von der Gartenlaube zum Schützengraben. Und jenen Landsturm ohne Waffe, der die Felder der Ehre gepflügt hat, um uns dann hinzusäen mit weinerlichem Segen – diesen verlogenen Vorabend des Krieges verlachen wir jeden Abend zwanzig Minuten lang, nicht länger, aus voller Brust. –

Frankfurter Zeitung, 11. 6. 1926

DER FAKIR UND SEIN PUBLIKUM

In einem mondänen kleinen, von sorgenlosen Menschen besuchten *Pariser Theater* trat der Fakir Tahri Bey auf. Er ist ein mittelgroßer, schwarzbärtiger, weißhäutiger, mit einer Art jenseitiger Jugend begabter Mann, die keineswegs von Jahren abhängig ist. Er trägt ein Lächeln um den Mund wie eine offene Blume. Seine auffälligste Eigenschaft ist seine sehr irdische Tugend, der Charme, eine Tugend, deren ein Fakir scheinbar nicht bedarf. Dieser Fakir aber ist charmant, gleichsam um uns erdgebundenen Zuschauern entgegenzukommen.

An jenem Abend, an dem ich das Theater besuchte, gewann ich die Überzeugung, daß des Fakirs Entgegenkommen überflüssig, ja sogar

ein grober psychologischer Fehler war. Hätte ich ihn doch warnen können! Ich hätte ihm gesagt, daß sorgenlose wohlhabende Menschen, die ihre Plätze bezahlt haben, metaphysische Schauer erleben wollen, nicht menschliche Grazie, und daß die meisten Westeuropäer ein Wunder nur dann genießen, wenn es mit einer gewissen Quantität von Schrecken verbunden ist. Unser Fakir verbreitete keinen Schrecken. Daß er ein weißes Gewand trug, war sein einziges Zugeständnis an das Bedürfnis der Zuschauer nach Mystik. Er war natürlich, irdisch, er sprach mit einer sanften, nasalen Stimme immer nur von Wissenschaft und Experiment statt von Geistern, Teufeln und Hölle. Er sprach exakt, logisch, konsequent; er wandte sich an den ohnehin geringen Verstand der Zuhörer, auf den sie freiwillig verzichten, statt an die Quellen ihrer Furcht zu rühren, die sie breit aufgedeckt hatten.

Infolgedessen geschah es, daß die Menschen eitel wurden, aufsässig, widerspenstig, wie Knaben gegen einen gütigen Lehrer. Sie schütteten die Quellen ihrer Furcht wieder zu und weckten ihren Verstand auf, der zwar nicht dazu ausreichte, den Fakir zu begreifen, aber gerade noch groß genug war, ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Wenn der Fakir bat, es möchte jemand auf die Bühne kommen, blieben alle sitzen. Zu wissenschaftlichen Experimenten wollen sich reiche Menschen nicht gerne hergeben, weil nach dem ewigen Gesetz der Weltordnung nur Arme und Kaninchen dazu außerkoren sind. Noch nie hatte jemand freundlicher mit Zuschauern gesprochen als dieser Tahri Bey.

Schließlich kam eine resolute, schon grauhaarige hutlose Dame vor das Publikum, deren äußerst niedrige Sandalen-Absätze eine männliche Energie verrieten und dem tiefen Timbre ihrer Stimme entsprachen. Es war ihre Aufgabe, dem Fakir einen gedachten Auftrag zu erteilen und ihm ihre Gedanken durch das Auflegen ihrer eigenen geräumigen Hand auf seine schmale weiße zu übermitteln. Sie tat es. Sie legte mit unverkennbarer Entschlossenheit ihre Hand auf die des Fakirs und sah ihn aus scharfen, grauen, zweifelnden und höhnischen Augen an. Der Fakir schien erraten zu haben. Er ließ sich auf die Knie fallen und suchte mit den Händen etwas in der Gegend der energischen Sandalen. Da er nichts fand, erhob er sich. Die Dame schwieg. Er ließ sich wieder fallen und ruderte mit den Armen in der tiefen Leere. »Fahren Sie nur fort!« ließ sich die Stimme der Dame

vernehmen. »Habe ich's also erraten?« fragte sanft der Fakir. »Fahren Sie fort!« befahl die Dame.
Der Fakir aber hörte auf, vielleicht, weil er sich schämte, so willenlos vor einer Dame zu liegen. »Wären Sie nur geblieben«, höhnte die Dame, »denn, wissen Sie, was ich Ihnen befohlen hatte? – ich hatte mir ausgedacht: Sie sollen – schwimmen.«
Ja, *schwimmen* hatte sie sich ausgedacht! Warum nicht fliegen? Da kein Wasser auf der Bühne war, wäre Fliegen logischer gewesen. Niemand klatschte. Alle gaben der Dame recht, und niemand sah, daß der Fakir sogar diesen sinnlosen Befehl ausgeführt hatte. Der Fakir seufzte. Für einen Moment wehte ein Schatten über sein Lächeln. Er mochte einsehen, wie schwach die Vernunft ist und um wieviel größer die Anstrengung der Männer sein mag, die den Menschen die Köpfe erleuchten wollen, als derjenigen, die übersinnliche Kräfte hervorrufen. Er mochte einsehen, um wieviel leichter es ist, den verborgenen Gedanken eines Menschen zu erraten, als einen Menschen zu einem Gedanken zu erziehen.
Seine Qual war noch nicht zu Ende. Er hypnotisierte einen jungen Mann und bat einen Herrn, an einen Gegenstand zu denken. Der Hypnotisierte würde den Gegenstand erraten. »Gut«, sagte der Herr, »ich denke.«
»Wollen Sie auf die Bühne kommen?« flehte der Fakir. »Nein«, erwiderte der Herr, »ich bleibe sitzen.« Der Fakir trat zu seinem Medium. »Das ist ein Gegenstand«, sagte das Medium, »den der Herr verloren oder vergessen hat oder der gestohlen worden ist.« »Richtig«, sagte der Herr. »Es ist ein Gegenstand«, sprach das Medium, »den der Herr immer mit sich getragen hat.« »Nein«, sagte der Herr. Das Medium blieb dabei, daß es ein Gegenstand war, den der Herr immer mit sich getragen hatte.
»Nein«, sagte der Herr, »Sie haben nichts erraten. Ich dachte an meinen Regenschirm, der mir abhanden gekommen ist; und ich habe ihn *nur* bei regnerischem Wetter getragen.«
Da blieb dem Fakir nichts anderes übrig, als sich begraben zu lassen. Vorher fragte er: »Wie lange soll ich tot sein, fünf, sieben oder zehn Minuten?«
»Eine ganze Viertelstunde!« sagte ein Herr im Smoking. Es war einer jener Herren, die Perücke und Zwicker tragen. Sein Angesicht bestand nicht aus Zügen, sondern aus Fleischknollen.

Der Fakir legte sich in einen Sarg, Arbeiter schütteten Sand auf sein Gesicht und auf den Sarg, es wurde ein gelber Grabhügel auf der Bühne.
Nach einer Viertelstunde holte man den Fakir aus dem Grab. Sein Angesicht war schwarz, seine Augen weiß, seine Hände ohnmächtig. Aus einem Schal konnte er mit diesen ohnmächtigen Händen gerade noch sogenannte Talismane ausstreuen, pergamentene Zettel. Und siehe da: Alle vornehmen gescheiten Menschen, die den Fakir verspottet hatten, die aus ihrer noblen Reserve nicht auf die Bühne hatten kommen wollen, rissen sich um die Talismane. Damen vergaßen ihre Haltung und Herren ihre Ritterlichkeit, es war wie bei einer Katastrophe, Leute, die keinen Zettel erwischten, schrieen verzweifelt, man mußte den Fakir schnell von der Bühne wegführen, indessen ein Handgemenge um die Talismane entstand. Man sah Damen in Abendkleidern auf seidenen Knien am Boden nach Zetteln suchen und Herren mit gierigen Fingern kleine Papierchen in Brieftaschen verbergen. Hätte man die Lichter nicht ausgelöscht und hätten sich die Menschen nicht besonnen, daß in der Garderobe ihre immerhin kostbaren Mäntel lagen und Regenschirme, die sie allerdings nur bei regnerischem Wetter trugen – der Streit hätte kein Ende genommen.
Jetzt ist Tahri Bey unterwegs nach Amerika. Er wird dort ein Publikum finden, daß zwar auch einen geringen Verstand hat, daß aber keinen so großen Gebrauch davon macht. Ich wünschte ihm jedenfalls, er würde bei einem Taschenspieler lernen, wie man echte Wunder vollführt, damit sie genauso wirksam seien wie falsche. Denn es kommt leider immer noch darauf an, die Menschen gerade dann zu betrügen, wenn man ihnen Wahrheiten beweisen will.

Frankfurter Zeitung, 30. 6. 1926

BÜCHER VON SOLDATEN

Frankreich – Tschechoslowakei – Deutschland

Joseph *Delteil*, der berühmte Verfasser der »Jeanne d'Arc«, hat versucht, ein Epos über den Weltkrieg zu schreiben; die *»Poilus«* – so heißt sein in der Edition du Loup (Paris) erschienenes Buch – zu besingen; nicht die historischen Tatsachen zu behandeln, sondern den Atem der historischen Tatsachen; nicht das Faktum, sondern den Spiritus. Delteil versucht, die Menschlichkeit von dem Schauder und aus dem Historisch-Offiziösen zu lösen, das Private (Tragische und Schöne) von dem Monumentalen – den »poilu« also wiederzugeben und nicht den Soldaten.
Dieses Buch, das in Frankreich eine Zeitlang umstrittene Sensation war, konnte nur in Frankreich geschrieben werden. Es ist ein gut angelegter Versuch geblieben. Die zeitliche Nähe verhindert die epische Objektivität. Aber selbst aus einer zeitlichen Ferne ist der Weltkrieg 1914 bis 1918 nicht etwa wie ein Trojanischer zu behandeln; und auch wenn Delteil Homer wäre, er könnte über die Belagerung von Paris keine Ilias schreiben. Ein Krieg, den man so überwunden hat, den man so durchschaut hat, dessen unermeßliche Tragik aus so kleinlichem Diplomaten-, Kaiser- und Phrasenspiel erwuchs, ist nicht mehr (auch in Frankreich nicht) ekstatisch-episch, sondern satirisch zu behandeln. Delteil hat subjektiv geschrieben, ein lyrisches Dokument geliefert, die atmosphärischen Schwankungen der »Großen Zeit« aufgezeichnet.

Die »Große Zeit« erweist ihre grausame Wahrhaftigkeit nur in der Karikatur. Der tschechische Dichter Jaroslav *Hašek* hat sie gezeichnet. Sein Buch heißt *»Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges«* (Prag, Adolf Synek. 334 Seiten, Geb. *M* 5.20).
Der brave Soldat Schwejk ist ein kleiner tschechischer Hundehändler, ein österreichischer »Tepp«, dumm und harmlos, ahnungslos gegenüber den großen Dingen dieser Welt und ihnen in all seiner Ohnmacht dennoch überlegen. Der Trottel Schwejk entlarvt das heroische Zeitalter als eine grauenhaft gehäufte Dummheit, die ihm nicht, nicht einmal *ihm* gewachsen ist. Gegenüber dem gesunden Menschenverstand eines notorischen Schwachkopfes hält das großartige Gebäude nicht stand,

das Historiker, Gelehrte, Politiker, Kaiser, Könige, Präsidenten, Industrielle und Dichter aufgerichtet haben.
Von Gott sagt man, er spreche durch den Mund der Narren. Im Buch Jaroslav Hašeks spricht der Ewige sogar durch den Mund eines wegen ärztlich bescheinigten Schwachsinns aus dem Militär Entlassenen. Das verlogene Pathos enthüllt der Idiot besser und nachhaltiger als der Satiriker. Der brave Soldat Schwejk ist bereits in dem Grade dumm, daß er weise wird. Es gibt auch noch etwas Dümmeres als Dummheit: Das ist die Torheit. Der Weltkrieg war eine. Schwejk beweist es.
Das Buch Hašeks ist aus gesammelten Feuilletons entstanden, die der Autor in Rußland während des Krieges in einer für die tschechischen Legionäre herausgegebenen Zeitung täglich erscheinen ließ. Hašek ist später Kommunist geworden. Wäre er nicht allzufrüh gestorben, wer weiß, er hätte noch ein Buch geschrieben, in dem sein neues tschechoslowakisches Vaterland eine ebenso ironische Spiegelung erfahren hätte wie sein altes österreichisches. Er hat jedenfalls sein Buch von Schwejk nicht mehr redigieren können.
Es ist manchmal weitschweifig, es bedürfte einer Kürzung. Die deutsche Übersetzung hätte jedenfalls besser sein müssen. Ein paar Kapitel dieses Buches waren einmal in einer deutschen Zeitschrift in glänzender Übersetzung erschienen. Warum blieb die Übersetzung nicht? Es ist so schwer, diesen Prager Vorstadt- und Hundehändler-Dialekt lebendig im Deutschen wiederzugeben, daß der Verlag sich die Mühe hätte nehmen müssen, nach einem Übersetzer von Rang, nach einem Kenner Prags und der deutschen Sprache zu suchen (etwa Meyrink oder E.E. Kisch).

Hašek liefert die bewußte Karikatur des Soldaten. Der selige Philipp *Mainländer*, ein ehrenwerter, gut angeschriebener, wenn auch nicht sehr origineller Philosoph (1876 durch Selbstmord geendet) schreibt die unbewußte Karikatur. Walter *Rauschenberger* hat dem Gedächtnis des braven Philosophen keinen guten Dienst durch die Herausgabe der hinterlassenen Schrift *»Meine Soldatengeschichte«* (Berlin, Georg Stilke, 144 Seiten. *M* 6) erwiesen. Ich wünschte dem toten Mainländer, er hätte einen klügeren Verwalter für seinen Nachlaß gefunden und einen besseren Stilisten. Wenn Rauschenberger in der Einleitung schreibt: »In anthropologischer Richtung ist zu bemerken, daß Mainländer mittelgroß und brünett war« – so ahne ich schon, was Mainlän-

der selbst in militärischer Richtung zu bemerken haben wird. Und ich erfahre wirklich, daß der arme Mainländer 1866 vergeblich um Aufnahme in das Heer gebeten hat. »Im Herbst 1868«, so schreibt Mainländer, »stand ich vollkommen frei da, und mein erster Gedanke war natürlich, in die Armee einzutreten, damit ich bei Ausbruch eines Krieges gleich mitmarschieren könnte.« Es gelingt ihm nicht.

Schließlich (aber erst *nach* dem Krieg 1870/71) gelingt es dem Philosophen, Soldat zu werden. Bevor er einrückt, bereitet er sich folgendermaßen vor:

»Auch verfehlte ich nicht, immer eine halbe Stunde lang mich auf meinen neuen Beruf vorzubereiten. Ich machte ›langsamen Schritt‹ (die blauen Glockenblumen und der gelbe Ginster kicherten leise, und die dicken Hummeln verspotteten mich schadenfroh) und übte Griffe: Gewehr auf! Präsentiert das Gewehr! Gewehr ein! und Hiebe: Rechts-Hieb! Links-Hieb! Stich! Dieses Ineinandergreifen zweier diametral entgegengesetzter Tätigkeiten, der reinen Sensibilität und reinen Irritabilität, brachte den seltsamsten Zustand in mir hervor!«

Der arme Mainländer! Er ist kurzsichtig – frisch, fromm, fröhlich, frei, aber kurzsichtig. Deshalb begibt er sich einen Tag vor der offiziellen Musterung angstvoll zum Oberstabsarzt, versetzt diesen in große Verwunderung, erhält schließlich die Zusicherung, daß er auf jeden Fall Soldat würde, und wird es.

Er wird Soldat und beschreibt naiv, kindlich, sentimental das Soldatenleben. Und Rauschenberger gibt es heraus. Und entblößt den Mainländer, der eine brave, stille Rubrik in einem philosophischen Nachschlage-Lexikon ausgefüllt hätte, als einen »Dreijährig-Freiwilligen«. Und ein Verlag druckt es. Und eine Papierfabrik liefert das Papier. Und Setzer setzen es. Und Buchhändler vertreiben es. Und ich – bespreche es.

Ich bespreche es als ein kleines, winziges Zeichen der deutschen Gegenwart.

Frankfurter Zeitung, 15.8. 1926

SPAZIERGANG IN WARSCHAU

In den Städten des europäischen Ostens liebe ich die Marktplätze zu sehen, die freien, nicht die von Hallen gedeckten, die offenen Märkte mit den Hunderten von Buden, den armseligen Spielzeugen, den billigen Bedarfsgegenständen, nach denen kein Bedarf ist, und die zusammengewürfelten, bunt durcheinandergewebten Gemüse auf den Säkken, die eine Art Gartenerde sind und auf denen das schon Gepflückte, Entwurzelte, Abgeschnittene zu einer neuen Blüte kommt und zu einem letzten fröhlichen Leben vor dem Gekochtwerden. In Warschau liegt der offene Marktplatz neben der nach westeuropäischen Mustern gebauten Halle, am Ausgang des jüdischen Viertels. Man verkauft auf dem Marktplatz in Warschau alles: Schnürsenkel und Karotten, Hühner und Hundeleinen, Kopftücher und Fliegenpapier, Schürzen und Schaukelpferde, Gebetbücher und Brot, Leinwand, Leder und Insektenpulver. Das Geschrei ist unbeschreiblich verwirrend, von einer erschütternden, grausam und gleichzeitig traurig-weinerlichen Melodie, es besteht aus den tiefen Stimmen streitender, feilschender Männer und dem schwarzen Geblök der Rinder als Grundlage. Auf der Basis, auf dieser schweren, dunklen Klangmasse erhebt sich, flatternd, zerrissen, dünn, das Krähen der Hühner, das Schnattern der Gänse, das Kreischen der Frauen. Aus der Ferne, wenn man sich dem Marktplatz nähert, hört man nur diese hellen Klänge und wie ein Brummen unterirdischer, sehr weiter Bässe die dunklen Stimmen. Das ergibt einen sehr seltsamen, unirdischen akustischen Eindruck. Es klingt wie die Melodie wildgewordener betender Derwische.
Später lernt man die Urheber dieser Klänge kennen: alte Juden mit langen Bärten aus weißer Wolle, mit rudernden Armen, in flatternden Kaftanen; jüdische Frauen mit großen Töpfen vor dem dicken Leib, in dunklen Kopftüchern, mit unaufhörlich bewegten zahnlosen Mündern; barfüßige Bäuerinnen in grellen, mit hellen Wiesenblumen bemalten Kopftüchern; Geflügel, das eng zusammengedrängt in vergitterten Kästen steht, mit den Flügeln um sich schlägt; kleine, kläffende Hunde, piepsende amerikanische Mäuse; große, starke, feilschende Männer mit schwarzen Mützen, um einen Bauernwagen gedrängt, auf dem zwei fette, an den Füßen gefesselte Schweine ein jämmerliches Geheul erheben. »Kauft! Kauft!« ruft es von jedem Stand, ein blenden-

der, kupferner Samowar singt leise vor sich hin und stößt große graue Wolken aus wie eine Lokomotive; wandernde Händler verkaufen junge Maiskolben, Essigsaft, Gebäck und große braune Bohnen und gelbe kleine Erbsen; die kleinen Pferdchen vor den strohgedeckten, mit Stroh gepolsterten Bauernwagen wiehern hell und fröhlich und wie aus kleinen Kindertrompeten.

Am Ufer der *Weichsel* ist ein Badestrand eröffnet, mit weichem Sand, mit einem Café und mit Turngeräten. Die beste Gesellschaft kommt hierher, um zu baden und zu flirten. Seltsamerweise gibt es hier noch Abteilungen, in die der Zutritt nur den Frauen gestattet ist. Stundenlang stehen die Männer am Zaun, um durch Ritzen und Astlöcher Dinge zu entdecken, die ohne Anstrengung und ohne Verbot überall zu sehen sind...

Man arbeitet in *Warschau* verhältnismäßig wenig. Die Menschen sitzen auch wenig zu Hause, sie sitzen im Sommer auf den vielen Bänken, die nicht nur in den Gärten stehen, sondern auch in vielen breiten rasen- und baumreichen Straßen. Nirgends ist ein mehr gemischtes Publikum zu finden. Die Faulheit, der weiche Wind, die Sonne, die Bank heben alle Unterschiede auf, die zwischen Bürgern, Bauern, Arbeitern, Dienstmädchen, Lehrerinnen, Soldaten, Offizieren, Juden bestehen. Hier sitzen sie stundenlang, debattierende und sehr schweigsame Menschen, Arbeiter, die leise vor sich hin singen, alternde Mädchen mit Büchern aus der Leihbibliothek und junge, die auf eine Anknüpfung hoffen...
Indessen singen kleine Straßenbuben, barfüßige, barhäuptige, charmante, schmutzige, die Namen der Zeitungen; Leierkastenmänner ziehen vorüber, den grünen Papagei auf der Schulter, jüdische Handelsmänner mit einem Sack für alte Kleider auf dem Arm.

Die polnischen *Gefängnisse* sind überfüllt. In keinem europäischen Land – außer Ungarn – gibt es weniger freien Raum in Gefängnissen, Arresten und Kerkern. Die innerpolitischen Verhältnisse des Landes, Furcht vor dem benachbarten Rußland, verschiedene echte und von der politischen Polizei halb vorgetäuschte und konstruierte Konspiration der im großen nicht staatsfreundlichen ukrainischen Bevölkerung verursachen viele Einzel- und Massenverhaftungen. Verdächtige

Flüchtlinge aus den östlichen Randstaaten, Räuberbanden in den Wäldern, internationale Verbrecher haben ihre Tätigkeit in Polen nach dem großen Krieg begonnen und noch nicht beendet. Die Gefängnisse des Landes sind Überbleibsel aus der alten russischen, österreichischen, preußischen Okkupation. Am traurigsten sind die von Österreich in Galizien hinterlassenen Gefängnisse, von grauen, hohen Mauern umgeben, mit Zellen ohne Licht, ohne Wasser, ohne Kanäle und ohne hygienische Lagerstätten.

Die heitersten Erscheinungen der polnischen Öffentlichkeit sind die Kinder, die kleinen Kolporteure und Streichholzverkäufer. Es sind arme, schmutzige, zudringliche und immer fröhliche Kinder. Sie springen auf vorbeifahrende Wagen und verlassen das Trittbrett nicht eher, bis man ihnen eine Zeitung oder eine Streichholzschachtel abgekauft hat. Ihre Zudringlichkeit ist von einer Anmut, der nur noch die südliche des italienischen Bettelknaben entspricht. Diese polnischen Kinder sind durchaus nicht fürs Leben verloren. Sie sind auf dem besten Weg, eine große Tüchtigkeit, eine größere Menschenkenntnis zu erwerben und sie später nützlicher in irgendeinem Beruf zu verwerten.

Das Illustrierte Blatt, 11. 9. [1926?]

Reise in Russland

I

DIE ZARISTISCHEN EMIGRANTEN

Lange bevor man noch daran denken konnte, das neue Rußland aufzusuchen, kam das alte zu uns. Die Emigranten trugen den wilden Duft ihrer Heimat, der Verlassenheit, des Bluts, der Armut, des außergewöhnlichen, romanhaften Schicksals. Es paßte zu den europäischen Klischeevorstellungen von den Russen, daß sie solches erlebt hatten, Ausgestoßene waren, von warmen Herden Vertriebene, Wanderer durch die Welt ohne Ziel, Entgleisende mit der alten literarischen Verteidigungsformel für jeden Sprung über gesetzliche Grenzen: »die russische Seele«. Europa kannte die Kosaken aus dem Varieté, die russischen Bauernhochzeiten aus opernhaften Bühnenszenen, die russischen Sänger und die Balalaikas. Es erfuhr (auch nachdem Rußland zu uns gekommen war) niemals, wie sehr französische Romanciers – die konservativsten der Welt – und sentimentale Dostojewski-Leser den russischen Menschen umgelogen hatten zu einer kitschigen Gestalt aus Göttlichkeit und Bestialität, Alkohol und Philosophie, Samowarstimmung und Asiatismus. Was hatten sie aus der russischen Frau gemacht! Eine Art Menschtier, mit Reue begabt und Leidenschaft zum Betrug, eine Verschwenderin und eine Rebelliernde, eine Literatenfrau und eine Bombenfabrikantin. Je länger die Emigration dauerte, desto näher kamen die Russen der Vorstellung, die man sich von ihnen gemacht hatte. Sie taten uns den Gefallen und assimilierten sich an unser Klischee. Das Gefühl, Träger einer »Rolle« zu sein, linderte vielleicht ihr Elend. Sie trugen es leichter, wenn sie literarisch gewertet wurden. Der russische Fürst als Chauffeur eines Pariser Taxis steuert unmittelbar in die Literatur. Sein Schicksal mag grausam sein. Aber es ist belletristisch verwendbar.
Das anonyme Leben der Emigranten wurde eine öffentliche Produktion. Wie erst, wenn sie sich selbst zur Schau stellten. Hunderte gründeten Theater, Sängerchöre, Tanzgruppen und Balalaika-Orchester. Zwei Jahre lang waren alle neu, echt, verblüffend. Später wurden alle

selbstverständlich und langweilig. Sie verloren die Beziehung zur heimatlichen Erde. Sie entfernten sich immer mehr von Rußland – und Rußland noch mehr von ihnen. Europa kannte schon Meyerhold – sie hielten immer noch bei Stanislawsky. Die »blauen Vögel« fingen an, deutsch, französisch, englisch zu singen. Schließlich flogen sie nach Amerika und verloren das Gefieder.
Die Emigranten betrachteten sich als die einzigen Vertreter des Echt-Russischen. Was nach der Revolution in Rußland wuchs und von Bedeutung wurde, verleumdeten sie als »unrussisch«, »jüdisch«, »international«. Europa hatte sich längst daran gewöhnt, in Lenin einen russischen Repräsentanten zu sehen. Die Emigranten hielten noch bei Nikolaus dem Zweiten. Sie hielten mit rührender Treue an der Vergangenheit fest, aber sie vergingen sich gegen die Geschichte. Und sie selbst reduzierten ihre Tragik.
Ach! sie mußten leben. Deshalb ritten sie in Pariser Hippodromen heimatliche Kosaken-Galoppe mit fremdblütigen Pferden, bekleideten sie sich mit krummen Türkensäbeln, die auf dem Flohmarkt von Glignaucourt erworben waren, führten sie leere Patronentaschen und stumpfe Dolche auf dem Montmartre spazieren, setzten sie auf ihre Häupter große Bärenmützen aus echten Katzenfellen und standen furchtbar anzusehn als Häuptlinge aus Dongebieten vor den Drehtüren der Etablissements, auch wenn sie in Wolynien zur Welt gekommen waren. Manche avancierten auf unkontrollierbaren Nansen-Pässen zu Großfürsten. Es war ja auch gleichgültig. Alle konnten sie mit der gleichen Fertigkeit aus den Balalaikas Heimweh und Schwermut zupfen, rote Saffianstiefel mit silbernen Sporen tragen und hockend in tiefer Kniebeuge auf einem Absatz herumwirbeln. Eine Fürstin sah ich in einem Pariser Varieté eine russische Hochzeit darstellen. Sie war eine strahlende Braut, Nachtwächter aus der Rue Pigalle, als Bojaren verkleidet, wuchsen Spalier wie aus Blumentöpfen, eine Kathedrale aus Pappe leuchtete im Hintergrund, aus ihr trat der Pope mit einem Bart aus Watte, gläserne Edelsteine funkelten im russischen Sonnenglanz, der aus dem Scheinwerfer floß, und die Kapelle träufelte aus gedämpften Geigen das Lied von der Wolga in die Herzen des Publikums. Andere Fürstinnen waren Kellnerinnen in russischen Lokalen, Notizblöcke hingen an tulasilbernen Ketten an ihren Schürzen, ihre Köpfe standen stolz im Nacken, Musterbeispiele standhafter Emigrantentragik.
Andere, Gebrochene, saßen still auf den Bänken der Tuilerien, des Lu-

xemburggartens, des Wiener Praters, des Berliner Tiergartens, an den Ufern der Donau in Budapest und in den Kaffeehäusern von Konstantinopel. Mit den Reaktionären eines jeden Landes hatten sie Verbindung. Sie saßen da und trauerten ihren gefallenen Söhnen und Töchtern nach, ihren vermißten Frauen – aber auch der goldenen Taschenuhr, dem Geschenk Alexanders des Dritten. Viele hatten Rußland verlassen, weil sie »das Elend des Landes nicht ansehen konnten«. Ich kenne russische Juden, die, noch vor wenigen Jahren von Denikin und Petljura »enteignet«, heute dennoch nichts mehr auf der Welt hassen als Trotzki, der ihnen nichts getan hat. Sie wollen ihren falschen Taufschein wiederhaben, mit dem sie sich demütig, unwürdig einen verbotenen Aufenthalt in den großen russischen Städten erschlichen hatten.
In dem kleinen Hotel im Pariser Quartier Latin, in dem ich wohnte, lebte einer der bekannten russischen Fürsten, mit Vater, Frau, Kindern und einer »bonne«. Der alte Fürst war noch echt. Er kochte seine Suppe auf einem Spirituskocher, und obwohl er mir bekannt war als eine antisemitische Kapazität und eine Leuchte im Bauern-Schinden, erschien er mir dennoch rührend an feuchten herbstlichen Abenden, durch die er frierend kroch, ein Symbol, kein Mensch mehr, ein Blatt, abgeweht vom Baum des Lebens. Aber sein Sohn, in der Fremde erzogen, elegant von Pariser Schneidern eingekleidet, von reicheren Großfürsten erhalten – wie anders war er! Im Telephonzimmer konferierte er mit gewesenen Leibgardisten, an falsche und an echte Romanows schickte er Ergebenheitsadressen zu Geburtstagen, und den Damen im Hotel legte er kitschige rosa Liebesbriefchen in die Schlüsselfächer. Zu zaristischen Kongressen eilte er in Automobilen, und er lebte wie ein kleiner emigrierter Gott in Frankreich. Wahrsager, Popen, Kartenleser, Theosophen kamen zu ihm, alle, die die russische Zukunft kannten, die Wiederkehr der großen Katharina und der Troikas, der Bärenjagden und der Kalorga, Rasputins und der Leibeigenschaft...
Alle verloren sich. Sie verloren das Russentum und den Adel. Und weil sie nichts mehr gewesen waren als Adelige und Russen, hatten sie alles verloren. Sie sanken aus ihrer eigenen Tragik. Dem großen Trauerspiel entfielen die Helden. Die Geschichte ging unerbittlich ihren eisernen und blutigen Weg. Unsere Augen wurden müde, ein Elend zu betrachten, das sich selbst so billig gemacht hatte. Wir standen vor den Überresten, die ihre eigene Katastrophe nicht begriffen, wir wußten mehr

von ihnen, als sie uns erzählen konnten, und Arm in Arm mit der Zeit, gingen wir über die Verlorenen hinweg, grausam und dennoch traurig. –

Frankfurter Zeitung, 14. 9. 1926

II

DIE GRENZE NIEGORELOJE

Die Grenze Niegoreloje ist ein großer brauner, hölzerner Saal, in den wir alle eintreten müssen. Gütige Träger haben unsere Koffer aus dem Zug geholt. Die Nacht ist sehr schwarz, es ist kalt, und es regnet. Deshalb sahen die Träger so gütig aus. Mit ihren weißen Schürzen und ihren starken Armen kamen sie uns helfen, als wir fremd an die Grenze stießen. Ein Mann, der dazu befugt war, hat mir noch im Zug den Paß abgenommen, mich meiner Identität beraubt. So, ganz und gar nicht ich, ging ich über die Grenze. Man hätte mich mit jedem beliebigen Reisenden verwechseln können. Später allerdings stellte es sich heraus, daß die russischen Zollrevisoren mich nicht verwechselten. Intelligenter als ihre Kollegen aus anderen Ländern, wußten sie, zu welchen Zwecken ich reise.

Im braunen, hölzernen Saal hatte man uns schon erwartet. Gelbe, warme elektrische Lampen waren an der Decke entzündet. Auf dem Tisch, an dem der Oberste der Zollrevisoren saß, brannte, freundliche Grüßerin aus vergangenen Zeiten, eine Petroleumlampe mit Rundbrenner und lächelte. Die Uhr an der Wand zeigte die osteuropäische Zeit. Die Reisenden, beflissen, ihr nachzukommen, rückten ihre Uhren um eine Stunde vor. Es war also nicht mehr zehn, sondern schon elf. Um zwölf mußten wir weiterfahren.

Wir waren wenige Menschen, aber viele Koffer. Die meisten gehörten einem Diplomaten. Sie blieben laut Gesetz unberührt. Keusch, wie sie vor der Abfahrt gepackt waren, müssen sie am Ziel ankommen. Sie enthalten nämlich sogenannte Staatsgeheimnisse. Dagegen werden sie sorgfältig in Listen eingetragen. Das dauerte lange. Der Diplomat beschäftigte unsere tüchtigsten Revisoren. Und indessen verstrich die osteuropäische Zeit.

Draußen, in der feuchten Schwärze der Nacht, rangierte man den russischen Zug. Die russische Lokomotive pfeift nicht, sondern heult wie eine Schiffssirene, breit, heiter und ozeanisch. Wenn man durch die Fenster die nasse Nacht sieht und die Lokomotive hört, ist es wie am Ufer des Meeres. In der Halle wird es beinahe behaglich. Die Koffer fangen an, sich auszubreiten, aufzugehen, als wäre ihnen heiß. Aus dem dicken Gepäck eines Kaufmanns aus Teheran klettern hölzerne Spielzeuge, Schlangen, Hühner und Schaukelpferde. Kleine Stehaufmännchen schaukeln leise auf dem bleibeschwerten Bauch. Ihre bunten, lächerlichen Gesichter, von der Petroleumlampe grell beleuchtet, von vorüberhuschenden Schatten der Hände abwechselnd verdunkelt, werden lebendig, verändern ihren Ausdruck, grinsen, lachen und weinen. Die Spielzeuge klettern auf eine Küchenwaage, lassen sich wiegen, kollern wieder auf den Tisch und hüllen sich in raschelndes Seidenpapier. Aus dem Koffer einer jungen, hübschen und etwas verzweifelten Frau quillt schimmernde schmale bunte Seide, Streifen eines zerschnittenen Regenbogens. Dann folgt Wolle, die sich bauscht, bewußt atmet sie wieder frei nach langen Tagen luftloser, zusammengepreßter Existenz. Schmale graue Halbschuhe mit Silberspangen legen ihr Zeitungspapier ab, das sie verbergen sollte, die vierte Seite des »Matin«. Handschuhe mit bestickten Manschetten entsteigen einem kleinen Sarg aus Pappendeckel. Wäsche, Taschentücher, Abendkleider, groß genug, um eine Hand des Revisors zu bekleiden, schweben empor. Alle spielerischen Utensilien einer reichen Welt, alle eleganten, polierten Sächelchen liegen fremd und dreifach nutzlos in dieser harten, braunen, nächtlichen Halle, unter den schweren Balken aus Eichenholz, unter den strengen Plakaten mit den eckigen Buchstaben wie geschliffene Beile, in diesem Duft von Harz, Leder und Petroleum. Da stehen die flachen und die bauchigen kristallenen Flakons mit den saphirgrünen und bernsteingelben Flüssigkeiten, lederne Maniküretuis öffnen ihre Flügel wie heilige Schreine, kleine Damenschuhe trippeln über den Tisch.

Niemals noch sah ich eine so genaue Visitation, auch nicht in den ersten Jahren nach dem Krieg, in der vollen Blütezeit der Revisoren. Es scheint doch, daß hier nicht eine gewöhnliche Grenze ist zwischen Land und Land, sie will eine Grenze sein zwischen Welt und Welt. Der proletarische Zollbeamte – der kundigste der Welt – wie oft hat er selbst verbergen und entkommen müssen! – revidiert zwar Bürger aus neutralen und selbst freundlichen Staaten, aber Menschen einer feindli-

chen Klasse. Das sind Abgesandte des Kapitals, Händler und Spezialisten. Sie kommen nach Rußland, vom Staat gerufen, vom Proletariat befehdet. Der Zollbeamte weiß, daß diese Kaufleute in den Läden Fakturen säen und daß dann in den Schaufenstern wunderbare, teure, dem Proletarier unerreichbare Waren aufgehen werden. Er revidiert zuerst die Gesichter und dann die Koffer. Er erkennt die Heimkehrenden, die jetzt mit neuen polnischen, serbischen, persischen Pässen versehen sind.

Spät in der Nacht noch stehen die Reisenden im Gang und können den Zoll nicht verschmerzen. Alles erzählen sie einander, was sie mitgebracht, was sie bezahlt und was sie geschmuggelt haben. Stoff genug für lange russische Winterabende. Die Enkel werden es noch hören müssen.

Die Enkel werden es hören, und das merkwürdige, verworrene Antlitz dieser Zeit wird vor ihnen auftauchen, der Zeit an ihrer eigenen Grenze, der Zeit mit ihren ratlosen Kindern, den roten Revisoren, den weißen Reisenden, den falschen Persern, den Rotarmisten in den langen sandgelben Mänteln, deren Saum den Boden berührt, der feuchten Nacht von Niegoreloje, dem lauten Keuchen schwer bepackter Träger. Kein Zweifel, diese Grenze hat historische Bedeutung. Ich fühle sie in dem Augenblick, in dem die Sirene breit und heiser aufheult und wir hinausschwimmen in dunkles weites ruhiges Land. –

Frankfurter Zeitung, 21. 9. 1926

III

GESPENSTER IN MOSKAU

Wer leuchtet mir von den Plakatwänden entgegen? – Der *»Maharadscha«*. Mitten in Moskau! Gunnar Tolnaes, der stumme Tenor aus dem hohen Norden, schreitet siegreich durch Kanonendonner, Blut, Revolution, unverletzbar wie jedes echte Gespenst. In seinem Gefolge befinden sich die ältesten Kinodramen Europas und Amerikas. Die Häuser, in denen sie gespielt werden, sind überfüllt. Hoffte ich nicht, den Maharadschas und ihresgleichen zu entkommen, als ich hierherfuhr? Um ihn zu erblicken, bin ich nicht gekommen. Schicken sie uns

den »Potemkin« und lassen sich dafür den Gunnar kommen, die Russen? Welch ein Tausch! Sind *wir* die Revolutionäre und *sie* die Spießer? Welch eine verrückte Welt! –– Mitten in Moskau spielt man den »Maharadscha«...

In den Auslagen der wenigen Frauenmodeläden hängen alte Kostüme, lange, breite Glockenformen. Bei den Modistinnen kann man die ältesten Hutformen sehen. Auf den Köpfen der Bürgerinnen auch. Sie tragen breitrandige Hüte mit Reihern; napoleonische Dreispitze; Kolpaks mit Schleiern; lange Haare und lange Kleider bis zu den Knöcheln. Und diese Tracht ist nicht nur die Folge einer Not, sondern zum Teil auch eine Manifestation konservativer Gesinnung. Justament bleiben sie beim Sonnenschirm.

Ich ging in den »Maharadscha«, um zu sehen, wer ihn besuchte: Es waren die alten Kolpaks, die Schleier, die Mieder und die Sonnenschirme.

Es kam die alte, geschlagene Bourgeoisie. Man sieht es ihr an, daß sie die Revolution nicht überlebt, sondern nur überstanden hat. Ihr Geschmack hat sich in den letzten Jahren nicht gewandelt. Sie ist den Weg der europäischen und amerikanischen oberen und mittleren Gesellschaftsschichten nicht gegangen, den Weg vom Sommernachtstraum zur Negerrevue, von Kriegsauszeichnungen zu Gedenktagen, von der Heldenverehrung zur Boxerverehrung, vom Balletkorps zum Girlbataillon und von der Kriegsanleihe zum Grab des Unbekannten Soldaten. Das alte russische Bürgertum ist im Jahre 1917 stehengeblieben. Es möchte im Kino die Sitten, Gebräuche, Schicksale, Möbelstücke seiner Zeitgenossen sehen: Offiziere, die nicht etwa bei der Roten Armee sind, sondern noch im feudalen Kasino verkehren; Liebesleidenschaften, die zum Polterabend führen und nicht zur zeremoniellen Sowjet-Ehe vor einem Matrikelschreiber; Duellmöglichkeiten zwischen Ehrenmännern; Schreibtische mit Dachgiebeln; Speiseschränke mit Nippessachen; und romantische Erotik. Man möchte die Welt wiedersehen, in der man zwar auch schon unsicher gelebt hat, von der man aber heute glaubt, sie wäre paradiesisch gewesen. Deshalb sind die alten Kinodramen ausverkauft. In Paris werden sie schon unter dem höhnischen Titel »20 Minuten vor dem Krieg« gegeben. Der französische Bürger lacht über dasselbe Schicksal, das sein russischer Klassengenosse mit ernster Spannung verfolgt.

Ich spreche jetzt vom *alten* russischen Bürger. Denn schon wächst ein

neuer heran, mitten in der Revolution entsteht er, von ihr am Leben gelassen. Vor ihren Gnaden darf er Geschäfte machen, und ihre Einschränkungen versteht er zu umgehen. Stark, lebendig, aus einem ganz andern Material als sein Vorgänger, ein Freibeuter halb und halb ein Händler, trägt er mit einem gewissen Trotz seinen Namen »NEP-Mann«, der im ganzen Land und jenseits der Grenzen einen degradierenden Klang hat. Ohne Sentimentalität, wie er ist, läßt er sich nicht bannen, weder von einer Weltanschauung noch von Gegenständen, noch von Moden, noch von literarischen und künstlerischen Erzeugnissen, noch von einer Moral. Er unterscheidet sich ganz deutlich vom alten Bürger, ganz deutlich vom Proletariat. Er wird erst in einigen Jahrzehnten seine ihm passenden Formen, Traditionen und konventionellen Lügen haben – wenn er am Leben bleibt...

Ich spreche also nicht von ihm, sondern vom alten Bürger und vom alten »Intellektuellen«. Er hat keine Lebenskraft mehr. Sein ehrlicher kleiner revolutionärer Idealismus, seine gutherzige, aber enge Liberalität ist vom großen Brand der Revolution erstickt worden – wie eine Kerze erlischt in einem brennenden Hause. Er leistet dem Sowjetstaate Dienste. Er lebt von kargen Gehältern, und er führt immer noch seine alte Lebensweise in einem sehr reduzierten Umfang weiter. Er hat noch ein paar häßliche Andenken aus Karlsbad, ein Familienalbum, ein Lexikon, einen Samowar und Bücher mit Lederrücken. An stillen Abenden spielt seine Frau auf dem Klavier. Aber der Sinn seines Daseins war: ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu sein und seinen Sohn, wenn möglich, zu einem bedeutenden zu machen. Die äußeren Weihen seiner stillen Existenz waren kleine Auszeichnungen und kleine Rangerhöhungen, Gehaltszulage, private Familienfeier und zuverlässiger Schwiegersohn.

Nichts von all dem ist geblieben. Seine Tochter fragt ihn nicht, bevor sie zu irgendeinem Mann ins Zimmer zieht. Seinem Sohn kann er keine »Grundsätze« mehr fürs Leben geben. Der Sohn kennt sich in der russischen Gegenwart genauer aus, und er führt seinen Vater in ihr herum wie einen Blinden. Der Vater wird ohne Rang und ohne Ehren zu Grabe getragen werden. (Auch der Tod hat seine Feierlichkeit verloren.) Zwar dient er heute dem neuen Auftraggeber mit der alten Ehrlichkeit und Treue, die des Bürgers schönste Tugend ist. Er mag sogar mit dieser Welt zufrieden sein und sie bejahen. Und dennoch, dennoch ist er fremd und tot in ihr. Schon, daß er sie nicht ersehnt und nicht

erkämpft hat und daß sie dennoch geworden ist, stellt ihn außerhalb ihrer eigentlichen, ihrer inneren Grenzen. Die blutige Entschiedenheit, mit der sie geworden ist, wird ihm immer unbegreiflich sein. Sein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl kann sich mit der Unvollkommenheit neuer Einrichtungen nicht zufriedengeben. Die Fehler der neuen Welt erspäht er mit einem viel schnelleren und kritischeren Auge als dereinst die Fehler der alten. Auch gegen diese hatte er sich aufgelehnt. Aber er war schließlich ihr Kind, auch als stiller Empörer. (Ein lauter ist er niemals gewesen.) Und so kommt es, daß in Rußland dasselbe liberale Bürgertum, das im Jahre 1905 mit dem *wirklichen* meuternden Panzerkreuzer »Potemkin« sympathisierte, das in Odessa die rote Flagge der Rebellen grüßte und das schließlich von den Kosaken niedergeschossen wurde – daß dieses Bürgertum heute den *gefilmten* »Potemkin« nicht mehr sehen will.

Die Geschmacksverirrungen des Vorkriegsbürgers; eine gewisse frisch-fröhliche, ahnungslose Ekstase der Vorkriegsjugend; ein ganz bestimmter enger Eifer, der wie ein stumpfer Pfeil ist und infolgedessen nur Oberfläche trifft; eine *bewußte* Abgrenzung gegen alles, was man irrtümlicherweise »Luxus« und »nutzlos« in den neunziger Jahren genannt hat; ein *freiwilliger* Verzicht auf geistige Verwöhntheit und auf jene Anmut des Menschen, die bereits ins Metaphysische hineinreicht; eine hartnäckige Verwechslung der großen und weiten, allerdings nicht tagespolitischen Tendenz mit Tendenzlos-Nur-Schönem und »Bürgerlich-Spielerischem« – das alles ist wieder das *Gespenst der Revolutionären*. Das haben sie vom aufgeklärten Liberalismus der kleinen französischen Bourgeoisie übernommen. Das sind die gesunden, rotwangigen, robusten Tagesgespenster. Sie haben *zu*viel Fleisch und Blut, um lebendig zu sein.
Man hat Homer als eine Art »Religionsunterricht« vollkommen aus den Schulen abgeschafft. Nie mehr soll in Rußland ein Hexameter skandiert werden. Es ist sozusagen eine vollkommene Trennung von Staat und Humanismus durchgeführt worden. Sophokles, Ovid, Tacitus müssen also als Repäsentanten »bourgeoiser« Geistigkeit verstanden worden sein. Was die bürgerlichen Oberlehrer der klassischen Philologie am Altertum gesündigt haben, muß es selbst offenbar büßen. Welch eine Gelegenheit wäre hier gewesen, die Verlogenheiten alter Kommentare in wirklich revolutionärer Weise aufzudecken! Zu

zeigen, wie weit entfernt die historische Wirklichkeit und auch die innere Wahrheit von der überlieferten edlen und »klassischen« Gebärde war; wie groß der Unterschied zwischen den aristokratischen Helden war, welche die Dreiruderer befehligen, und den tausend Sklaven, die, eng an die Ruderbänke gefesselt, die Flotte gegen einen »Feind« führen, der ihr Bruder ist; wie grausam, sinnlos und barbarisch der Tod der Dreihundert in den Thermopylen war – für ein Vaterland, das seinen Opfern zwei ganze Verszeilen schenkt; zu fragen, was mit den Witwen und Waisen dieser Dreihundert geschehen ist, zu lehren, daß Patroklus immer begraben liegt und daß Thersites immer zurückkehrt; die fürchterliche Leichenschändung, die Achilles an Hektor begeht, *so* zu lesen, wie Homer sie beschreibt – nämlich so, daß jeden ein Grauen schüttelt vor dem Protektionskind blinder, ungerechter, grausamer Götter – einer sozusagen herrschenden Klasse des Altertums; Ovids untertänige Schmeichelwidmungen nicht nur als Beispiele lateinischen »früh-epischen« Stils vorzutragen, sondern als abschreckendes Exempel einer Zeit, in der ein schaffender Mensch, also immerhin auch ein Arbeiter, seine Arbeit verrät und seine Würde verleugnet. –
Das alles will also die Revolution in Rußland versäumen! Sie protegiert in der Schule das »Praktische«, das ohne Zweifel für morgen taugt, aber nicht mehr für übermorgen. Sie verzichtet auf das fundamentale Material, auf dem sie ihre Häuser bauen könnte, wie die alte Welt ihre Tempel und Paläste gebaut hat ...
Es geht der Atem durch einen großen Teil des geistigen Lebens in Rußland, der bei uns vor zwanzig Jahren ein frischer war. Es war die Zeit, in der der »Schillerkragen« Rationalismus mit Naturbegeisterung auf jeder männlichen Brust entblößte. Neben ihm grassiert die »sexuelle Aufklärung«, die, wie man weiß, Schleier lüften will, aber Türen aufreißt. Hygiene wird Epidemie. Eine Literatur, die mit kleinbürgerlichen artistischen Mitteln arbeitet, hält schützend vor sich die dick aufgetragene Tendenz, so daß man sie nicht treffen kann, will man die Revolution nicht verletzen. Eine billige Symbolik, die sprachliche Metaphern ins ursprünglich Gemalte und Geformte zurückübersetzt, also gesprochene Bilder in Farben ausdrückt, kennzeichnet viele Ausstellungen der bildenden Kunst. Es gibt Plakate mit Buchstaben, die vor lauter Deutlichkeit unleserlich werden, Bögen, die in Giebel verwandelt sind, Kreise in Rechtecke, schwingende Rundungen in stumpfe Trapeze.

Daß Gott aufgehört hat zu existieren, weil die Popen nicht mehr vom Staat erhalten werden, scheint die Überzeugung der meisten zu sein. Die Naivität in metaphysischen Fragen findet man in dieser Art und Vollkommenheit nur noch in Amerika. Und in Moskau kam es wirklich zu einem öffentlichen Disput zwischen dem Führer einer der häufigen amerikanischen Delegationen und einem Moskauer Professor über die Existenz Gottes und über die Verträglichkeit des Glaubens mit der marxistischen Weltanschauung. Und es war ganz wie in einem New Yorker Klub...

Es wäre freilich anders kaum möglich. Vielleicht *muß* die große Masse zuerst durch die Oberfläche der Erkenntnis. Sie ist ja kaum einige Jahre befreit von der tiefsten Blindheit! Wahrscheinlich muß es dauern, bis allgemein wird, was wirklich neu im Schöpferischen ist. Denn eine neue Art, zu schaffen und aufzunehmen, zu schreiben und zu lesen, zu denken und zu hören, zu lehren und zu erfahren, zu malen und zu betrachten, ist hier entstanden. Daneben bleibt alles andere, was es ist: gespenstisch. –

Frankfurter Zeitung, 28.9. 1926

IV

AUF DER WOLGA BIS ASTRACHAN

Der Wolga-Dampfer, der von Nishni Nowgorod nach Astrachan geht, liegt weiß und festlich im Hafen. Er erinnert an einen Sonntag. Ein Mann schüttelt eine kleine, unerwartet starke Glocke. Die Lastträger laufen, nur mit Trikothosen und einem Tragleder bekleidet, durch die hölzerne Halle. Sie sehen aus wie Ringer. Vor dem Kassenschalter stehen Hunderte. Es ist die zehnte Stunde eines hellen Vormittags. Ein fröhlicher Wind weht. Es ist hier wie bei der Ankunft eines neuen Zirkus außerhalb der Stadt.

Der Wolga-Dampfer trägt den Namen eines berühmten russischen Revolutionärs und hat vier Klassen für Passagiere. In der ersten fahren die neuen Bürger Rußlands, die NEP-Männer, dem Sommerurlaub entgegen, in den Kaukasus und in die Krim. Sie essen im Speisesaal, im spärlichen Schatten einer Palme, gegenüber dem Porträt des berühm-

ten Revolutionärs. Es ist über der Tür mit Nägeln befestigt. Die jungen Bürgerstöchter spielen auf dem harten Klavier. Es klingt wie das Anschlagen metallener Löffel an Teegläser. Die Väter spielen Sechsundsechzig und klagen über die Regierung. Einige Mütter haben eine deutliche Vorliebe für orangefarbene Schals. Der Kellner ist keineswegs klassenbewußt. Als die Dampfer noch nach den Großfürsten hießen, war er schon Kellner. Ein Trinkgeld bringt in sein Angesicht jenen Ausdruck unterwürfigen Respekts, der die ganze Revolution vergessen läßt.

Die vierte Klasse befindet sich tief unten. Ihre Passagiere schleppen schwere Bündel, billige Körbe, Musikinstrumente und ländliche Geräte. Alle Nationen, die an der Wolga und weiter, in der Steppe und im Kaukasus, wohnen, sind hier vertreten: Tschuwaschen, Tschuwanen, Zigeuner, Juden, Deutsche, Polen, Russen, Kasachen, Kirgisen. Es gibt hier Katholiken, Orthodoxe, Mohammedaner, Lamaisten, Heiden, Protestanten. Hier sind Greise, Väter, Mütter, Mädchen, Kinder. Hier sind kleine Landarbeiter, arme Handwerker, wandernde Musikanten, blinde Korsaren, fliegende Händler, halbwüchsige Schuhputzer und die obdachlosen Kinder, die *»Bezprizornij«*, die von der Luft und vom Unglück leben. Die Menschen schlafen in hölzernen Schubläden, in zwei Etagen übereinander. Sie essen Kürbisse, suchen nach Ungeziefer auf den Köpfen der Kinder, stillen Säuglinge, waschen Windeln, kochen Tee und spielen Balalaika und Mundharmonika.

Am Tage ist dieser enge Raum beschämend laut und unwürdig. In der Nacht aber weht eine Andacht durch ihn. So heilig sieht die schlafende Armut aus. Auf allen Gesichtern liegt das echte Pathos der Naivität. Alle Gesichter sind wie offene Tore, durch die man in weiße, klare Seelen sieht. Verwirrte Hände wollen die schmerzenden Lampen vertreiben wie zudringliche Fliegen. Männer bergen ihre Köpfe in den Haaren der Frauen, Bauern umklammern die heiligen Sensen, Kinder ihre schäbigen Puppen. Die Lampen schaukeln im Takt der stampfenden Maschinen. Rotbackige Mädchen entblößen lächelnd ihr offenes, weißes, starkes Gebiß. Ein großer Friede ist über der armen Welt, und als ein durchaus pazifistisches Wesen erweist sich der Mensch, solange er schläft.

Auf eine so billig symbolische Weise: oben und unten – sind reich und arm auf dem Wolga-Dampfer nicht getrennt. Unter den Passagieren

der vierten Klasse sind reiche Bauern, unter den Passagieren der ersten nicht immer reiche Händler. Der russische Bauer fährt lieber in der vierten. Sie ist nicht nur billiger. Der Bauer ist in ihr auch heimischer. Die Revolution hat ihn von der Demut gegenüber dem »Herrn« befreit, aber noch lange nicht von der Demut gegenüber dem Objekt. In einem Restaurant, in dem ein schlechtes Klavier steht, kann der Bauer seinen Kürbis nicht mit Appetit essen. Ein paar Monate lang fuhren alle in allen Klassen. Dann schieden sie sich, beinahe freiwillig.
»Sehen Sie«, sagte mir ein Amerikaner auf dem Schiff, »was hat die Revolution erreicht? Die armen Leute drängen sich unten, und die reichen spielen Sechsundsechzig!«
»Das ist aber auch die einzige Tätigkeit«, sagte ich, »der sie sich ohne Sorgen hingeben können! Der ärmste Schuhputzer in der vierten Klasse hat heute das Bewußtsein, daß er zu uns heraufkommen könnte, wenn er nur wollte. Die reichen NEP-Leute fürchten aber, daß er jeden Augenblick kommen würde. ›Oben‹ und ›unten‹ sind auf unserem Dampfer längst nicht mehr symbolische, sie sind rein sachliche Bestimmungen. Vielleicht werden sie einmal wieder symbolisch sein.«
»Sie werden es wieder sein«, sagte der Amerikaner.

Der Himmel über der Wolga ist nah und flach und mit unbeweglichen Wolken bemalt. Zu beiden Seiten, hinter den Ufern, sieht man in weiten Fernen jeden emporragenden Baum, jeden aufsteigenden Vogel, jedes weidende Tier. Ein Wald wirkt hier wie ein künstliches Gebilde. Alles hat die Tendenz, sich auszubreiten und zu zerstreuen. Dörfer, Städte und Völker sind weit voneinander entfernt. Gehöfte, Hütten, Zelte wandernder Menschen stehen da, umgeben von Einsamkeit. Die vielen verschiedenen Stämme vermischen sich nicht. Auch wer sich festgesetzt hat, bleibt sein Leben lang auf der Wanderung. Diese Erde gibt das Gefühl der Freiheit wie bei uns nur das Wasser und die Luft. Hier würden auch die Vögel nicht fliegen wollen, wenn sie wandern könnten. Der Mensch aber streicht über das Land wie über einen Himmel, beschwingt und ohne Ziel, ein Vogel der Erde.
Der Fluß ist wie das Land: breit, unendlich lang (von Nishni Nowgorod bis Astrachan sind es mehr als zweitausend Kilometer) und sehr langsam. An seinen Ufern erwachsen erst spät die »Wolga-Hügel«, niedrige Würfel. Ihr nacktes felsiges Innere haben sie dem Fluß zuge-

kehrt. Sie sind nur der Abwechslung wegen da, eine spielerische Viertelstunde Gottes hat sie geschaffen. Hinter ihnen dehnt sich wieder die Fläche, vor der die Horizonte zurückweichen, immer weiter, bis hinter die Steppe.

Ihren großen Atem schickt sie über die Hügel, über den Fluß. Man schmeckt die Bitternis der Unendlichkeit. Im Anblick der großen Berge und der uferlosen Meere fühlt man sich verloren und bedroht. Gegenüber der weiten Ebene ist der Mensch verloren, aber getröstet. Er ist nichts mehr als ein Halm, aber er wird nicht untergehen: Man ist wie ein Kind, das in der ersten Stunde eines Sommermorgens erwacht, wenn alle noch schlafen. Man ist verloren und geborgen zugleich in der unbegrenzten Stille. Wenn eine Fliege summt, ein gedämpfter Pendelschlag tönt, liegt in diesen Geräuschen dieselbe tröstliche, weil überirdische und zeitlose Trauer einer weiten Ebene.

Wir halten vor Dörfern, deren Häuser aus Holz sind und aus Lehm, mit Schindeln und mit Stroh gedeckt. Manchmal ruht die breite, mütterliche gute Kuppel einer Kirche in der Mitte der Hütten, ihrer Kinder. Manchmal steht die Kirche an der Tête einer langen Hüttenzeile und hat auf der Kuppel einen feinen, spitzen, langen Turm aufgepflanzt wie ein vierkantiges französisches Bajonett. Es ist eine bewaffnete Kirche. Sie führt ein wanderndes Dorf an.

Kasan bleibt vor uns stehen, die Hauptstadt der Tataren. Ihre bunten Verkaufszelte lärmen am Ufer. Mit offenen Fenstern grüßt sie wie mit gläsernen Fahnen. Man hört das Getrappel ihrer Droschken. Man sieht das grüne und goldene abendliche Glänzen ihrer Kuppeln.

Eine Landstraße führt vom Hafen nach Kasan. Die Straße ist ein Fluß, es hat gestern geregnet. In der Stadt plätschern stille Teiche. Überreste eines Pflasters ragen selten in die Höhe. Die Straßentafeln und die Ladenschilder sind vom Kot bespritzt und unleserlich. Sie sind übrigens doppelt unleserlich, weil zum Teil in alter türkisch-tatarischer Schrift abgefaßt. Deshalb sitzen die Tataren lieber selbst vor den Läden und zählen jedem ihre Waren auf. Sie sind kluge Händler, wie man berichtet. Sie tragen schwarze Pinsel am Kinn. Seit der Revolution hat bei ihnen die alte Volkssitte des Analphabetismus um 25 Prozent abgenommen. Jetzt können viele lesen und schreiben. In den Buchhandlungen liegen tatarische Schriften, die Zeitungsjungen rufen tatarische Blätter aus. Tatarische Beamte sitzen hinter dem Postschalter. Ein

Postbeamter erklärte mir, die Tataren wären das tapferste der Völker. »Sie sind aber mit Finnen gemischt«, sagte ich boshaft. Der Postbeamte war beleidigt. Mit Ausnahme der Gastwirte und der Händler sind alle mit der Regierung zufrieden. Die tatarischen Bauern haben im Bürgerkrieg bald mit den Roten, bald mit den Weißen gekämpft. Sie wußten manchmal gar nicht, worum es ging. Heute sind alle Dörfer des Kasaner Gouvernements politisiert. Die Jugend ist in den Komsomol-Organisationen. Wie bei den meisten mohammedanischen Völkern Rußlands ist auch bei den Tataren die Religion mehr Übung als Glaube. Die Revolution hat eher eine Gewohnheit zerstört als ein Bedürfnis unterdrückt. Die armen Bauern sind hier zufrieden wie überall in den Wolga-Gouvernements. Die reichen Bauern, denen man viel genommen hat, sind unzufrieden wie überall, wie die Deutschen in Pokrowsk, wie die Bauern von Stalingrad und die von Saratow.
Die Dörfer an der Wolga – mit Ausnahme der deutschen – liefern übrigens der Partei die gläubigsten jugendlichen Anhänger. In den Wolgagebieten kommt der politische Enthusiasmus vom Lande häufiger als aus dem städtischen Proletariat. Viele Dörfer waren hier von der Kultur am weitesten entfernt. Die Tschuwaschen zum Beispiel sind heute noch heimliche »Heiden«. Sie beten Götzen an und opfern ihnen. Für den naiven Naturmenschen aus dem Wolga-Dorf ist Kommunismus – Zivilisation. Für den jungen Tschuwaschen ist die städtische Kaserne der Roten Armee ein Palast und der Palast – der ihm auch offensteht – ein siebenhundertster Himmel. Elektrizität, Zeitung, Radio, Buch, Tinte, Schreibmaschine, Kino, Theater – also alles, was uns so ermüdet, belebt und erneuert den primitiven Menschen. Alles hat »die Partei« gemacht. Sie hat nicht nur die großen Herren gestürzt, sie hat auch das Telephon erfunden und das Alphabet. Sie hat den Menschen gelehrt, auf sein Volk stolz zu sein, auf seine Kleinheit, seine Armut. Sie hat seine niedrige Vergangenheit in ein Verdienst gewandelt. Vor dem Ansturm so vieler Herrlichkeiten erliegt sein bäuerliches, instinktives Mißtrauen. Sein bewußter, kritischer Sinn ist noch lange nicht wach. So wird er ein Fanatiker des neuen Glaubens. Das »kollektivistische Gefühl«, das dem Bauern fehlt, ersetzt er doppelt und dreifach durch Ekstase.

Die *Städte* an der Wolga sind die traurigsten, die ich je gesehen habe. Sie erinnern an die zerstörten Städte des französischen Kriegsgebiets.

Diese Häuser brannten im roten Bürgerkrieg; und dann sahen ihre Trümmer den weißen Hunger durch die Straßen galoppieren.
Hundertmal, tausendmal starben die Menschen. Sie aßen Katzen, Hunde, Raben, Ratten und die verhungerten Kinder. Sie bissen sich die Hände wund und tranken ihr eigenes Blut. Sie kratzten in der Erde nach fetten Regenwürmern und nach weißem Kalk, den das Auge für Käse hielt. Zwei Stunden, nachdem sie gegessen hatten, starben sie unter Qualen. Daß diese Städte überhaupt noch leben! Daß die Menschen feilschen und Koffer tragen und Äpfel verkaufen, Kinder zeugen und gebären! Schon wächst eine Generation heran, die das Grauen nicht kennt, schon stehen Gerüste da, schon sind Zimmerleute und Maurer beschäftigt, das Neue aufzurichten.
Ich wundere mich nicht darüber, daß diese Städte so schön sind nur aus der Höhe und aus der Ferne; daß mir in Samara ein Ziegenbock den Eintritt in das Hotel verwehrte; daß in Stalingrad ein Platzregen in mein Zimmer niederging; daß die Servietten aus buntem Packpapier sind. Wenn man über die schönen Dächer spazieren könnte statt über das bucklige Pflaster!

Man kann in allen Städten des Wolgagebiets mit den Menschen dieselben Erfahrungen machen: Überall sind die Händler unzufrieden, die Arbeiter optimistisch, aber müde, die Kellner respektvoll und unzuverlässig, die Portiers demütig, die Schuhputzer unterwürfig. Und überall ist die Jugend revolutionär – auch die Hälfte der bürgerlichen Jugend ist in den Pionier- und Komsomol-Organisationen.
Übrigens richten sich die Menschen nach meiner Kleidung: Wenn ich die Stiefel anziehe und ohne Krawatte bin, wird das Leben plötzlich märchenhaft billig. Die Früchte kosten ein paar Kopeken, eine Droschkenfahrt einen halben Rubel, man hält mich für einen ausländischen politischen Flüchtling, der in Rußland lebt, sagt »Genosse« zu mir, die Kellner haben proletarisches Bewußtsein und erwarten kein Trinkgeld, die Schuhputzer sind mit zehn Kopeken zufrieden, die Händler sind mit der Lage zufrieden, im Postamt bitten mich die Bauern, ich möchte ihnen eine Adresse auf ihren Brief schreiben, »mit klarer Schrift«. Wie teuer aber ist die Welt, wenn ich eine Krawatte anziehe! Man sagt »Grashdanin« (Bürger) zu mir und schüchtern auch: »Gospodin« (Herr). Die deutschen Bettler sagen: »Herr Landsmann«. Die Händler fangen an, über die Steuern zu klagen. Der Wa-

genbegleiter erwartet einen Rubel. Der Speisewagenkellner erzählt, daß er eine Handelsakademie absolviert habe und »eigentlich ein intelligenter Mensch« sei. Er beweist es, indem er zwanzig Kopeken aufschlägt. Ein Antisemit gesteht mir, daß bei der Revolution nur die Juden gewonnen hätten. »Sogar in Moskau« dürften sie schon leben. Ein Mann möchte mir imponieren. Er erzählt, daß er im Krieg Offizier und in Magdeburg gefangen war. Ein NEP-Mann droht mir: »Alles werden Sie bei uns nicht sehen können!«
Indessen scheint es mir, daß ich in Rußland genausoviel, genausowenig sehen kann wie in anderen fremden Ländern. Ich bin in keinem Lande noch von fremden Menschen so selbstverständlich, so freimütig eingeladen worden. Ich kann in Ämter, Gerichte, Spitäler, Schulen, Kasernen, Arreste, Strafanstalten, zu Polizeidirektoren und Universitätsprofessoren gehen. Der Bürger kritisiert lauter und schärfer, als dem Fremden angenehm ist. Ich kann mit dem Soldaten und mit dem Regimentskommandanten der Roten Armee in jedem Gasthaus über Krieg, Pazifismus, Literatur und Bewaffnung sprechen. In anderen Ländern ist es gefährlicher. Die Geheimpolizei ist wahrscheinlich so geschickt, daß ich sie nicht bemerke.

Die berühmten Lastträger an der Wolga singen immer noch ihre berühmten Lieder. In den russischen Kabaretts des Westens werden die »Burlaki« bei violettem Scheinwerfer und gedämpftem Geigenklang dargestellt. Aber die wirklichen Burlaki sind trauriger, als ihre Darsteller ahnen können. Obwohl sie mit traditioneller Romantik so stark belastet sind, gleitet ihr Gesang tief und schmerzlich in die Zuhörer.
Sie sind wahrscheinlich die stärksten Männer dieses Zeitalters. Jeder von ihnen kann zweihundertundvierzig Kilogramm auf dem Rücken tragen, hundert Kilogramm von der Erde heben, eine Nuß zwischen Zeige- und Mittelfinger zermalmen, ein Ruder auf zwei Fingern balancieren, drei Kürbisse in fünfundvierzig Minuten essen. Sie sehen aus wie bronzene Denkmäler, die man mit menschlicher Haut überspannt und mit einem Tragfell bekleidet hat. Sie verdienen verhältnismäßig viel, vier bis sechs Rubel durchschnittlich. Sie sind stark, gesund, sie leben am freien Fluß. Aber ich habe sie noch nicht lachen sehen. Sie werden nicht froh. Sie trinken Schnaps. Der Alkohol vernichtet diese Riesen. Seitdem die Wolga Frachten trägt, leben die stärksten Träger hier, und alle trinken. Heute verkehren auf der Wolga mehr als 200

Dampfer mit etwa 85 000 Indikatorstärken, einer Gesamt-Tonnage von 50 000 Tonnen. – 1 190 Lastschiffe ohne Motorbetrieb mit einer Gesamt-Tonnage von beinahe zwei Millionen Tonnen. Aber die Lastarbeiter ersetzen immer noch die Kräne wie vor zweihundert Jahren.
Ihr Gesang kommt nicht aus den Kehlen, sondern aus den unbekannten tiefen Winkeln des Herzens, in denen wahrscheinlich Gesang und Schicksal zusammengewoben werden. Sie singen wie zum Tode Verurteilte. Sie singen wie Galeerensträflinge. Niemals wird der Sänger von seinem Tragfell frei werden, und niemals vom Schnaps. Solch ein Segen ist die Arbeit! Solch ein Kran ist der Mensch!
Selten hört man ein ganzes Lied, immer nur einzelne Strophen, ein paar Takte. Die Musik ist ein mechanisches Hilfsmittel, sie wirkt wie ein Hebel. Es gibt Lieder zu singen beim gemeinsamen Ziehen der Taue, beim Heben, beim Abladen, beim langsamen Versenken. Die Texte sind alt und primitiv. Ich habe verschiedene Texte zu denselben Melodien gehört. Einige handeln vom schweren Leben, vom leichten Tod, von tausend Pud, von Mädchen und von Liebe. Sobald die Last auf dem Rücken verstaut ist, bricht das Lied ab. Dann ist der Mensch ein Kran.
Es ist unmöglich, wieder das gläserne Klavier zu hören und Sechsundsechzig spielen zu sehen. Ich verlasse den Dampfer. Ich sitze auf einem winzigen Schiff. Zwei Träger schlafen neben mir einen weichen Schlaf auf einem gerollten Bündel dicker Taue. In vier, fünf Tagen sind wir in Astrachan. Der Kapitän hat seine Frau schlafen geschickt. Er ist seine eigene Bemannung. Jetzt brät er einen Schaschlik. Wahrscheinlich wird er fett und hart sein, und ich werde ihn essen müssen. –
Bevor ich ausstieg, beschrieb der Amerikaner mit dem Zeigefinger einen großen Bogen, zeigte auf die kalk- und lehmhaltige Erde und auf den sandigen Strand und sprach:
»Wieviel kostbares Material liegt hier ungenützt! Welch ein Strand für Erholungsbedürftige und Kranke! Welch ein Sand! Wenn all dies mitsamt der Wolga in der zivilisierten Welt läge!«
»Wenn das in der zivilisierten Welt gelegen wäre, würden hier Fabriken dampfen, Motorboote rattern, schwarze Kräne schweben, die Menschen würden krank werden, um sich dann zwei Meilen weiter im Sand zu erholen, und es wäre sicherlich keine Wüste. In einer bestimmten, hygienisch einwandfreien Entfernung von den Kränen lägen Restaurants und Cafés hingestreut, mit ozonhaltigen Terrassen. Die

Musikkapellen müßten das »Lied von der Wolga« spielen und einen schmissigen Wolga-Wellen-Charleston, Text von Arthur Rebner und Fritz Grünbaum ...«
»Ah, Charleston!« rief der Amerikaner und freute sich. –

Frankfurter Zeitung, 5. 10. 1926

V

DIE WUNDER VON ASTRACHAN

In Astrachan beschäftigen sich viele Menschen mit Fischfang und Kaviarhandel. Der Geruch dieser Tätigkeit ist in der ganzen Stadt verbreitet. Wer nicht nach Astrachan kommen muß, der vermeidet es. Wer einmal nach Astrachan gekommen ist, der bleibt nicht lange dort. Zu den Spezialitäten dieser Stadt gehören die berühmten Astrachaner Pelze, die Lammfellmützen, der silbergraue »Persianerpelz«. Die Kürschner haben viel zu tun. Sommer und Winter (der Winter ist hier auch warm) tragen Russen, Kalmücken und Kirgisen Pelze.
Man erzählt mir, daß reiche Leute vor der Revolution in Astrachan gelebt hätten. Ich kann es nicht glauben. Man zeigt mir ihre Häuser, von denen einige im Bürgerkrieg vernichtet wurden. An den Trümmern erkennt man noch ihre gewesene geschmacklose und prahlerische Größe. Von allen Eigenschaften eines Bauwerks erhält sich die Prahlsucht am längsten, und noch der letzte Ziegelstein protzt. Die Erbauer sind geflüchtet, sie leben im Ausland. Daß sie mit Kaviar gehandelt haben, ist begreiflich. Aber weshalb wohnten sie hier, wo der (schwarze, blaue und weiße) Kaviar wächst und wo die Fische so unbarmherzig stinken?
In Astrachan steht ein kleiner Park mit einem Pavillon in der Mitte und einer Rotunde in der Ecke. Am Abend zahlt man Eintrittsgeld, geht in den Park und riecht die Fische. Weil es dunkel ist, meint man, sie hängen in den Bäumen. Die Kino-Vorstellungen finden unter freiem Himmel statt, die primitiven Kabaretts ebenfalls. In einigen Kabaretts spielen Musikkapellen heitere Lieder aus vergangenen Zeiten. Man trinkt Bier und ißt die billigen rosaroten Krebse. Es vergeht keine Stunde, in der man sich nicht nach Baku sehnen würde. Leider verkehrt der Dampfer nur dreimal in der Woche.

Um intensiver an den Dampfer denken zu können, gehe ich zum Hafen. Vom Hafen Nr. 18 wird man nach Baku fahren dürfen. Übermorgen. – Wie weit ist übermorgen! – Kalmücken rudern in Booten, Kirgisen führen Kamele am bekannten Halfterband in die Stadt, Kaviarhändler lärmen im Kontor, ahnungslose Bauern lagern im Grün, zwei Tage, zwei Nächte, und warten auf das Schiff, Zigeuner spielen Karten. Weil man hier so deutlich sieht, daß noch kein Dampfer kommt, ist die Stimmung im Hafen trauriger als in der Stadt. Eine entfernte Ahnung von Abreise gewährt eine Droschkenfahrt. Die Droschkensitze sind schmal, ohne Rückenlehne, lebensgefährlich, ohne Dach, die Pferde tragen lange weiße Ku-Klux-Klan-Gewänder gegen den Staub – als gingen sie zum Turniere. Die Kutscher verstehen sehr wenig Russisch und hassen das Pflaster. Sie fahren durch die sandigen Straßen, weil ja das Pferd bekleidet ist. Der Fahrgast, der in einem dunklen Anzug abfährt, kommt in einem silbernen an. Wer einen weißen angezogen hatte, trägt am Ziel einen taubengrauen. Die für Astrachan ausgerüstet sind, tragen wie die Pferde lange Staubmäntel mit Kapuzen. In der spärlich beleuchteten Nacht sieht man, wie Gespenster von gespenstischen Pferden gefahren werden.

Ungeachtet dessen gibt es eine Technische Hochschule, Bibliotheken, Klubs und Theater in Astrachan, Gefrorenes unter einer schaukelnden Bogenlampe, Früchte und Marzipan hinter bräutlichen Gazeschleiern. Ich betete um eine Linderung der Staubplage. Am nächsten Tag schickte Gott einen Platzregen. Die Decke meines Hotelzimmers, von Staub, Wind und Dürre verwöhnt, fiel erschrocken auf den Fußboden. Um so viel Regen hatte ich nicht gebetet. Es donnerte und blitzte. Die Straße war nicht mehr zu erkennen. Die Droschken rollten stöhnend bis zur Mitte der Räder im Schlamm, von den Felgen troffen graue, schwere, weiche Klumpen. Die Gespenster schlugen die Kapuzen zurück und spannten wohlbekannte menschliche Geräte auf. Auf dem Pflaster der Hauptstraße konnten zwei nicht aneinander vorüber. Einer mußte umkehren und mindestens fünf Meter zurückgehen, damit der andere passiere. Die Straße überquerte man in periodischen Sprüngen. Es war ein Glück, daß es nur *eine* nennenswerte Straße gab, in der sich die notwendigsten Einrichtungen befanden: Hotel, Schreibpapier, die Post und die Konditorei.

In jenen Astrachaner Tagen schien mir die Konditorei die wichtigste Institution zu sein. Sie wurde von einer polnischen Familie betrieben,

die ein unerbittliches Schicksal von Czenstochau hierher verschlagen hatte. Ich beschrieb den Frauen ausführlich die Kleider, die man in Warschau trägt. Auch über die polnische Politik wußte ich divinatorisch viel zu sagen. Bedenken, die man in Astrachan in bezug auf einen Krieg zwischen Polen, Rußland und Deutschland hegte, konnte ich mit beredter Geschicklichkeit zerstreuen. In Astrachan bin ich ein amüsanter Plauderer.
Ohne diese Konditorei hätte ich nicht arbeiten können, das wichtigste Schreibmaterial ist Kaffee. *Fliegen* aber sind überflüssig. Und dennoch waren sie dabei, morgens, mittags, abends. Die Fliegen, nicht die Fische, machen achtundneunzig Prozent der Astrachaner Fauna aus. Sie sind ganz nutzlos, kein Handelsobjekt, niemand lebt von ihnen, sie leben von allen. In dicken schwarzen Schwärmen lagern sie auf Speisen, Zucker, Fensterscheiben, Porzellantellern, Überresten, auf Sträuchern und Bäumen, auf Kotlachen und Misthaufen und selbst auf kahlen Tischtüchern, auf denen ein menschliches Auge nichts Nahrhaftes sehen kann. Verschüttete Suppen, längst trockene Bestandteile des Stoffes, können die Fliegen aus den Molekülen schlürfen wie aus Löffeln. Auf den weißen Hemdblusen, die hier die meisten Männer tragen, sitzen Tausende Fliegen, sicher und versonnen, sie fliegen nicht auf, wenn sich ihr Wirt bewegt, sie sitzen zwei Stunden auf seinen Schultern, sie haben keine Nerven, die Fliegen von Astrachan, sie haben die Ruhe großer Säugetiere, etwa der Katzen, und ihrer Feinde aus der Insektenwelt, der Spinnen ...
Es wundert mich und ich bedaure es, daß diese intelligenten und humanen Tiere nicht in großen Scharen nach Astrachan kommen, wo sie nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden könnten. Zwar leben acht Kreuzspinnen in meinem Zimmer, stille, kluge Tiere, freundliche Genossen durchwachter Nächte. Am Tag schlafen sie in ihren Wohnungen. In der Dämmerung beziehen sie ihre Posten – zwei, die wichtigsten und die gefährlichsten, in der Nähe der Lampe. Lange und geduldig sehen sie ahnungslosen Fliegen zu, mit feinen, haardünnen Beinen klettern sie an Stricken aus Nichts und Speichel, flicken und geben acht, umkreisen ein Tier auf weiten, weiten Umwegen, klammern sich geschickt an vorspringende Sandkörnchen der Wand, arbeiten schwer und geistreich – aber wie gering ist der Lohn! Tausend Fliegen summen im Zimmer, ich wünsche mir zwanzigtausend giftige Spinnen her, eine Armee von Spinnen! Bliebe ich in Astrachan, ich würde sie züchten und ihnen mehr Sorgfalt zuwenden als dem Kaviar.

Aber die Menschen in Astrachan kümmern sich nur um diesen. Sie fühlen die Fliegen gar nicht. Sie sehen zu, wie diese mörderischen Insekten auf ihrem Fleisch, ihrem Brot, ihren Früchten herumnagen, und rühren keine Hand. Ja, während auf ihren Bärten, Nasen und Stirnen Fliegen spazieren, reden sie gemütlich und lachen. In der Konditorei hat man jeden Kampf gegen Fliegen aufgegeben, man schließt nicht einmal die Glaskästen, nährt sie reichlich mit Zucker und Schokolade, man verwöhnt sie geradezu. Das Fliegenpapier, das ein Amerikaner erfunden hat und das ich von allen Segnungen der Kultur am tiefsten haßte, erscheint mir in Astrachan als ein Werk edler Humanität. Aber es gibt in ganz Astrachan kein einziges Stück jener köstlichen gelben Materie. Ich frage in der Konditorei: »Warum haben Sie kein Fliegenpapier?« Die Menschen gebrauchen Ausflüchte und sagen: »Ach, wenn Sie doch Astrachan vor dem Krieg gesehen hätten, noch zwei Monate vor der Revolution!« Der Gastwirt sagt es und der Händler. Aus passiver Resistenz unterstützen sie die reaktionären Fliegen. Eines Tages werden diese kleinen Tiere das große Astrachan aufessen, die Fische und den Kaviar.
Den Fliegen von Astrachan ziehe ich die Bettler vor, deren es hier mehr gibt als in jeder anderen Stadt. Sie wandeln, laut schluchzend, singend, ihre Leiden ausschreiend, langsam durch die Straßen, gleichsam hinter ihrer eigenen Leiche, ergießen sich in alle Bierhallen, bekommen nur von mir eine Kopeke – und von dieser einen Kopeke leben sie! Von allen Astrachan-Wundern sind sie das erstaunlichste...

Frankfurter Zeitung, 12. 10. 1926

VI

DER AUFERSTANDENE BOURGEOIS

Aus den Trümmern des zerstörten Kapitalismus steigt der neue Bürger hervor (nowij burjuj), der NEP-Mann, der neue Händler und der neue Industrielle, primitiv wie in den Urzeiten des Kapitalismus, ohne Börse und Kurszettel, nur mit Füllfeder und Wechsel. Aus dem absoluten Nichts entstehen Waren. Aus Hunger macht er Brot. Aus allen Fensterscheiben macht er Schaufenster. Eben ging er noch barfuß –

schon fährt er in Automobilen. Er verdient und zahlt Steuern. Er mietet vier, sechs und acht Zimmer und zahlt Steuern. Er fährt im Schlafwagen, fliegt im teuren Aeroplan und zahlt Steuern. Der Revolution scheint er gewachsen zu sein – sie hat ihn ja selbst geboren. Das Proletariat steht vor seinen Schaufenstern und kann seine Waren nicht kaufen – als wär's ein kapitalistischer Staat. An vielen Gefängnissen streift der neue Bürger vorbei – in mehreren hat er schon gesessen. Der Verlust der »bürgerlichen-Ehrenrechte« kann ihm gleichgültig sein; denn er besitzt gar keine. Er will nicht befehlen, er will nicht regieren, er will nur erwerben. Und er erwirbt.

Diese neue russische Bourgeoisie bildet noch keine Klasse. Sie hat weder die Tradition noch die Stabilität, noch die Solidarität einer sozialen Klasse. Sie ist eine dünne, lockere Schicht aus sehr beweglichen und sehr verschiedenen Elementen. Unter dem Dutzend neuer Bürger, die ich kenne, war einer früher Offizier, ein anderer ist ein grusinischer Edelmann, eine Art »Häuptling«, der dritte war Bäckergeselle, der vierte Staatsbeamter, der fünfte Kandidat der Theologie. Alle tragen die Zufallskleidung, die sie äußerlich proletarisiert. Alle sehen aus, als hätten sie sich auf der Flucht vor einer Katastrophe angezogen. Alle tragen die russische Hemdbluse, die ebenso nationales Kostüm wie revolutionäre Manifestation sein kann. Diese Kleidung des neuen Bürgers ist nicht nur die unmittelbare Folge seines Willens, nicht aufzufallen, sondern auch seiner besonderen Wesensart bezeichnender Ausdruck. Denn er ist nicht ein Bürger, wie wir ihn kennen, wie er etwa in Frankreich vorbildlich und für literarische Verwertung reif von Gott und den Verhältnissen jeden Tag erschaffen wird. Der neue russische Bourgeois hat keinen Familieninstinkt, kein intimes Verhältnis zu seinem Haus, seiner Abstammung und seinen Nachfolgern, keine »Prinzipien«, die er ihnen vererben könnte, und keine materiellen Güter, die er ihnen vererben *dürfte*. In seiner gutausgestatteten Wohnung sind er selbst und seine Familie nicht zu Hause, sondern wie heimische Gäste. Ein Sohn ist kommunistisch gesinnt, ein Komsomol; mit feindseligem Blick betrachtet er sein Elternhaus, morgen wird er fortziehen, heute schon lebt er von eigener Hände Parteiarbeit. Die Tochter geht ohne eine Kopeke Mitgift, ohne väterliche Begleitung zum Standesamt und heiratet in drei Minuten einen Rotarmisten. Der bürgerlich gesinnte Sohn findet keinen Platz an der überfüllten Hochschule und rüstet zu ungesetzlicher, also gefährlicher Abreise ins Ausland. Das Geld, das

man verdient, wird nicht »angelegt«, sondern ausgegeben, verlebt oder vergraben oder gegen hohe Zinsen an gute und verschwiegene Bekannte verliehen. Die Familie – Urzelle und Festung des bürgerlichen Lebens zugleich – ist nicht mehr vorhanden. Dafür kennt der neue Bürger aber auch nicht jene lauwarme bürgerliche Atmosphäre, die schützt, aber auch schwächt; keine Fürsorge, die Liebe weckt, aber auch Enge erzeugt; keinen Opferwillen, der heroisch sein kann, aber auch belanglos; keine Sentimentalität, die rührend ist, aber auch falsch. Der neue Bürger ist ein revolutionärer Bürger. Er ist in seiner Art mutig, weil von Rücksichten frei; er ist hemmungslos, weil ohne Prinzip; er ist auf alles gefaßt, weil er das meiste schon erlebt hat. Er war zum Teil aktiv an der Revolution beteiligt. Das ist der Bürger, von dem *Lenin* 1918 schrieb: »Wie kann man so blind sein und nicht sehen, daß unser Feind der kleine Kapitalist und der Spekulant ist? Dieser fürchtet mehr als jeder andere den Staatskapitalismus; denn sein erstes Ziel ist ja, alles Mögliche an sich zu raffen, alles, was nach dem Sturz der Großgrundbesitzer und großen Spekulanten übriggeblieben ist. In dieser Beziehung ist *er sogar noch revolutionärer als der Arbeiter* – denn er ist auch rachsüchtig. Er leistet willige Beihilfe im Kampf gegen die Großbourgeoisie – um die Früchte des Sieges für seine eigenen Interessen zu ernten.« Acht Jahre sind seit damals vergangen. Der Spekulant erntet die Früchte des Siegs, und er ist auf dem Weg, selbst ein Großkapitalist zu werden.

Es gibt in Rußland aber nicht nur diesen aktiven, sichtbaren neuen Händler und Industriellen. Es gibt viele stille, maskierte, sozusagen passive Bürger. Ihnen ist es gelungen, bares Gold mitten in der Revolution zu verbergen oder sich anzueignen. Heute gehen sie in Stellungen, leben in proletarischer Enge, geben vor, mit hundert Rubel im Monat auszukommen, und verleihen ihr Geld gegen hohe Zinsen an furchtlosere Freunde – die in zwei, drei Jahren ebenfalls Kapital haben werden, um es zu verleihen. So spielt sich unter der Decke ein regelloses kapitalistisches Leben ab, ein Kaufen und Verkaufen, ein Borgen und Verzinsen, ein gefahrvolles Leben, das dem modernen tüchtigen NEP-Mann die wesentlichen Züge eines Räuberhauptmanns verleiht.

Das alles ist nicht imstande, das Proletariat zu beunruhigen. Die reichen Leute – so rechnet man – werden von den zunehmenden Staatsbetrieben erdrückt. In fünf Jahren sind sie nicht mehr vorhanden. »Es ist eine Übergangszeit«, sagen die Arbeiter. Sie meinen, es wäre ein Übergang zum sozialistischen Staat.

Aber auch die Bürger sagen: »Es ist eine Übergangszeit« – und sie meinen, es wäre ein Übergang zur kapitalistischen Demokratie. Beide warten auf das Kommende und stören einander vorläufig nicht merkbar. Wenn es wahr ist, daß das Proletariat die herrschende Klasse ist, so ist sicherlich das neue Bürgertum die *genießende* Klasse. Das Proletariat hat alle Institutionen des Staates. Die neue Bourgeoisie hat alle Institutionen der Bequemlichkeit. Es gibt beinahe kein Übereinander. Es gibt ein Nebeneinander. Das Theater gehört dem Arbeiter. Aber in der Loge sitzt der Bürger. Der Arbeiter hat das Bewußtsein, Hausherr und Vermieter der Loge zu sein. Den Bürger stört die Umgebung, die revolutionäre Aufmachung, der Gedanke, ein Transport würde beschlagnahmt, eine Steuer erhöht werden. Der Proletarier geht in den Klub, sieht einen Film, spielt Domino, hört einen Vortrag, trinkt einen Tee am Büfett für zehn Kopeken und weiß, daß dieses Haus, in dem sich der Klub befindet, einmal einem Kapitalisten gehört hat, der jetzt enteignet ist. Das ist ein greifbarer Erfolg. Der enteignete Kapitalist – oder ein anderer an seiner Stelle – geht am Abend in die Halle des großen Hotels, wo zwar ein Bild von Lenin hängt, aber auch eins von Fragonard, der »Combat de la Flûte« aus dem Speisezimmer meiner Tante, und wo die unvermeidliche Appetitspalme fünfzig teure Liköre beschattet. Hierher haben selbst die Bettler, die überall hinkommen, keinen Zutritt. Es ist eine ganz großbürgerliche Welt, wie im Westen Europas. Da das Trinkgeld nicht gesetzlich abgeschafft, sondern nur unwürdig geworden ist, nehmen es die Kellner mit untertänigem Dank. Hierher kommt kein Proletarier. Vor acht und neun Jahren hat er diese »Paläste« gestürmt. Heute erwartet er, daß sie eines Tages geräumt werden.

Der neue Bürger ist nicht gesonnen, sie zu räumen. Auch er wartet – daß die Arbeiterklubs eines Tages geräumt werden. Beide haben Geduld...

Frankfurter Zeitung, 19. 10. 1926

VII

DAS VÖLKER-LABYRINTH IM KAUKASUS

Wir landen am Abend in *Baku*. Das ist die Hauptstadt Aserbeidschans und des Petroleums. Sie besteht aus einem neuen (europäischen) und einem alten (asiatischen) Teil. Die europäischen Straßen sind breit, hell und heiter. Das asiatische Baku ist kühl, dunkel und beklemmend. Vor die breiten, stolzen, schönen Bogenfenster sind dichte Drahtgitter gespannt. Jedes Haus ist ein Palast, und alle Paläste sind Gefängnisse. Junge Mohammedanerinnen tragen weiße und blaue Tücher vor dem Mund; sie sehen aus wie eingemauert: jede ihr eigenes Gefängnis. Den mohammedanischen Bettlern vor dem großen Tor der alten Stadt braucht man nichts zu schenken: Sie sind Ornamente. Alte Sejiden, Nachfolger Mohammeds, im weißen dichtgeflochtenen Turban, kauen Sonnenblumenkerne. Die leichtsinnigen Schalen bleiben in den gelblichgrauen Bärten hängen. Dumme, unbegabte Händler sitzen auf Steinen, zehn Blätter vergilbten Briefpapiers liegen vor ihnen, nichts tun sie für ihre Waren. Hinter finstern langen und schmutzigen Hausfluren leuchten weiße Höfe aus Stein, mit Zierbrunnen, weit, märchenhaft, rechteckig, langweilig. Es scheint mir, daß die tausendundeins Nächte in Baku ein verlorener Posten sind: Einige Kilometer weiter spritzt *Petroleum* aus der Erde...
Dennoch ist der Marktplatz exotisch: viele schmale und schmutzige Gassen; Passagen, die als Markthallen verwendet werden; unzählige kleine Kaufläden mit Schildern in türkischer, persischer, armenischer Sprache. Was ist das für ein bekannter, lateinisch gedruckter Name? Wer heißt hier »Levin«? Mit Vornamen »Arvad Darzah« allerdings. Es ist ein Bergjude. Er handelt mit Sohlenleder. Obwohl er der Rasse nach ein Tate ist, also nicht einmal Semit, spricht er dennoch ein mangelhaftes Deutsch. Vorbeiwandernden Kamelen bläst er aus einer langen Pfeife Rauch in die traurigen Gesichter. Welch unwahrscheinlich pathetische Tiere! Ihre Dummheit ist von einer ganz besonderen Art: Es ist eine feierliche Dummheit. Vielleicht wirken sie in der Wüste natürlicher. Dieser exotische Marktplatz – für Kamele ist er noch immer nicht exotisch genug. Vor dem Laden des Genossen Levin sehen sie aus wie mißlungene Pferde.

Es riecht nach brennendem Fell. An der Ecke ist die »Kuschetschnaja«, ein Schnell-Imbiß. Das Fett der Lämmer wird, glaube ich, über Gebühr gewürdigt. Es schmort prasselnd über offenem Feuer. Vorläufig bohrt der Verkäufer in der Nase. Ich passiere ein Durchgangshaus. Menschen wohnen in weitgeöffneten Läden. Halbnackte Frauen schaukeln hart und hastig über zischenden Wacheimern. Greise schlummern auf den Steinen. Ein ruhiges Alter ist ihnen beschieden. Kinder spielen Karten in einem Tümpel. Achtung! Nicht zertreten! Verkäufer rufen mir nach. Was soll ich kaufen! Orientalische, flache, ungesäuerte Brote, »Mazzes« der Juden; einen grusinischen Gürtel für sechs Rubel, ein dünnes Leder, silberne Platten hängen daran, eine »Akquisition« für Engländer; einen Dolch in tulasilberner Scheide; grüne Schnürsenkel. Haarnadeln soll ich mir anschaffen, Manschettenknöpfe mit türkischen Segenssprüchen, einen Tabakbeutel aus Ziegenleder, einen Kranz Knoblauch, ein Lendenstück von einem Hammel, frischgeschlachtet, blutrot, appetitlich, runden Schafskäse, Uhren ohne Zeiger, falsche Juwelen, giftgrüne Hosenträger, äußerst schlaffe Symbole der Zivilisation. Lastträger vom Hafen, groß, stark, schwarz, mit Bartstoppeln in traurigen und müden Gesichtern, stehen mir im Weg. Von Stand zu Stand gehen sie langsam. Es ist keineswegs ihre Absicht zu kaufen: Erfahrungen wollen sie sammeln. Halbwüchsige Jungen tragen Erfrischungswasser in irdenen Krügen auf dem Kopfe. Ihre Füße laufen, ihre Köpfe stehen. Die Gefäße ruhen sicher wie auf eisernen Sockeln. Barfüßige Mädchen, ansichtskartenhaft, gehen um Wasser zu Brunnen, durstige Eimer hängen am Tragholz, das quer über der rechten Schulter liegt. Die Repräsentanten der kaukasischen Bergvölker tragen riesige, wilde, zottelige Pelzmützen. Was haben, frage ich vergeblich, diese Mützen für einen Zusammenhang mit den Bergen?

Es wimmelt hier von schweren Pelzmützen, die meisten kaukasischen Völker sind hier vertreten. Und wie viele gibt es auf dem riesigen Gebiet des Kaukasus, auf den 455 000 Quadratkilometern? Vierzig bis fünfundvierzig zählte ein veralteter Führer. Im nördlichen Kaukasus allein mußten nach der Revolution neun Republiken errichtet werden. Daß dort die Nogaier, die Kara-Nogaier (schwarze Nogaier), die Turkmenen (die heute noch Nasenringe tragen) und die schöngebildeten Karatschaier leben, wußte ich. Daß in Kurdistan die Kurden, in Karabach die Armenier wohnen, haben wir alle gelernt. Von wie vielen Völkern aber weiß mir ein Gelehrter, der finnische Philologe Stimu-

magi, im aserbeidschanischen Forschungsinstitut zu erzählen! Er kennt die Mugalen und Lesgier, kunstfertige Handwerker, dagestanischer Rasse; im kubruischen Ujezd allein fünf kleine Stämme: die Chaputlinzen, die Chinalugen, die Buduchen, die Tschekzen, die Krislen; die 50 000 Küriner, südlich von den Lesgiern; die Taten, die ein Rest alter Perser sind – im 6. und 7. Jahrhundert als lebendige Wälle gegen Chasaren und Hunnen angesiedelt; im Bezirk Nucha die Wartäschen und Nidseh; die Talyschen im Lenkoran-Bezirk. In den muganischen Steppen leben die russischen Bauernsekten, der Zar hat sie zwangs- und strafweise hier angesiedelt: die Duchoborzen, Molokaner, Starowierzy und Sobotniki. In den reichen Weinbaudörfern Geudscha und Schamachow leben Landsleute, *Schwaben*. Sie sind zum großen Teil mennonitischen Glaubens. In den Dörfern Priwolnaja und Pribosch leben die interessantesten Juden der Welt: nämlich die rein-arischen. Es sind russische Bauern, die früher einmal Sobotniki waren, Sabbat-Heiliger. Als sie von der offiziellen Kirche und den Behörden verfolgt wurden, gingen sie aus Zorn und Trotz zum Judentum über. Sie nennen sich selbst »Gerim« (hebräisch: »Fremde«), sehen slawisch aus, leben von Ackerbau und Viehzucht und sind neben den weißrussischen, semitischen, »echten« Juden die frömmsten der Sowjetunion.
Ein Rassenantisemit käme diesen Juden gegenüber in eine große Verlegenheit. Eine noch größere würden ihm die »Bergjuden« bereiten. Ich habe sie besucht. Sie sind, obwohl ihre Orthodoxen es selbst behaupten, keine Semiten – meint die Wissenschaft. Sie gehören der tatischen Rasse an. Ich erfahre, daß die *Zionisten* vor dem Krieg Verbindungen mit den Bergjuden angeknüpft haben. Es erwies sich, daß der bergjüdische Klerus – im Gegensatz zu seinen semitischen ostjüdischen Kollegen orthodoxer Prägung – dem Zionismus freundlich gesinnt war. Der Krieg hat diese Beziehungen unterbrochen, die Revolution hat sie zerstört. Die kommunistische bergjüdische Jugend ist nicht nur antiklerikal, sondern zeigt auch Nationalbewußtsein – nämlich tatisches, nicht etwa jüdisches. »Unsere Stammesgenossen«, sagen die jungen Bergjuden, »sind nicht etwa die Juden der Welt, sondern die mohammedanischen und armenisch-katholischen Taten.« Man hat also jetzt die ersten Schulen – vorläufig zwei – mit tatischer Unterrichtssprache eröffnet. Eine tatische Schrift hat es niemals gegeben. Man kam auf den unpraktischen Ausweg – hebräische Schriftzeichen für die tatische Sprache zu verwenden. Indessen haben sogar die Türken das lateinische Alphabet angenommen.

Nach einer – immer noch bestrittenen – Theorie sind die Völker des Kaukasus japhetitischer oder alarodischer Rasse. Japhetiten sollen einmal alle Mittelmeergebiete bevölkert haben, die biblischen Chetiter waren Japhetiten, die Urartu aber Chalden, die Nairi und Mittani, die in den assyrischen Keilinschriften vorkommen, die Urbevölkerung von Zypern und Kreta, die Pelasger, die Etrusker und Ligurier, die Iberier – und ihr heutiger Überrest: die pyrenäischen Basken. Indoeuropäer haben die Japhetiten verdrängt, Iraner kamen in den Kaukasus, iranisierten die von den Sassaniden angesiedelten Stämme, die Araber brachten ihnen den Islam, die Türken die türkische Sprache. Eine allgemeine Assimilation ist niemals gelungen. In den unzugänglichen Schluchten und Tälern des Kaukasus leben die letzten Überreste einer sonst längst verschwundenen Exotik längst verrauschter Kulturen. Die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts ist an lebendigen Exempeln im Kaukasus zu sehen: der Weg vom primitiven Höhlenbewohner zum seßhaften Ackerbauer, vom kriegerischen Nomaden zum friedlichen Hirten, vom wilden Jäger zum pazifistischen Duchoborzen, der vegetarisch aus Religion ist...

Alle diese Völker haben heute vollkommen *nationale Autonomie* – soweit sie auf der Kulturstufe angelangt sind, auf der sie selbst Autonomie fordern. Von allen Postulaten der Demokratie und des Sozialismus ist das der Gleichberechtigung nationaler Minderheiten in Rußland glänzend, vorbildlich erfüllt worden. Die Lösung der Minderheitenfrage hat gerade im Kaukasus zu schweren Komplikationen geführt: In einer einzigen mittelgroßen Stadt befanden sich manchmal die Zentralbehörden dreier Republiken. Eine Stadt bildete also in Wirklichkeit drei Städte. Und jede, auch die kleinste Nation, bestand auf ihren Rechten. Ein neugewecktes Nationalbewußtsein wächst sich leicht zu Nationalismus aus. Es wäre vielleicht praktischer gewesen, alle diese Nationen auf eine geeignete Weise zu russifizieren – die zaristische Regierung hat es nicht vermocht. Heute ist es zu spät – oder noch zu früh. Man hat vorläufig mit großer Mühe aus einem Völkergewirr ein nationales Labyrinth geschaffen: Es ist kompliziert, aber systematisch. Der Fremde verirrt sich, aber die Einheimischen finden sich zurecht. Und wenn heute die Naganzen, die heute noch ihr Ungeziefer verzehren, von ihren Bergen herabsteigen und eine beschränkte und ihnen angemessene Autonomie verlangten – sie bekämen sie. Prinzipiell kann in den Sowjetstaaten jeder Stamm auf seine Fasson »national« werden.

Die zaristische Regierung hat von den Besonderheiten des Kaukasus gar nichts verstanden. Die zaristischen Großfürsten und Fürsten, die Polizeigouverneure und Generäle betrachteten die Eingeborenen als »Wilde«, die man von eigenen Soldaten erschießen läßt, wenn sie aufmucken, von »feindlichen«, wenn Krieg ausbricht. Die Vorstellungen eines zaristischen Statthalters von dem Volk, das er beherrscht, waren noch primitiver als die Vorstellungen, die sich diese Untertanen vom Zaren machen mußten. Ich habe in den Bibliotheken von Tiflis und Baku einige »Memoiren« gelesen, deren Verfasser hohe Würdenträger im Kaukasus gewesen waren. Alle ihre Beobachtungen stehen auf dem Niveau jener berüchtigt gewordenen des englischen Reisenden *Hanway* aus der Mitte des 18. Jahrhunderts: »Die Kalmücken haben eine ähnliche Gesichtsbildung wie die Chinesen, sind aber *noch* frecher und wilder...«

Derartige Vertreter russischer Kultur haben freilich keinesfalls russifizieren können. Es lag dem Zaren ja auch gar nicht an der russischen Kultur – sie war ja sogar in Großrußland verboten. Es lag ihm an den Steuern, den Bodenschätzen, dem Brot.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Geschichte im Kaukasus einmal einen verkehrten Weg gehen wird: nicht Stämme zu Nationen zu vereinigen, sondern aus kleinen Stämmen ebenso viele neue Nationen zu bilden. Es ist gewiß, daß diejenigen kaukasischen Völker, die schon ein starkes kulturelles Hinterland haben, ihre nationale Kultur weiterbilden werden. Aber die Taten, die Kumüken, die Tschetschenen werden eines Tages in den großen Nachbarvölkern aufgegangen sein. Man glaubt, daß der lange Weg einer Assimilation eines primitiven Volkes an ein hochstehendes mit einem eigenen, neuen Nationalbewußtsein beginnt, mit einem eigenen, neuen Lehrbuch für die erste Volksschulklasse. Auch der Weg zur großen, noch sehr fernen Internationalität beginnt beim eigenen Alphabet. Die Muttersprache vermittelt die Weltsprache, das Nationalgefühl breitet sich aus zum Weltgefühl.

Die Verleihung der nationalen Autonomien war nicht nur ein kommunistisches Gebot. Sie war auch eine politische Klugheit. Denn: was lernen heute die neuen Nationen in ihren neuen nationalen Lehrbüchern? – Die Geschichte und den Ruhm der Revolution. Den primitiven Menschen besticht die nationale Idee manchmal eher als die kommunistische. Nun trägt aber der Kommunismus nationale Züge, der Patriotismus kommunistische. Wer hinter der nationalen Fahne mar-

schiert, folgt auch der internationalen roten. Nationalgefühl und kommunistische Weltanschauung sind bei der Jugend der meisten kaukasischen Völker beinahe synonyme Begriffe. Dem Kommunismus gelang, was die absolute Monarchie nicht vermochte, wohl auch nicht gewollt hatte: die absolute nationale Sicherheit. In Baku gibt es keine Armenierpogrome mehr, in Weißrußland und der Ukraine keine Judenpogrome. So schwach und schwankend die alte Regierung gerade im Kaukasus war, so stark und sicher ist dort die neue. In Tiflis sah ich das Leichenbegräbnis eines Offiziers; vor den militärischen Ehrenkompanien zwanzig Doppelreihen in grusinischer Nationaltracht – Pelzmützen, Säbel, Patronengürtel, Pistolen, Dolche. Es war ein nationaler Verein, dem der Tote angehört hatte. An der Spitze der nationalen Grusinier wehte die rote kommunistische Fahne.
Die Vorstellung, daß ein kaukasischer Bauer etwa heute noch nicht wüßte, »ob der Zar oder Lenin regierte«, ist *falsch*. Die Petroleumgebiete industrialisieren, die Rote Armee revolutioniert alljährlich ein neues Bauerngeschlecht. Im westlichen Teil Georgiens, in Gurien – die Kultur dieses Landes ist allerdings tausend Jahre älter als die russische –, waren die Bauern durch eine harte, auch noch über das Jahr 1864 andauernde Leibeigenschaft gezwungen worden, in die Industriezentren abzuwandern. 1902, beim Batumer Streik, wurden 19 Gurier erschossen, die Heimat nahm Rache, Militär konnte ein ganzes Jahr lang nichts gegen die bewaffneten Bauern ausrichten, die Polizei wurde verjagt und getötet, man führte eine eigene Verfassung ein, sozialisierte große Strecken des Landes, gab den Frauen gleiche Rechte, studierte Marx in öffentlichen Versammlungen – während der Tifliser Statthalter ohnmächtig zusah. Erst im Dezember 1905 wurde mit Hilfe großer Militärtruppen das Land auf eine echt russische Weise »beruhigt«.
Heute ist die alte grusische Aristokratie zum Teil geflüchtet, zum Teil in den NEP-Mann-Stand abgewandert. Die schmucken Gestalten in den exotischen Uniformen stehen vor den Nachtlokalen des Montmartre. In den russischen Städten tragen sie Zivil und machen Geschäfte mit kleinen Händlern. Vor acht Jahren hätte ein kaukasischer Edelmann den kleinen Mann ungestraft verprügeln können, der heute sein Kompagnon ist. In den Straßen von Tiflis sieht man wohlgebaute Herren mit gestikulierenden Juden aus Minsk und Griechenland verhandeln. Chasaren, Hunnen, Byzantiner, Araber, Tataren, Mongolen, Perser, Türken, Seldschuken haben Tiflis abwechselnd bis zum Jahre

1795 erobert. Dann aber kam eine Pause. Seit 1923 herrschen die NEP-Männer.
In Baku sind die Chancen noch besser. Auf dem lebhaften Boulevard lustwandelt eine ganze Börse. Man sitzt in den Restaurants, deren Bogenlampen sich im Kaspischen Meer spiegeln. Man sieht die ankommenden Schiffe, die Waren abladen werden. Wie angenehm läßt sich da kalkulieren! Man hört aus den gewölbten Zelten, die wie große Souffleurkasten aussehen, die weinende türkische Musik, die Töne des »Sas« und des »Tar«, die auf der schmalen Grenze zwischen Wildheit und Sentimentalität dahinziehen ... und macht Geschäfte. –

Frankfurter Zeitung, 26. 10. 1926

VIII

WIE SIEHT ES IN DER RUSSISCHEN STRASSE AUS?

Auf den ersten Blick erscheinen die *Straßen der russischen Städte* bunt und lebhaft. Viele Frauen tragen rote Kopftücher glatt auf dem Haar, im Nacken breit geknotet. Es ist die einzige, übrigens praktische Galanterie der Revolution. Die alten Frauen verjüngt das rote Tuch, den jungen verleiht es einen kühnen erotischen Elan. Von einigen Häusern wehen rote Fahnen. Über Türen und Schildern steht der rote Sowjetstern. Die Plakate vor den Kinotheatern sind von einer naiven, ländlichen Farbenfreude. Die Menschen stauen sich vor den Schaufenstern, sie lieben es, in Serpentinen zu wandeln, es ist ein großer Reichtum an Bewegungen. In einem absichtlichen, wahrscheinlich pädagogischen Gegensatz zu den Passanten demonstrieren die öffentlichen Verkehrsmittel Tempo, Rasanz, »Amerika«. Es gibt gute englische Autobusse modernster Konstruktion, leichter und gediegener als die Berliner und Pariser. Glatt und hurtig sausen sie dahin – auf dem furchtbarsten Pflaster der Welt: dem russischen, das wie ein steiniger, festgestampfter Meeresstrand ist. Die Straßenbahnen klingeln ganz hell, wie Wecker. Die Automobile piepsen schrill, wie junge Hunde. Die Droschkenpferde schnalzen lustig mit den Hufen. Die fliegenden Händler schreien und singen ihre Waren aus – sie machen sich selbst mehr Courage als dem Käufer. Über den Dächern glänzen die Märchenkuppeln

der russischen Kirchen, blühen die goldenen Zwiebeln, Früchte eines bunten, seltsamen, exotischen Christentums.
Dennoch empfinde ich die russische Straße als *grau*. Die Masse, die sie bevölkert, ist grau. Sie verschlingt das Rot der Tücher, der Fahnen, der Abzeichen und den goldenen Abglanz der Kirchendächer. Es sind lauter arm und wahllos angezogene Menschen. Es weht ein großer, in seiner Nüchternheit überwältigender, in seiner Dürftigkeit pathetischer Ernst von ihnen. Die russische Straße erinnert an die Szenerie eines sozialen Dramas. Es erfüllt sie ein Geruch von Kohle, Leder, Speise, Arbeit und Mensch. Es ist die *Atmosphäre der Volksversammlungen*.
Es ist immer noch, als hätte man vor einigen Stunden erst die Tore der Stadt geöffnet und die der Fabriken, die engen Türen der Gefängnisse und die pompösen Portale der Bahnhöfe; als hätte man erst vor einer Stunde Schranken aufgehoben, Lokomotiven in Bewegung gesetzt, Tunnel durchbrochen, Ketten gesprengt: als hätte man eben erst die Masse befreit, als wäre ganz Rußland auf den Beinen. Ihm fehlt noch das heitere Weiß, das die Farbe der Zivilisation ist, wie Rot die Farbe der Revolution. Ihm fehlt der helle Frohsinn, den nur eine alte, formvollendete Welt hervorbringt, niemals eine werdende. Ihm fehlt die Leichtigkeit, die ein Kind des Überflusses ist. Hier sieht man nur Not – oder Notwendiges. Es kommt mir vor, daß ich durch Äcker gehe, in denen lauter Kartoffeln wachsen, bitter gebrauchte, reichlich gesäte.
Vieles ist improvisiert: hölzerne Buden der Stiefelputzer mit schwarzen und braunen Schnürsenkeln, mit kleinen, armseligen Pyramiden aus Schuhpasta-Schachteln; mit grauen großen Gummi-Absätzen, Hufeisen für Menschen. Ein Mann bleibt stehen, hebt einen Fuß und läßt sich beschlagen. Die Funken sprühn in der Dämmerung, während der Schmied, der ein Schuster ist, den Hammer schwingt. Frauen in dicken Kleidern hocken auf dem Pflaster und verkaufen Sonnenblumenkerne. Für zwei Kopeken erhält man ein volles Glas, gewissermaßen mit Schaum. Jeder fünfte Mensch sprüht die grauen Schalen um sich her. Ein Trupp obdachloser, malerischer, zerfetzter Kinder schlendert, läuft, sitzt in den Straßen. Bettler aller Art und Größe spähen raubgierig nach edlen Herzen. Es gibt Melancholiker mit dem bekannten stummen Anklageblick, Klerikale, die mit dem Jenseits drohen und zu den Melodien der Kirchenlieder eigene Texte singen,

Frauen mit Kindern und Kinder ohne Frauen, Amputierte und Simulanten. Da sind kleine, provisorische Läden mit geteilten Schaufenstern. Links liegen Uhren, rechts schaukeln Damenhüte auf Stengeln. Links liegen Hämmer, Messer, Nägel, rechts sind Büstenhalter, Strümpfe, Taschentücher.

Dazwischen schiebt sich die Menge: Männer in billigen Blusen, viele in Lederjoppen, alle mit braunen und grauen Mützen, in grauen, braunen, schwarzen Hemden; viele Bauern und halbe Ländlichkeiten, die erste Generation, die auf dem Straßenpflaster gehen gelernt hat; Soldaten in langen gelben Mänteln, Milizmänner in dunkeln, in dunkelroten Mützen; Männer mit Aktentaschen, auch ohne diese Werkzeuge als Funktionäre erkennbar; alte Bürger, die justament beim weißen Kragen bleiben, den Hut noch tragen, ein schwarzes Bärtchen – die Mode der russischen Intelligenz der neunziger Jahre – und den unvermeidlichen Zwicker am dünnen goldenen Kettchen, das die Ohrmuschel vom Schädel abgrenzt; Debattierende, die in den Klub gehn, ihn schon unterwegs eröffnen; ein paar ängstliche, sehr primitive Mädchen der Liebe, Etappen-Typus; sehr selten eine gut angezogene Frau; niemals ein unbeschäftigter Mensch, niemals ein Mensch, dem man es ansehn würde, daß er gar keine Sorgen hat. Aus allen weht der Atem eines arbeitsreichen oder eines problemreichen Lebens. Entweder man ist Arbeiter oder Funktionär oder Büroangestellter. Man ist aktiv, oder man wird erst aktiv. Man ist in der Partei, oder man bereitet sich gerade vor, in die Partei aufgenommen zu werden. (Und selbst die »Parteilosigkeit« ist noch eine Art Aktivität.) Man fixiert immer seine Stellung zur neuen Welt. Man korrigiert seinen Standpunkt. Man ist niemals ganz Privatmensch. Man ist immer ein sehr bewegter Bestandteil der Gesellschaft. Es wird organisiert, es wird gespart, es wird eine Kampagne eröffnet, eine Resolution gefaßt, eine Delegation erwartet, eine Delegation begleitet, es wird einer ausgeschlossen, ein anderer aufgenommen, es wird gesammelt, abgeliefert, gestempelt – es wird, es wird, es wird! Die ganze Welt ist ein ungeheurer Apparat. Jeder Greis, jedes Kind ist beteiligt und verantwortlich. Es ist ein großes Bauen und Zuschütten und Ziegeltragen, hier liegen Trümmer, dort liegt neues Baumaterial – und alle Menschen klettern auf Gerüsten, stehen auf Leitern, steigen auf Treppen, reparieren, bauen ab, schütten zu. Noch steht niemand frei und souverän auf der Erde.

Deshalb erscheinen mir manchmal die Straßen selbst der ältesten russi-

schen Städte (von Kiew und Moskau) wie Straßen in einem Neuland. Sie erinnern mich an die jungen Städte aus amerikanischen Westkolonien, an diese Atmosphäre von Rausch und ständiger Geburt, von Glücksjagd und Heimlosigkeit, von Kühnheit und Opfermut, von Mißtrauen und Furcht, von primitivstem Holzbau neben kompliziertester Technik, von romantischen Reitern und nüchternen Ingenieuren. Die Menschen sind auch hier von allen Seiten des großen Landes zusammengeströmt (in jeder Stadt wechselt die Bevölkerung jedes Jahr), Hunger, Durst, Kampf und Tod liegen vor ihnen. Das Heute bilden: Holzlatten, abgebrochene Kreuze, zerrissene Häuser, Stacheldraht vor Gärten, neue Gerüste vor halbfertigen Bauten, alte Denkmäler, von Empörung vernichtet, neue, von allzu hastigen Händen erbaut, Tempel, in Klubs verwandelt, noch kein Klub, der einen Tempel ersetzte, zertrümmerte Konvention und eine langsam werdende neue Form. Manches ist allzu neu, funkelnagelneu, zu sehr neu, um sehr alt zu werden, es trägt das Zeichen von Amerika an der Stirn – von Amerika, dessen Technik das vorläufige Ziel der neuen russischen Baumeister ist. Die Straße hastet vom schläfrigen Orient zum westlichen Westen, vom Bettler zur Lichtreklame, vom langsamen Droschkengaul zum ratternden Autobus, vom »Iswoschtschik« zum Chauffeur. Noch eine ganz kleine Wendung – und diese Straße führt direkt nach New York.

Ich gestehe beschämt, daß mich manchmal in diesen Straßen eine ganz bestimmte Trauer befällt. Mitten in der Bewunderung für eine Welt, die aus eigener Kraft, mit mehr Ekstase als Material, ohne Geld und ohne Freunde, Zeitungen druckt, Bücher schreibt, Maschinen baut und Fabriken, Kanäle gräbt, nachdem sie kaum noch ihre Toten bestattet hat – mitten in der Bewunderung ergreift mich ein Heimweh nach unserem Leichtsinn und unserer Verwerflichkeit, eine Sehnsucht nach dem Aroma der Zivilisation, ein süßer Schmerz um unsere wissenschaftlich schon ausgemachte Dekadenz, ein kindischer, dummer, aber inbrünstiger Wunsch, noch einmal eine Modeschau bei Moulineux zu sehen, ein holdseliges Abendkleid auf einem törichten Mädchen, eine Nummer vom »Sourire« und den ganzen Untergang des Abendlandes: Wahrscheinlich ist das ein bourgeoiser Atavismus.

Frankfurter Zeitung 31. 10. 1926

»IX. Die Lage der Juden in Sowjetrußland«. Frankfurter Zeitung, 9. 11. 1926, *siehe Juden auf Wanderschaft, Seite 888.*

X

DER NEUNTE FEIERTAG DER REVOLUTION

Der *siebente November* 1926 ist der neunte Feiertag des revolutionären Rußland. Am sechsten abends ist Illumination. Sie fällt diesmal sparsamer aus als in den letzten Jahren. Es ist feucht, frühwinterlich, nebelig. Auch bei völliger Dunkelheit fühlt man den schwerbewölkten Himmel. Mit dem Nebel kämpfen silbern und rot leuchtende Inschriften. Porträts und Büsten von Lenin stehen in den Schaufenstern, etwas streng drapiert. Die Kaufläden werden geschlossen. Man hört diesen ganz bestimmten Tschinellenklang der Schlüssel, der nur am Vorabend der Feiertage ertönt. An Wochentagen ist es ein gewöhnliches Rasseln. Auch die Menschen haben den schlendernden Sonnabend-Schritt, mit dem man freien Tagen entgegenwandelt. Aber nirgends entsteht die aufgeregte Festlichkeit illuminierter Nächte. Dampf steigt aus der nassen Erde, Nebel schwebt über den Dächern ... Man sollte überall sparen – nur nicht an Illuminationen.

Am nächsten Morgen, Sonntag um neun Uhr früh, beginnt die berühmte, schon historisch gewordene *Parade der Roten Armee* auf dem Roten Platz im Kreml. Diese Szenerie und diese Parade hätte Shakespeare dichten können. Der Rote Platz ist so groß, daß er mindestens drei moderne breite Großstadt-Boulevards in sich fassen könnte. Ein Tor eröffnet ihn, eine vielkupplige Kirche schließt ihn ab. Vor der gezackten Kremlmauer steht das hölzerne Grabmal Lenins. Es ist eine ungewollte, aber symbolisch wirkende Mischung von Denkmal und Rednertribüne. Der viereckige umgitterte Rasen, der es einsäumt, ist nur wie eine leise Andeutung von Friedhof.

Auf diesem Platz stehen in breiten dichten Karrees die Soldaten: gelbgraue Mäntel, Gewehrläufe, gelbe Riemen, russische Mützen mit stumpfer, niedriger Scheitelspitze; Gewehre, Mäntel, Mützen; Mützen, Mäntel, Gewehre. Im Hintergrund warten: Kavallerie, dann die »Budjonnyj-Kavallerie« mit Maschinengewehren auf kleinen, flinken Wagen, die Artillerie und die Tanks. Nichts rührt sich. Man hört aus der Ferne heranziehende Musik. Ein nasser Novembermorgen geht über den Platz in leisen Galoschen.

An dem niedrigen Turm klebt das große, deutliche, etwas drastische

Zifferblatt der Uhr. Der schwere Zeiger tastet vorsichtig die Minuten ab, er geht auf ihnen wie auf Sprossen der römischen Neun entgegen. Wenn er sie erreicht, schlägt die Uhr stark, metallen, mit einem fremden, fernen Goldklang in der Kehle, halb eine Uhr und halb ein Musikinstrument, präzise und etwas kirchlich. In diesem Augenblick wird es noch stiller als vorher. Ein Kommando knallt plötzlich, ganz unerwartet, obwohl es alle erwartet haben. Drei Reiter sprengen vor. Galopp. Lange Mäntel wehen. Der Kommandeur der Armee und zwei Begleiter. Vor jedem Soldaten-Karree reißen sie die Pferde nach rechts. Jede Abteilung ruft: »Hurra!« Eine Minute Galopp, eine Sekunde Hurra. Rings um den Platz! Wendung! Zurück! Musik spielt die Internationale. – Der Kommandeur geht auf die Terrasse des Grabmals. An zwei Pfählen stecken zwei große Trichter, Lautsprecher, schwarze Münder. Sie tragen die Stimme nach links und nach rechts. Es ist nicht mehr die Stimme des Sprechers. Es ist, als hätten ihm die Instrumente die Worte aus dem Mund genommen; er macht nur die Gesten zu ihren Reden. Was sagt er? – Feiertägliches, Zeitungsmäßiges: Armee, Proletariat, Arbeiter und Bauern, Bereitschaft, vorläufig noch keine Gefahr, immerhin kapitalistische Welt. Deren Vertreter stehen unten, einer im demonstrativen Zylinder, die meisten in steifen Hüten, in Pelzen, mit nassen Füßen. Schwer ist das Schicksal der Diplomaten.
Pause. – Wink von oben. – Kommando. – Dreimal wiederholtes Kommando. – Erster Zug. – Rechtswendung. – Musik. – Vorbeimarsch.
Dieser Vorbeimarsch ist das stärkste militärische Schauspiel der Gegenwart und – seit Napoleon – wahrscheinlich der Geschichte. Es ist auch das stärkste Schauspiel Sowjetrußlands. Es verliert – soundsovielmal wiederholt – nichts von seiner Kraft. Es bleibt immer frisch, wie ein gutes Stück nach zwanzig Aufführungen. Das ist die einzige Parade, die nichts Überflüssiges hat, keinen glänzenden Knopf, keinen Theaterblitz, keine eitle Geste. Sie hat nur einen einzigen Traditionsfehler: Die Soldaten rufen – zum zweitenmal – »Hurra«, wenn sie am Kommandeur vorbeigehen. Stehende Massen sollen, marschierende dürfen nicht den Mund öffnen.
Kein übertriebener Schritt, keine unnatürliche Kopfwendung. Das Militärische ist ganz menschlich. Breite Reihen marschieren, lebendige Wände. Die langen Mäntel bedecken die breiten ausschreitenden Beine. So entsteht eine Art wallenden Marsches, temperamentvolle Feierlichkeit, exakte Prozession.

Sie hört nicht auf. Obwohl sie immer dasselbe bleibt, ist sie spannend. Man blickt jeder Abteilung entgegen wie einem neuen Dramen-Akt – und weiß doch schon, was man sehen wird: grau-gelb, grau-gelb, grau-gelb, Mäntel, Gewehre, Mützen. Bis die letzten Abteilungen eine unerwartete Abwechslung bringen: nämlich Gesichter. Es sind Elitetruppen: Eisenbahner, Sappeure, Techniker, Sicherheitstruppen. Die Mützen werden bunt, die Gesichter individuell.
Die Infanteriemusik verstummt. Eine ferne, dünne, silberne Musik ertönt. Es sind reitende Töne, die Melodie zieht daher, eine musikalische Reiterkavalkade vor der körperlichen Kavallerie.
Galopp, Galopp!
Eben noch körperlich nahe, schon geisterhaft verschwunden. Ihnen nach die leichten Wagen mit den leichten Maschinengewehrchen: stehende Kutscher, scharf gezogene Zügel, flatternde Mähnen: Die Wagen erinnern an römische Rom-Quadrigen. Sie streifen den Boden im Flug, während die Artillerie schon rollt, schwerer, irdischer, stabiler. Die Tanks weinen. Es schlägt irgendwo in ihnen, es klingt ein gespannter Draht, es heult ein metallenes Tier. –

Die fremden Militärattachés stehen pflichtgemäß da. Zwei polnische Offiziere sind hart an den Rand des Trottoirs getreten. Die Rotarmisten sehen die Offiziere an. Die fremden Offiziere sind ganz offiziell, ganz Dienst, ganz internationales Völkerrecht, all das, was die rätselhafte Existenz eines uniformierten Militärattachés zwar nicht begründet, aber wenigstens garantiert.
Dann ist die große Pause, in der die Attachés und die Diplomaten nach Hause gehen.
Die Arbeiter kommen von weit her, mit Fahnen, nach stundenlangem Warten. Es ist naß, es ist November, und es ist das neunte Jahr der Revolution. Und Regen, Nässe und neun revolutionäre Jahre, ein harter Wiederaufbau, ein bißchen Krise, ein bißchen Angina, ein bißchen schlechte Kleidung: Das alles macht so müde, so mürbe, so »zivilistisch«. Man wartet Monate lang, jetzt: ein Augenblick, wo man den Genossen oben ins Gesicht sehen könnte, dem Präsidenten Kalinin, der da mit dem Taschentuch winkt, den Männern der Partei – kann man aus Gesichtern die Zukunft lesen? Soll man rufen, soll man schauen? Und ehe man sich noch entschieden hat (noch ruft man: Es lebe die einige Partei!), ist man schon vorbei, schon vorwärts gedrängt

von anderen – vorbei, vorbei, noch ein Feiertag vorbei – und hinter dem Roten Platz, in der Straße, steht die Weltgeschichte mit verschleiertem Gesicht. –

Frankfurter Zeitung, 14. 11. 1926

XI

RUSSLAND GEHT NACH AMERIKA

Wer in den Ländern der westlichen Welt den Blick nach dem Osten erhebt, um den roten Feuerschein einer *geistigen* Revolution zu betrachten, der muß sich schon die Mühe nehmen, ihn selbst an den Horizont zu malen. Viele tun es. Sie sind weniger Revolutionäre als Romantiker der Revolution. Indessen ist die russische Revolution schon längst in das Stadium einer gewissen Stabilität gekommen. Der illuminierte laute Feiertag ist ausgeklungen. Der nüchterne, graue, mühselige Wochentag hat angefangen. Im Westen aber wartet ein großer Teil der geistigen Elite auf das bekannte Licht vom Osten. Die Stagnation europäischen geistigen Lebens, die Brutalität politischer Reaktion, die korrupte Atmosphäre, in der das Geld gemacht und ausgegeben wird, die Hypokrisie der Offiziellen, der falsche Glanz der Autoritäten, die Tyrannei der Anciennität: Das zwingt die Freien und die Jungen, von Rußland mehr zu erwarten, als die Revolution geben kann. Wie groß ist ihr Irrtum! Sie mögen herkommen und durch trübe, graue Straßen wandern; überladene Menschen sprechen, die ewig zwischen einer Konferenz und einem notdürftigen Einkauf auf Rabatt und Ratenzahlung im Staatlichen Warenhaus stehn; in Wohnungen sitzen, um die fortwährend Prozesse in Mietämtern schweben und deren Insassen seit Jahren in einem Provisorium leben wie in einem Wartesaal; den emsigen, millionenarmigen Apparat dieses Riesenstaates sehn – in einer unaufhörlichen, verwirrenden und manchmal verwirrten und zwecklosen Bewegung –, sie mögen das alles sehn und dann noch glauben, daß hier Zeit und Raum ist für geistige »Probleme« und Ekstase. Die Brandfackeln der Revolution sind ausgelöscht. Sie zündet wieder die ordentlichen, guten und braven Laternen an.

Neu war das rote und grandiose Schauspiel der *aktiven* Revolution.

Jetzt aber, o Genossen, ist die Zeit der nützlichen, disziplinierten Mäßigkeit ausgebrochen! Dieses Rußland hat keine Genies nötig und schon gar nicht Literaten. Es braucht Volksschullehrer dringender als kühne Theoretiker, es braucht eher Ingenieure als Erfinder, mehr Konstruktionen als Gedanken, mehr tagespolitische Tendenz als weltanschauliche, das heißt: mehr Agitation als Tendenz, es braucht Fabriken und keine Dichter, es braucht für die breiten Massen eine populäre körperliche Hygiene und eine geistige, die man »Aufklärung« nennt, es braucht Lesebücher und keine Werke. Literarische und Kultur-»Probleme« sind hier Luxus. Zweifel sind verdächtig. Feine, differenzierte Nuancen sehn heißt hier: eine bürgerliche Ideologie haben. Selbstironie, Abzeichen und Blüte adeligen Geistes, ist kleinbürgerlich. Die Revolution war ein verschwenderischer Aufwand der Geschichte, um die geistige Physiognomie der russischen Masse jener der westeuropäischen wenigstens ähnlich zu machen. Auf materiellen, politischen und sozialen Gebieten war sie eine Revolution. Auf geistigem und geistig-moralischem war sie nur quantitativ gewaltiger *Fortschritt*. Wenn bei uns eine alte und, wie man sagt: müde Kultur durch Girls, Faschismus, flache Romantik pathologisch banal wird, so wird hier eine eben erst geweckte, brutal kräftige Welt gesund banal. Unserer dekadenten Banalität steht gegenüber die neurussische, frische, rotbackige Banalität.
Wie ist das möglich? – höre ich fragen. Wir lesen ja hier die letzten, noch druckfeuchten Übersetzungen jüngster russischer Autoren! Wir lesen ja Romanow, Sejfullina, Babel! Ja, alle diese Bücher, bei uns neu, sind hier schon alt. Nicht alle jungen und begabten Autoren sind Revolutionäre mit »Disziplin«, wie man sie braucht, wenige sind Kommunisten, manche sind mit der Zensur nicht einverstanden. Und alle Schriftsteller holen ihre Stoffe aus der großen Zeit der Revolutionsjahre oder aus der großen Zeit des großen Sterbens und der übermenschlichen Hungerleiden. Alle guten Filme wie »Potemkin«, »Mjat«, »Wjeter« (über die ich noch sprechen werde) behandeln revolutionäre Episoden längst oder jüngst vergangener Heldenzeiten. Aber diesen Alltag von heute, diesen grauen, kleinen, täglichen Kampf mit Millionen grauer, kleiner Sorgen – wer wagt ihn zu beschreiben, wer kann ihn beschreiben? Die Zeit der Heldentaten ist vorbei: Das ist jetzt die Zeit der fleißigen Büroarbeiten. Die Zeit der Epopöen ist vorbei: Das ist jetzt die Zeit der Statistiken.

Sowohl die Idee als auch der Aufbau des neuen Staates, der im Namen dieser Idee begonnen hat, zwingen die Individualität, sich als einen Faktor der Masse zu betrachten. Aber während man als Faktor einer geistig sehr hochstehenden Masse wahrscheinlich nicht unbedingt Kompromisse zu schließen braucht und allen treu bleibt, wenn man sich selbst treu ist, muß der geistige Mensch im heutigen Rußland sich opfern, wenn er dienen will. Er opfert sich nicht der Idee – was ja kein Opfer wäre –, sondern dem Alltag. Ein breiter Wirkungskreis ist ihm gesichert, wenn er in die Breite gehen will statt in die Tiefe. Der schöpferische Mensch, ein Revolutionär nicht aus Zwang wie der Proletarier, sondern aus freiem Willen oder aus Berufung, bleibt immer revolutionär – *auch nach siegreichen Revolutionen*. Er wird gewiß das hohe Glück genießen, in einem Staat zu leben, der alle frei machen will. Aber die materielle Freiheit ist nur eine der primärsten Vorbedingungen für seine Existenz. Es gibt keine Gesellschaftsform, die der natürlichen Aristokratie des Geistes auf die Dauer die *geistige* Herrschaft streitig machen könnte. Der schöpferische Aristokrat braucht keinen Titel und keinen Thron. Aber seine Gesetze diktiert ihm die Geschichte und nicht die Zensur.

Im heutigen Rußland muß man leider den Durchschnitt züchten. Man meidet die Gipfel, man baut breite Heerstraßen. Es ist allgemeine Mobilisierung. Ein zuverlässiger Marxist ist mehr wert als ein kühner Revolutionär. Ein Ziegelstein ist nützlicher als ein Turm. Traktoren! Traktoren! Traktoren! Traktoren! – ruft es im ganzen Land. Zivilisation! Maschinen! Abc-Bücher! Radio! Darwin! – man verachtet »Amerika«, das heißt den seelenlosen großen Kapitalismus, das Land, in dem Gold Gott ist. Aber man bewundert »Amerika«, das heißt den Fortschritt, das elektrische Bügeleisen, die Hygiene und die Wasserleitung. Man will die vollkommene Produktionstechnik. Aber die unmittelbare Folge dieser Bestrebungen ist eine *unbewußte* Anpassung an das geistige Amerika. Und das ist die geistige Leere. Die großen Kulturleistungen Europas, das klassische Altertum, die römische Kirche, die Renaissance und der Humanismus, ein großer Teil der Aufklärung und die ganze christliche Romantik – sie alle sind bürgerlich. Die alten Kulturleistungen Rußlands: der Mystizismus, die religiöse Kunst, die Poesie, die Slawophilie, die Romantik des Bauerntums, die gesellschaftliche Kultur des Hofes, Turgenjew und Dostojewski: sie alle sind selbstverständlich reaktionär. Woher also geistige Grundlagen für eine neue

Welt nehmen? Was bleibt übrig? – Amerika! Die frische, ahnungslose, gymnastisch-hygienische rationale Geistigkeit Amerikas – ohne die Hypokrisie der protestantischen Sektiererei: aber dafür mit der Scheuklappenfrömmigkeit des strengen Kommunismus.

Die literarischen Zeitschriften haben heute in Rußland eine unwahrscheinlich hohe Auflage. Aber darunter leidet ihre Qualität. Jeder Halbgebildete kann sie lesen. Aber der Anspruchsvolle kann sie nicht lesen. Der Stil, dessen sich die meisten russischen jungen Tendenzschriftsteller bedienen, ist ein Allgemeinstil, jedem erreichbar, seine Bestandteile liegen wie Bleibuchstaben in Setzkästen. Es ist eine primitive Sprache, unfähig, Nuancen und Stimmungen haargenau wiederzugeben, jedem verständlich, aber auch jedem zur Verfügung, eine Montur für Tatsachen, Prinzipien, Agitation. Das neue Theater (von dem ich noch sprechen werde) hat eine unglaubliche technische Vollkommenheit erreicht – in der Kunst, Effekte zu erzielen. Dafür geht die Feinheit des Schauspielers verloren. Nicht die Atmosphäre der Bühne ist suggestiv, sondern das technische Mittel. Die neue revolutionäre Malerei beschränkt sich auf Metaphern, die nicht die Kraft haben, Symbole zu werden. Viele, tausend, Millionen Kräfte sind befreit. Einmal werden sie wahrscheinlich ein Licht anzünden, das heller sein wird als das Feuer der Revolution. Aber heute noch nicht, in zwanzig Jahren noch nicht. Vorläufig bleibt immer noch die geistige Physiognomie Europas interessanter – wenn auch ihre politische und soziale Physiognomie schauderhaft ist. –

Frankfurter Zeitung, 23.11. 1926

XII

DIE FRAU, DIE NEUE GESCHLECHTSMORAL UND DIE PROSTITUTION

Wer von einer häßlichen Verwirrung der Sitten in Sowjetrußland spricht, verleumdet es; wer den Anbruch einer neuen Geschlechtsmoral in Sowjetrußland sieht, ist ein heiterer Optimist; und wer hierzulande gegen alte Konventionen mit den Argumenten des braven Bebel kämpft, wie z.B. die Frau Kollontaj, ist das Gegenteil zu revolutionär – nämlich *banal*.

Die angebliche »Sittenlosigkeit« und die »neue Geschlechtsmoral« beschränken sich auf eine Reduzierung der Liebe zu einer hygienisch einwandfreien Paarung zweier durch Schulvorträge, Filme und Broschüren sexuell aufgeklärten Individuen verschiedenen Geschlechts. Ihr geht in den meisten Fällen keine »Werbung«, keine »Verführung« und kein seelischer Rausch voran. Die Sünde ist infolgedessen in Rußland langweilig wie bei uns die Tugend. Die Natur, aller Feigenblätter beraubt, tritt unvermittelt in ihre Rechte, weil der Mensch, vor lauter Stolz über die soeben gewonnene Erfahrung, daß er vom Affen abstamme, sich der Sitten und Gebräuche der Säugetiere bedient. Das schützt ihn ebenso vor der Ausschweifung wie vor der Schönheit; es erhält ihn fromm und natürlich-tugendhaft, er bewahrt die doppelte Keuschheit des medizinisch beratenen Barbaren, er hat die Moral der sanitären Maßnahmen, die Anständigkeit der Vorsicht und die Genugtuung, mit dem Genuß eine hygienische und soziale Pflicht erfüllt zu haben. *Im Sinne der »bürgerlichen« Welt ist das alles höchst sittlich.* Minderjährige werden in Rußland nicht verführt und nicht mißbraucht, weil alle Menschen den Stimmen der Natur gehorchen und die Minderjährigen, die das Gefühl haben, keine Minderjährigen mehr zu sein, mit Ernst und der sozialen Aufgabe eingedenk, sich freiwillig hingeben. Die nicht mehr umworbenen Frauen verlieren ihren Reiz – nicht infolge der völligen Gleichberechtigung vor dem Gesetz, sondern infolge ihrer politisch fundierten Bereitwilligkeit, des Mangels an Zeit zur Lust und der vielen sozialen Pflichten, der unaufhörlichen Arbeit in Büros, in Fabriken, in Werkstätten, der unermüdlichen öffentlichen Betätigung in Klubs, Vereinen, Versammlungen, Konferenzen. In einer Welt, in der die Frau so sehr »öffentlicher Faktor« geworden ist und in der sie so selig darüber zu sein scheint, gibt es natürlich keine erotische Kultur. (Außerdem hat die Erotik bei den Massen in Rußland schon immer einen derben, ländlich-utilitaristischen Beigeschmack gehabt.) Man fängt in Rußland dort an, wo bei uns Bebel und Grete Meisel-Heß und alle ihre belletristischen Zeit- und Gesinnungsgenossen gestanden haben.

In Rußland glaubt man ungemein »revolutionär« zu sein, wenn man den Befehlen der Natur und den Forderungen des einfachen Verstandes wörtlich gehorcht. Aber durch einige »revolutionäre« Kulturreformationen ging nicht der große Geist Voltaires, sondern der durchsich-

tige Schatten Max Nordaus. Statt der überlieferten Heuchelei kam die theoretische Pedanterie, statt der komplizierten Sitte die banale Natürlichkeit, statt der kultivierten Sentimentalität der simple Rationalismus. Man riß alle Fenster auf --- um eine muffige Luft hereinzulassen...

Man scheint nicht zu verstehen, daß die *Liebe* immer heilig ist, daß ein Augenblick, in dem zwei Menschen zusammenkommen, immer eine Weihe hat. Man bemüht sich, das Standesamt sehr demonstrativ einfach zu machen. Es ist der Ortspolizei angegliedert, enthält drei Tische, einen für Heiraten, einen für Scheidungen, einen für Geburten. Eine Eheschließung ist einfacher als eine Anmeldung bei der Polizei. Man hat eine groteske Angst vor Formen. Eine kurze Zeit war die »kommunistische Taufe« von einer gewissen zeremoniösen Feierlichkeit. Man schaffte sie aber ab – oder sie ist zumindest sehr selten geworden. Die Durchschnittsehe beschränkt sich auf ein gemeinsames Nachtmahl in später Abendstunde (nach der üblichen Versammlung oder Konferenz oder »Berichterstattung« oder dem »Kurs«) und einige Stunden Schlaf. Mann und Frau arbeiten und konferieren den ganzen Tag in gesonderten Betrieben. Wenn sie zufällig an einem Sonntag oder bei einer gemeinsamen Demonstration entdecken, daß sie nicht zueinander passen, oder wenn dem einen oder andern ein Fremder besser gefällt, läßt man sich scheiden. Mann und Frau kennen einander noch weniger als die Partner der kapitalistischen Mitgift-Ehe. Scheidungen sind häufiger als bei uns, weil die Ehen »leichtsinniger« und mit weniger Bedacht geschlossen werden. Auch der Betrug ist seltener, die Sauberkeit also größer. Aber nicht weil das Ethos so tief, sondern weil die Beziehungen so locker und die Form so simpel ist. Wir sind alle Säugetiere. Von den vierfüßigen unterscheiden wir uns durch die sexuelle Aufklärung.

Das alles schließt den Bestand einer alten, spießigen »Moral« nicht aus. Denn der Mensch in Rußland ist ein Bestandteil der Straße, sie sieht in sein Schlafzimmer. Und weil man nur *ein* Auge zudrücken kann, aber nicht tausend, ist die Straße kleinbürgerlicher, spießiger, sauertöpfischer als jede Tante.

Viel revolutionärer als die Sitte ist das *Gesetz*. Es macht keinen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Müttern und Kindern. Es bestimmt, daß einer arbeitenden schwangeren Frau nicht gekündigt

werden dürfe; daß ihr zwei Monate vor, zwei Monate nach der Entbindung Urlaub gegeben werde; daß der Monat, in den die Geburt fällt, doppelt entlohnt werde; es bestimmt, daß die Alimente der Vater zahle (wenn er nicht ohne Einkommen ist), daß eventuell einige Männer sich in die Alimentenlast teilen, wenn die Mutter es vorzieht, einige Männer als eventuelle Väter anzugeben; es gestattet den künstlichen Abortus, es befiehlt die Trennung der Ehe, auch wenn nur *ein* Teil sie lösen will, es stellt das sogenannte »Konkubinat« der vor dem Standesamt geschlossenen Ehe vollkommen gleich; es berechtigt theoretisch auch den Mann unter gewissen Bedingungen, auf materielle Unterhaltung Anspruch zu erheben; es anerkennt keine Gütergemeinschaft in der Ehe; es fördert die vielen Mütter- und Kinderheime, Schutzkommissionen, Säuglingsfürsorgestellen. Es ist ein im modernen Sinn humanes Gesetz, das allerdings in der Praxis ebenso zu Schwierigkeiten wie zu Lächerlichkeiten führen kann. Die Gerichte, die vor kurzer Zeit noch mit Alimentenprozessen überlastet waren, sind heute immer noch mit ihnen beschäftigt. Zu einigen gründlichen Reformen geht man allmählich auch auf dem Gebiete des Eherechts über wie auf allen anderen Gebieten. Die Theorie ist gerade daran, sich dem Leben anzupassen, die Menschen sind gerade auf dem Weg, sich den Gesetzen anzupassen. Deshalb tritt der gerechte Wunsch nach einem endgültigen Urteil hinter die Notwendigkeit zurück, sich auf Betrachtungen und Beobachtungen zu beschränken. Westeuropa kann von den neuen russischen Gesetzen *manches*, von seiner sozialen Fürsorge *alles*, von seiner angeblichen neuen Geschlechtsmoral und Sitte *gar nichts* lernen. Denn sie ist alt und manchmal reaktionär. Es ist zum Beispiel reaktionär, den Handkuß zu verpönen – aus Furcht, man könnte die Frau zur Dame degradieren. Es ist reaktionär, wenn bei den vielen Blumenhändlern, die in allen russischen Städten in den Straßen stehen, nur die jungen Mädchen Blumen kaufen, um sie ihren Geschlechtsgenossinnen zu schenken – indes die jungen männlichen Begleiter ungeduldig abseits stehen, erhaben in ihrem »Komsomol«-Stolz über derlei »bourgeoise Sentimentalitäten«. Es ist reaktionär, die Frau durch Gleichstellung ins Neutrum zu verwandeln, es wäre revolutionär, sie durch Achtung weiblich sein zu lassen. Es ist reaktionär, sie nur frei zu machen – es wäre revolutionär, sie frei *und* schön zu machen. Die wirkliche Degradation ist nicht die vom »Menschen« zum »Weib«, sondern vom freien, erotisch kultivierten, mit der Fähigkeit zu lieben ausgestatteten

Menschen zum sexuell funktionierenden Säugetier. »Darwinismus« ist reaktionärer, als die guten russischen Revolutionäre glauben, und das Metaphysische, vor dem sie eine genauso große Angst haben wie Bürger vor der Kapitalsenteignung, ist revolutionärer als die atheistische Spießigkeit. Eine »konventionelle Lüge« kann tausendmal revolutionärer sein als eine flache, banale Aufrichtigkeit. Und sogar die Prostitution, den preußischen Königinnen ebenso verhaßt wie manchen Kommunisten, ist eine humane und freie Einrichtung – verglichen mit der sauertöpfischen, naturwissenschaftlich begründeten Geschlechtsfreiheit.

Die *Prostitution* ist in Rußland ein kurzes Kapitel. Das Gesetz verbietet sie. Straßenmädchen – deren es in Moskau offiziell etwa 200, in Odessa etwa 400 gibt – greift man auf, bringt man in die Polizeistelle, später in Arbeitsstellen unter. Ein paar Häuser der Liebe fristen ein bedrohtes, kümmerliches und primitives, provinzielles Dasein in einigen größeren russischen Städten. Kuppelei wird streng bestraft. Infolgedessen sehen sich manche Menschen gezwungen, die wenigen Automobile, die es in Moskau gibt, dem nützlichen Bahnhofsverkehr zu entziehen. Den Chauffeuren geht es gut, eine staatliche Automobil-Verleihung hat in den Abendstunden ein ewig besetztes Telephon, und es liegt eine leise Ironie darin, daß auch sie mißbraucht wird. Eine Stunde Fahrt in den nicht mit Taxameter versehenen Automobilen kostet sechs Rubel. (Während ich dieses schreibe, erfahre ich von einer neuen Verfügung, der zufolge die besetzten Automobile am Abend im Innern dauernd *beleuchtet* sein müssen.)

Rußland ist nicht unmoralisch, keineswegs – es ist nur hygienisch. Die moderne russische Frau ist kein Wüstling – im Gegenteil: Sie ist eine brave soziale Funktion. Die russische Jugend ist nicht hemmungslos, sie ist nur maßlos aufgeklärt. Die Ehe- und Liebesverhältnisse sind nicht unsittlich, sondern nur öffentlich. Rußland ist kein »Sündenpfuhl«, sondern ein naturwissenschaftliches Lesebuch...

Obgleich dieser Zustand durch eine heftige Propaganda gestützt und erhalten wird, ist er zum Teil doch auch eine natürliche Reaktion gegen die verflossene Zeit der allzu schwärmerischen, sentimentalen und kitschigen Verlogenheit der Liebesbeziehungen. Wenn die neuen Reformatoren glauben, dieses Stadium in der Entwicklung der Erotik,

das ich das »naturwissenschaftliche« nennen möchte, wäre ein gesunder Übergang zu einer gesunden, neuen, natürlichen Liebe, so muß man mit ihnen hoffen. Wenn sie aber glauben, es könnte eine natürliche Liebe *zwischen Menschen* ohne das geben, was sie als »metaphysisch« fürchten – so irren sie sich. Die erotische Beziehung, die sich nur auf Körper und Bewußtsein beschränkt, sieht eben so aus, wie sie oben geschildert wurde. Zum Glück hat der Mensch die Fähigkeit, dem Pubertätsalter der sexuellen Aufklärung zu entwachsen und der Naivität eines aufgewärmten Materialismus. Auch wenn er ein absoluter Leugner der »Seele« ist – in *einem* Punkt macht sie sich eines Tages bemerkbar: in der Liebe. –

Frankfurter Zeitung, 1. 12. 1926

XIII

DIE KIRCHE, DER ATHEISMUS, DIE RELIGIONSPOLITIK

Zwischen der Überzeugung, daß die Religion »Gift« sei, und einer feindlichen Aktivität gegen Erzeuger und Verbreiter des angeblichen Gifts ist ein Unterschied: In Sowjetrußland wird *die Kirche nicht verfolgt*. Nur ihre Macht wird bekämpft und ihr Einfluß. Man führt keinen Krieg gegen Gott – man bemüht sich nachzuweisen, daß er nicht da ist. Man zerstört keine Kirche – man verwandelt einige in Museen. Man bestraft nicht die Gläubigkeit – man sucht sie auszurotten. Man verbietet nur jene religiösen Demonstrationen, die staatsfeindlich sind oder sein könnten. Man verhindert nur sehr selten eine Prozession – man versucht zu beweisen, daß sie eine Torheit sei. Die Methode des Kampfes gegen die Kirche ist mehr eine prophylaktische als eine chirurgische. Religiöse Betätigung der Jugend kann manchmal unangenehme Konsequenzen haben. Religiöse Betätigung der Alten wird höchstens ironisiert. Der Spott ist schon die schärfste Waffe, die der Staat gegen die Kirche verwendet. An der linken Wand des heutigen zweiten Sowjethauses, dort, wo früher die wundertätige iberische Mutter Gottes gestanden hat, ist heute die goldene Inschrift angebracht: »Die Religion ist Opium für das Volk.« (Die Mutter Gottes ist,

nebenbei gesagt, in ihre eigene Kapelle, zwanzig Schritt weiter, vor dem großen Kremltor, übergesiedelt und wird immer noch fleißig angebetet.) Aber auch dieses öffentliche Zitat ist eine alte Demonstration aus der Zeit der ersten Siegesfreude. Heute herrscht Waffenstillstand zwischen Staat und Kirche.
Manchmal auch Freundschaft: Die religiösen Minderheiten zum Beispiel genießen im neuen Rußland eine unvergleichlich größere Freiheit als in irgendeiner Zeit. Sie hatten einen gemeinsamen Feind, die kleinen Konfessionen und die große Revolution: den orthodoxen Zarismus. Der Beschluß des Dreizehnten Parteikongresses über die Behandlung der Sekten lautet: »Besonders vorsichtig ist die Frage des Verhaltens gegenüber den Sektierern zu lösen – zumal, da viele von ihnen vom Zarismus grausam behandelt wurden und einige überaus aktiv sind. Durch ein angemessenes Vorgehen sollte man die wirtschaftlich kulturellen Elemente unter ihnen in den großen Strom der Sowjet-Arbeit einbeziehen.« Der »Allrussische Mennonitische Landwirtschaftliche Verband«, dessen Statuten einen unwahrscheinlich reaktionären Geist atmen, wurde trotzdem im Jahre 1923 von der Regierung bestätigt – und erst heute, da die kommunistische Propaganda unter den armen und mittleren mennonitischen Bauern einige Erfolge zeitigt, beginnt man, den Verband zu reorganisieren. In Moskau erscheint, unter anderen religiösen Zeitschriften, die Monatsschrift der Siebten-Tag-Adventisten, die eine eifrige Propaganda für das »Bibellesen im Hause« treibt und auch sonst gewiß nicht revolutionär ist. Mohammedaner, Juden, Duchoborzen, Molokaner – alle bekannten und unbekannten Konfessionen, an denen Rußland so reich ist, leben frei und erholen sich geradezu von den Verfolgungen des Zaren – unter der Herrschaft der prinzipiellen Atheisten. Wer wollte behaupten, daß die Sowjetregierung heute noch die Religion verfolge?
Man treibt nur *Propaganda* gegen die Religion. Sie ist die selbstverständliche Konsequenz des »dialektischen Materialismus«. Man ist bemüht, die Propaganda sachlich, kühl, objektiv zu gestalten. Daß sie trotzdem in Aggressivität ausartet, ist nicht die Schuld ihrer Urheber. Denn erstens sind von allen Bekehrungsmethoden die gegen den Glauben angewandten ihrer Natur nach am wenigsten behutsam. Gefühle sind eben leichter zu verletzen als zum Beispiel Meinungen. Zweitens sind die Missionare des Atheismus nicht geeignet, gerade das zu schonen, was anzugreifen ihre Aufgabe ist. Es ist ja gerade ihre Pflicht, ihr

Beruf, bei jeder metaphysisch verdächtigen Äußerung des Lebens nach dem naturwissenschaftlich fixierten »Nerv« zu suchen, der sie verursacht haben könnte. Es kann also höchstens ihr Bestreben sein, nicht »auf die Nerven zu fallen«. Aber sie fallen sozusagen meist auf Gefühle.

Verletzend ist nicht das Argument des »Materialismus«, sondern die *Billigkeit* seines Arguments. Es gibt selbstverständlich auch diffizile. Aber sie eignen sich nicht für die alltägliche Propaganda. Der landläufige agitatorische Materialismus in Rußland hat ein paar grobe, niederschmetternde, für europäische Ohren unglaublich antiquierte »Beweise«, zum Beispiel: Donner und Blitz sind Erscheinungen der Elektrizität; die Welt ist billionenmal älter, als die Bibel glaubt; die Welt ist nicht in sechs Tagen, der Mensch nicht aus Staub erschaffen worden: Er kommt vom Affenmenschen her. Besonders über diese Entdeckung herrscht in Rußland eine unwahrscheinlich naive Freude. Die Menschen sind stolz darauf, mit dem Pithekanthropus verwandt zu sein, als hätten sie eine Erbschaft von ihm zu erwarten und als hätten wir dieses Erbe nicht schon längst aufgezehrt. In einer Broschüre: »Antireligiöse Propaganda im Dorf« von E. Feodorow, die für Dorf-Agitatoren bestimmt ist, stehen folgende Definitionen: »Das Peter- und Paulsfest gehört zu jenen Feiertagen, *die den Zweck haben, die Ausbeutung der arbeitenden Massen durch die Kapitalisten zu rechtfertigen* und jeden Versuch, einen Aufstand zu erheben, durch eine Berufung auf die göttliche Autorität zu unterdrücken.« Oder: »Alle unsere Seelenerscheinungen – Ärger, Freude, Angst, die Fähigkeit, zu denken und zu räsonieren – sind Folgen der Arbeit des Zentralhirns und der Nerven.« Der zwanzigste Juni alten Stils, der Tag des Elias, der nach dem Glauben der Bauern über Donner und Blitz zu verfügen hat, wird im neuen Rußland auch offiziell gefeiert, und zwar als »Elektrifikationstag«. Und manchmal protestiert eine Broschüre gegen das Läuten der Kirchenglocken, weil es denerviere und weil in – Zürich das Glockenläuten verboten ist. Ich weiß nicht, ob es stimmt – aber: Zürich! Zürich! Welch ein Muster für Revolutionäre!...

Das ist nämlich das Un-Revolutionäre, Reaktionäre, Spießige an dieser antireligiösen Propaganda: dieser Wunsch nach stummen Glocken; dieses Peter-Paulsfest, das den Zweck hat, die Ausbeutung der Massen zu rechtfertigen; dieser »Elektrifikationstag«; diese Seelenerscheinungen im Nervensystem und diese Genügsamkeit, die keine anderen See-

lenerscheinungen kennt als Ärger, Freude, Angst, Denken und Räsonieren; fünf Zustände wie fünf Finger; dieses Argument gegen die Bibel: ein »Märchen«; dieser mittelmäßige, banale, philiströse Affenmensch inmitten der aufgeklärten Schweizer Alpen...

Als Gorkij einmal in einem Artikel schrieb: »Die Gottsucherei muß man eine Zeitlang aufschieben. – Ihr habt keinen Gott! Ihr habt ihn noch nicht geschaffen!«, bekam er einen bösen Brief von Lenin: »Daraus geht also hervor, daß Sie nur eine Zeitlang gegen die Gottsucherei sind! – Jeder Gott ist eine Seuche – vom sozialen, nicht vom persönlichen Gesichtspunkt ist jede Gottschafferei nichts anderes als die liebevolle Selbstbetrachtung des stumpfsinnigen Kleinbürgertums – Gott ist zu allererst ein Komplex von Ideen, die durch die stumpfsinnige Niedergedrücktheit des Menschen und die äußere Natur und die Klassenunterdrückung erzeugt wurden – «

Das war im Jahre 1913. Und diese Angst vor Gott, die genauso groß war wie die Angst eines Frommen vor dem Teufel, stammt noch aus den neunziger Jahren. Indessen haben wir 1926. Dazwischen war der Krieg, der Tod, die große Revolution und der große Lenin selbst, bei dessen Tod ein Schauer durch ganz Rußland ging, der keineswegs nur wie eine »Funktion des Nervensystems« aussah. Dazwischen ist das Wissen von der Realität der »Wahrheit«, von der Wahrheit des »Unwahren«. Wenn man uns heute sagt, daß etwas »nur ein Märchen« sei, so ist das für uns lange kein Grund, ihm nicht zu glauben. Den Pithekanthropus haben wir längst akzeptiert, die Aufklärung haben wir längst verdaut. Wir haben den Weg schon zurückgelegt, auf dem man erfreut feststellt, daß die »Wunder« erklärbar sind. Wir wandern schon den Weg, auf dem man erfährt, daß auch das »Erklärliche« ein Wunder ist. Kurz: Wir sind im 20. Jahrhundert. Im geistigen – nicht im politischen – Rußland feiert man die letzten Jahrzehnte des 19.

Wenn man folgende Zuschrift eines bäuerlichen Jungkommunisten an die Zeitung liest:

»Mit Beendigung der Feldarbeit werden die Straßen unseres Dorfes wieder lebendig. Unsere Arbeiter- und Bauernjugend... weiß nicht, wohin mit der freien Zeit. Aus diesem Grunde besucht sie *erstens* allsonntäglich den Gottesdienst; und *zweitens* treibt sie allerhand Unwesen –«,

so versteht man die unglaubliche Primitivität dieses Materialismus, der so stolz ist, den allsonntäglichen Gottesdienst endlich als »allerhand

Unwesen« entlarvt zu haben – und hat auch vielleicht eine ferne Vorstellung von der bisher so unbekannt gewesenen *Areligiosität des russischen Durchschnittsmenschen*. Seine Gläubigkeit war ebenso von primitiv sinnlichen, religiösen Formen erhalten und bedingt wie jetzt sein Unglaube vom primitiv naturwissenschaftlichen Abc. Diese Kirche, die ein so hartes Regiment gegen Abtrünnige führte, schuf selbst die Voraussetzungen für Abfall und Abkehr. Diese Kirche stand eine Zeitlang im Dienste mohammedanischer Chans gegen russische Bauern. Sie schenkte Rußland den ersten Romanow, der Sohn ihres Oberhauptes, um sich dem Zaren zu verkaufen wie früher dem Chan. Ihre Klöster lebten von der Arbeit der Leibeigenen. Das Troize-Sergijewa-Kloster hatte 106 000 Leibeigene, die Alexander-Newskij-Lawra 25 000. Im Anfang des 20. Jahrhunderts besaß die Kirche in Rußland 2 611 000 Deßjatinen Land. Das Jahreseinkommen der Moskauer Metropoliten betrug 81 000 Rubel, das des Nowgoroder Erzbischofs 307 500 Rubel, das des Petersburger Metropoliten 259 000 Rubel. Die Priester der orthodoxen Kirche waren und sind weniger »Diener Gottes« als Handlanger und Zeremonienvollstrecker. Sie waren nicht die Mittler zwischen Gebet und Erhörung. Gewissermaßen über ihre Köpfe hinweg ging der Glaube der Massen. Sie hatten keine bevorzugte Stellung, sie hatten nur Einnahmen. Sie nahmen die traditionellen Abgaben entgegen nicht wie Priester, sondern wie Tempeldiener.

Die Vorstellung, die sich in Westeuropa herausgebildet hatte, daß in Rußland jeder Bauer ein »Gottsucher« sei, beruht auf falsch verstandenen literarischen Voraussetzungen. Er war nur näher der Natur und metaphysisch weniger befriedigt. Er absolviert jetzt das Studium der primitiven Naturwissenschaft, die erste Stufe des Rationalismus. Vielleicht wird er auch dann, wie die Intellektuellen und die geistig Schöpferischen, dem Zauber seiner reichen Kirche erliegen, deren Söhne keinen Priester brauchen, weil sie eine direkte, unmittelbare Beziehung zu den Gegenständen ihres Glaubens haben.

Man bekommt eine Ahnung von der Fremdheit, ja der Unheimlichkeit dieser Kirche, wenn man ihre Glocken hört. Viele läuten auf einmal. Die hellen fahren lärmend zwischen die tiefen. Die tiefen, schwarzen, alten läuten immer schneller, als hätten sie den Ehrgeiz, so flink wie die jungen zu sein. Sie schwingen nicht in horizontaler Richtung wie alle Glocken der Welt – es scheint, daß sie sich drehen, im Kreis, wie Tänzerinnen. Sie sind so laut, als wären sie unten, in der nächsten Straße.

Aber sie leben hoch oben, verborgen in Türmen – und man staunt über diese Nähe des Tons, bei dieser Ferne des Instruments, wie man an klaren Sommertagen verwundert den nahen Gesang der Lerchen hört, die, gar nicht sichtbar, im Himmel verschwunden sind.
Wenn die Glocken ertönen, fallen alle Männer zu Boden, Bauern schlagen drei Kreuze, im Gehen, ohne sich aufzuhalten – es ist eine mechanische Äußerung. Die Bettler stehen vor den Kirchen, als koste der Eintritt Geld, das Gesicht dem Glänzenden zugewandt, das von innen kommt, von den silbernen, blauen, roten, goldenen Gewändern der Popen, den goldenen, zarten Filigrantüren hinter dem Altar, den dicken goldenen Kerzen. Schwarze, vermummte Frauen huschen fortwährend von Leuchter zu Leuchter. Alle abgebrannten Stümpfchen kleben sie zu neuen, großen Lichtern zusammen. Schwarz, klein, flink und still, mit Brillen auf den Nasen – gleichen sie frommen Kircheneulen, die nach dem Gottesdienst im Gebälk und Gesims hängen. Der schwarze Baß des Popen steigt auf aus einem Sarg, von oben kommt die helle Litanei einer Frau. Rhythmus und Tonfarbe des Gebets sind wie die der Glocken. Die gleichen akustischen Gesetze beherrschen Glocken und Kehlen.
Die Kirchen sind besser besucht, als man glauben sollte. Die Mönchs- und Nonnenklöster haben sich zeitgemäß in »Arbeitsgemeinschaften« verwandelt, bebauen mit Eifer ihren Boden und liefern ihre verhältnismäßigen hohen Erträge den Kirchen und Popen ab. In Charkow (in der Ukraine sind die Bauern sehr fromm) brachte man an einem Oktobertag Ikonen aus der Umgebung in feierlicher Prozession wieder in die Stadt. Sie hatten den Sommer über für die Fruchtbarkeit der Felder zu sorgen gehabt. Die Straßen waren voll, Droschken konnten nicht passieren, alle Dörfer der Umgebung schienen in der Stadt zu sein. Alle Glocken läuteten. Die Menge kniete. Viele berührten mit der Stirn das nasse Pflaster. Es regnete dünn, oktoberhaft, es war ein Duft von welkem Laub wie Weihrauch über den Menschen. Es wurde Abend. Es kam die Stunde, da in den Dörfern die Vorträge in den Klubs beginnen, wo man lesen und schreiben lernt, die Abstammung des Menschen und die definitive Leere des Himmels.
Man sieht, daß es eine grobe Verleumdung ist, von einer Verfolgung der Kirche zu sprechen. Der Kampf vollzieht sich *in einer ganz anderen Sphäre*. Der frisch-trocken-fröhliche Rationalismus findet seinen Niederschlag in der Kunst, in der Literatur, in Gedichten, in Essays, in

allen Dingen des geistigen Lebens. Die Antireligiosität wird antiquiert, flach, langweilig. Die banale Ironie des »Gebildeten«, die alle Erscheinungen jenseits des Begreifens »ein Teegespräch für spiritistische Damen« nennt und sich dabei sehr geistreich vorkommt, hat keinen anderen Erfolg als den, daß sie auch den klügsten »Atheisten« einem halbgebildeten Autodidakten verdächtig nahe bringt. Es weht ein Geruch von sehr selbstbewußtem, engem, unduldsam aufgeklärtem Geist in der Luft: Es ist der Geruch des Lexikons, wo »alles schon drinsteht« ...

Frankfurter Zeitung, 7. 12. 1926

XIV

DIE STADT GEHT INS DORF

Die Zivilisierung des *russischen Bauern*, die Rehabilitierung seiner Menschlichkeit, die Ausrottung des Gutsbesitzers, der privilegierten Nagaikaschwinger, dieses grotesken Sklavenhaltersystems, der »patriarchalischen« Prügelmeister: das sind bis jetzt die größten menschlichen und historischen Verdienste der großen Revolution. Der russische Bauer ist für immer befreit. Er hält einen schönen, roten, feierlichen Einzug in die Reihe der freien Menschheit.
Man weiß, daß in keinem Lande der Welt der Unterschied zwischen Stadt und Dorf so groß war wie im zaristischen Rußland. Der Bauer war von der Stadt weiter entfernt als von den Sternen. Zu den wichtigsten Sorgen des revolutionären Rußland gehört deshalb: Wie kommt die Stadt zum Bauern? Sie darf sich nicht damit begnügen, die Proletarisierung des Bauern der historischen, wirtschaftlichen Entwicklung zu überlassen. Sie rückt gleichsam freiwillig ins Dorf vor. Sie »industrialisiert« es. Sie versorgt es mit Bildung, Propaganda, Zivilisation, Revolution. Sie senkt ihr eigenes Niveau – was auf allen geistigen Gebieten in Rußland fühlbar wird –, um vom Dorf verstanden zu werden. Es war einmal der romantische Traum der alten, slawophil-narodnitischen revolutionären Intelligenz, »unters Volk zu gehen«, zu den armen Bauern, um die »Empörung« zu entfachen. Wie anders, wie rationalistisch, mathematisch, präzise und praktisch sieht die Revolutionierung des Dorfes durch die Kommunisten aus!

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben der Revolution: die Bauern zu revolutionieren – aber vorher alle die zivilisatorischen Leistungen zu vollbringen, die das Werk des Kapitalismus sind. Die Revolution muß gewissermaßen im Namen des Sozialismus »kapitalistische Kultur« verbreiten. Sie muß außerdem in *einem* Jahrzehnt die ländlichen Massen Rußlands dorthin bringen, wohin die jahrhundertelange Entwicklung des Kapitalismus die westlichen geführt hat. Gleichzeitig soll sie jede etwa erwachende Neigung zur »bourgeoisen Psychologie« vernichten. Und da die »Psychologie« vom Objekt schwer zu trennen ist, wird die Aufgabe der Revolution immer schwieriger, je besser sie fortschreitet. Wie soll man die Erziehung zur kapitalistisch-rationellen Ausnützung des Besitzes mit der zum »kollektivistischen Gefühl« vereinigen? Hier droht der Revolution die größte Gefahr. Arbeitet sie schließlich nicht gegen ihren Willen für eine *Verbürgerlichung* des Primitiven? Hält sie das Werk des Sozialismus auf, während sie ihn propagiert? Verliert sie nicht zu viel Energie an der Zivilisation – und bleibt ihr noch Intensität genug für die zweitnächste Etappe: den Sozialismus?

Vorläufig verwechselt der primitive Dorfmensch Zivilisation und Kommunismus. Vorläufig glaubt der russische Bauer, Elektrizität und Demokratie, Radio und Hygiene, Alphabet und Traktor, die ordentliche Gerichtsbarkeit, Zeitung und Kino wären Schöpfungen der Revolution. Aber diese Zivilisation emanzipiert den Bauern auch von der »Scholle«. Er wird ein »Landwirt«. Das soll die unvermeidliche Etappe auf dem Weg zum »bewußten Proletarier« sein. Sozialismus gedeiht nur bei der Musik der Maschine. Also, Maschinen her! Traktoren! Aber der Traktor ist stärker als der Mensch – ungefähr wie das Gewehr stärker ist als der Soldat. Das Instrument der Gewinstvergrößerung erzeugt eben »bourgeoise Psychologie« – beim Bauern, der ohnehin für das »kollektivistische Gefühl« gerade nicht prädestiniert erscheint.

Man darf nicht aus dem Regen in die Traufe kommen. Man darf nicht aus dem der »Proletarisierung« unbewußt widerstrebenden Bauern einen ihr feindlich gesinnten Halb-Bourgeois machen. Was ist dagegen zu tun? Kommunistische Agitation. Propaganda. Bewußte Identifizierung oder zumindest *gleichzeitige* Verbreitung der Kultur der kommunistischen Idee: durch Schulen, Klubs, Theater, Zeitungen und den Dienst in der Roten Armee. »Liquidierung des Analphabe-

tismus« heißt, in die Zwecksprache übersetzt, gleichzeitig: Verbürgerlichung verhindern; Eigentumsgefühle ausrotten; den Haß gegen den noch verbliebenen »Kulaken« (Großbauern) wachhalten.
Das sind also die zwei Prinzipien der russischen Bauern-Kulturpolitik: Mechanisierung des Betriebs und Urbanisierung des Menschen; Industrialisierung des Feldes und Proletarisierung des Bauern; Amerikanisierung des Dorfs und sozialistische Revolutionierung seiner Bewohner. Das sind die Widersprüche, aus denen alle sogenannten »inneren Schwierigkeiten« entstehen. Ja, *das ist das Problem der russischen Revolution*. Hier wird es sich entscheiden, ob sie zu einer neuen Weltordnung führt oder ob sie die stärksten Reste einer alten vernichtet hat; ob sie der Anfang einer neuen Epoche ist oder das verspätete Ende einer alten; ob sie nur die Herstellung eines gewissen Gleichgewichts zwischen der Kultur des Westens und der des Ostens bewirkt oder ob sie daran ist, die westliche Welt aus dem Gleichgewicht zu heben.

Das *Gesicht des Dorfes* hat sich wenig verändert. Ich kannte die ukrainischen Dörfer aus dem Krieg. Ich sah sie jetzt, nach acht Jahren, wieder. Immer noch liegen sie da wie Kindheitsträume der Welt. Krieg, Hunger, Revolution, Bürgerkrieg, Typhus, Hinrichtungen, Feuer: Sie haben alles überstanden. Im nordfranzösischen Kriegsgebiet riechen heute noch die Bäume nach Brand. Wie stark ist die russische Erde! Ihre Bäume duften nach Wasser, Harz und Wind, der Geburtenüberschuß in den Dörfern ist noch größer als der – beträchtliche – in den Städten, Brot blüht aus dem Moder der Toten, wie früher läuten die Glocken Neugeborene und Bräute ein, die Raben, die Vögel des Ostens, sammeln sich zu Hunderten in den Bäumen, der winterliche Himmel ist einheitlich grau, sehr nahe und sehr weich von den vielen Schneeflocken, die bald herunterfallen werden. Immer noch sind die Dächer aus Stroh, Schindeln und Lehm, immer noch herrscht das Dreikammersystem der Hütte vor, die Tier und Mensch beherbergt, immer noch bestreicht man die Wände und den irdenen Fußboden mit frischer Düngerflüssigkeit, die wochenlang einen scharfen Geruch verbreitet, aber dann eine wunderbar schimmernde silbrige Farbe hat, die dauerhaft ist und – nach dem Glauben der Bauern – Wärme erhält.
Das Gesicht des *jungen russischen Bauern* aber ist stark verändert. Er hat den unsinnigen, erbärmlichen, feigen Respekt vor der »Kultur«, der »Stadt«, dem »Herrn« verloren. Er grüßt immer noch den Frem-

den ehrerbietig, aber nur weil dieser ein Gast und er der Wirt ist. Er hat die schöne, stolze Freundlichkeit des Befreiten. Er lernt im Klub am Abend das Alphabet, die Zeichnungen an den Wänden, Geographie, Agronomie, er widerspricht heftig und selbstbewußt in Versammlungen, er karikiert Beamte und öffentliche Organe in der Wandzeitung, er steht nicht mehr verwirrt vor dem Automobil, das den Fremden gebracht hat, er erkundigt sich nach Herkunft, Alter, Art der Maschine. Die Frauen lernen Hygiene für Haus, Tiere, Kinder, sie lernen schneller und freudiger als die Männer. Die Stadt ist allen vertraut. Da geht ein Junger in die »professionell-technische« Schule, dort rückt ein anderer zur Roten Armee ein, ein dritter kehrt heim, hält Vorträge, verfaßt Berichte, Beschwerden, wird beinahe galant zu den Frauen. Alles, was in der Stadt Banalität wird und Spießer erzeugt: die popularisiert-verflachte Wissenschaft, die plumpe sexuelle Aufklärung, die billige Tendenz in Bild und Buch – der Mensch vom Lande kann es verwerten, ohne an Unmittelbarkeit, an Kraft, an Originalität zu verlieren. Der trockene Geruch des Papiers verliert sich im Ozon des Landes. Der Bauer wird klüger als die Broschüre, die ihn klug macht, origineller als der Agitator, der ihn aufklärt, künstlerischer als der Dichter, der ihn besingt, wahrhaft revolutionärer als die Phrase aus dem Manifest. Heute leben die wirklich revolutionären Menschen im Dorf. In der Stadt ist der Heros dem Bürokraten gewichen, der den Beschluß der XIII. Parteikonferenz memorieren kann und die Aufnahmeprüfung in den Kommunismus mit Ia bestanden hat.
Freilich klagt der Bauer (wenn er nicht zur alten Garde der Feigen gehört) vernehmlich über die »schlechte Lage«, über Steuern, falsche Versprechungen, über Traktoren, die nicht ankommen, und andere, die verrosten, über wirkliche oder angebliche Ungerechtigkeiten. Aber es gibt gewiß in der ganzen Welt kein Dorf, in der ganzen Geschichte der Menschheit kein Jahr, in denen der Bauer nicht etwa geklagt hätte. Der russische Bauer weiß, was er der Revolution zu verdanken hat. Noch gedenkt er der Stockstreiche, der zaristischen Polizei, der Spitzel, der Armee, der Pächter, der Besitzer. Noch ist der »Kulak« da, eine ständige Gefahr, die revolutionär erhält, der Kulak, dessen Furchtsamkeit immer geringer wird und der von einer diplomatischen, ausweichenden, nicht zu fassenden, schlauen Bedrohlichkeit ist.
Der großen Masse der russischen Bauern ist das selbstverständliche Gefühl, daß die Regierung Blut von ihrem Blut ist, trotzdem immer

noch fremd. Sie ist dazu erzogen, in der Regierung etwas Fremdes, »oben« Befindliches zu sehen. Manchem Theoretiker der russischen Politik fehlt auch das Verständnis für die besondere Psychologie des Bauern. Es kann sein, daß die fortschreitende Aufklärung auch im Dorf die Banalität erzeugt, die in den Städten schon ausgebrochen ist. Aber heute noch sieht man auf dem Lande das schöne Schauspiel: wie aus Knechten Menschen werden.

Frankfurter Zeitung, 12. 12. 1926

DIE RUSSISCHE FRAU VON HEUTE

In der alten Welt hängt jede Kultur der Frau mit dem Kult der Frau zusammen. Im nachrevolutionären Rußland hat man weder Zeit noch Lust, noch Sinn für eine erotische Kultur. Die Frau als Mittelpunkt hat aufgehört. Sie ist nicht mehr Mittelpunkt eines Hauses, eines gesellschaftlichen Kreises, eines männlichen Herzens. Die Revolution, die ihr alle Rechte verliehen hat, nimmt ihr alle Vorrechte. Da sie ein notwendiges und nützliches Mitglied der Gesellschaft wird, verzichtet sie auf jeden Luxus. Sie ist nicht mehr Objekt der Galanterie, sondern der Gleichheit vor dem Gesetz. Sie hat kein Vorurteil der Moral mehr zu fürchten, aber auch keinen Beweis der Ritterlichkeit mehr zu erhoffen. Die »Dame« ist eigentlich nicht mehr vorhanden. Wo sie vorkommt, ist sie ein Überrest der alten Zeit oder der alten Psychologie. Die Armut an Materialien, an der das ganze Land leidet, unterstützt die Theorie. Die Mehrzahl der Frauen kann sich wohl kleiden, aber nicht mehr schmücken. In der alten Welt ist jedes Kleid der Frau auch ein Schmuck der Frau. Jedes Kleid hat den Zweck, die Schönheit der Trägerin zu unterstreichen, zu heben, zu verstärken oder vorzutäuschen. Im Rußland von heute fehlt es an solchen Kleidern. Infolgedessen geht allmählich der Sinn für sie verloren. Es gibt keine Modejournale, keinen Mode- und keinen gesellschaftlichen Kodex. Die wenigen reichen Frauen im heutigen Rußland fahren ins Ausland. Sie richten sich nach der Pariser Mode. Sie bringen Kleider aus Frankreich mit. Man schickt ihnen ausländische Modelle, wenn sie nicht fahren können. Die kein Geld haben, sehen sehr provinziell aus. Gegen solche Modeerschei-

nungen des Westens wie kurzes Haar und kurzes Kleid herrschen in Rußland stärkere Vorurteile als in streng konservativen europäischen Kreisen. Dagegen sind die Frauen der Neureichen, der NEP-Männer (die übrigens die charakteristischen Züge unseres »Raffke« tragen), leicht geneigt, jede westliche Modeerscheinung geschmacklos und wirkungslos zu übertreiben. Man sieht also Frauen mit fett gemalten Lippen und ebenso geschminkten Nägeln. Es sieht aus, als hätten die Finger soeben in rohes Fleisch gegriffen, als wäre der Mund eine Frucht aus einer Orangenkonservenbüchse. Übrigens ist die Übertreibung hier nicht nur ein Zeichen der Geschmacklosigkeit, sondern auch jenes Lebenswandels, der in Fremdenhotels am besten geführt wird – mit Unterstützung der braven Familienväter, die nach Rußland wegen Konzessionen kommen. Die große Masse der russischen Frauen arbeitet zu viel und hat zu wenig Mittel, um eine besondere Aufmerksamkeit auf ihr Aussehen zu verwenden. Da die Frau nicht mehr ein Gegenstand der Werbung ist, hat ihre natürliche Eitelkeit keine Nahrung. Sie lebt in einer Atmosphäre der politischen Sachlichkeit, der öffentlichen Tätigkeit, der allgemeinen Notwendigkeit, der sozialen Ethik, der kollektiven Pflicht. Sie ist kein erotischer Mensch mehr, sie ist ein sozialer Mensch – wie alle Menschen in Rußland. Die repräsentativen Typen der heutigen Frauen sind: die Politikerin, die Büroarbeiterin, die soziale Funktionärin, die Fabrikarbeiterin, die geistig produktive Arbeiterin, also Schriftstellerin und Künstlerin. Der nationale Typus verschwindet in dem Maß, in dem der soziale Charakter und der berufliche stärker werden. Den nationalen Typus behält vorläufig nur die Bäuerin. Den eleganten vertritt nur noch die Schauspielerin. Aber auch ihre Gage reicht nicht mehr für eine wirkliche Eleganz. Die »Frau bei der Arbeit« ist ein Losungswort, eine Propaganda, ein moralisches Gebot und eine materielle Notwendigkeit. Der Luxus ist nicht nur verdächtig, sondern auch unerreichbar. Der Frau, der jede öffentliche, jede politische Wirkung erlaubt und möglich ist, bleibt jede erotische versagt. Nur ein ganz kleiner Kreis von Frauen obliegt mit Eifer der Aufgabe, durch Schönheit zu wirken. Es sind die bourgeoisen Frauen und die des alten Adels. Diese sind allerdings mit nichts anderem beschäftigt. Sie träumen von einer Reise ins Ausland. Sie sprechen von neuen Parfüms und neuen Moden. Sie möchten Charleston lernen. In jedem Ausländer, der in ihren Gesichtskreis tritt, sehen sie einen perfekten Tanzlehrer. Sie laden ihn ein und traktieren ihn mit Grammo-

phonplatten. Wer es darauf absieht, »Glück bei ihnen zu haben«, findet es, nur weil er Ausländer ist. Wer einen weißen Kragen trägt und sich im Restaurant mit dem Kellner nicht verständigen kann, hat große Aussichten bei allen Tischen. Ein braver Kaufmann wird leicht ein Casanova. Was haben da die Casanovas zu tun? Es wächst ein neues weibliches Geschlecht heran, in »Pionier«- und »Komsomol«-Verbänden, sexuell aufgeklärt, ohne Geheimnisse, ohne Verschleierungen, ohne Sentiment, mit sehr viel geschlechtlichem Realitätensinn und ohne jedes Verständnis für die komplizierte und künstlerische Steigerungen erfordernde Liebe. Vor ihnen steht die naturwissenschaftliche Wirklichkeit wie ein Laboratorium, in das man tritt, um Experimente auszuführen. Ursachen sind längst bekannt. Wirkungen vorausgesehen. Es kann nichts Verwickeltes, nichts Überraschendes passieren.
Der internationale schlanke »Knabentyp« der europäischen und amerikanischen Frau ist in Rußland noch nicht vorhanden. Die Eleganz hat in den seltenen Fällen, in denen sie vorhanden ist, eine spezifisch russische Note. Zwischen dem modernen kurzen und schmalen Kleid und dem starken, breiten Habitus der Russin ist ein deutlicher Widerspruch. Der wird durch eine ganz besondere Gattung, einen ethnographisch bestimmten Kompromiß, so geschickt verdeckt, zumindest gemildert, daß aus der Not eine Tugend entsteht und aus der gefahrvollen Situation ein Reiz. Man kann keine Regelung aufstellen: das kurze Haar, das die Russin vor vierzig, dreißig, zwanzig Jahren aus Protest gegen die Bürgerlichkeit getragen und das ihr den Reiz der Revolutionärin verliehen hat, macht sie heute mondän. Heute sieht es wieder wie ein Protest aus: ein Protest gegen das Gebot der siegreichen Revolution, die eine demonstrative Sittlichkeit empfiehlt, den öffentlichen Tanz verbietet und einen deutlichen Gegensatz im russischen Leben zum bürgerlich-kapitalistisch dekadenten Leben des Westens sehen möchte. Immer noch ist der Einfluß der Ländlichkeit groß. Das Dorfelement ist im Gesicht einer jeden russischen Städterin stark, in jeder ihrer Bewegungen erinnert sie an ihre junge Zivilisation. Das, was Romantiker, Snobs und Kitschiers für »Dämonie« halten, ist der etappenweise und plötzliche Durchbruch der erdhaften Unmittelbarkeit durch die schnell und geschmeidig erworbene Konvention. In Wirklichkeit ist die Russin keineswegs »dämonisch«, wie etwa der russische Mann es sein kann. Sie hat nur ein sehr natürliches, elementares, deshalb schwer erklärliches Temperament. Ihre Leidenschaft ist stofflicher Na-

tur, materiell gehemmt, ihre Aktivität liebt Umwege. Sie neigt zu einer sehr direkten Aufrichtigkeit, sie lockt nicht durch Verstellung, sie siegt eher durch Überrumpelung. Sie hat Reiterblut und Attackentempo. Ihre Sentimentalität, ja, selbst ihre Neigung zu Tränen wird nicht kitschig, weil sie ein Teil der großen slawischen Melancholie ist, nicht die übertriebene Steigerung eines momentanen Leids. Aber die russische Frau wandelt sich wie das ganze Land. Auch sie »industrialisiert«, zivilisiert, amerikanisiert sich. Auch sie muß, wie das ganze Land, die Entwicklung der Welt nachholen. Sie wird die Selbständigkeit, die Gleichberechtigung, den Foxtrott und den Charleston absolvieren. Ich wünschte ihr, sie verlöre über der großen Ehre, ein »sozialer Faktor« zu sein, nicht das Vergnügen, eine Frau zu sein. –

Frankfurter Zeitung, 19. 12. 1926

XV

JEWGRAF ODER DER LIQUIDIERTE HEROISMUS

In einem Moskauer Theater sah ich ein schlechtes, kitschiges, rohes, aber sehr aufschlußreiches Stück. Es heißt *»Jewgraf, iskatel' prikljutschenij«* (Jewgraf, der Schmied seines Schicksals). Wer ist Jewgraf? Ein junger Mann, Neffe eines Friseurladenbesitzers und selbst von Beruf Barbiergehilfe, am Geschäft seines Oheims beteiligt, ein aussichtsreicher Kompagnon, geliebt von der hübschen Kassierin des Oheims und berechtigt, eine Zukunft zu erwarten, die selbst in dieser verworrenen Zeit, selbst in diesem revolutionären Lande eine solide genannt werden kann. Jewgraf aber verschmäht Beruf, Kassierin und Zukunft, er will nicht Barbier sein, er will ein Held sein. Natürlich sinkt er jene bekannten »Stufen« hinunter, die es auch in Rußland gibt, und endet durch reuigen Selbstmord, nachdem er einen jüdischen NEP-Mann umgebracht hat. Weshalb will Jewgraf nicht Barbier und am Leben bleiben? Weil er ein revolutionärer Held war, weil er die Zeit nicht vergessen kann, in der er in den Reihen der Roten Armee kämpfte, Güter konfiszierte, satte Bürger aus ihren Häusern hinauswarf, sie vor sich auf den Knien liegen sah, ihr Leben und eine berauschende Macht in der Hand hielt. Wie soll man denn wieder vor allen diesen oder vor

noch schlimmeren neuen Bürgern Verbeugungen machen und Türen aufreißen, wie es schließlich auch Friseurgehilfen in Rußland machen müssen?
»Jewgraf« ist, wie gesagt, ein rohes Stück (eines jener vielen kleinbürgerlich-brutalen Stücke, die jetzt in Rußland so oft gespielt werden und über die ich noch sprechen werde), der Autor packt das Problem mit beiden Fäusten und erdrosselt es beinahe, er übertreibt nicht künstlerisch, sondern didaktisch, also nach falschen Richtungen, er ist ein »Moralist«, er will zeigen, daß die Zeit gekommen ist, in der die Heroen Bürger werden müssen, soll es ihnen nicht schlecht ergehen. Aber gerade deshalb wird er selbst ebenso charakteristisch für diese Epoche der Revolution wie sein Held. Mir ist Jewgraf sympathischer als der Autor und als die augenblicklich im Lande der Revolution herrschende bürgerliche Moral; obgleich ich glaube, daß man NEP-Leute rasieren und dennoch ein Revolutionär sein kann. Aber Jewgraf ist hier, so plump er auch gelungen ist, ein repräsentativer, symbolischer Typus, sein Schicksal ist das eines Revolutionärs, der aus den nüchternen Tagen des augenblicklichen oder wirklichen »Aufbaus« herausfällt. Wer aber nicht nur ihn und seinen Fall betrachtet, sondern auch den »Aufbau« (was der Autor natürlich nicht tut), der wird fragen: Sind die Jewgrafs wirklich selbst schuld an ihrem Schicksal, oder sind es die »aufbauenden Kräfte«? Gibt es nur zweierlei: Heroen oder Spießer? Wenn die Handgranate den Revolutionär, das Rasiermesser den Kleinbürger macht – was ist denn der »Bürger«, gegen den man so viel Handgranaten anwendet? Ist er nicht eher eine häßliche Schöpfung der Natur als ein gefährliches Produkt wirtschaftlicher Ordnungen? Wenn man nicht einmal die Methode seines Erwerbs zu ändern braucht, wenn man nicht einmal aus einem »Arbeitnehmer« ein »Arbeitgeber« werden muß, sondern sich einfach aus einem proletarischen Revolutionär in einen proletarischen Spießer verwandeln kann – wo ist die Grenze zwischen »Bürger« und »Freiem«? Ist es der »Geldschrank«, der den »satten Bourgeois« macht, so ist es die Liebe zur Ruhe, zum behaglichen Sonntag, zum Bierkrug, zum Grammophon, zu Frau und Kind, zum Besuch im Museum, zur Schachpartie im Klub, die den *mageren* Bourgeois macht. Auf den Körperumfang aber kommt es nicht an. Daß Sonntag, Bier, Grammophon, Museum und Schach bürgerliche Erbschaft sind und daß sie in einer nicht kapitalistischen Gesellschaft nicht hätten gedeihen können, kann kein Theoretiker be-

haupten: Sie werden ja auch von der Revolution nicht abgelehnt, sondern freudig akzeptiert, verwaltet, gepflegt. Selbst wenn die typisch bürgerliche geistige Struktur als eine direkte Folge der kapitalistischen Wirtschaftsform erkannt wird, ist es dennoch nicht ausgeschlossen, daß eine natürliche Veranlagung zur »Bürgerlichkeit« *a priori* vorhanden ist. Ja, die *kleinbürgerlichen Neigungen und Hemmungen des Proletariers beweisen es gerade.* Es kann nicht der Sinn der Revolution sein, den Bürger durch Bürger abzulösen, den ausbeutenden Bourgeois durch den ausgebeuteten Bourgeois, den grausamen Spießer durch den leidenden Spießer. Es kann nicht ihr Sinn sein, alle Welt mit Grammophon, Museum, Schach zu beglücken. Es kann nicht ihr Schicksal sein zu »verbürgerlichen«.
In Rußland aber »verbürgerlicht« sie. Fast aller revolutionären Ideen, Einrichtungen, Organisationen hat sich der kleinbürgerliche Geist bemächtigt, der in der Politik schon lange sichtbar ist, der den Heroismus liquidiert, die Bürokratie aufbaut, selbst wenn er sich einbildet, sie »abzubauen«, indem er Beamte entläßt. Es kommt eben nicht auf die Zahl an, wie die heutigen Verwalter der russischen Revolution glauben und wie sie immer wieder betonen. Es herrscht in Rußland ein *Fanatismus der Statistik*, eine Anbetung der Ziffer, die man in den Rang eines Arguments erhebt. Niemand ist, wie man weiß, stolzer, glücklicher und lächerlicher als ein Ideologe, der Gelegenheit findet, »Tatsachen« aufzuzählen. Jetzt, so bildet er sich ein, hat er die »Realität« am Kragen gepackt. (Er ist niemals weiter von der Realität entfernt gewesen.) Auf allen Versammlungen, auf allen Konferenzen, in allen Schulvorträgen, in allen Zeiten erklingen diese stolzen »Feststellungen«: »Im Jahre 1913 hatte Rußland siebzig Prozent Analphabeten, zwanzig oder dreißig Prozent Schulbesucher – jetzt haben wir fünfzig und fünfzig.« Oder: »1913 hatten wir nur soundso viel Prozent Universitätsprofessoren, jetzt haben wir sechsmal mehr.« (Die Zahlen sind willkürlich angenommen.) – So geht es seit ungefähr drei Jahren in einem fort. Aber aus keiner Statistik geht hervor, ob man nicht statt der siebzig Prozent Analphabeten fünfundneunzig Prozent Spießer bekommt, kleine Reaktionäre; ob der sechshundertste Bauer *das* liest, was ihn klüger macht, oder *das*, was ihn dümmer macht (denn man kann durch Lesen dumm werden); ob der tausendste neue Professor auch sein Amt ausfüllen kann; ob die dreißig Prozent proletarischer Universitätshörer auch genügend Vorbildung haben. Die verantwortlichen Männer

Rußlands leben im Rausch der Zahlen, und die großen, runden Nullen verdecken die wahren Gesichter der Realitäten.
»Wir haben drei Millionen Pioniere, eine Million Komsomols! Die Zukunft der Revolution!« – Aber diese Zahlen verraten mir nicht, daß die ganze bürgerliche Jugend mit Freuden in die Pionierorganisationen strömt und daß auch die Proletarierkinder bürgerlich werden, daß die rote Farbe ihrer Fahnen nicht anders wirkt als eine gelb-grün-blaue, daß gerade die braven Streber, die typisch kleinbürgerlichen Naturen, die früher zaristische Stipendien bekommen hätten, heute Komsomols werden und die Parteibeschlüsse auswendig büffeln. Ich sah im Hause eines befreundeten Kommunisten eine alte, gutbürgerliche jüdische Großmutter ihr Enkelkind wiegen, und sie sprach dazu: »Pawelchen, Pawelchen, wirst ein Komsomolchen!« Eine achtjährige Pionierin erklärt mir deklamatorisch: »Ich glaube nicht an Gott, ich glaube an die Masse!« »Ich muß unbedingt in die Partei kommen«, sagt mir ein Komsomol, »ich will ins Ausland mit einem staatlichen Stipendium.« Die Partei ist nun glücklich von »unzuverlässigen Elementen«, revolutionären Naturen, »kleinbürgerlichen« Anarchisten gesäubert. Jetzt strömen ihr streberische, zuverlässige, kleinbürgerliche »Marxisten« zu. Die Säuberung, welche die Partei alljährlich vornimmt, trifft höchstens die plumpen Karrieremacher. Aber die braven Vorzugsschüler des Kommunismus, die eigentlichen Bürger, bleiben selbstverständlich. Sie sind ja so schwer zu agnoszieren. Welch eine Entwicklung! Die Revolution, die Partei, die leitenden Männer sind gewiß nicht verantwortlich für die groben Geschmacklosigkeiten der Fabrikanten und der Händler. Und dennoch muß man an den Geist denken, der jetzt die Revolution verflacht, wenn man in Briefpapierläden, in Apotheken und in Delikatessengeschäften häßliche Büsten revolutionärer Männer sieht, Lenin auf einem Tintenfaß, Marx als Papiermessergriff, Lassalle über Kaviarbüchsen, Schleier, Glasperlen, die Porträts darstellen, revolutionäre Führerphysiognomien auf Beeten in öffentlichen Parks, aus Gras gezeichnet. Das alles soll nicht »kleinbürgerlich« sein? Den Männern der Statistik fällt dergleichen nicht auf, und die fremden Beobachter haben so viel zu »besichtigen«, daß ihnen das Sehen vergeht. Es ist auch nicht jedem gegeben, einer Geschmacklosigkeit so viel Bedeutung beizumessen und in ihr die wüste Reaktion zu sehen, die revolutionäre Embleme herabwürdigt. Es gibt angeblich »wichtigere« Dinge, zum Beispiel: *noch eine Ziffer.*

Ich kann die Jewgrafs sehr gut verstehen. Sie werden wild. Sie rebellieren vor Enttäuschung. Sie sehen die Revolution bürgerlich werden, mit der Verzweiflung, mit der man eine geliebte Frau dick werden sieht. Ein Vergleich mit alten zaristischen Zeiten, der immer wieder als Trost gemacht wird, kann niemanden befriedigen. Denn der Zar ist schon lange tot, und diese Revolution wollte ja *mehr* sein als eine antizaristische. Lenin hat sie geführt – welch ein Trost ist da ein Blick auf die zaristische Epoche!...

Frankfurter Zeitung, 21. 12. 1926

XVI

ÖFFENTLICHE MEINUNG, ZEITUNGEN, ZENSUR

Es gehört zum Wesen einer reaktionären Diktatur (etwa Mussolini), daß sie in der Hauptsache »verbietet«. Es gehört zum Wesen der proletarischen Diktatur in Rußland, daß sie (heute schon) *mehr diktiert als verbietet*, mehr erzieht als bestraft, eher prophylaktisch als polizeilich wirkt. Deshalb – und weil überhaupt in Rußland vor der Revolution eine breite öffentliche Meinung nicht bestanden hat – hemmt die kommunistische Zensur in diesem Lande vielleicht den Gelehrten, den Künstler, den Philosophen, den Schriftsteller. Dafür erzieht sie die Massen überhaupt erst zu der praktischen Anwendung einer Meinung. Die Zeitung steht im Dienst der Zensur: nicht dadurch, daß sie die Wahrheit unterdrückt, sondern dadurch, daß sie den Willen der Zensur propagiert. Den Willen der Zensur: das heißt den Willen der Regierung. Die Zeitung wird das Organ der Zensur, weil sie das Organ der Regierung ist. Der Zensor selbst könnte sie redigieren. Infolgedessen hat sie auch eine gewisse Freiheit der Meinungsäußerung. Zensor und Journalist stehen (wirklich oder angeblich) auf dem Boden derselben Weltanschauung. Sie verstoßen zumindest nicht gegen die Staatsreligion, die in diesem Staat der Atheisten kommunistische Ideologie heißt. Wer sich zu dieser bekennt oder ihr mindestens sympathisierend gegenübersteht, hat ein Recht zur Kritik, die allerdings niemals den Rahmen sprengen darf. Und sie sprengt niemals den Rahmen. Weshalb?

Man sehe sich einmal die vielen Zuschriften aus dem Publikum an die russischen Zeitungen an. Diese öffnen bereitwillig, höchst erfreut ihre Spalten der Kritik. In keinem Lande der Welt wird so viel öffentlich kritisiert. Es wird sogar scharf kritisiert. Man spart nicht mit Vorwürfen und Angriffen, Anprangerungen und öffentlichen Anklagen. Und dennoch wird diese Schärfe niemals staatsgefährlich, niemals der Staatsideologie gefährlich. Warum? Weil der Staat, weil die Zensur, weil ihre Organe die Zeitungen, die Massen zur Kritik erziehen und selbst die Losungen ausgeben, gewissermaßen die Leitmotive der öffentlichen Meinung für die nächsten paar Monate. Es ist ein geistiger, sehr kluger, sehr staatspolitischer Angelsport. Von oben wird der Haken mit den fetten »Mißständen« ausgeworfen, und die kritikhungrigen Massen schnappen danach. Es scheint mir, daß die Sowjetregierung die einzige ist, welche die Kritik als einen *Naturtrieb des Menschen und der Massen* erkannt hat. Sie beeilt sich, ihn sich dienstbar zu machen, indem sie ihn selbst pflegt und leitet. Ihre Methode ist – auch vom historisch objektiven Standpunkt aus – deshalb gerechtfertigt, weil die russischen Massen heute noch eine solche Aufsicht brauchen; weil sie ohne diese Leitung von oben noch lange nicht eine »öffentliche Meinung« zu bilden begonnen hätten. Überflüssig zu sagen, daß dieser kluge Ausweg auch ein glänzendes Propagandamittel für den Sowjetstaat ist, daß man jeden Vorwurf einer Unterdrückung der Kritik durch einen einfachen Hinweis auf die Zeitungen widerlegen kann.
Man muß schon in Rußland leben und die (sehr seltene) mündliche, private Kritik der einzelnen gehört haben, um zu erkennen, wodurch sich die offen sichtbare, die gedruckte öffentliche Meinung von der Meinungsfreiheit eines kulturelleren Landes unterscheidet. Die öffentliche, laute, staatstreue Kritik ist eine Kritik der Parolen, der Losungen, der Schlagworte. Die erkennbare »öffentliche Meinung« im heutigen Rußland ist die gewaltige Summe (nicht die Potenz) addierter *Echos auf eine den Massen zugerufene Formulierung*. Der geübte Hörer erkennt am Echo den Rufer. Der Rufer steht oben.
Daher die auffällige Häufigkeit druckreifer, beinahe schon typographisch durchdachter, fix und fertiger Definitionen der »öffentlichen Mißstände«. Alle paar Monate gibt es eine andere Definition. Man kehrt die natürliche Entwicklung um, während bei uns, in allen westlichen Ländern, zuerst die Kritik sich regt, dann sich häuft und schließlich in einer schlagenden Formulierung ihre gesammelte Kraft ver-

einigt und mit ihr vorstößt – ist in Sowjetrußland *zuerst* das Schlagwort da, dann häuft es sich, dann wandelt es unter die Massen und weckt schließlich und zuletzt die Kritik.
Wir sehen also in Rußland das primitive Anfangsstadium einer öffentlichen Meinung, die von oben gelehrt und genährt wird. Je nach Zeit und Bedürfnis lauten die Losungen: Verachtet die Verräter! Schmarotzer hinaus! Krieg den Chuliganen! An den Pranger mit den Bestochenen! Tod der Anarchie! – Dabei unterstützt die starke Neigung der kommunistischen Theoretiker zur populären Formulierung diese Methode des Meinungsdiktats. Aus Lenins Schriften allein lassen sich unzählige akustisch wirksame Parolen herausklauben. Man wirft sie auf die Filmleinwand, in die Spalten der Zeitungen, auf Plakate. »Die Industrialisierung ist die Grundlage des sozialistischen Staates.« »Wir bauen den Sozialismus.« Diese und andere Sätze wiederholen sich fortwährend, Resolutionen wandeln sie ab, schaffen neue, auf Parteitagen werden Invokationen geboren. Allmählich setzt sich die Losung im Gehirn fest und ersetzt das Argument. Es entsteht eine Uniformität – nicht so sehr der Gesinnung wie der Betrachtungsweise. Ich habe es in hundert Diskussionen mit jungen Menschen, Arbeitern, Studenten, Beamten, sogar obdachlosen Kindern (die ja bestimmt keine Broschüren lesen) erlebt, daß mir die verschiedensten Individuen, Berufe, Naturen, Gemüter, daß mir Melancholiker, Sanguiniker, daß mir Proleten und Kleinbürger, Begabte, Dumme und Klügere, daß mir alle diese Menschen *wörtlich* dasselbe auf meine Einwände erwiderten, so daß ich schon nach den ersten Antworten den ganzen Verlauf der Unterredung auswendig wußte. Manchmal hörte ich wörtliche Wiederholungen aus einem jüngst erschienenen Zeitungsartikel. Ich habe mich deshalb allmählich daran gewöhnt, die Menschen in Rußland nicht nach ihrer geistigen Qualität einzuschätzen, sondern nach den Quellen ihrer Argumentationen. Das ist auch heute charakteristischer als etwa individuelle Begabungsunterschiede. Es entsteht eine *allgemeine Nivellierung*, eine höchst einfache psychologische Landschaft mit ein paar deutlichen Orientierungstafeln. Es gibt eine offizielle Gesinnung und eine approbierte Dialektik, die es auch dem weniger Klugen gestatten, auf komplizierte Fragen zwar nicht treffend, aber doch allgemein zu antworten. Und wer noch nicht gelernt hat, Argument von Rhetorik und eine Kehle von einem Grammophon zu unterscheiden, ist von der Schlagfertigkeit des Durchschnitts verblüfft.

Je mehr man die Zeitungen liest, desto größer wird der Respekt vor dieser gewaltigen Mobilisierung der Federn, der Schreibmaschinen, der Zitate und vor der Mechanisierung der Gehirne. Nicht journalistische Fachleute machen die Zeitungen, sondern gute, zuverlässige Handhaber und Handlanger der Ideologie. Das, was man »journalistische Kleinarbeit« nennt, was das eigentliche Gerüst der Zeitung ist, der Bericht des Tages und sein Spiegelbild, die nackte dramatische Fabel des Lebens: das ist in den russischen Blättern primitiv, dilettantisch, unbeholfen. Von den sechs Seiten einer Zeitung sind meist drei für Resolutionen, Konferenz- und Versammlungsberichte bestimmt. An den Tagen der Parteikonferenz bleibt kaum eine Seite für wichtige politische und andere Nachrichten aus dem Auslande. Dazu kommen obligatorische Artikel – auch wenn sie unaktuell und unwichtig sind – aus der Feder dieser oder jener Parteigröße, die gedruckt werden *müssen*. Es gibt dafür Artikel, die nicht geschrieben werden *dürfen* – wie zum Beispiel die des einzigen bedeutenden Journalisten der Partei: Karl Radek. Über den großen Brand in einer der größten Moskauer staatlichen Kinofabriken berichten *Moskauer* Blätter anderthalb Tage später. Es ist nicht die Geringschätzung des »Ereignisses«, die eine solche Unterlassung zu einer journalistischen Pflichtverletzung stempelt, sondern die gewaltige Unterschätzung des wirklichen, täglichen, blutvollen Lebens, die sich in der Gleichgültigkeit gegenüber dem Tag äußert, und die gewaltige Überschätzung der rhetorischen, beinahe schon geschwätzigen, phrasenreichen und billigen Konferenzen-Didaktik, der blutleeren »Debatte«, die sich obendrein noch einbildet, lebendig zu sein, weil sie von Daten, Zahlen und Fakten ausgeht. Man geht in einen Saal, schließt die Fensterläden, zündet Licht an, nimmt Berichte zur Hand, paßt ihren Inhalt der Theorie an oder (je nachdem) die Theorie dem Inhalt des Berichts und glaubt, mitten im Tag zu stehn, indes draußen, an den geschlossenen Fenstern vorbei der lebendige Tag abrollt. Und die Zeitung berichtet, was in den Zimmern vorging.

Man achtet dabei sehr scharf auf die Einhaltung der »Authentizität«. Man hat alles aus der sogenannten »ersten Hand«. In den Fabriken gibt es Arbeiterkorrespondenten, in den Dörfern Dorfkorrespondenten, in den Schulen Schülerkorrespondenten. Der Leser macht gewissermaßen seine Zeitung selbst. Die »Zuschrift aus dem Publikum«, der »Bericht des zufälligen Augenzeugen« werden in den Rang der sachver-

ständigen Berichterstattung erhoben. Jeder sein eigener Journalist. Diese Erziehung zur lebendigen Mitarbeit an der Zeitung ist von enormer Wichtigkeit, und aus dem Experiment, das Sowjetrußland zum erstenmal macht, wird einmal die Presse aller Länder zu lernen haben. Aber die Sowjetpresse gibt sich mit dieser privaten Authentizität zufrieden, und deshalb ist ihr »Zeitungsbericht« nicht mehr wert als eine primitive »Zeugenaussage«. Das System der Leser-Korrespondenten verführt zu der falschen Überzeugung der Redaktion und auch der leitenden Politik, daß sie über alles gut unterrichtet seien. Woher diese Kenntnis? *Der Leser* (der Rab-Korr., der Sel-Korr. usw.) *hat es ja selbst gesagt!* Weiß diese junge Presse, weiß diese junge Regierung noch nicht, daß man zur Spiegelung des Lebens der Spiegel bedarf? Daß man aber keineswegs einen beliebigen Gegenstand, eine Teekanne oder eine Hacke oder ein Fleischmesser als Spiegel verwenden kann? Es ist eine physische Unmöglichkeit, sich selbst zu photographieren, das Objekt kann sich nicht durch die Linse betrachten. Deshalb gibt es in den russischen Blättern fast lauter richtige Tatsachen und fast lauter falsche Berichte; Geständnisse und keine Aufklärung; Angaben und keine Bilder. *Deshalb weiß der ausländische Journalist,* der die Augen aufmacht, *von Rußland mehr als sein einheimischer Kollege.*

Der ausländische Journalist (wie jeder Ausländer) ist übrigens Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit der russischen Presse. Ein Interviewer kommt. Welche Wichtigkeit! Ein Ausländer ist da! Man macht sich ein bißchen Amerika vor. Die meisten Ausländer fühlen sich gewaltig geschmeichelt. Der bourgeoise Vizedirektor einer westeuropäischen Sparkasse, zu Hause nichts mehr als ein braver Kartenspieler am Stammtisch, sieht sich im Lande der größten Revolution fett gedruckt. Er ist angekommen. Er wird eingeladen, Vorträge über Sparkassenbücher zu halten. Am nächsten Tag steht's in der Zeitung. Er bekommt eine Extrakarte zur Besichtigung des Kreml. Am nächsten Tag kann man lesen, daß er im Kreml war. Einer der Führer der deutschnationalen Partei – bei uns nichts mehr als ein geachteter Parlamentarier und ein anständiger Professor – bekommt in Rußland einen Extra-Ehrenabend mit Bier – das wohl ein besonderer symbolischer Respekthinweis auf den deutschnationalen Gedanken ist. Ja, auch zu mir, der ich doch selbst gewissermaßen »interviewen« kam, gelangten Interviewer, und sie brachten dem staunenden Rußland die Kunde, daß ein Herr Joseph Roth angekommen sei – obwohl er ausdrücklich

bemerkte, er sei kein Konservativer und habe gar keine Beziehungen zur deutschnationalen Partei!...

Man sieht, was der russischen Presse fehlt: die Unabhängigkeit von der Regierung, die Abhängigkeit vom Leser und die Kenntnis der Welt. Die Rücksicht auf den Leser macht die Journalistik fruchtbar. Die Rücksicht auf die Zensur macht die Presse steril. Die voraussetzungslose, das heißt nicht: gesinnungslose Betrachtung der Welt macht einen Artikel lebendig und anschaulich. Die ideologisch gebundene Betrachtung der Welt verursacht provinzielle, kleinliche und außerdem falsche Berichte. »Provinziell« ist nicht etwa ein geographischer Begriff, sondern ein geistiger. Es ist gleichgültig, ob die Fessel enger Verhältnisse oder die eines starren Prinzips den Horizont einschränken. Und es ist auch vom Standpunkt der Sowjetpresse praktischer, die bürgerliche Welt zu *kennen*, gegen die man kämpft, und nicht in Entzücken zu geraten, wenn einmal ein Herr aus dem Jenseits in Moskau landet. Und man lernt nicht die Welt kennen, indem man einen Berg besteigt und sie von *einem* Standpunkt aus betrachtet, sondern im Gehen, indem man sie durchwandert. In Sowjetrußland aber sieht man die Welt von dem Turm aus, den die gesammelten und aufgestapelten Schriften von Marx, Lenin und Bucharin bilden...

Frankfurter Zeitung, 28. 12. 1926

XVII

DIE SCHULE UND DIE JUGEND

Es galt, in einem Land, in dem eine unzuverlässige und eher unterschätzende als übertreibende Statistik 75 Prozent Analphabeten feststellte, die Massen lesen und schreiben zu lehren. Vor dieser stofflich, zahlenmäßig schwer überwindlichen Aufgabe trat die Verpflichtung einer revolutionären Schulbehörde, die Verpflichtung, revolutionäre Erziehungsmethoden auszuprobieren und anzuwenden, zuerst in den Hintergrund. Heute noch, nach sieben Jahren, in denen unzählige Experimente gelungen oder mißlungen sind, nachdem Hunderte neuer Methoden, Tausende neuer Schultypen eingeführt und wiederaufgegeben worden sind, stehen die russischen Schulbehörden noch mitten im

heißen *Kampf gegen den Analphabetismus*. Das vergessen Fremde, die nach Rußland kommen, und die Einheimischen, die den Fremden neue Schulen und neue Ergebnisse zu zeigen berufen sind. Vorläufig lautet die Frage immer noch nicht: Welche Erfolge hat die neue Erziehungsmethode in Sowjetrußland? – Sie lautet immer noch: Wie viele Analphabeten hat Sowjetrußland?
Die Antwort auf diese Frage erwartet man von der Statistik. Diese ist im neuen Rußland leider nicht nur im allgemeinen unzuverlässig. Sie ist im besondern auch *optimistisch*. Sie verleitet die Phantasie, zu der Zahlen eindringlicher sprechen als Kunstwerke, zu Additionsfehlern; besonders in einem Lande, in dem die Statistik doch beinahe keine reale Voraussetzungen hat. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, was man in Rußland und in Europa bis jetzt übersehen hat, daß seit 1910 in Rußland *keine Volkszählung stattgefunden* hatte. Auch die vom Jahre 1910 war höchst unzuverlässig. Erst kürzlich (also 1926) begann man in Rußland, die Menschen zu zählen. Und ob man damit fertig wird, weiß nicht einmal die Kommunistische Partei. Eine Volkszählung, im Jahre 1922 eingeleitet, führte zu keinem Resultat. (Damals ließen sich in einem abgelegenen Gouvernement zwanzig Bauern lebendig begraben, um nicht mitgezählt zu werden. Als der Tag, an dem der Schreiber gekommen war, verstrich, grub man die Bauern wieder aus. Fünf sollen erstickt sein.) Heute noch kann man in Rußland nicht etwa wie bei uns jeder Familie einen Fragebogen zustellen. Man muß Beamte in die Häuser schicken und die Leute im wörtlichsten Sinne *zählen* lassen. Wo ist da die Zuverlässigkeit aller bisher gemachten Statistiken? Woher weiß man, um wieviel Prozent weniger Analphabeten sind, wenn man die Zahl aller Einwohner des Landes gar nicht kennt?
Es wird, oberflächlich geschätzt, jetzt nur noch 50 Prozent Analphabeten geben. Man ermißt daran die verhältnismäßig geringe Rolle der Schulreformen. Man ermißt daran die ungeheuren Schwierigkeiten: Erstens befiehlt die agitatorische Reputation, alle bürgerlichen europäischen Länder auf dem Gebiet des Schulwesens zu überholen; zweitens muß man Europa, hinter dem man um hundert Jahre zurückgeblieben ist, wenigstens erreichen. Mit etwa 20 Prozent der Bevölkerung kann man die allermodernsten Erziehungsexperimente machen. Bei weiteren 30 Prozent muß man das Experimentiertempo mäßigen. Der ganze Rest muß erst eine mühsame Bekanntschaft mit dem Alphabet schließen.

Man sieht also in Rußland zuerst nicht etwa lauter überraschend neue Schulen – vorausgesetzt, daß man nicht zu Besichtigungszwecken herumgeführt wird –, sondern lauter *Analphabetenkurse*. (Das ist kein Tadel, sondern ein Lob.) Sie sind überall eingerichtet: in den Fabriken, in den Arbeiterheimen, in manchen Sanatorien, in den Rekonvaleszentenheimen, in Gefängnissen, in den Kasernen, in den Klubs auf dem Lande, in den Klubs in den Städten. Eine allgemeine Schulpflicht im westeuropäischen Sinn ist immer noch nicht durchgeführt. Immer noch kommen in den Dörfern etwa nur 50 Prozent von den schulpflichtigen Kindern in die Schule. Aber wichtiger als eine rigorose Durchführung der allgemeinen Schulpflicht ist der allgemein geweckte, sehr lebendige Ehrgeiz der Halbwüchsigen und der Erwachsenen, lesen und schreiben zu können. Das Alphabet, der Druck, die Zeitung und das Buch sind nicht mehr gefürchtetes oder gescheutes »Teufelswerk« wie im zaristischen Rußland. Die Verhältnisse werden kompliziert, und das gesprochene Wort reicht selbst innerhalb der engen Gemeinschaft eines einzigen Dorfes nicht mehr als Verständigungsmittel aus. Die weitaus größere Hälfte des Budgets für Erziehung und Unterricht wird für den Kampf gegen das Analphabetentum ausgegeben.

Daneben – aber erst an zweiter Stelle – stehen die neuen Erziehungsanstalten, die neuen Schulmethoden, die neuen – geglückten und mißlungenen – Experimente. Sie haben drei Grundtendenzen verfolgt: erstens, die Jugend mit dem sogenannten »kollektivistischen Bewußtsein« zu erfüllen; zweitens, sie für eine praktische Tätigkeit innerhalb einer dem Sozialismus entgegenschreitenden Gemeinschaft heranzubilden; drittens, sie zur Areligiosität, wenn nicht zur Antireligiosität zu erziehen.

Man sieht, daß die Tendenzen der Erziehungsreformen viel klarer sind als die heute mögliche Einsicht in die geschichtliche Entwicklung der russischen Revolution und des russischen Landes. In diesen paar Jahren aber zeigte es sich, daß die Entwicklung nicht so grade verläuft wie ein übersichtlich aufgezeichneter Schulplan; daß die Spannung, die schon von vornherein zwischen den Dimensionen des Lebens und den ihm nur scheinbar angepaßten Theorien besteht, sich noch vergrößert, je mehr man den Zwischenraum einengt, der zwischen der Anschauung und der Realität naturnotwendig vorhanden ist; daß zwischen dem Tempo, das man berechnete, und dem Tempo, das dann einsetzt,

ein Unterschied fühlbar wird; und daß allein die Anzahl der Experimente noch nicht ihren Erfolg sichert.
Aber nur um den Erfolg handelt es sich. Wir fragen nicht nach dem Weg, sondern nach dem Ziel. Wir fragen nicht nach dem Beginnen, sondern nach dem Ergebnis. Uns interessiert der Schüler mehr als der Lehrer und die Schule – und was einer geworden ist, scheint uns wichtiger, als wie er es geworden ist. Es gibt in Sowjetrußland einige Musterschulen, die sich allen Fremden zeigen dürfen; eine Unmenge schöner pädagogischer Ideale, die man jedem vorträgt: ein ungeheures quantitatives Wachstum von Schulen, Instituten, Schülern, auf das man stolz ist; Programme, die man überall abdruckt und die sehr repräsentativ sind. Ich wiederhole hier, was man in vielen Zeitschriften finden kann und vielleicht schon gefunden hat:

In Rußland gibt es nicht »Volks«- und »Mittelschulen«. Es gibt die sogenannte *Einheitsschule*. Sie hat zwei Grundabteilungen: die erste für Kinder von drei bis sieben Jahren, mit Kindergärten, Spielplätzen, Erziehungshäusern; die zweite, die wieder in zwei Unterabteilungen zerfällt: in den vierjährigen Allgemeinbildungskurs und in den fünfjährigen Kurs der »praktischen Orientierung«. Der letzte fünfjährige Kurs zerfällt wieder in zwei Unterabteilungen: die ersten drei Jahre bereitet sich der Schüler praktisch und theoretisch auf seinen Beruf vor; in den letzten zwei soll er seine allgemeine Bildung vertiefen und zugleich die Vorbereitung für seinen Beruf noch konkreter und enger erleben. Für aktive Arbeiter und Lehrlinge gibt es die sogenannte »professionell-technische Ausbildung«, und zwar: a) den vierjährigen Kurs der unteren professionell-technischen Schule und b) den vierjährigen »Spezialisierungskurs in einer technischen Lehranstalt«. Es gibt verschiedene »Technica«: mechanische, handelsökonomische, künstlerische, kunstgewerbliche, elektrotechnische, landwirtschaftliche. An »allgemeiner Bildung« vermitteln sie: Kulturgeschichte, Gesellschaftskunde, Literatur, Politik, Ökonomik usw. Es gibt 524 derlei »technische Hochschulen«, die keineswegs unseren Hochschulen entsprechen, sondern eher unseren Gewerbeschulen. Außerdem sind bei jeder höheren Schule sogenannte »Arbeiter-Fakultäten: (»Rab-fak«) für erwachsene Arbeiter errichtet. Der dreijährige Kurs einer Arbeiterfakultät soll den Schüler reif zum Studium an der Universität machen.
Von einer ganz besonderen Art sind die *Dorfschulen*, ländliche For-

men der unteren Einheitsschule. Sie sind das ganze Jahr offen, auch während ein Teil der Kinder bei der Sommerarbeit ist. Der Unterricht findet im Sommer im Freien statt. Es gibt keine Klassen im alten Sinn. Die Hauptgegenstände sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, landwirtschaftliche Allgemeinkenntnisse und »politische Grammatik«, das heißt: die politischen Elementarbegriffe. Von besonderer Wichtigkeit sind die Feste und Feiertage, die geschickt zu didaktischen Zwecken ausgenutzt werden.

Selbstverständlich sind die Schultaxen gering. Sie betragen 1 Rubel im Monat, wenn die Eltern bis zu 100 Rubel Einkommen haben, und steigen mit der Höhe des Einkommens bis zu 12 Rubel. Kaufleute und »unproduktive Elemente« zahlen ungefähr 25 Rubel monatlich. Mittellose Studenten erhalten eine Bettstelle umsonst, ein Essen und 30 Rubel monatlich. Deshalb ist das Professorenhonorar sehr gering, es beträgt etwa 100 Rubel. Es gibt einen gewissen, sehr schüchternen und nicht mehr aufrechtzuerhaltenden *Numerus clausus*, dem zufolge 70 Prozent der Studierenden aus dem Arbeiter- und Bauernstand hervorgegangen sein müssen. Nach der letzten Statistik waren nur 26 Prozent Bauern- und nur 24 Prozent Arbeiterkinder. Der Rest kam aus dem Angestelltenstand und aus den Häusern geistiger Arbeiter. Selbstverständlich werden bei drohender Überfüllung – und überfüllt sind jetzt die meisten russischen Hochschulen – zuerst Arbeiter und Bauern beziehungsweise deren Kinder berücksichtigt. Nachkommen der sogenannten »unproduktiven Elemente« oder der neuen Bürger haben einen schweren Stand an den russischen Hochschulen.

Es gibt 71 *Universitäten* (die in einem andern Zusammenhang behandelt werden), von denen nur 18 unseren Universitäten entsprechen, 19 landwirtschaftliche Hochschulen, 10 pädagogische Institute und viele andere spezielle Hochschulen.

Von den Lehrern sind etwa 6 Prozent kommunistisch. Es ist charakteristisch, daß im allgemeinen die Dorfschullehrer einen größeren Prozentsatz der Partei liefern als die Stadtschullehrer. Auch wird den Dorflehrern der Eintritt in die Partei sehr leicht gemacht. Von den städtischen Lehrern sind die meisten früheren Mittelschullehrer konservativ, die meisten Volks- und Bürgerschullehrer sowjetfreundlich. Von den Hochschullehrern sind verhältnismäßig wenige mit der neuen Ordnung der Dinge einverstanden. Die meisten bleiben auf dem neutralen Gebiet der Wissenschaft, schweigen gründlich über Politik und

genießen eine gewisse Achtung als Verwalter des wissenschaftlichen Kulturgutes, das es zu erben gilt. Man bewahrt die Professoren ungefähr so wie museale Werte, auch wenn sie eine deutliche und sogar tendenziöse, wenn auch passive Reminiszenz an die alten Zeiten darstellen. Das gehört zu den stillschweigenden Waffenstillstandsbedingungen, die sich im Laufe der Jahre konstituiert haben und im allgemeinen eingehalten werden. Übrigens gibt es auch kommunistische Universitätsprofessoren und mehrere (aufrichtig oder diplomatisch) »sympathisierende«, wie man hierzulande die Bewahrer einer wohlwollenden Neutralität nennt.

Es ist die schlimmste Eigenschaft der russischen Statistiken, daß sie sogenannte »nackte Tatsachen« verhüllten Ergebnissen vorziehen.
Ein Zufall führte mich in Leningrad zu einem Vortrag, zu einem Bericht über psychotechnische Prüfungen an Hochschulkandidaten in der Stadt Leningrad. Der Vortrag war nicht für mich bestimmt, sondern nur für Ärzte und Pädagogen. Die Nachlässigkeit eines Türhüters, der nicht nach Legitimationen fragte, verschaffte mir Kenntnis von den überraschenden Resultaten einer psychotechnischen Prüfung, die der Vortragende, ein ernster Wissenschaftler, ein Professor, der übrigens der Sowjetregierung ein Freund ist, vorgenommen hatte.
Der Professor erzählte, daß er Absolventen der Mittelschule (das heißt in Rußland: der höheren Kurse der Einheitsschule), also die jungen Leute, die Universitäten beziehen, einen einfachen Satz zu konstruieren gebeten hatte, dessen wichtigste begriffliche Bestandteile gegeben waren. Es galt also, aus den drei Begriffen, zum Beispiel: Papier, Bleistift, schreiben, einen Satz zu bilden. Und es geschah das Merkwürdige, daß achtzig von hundert Schülern *vollkommen versagten*; daß einige den Satz zwar bildeten, aber grammatikalisch falsch, zum Beispiel: ich schreibe mit des Bleistifts auf das Papier – wobei zu beachten ist, daß im Russischen jeder Fall die Endung des flektierten Substantivs verändert, so daß grammatikalische Fehler leichter unterlaufen als im Deutschen, wo der Artikel selbst schon starke Hemmungen hervorruft. Nur einige wenige konnten einen einwandfreien Satz bilden.
Ebenfalls in Leningrad wurde die Feststellung gemacht, daß die besten Fortschritte die im Zentrum lebenden Schüler zu verzeichnen hatten, die langsamsten die an der Peripherie wohnhaften. Das heißt: daß die bourgeoisen Schüler leichter lernen als die proletarischen. Die gehäs-

sige Freude, mit der das russische Bürgertum diese Nachricht und ähnliche aufnimmt, ist nicht nur unangebracht, sondern auch verfrüht. Denn es ist selbstverständlich, daß der Abkömmling einer alten Beamten- und Gelehrtenfamilie eine leichtere Auffassungsgabe ins Leben mitbringt als der Nachkomme von Bauern und Arbeitern. So was gibt sich mit der Zeit. Aber man vergißt die Vorläufigkeit dieser Ergebnisse, wenn man an die offizielle und chronische Tendenz der Regierung und der Schulbehörde denkt, den proletarischen Kindern das Studium zu erleichtern, den bürgerlichen zu erschweren; ferner an die programmatische Neigung der Behörden, derlei Talente wie leichte Auffassungsfähigkeit, flinke Intelligenz, Kombinationsgabe als spezifisch »bürgerliche« Begabungen geringer einzuschätzen als etwa den geraden, einfachen und gewiß heroisch-edlen Gemeinschaftssinn der simpleren Individualität. Dann kommt man zu der Einsicht, daß auf die Dauer die Erziehung zum »Kollektivismus« die Ausbildung zum wissenden, also *freien* Menschen behindert. Zu dieser Einsicht kommen allmählich auch die russischen Schulbehörden. Und je mehr Experimente mißlingen, desto sorgfältiger greift man hier auf alte Methoden und alte Bildungsprinzipien zurück. Deshalb kann ein abschließendes Urteil nicht gegeben werden. Alle Ergebnisse sind vorläufige.

Vorläufig sind glücklicherweise auch die negativen Ergebnisse – also zum Beispiel die oben erwähnen Resultate der psychotechnischen Prüfungen in Leningrad. Sie sehen übrigens nur auf den ersten Blick so verblüffend aus. Sie beweisen nämlich nicht etwa die rettungslose Dummheit jener Hochschulkandidaten, sondern nur ihre Einseitigkeit. Der junge Mann, der keinen einfachen Satz bilden konnte, kann wahrscheinlich eine Versammlung leiten, einen Kassenbericht machen, einen der heute üblichen Zeitungsartikel hersagen oder auch schreiben – denn alle Bestandteile eines Zeitungsartikels, einer Rede, eines Berichtes liegen fix und fertig da, die Phrasen, die Weltanschauung, die Argumente sind in Konservenbüchsen vorhanden, man braucht nichts zu kochen, nichts vorzubereiten. Der junge Mann weiß gewiß, was ein Ausbeuter und was ein Ausgebeuteter ist, eine Sozialisierung und eine politische Reaktion, eine »bürgerliche Ideologie« und der Bergarbeiterstreik in England. Aber er kann eben keinen Satz bilden – denn er ist nicht erzogen zum *Kombinieren*. Man hat ihm die natürliche Veranlagung des menschlichen Geistes, Zusammengehöriges zu verbinden, Fremdes zu eliminieren, gründlich abgewöhnt. Man hat ihn mit festen,

für die Ewigkeit geschmiedeten Gedanken- und Wortkomplexen genährt und ihm die fruchtbare Mühe der selbständigen Synthese und Analyse abgenommen. Man hat ihn ferner aus Angst vor der »Philologie«, die in Rußland bürgerlich verdächtig ist, von der Sprache weggeführt, vom Wort, von der Logik der Grammatik – zur simpleren Logik der »Tat« und der Maschine, zu der robusteren Struktur des Mechanismus und der menschlichen Gesellschaftsformen. Nicht die philologische Unkenntnis rächt sich, sondern die *künstliche, wenn auch nicht absichtliche Entfremdung von der Sprache*, in deren Gesetzen die primäre, gründliche, fundamentale Logik des menschlichen Geistes eingeschlossen ist. Man hat aus Angst vor dem »Humanismus« den Schüler aller »Humanität« im geistigen (nicht im ethischen) Sinn beraubt, der natürlichen humanitären Talente. Man hat ihn zu einem »Mitglied der Gemeinschaft« erzogen und zu einem »Fachmann«, zu einem gläubigen Optimisten und einem Fanatiker der »Realität« und ihres Ausdrucks: der Statistik. Es ist grotesk, wenn mir ein Universitätshörer von einer »Kommunikation« spricht, innehält, zweifelt, sich besinnt und mich mit einem plötzlichen Entschluß fragt: »Wissen Sie, was das ist: Kommunikation?« – Er glaubt, der Arme, *»Kommunikation«* sei eines der vielen neuen *russischen* Worte.
Ich möchte den Wert zufällig erlauschter Geständnisse nicht überschätzen. Ich halte die Ergebnisse der Leningrader psychotechnischen Prüfungen nicht einmal für typisch. Sie *erklären* nur den augenblicklichen Stand der Dinge. Sie erläutern nur die Tatsache, daß *vorläufig* die neuen Methoden in Sowjetrußland die Hoffnungen nicht erfüllen. Der Zustand ist kein chronischer, sondern ein akuter. Es ist theoretisch möglich, daß die Erziehungssysteme in Rußland auch bessere Erfolge zeitigen und eine vollkommenere Bildung vermitteln.

Der junge russische Mensch ist »Komsomol«, das heißt: Er muß nicht etwa nur marschieren, trommeln, organisieren, leiten – er muß sich mit der »Ideologie« anfüllen, er muß ein »Staatsbürger« sein, er muß in »Kommissionen« beraten, was in der nächsten Woche zu unternehmen sei, er muß Versammlungen einberufen, in denen »Resolutionen abgefaßt werden« – »gegen« oder »für« einen Lehrer, ein Buch, eine Theateraufführung, er muß einer Zeitung »berichten«, er muß mit seiner Klasse ein »Patronat« übernehmen, für ein Dorf, für eine Fabrik, für obdachlose Kinder. Man ahnt gar nicht, wie schwer es ist, ein Staats-

bürger zu sein. Man muß in Fabriken gehen, um dort »das Leben« kennenzulernen – denn »Leben« ist natürlich das »rollene Rad«, und die Intensität des Lebens ermißt man an der Zahl der »rauchenden Schlote«.
Was die sogenannten »Schul«- und »Hausaufgaben« betrifft, so schreibt man zum Beispiel nicht mehr die Inhaltsangabe eines kitschigen Lesebuchstückes, wie wir es taten, sondern die eines fürchterlich schlechten Feuilletons der »Iswestija« über Traktoren – wobei die Nützlichkeit der Traktoren-Kenntnis reichlich aufgehoben wird durch die Schädlichkeit, die ein hohler, phrasenreicher, unselbständiger Zeitungsartikel aus zehnter Hand verursacht. Man lernt nicht mehr die Jahreszahlen der Könige und Kriege, sondern die statistischen Daten der Landwirtschaft, des Handels, der Industrie der europäischen und amerikanischen Staaten, zeichnet lange, längere und kurze Säulen mit grüner, blauer und roter Tusche – in jede Säule mit schwarzer Tinte eine Zahl – und weiß dann, wieviel die Ernteerträgnisse in Deutschland, England, Frankreich sind. Aber die richtigen historischen Jahreszahlen, die wir gelernt haben, waren nicht mehr totes Material als die nur relativ richtigen statistischen Zahlen, die man in Rußland auch so tot sein läßt wie unsere Könige. Toter als jedes verschimmelte Lesebuch ist eine schlechte Zeitung, und die »Aktualität« hängt nicht vom Jahrhundert ab, in dem sie sich ereignet, sondern von der Bedeutung eines Ereignisses für heute. Es ist unbedingt falsch und töricht, etwa die Kreuzzüge als die Folge der Expansionsbestrebungen der mittelalterlichen italienischen Kaufmannschaft, als der »Bourgeoisie« jener Zeit, zu erklären und dadurch im Schüler die Vorstellung hervorzurufen, die Kreuzritter wären so etwas wie die modernen Heeresleitungen gewesen und hätten für die »Eröffnung neuer Absatzmärkte« ihr Blut vergossen. Die Pharaonen waren eben keine »Arbeitgeber« und die unterdrückten Kinder Israels kein »ausgebeutetes Proletariat«. Es geht nicht mit der Zwangseinquartierung der willkürlich konstruierten »Parallelität« in die Geschichte. Es geht nicht mit der Einimpfung eines banalen Optimismus, der nur proletarisch gefärbt, aber im Wesen derselbe ist, wie er in Amerika grassiert und die evangelischen Pastorenphilosophie vom »Unfug des Sterbens« erzeugt. Es ist bürgerlich – und nicht revolutionär –, Gefühlswerte zu unterschätzen, wie es bürgerlich ist, sie zu überschätzen. Die Angst vor der »Sentimentalität« ist ebenso reaktionär wie die Sentimentalität. Man erzieht durch

Arbeit und Wissen zur Freiheit, nicht durch die Übersetzung der Boy-Scout-Idee in die rote Pionier-Idee und auf keinen Fall durch das ewige Einexerzieren der toten ideologischen Formeln und der Versammlungsliturgien. Es handelt sich auch nicht nur darum, gläubige Staatsbürger zu erziehen, tüchtige Spezialisten und gesunde Normalproletarier, sondern Menschen mit gleichmäßig ausgebildeten Organen und Fähigkeiten. Die russische Schule, so, wie sie heute ist, erzieht zur einseitigen – und was noch schlimmer ist –, zur *halben Bildung*.
Vor kurzer Zeit noch konnte jeder, der drei Jahre lang eine Arbeiter-Fakultät besucht hatte, in die Universität gelangen. Jetzt macht man Prüfungen. Vor kurzer Zeit noch bekamen Arbeiter eine »Komandirowka« in die Universität – sie wurden zur Hochschulbildung kommandiert. Jetzt, da die Prüfungen eingeführt sind, überzeugt man sich sehr schnell, daß ganz andere Voraussetzungen für das Studium nötig sind als zum Beispiel eine gute Gesinnung und ein gewisser Grad von Intelligenz. Sehr viele Kandidaten fallen durch. Die Hochschulen füllen sich langsam wieder mit den Söhnen der Bourgeoisie, der großen, der kleinen, der alten, der neuen. In der Statistik figurieren sie freilich als Söhne der »Angestellten« (»slushastschie«), der »Dienenden«. Aber man muß schon in Rußland sein, um zu sehen, daß 80 Prozent dieser »Angestellten« vor der Revolution Kaufleute, Gutsbesitzer, Beamte, Offiziere, Bankiers, Direktoren großer Unternehmungen und freie Berufe waren.
Vor noch nicht langer Zeit mußte ein ausgesprochen bourgeoiser junger Mann, also einer, der kein Komsomolbillett hatte, noch schnell zu einem Schmied oder einem Schneider in die Lehre gehen, um auf dem Umwege über den »Gehilfen« oder den »Arbeiter« die Hochschule beziehen zu können. Was war die Folge? Die doppelte Überlegenheit des begabten Bourgeois, der auch noch arbeiten gelernt hatte. Eine »Arbeiter-Psychologie« hat so ein Kaufmanns- oder Professorensohn nicht bekommen. Noch weniger »Arbeiter-Psychologie« bekommen die Bürgersöhne in den Pionier- und Komsomol-Organisationen. Sie wissen, was es bedeutet, Komsomol zu sein, und daß es die Karriere in Rußland sehr erleichtert, wenn man brav am Sonntag marschiert, Manifeste lernt, Zeitungsartikel memoriert und schließlich einmal durch die enge Pforte der Partei schlüpft. Sie marschieren also, stellen sich vor der Pforte an, warten geduldig – und man müßte ein außergewöhnlich begabter Prophet sein, um zu erkennen, wer aus egozentri-

schem Drang zur Wirkung und wer aus Idealismus am Sonntag marschiert. In unsern Schulen waren die Idealisten sehr schnell von den Duckmäusern zu unterscheiden. Jene waren revolutionär, obwohl ihnen Gefahr drohte. Diese waren kleine Tartüffes und hatten ein ausgezeichnetes »sittliches Betragen«. Da aber in Rußland die revolutionäre Gesinnung keine Gefahren mehr birgt, sondern nur Auszeichnungen verspricht und der Zutritt zur Partei vom »sittlichen Betragen«, vermehrt durch Marsch- und Versammlungsübungen, abhängig ist – woran sollte man den Revolutionär erkennen? Er sieht dem Tartüffe verdächtig ähnlich, aber er hält kein Gebetbuch und keinen Rosenkranz in der Hand, sondern einen Stern und eine Fahne.
Was ist denn an unserem Lesebuch, unserer Schule, unserer Erziehung kleinbürgerlich? Die Enge des Gesichtsfeldes und *weniger, was in diesem Gesichtsfeld gelegen* ist; die Monotonie der Lehre und weniger ihr Inhalt; die Form des Ideals und nicht sein Gehalt. Und selbst wenn es der Inhalt des Gesichtsfeldes, der Lehre, des Ideals gewesen wäre – um wieviel dringender bedürfen neue Ziele neuer Wege? Aber die ungerechte, kurzsichtige, im Grunde reaktionäre Verachtung des offiziellen Kommunismus für die Form, das Gewand, den Weg erzeugt den Glauben, daß man ungestraft neuen Wein in alte Schläuche gießen könnte. Der offizielle Kommunismus leugnet die natürliche Einheit von Körper und Haut, Stoff und Kleid, er nennt den Glauben an diese Einheit »bürgerlich«, er hält es für revolutionär, die Form geringzuschätzen, ja, er hat keinen Sinn für sie. Die Folge davon ist, daß er in die Sprache der bürgerlich-mittelmäßigen Welt, die er selbst zertrümmern wollte und die er mehr beerbt als zerschlagen hat, die neuen Ideen packt. Er hat, unendlich primitiv, die uralte Phrase, abgewetzt, durchsichtig, billig, für seine neuen Zwecke gut zu verwenden geglaubt. Er hat ja kein Ohr für den schäbigen Klang einer »Äußerlichkeit«, und wenn es ihm gegeben ist, verstopft er es. Zu den Märschen, die uns zum letzten Gang für Kaiser und Reich begleiteten, kann man nicht in die Weltrevolution ziehn. Man kann nicht Pioniere der Revolution mit denselben Mitteln erziehen wie patriotische Jugendbünde, man kann ihnen nicht schlechte Gedichte zu lernen aufgeben, die statt einer königstreuen Tendenz eine revolutionäre haben, man kann nicht vom Proletariat in demselben Ton sprechen, in dem man etwa vom alten »Vaterland« oder von den »heiligen Gütern der Nation« gesprochen hat, ein »frommer Spruch« bleibt immer verlogen, ob er uns nun

erzählt, daß Morgenstunde Gold im Munde hat oder daß der Kapitalismus des Westens in Agonie darniederliegt. Es ist töricht und selbstmörderisch, jeden Tag die Grammophonplatte vor den Schülern rotieren zu lassen, die das Lied vom nahen Sieg der Weltrevolution, von Rußland als dem Land der Zukunft, von der überwältigenden Abnahme des Analphabetismus enthält, und darüber die Stimme des Lebens zu überhören. Man gibt den russischen Kindern und jungen Menschen eine festgefügte Anschauung von den Dingen ihres Landes, ihrer Klasse, ihrer Zeit, während *gerade diese* Dinge sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit verändern. Man fälscht ihnen das augenscheinlich Relative in Absolutes um. Man zeigt ihnen als Ergebnis, was gerade jetzt ein Experiment ist. Was Rußland erst ausprobiert, serviert man der jungen Generation als gelungen. Der russische Schüler tritt genauso unvorbereitet ins Leben wie wir. Das russische Leben ist von der russischen Schule genauso weit entfernt, wie zu unserer Zeit die Wahrheit von der Sentimentalität entfernt war, mit der wir gefüttert wurden. Eine kitschige Büste von Lenin im Klassenzimmer ist genauso schädlich wie ein kitschiger Öldruck vom Kaiser. Es ist die Draperie und nicht die Farbe, welche die Wirkung der Fahne auslöst, und auf den Farbenunterschied allein darf man sich nicht verlassen. Was machte denn unsere Kadettenschulen so lächerlich? – Der Korpsgeist in einer banalen Darstellung. In Rußland sind die meisten Schulen Kadettenschulen. Statt der Erziehung zum Korpsgeist eine Erziehung zum Klassengeist – wie gut wäre das noch! Aber die *Darstellung* ist von der Kadettenschule übernommen. Man verwechselt Kollektivismus mit Uniformität; man erzieht zwar zu einem Idealismus, aber zu einem, der wenig kostet und manches einbringen kann; zu einer Hingabe an die Sache, die aller Voraussicht nach belohnt wird. Man erzieht zu der Hingabe an ein »Ideal«, das in einem braven bürgerlichen Rahmen an der Wand hängt, über der Schultafel, und darunter steht nicht mehr: »Mit Gott für König und Vaterland!«, sondern justament: »Ohne Gott für die ›Ideologie‹. Für das Proletariat, für die Industrialisierung, gegen die Philologie und gegen die ›Romantik‹.« Um den Schüler vollkommen mit der »Realität des Tages« vertraut zu machen, läßt man ihn Zeitungsartikel lesen, deren orthodoxe Umfälschung der Tatsachen einen jungen Menschen gewiß tausendmal mehr der Realität entfremdet als etwa eine Fleißlektüre der Äschylus-Dramen. Man fürchtet den kritischen Individualismus wie eine ansteckende Krank-

heit, deshalb steckt man den jungen Menschen mitten in eine fiktive Gemeinschaft, läßt ihn Wurzel schlagen in einem sozialen Phantasiegebilde, erweckt in ihm den Glauben an nichtexistente Gewalten, an Siege, die nicht errungen, an Niederlagen, die nicht erlitten wurden. Man lehrt ihn, eine Maschine zusammensetzen, mit der Hand arbeiten, und glaubt: er wäre dadurch »praktisch« geworden. Aber ein Mensch, der nie in seinem Leben eine Fabrik gesehen hat und Plato studiert, kann – er muß freilich nicht – tausendmal praktischer das Leben angreifen und es betrachten als ein Student, der sich die »schwielige Faust« erstudiert hat, weil man praktisch ist, wenn man gelernt hat, *kritisch* zu sein, und höchst unpraktisch, wenn man dressiert wurde, mit einem ahnungslosen, banalen amerikanischen Optimismus zu *glauben*. Das ist das »Coué-System« auf Politik und Erziehung angewandt. In ganz Rußland sagt man sich jeden Morgen: »Es geht mir mit jedem Tag besser und besser.«

Dennoch wäre es falsch und ungerecht, die positiven Wirkungen zu verschweigen, die in Rußland die Durchbrechung des Anciennitätsprinzips gebracht hat. Daß das Rekrutenerziehungssystem abgeschafft ist, der Schüler über den Lehrer urteilen darf und über das Gelernte; daß der junge Mensch aufhört, nur deshalb weniger Mensch zu sein, weil er weniger Jahre zählt; daß weißhaarige Dummköpfe auch von Bartlosen Dummköpfe genannt werden dürfen – das führt zu Ausschreitungen freilich, zu unbegründeten Frechheiten, zur arroganten Majestas des Grünschnabels – aber es bedeutet auch die Eröffnung neuer Möglichkeiten, die Befreiung bisher unterdrückter kritischer Kräfte und Instinkte. Es bedeutet auch, daß die Kritik der Jugend nach einigen Jahren gerade jene Gottheiten angreifen wird, zu denen sie heute täglich beten muß. Ja, diese Kritik beginnt heute schon. Einzelne Schüler empören sich heute schon gegen ewig wiederholte Banalitäten, gegen offizielle Schulfeierreden, gegen den Kitsch der pathetischen Lesebuchverherrlichungen, gegen die Einseitigkeit der angeordneten Weltbetrachtung. Sie benützen ausdrücklich das Recht der freien Meinungsäußerung. Es gibt wieder Rebellion gegen die neue Mittelmäßigkeit, nachdem es wieder Vorzugsschüler der kommunistischen Ideologie gibt. Es ist das Verdienst der Revolution, daß diese Rebellen *gegen die heutigen Sachwalter der Revolution* rebellieren dürfen, freier, als wir es in unseren Schulen konnten. Und diese befreite Kritik ist die

Zukunft Rußlands und der Revolution – *nicht* die Millionen der braven, gehorsamen, gläubigen Komsomols.

Frankfurter Zeitung, 18./19. 1. 1927

RUSSISCHES THEATER: IM PARKETT

Das *Publikum* in den Theatern Moskaus ist anders als das Publikum in den Theatern der russischen Provinz. In Moskau bekommen viele Menschen Freikarten, in der Provinz sind viele Leute abonniert.
In allen Städten arbeiten fast alle Theater mit Unterbilanz. Neunzig Prozent aller russischen Theater werden vom Staat subventioniert. Die Preise sind verschieden. Es gibt teure und billige Plätze. Es gibt Logen und Stehparterre. Aber *in der Provinz* gleicht das Publikum in den Logen dem Publikum in den letzten Rängen. Dieses Publikum erweist und bestätigt die antibolschewistische Forderung nach den »*circenses*«. Das Theater hat die »Weihe« abgelegt. Der Arbeiter trägt eine Bluse, der NEP-Mann trägt sie auch. Die Bäuerin sitzt in der Joppe, mit dem Kopftuch, in der Loge. Man hört ein sanftes Knistern: Von den Kiefern kommt es, die Sonnenblumenkerne mahlen. Man raucht in den Gängen, in denen das Rauchen verboten ist. In den Ecken stehen lange Trichter aus Blech, wenn man will, wirft man Zigarettenstummel hinein, es sieht aus wie eine milde Gabe. Es gibt noch Lehnstühle mit gebleichtem und abspringendem Goldlack. Es gibt noch eine Samtbrüstung auf dem Balkon, sie wird räudig wie ein Tier. Es gibt noch ein paar Photos alter Theatermänner in hellblonden Rahmen an der Wand. Nicht wie Reminiszenzen sehen sie aus, sondern wie Irrtümer. Es gibt noch alte vergessene Theaterdiener wie zusammengerollte Fahnen auf dem Dachboden. Es gibt noch Säle zum Lustwandeln in der Pause, mit guten Parketts. Aber das Theater ist unfeierlich, es braucht keine Lehnstühle, keine Photos, keine alten Diener, keinen Samt. Wozu noch die Pausen? Um Tee am Büfett zu trinken. Das Publikum hat den Geruch der Masse. Daß man ins Theater kam, ist ein Zufall. Man hätte ebensogut zu einer Volksversammlung gehen können. Es gibt kein gesellschaftliches Ereignis. Der Vorhang ist überflüssig. Geht ein Vorhang vor Rednerpulten auf? Zieht man Vorhänge von Bildern im Mu-

seum weg? Das Publikum – ob es bezahlt oder nicht, ob es in der Loge sitzt oder in den letzten Reihen –, es sieht immer aus wie auf Staatskosten hierhergeschickt – von der Zentralstelle für Kulturpropaganda. Es ist eine didaktische Nüchternheit über dem Parkett wie etwa in Theatervorstellungen an Nachmittagen für die Schule. Theaterbesuch ist eine Fleißaufgabe, eine soziale Pflicht, vielleicht ein Zehntel Unterhaltung. Kritik ist noch nicht erwacht, Beifall kommt regelmäßig nach jedem Schlußwort.

In *Moskau* ist es anders. Das Publikum der Stanislawski-Bühnen zum Beispiel besteht nicht aus Bürgern und Intellektuellen. Die Frauen ziehen sich fürs Theater an. In den ersten, sehr teuren Reihen und in den Logen (ein Platz durchschnittlich 6 Rubel) sitzen Ausländer und Freikartenbesitzer. Man raucht nur in den Rauchsälen. Die Pausen haben einen Sinn, und die alten Photos sind Reminiszenzen. Der Faden der Tradition ist nicht abgerissen, der Samt ist erneuert. Die alten Diener haben eine wehmütige Würde. Hinten, in den billigsten Reihen, sitzen die Damen und Herren der Vergangenheit, unter dem Schatten des Balkons, mit der alten aufgebügelten Feierlichkeit, wenn auch in schlechten Kleidern. Knisterten dort schon die Sonnenblumen – hier klopfen noch die Herzen. Der wohlbewahrte, alte, kultivierte kritische Sinn reguliert die Begeisterung und den Apparat der beifallsfreudigen Hände. Der Schauspieler ist noch eine Individualität und kann menschliches Interesse in Anspruch nehmen. Man trifft sich in den Pausen. Einer ist immer wieder erstaunt, daß der andere die Revolution überlebt hat. Auch Backfische kommen noch vereinzelt vor, die für Kunst begeistert sind, innige Wesen, aber etwas unwirklich – es ist, als lebten sie nur mit provisorischer Erlaubnis der Regierung. Faßte man sie am Zopf, sie könnten vielleicht zerrinnen. Würdige Herren mit Bärten zaristischer Abkunft sitzen verbindlich und fern wie hinter Fenstern, man würde auf kühles Glas stoßen, wollte man sie berühren. Ihre Frauen haben hundertmal modernisierte Kleider, Motten- und Kugellöcher sind gestopft. Die neuen Bürger, die Schieber, die NEP-Leute, die nur deshalb leben, weil der Marxismus ein Auge offiziell zugedrückt hat, sind eben daran zu erkennen. Sie sitzen nicht gern in den ersten Reihen, um Polizei und Steueramt vor einem Einschreiten zu bewahren. Die Kleider ihrer Frauen, Lippenstifte, Schminke und Puder, aus Paris geschickt und teuer verzollt, bedürfen der guten Plätze nicht, um aufzufallen. Hier und dort ist ein eleganter Rotarmist

zu erblicken. Abteilung Flieger oder politische Militärpolizei, die Elite der Armee; Eleganz ist beim Militär das Kennzeichen der Intelligenz. In der großen Moskauer Oper (»balschoj teatr«) sitzen die Vorzugsfreikarten in den Logen. Es sind Angehörige der Kommunistischen Partei, Mitglieder des Zentralkomitees, Räder und Rädchen des Staatsapparats, offiziell, demonstrativ, tendenziös gewöhnlich angezogen, Zeitungen in überlasteten Rocktaschen. Die anderen Freikarten sind im Hause verstreut. Der Rest sind ermäßigte Karten. Das Publikum ist gleichgültig. Die Prima-Ballerinen sind alt, sie tanzten schon, als das zaristische Rußland noch ein metaphorischer Vulkan war. Operngläser würden ruhig bleiben, selbst wenn man sie besäße. Die Opern und Ballette sind beinahe ebenso alt wie die beliebten Damen im Reigen. Auch dieses Publikum liebt das stumme Ballett, die farbenprächtige Pantomime, einstmals die Erquickung der Zaren und der alten Gesellschaft, jetzt sozialisierter Kaviar fürs Volk.
Mit ehrlichem Entsetzen denke ich an des berühmten Meyerholds Theater – ich meine den Zuschauerraum. Meyerholds politischer und künstlerischer Charakter kommt in der Inszenierung des Zuschauerraumes stärker zum Ausdruck als in der revolutionären Regiemethode, mit der der Dramatiker meyerholdisiert. Dieser Meyerhold, Lokomotivführer auf dem Zug der Zeit, ist mit Erfolg auf die Unbequemlichkeit des Zuschauers bedacht. Das Theater – so sagte er sich – ist nicht mehr Weihestätte tagesferner Kunst oder Vergnügungsort nächtlicher Zerstreuung: Es ist Propagandastätte politischer Wirkung, es ist ein Raum fürs Volk. Absichtlich drängt er deshalb schmale Stühle zusammen und begab sich so in einen strikten Gegensatz zu mir, der ich zum Beispiel wünschte, alle Teilnehmer einer Volksversammlung könnten in bequemer Klubfauteuils sitzen. Meyerhold pfeift auf Logen, und sein Abscheu vor einem bürgerlich traditionellen »Genuß« der Kunst ist so groß, daß in seinem Theater die Teilnahme am gespielten Stück zur Qual werden kann. Der Zuschauerraum ist häßlich, kahl und kalt (während es im Vestibül warm ist), um seine vollkommene Identität mit einem Sportpalast zu beweisen. Es liegt nicht an der Heizung, sondern am Prinzip.
Meyerholds Theater lebt vom Staat, von Freikarten und von bezahlten Plätzen. Jeder Fremde, der nach Moskau kommt, besucht Meyerhold. Er repräsentiert die revolutionäre Dramaturgie – sagt man. Das Proletariat hat Freikarten, die Fremden zahlen, die Bürger auch. An Premie-

renabenden kann man es nicht verhindern, daß ein sogenanntes »gesellschaftliches Ereignis« zustande kommt. Die Snobs – es gibt schon einen neuen Snobismus –, die Kritiker und die reichen Bürger gehen zu der Premiere, auch die staatlichen Repräsentanten der Volksbildung. Man sieht also die Anfänge einer Art neuer »Gesellschaft«. »Premierenstimmung« gibt es nur bei Meyerhold, mit allen Begleiterscheinungen, mit dem verbindlichen, falschen Lächeln guter Bekannter, mit Händedrücken, Meinungsaustausch, sogar mit einem gewissen Kulissenklatsch ohne Kulissen – denn diese sind abgeschafft oder sehr reduziert. Man spricht von den Kleidern der Frau Meyerhold (die Schauspielerin ist), von den Kosten der Aufführung, es entstehen sogar heftige Differenzen – wie bei der letzten großen Aufführung des »Revisor«, von der ich noch erzählen werde. Meyerhold ist, was Reinhardt einmal in Berlin war. Wer der Meinung ist, man halte etwas auf ihn, der geht zur Premiere bei Meyerhold. Man erträgt die Stühle, nimmt die Kälte in Kauf, lustwandelt im Vestibül, obwohl es sehr eng ist. Am Schluß kommt Meyerhold, um sich zu verneigen, demonstrativ im gelben Sportanzug, eine Art Gesinnungskostüm.
Die sich für Meyerhold interessieren – o bittere Wahrheit! –, sind die Intellektuellen, Lunatscharski inbegriffen. Dem Proletariat muß man schon Freibillette geben. Experimente interessieren es wenig. Im Grunde hat es einen zu gesunden revolutionären Instinkt.
Was aber gibt das intellektuell-revolutionäre Theater? – Höchstens einen oppositionellen Impuls.

Frankfurter Zeitung, 5. 2. 1927

DAS MOSKAUER JÜDISCHE THEATER

Es werden fünfzehn Jahre her sein, seitdem ich zum ersten Male ein jiddisches Theater gesehen habe. Es kam aus Wilna in die Leopoldstadt. Ich erinnere mich noch deutlich an die Plakate. Sie unterschieden sich von den Ankündigungen der anderen Theater durch eine ganz bestimmte Einfachheit, eine gleichsam provisorische Roheit, eine primitive Grobheit, es waren Theaterzettel ohne Routine, wahrscheinlich mit einer Handpresse hergestellt. Von einem billigen und taktlosen

Gelb, ohne Ränder, wahllos an Mauern geklebt und nicht an die offiziellen Plakatwände, in Winkeln angebracht, die übel rochen, fielen sie auf und wirkten stärker als raffinierte Affichen. Sie waren in einer Sprache abgefaßt, die man in den kleinen Kaffeehäusern des Bezirks von Juden oft sprechen hören konnte, die aber nur als Klang zu bestehen schien, niemals als schriftliches Bild. Auf diesen Plakaten war das Jiddisch mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Es war wie ein groteskes Deutsch. Es war grob und zärtlich zugleich. Viele Worte waren deutsch und hatten slawische Diminutiv-Endungen. Buchstabierte man sie langsam, so klangen sie lächerlich. Sprach man sie schnell, so klangen sie zärtlich.
Am Abend, auf der Bühne, sprach man sie schnell. Man spielte eine Operette. Eine jener Operetten aus der Kinderzeit des jiddischen Theaters, die man »Trauerspiele mit Gesang und Tanz« zu nennen pflegte. Ich habe dieses Wort niemals lächerlich gefunden. Mir schien es nie einen Widerspruch zu enthalten, ohne daß ich etwa an die antike Tragödie gedacht hätte. Es genügte, an den jüdischen Alltag zu denken, der eine Art Tragödie mit Gesang und Tanz ist. Diese Operetten, derer ich mehrere sah, waren kitschig, weinerlich und dennoch wahr. Ihre Problematik – denn diese Operetten enthielten Probleme – war plump, ihre Handlung zufällig, ihre Personen waren äußerlich typisch, ihre Situationen schienen nur der Lieder wegen dazusein, die sie charakterisierten. Aber diese Lieder machten eigentlich die künstlerische Bedeutung des jiddischen Theaters. Dieser Lieder wegen (Volkslieder zumeist, orientalische und slawische Melodien, von ungeschulten Stimmen vorgetragen, aber eher mit den Herzen als mit den Kehlen gesungen, am Schluß von allen wiederholt), dieser Lieder wegen war das jiddische Theater gerechtfertigt. Ihr balladesker Text raffte dramatisch die Vorgänge zusammen, die sich unbeholfen dilettantisch soeben abgespielt hatten. Hinter dem Inhalt, nicht neben ihm, klang die Melodie. Die Worte und die Begebenheiten lagen in ihr. Deshalb ahnte man tief hinter ihnen das große Schicksal, dessen kleiner Teil sie waren. Deshalb erstreckte sich hinter ihnen, weit, dicht und nebelhaft, eine Welt, von der man wußte, sie wäre das Trauerspiel, das den Gesang und den Tanz nur vor die Kulissen geschickt und sich selbst noch nicht verraten hätte. Was *hinter* der primitiven jiddischen Bühne stand, war hohe, tragische Kunst und Rechtfertigung der Bühne.
Später, im Lauf der Jahre, habe ich noch drei oder vier jiddische Gast-

spieltruppen in verschiedenen Städten des Westens gesehen. Ich bedauerte die europäische Entwicklung, die das jiddische Theater zu nehmen drohte. Ich bedauerte, daß es der europäischen strengen Scheidung der sogenannten dramatischen Gattungen anheimfiel. Daß es den Ehrgeiz hatte, »reine Tragödien« hervorzubringen, und daß es das westliche Theater mitzumachen entschlossen war – ohne westliche Traditionen. Daß man Schalom Asch auf deutschen Bühnen fast ohne Änderung und ohne Konzession spielen konnte, schien mir ein Beweis für den Niedergang des jiddischen Theaters, nicht für seinen Aufstieg, wie man verkündete. Ich habe nie aufgehört, Schalom Asch für einen jiddischen Bruder Sudermanns zu halten. Daß eine westlich zivilisierte, verflachte, verwässerte Schicht einer ausgewanderten Judenschaft ihre europäischen Ambitionen befriedigt sah im Anblick eines »modernen« jüdischen, nach westlichen dramaturgischen Regeln gebauten Theaterstücks, schien mir ebenso töricht wie die kindische Freude naiver Zionisten über die guten Treffer palästinensischer Schützen und all den wehrhaften Unfug, den man die »Wiedergeburt der jüdischen Nation« nennt.

Ich verstand diesen Ehrgeiz nicht, der sich national nannte, aber nur ein Zivilisationsehrgeiz war. Weshalb nicht »Trauerspiel mit Gesang und Tanz«? Weshalb nicht rohe, gelbe, mit der Handpresse hergestellte, arme, aber auffällige Theaterzettel? Weshalb nicht ein unpünktlicher Anfang, warum nicht Garderobe und Säuglinge im Saal, warum nicht eine unendlich lange Pause? Warum auf einmal diese solide europäische Zuverlässigkeit, diese Polizeistunde, dieses Verbot, im Saal den Hut zu tragen, zu rauchen und Orangen zu essen?

Ich habe nur noch einmal – in Paris – ein so östlich ungeregeltes Theater gesehen, im jüdischen Viertel. Es gab nur einige Vorstellungen. Es war ein armes Wandertheater. Man sang dort die Lieder, die ich vor fünfzehn Jahren in der Leopoldstadt gehört hatte. Man gab Trauerspiele mit Gesang und Tanz, das Publikum unterbrach die Schauspieler mitten im Text, ein Schauspieler trat auf, schob die Agierenden beiseite und hielt eine kleine Ansprache, dann ging das Stück weiter, die Plätze waren nicht numeriert, Kinderwagen standen in der Garderobe, Säuglinge weinten im Zuschauerraum.

Einige Wochen später kam die »Habima« nach Paris. Ich habe dieses hebräische Theater nie gesehen. Wenn von vierzehn Millionen Juden kaum drei Millionen Hebräisch verstehen und diese drei unter den

vierzehn über die ganze Welt verstreuten Millionen ebenfalls verstreut sind, so kann ich die Existenz eines hebräischen Theaters nicht verstehen. Von der »Habima« waren viele Sachverständige entzückt. Ich verstehe, daß man von einem Luxusgegenstand entzückt ist. Er kann artistische Werte haben. Künstlerisch aber ist nur das Notwendige.

Im Winter 1926 besuchte ich das *jiddische Theater in Moskau*. Nach dem ersten Akt bat mich Herr Granowsky zu einem Tee. (Die Pausen sind in den russischen Theatern glücklicherweise so lang, daß man einen Tee trinken kann.) Ich war damals unfähig, einen Eindruck zu formulieren. Hätte mir die Sitte gestattet, aufrichtig zu sein, und nicht befohlen, Artigkeiten hervorzubringen, so hätte ich folgendermaßen gesprochen:

Ich bin erschüttert und erschrocken. Der grelle Glanz der Farben hat mich geblendet. Der Lärm betäubt, die Lebhaftigkeit der Bewegung verwirrt. Dieses Theater ist nicht mehr gesteigerte Welt, es ist eine andere Welt. Diese Schauspieler sind nicht mehr Träger von Rollen, sondern verwunschene Träger eines Fluches. Sie sprechen mit Stimmen, wie ich sie noch in keinem Theater der Welt gehört habe, sie singen mit der Inbrunst der Verzweiflung, wenn sie tanzen, erinnern sie mich an Bacchanten ebenso wie an Chassidim, ihre Gespräche sind wie die Gebete der Juden im Talles am Jom Kippur und wie die lauten Lästerungen der Rotte Korah, ihre Bewegungen sind wie ein Ritual und wie ein Wahnsinn, die Szenen sind nicht gestellt und nicht gemalt, sondern geträumt. Ich brauche einen ganzen Abend, um meine Ohren an diese Lautheit zu gewöhnen, meine Augen in dieser Grelle heimisch werden zu lassen: Ich unterscheide noch nicht zwischen gewollter Übertreibung und natürlicher (oder übernatürlicher) Ekstase. Alle Maßstäbe, die ich aus dem Westen mitbringe, versagen in diesem Theater. Das freut mich, aber es hilft mir nichts.

Ich brauchte Zeit, um mich an das jiddische Theater zu gewöhnen, seine Spannung, die keine Steigerung mehr vertrug, die sofort vom ersten Wort des ersten Auftritts an da war bis zum letzten Wort des Stückes, ja, die schon im Vorraum da war, in seinen Bildern, auf der Stiege und an den Wänden. Es schien mir, als wäre dieses Judentum, das hier dargestellt wurde, ein orientalischeres als jenes, dem man sonst begegnete, ein heißeres, älteres, aus anderen Zonen. Jede Vorstellung, die man etwa von der sprichwörtlichen Lebhaftigkeit jüdischer Men-

schen in dieses Theater mitbringen mochte, wurde von der hitzigen Gestikulation der Schauspieler übertroffen. Es waren Juden von höherer Temperatur, jüdischere Juden. Ihre Leidenschaft war um einige Grade leidenschaftlicher, ihre Schwermut selbst bekam das Gesicht der Wildheit, ihre Traurigkeit war fanatisch, ihre Freude ein Taumel. Es war eine Art dionysischer Juden.
Erst von dem Augenblick an, in dem ich dieses festgestellt und versucht hatte, mich in das höhere Klima des Theaters zu versetzen, konnte ich anfangen, die Vorstellungen mit Kritik zu genießen.
Es schien mir, daß im Moskauer jiddischen Theater jene Welt zum Vorschein kam, die ich hinter der Bühne geahnt hatte, fünfzehn Jahre früher, in der Leopoldstadt, im Anblick eines Trauerspiels mit Gesang und Tanz. Es schien mir, daß die alten Operetten ihren Sinn endlich bekommen hatten und die Rechtfertigung ihrer Existenz nicht aus den Liedern mehr herleiten mußten. Sie waren »neu bearbeitet« worden, die alten Lieder hatten neue Texte bekommen (nicht alle neuen Texte sind übrigens besser als die alten), die Trauerspiele und die Lustspiele wurden aktualisiert – und es war vielleicht gar nicht in der Absicht der Neuerer und Änderer gelegen, die jiddischen Bühnenstücke »echter« und sie aus Vorwänden für ein Theaterspielen, die sie gewesen waren, zu Zwecken des Theaterspielens zu machen. Nein, ich habe den Eindruck, daß die Verwandlung der Zufälligkeiten in das Schicksalmäßige unbewußt geschehen ist und daß es die Tat einer neuen jüdischen Generation war, ausgeführt durch einige ihrer Vertreter (Granowsky, der Maler Altmann und der außerordentliche Schauspieler Michoels). Ich sehe absichtlich davon ab, diese jüdische Generation mit der russischen Revolution in Zusammenhang zu bringen, jene etwa aus dieser zu erklären. Aber es steht für mich außer allem Zweifel, daß ohne die große russische Revolution das Moskauer jiddische Theater unmöglich wäre.

Dieses Theater hat die Traditionen der alten jiddischen Bühne so geschickt gewandelt, daß es beinahe aussieht wie ein Protest gegen die Tradition. Weiter aber dürfte es nicht gehen.
Schließlich sieht jede Neuerung in der Kunst wie ein Protest gegen die Tradition aus und ist doch deren Fortsetzung. Das Moskauer jiddische Theater aber überschreitet manchmal das Gesetz, das den Nachkommen gestattet, eine Opposition zu sein, aber nicht Opposition zu machen. Dort, wo das jiddische Theater bewußt aus einem gestalteten

Protest in einen rhetorischen übergeht, fängt seine Freiheit an, in jene Eigenschaft auszuarten, die man mit Recht »Chuzpe« nennt.
Ich konnte diese Chuzpe vermerken, ich versuchte, sie zu erklären. Sie ist bestimmt dem Einfluß der revolutionären Begleiterscheinung zuzuschreiben, die ich den »infantilen Tempelsturz« nennen möchte. Es ist dies der Ausdruck eines naiven und seiner selbst sehr unsicheren Rationalismus, der, statt schweigsam zu leugnen, lärmend lästert. Er hat jede Revolution begleitet, und er entwürdigt jeden natürlichen, also heiligen Drang des unterdrückten Menschen nach einer freien Auseinandersetzung mit den unbekannten, meinetwegen: metaphysischen Gewalten. Dieser lächerliche Rationalismus, der in Rußland soeben Darwin entdeckt hat, übt seinen Einfluß auch auf das jiddische Theater aus – das sonst den lächerlichen Begleiterscheinungen der russischen Revolution durchaus nicht kritiklos gegenübersteht. Im Gegenteil: Das jiddische Theater in Moskau ist der einzige Ort, wo die jüdische Ironie mit einem gesunden Witz über das zensurierte und sogar vorgeschriebene »revolutionäre« Pathos triumphiert. Im jiddischen Theater herrscht jene kritische Begabung, die man in den staatlichen Bildungsanstalten der Sowjets so dringend braucht und so vergeblich suchen würde. Aber eine Ironie, die, gegen den »Narkomproß« noch wirksam ist, kann, gegen den Talmud angebracht, nur lächerlich wirkungslos sein. Eine Spur von dem vergeblichen Streben der Sowjets, aus den Juden eine »nationale Minderheit« ohne Religion zu machen wie etwa aus den Kalmücken, ist auch noch im jiddischen Theater zu spüren.
Nicht als ob es etwa sein Geist wäre! Aber es scheint die Weltanschauung der Schauspieler beeinflußt zu haben – wie es übrigens nicht anders möglich ist. Denn man muß nicht einmal ein überzeugter Antisemit sein, um zu wissen, daß die Juden der Welt die Heiligen und die Lästerer geben. Einige unter ihnen neigen zum Tod am Kreuz. Andere zum Zertrümmern der Kreuze. Es wäre irrsinnig, von einem Einfluß jüdischer Lästergabe auf den modernen russischen Rationalismus zu sprechen. Aber man darf annehmen, daß er vielen intellektuellen russischen Juden genehm ist.
Das ist die Kinderkrankheit des jiddischen Theaters wie der russischen Revolution, wie jeder Revolution überhaupt. Jüdisch bleibt das Theater auch dort, wo es jüdische Traditionen angreift. Denn die Tradition anzugreifen ist alte jüdische Tradition. Ich war erschüttert auch dort,

wo sie spotteten. Sie karikieren – aber sie karikieren jüdisch, sie sind echt, so echt, wie die Kinder Israels waren, als Moses die Zehn Gebote zertrümmerte.

Das Moskauer jüdische akademische Theater, Berlin: Verlag Die Schmiede 1928. S. 9–16.

DER LIEBE GOTT IN RUSSLAND

Der liebe Gott geht inkognito durch die Straßen des russischen Landes, aller lästigen Aufgaben ledig, die ihm die alte Staatsreligion aufzuerlegen sich vermessen hatte, mit der gesetzlichen Verpflichtung ausgestattet, sich um die Politik nicht zu kümmern, von den Staatsmännern als eine Art unfähiger Konkurrenz gar nicht als existent betrachtet. In seinem Namen macht man keine Pogrome mehr, in seinem Namen vereidigt man keine Soldaten mehr. Polizeiliche Maßnahmen irdischer Natur braucht er nicht mehr zu ergreifen. Gott hat Ferien.
Für Donner, Blitz und Hagel macht man ihn nicht verantwortlich. Den irdischen Begriffen von Recht und Unrecht braucht er sich nicht mehr anzupassen. Zum Schutz der Großen leiht er nicht mehr seinen Namen her, den Kirchenglocken hört er mit halbem Ohr zu, die Ehen schließt er nicht mehr im Himmel – zur Sicherheit lösen die Menschen sie doch im Standesamt. Der liebe Gott lebt noch in veralteten Redewendungen, in erschrockenen Ausrufen weiblicher Wesen, in Beteuerungen lügender NEP-Männer, in allerhand gedankenlos ausgesprochenen Schwüren, die vor Gericht nicht gelten würden, Gott ist eine bedeutungslose Invokation.
Den größten Teil seiner Funktionen hat die Kommunistische Partei übernommen und auf mehrere kleine Götter aufgeteilt. Souverän geht der Mensch auf seiner Erde umher, alles kann ihm zustoßen, aber nichts kann ihm noch passieren. Die Talente der Allsichtigkeit und des Allwissens hat die Staatspolizei geerbt. Gott kann sich nur noch seinen unerforschlichen Ratschlüssen widmen, er wurde beschränkt auf die Verwaltung der Unermeßlichkeit und die Erhaltung des Ewigen. Die Regierung über das Vergängliche aber liegt nicht mehr in seinen Händen. Sooft er noch etwas in Rußland zu sagen hat, gesteht er aufrichtig, daß er froh ist.

»Sagen Sie mir«, fragte mich ein Mann, »wie kann ein gebildeter Mensch an Gott glauben?« »Wir sind mit Stolz und Absicht Atheisten«, sagte mir ein hoher Beamter des Staates. »Dieser Onkel glaubt noch an Gott!«, so stellte mich eine Mutter ihrem zwölfjährigen Kinde vor. Sie besaß ein Grammophon, und in stillen Abendstunden lauschte sie den Klängen eines Walzers von Strauß. »Der Himmel ist blaue Luft«, sagte das Kind. »Wo soll Gott sitzen?« »Gott lag vor uns auf den Knien, als er zu uns um ›Java‹ (eine Zigarettensorte) flehte«, dichtet ein moderner Lyriker, der die Zigaretten besingt. »Als Lenin starb«, so berichtete mir ein bigotter Kommunist, »ging ich gar nicht hin, die Leiche sehen. Ich verehre keinen Toten, ich überlasse es den Gläubigen.« »Wir erziehen den Menschen zur Selbständigkeit«, sagte ein Arbeiter, »deshalb haben wir Gott vertrieben.« »Wir bauen eine elektrische Bahn. Sie können sie sehen«, sagte mir ein Ingenieur in Baku. »Hat uns Gott je eine Bahn gebaut?« Der Mensch glaubt, was er sieht, hört und riecht. Gott ist, wo er in der Literatur vorkommt, eine *licentia poetica*, bei Dostojewski zum Beispiel eine direkte Folge epileptischer Veranlagung.

Was hat Gott noch zu tun? Er geht spazieren, unerkannt, ein alter Herr, ausländisch gekleidet. Ein Berichterstatter begegnet ihm in einer stillen Straße, nach einem Regen, das schadhafte Pflaster ist naß und voller Pfützen. Ein abendlicher Regenbogen wölbt sich im Osten. Die Sonne geht im Westen unter.

»Ich war heute im ›Institut für die kulturelle Verbindung mit dem Auslande‹«, sagte Gott. »Sie haben Mich herumgeführt. Ich sollte den Kreml sehen, man zeigte Mir ausgeräumte Kirchen. Ein englischer Dolmetsch übersetzte Mir alles. Ich interessiere Mich nicht für Baustile und Sarkophage toter Zaren. Ich muß den Leuten sehr komisch erschienen sein. Eine Fliege summte, eine grüne, spanische Fliege summte in einem Zimmer. ›Übersetzen Sie Mir‹, sagte Ich zum Dolmetscher, ›was die Fliege sagt.‹ ›Blöder Amerikaner‹, sagte der Dolmetscher auf russisch zu dem Führer; und zu Mir: ›Die Wissenschaft ist bei uns noch nicht soweit. Die Sprache der Fliegen kennen wir nicht.‹ Auf dem Schnurrbart des Führers hing ein Brotkrümchen. ›Sie kommen aber vom Frühstück‹, sagte Ich. Der Dolmetscher übersetzte es. Wissen Sie: Ich habe Mich immer für die ganz kleinen Sachen interessiert. Man zeigte Mir das Mausoleum Lenins, aber vor dem Eingang lag ein verrosteter Nagel. Ich hob ihn auf, fragte: ›Was glauben Sie,

woher mag dieser Nagel kommen?‹ Und sie wußten nicht, was Mir zu sagen. Ich trete in eine Kirche, gebe den Bettlern ein Almosen, um nicht aufzufallen. Die Gläubigen singen ganz hübsch. Der Pope hat einen tiefen, schönen Baß. Ich sehe den Fuß eines knienden Mannes und ein Loch in einer Schuhsohle. ›Wo hat er sich das Loch ausgetreten?‹ frage ich meinen Begleiter. Er weiß es nicht.
Er weiß, wie der Blitz entsteht, aber Ich habe es ja niemals verheimlicht. Sehen Sie, die kleinen Dinge aber wissen die Menschen immer noch nicht, obwohl sie nicht mehr an Mich glauben. Bei Mir, Sie werden kaum glauben, wie froh Ich bin, aus diesem Komplex von Staat, Regierung, Industrie, Politik entlassen zu sein. Man mutet Mir nicht mehr zu, für die Gesundheit der Oberhäupter zu sorgen, für die Moral der Kinder, für die Koalition zwischen Generälen und Chemie. Ich segne keine Gasmasken, sogar die Weißgardisten haben eingesehn, daß Ich ihnen nicht mehr helfen werde. Ich wohne im ›Savoy‹, zahle zwanzig Rubel täglich und lasse Mich verleugnen. Jetzt gehe Ich in das Theater Meyerholds, man gibt dort ein Stück, in dem Ich gelästert werde. Ich brauche ja nicht mehr zu strafen, Sie glauben gar nicht, welch ein schöner Abend es wird!«
Es wurde Abend, Gott rief einen Iswoschtschik und handelte lange. »Wie viele Knoten hat deine Peitsche?« fragte Gott. »Herr, ich kann nicht solche Kleinigkeiten zählen«, sagte der Kutscher. »Gott allein weiß es, Herr.«
Der Berichterstatter ging und schrieb in sein Tagebuch: »Heute sprach ich mit dem lieben Gott. Er lebt in Rußland wie Gott in Frankreich.«

Frankfurter Zeitung, 20. 2. 1927

DAS HEILIGE PETROLEUM

Von Baku nach *Sabuntschi,* wo die größten Mengen Petroleum gewonnen werden, führt eine elektrische Bahn. Sie wurde erst im letzten Jahr gebaut und ist noch nicht ganz fertig. (Auch die Straßenbahn in Baku ist ein Werk der Räteregierung). Die Bevölkerung ist stolz auf diese Bahn. Die Sowjetmacht kann sie als einen zwar lokalen, aber propagandistisch sehr wirksamen Erfolg betrachten. Es ist wahrscheinlich,

daß die früheren Industriellen das Petroleum billiger gewannen und das Gewonnene ertragreicher auszubeuten wußten als der jetzige Staat-Unternehmer. Aber es ist wahr, daß weder die Nobels noch die Rothschilds ihren Tausenden Arbeitern, Ingenieuren und Beamten jemals eine Bahn gebaut haben. Alle legten weite Wege zu Fuß, in Einspännern, in primitiven Bauernwagen zurück. Jetzt geht jede halbe Stunde ein breiter, hygienischer, moderner Zug von Baku ab. Der Westeuropäer wundert sich nicht darüber. Dem Bürger der Sowjet-Staaten aber ist diese Bahn nicht nur ein sehr begrüßtes, lang entbehrtes Verkehrsmittel; sie ist beinahe, sie ist wirklich ein Symbol. Es ist die einzige Bahn dieser Art in ganz Rußland. Was bei uns eine Selbstverständlichkeit technischen Fortschritts wäre, bekommt in diesem europäisch-asiatischen Winkel einen politischen Sinn. Die Bahn erhält und fördert den Optimismus der Petroleum-Arbeiter, unter denen viele verhältnismäßig hohe Löhne beziehen (bis zu dreihundert Rubel im Monat), die eine alte revolutionäre Tradition haben und also schon von vornherein an den neuen Staat glauben. So können Schienen, Waggons, Zement und Ziegelsteine von politischer und historischer Bedeutung werden. Das scheinen die alten Unternehmer nicht bedacht zu haben.

Die Wagen sind voll, noch lange, bevor sich der Zug in Bewegung setzt. Es ist heiß, ein zaghafter Wind hat ausnahmsweise den sehr temperamentvollen, in dieser Gegend heimischen abgelöst, die Sonne sticht durch die Scheiben und heizt Wände, Dach und Boden. Alle Passagiere klagen über die Hitze – eine gern begrüßte Gelegenheit zu weiterführenden Unterhaltungen. Ich sehe türkische Proletarier mit der Rote-Fahne-Auszeichnung, viele mit Parteiabzeichen – neben ihnen türkische Frauen, rituell verhüllte Gesichter, einen alten Scheich, dem man Platz macht, nicht gerade ehrfürchtig, aber mit jener Toleranz, die noch nicht selbstverständlich ist und einer demonstrativen Höflichkeit ähnlich. Ein armenischer Pope liest in einem Buch, ich hätte gedacht, in einem frommen; keineswegs, es ist eine der vielen neuen Broschüren aus dem neuen Lager. Ein fliegender Konditor verkauft orientalische Süßigkeiten, Halwa, Sultansbrot, klebrige, zuckerbepuderte, bunte und dennoch langweilige Dinge, Kaugummi, den man schluckt, wenn er nur gewillt ist, sich vom Gaumen zu lösen. Die »Bezprizornij«, die obdachlosen Kinder, hocken auf Trittbrettern, schlängeln sich unter den Füßen der Passagiere hindurch, werden er-

griffen, abgesetzt und kriechen wunderbar durch Fugen und Ritzen wieder in den Zug. Es ist viel Halb- und Lumpenproletariat da – alle zieht das Petroleum an –, es sieht drohend aus, aber es ist harmlos und hungrig. Viele Menschen haben rührend schöne Augen, strahlende und dennoch gehetzte. Ich denke an den schweren, müden Liderschlag der Armenier, den halbverdeckten tragischen Blick jüdischer [...] Turko-Tataren, die feuchten großen Pupillen der Mohammedanerin, die zwischen dichten Tüchern hervorblicken wie ein Tier zwischen breiten Gittern. Der Schaffner bahnt sich bittend einen Weg. Er trägt eine gelbe Leinenbluse mit geschmackvollen Abzeichen und erinnert an englische Schaffner in Kolonien. Das ist ein modernes, technisches Rußland mit amerikanischen Ambitionen. Das ist gar nicht Rußland mehr.

Diese Türme, die plötzlich auftauchen, schwarz, dicht, eisern – diese Türme sind nicht mehr Rußland. Das sind Bohrtürme – Triumphe, Symbole und Offenbarungsstätten der großen Macht, die Petroleum heißt; »Njeft« sagen die Russen – das Wort enthält die ganze schweißige Feuchtigkeit des Materials. Ein historischer Klang und ein historischer Anblick! Eine Atmosphäre von Kapital, Abenteuer, Sensation und Roman. Die größte Kolonialmacht blickt nach diesen Türmen, und die größte Kontinentalmacht hält sie eifrig fest. In dieser Gegend allein gewinnt man mit Leichtigkeit ungefähr eine halbe Million Tonnen täglich, die kaukasische Erde ist freigiebig. Tausende Quadratkilometer liegen noch unerforscht und vielverheißend da, Vulkane, die alle paar Monate Feuersignale geben, verraten unterirdische Milliarden. (Wie karg und kleinlich ist dagegen die galizische Erde von Drohobycz und Boryslaw!) Gebt Geld her, Geld, Geld! rufen die Türme. Wir sind zehntausend, wir sind zwanzigtausend – wir wollen hunderttausend, wir wollen Millionen sein!

Vor dem kleinen Bahnhof in Sabuntschi dehnt sich ein grünlichblauer Tümpel und hinter ihm ein wüster, abschüssiger, aufsteigender, tückischer, kotiger, staubiger Weg. Er führt zu den Quellen und in die Stadt, einen kleinen Hügel hinan, auf dessen Gipfel eine Kirche steht, verirrt, merkwürdig, ratlos, eine schwache Konkurrenz der Türme, einsam zwischen tausend Feinden, in der nächsten Nachbarschaft der Sowjetbehörden. Links und rechts vom Tümpel warten unübersehbare Schwärme verstaubter Droschken. Alle Kutscher stehen hochaufgerichtet wie römische Wagenlenker, alle rufen gleichzeitig. In der Nähe

von Sabuntschi liegen einige stille, vornehme, ewig sommerliche Datschen. Manchmal – aber selten – kommen einige Passagiere, die in Droschken zu den Datschen hinausfahren. Aber hundertmal mehr »Phaethons« warten. Alle Kutscher schreien »Barin!« (Herr) im Chor. Jeder glaubt zwanzigmal im Tag, gerade ihn werde der Passagier wählen, zwanzigmal wird er enttäuscht, tausendmal ruft er. Hier gibt es keine Wahrscheinlichkeitsrechnung, dieser Beruf ist Lotteriespiel. So merkwürdig sind die Menschen: Um einer kleinen Chance willen verlieren sie einen ganzen Tag. Droschkenkutscher sind Spielernaturen.
Auch die Händler vor den traurigen, hölzernen Buden rufen sich heiser. Die ruhigen orientalischen Seelen sind aufgeregt. Petroleum verändert den Charakter. Petroleum entzündet die Menschen, noch ehe es gewonnen ist. Hier sieht es nicht asiatisch und nicht russisch aus. Das ist die Goldgräberstadt aus dem amerikanischen Film.
Links, in einem [...] Viereck, ist der Marktplatz. Übernatürlich große grüne, runde und ovale Kürbisse bedecken den Boden. Früchte wie ein Geschlecht von Riesen, saftige Nahrung des Volkes. Wer verzehrt die vielen Kürbisse? Mehr als zwanzigtausend Arbeiter leben in Sabuntschi; hier sind wenigstens dreimal mehr Kürbisse. Über diesen Exemplaren einer verschwenderischen Natur verschwinden fast die Trauben, die Datteln, die Feigen, die Birnen. An hundert Ständen verkauft man Früchte, Brot, Fleisch, fette Schweine, groß, schwarzgefleckt, schwer, aber flink wie Hunde, Schweine, die Tempo haben: eine südliche, witzige Laune der Schöpfung. Rechts, auf hügeliger Erde, stehen Wohnhäuser, traurig, nackt, rötlich: Sie sehen aus, als hätte man ihnen die Haut abgezogen. Die Flure sind schwarz und tief, die Wohnungen sind offen, die Zimmer strömen Dumpfheit und Wärme aus, den dichten Geruch eines engen Lebens, der so verwandt ist dem Geruch des Todes. Ringsum kein Horizont; nur Türme, Türme, Türme, schwarz, schraffiert, gedrängt; – es sieht aus, als stünden sie nicht. Sie sind so zahlreich und so dünn, daß sie flimmern und sich ewig bewegen. Man wendet die Augen ab und sieht dennoch ihre grauenhafte Überzahl. Dann erblickt man sie plötzlich wieder – und es ist, als hätten sie sich in dieser einen Sekunde vermehrt, sie zeigen fortwährend, sie gebären fortwährend, sie werden den großen Markt verzehren, die großen Kürbisse, die faulen, kranken Häuser. –

Diese Häuser sind provisorisch. Die Arbeiter, die heute noch in ihnen wohnen, werden in zwei, drei Jahren in die *Kolonien* ziehen. Man baut mustergültige Arbeiterkolonien in Aserbeidschan. Die eine, beinahe schon fertige, zu zwei Dritteln schon bewohnte, suche ich auf. Sie heißt »Stenka Razin« nach dem russischen Volkshelden, dem ersten Bauernrevolutionär, der die Reichen beraubte, mit den Armen teilte, der Herr der Wolgamündungen war und das Kaspische Meer beherrschte, den das Volk heute noch liebt, mit einer naiven, zärtlichen Liebe, die weit entfernt ist von »Heroenverehrung«.
Hier, durch diesen Berg, führte ein tiefer Schacht; man erzählt, er hätte einen Ausgang zum Meer. Stenka Razin hat ihn angelegt. Hier verbarg er die geraubten Schätze, von hier aus konnte er flüchten. In der Arbeiterkolonie wird sein Monument stehen, mitten im grünen Rasen: Das hat er sich nicht träumen lassen. Eine Doktrin hat ihn nachträglich adoptiert. Es käme ihm etwas merkwürdig vor. Aber es ist gut gemeint, er ließe sich's gefallen. Ein Spielplatz für Kinder ist da, ein Klub, ein Theatersaal, ein Kino, eine Bibliothek. Die Häuser sind ebenerdig. Später wird man leider der Billigkeit wegen einstöckige bauen. Moskauer Architekten haben mehr als zwanzig Grundtypen entworfen. Lebendigkeit, Verschiedenheit, Abwechslung soll erzielt, Uniformität vermieden werden.
Die Erde war vor zwei Jahren noch kahl, feindlich, sumpfig, starr. Sie atmete Tod aus. Daß sie jetzt lebendig wird, bestätigt den Arbeitern die Wunderkraft des Sozialismus. Wie bescheiden sie sind! In unserem kapitalistischen Ruhrgebiet, das ich im Frühling gesehen habe, macht man mit denselben Mitteln Proletarier zu kleinen Bürgern. Mit denselben Mitteln macht man hier aus ihnen Revolutionäre. Hier wie dort: eine Badewanne aus Zinn, ein elektrischer Kontakt, Platz für einen Blumentopf, Möbel, sinnreich, praktisch am Fußboden festgeschraubt, Dielen, die man bohnert, nicht zu scheuern braucht, ein stiller Glanz, ein kurzes Sofa. Wie viel ist das! Wie wenig ist das! Die Ansprüche des Proletariats bleiben bescheiden, ob es herrscht oder ob es beherrscht wird. Ich glaube, es kommt von der Arbeit. Es kommt dort von den Gruben und hier von den Bohrtürmen. Welch eine Lust, am Bohrer zu stehen! Wieviel Genuß fordert man noch vom Leben, wenn man auch nur acht, auch nur sechs, auch nur vier Stunden im Tag Petroleum zapft, das heilige Petroleum?! –

Ach, mir scheint, die Arbeit ist nur deshalb ein Segen, weil sie die Freude ersetzt. –

Für die Serie »Reise in Rußland« Oktober 1926 geschrieben, in der Frankfurter Zeitung jedoch nicht erschienen.

ÜBER DIE VERBÜRGERLICHUNG DER RUSSISCHEN REVOLUTION?

Frankfurt am Main, Januar 1927

Meine Herren,
ich werde mich bemühen, Ihnen heute abend zu beweisen, daß das Bürgertum unsterblich ist. Die grausamste aller Revolutionen, die bolschewistische, hat es nicht zu vernichten vermocht. Und nicht genug daran: Diese grausame bolschewistische Revolution hat ihren eigenen Bürger geschaffen. Ich will Ihnen gerne gestehen, daß das Fragezeichen hinter dem Titel meines heutigen Vortrags nicht etwa meinen Zweifel an der Existenz des bolschewistischen Bürgers ausdrücken sollte, sondern den Zweck hatte, Sie neugierig zu machen. Ich wollte nicht etwa sagen: Ist so etwas wie ein bolschewistischer Bürger möglich? Ich wollte sagen: Ist es nicht ein Witz, daß man von einem bolschewistischen Bürger sprechen kann?
Entsinnen Sie sich, was der Klang des Wortes »Bolschewik« noch vor einigen Jahren für deutsche bürgerliche Ohren bedeutete, bedenken Sie, was er heute noch für französische Ohren bedeutet. »Bolschewismus« hieß Zerstörung der materiellen bürgerlichen Kultur, Bolschewismus hieß die Gefahr, die dem Leben und dem Besitz drohte. Indessen sind ein paar Jahre vergangen, nur ein paar Jahre sind vergangen. Und das Wort Bolschewismus verlor in dem Maße seine Gefährlichkeit, in dem die erste revolutionäre, die erste proletarische Regierung der Welt und der Geschichte im bürgerlichen Ausland Handelsvertretungen zu errichten begann. Es scheint mir, meine Herren, daß man denjenigen nicht ernstlich bedrohen kann, mit dem man Geschäfte macht. Vergeblich hat sich die Sowjetregierung bemüht, diese Fiktion aufrechtzuerhalten. Vergeblich bemüht sie sich noch heute, das

Gleichgewicht zu finden zwischen ökonomischen Notwendigkeiten und den Forderungen des Prinzips. Vergeblich bemüht man sich in Sowjetrußland, die revolutionäre Reputation zu retten, ohne den sogenannten Aufbau des Staates zu stören. Aber es geht nicht länger mit der revolutionären Reputation, wie es *noch* nicht geht mit dem Aufbau des Staates. Nach dem roten, ekstatischen, blutigen Terror der aktiven Revolution kam in Rußland der dumpfe, stille, schwarze, der Tintenterror der Bürokratie. Man könnte sagen: Wem Gott in Sowjetrußland ein Amt gibt, dem gibt er auch eine bourgeoise Psychologie. Bei einem so bürgerlichen Wesen, wie es Gott nach der Meinung aller eingefleischten Marxisten ist, soll es mich nicht wundern. Aber wenn eine so revolutionäre Macht, wie es der Sowjet ist, die göttliche Funktion der Ämterverteilung übernimmt, so muß man schon staunen über das Maß der kleinen Schreibtischbürgerlichkeit, die im heutigen Rußland das öffentliche Leben bestimmt, die innere Politik, die Kulturpolitik, die Zeitungen, die Kunst, die Literatur und einen großen Teil der Wissenschaft. Alles ist beamtet. Jeder Mensch auf der Straße trägt irgendein Abzeichen. Jeder ist eine Art öffentlicher Faktor. Alles ist mobilisiert. Es ist ganz genau wie im Kriege, wo der Heroismus und die Romantik in Wirklichkeit mit Löschblatt, Tintenfaß und Gummiarabicum hantierten. Auch die Revolution hat allgemeine Mobilisierungen und letzte Aufgebote. Der Marxismus konnte ein bürgerliches Volk, wie es das deutsche ist und wie es noch stärker in den Entstehungsjahren der deutschen Sozialdemokratie war, revolutionieren. Aus Veteranen, die an Kaisers Geburtstag Zylinder tragen, kann die Kühnheit eines kommunistischen Manifests wahrscheinlich revolutionäre Menschen machen. Aber aus einem echten Reitervolk, wie es das russische immer gewesen ist, macht der Marxismus im literarisch-ästhetischen Sinn Bürger. Derjenige, dem die russische Geschichte der letzten Jahrzehnte nicht sehr geläufig ist, der ist leicht geneigt, die heutigen Kommunisten mit den kühnen und wirklich heroischen Attentätern zu verwechseln, die den Zarismus schon in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts zu erschüttern begannen, denen Zaren und Minister zum Opfer fielen. Aber jene Bombenwerfer waren keineswegs Marxisten, sie waren Sozialrevolutionäre, von Sozialisten stärker gehaßt als bürgerliche Konservative. Die kühnsten Kommunisten: Trotzki, Radek, Lenin, sehen an der Seite der Sozialrevolutionäre sehr bieder und bürgerlich aus. Sie folgten eben einem Prinzip, das die Lei-

denschaft für schädlich hält, das Temperament für sekundär, die Begeisterung für eine Schwäche. Dieses Prinzip anwenden heißt das russische Volk vergewaltigen. Ironien der Weltgeschichte hat es immer gegeben. Aber daß die Weltgeschichte höhnisch wird, erlebt man selten. Dies nun ist ein Fall, in dem die Geschichte offenkundig Hohn zeigt. Diese Theorie, die das Proletariat befreien soll, die die Klassenlosigkeit des Staates, der Menschheit zum Ziel hat, diese Theorie macht, wo sie zum erstenmal angewendet wird, aus allen Menschen kleine Bürger. Es ist ihr besonderes Pech, daß sie gerade in Rußland zum erstenmal ausprobiert wird, wo es niemals kleine Bürger gegeben hat. Der Marxismus erscheint in Rußland eben auch nur als Teil der bürgerlich-europäischen Zivilisation. Ja, es sieht beinahe so aus, als hätte die bürgerliche europäische Zivilisation den Marxismus mit der Aufgabe betraut, in Rußland ihr Schrittmacher zu sein.
Ich weiß nicht, ob jemand von Ihnen das alte Rußland kennt. Wer jemals in Rußland gewesen ist, hat gesehen, wie gewaltig der Unterschied zwischen der europäischen und der russischen Bourgeoisie war. Der russische Kaufmann hat eine ritterlich-aristokratische Tradition. Es waren in Rußland Kaufleute, die Sibirien eroberten und besiedelten, sie töteten noch eigenhändig die Bären, mit deren Pelzen sie handelten, sie machten Jagd auf Tier und Mensch, sie gründeten die ersten Siedlungen in Asien. Diese Tradition war bis in die letzten Jahre lebendig. Der Moskauer Kaufmann fuhr mit dem Lichatsch, dem schnellsten Wagen der Welt, durch die Straßen der Stadt, es war sein Ehrgeiz, das Pferd so lange anzutreiben, bis es zusammenbrach, er war ein Herr, in einem ganz feudalen Sinn. Nach der marxistischen Theorie gab es freilich Bürger in Rußland, das heißt Leute, die von unproduktiver Arbeit leben. Aber diese Bürger waren nach Sinnesart und Lebensweise, nach Weltanschauung und Gewohnheit aristokratischer als unsere preußischen Junker zum Beispiel. Man kann sagen: Im nicht-marxistisch-wissenschaftlichen Sinn gab es überhaupt keine Bourgeoisie in Rußland. Und ausgerechnet der Marxismus ist berufen, eine zu schaffen.
Es gibt keinen schlimmeren Typus als den kleinbürgerlichen Revolutionär, den Karrieremacher, den arrivierten Bürokraten. Es ist ein Gedränge vor den engen Türen der Kommunistischen Partei, es gibt Protektionskinder wie nur in dem sehr bürgerlichen Frankreich, es gibt Streber und Mißgünstige, von augenblicklich Herrschenden getragen und von Gefallenen fallengelassen. Es ist wahr, daß in Rußland nicht

mehr bestochen wird wie zur Zeit des Zaren. Für Bestechungen kommt man nach Sibirien – und zwar sowohl der Bestechende als auch der Bestochene. Man konnte sagen: Charakteristisch für das alte Rußland war die nach Trinkgeldern ausgestreckte Hand. Aber charakteristisch für das heutige ist der gekrümmte Rücken. Eine Theorie, die Rußland urbanisiert, eine Ideologie, die erst zur Geltung kommen kann, wenn dieses geheimnisvollste, natürlichste, sozusagen: schollenhafteste aller europäischen Länder auf eine rapide Weise amerikanisiert ist, schafft, trotz aller Phrasen, den typisch bürgerlichen Menschen. Man verachtet in Rußland den Tanz – nur einmal wöchentlich und nur in Leningrad darf öffentlich getanzt werden. Aber es ist eine Kurzsichtigkeit ohne Beispiel, eine Weltfremdheit echter Ideologen, wenn man nicht sieht, daß der Jazz und Charleston stärker mit der Maschine zusammenhängen, mit der Mechanisierung des ganzen Lebens, als etwa mit der sogenannten »bürgerlichen Unmoral«. Man tanzt auch schon in allen kommunistischen Klubs. Die Sitte einer Zeit wird eben nicht nur und nicht in erster Linie bestimmt von den Produktionsverhältnissen, von Einnahmen, von Erwerbsformen. Sie wird bestimmt von dem Lebensinhalt der Menschen, vom Lebensinhalt der Zeit. Man ist nicht unmoralisch, weil man ein Arbeitgeber ist, ebenso wie man nicht unmoralisch ist, weil man ein Arbeitnehmer ist. Man tanzt nicht Charleston, weil die Welt kapitalistisch ist. Man tanzt ihn, weil er einer der Kunst- oder Geselligkeitsausdrücke dieser Zeit ist. Man ist nicht flach und banal, nur weil man Geld verdient, ebenso wie man nicht tief und geistreich ist, nur weil man an der Maschine steht. Zwischen dem Arbeitnehmer und dem Arbeitgeber, die sich beide so feindlich gegenüberstehn, sind mehr Ähnlichkeiten, als beide wissen. Bindender als eine Gesinnungsgemeinschaft ist die Gegenwartsgemeinschaft, und näher als der tote Parteigenosse ist mir der lebendige Zeitgenosse. Wenn also der Kommunismus Rußland, das hundert Jahre hinter Europa war, in die vollste Gegenwart hineinstoßen will, so muß er es schon bürgerlich machen. Denn diese Gegenwart ist bürgerlich. Die russische Revolution ist nicht etwa eine proletarische, wie ihre Repräsentanten meinen. Sie ist eine bürgerliche. Rußland war ein feudales Land. Es fängt an, ein urbanes, ein stadtkulturelles, ein bürgerliches zu werden.

Aber weil eine bestimmte Ideologie diese Revolution geleitet hat und weil bestimmte Ideologen sie noch heute verwalten, beziehungsweise das, was von ihr übriggeblieben ist, wird in Rußland so getan, als re-

gierte man sozialistisch, als bereite man wirklich den Sozialismus vor. Noch sieht es heute oberflächlich so aus, als wäre dieses Land wirklich eine ganz neue Welt. Noch sieht es heute so aus, als gäbe es die alten Klassen wie in europäischen Ländern nicht mehr. Aber man merkt bald, daß es eine falsche, eine verhüllende Nomenklatur für die alten, wohlbekannten Zustände ist. Die Frage nach der sozialen Stellung, nach dem Platz, den einer in dem sozialen Gefüge des Landes einnimmt, ist nicht mehr die wichtigste: Was sind Sie: Aristokrat, Industrieller, Kaufmann, Mittelständler, Proletarier? Diese Frage gilt nicht mehr. Es gibt ja vor allem nicht viele Berufe, welche die primärsten Abzeichen der sozialen Rangklasse sind. Man teilt also im heutigen Rußland die Menschen ein in Kommunisten, Proletarier, mit dem kommunistischen Programm Sympathisierende, ehrliche Parteilose *(tschestnyje bespartijnyje)*, Neutrale, Oppositionelle, die freilich nicht wagen dürfen, offen zu protestieren, von denen man es aber vermuten kann. Da fast alle Menschen, die früher freie Berufe ausgeübt hatten, Kaufleute, Rechtsanwälte, Bankdirektoren, Fabrikanten waren, heute in Ämter eintreten und Gehälter beziehen, kann man sie leicht als Proletariat oder Halbproletariat in der Statistik mitzählen. Sie marschieren ja auch fleißig an den revolutionären Feiertagen in den proletarischen Umzügen mit, freilich, weil sie sich fürchten, und nicht, weil es ihnen ein Bedürfnis ist. Sie marschieren bei den Demonstrationen, sie marschieren in der Statistik mit. Und so sieht es nach oberflächlicher Betrachtung aus, als marschierten von den 140 Millionen Russen mindestens 130 auf der Seite der Kommunisten. Ich glaube nicht einmal immer an eine bewußte Täuschung. Ich glaube, die Kommunisten täuschen sich selbst über die wirkliche Stellung der Bevölkerung zu ihrer Ideologie. Denn die heute herrschenden Kommunisten sind längst nicht mehr die raffinierten Dialektiker von ehemals. Sie sind gute, brave, mittelmäßige Optimisten und Dogmatiker. So naiv, wie sie sich den Bourgeois vorstellen, so naiv stellen sie sich die Wirkung ihrer Ideologie auf den russischen Nichtproletarier vor. Sie brauchen nur in einen der russischen Filme zu gehen, aber nicht in jene, die man nach Westeuropa schickt und die meist gut sind, sondern in einen jener vielen für die Taubheit des abgeschlossenen Inlands berechneten, in dem der böse Bürger auftritt. Der trägt immer einen Zylinder und einen Bauch. Er umfaßt liebend die teuerste Uhr, und sein schwarzes Herz ist voller Grausamkeit gegen den Proleten. Dies wundert mich übri-

gens gar nicht. Denn selbst die vernünftigsten Führer der kommunistischen Partei haben niemals einen richtigen Bürger in der Nähe gesehen. Sie haben zwar in westeuropäischen Städten gewohnt, aber in Proletariervierteln, sie hatten leider keine Gelegenheit, ein bürgerliches Haus zu sehn, und sooft sie von Bürgern reden, haben sie ein plumpes, flaches Klischee zur Verfügung, vielleicht den Schweizer Bürger im besten Fall, von Zürich her, das der beliebte Verbannungsort war.
Dies nur nebenbei.
Ich wollte Ihnen auseinandersetzen, daß es selbst für nicht sehr genaue Beobachter in Rußland bürgerlich aussehen würde, wenn nicht eine bestimmte Gruppe in Rußland vorhanden wäre, an der man unaufhörlich beweisen könnte, daß man doch kommunistisch ist. Das ist die Gruppe der NEP-Leute, der *neuen Bourgeoisie*. Die Revolution selbst hat sie geboren. Sie fürchten sich nicht vor der Revolution. Wenn ich den Typus des verbürgerlichten Revolutionärs den bolschewistischen Bürger genannt habe, so könnte man den neuen russischen Bourgeois vielleicht einen bürgerlichen Bolschewisten nennen. Ich nenne hier Bolschewismus in jenem primitiven Sinn, in dem während des Krieges die russischen Bauern das Wort gebraucht haben. Sie sagten damals: Die Bolschewiken seien Kerle, mit denen sich leben läßt. Aber die Kommunisten seien Juden, die man ruhig erschlagen sollte. Also die Bauern meinten Bolschewik in dem Sinn von Heroentum, Abenteurermut. Und es ist nun eine der Ironien im Verlauf dieser Revolution, daß heute die einzigen Bolschewiken in dem oben erläuterten Sinne – die bürgerlichen Kaufleute sind. Sie müssen sich, wenn Sie sich einen neuen russischen Bürger vergegenwärtigen wollen, etwa unsere Schieber aus der Inflationszeit vorstellen. Aber allerdings einen Schieber von russischen Ausmaßen. Er ist eine Art Landpirat, vogelfrei und ohne Rechte. Aber er macht sich auch nicht das geringste aus Rechten. Er verzichtet darauf, in diesem Staat berechtigt zu sein, den er haßt und den er bekämpft. Es ist ein unaufhörlicher Krieg zwischen ihm und dem Staat. Der neue Bürger sitzt in vielen Gefängnissen, und an vielen ist er vorübergestreift.

REISE MIT EINER SCHÖNEN FRAU

Eine schöne Dame betrat das Kupee, in dem ich saß und in Zeitungen blätterte. Sie sah die Zeitungen an, mich nicht, befahl dem Gepäckträger, einen großen, ledernen, silberbeschlagenen Koffer ins Gepäcknetz zu stellen, setzte sich und fand kein Kleingeld für den Träger. Es war ein langer Augenblick, ausgefüllt vom Schweigen des Gepäckträgers, der keine Zeit hatte. Man fühlte deutlich, wie leidenschaftlich der Mann nach einem Ausdruck der Ungeduld, der Eile und vielleicht auch der Erbitterung suchte. Da es ihm aber nicht anstand, ungeduldig und erbittert zu sein, strömte er ein Schweigen aus, das schärfer war als ein Fluch. In diesem Augenblick erfaßte mich ein Zorn gegen die schöne Dame. Sie zwang mich aus meiner durch die Lektüre aufregender Zeitungen noch vertieften Ruhe zu einer qualvollen Überlegung, wie dieser Situation ein schnelles und gefälliges Ende zu bereiten wäre. Andere Männer werden in solchen Situationen witzig, ihre Schlagfertigkeit gewinnt ihnen die Sympathie der Damen und der Gepäckträger. Ich aber war in Gefahr, wenn ich nicht bald handelte, von der einen verachtet, vom andern ausgelacht zu werden. Deshalb fragte ich: »Wieviel bekommen Sie?«, erhielt Auskunft, bezahlte den Träger, gab ihm ein Trinkgeld, das ihn zwang, lauter zu danken, als ich gewünscht hätte, und beschloß zu warten. Die Dame suchte immer noch Kleingeld, fand einen großen Schein und fragte mich, ohne mich anzusehen, ob ich wechseln könne. »Nein!« sagte ich – und die Dame suchte weiter. Ihre Verlegenheit mußte sehr groß sein; ich entschloß mich, Mitleid mit ihr zu haben, aber es kam nicht dazu, weil ich alles Mitgefühl für mich selbst verschwenden mußte. Sollte ich sagen: »Ich bin entzückt, eine so reizende Schuldnerin zu haben«? Welch ein Kompliment! War es nicht zudringlich, sie im Suchen zu stören, und war es nicht allzu billig, auf einem so gewöhnlichen Wege eine Bekanntschaft zu schließen? Ich konnte der Dame nicht zusehen, ihre hastigen Bewegungen waren privater, ja intimer Natur, und ich durfte dem Inhalt und dem Unterfutter der Handtasche keinen Blick schenken.
Ich konnte aber auch nicht die Gleichgültigkeit aufbringen, die zu einer Fortsetzung meiner Lektüre nötig gewesen wäre. Ich sah also zum Fenster hinaus, sah große Reklametafeln, Wächterhäuschen, Rampen und Telegraphenstangen, obwohl mich die Natur wenig in-

teressierte. Nach einer Viertelstunde fand die Dame Kleingeld, reichte es mir, sagte: »Danke!« und sah wie ich zum Fenster hinaus. Ich ergriff die Zeitung und las. Die schöne Dame erhob sich, reckte sich, streckte die Arme zum Gepäcknetz empor, konnte den Koffer nicht erreichen und sah aus wie eine Flehende. Ich war gezwungen aufzustehen, den übermäßig schweren Koffer herunterzuholen und mich zu benehmen, als machte mir das Gewicht des Koffers gar nichts aus, als wären meine Muskeln Stahl und Eisen und der lederne Koffer eine Flaumfeder. Ich mußte das Blut zurückhalten, das mir den Kopf rötete, den Schweiß, der mir auf die Stirne trat, unauffällig abwischen und mit einer eleganten Verbeugung »Bitte sehr!« sagen. Es gelang mir, die Dame schloß den Koffer auf, ließ ihm ein wenig Duft von Parfüm, Seife und Puder entströmen, nahm drei Bücher heraus und suchte offenbar nach einem vierten. Indessen saß ich bekümmert da, tat, als ob ich Zeitung läse, und dachte nach, wie ich den schweren Koffer wieder ins Gepäcknetz bringen würde. Denn es war kein Zweifel, daß ich verurteilt war, ihn wieder hinzulegen. Ich war verurteilt, einen Gegenstand, der zweifellos mehr wog als ich, mit eleganter Leichtigkeit wiederhochzuheben, ohne rot zu werden. Ich spannte im stillen meine Muskeln an, lud mich mit Energie und beruhigte mein erregtes Herz. Die Dame fand das vierte Buch, schloß den Koffer und versuchte, ihn aufzuheben.
Ihr Bemühen empörte mich. Warum tat sie so, als wüßte sie nicht, daß ich ihr die Arbeit abnehmen müßte? Warum bat sie nicht aufrichtig um die Hilfe, die mir die Sitte und beinahe das Gesetz zu leisten vorschrieben? Warum reiste sie überhaupt mit so einem schweren Koffer? Und wenn sie ihn schon führen mußte, warum packte sie die Bücher nicht in eine kleine Tasche? Warum mußte sie überhaupt lesen, da es doch feststand, daß es ihr gewiß angenehmer gewesen wäre, sofort mit mir zu sprechen, statt erst eine Stunde der Anstandslektüre verstreichen zu lassen? Warum war sie so schön, daß ihre Hilflosigkeit zehnmal größer erschien, als sie wirklich war? Und warum war die Dame überhaupt eine Dame und nicht lieber ein Herr, ein Boxer, ein Sportsmann, der seine Koffer mit großartiger Leichtigkeit hätte heben können? Meine Empörung half nicht, ich mußte aufstehen, »Erlauben Sie!« sagen und mit übermenschlicher Anstrengung den Koffer heben. Ich stand auf dem Sitz, der Koffer schwankte in meinen Händen, er konnte hinunterfallen und die schöne Dame zer-

schmettern. Ich hätte zwar Unannehmlichkeiten, aber keine Gewissensbisse gehabt. Der Koffer lag wieder oben, und ich fiel ermattet in meinen Sitz.
Die Dame dankte und begann zu lesen. Von diesem Augenblick an überlegte ich, wie ich das Kupee und die Dame am besten verlassen könnte. Ich hätte jeden Mann beneidet, der das Glück gehabt hätte, der Reisegenosse einer so schönen Frau zu sein. Da ich es aber selbst war, beneidete ich mich nicht. Mit aufrichtiger Sorge dachte ich an die vielen brauchbaren Gegenstände, die noch im Koffer liegen mußten. Die Zeitung interessierte mich nicht mehr. Die Landschaft hatte meine ganz tiefe Abneigung. Zum Glück betrat ein Herr das Kupee, ein junger, sehr kühner, sicherlich Sport treibender Herr, der ohne Zweifel viel dümmer war als ich. Die Dame las nicht mehr. Nach einer Viertelstunde machte der Herr einen dummen Witz, und die schöne Frau lachte. Er war geistesgegenwärtig, schlagfertig, er konnte amüsant sein und wahrscheinlich auch einen Koffer heben. Er machte sich keine Sorgen, gewann das Herz der schönen Dame und triumphierte über mich. Ich dagegen gewann nur meine Ruhe wieder, sah mit Gleichmut den Koffer auf und nieder schweben, mein Herz klopfte nicht mehr, und ich verfolgte mit inniger Zuneigung die Bewegungen der schönen Frau und die Entwicklung des Abenteuers. Ich war glücklich, mit angenehmen Menschen zusammenzusitzen, die mich verwünschten und denen ich lästig war. Für solche Naturen wie mich ist das die beste Gesellschaft.

Frankfurter Zeitung, 19. 9. 1926

1927



AUF DAS ANTLITZ EINES ALTEN DICHTERS

(Statt einer Besprechung seiner »Ausgewählten Werke«)

Der Dichter, von dessen Angesicht ich hier zu berichten habe, ist nicht weniger als achtzig Jahre alt. Er lebt in Linz. Der Linzer Landesschulinspektor Dr. Franz Berger hat die ausgewählten Werke des Dichters herausgegeben; in dem Linzer Verlag der ausdrücklich so benannten Hofbuchdruckerei Josef Feichtingers Erben. Dieses Buch hat der alte Dichter dem Herrn Bernhard Seuffert in dankbarer Verehrung zugeeignet. Und der ist ein Professor und lebt in Graz.

Der Dichter heißt *Edward Samhaber.* Im Laufe seines langen Lebens hat er reichlich Gelegenheit gefunden, unter dem Titel »Frühlingslieder« die so oft besungene Jahreszeit mit echtem Gefühl zu behandeln, unter dem Titel »Herbstlied« den Herbst, unter dem Titel »Abschied« den Abschied und unter dem Titel »Klagelied des Armen« die Armut, von der man nicht oft genug sprechen kann. Es ist ein schlichter Dichter; auch im Dialekt, in dem er zu Hause ist, fühlt er sich zu Hause, eines seiner Gedichte heißt naturgemäß: »s' Hoamatland«, und sogar der ältesten Vergangenheit ist er nicht fremd: Er hat unter anderm den »Heliand« nachgedichtet, und seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen seine Werke.

Das sind Verdienste, gewiß. Aber der Schreiber dieser Zeilen ist ein unseliges Kind dieses unseligen Jahrhunderts, und es ist ein Fluch, an so manchen Verdiensten achtlos vorbeizugehen und seinen eigenen zu leben. Es gibt nur wenige Dinge in der Welt, die imstande sind, ihn auf seinem unfreundlichen Weg aufzuhalten. Zu diesen Dingen gehören ganz bestimmte Porträts alter Männer, auch wenn es nicht immer Dichter sind.

Der Herausgeber der »Ausgewählten Dichtungen« Samhabers hat nun an den Anfang des Buches die schönste Dichtung gesetzt, an der allerdings der liebe Gott selbst mit den bedeutenden Mitteln seiner schon so oft erwähnten Genialität und im Verein mit Herrn Samhaber gearbeitet haben dürfte: Diese Dichtung ist das Porträt des achtzigjährigen Edward Samhaber. Unter dem Bild stehen von des Dichters Hand in einer sympathischen und sorgfältigen, nicht großen, aber auch nicht kleinen, nicht gewöhnlichen, aber auch nicht gesuchten, runden und manchmal unterbrochenen lateinischen Schrift die edlen Worte: *»Dolor pater artis«.*

Ja, verehrter achtzigjähriger Dichter! Der Schmerz ist der Vater der Kunst. Diese Worte sind nicht Samhabers Worte – aber es gibt Zitate, die, wenn sie von bestimmten Menschen angewendet werden, von diesen Menschen auch neu erfunden sind. Es ist, als würden die lauteren Worte noch einmal so schön geläutert. Von des einen Lippen kommen sie entweiht, und von des andern Lippen tönen sie mit edlem, neuem Klang. Samhaber darf sie sprechen.
Edward Samhaber trägt seinen Hut gerade auf dem Kopf. Der Hut bedeckt die Stirn des Dichters fast bis zu den Augenbrauen und beschattet das Angesicht dennoch nicht. Im Gegenteil: Es ist, als würfe der Hutrand gar keinen Schatten. Es ist, als käme aus dem Angesicht eine solche eigene, schöne Helligkeit, daß sie jeden Schatten eines Schattens vernichtet. Unter der hochgezogenen und dennoch rund gewölbten Braue sieht ein helles Auge, von vielen freundlichen Falten umgeben und gleichsam liebend umworben, in jene Welt, in welcher der Schmerz der Vater der Kunst – und nicht nur der Kunst – ist. Dieser Blick ist geschärft an Erfahrungen, die der Verstand nicht unmittelbar angewendet hat; an Erfahrungen, aus denen der Dichter die billigen Folgen zu ziehen verschmäht hat; an Erfahrungen, die ein eifriges Herz aufgeschichtet hat, zu gar keinem Zweck – einfach der Kostbarkeit wegen, die sie bedeuten, wenn man sie nicht anwendet.
Die Nase des Dichters ist die große, gekrümmte Nase eines trotz alledem klugen Mannes. Sie wölbt sich gleich an ihrem Anfang dem Leben entgegen, das es zu riechen gilt, nicht nur zu schauen. Sie endet mit starken, gutgebauten Flügeln, von denen man weiß, daß sie nicht nervös und sensibel vibrieren, aber zuverlässig und solide den Duft der Blumen, den Atem des Lebens und den Hauch des Todes aufnehmen. Oberlippe, Kinn und Wangen sind von einem weißen, aber nicht langen, die Form des Gesichtes nicht verhüllenden, sondern nur bekleidenden Bart bedeckt, der die Schläfen mit dem Hals verbindet, ein energisches, skeptisches und gleichsam selbstgeschaffenes Kinn erraten läßt und eine vollkommene, klare, silberne Einheit der Persönlichkeit zustande bringt. Den Kopf hält der Dichter ein wenig vorgestreckt, aber nicht, wie um besser zu sehen – denn er kennt schon so viel; sondern um den Dingen (der Dinge wegen und aus Courtoisie ihnen gegenüber) näher zu sein und ungefähr so, wie man sich Frauen entgegenneigt, wenn sie uns mitten in einem Gewirr etwas mit leisen Stimmen erzählen.

Fügen wir noch hinzu, daß der Dichter seine beiden kräftigen Hände mit den starken, langen Fingern um den Griff seines Stockes hält, als säße er auf einer Bank in einem Garten; daß er, soviel an der Photographie zu erkennen ist, einen Samtrock trägt, mit sauber eingenähten Borten, wie es einem Dichter geziemt; daß der Glanz einer festlichen Zufriedenheit aus seinem Bilde nicht erstrahlt, sondern strömt:
So glauben wir den Dichter vollkommen gezeichnet zu haben.
Der Adel des Alters liegt um seine Vitalität, wie Poesie gebreitet ist um die schöne Sinnlichkeit eines vollendeten Naturwerks. Der Dichter erinnert an einen Wald und an ein Monument gleichzeitig. Seine Züge sind endgültig gemeißelt, und es lebt in ihnen. Sie verändern sich und bleiben. Er erinnert an ein Märchen und zugleich an einen, der es erzählt. Er hat den Frühling besungen, den Herbst und die Heimat: ob meisterhaft oder gewöhnlich, ich wage nicht, es zu beurteilen, nachdem ich seine Photographie gesehen habe. Er ist ein Dichter ohne Zweifel. Wer von den jungen Autoren dürfte es wagen, sein Porträt seinen ausgewählten Werken voranzustellen? Neben den Boxern in den illustrierten Zeitungen sehen die bekannten Schriftsteller schon miserabel genug aus: noch nicht Muskel und nicht mehr Geist.
Dieser Achtzigjährige aber darf sich seinen Werken voranstellen...
Er werde hundert!

Frankfurter Zeitung, 30. 3. 1927

DIKTATUR DER KONFEKTION

Im Anschluß an die *Messe* in *Frankfurt am Main* veranstaltete die *»Deutsche Liga für Schönheit und Körperkultur«* einen Schönheitswettbewerb, dessen fatale Konsequenz eine Frankfurter »Königin« sein sollte, wie es bereits in vielen anderen Städten Königinnen gibt. Von einer Stadt in die andere zieht diese Deutsche Liga, Königinnen anwerbend und sie salbend. Berlin kam auf die Idee, Amerika zu kopieren. Aber was in Amerika noch abstrus ist oder brutal oder merkwürdig – jedenfalls einen Stil hat: den amerikanischen, wird in Deutschland, wo Harry Piel den wilden Westen repräsentiert, einfach: Knorke! In der Provinz verwandelt sich dieses immerhin noch primäre Knorke in ein sekundäres Pseudo-Knorke.

In einem großen Saal im Palmengarten fand die Wahl der Frankfurter Königin statt, nachdem eine Modeschau die innige Verbindung zwischen der Konfektion und der neo-monarchistischen Gesinnung bewiesen hatte. Es hatten sich mehr als hundert Mädchen gemeldet, Angehörige des Kleinbürgertums und der aus dem Kleinbürgertum ausgebrochenen Stände. An den Tischen aber saßen Angehörige größeren und kleineren Bürgertums gemischt: Intelligenz, Konfektion, Angestellte, und tranken Wein. Die Kellner servierten keine warmen Getränke. Der Diktatur der Königswähler gesellte sich die Diktatur des Schankwirts. Er zwang seine Gäste, mehr Geld auszugeben, als sie können, und bewies ihnen so ihre Möglichkeiten zu sozialem Aufstieg. Freie Bahn den Tüchtigen in den Warenhäusern.
Die »Deutsche Liga für Schönheit und Körperkultur«, deren Leiter mit einem echten Grafen bekannt ist, hat es vermocht, Angehörige der sogenannten oberen Stände und einige Mittler zwischen oberen Ständen und den nicht Besitzenden, das sind Künstler und Schriftsteller, als Preisrichter zu gewinnen. Sie saßen im Halbkreis auf der Bühne. Indessen traten die Wettbewerberinnen auf, die meisten in Abendkleidern, einige, von wegen der Reize, in Badekostümen. Sie gingen im Glanz der Scheinwerfer über einen schmalen Tisch, der von der Bühne aus in die Mitte des Saales führte und mit Teppichen bekleidet war – einfach Klasse. Die Musik schmetterte. Die armen Frauen drehten sich. Im Zuschauerraum saßen schon versorgte Frauen, die sich ihre Schönheit nicht bestätigen lassen wollten, und brachen in kritisches Gelächter aus, sobald sich eine Frau auf dem Tisch darbot, von der man mit Sicherheit annehmen konnte, daß sie für einen der Throne, welche die Geschäftswelt zu vergeben hat, nicht in Betracht kam. Ach, es gab dicke Frauen mit schwerem Gang, die sich nicht auf Tischen präsentieren dürfen! Es gab ein blondes Mädchen in schwarzem Trikot, mit lang aufgelöstem blondem Haar und jeden Moment bereit, die Kriemhild des zwanzigsten Jahrhunderts zu werden unter den Nibelungen der Warenhäuser. Nach jedem Gang schieden einige aus. Sie traten vor die Preisrichter im Smoking, nackt, auch wenn sie angezogen waren, vom Ehrgeiz bis auf die Haut, von wildgewordenen Scheinwerfern bis auf ihre schmerzliche traurige Armut entblößt, und holten sich rote Zettel von den Preisrichtern, die sich ebenso entblößt hatten. Viele wurden ausgeschieden. Sie verschwanden hinter dem Vorhang, gingen hin und zogen sich wieder an und wußten nicht ein-

mal, was sie getan hatten. Immer kleiner wurde die Zahl der Frauen auf dem Tisch. Dann zogen sich die Preisrichter zurück, mit den Ausgesiebten gingen sie hinter die Kulissen, der Macher vons Janze verkündete es laut, daß jetzt der große Augenblick bevorstehe.
Dann zerrte eine Preisrichterin die gekürte Königin auf das Podium. Jemand drückte ihr eine schimmernde Krone aus gläsernen Edelsteinen aufs Haupt. Die Musik entfesselte einen Tusch.
Der Tisch, auf dem die Konkurrentinnen spaziert waren, wurde mitten in den Festlichkeiten auseinandergenommen. Staub wirbelte auf. Putzfrauen kehrten ihn zusammen. Man begann zu tanzen. Bei mir – Charleston!
Nicht alle waren mit der Wahl einverstanden. Die Stimme des Volkes widersprach, während die Königin noch auf dem Podium stand, der Wahl der Preisrichter. Galante Männer, die sich vom kleinen Moritz zum Rahon-Chef emporgedient hatten, murrten vernehmlich.
So war es in Frankfurt. So ist es in Dresden, in Leipzig, in Chemnitz, in Königsberg, in Köln. Aus allen Städten strömen die Königinnen in die Mode-Ateliers. Zigarettenfirmen stiften Preise. In der Deulig-Woche werden sie noch einmal vorgeführt. Die Liga für Schönheit reist von Ort zu Ort. Während die Gutsbesitzer noch auf die Heimkehr des Kaisers warten, krönen die Warenhausbesitzer schon Königinnen. Es ist der Monarchismus der stabilisierten Branchen. Es ist der Wiederaufbau Deutschlands. Es sind die Wege zu Kraft und Schönheit, die sich schon zu einer »Liga« verdichtet haben.
Einfach schnieke...

Frankfurter Zeitung, 30. 3. 1927

DER ALTE DICHTER IST GESTORBEN

Ich schrieb vor einigen Tagen in der »Frankfurter Zeitung« über das Porträt des achtzigjährigen Linzer Dichters Edward Samhaber. Ich schloß meinen Aufsatz mit dem Wunsch, der Achtzigjährige möge hundert werden. Die »Kölnische Volkszeitung« teilt nun mit, daß Edward Samhaber gestorben ist – drei Tage vor dem Erscheinen meines Aufsatzes – wie ich nun berichten kann: an dem Tag, an dem ich den

Aufsatz schrieb. Ich schrieb ihn in der Nacht, Samhaber, der Tote, war mir nahe, und ich wußte nicht, daß ich ihm eine Grabrede halte, während ich ihm ein langes Leben wünschte. Er bekam, am Tage seines Todes, eine Auszeichnung: das silberne Abzeichen, das die österreichische Republik ihren Dichtern zu verleihen pflegt. Nun bedarf es der staatlichen Auszeichnung und meiner Wünsche nicht mehr. Echte Veilchen werden aus seinem toten Gebein sprießen – und in jener Abteilung des Paradieses, die für Dichter reserviert ist, hat er ein ewiges Leben. Sein wunderbares irdisches Angesicht hat er abgelegt und uns zum Andenken hinterlassen. Ehre seiner schönen Erbschaft!

Frankfurter Zeitung, 2. 4. 1927

BESPRECHUNG EINES NICHT GEDRUCKTEN BUCHES

Lebt einer so auf ferner Insel
wie Freitag, Freund des Robinson,
mit Zeichenstift und Malerpinsel,
dann hat er seine Freude schon.

Das Buch, über das ich hier berichten will, ist noch nicht gedruckt. Es findet keinen Verleger. Die Verleger finden es nicht. Denn es ist ein schönes Buch.

Es enthält die einfachen, menschlichen, spielerischen und gläubigen Verse, die ich als Motto diesem Bericht vorangesetzt habe. Es ist ganz in solchen Versen geschrieben. Seine Sprache klingt wie ein simples Musikinstrument für Kinder, wie eines jener musikalischen Spielzeuge, die man heute in den Fabriken nicht mehr herstellen kann, die aber früher einmal, in frommen Zeiten, dichtende Handwerkerhände in Ruhepausen zu schaffen pflegten, aus Laune oder Not, jedenfalls immer mit Frömmigkeit. Die Sprache dieses Buches ist wie die Melodie einer Spieldose, behutsam, aber kräftig, dünn, aber den Zuhörer zwingend, arm an Zwischentönen, aber reich an Stimmung, arm an Schatten, reich an Farben, tänzerisch und dennoch sehr bestimmt und heiter wie ein Morgen in den großen Sommerferien. In dieser Sprache

erzählt der Verfasser, wie der schwarze Freitag, Robinsons Freund, Zeichner, Maler und Plastiker wurde.
Das kann der Leser nicht nur hören, sondern auch sehen. Denn der Verfasser zeichnet, malt und knetet alles mit, was Freitag gezeichnet, gemalt und geknetet hat.

Es gaben Mal- und Zeichenlehrer
dem Schwarzen keinen Unterricht,
doch früh schon war er ein Verehrer
der Dinge unterm Sonnenlicht.

Der Autor zeichnet und erzählt so selbstverständlich, daß ich gar nicht mehr zweifle: Freitag war sein guter Bekannter, gab ihm seine ersten Zeichenhefte und sagte: »Lieber Verfasser, veröffentliche das für die weißen Menschen!« Da ging der Verfasser hin, machte eine Auswahl aus Freitags Versuchen, schrieb zur Erklärung ein paar Verse und hatte selbstverständlich die deutschen Verleger genauso überschätzt, wie es der schwarze Freitag getan hätte, der das Glück hatte, einen der zehn anständigen weißen Männer kennenzulernen, welche die europäische Rasse hervorgebracht hat. Sie waren keine Verleger.
Die Versuche Freitags beginnen also mit einfachen Linien, horizontalen und vertikalen. Sie runden sich allmählich, werden Bogen, Wellen, Kreise, Spiralen und Schnecken. Dann kommen dicke, saftige Punkte, gleichsam schwarze Küsse eines gesunden, lebensvollen Pinsels. Dann streichelt der Pinsel auf das Papier Giebel, Haken, Dächlein, nimmt Urlaub, tritt vor dem Bleistift zurück, und bald darauf mit ihm in Kompanie zu arbeiten – an Dreiecken, Sternen, Blättern und Blumen, an einer gelben gutgeratenen Schnecke, die an ein fettes Posthorn erinnert, an einem blau-rot-gelb-grünen Ornament, das so aussieht, als hätte die Natur selbst einen Buchdeckel gezeichnet. Auf einmal steht da, umgeben von losen und dennoch blühenden, gewissermaßen gar nicht abgepflückten, sondern in der Lust wurzelnden Blättern und Beeren, ein schlanker Baum, von ziegelrotem Stamm und dichter violetter Krone, eine Art exotischer Pappel, wie sie auf den heißen und einsamen Inseln der Phantasie wachsen. Auf einmal ragt da ein nackter Fels gegen einen tiefblauen, dreimal überblauten Himmel, schwarze Vögel, nur aus Schwingen bestehend, umkreisen ihn, ein Fluß bahnt sich sein gewundenes Bett durch üppiges Gesträuch dem fernen, un-

heimlich weißen, deshalb so grenzenlosen Horizont entgegen. Rote und blaue Käfer, grüne Heupferdchen, Zitronenfalter und Fische stehen, kriechen, hüpfen und schwimmen in schwarzen Kästchen, eingefangen, aber nicht gefangen, in Schubläden.

Da rollt ein Klumpen Lehm herunter
bis vor der Hütte Eingangstor --

und Freitag beginnt zu kneten: zuerst Robinsons fromme, bärtige, ernste, im Leben erfahrene Geiß, dann zwei Vögel auf einem gabeligen Ast, solide, lehmig, noch nicht recht geflügelt, wie die allerersten Vögel waren, die ursprünglich auch aus Lehm geformt waren – schließlich Robinson selbst, mit einer optimistischen Pfeife im Mund, mit einem langen Bart, der ein bißchen klebt und ein bißchen wallt.
Links von Robinson, er scheint gerade hinzusehen, schwimmt ein rotes schmales Schiff mit fünf Segeln, mit schwarzen Köpfchen bemannt, sozusagen bepunktet, auf einer blauen, auf einer dreimal blauen, auf einer See aus absoluter Bläue, unter einem aschgrüngrauen, nicht wolken-, sondern unheilverhangenen Himmel, auf dem sich Katastrophen ballen. Noch blähen sich die Segel weiß, weiß, weiß wie Sonne und Mädchenkleider, wie Unschuld, Friede und gebleichte Wäsche. Darunter, durch einen Strich abgegrenzt, ist die Bucht, von unendlich blauen Bergen umsäumt, unter klarem Himmel, mit grünem Laubwerk geziert, das sie gleichsam in den Knopflöchern trägt, eine Bucht, heiter wie ein Sonntag, nichtsahnend von dem grauen Unheil des offenen Meeres.
Die Farben leuchten auf dem Papier wie auf Porzellan, sie wuchern üppig, in den Adern der Bäume und Pflanzen rollt das grüne Blut der Tropen, im Himmel und in den Bergen ballt sich das tiefe Blau der Sehnsucht, die unsichtbare Sonne des Südens liegt greifbar, eine konsistente Masse aus Licht, auf der ganzen Landschaft, und der Verfasser ist der Maler Fried Stern. Er sucht, wir suchen einen Verleger.

Frankfurter Zeitung, 9. 4. 1927

DIE FRAU VON DEN BARRIKADEN

Larissa Reißner wurde 1895 in Lublin geboren, am ersten Mai, dem proletarischen Weltfeiertag. Ich bin geneigt, an der Zufälligkeit dieses Datums zu zweifeln, wenn ich an das spätere Schicksal der Larissa Reißner denke, das ihr den Titel »Die Frau von den Barrikaden« verlieh. (Ihre Genossen, die Matrosen und Soldaten im russischen Bürgerkrieg, nannten sie so.) Ihr Vater war Professor, Sozialist, deutscher Abstammung, ihre Mutter Polin. Als Kind lebte Larissa Reißner einige Zeit in Deutschland. Bei Leonid Andrejew lernte sie schreiben. Im Jahre 1914 wurde sie Mitarbeiterin an der Zeitschrift ihres Vaters. In der Februar-Revolution schrieb sie Artikel in Gorkijs Zeitschrift »Nascha Schisn«. Sie ging an die Rote Front, war im Dienst der Revolution Soldat, Spion, Kundschafter, Redner, Kommissar, Journalist, Leitartikler und Berichterstatter, Kommandeur, sie ritt, marschierte, schoß, verurteilte, schlich sich hinter den Rücken des Feindes, wurde erkannt, floh, kehrte zurück, sie hungerte, fror, erkrankte, gesundete, tröstete Kranke, sah Kameraden sterben, begrub Tote, liebte, siegte im großen Sieg der Revolution, kehrte heim, ging mit ihrem Mann nach Afghanistan, schrieb darüber, kam nach Deutschland und schrieb darüber, ging in den Ural und beschrieb ihn, erkrankte 1925 an Typhus und starb so schnell, so vehement, so überraschend, wie sie gelebt und geschrieben hatte. Nach acht Tagen war sie tot.
Ihre »Ausgewählten Schriften« sind jetzt, von Karl Radek herausgegeben und eingeleitet, im Neuen Deutschen Verlag, Berlin, erschienen, unter dem Titel: *»Oktober«*. (XXXI, 495 S. Geb. *M 6.50*.)
Von den Fingern eines alten Platinsuchers im Ural schreibt Larissa Reißner:
»... sie sind wie zehn weiße Blinde, die sich führerlos, aber sicher umherbewegen, sie sind wie zehn schneeweiße Windhunde, welche die Spur eines silbernen Hirsches verfolgen.« Über die Augen eines alten Kohlengräbers schreibt sie: »Die Augen sind fast farblos, wie Kerzen bei Sonnenlicht.« Wenn sie erklären will, wie unvermittelt einem eine bestimmte Erkenntnis kam, sagt sie: »Diese Erkenntnis kam ganz von selbst, wie der Kuckuck aus der Wanduhr.« Sie hat übrigens nicht nur für die Revolution gekämpft, gegen die Weißen. Sie kämpfte auch nach der gelungenen Revolution für die Arbeiter gegen die rote Bürokratie:

»Der bürokratische Ring schließt sich mit Befriedigung – der Arbeiter wird in ein Wanzennest eingespert, weil wir auf dem Papier beschlossen haben, die von der Revolution angegriffene Waldwirtschaft zu retten.« Von allen russischen Schriftstellern der jüngsten Zeit gehört sie zu den vier, fünf, die eine literarische Kultur, eine sprachliche Tradition, eine handwerkliche Zucht haben. Ihr eigentliches großes Talent ist eine Art Schlagfertigkeit der Feder. Ihre schriftstellerische Methode ist die Offensive auf das Objekt. Sie erstürmt das »Thema«. Ihre starke Wirkung kommt von ihrer absoluten Subjektivität, ihrer anarchistischen Willkür, ihrer aggressiven Melodie. Die lebendige Bildlichkeit ihrer Sprache ist das Produkt russisch volkstümlicher Unmittelbarkeit. Die Sicherheit ihrer trefflichen Metaphern und Vergleiche ist die Folge ihrer eigenen (weiblichen) Sensibilität. Die Unerbittlichkeit ihres Urteils diktiert ihr ein klares, scharfsichtiges, detailliertes Auge. Die Wärme ihrer Sprache liefert ein großes, edles, menschliches Herz. Ihr Charakter ist human und ihre Überzeugung entschieden. Ihr Instinkt ist hell wie eine Vernunft, ihre Hand flink wie ein Gedanke, ihr Hohn scharf und kalt wie eine Woge, ihr Spott grausam wie ein Fluch, ihr Werkzeug elegant wie ein Scherz, ihr Pathos dunkel wie eine Nacht. Ihr Thema ist die Wirklichkeit, ihre Gedichte sind journalistische Nachrichten, ihre Romane sind Reportagen, ihr großes Drama ist ihr Leben, ihre Liebe und ihr Tod.
Im Krieg und manchmal auch später trug sie Hosen, Gamaschen, eine Soldatenmütze und eine Rubaschka. In Berliner, Leipziger, Hamburger Proletariervierteln trug sie Rock und Bluse, die Uniform der Proletarierin. In den Häusern, den Salons, den Direktorskanzleien berühmter deutscher und französischer Industrieller verkehrte sie unter falschem Namen, unter falschen Voraussetzungen empfohlen, eingeführt und eingeladen, in der kostspieligen, eleganten Tracht einer Dame von Welt. Im »Romanischen Café« saß sie, sehr selten, sehr gelangweilt, unerkannt und unter Pseudonym, in der Kleidung, die einen symbolischen Kompromiß der literaturnahen Frauen mit den herrschenden Gesetzen der bürgerlichen Mode darstellt. Ihre Schlauheit war so groß wie ihr Talent. Ihre Schauspielerei so überzeugend wie ihre Taten im Bürgerkrieg. Ihre Macht über Menschen und Männer so siegreich wie ihre Schönheit.
Sie war schön. Ihr Angesicht war kühn, licht und entschieden. Ihr Haar hatte den Glanz des Kupfers, es klang beinahe, wenn man es

ansah. Ihre Augen waren klug und stolz wie zwei Gedanken. Ihre Stirn war klar wie ein Mittag. Man sagt, daß ihre Liebe groß war wie ihr Mut. Diese Frau scheint dagewesen zu sein, um in Legenden weiterzuleben.
Ich sah im letzten Winter – sie war ein Jahr vorher gestorben – ein mittelmäßiges, primitives Porträt von ihr, im Kreml, im Zimmer Karl Radeks. Das Bild war mäßig, aber der Tod hatte es geweiht. Es wurde nicht besser, aber es wurde schöner. Radek sprach von der Toten, mit der stillen, lebendigen, gütigen Wärme, die nur in seltenen Fällen über scharfe dialektische Zungen kommt wie eine Gnade. Es war ein Winterabend, eine schüchterne grüne Schreibtischlampe brannte, draußen fiel Schnee auf den Kreml, drinnen lagen tausend Bücher in Regalen, auf Stühlen, auf dem Tisch, auf dem Boden, das Bild von der jungen, toten, schönen Frau hing halb im Schatten wie in einem jenseitigen Dämmer.
Es war wahrscheinlich gut und in Ordnung, dachte ich später, als ich das stille, verschneite Kreml-Tor verließ, es ist vielleicht gut und in Ordnung, daß sie tot ist, die junge Larissa Reißner. Sie wäre wahrscheinlich heute in der stärksten »Opposition« – »der bürokratische Ring schließt sich mit Befriedigung« –– vielleicht in Sibirien –– es ist nicht viel Platz in der Welt für eine Frau von den Barrikaden, wenn die Barrikaden abgebaut werden.

Frankfurter Zeitung, 10. 4. 1927

Reise nach Albanien

BEIM PRÄSIDENTEN ACHMED ZOGU

An einem Sonnabend, um fünf Uhr nachmittags, gehe ich zu dem Präsidenten der albanischen Republik. Sein Haus ist militärisch bewacht. Der Doppelposten salutiert. Der Adjutant wartet im Vorzimmer. Er ist jung, schlank, Major, liebenswürdig, bereit und imstande, über das Wetter, die albanische Landschaft und die Gefahren der Malaria zu sprechen: ein Adjutant.
Im Zimmer des Präsidenten befindet sich ein älterer Herr, Außenminister, klug und wohlbeleibt. Er ist ebenso Dolmetsch wie Aufsicht und Vorsorge. Der Präsident trägt die Uniform eines Generals. Einer Etikette gemäß, die Staatsoberhäupter an Schreibtische bindet, tritt *Achmed Zogu* anderthalb Schritte vor den Tisch. Begrüßung. Ich verliere mich in einem Fauteuil. Der Präsident sagt dem Minister auf albanisch, er sei erfreut, eine große Zeitung Deutschlands in Albanien zu begrüßen; der Sympathie des kleinen albanischen Volkes sei das große deutsche gewiß. Der Minister wiederholt es französisch. Der Präsident gestattet mir, frei und ungehindert und mit Unterstützung aller Behörden durch Albanien zu reisen. Der Minister wiederholt es. Verbeugung. Verbeugung. Verbeugung. Hierauf beginnt Achmed Zogu, deutsch zu sprechen. (Er hat in österreichischen Diensten gestanden.) Ob ich schon lange in Albanien sei. Wie lange ich zu bleiben gedächte. Wann und wohin ich mich begeben wolle. Er wünsche nichts anderes von den Berichterstattern als die Wahrheit. Die Wahrheit – erwidere ich – sei eine relative Sache. Was dem einen wahr erscheine, halte der andere für eine Lüge. Deutsche Berichterstatter wären jedenfalls vom Drang nach Wahrheit beseelt.
Im übrigen habe ich keine Fragen zu stellen – weil ich mir alle selbst beantworten könnte. Interviews sind die bequemen Mittel journalistischer Verlegenheit.
Auferstehung aus dem Fauteuil. Lächeln auf drei Gesichtern. Verbeugung. Verbeugung. Verbeugung. Adjutant. Posten. Salutieren.

Was also die Zeremonie der Audienz betrifft, so unterscheidet sich die albanische von den durch Überlieferung, Sitte und Furchtsamkeit gebildeten Zeremonien in anderen Ländern überhaupt nicht. Achmed Zogu ist jünger als die Präsidenten der europäischen Republiken; er ist kaum über dreißig. Er hat eine heftiger bewegte und reichere Vergangenheit als Europäer seines Alters. Er hat tote Gegner auf dem Gewissen und lebendige im Land. Das letzte ist eine Eigenschaft aller Staatsmänner der Welt, das erste – nämlich eher die toten Gegner als das Gewissen – eine orientalische Spezialität. Achmed Zogu sieht harmlos aus, groß, den Verhältnissen entsprechend repräsentativ und überraschend blond. Seine Blondheit liegt wie verirrt auf seinem orientalischen Angesicht. Die Haltung, die ihm seine Aufgabe, Audienzen zu erteilen, vorschreibt, ist eher die Folge einer Vorsicht als einer natürlichen Sicherheit. Die Sparsamkeit seiner Worte, die Langsamkeit seiner Zunge, die leere Höflichkeit seiner Fragen sind Äußerungen nicht oft genug geübter und desto peinlicher eingehaltener Repräsentationspflichten. Er fühlt sich – ohne Grund – zu einer Art kronprinzenhafter Banalität verpflichtet.
Man erzählt, daß seine militärischen Fähigkeiten gering seien. Er habe im Weltkrieg nicht, wie die frische Legendenschöpfung behauptet, Durazzo an der Spitze seiner Albanesertruppe erobert. Aber es ist in diesem Land, wo jeder zehnte Bauer ein militärisches, jeder zweite ein schießtechnisches Genie ist, unwahrscheinlich schwierig, durch militärische Talente zu glänzen. – Man erzählt, daß er ein rücksichtsloser Diktator sei. Aber es ist in Albanien, wo jeder Bandenführer selbst Diktator, jeder Grundbesitzer sein Vasall, jeder, der lesen und schreiben kann, sein Sekretär sein möchte, wahrscheinlich nichts anderes möglich als rücksichtslose Diktatur. Übrigens scheint Achmed selbst weniger diktatorisch zu sein als seine Umgebung, die erfahrener, klüger, rücksichtsloser als er ist und zum größten Teil eine langjährige türkische Schulung hinter sich hat. Von allen Eigenschaften, die einen Diktator weniger zieren als kennzeichnen, scheint der Präsident der albanischen Republik nur die Furcht um sein Land zu kennen – allerdings mit Recht in einem Land, in dem man nicht einmal Diktator zu sein braucht, um gelegentlich erschossen zu werden. – Achmed hat ferner eine reichdotierte Gastfreundschaft bei den Südslawen genossen, hat mit Hilfe südslawischer Banden Albanien »erobert« und knapp danach den bekannten Pakt mit Italien geschlossen. Aber seit

mehr als 800 Jahren weisen die meisten einflußreichen Menschen in der Welt des Balkans kein Geld zurück, besonders wenn es von zwei verschiedenen Seiten gezahlt wird – weshalb sollte gerade Achmed eine Ausnahme sein? Die selbstlose Freundschaft Südslawiens für Albanien ist übrigens auch noch nicht erwiesen gewesen. Aber selbst, wenn ich (mit Recht) an dem ganz selbstlosen Patriotismus Achmeds zweifelte, so deckt in vielen Punkten die vielleicht egoistische Ambition des Präsidenten die wahren Bedürfnisse des Landes, das vor der Wahl, sich in die Obhut eines höher kultivierten oder eines unsicheren und mit seinen inneren Schwierigkeiten noch kämpfenden Nachbarn zu begeben, den ersten wählt. Man wirft ferner dem Präsidenten vor, daß sein Bild alle Wände, die Marken und die Münzen ziert. Aber auch in höher kultivierten Ländern wird die vervielfältigte und gestanzte Photographie das beste Mittel sein, sich dem meist treulosen Gedächtnis der Bürger einzuprägen.
Im übrigen ist es unmöglich, die Verhältnisse eines orientalischen Staates, dessen Geschichte aus Unterdrückung besteht, dessen Sitte Korruption heißt, dessen Kultur eines Mischung aus heimischer bukolischer und wildromantischer Naivität und fremder aufoktroyierter Intrige ist, mit der demokratischen Moral des Westeuropäers zu beurteilen. Wenn man plötzlich ins Mittelalter versetzt würde, könnte man sich konsequent nicht über die Hexenverbrennung entrüsten.
Man muß sich bemühen, Achmed mit vorurteilslosen Augen zu betrachten und ihn aus seiner Umgebung heraus zu erklären. Man muß wissen, daß er der Nachkomme eines albanischen Fürstengeschlechts ist, das schon im siebzehnten Jahrhundert und noch früher geherrscht hat – wahrscheinlich keineswegs mit demokratischen Methoden. Man muß wissen, daß ein Parlament in Albanien nicht anders zustande kommen kann, als es eben in Albanien zusammenkommt. Es wird noch zwanzig Jahre lang ein »Scheinparlament« bleiben. Es ist den Einflüssen der Cliquen, dem Willen des Staatsoberhauptes ebenso preisgegeben wie die südslawische Skupschtina zum Beispiel und ebenso ohnmächtig wie das Parlament in Budapest und besonders Angora. Man muß wissen, daß die Gegner und Feinde Achmed Zogus, deren ich einige kenne, nicht durchaus etwa mehr westeuropäische Moral haben als der Präsident. Von den neunhundertzwanzig westeuropäisch gebildeten Männern, die seit Achmeds Herrschaft das Land verlassen haben, von den sieben Politikern, die seit 1925 nach Südsla-

wien geflüchtet sind, von den zwölf seit 1922 ums Leben Gekommenen vermute ich, daß sie auch keine anderen Regierungsmethoden anwenden möchten als Achmed Zogu – und verurteile sie deshalb nicht. Denn in der albanischen und in der orientalischen Politik überhaupt ist die persönliche Notwehr ein sehr weiter Begriff und spielt beinahe die Rolle wie in der westeuropäischen das Staatsinteresse. Es muß erst eine mühsame und langsame Erziehung einsetzen, um aus Hirten, Stammeshäuptlingen, Bandenführern und religiösen Fanatikern Staatsbürger zu machen.

Ob Achmed Zogu berufen oder imstande ist, diese Erziehung in Angriff zu nehmen, ist freilich sehr ungewiß. Heute ist ihm selbst vor seiner Bindung mit Italien bange. Er ist heute allein nicht mehr imstande, geschickt Italien und Südslawien gegeneinander auszuspielen. Nichts erwartet er heute sehnlicher als einen neuerlichen Versuch Südslawiens, sich ihm zu nähern. Aber Südslawien bereitet erbittert neue Männer und neue Verwicklungen vor. Italien schützt seine eigenen Interessen mehr als das Leben Zogus. Und so sitzt dieser junge Mann, der schon drei Aufstände niederwerfen mußte, in einer gutgeschnittenen Generalsuniform, mit einer immensen Apanage, in einem für albanische Verhältnisse fürstlichen, für unsere Verhältnisse bürgerlichen Haus, umgeben von einer Leibgarde, deren Treue relativ ist wie alles in diesem Land, beraten von Politikern, die ihre Schlauheit in türkischen Diensten geschleift und ihren Charakter in türkischen Diensten abgeschleift haben – so sitzt dieser junge Mann, der ein heiteres Studentenleben in Paris führen könnte, zitternd und strenge da und sieht einem vierten Aufstand entgegen. Am meisten nimmt man ihm nicht die Todesfälle übel, die er verschuldet haben soll, sondern die Summen, die er bezieht. Aber – bezöge er sie nicht, so bekämen sie die anderen, die es noch weniger verdienen: die kleine, aber fette Oberschicht von alphabetischen Blutsaugern, die türkischen Schreiber, die korrupten Vermittler von Korruptionen.

Achmed Zogu kann morgen noch Präsident, übermorgen gar nicht mehr sein, und an seiner Stelle säße ein anderer, der sich nur sehr wenig von ihm unterscheidet. –

Frankfurter Zeitung, 29. 5. 1927

SÜDSLAWIEN UND ALBANIEN – INNERE PROBLEME

Tirana, Ende Mai

Auf die Forderung »Der Balkan den Balkanvölkern!« legt von allen Balkanstaaten der *südslawische* den stärksten Nachdruck. Er ist es seiner Größe, seiner Bedeutung und seiner Zukunft schuldig. Wäre seine äußere Lage so günstig, wie sie gefährdet ist, wäre dieser Staat im Innern so konsolidiert, wie er zerfahren ist, wäre die südslawische Politik der letzten Jahre so klug gewesen, wie sie naiv war – so hätte Südslawien heute einen weit größeren Umfang, es hätte Bulgarien, es hätte weit weniger zu fürchten, und Italien hätte weniger zu hassen.

Vertrauensselig, kindisch war im Jahre 1925 die Erhebung Achmed Zogus auf den albanischen Präsidentenstuhl. Südslawien hatte nicht einmal gemerkt, daß *Achmed schon während seiner Anwesenheit in Belgrad,* während er serbische Geldgeschenke und alle erdenklichen Orden, die der südslawische König zu vergeben hatte, erhielt, mit Italien verhandelte. Südslawien spekulierte auf seine Dankbarkeit. Er hatte nur einen provisorischen Vertrag unterschrieben – nicht einmal die Quittungen über erhaltene Gelder. Man hätte glauben sollen, daß die Serben besser mit der Psychologie von Orientalen vertraut gewesen wären, deren Vergeßlichkeit so etwas wie eine künstlerische Laune ist, die die Ranküne lieben wie ein Kind das Spiel, deren Treulosigkeit kein bewußtes Verbrechen ist, sondern ein infantiler Affekt. Südslawien aber sicherte sich nicht. Was dann kam, weiß man. Es kam Italien. Es kam die Gefahr eines Krieges. *Der ist nur aufgeschoben.*

Es gibt eine Unzahl Menschen in Südslawien, die einen eventuellen Krieg gegen Italien *nicht fürchten.* Es gibt einige wenige, die ihn sogar mit einer gewissen Genugtuung erwarten. Denn Belgrad lebt immer noch von dem zum Teil verdienten, aber immerhin überraschenden Wunder, das ihm durch den Ausgang des Weltkrieges widerfahren ist. Es hat die Auflösung seiner zwei stärksten Feinde erlebt: Österreich-Ungarns und der Türkei. Es glaubt, auch mit schwächeren Feinden fertig werden zu können. Die Kroaten, Slowenen und Bosniaken, die in der österreichischen Armee gegen Italien gekämpft haben, erinnern sich mit der schmunzelnden Verachtung, die primitive Heldennaturen für physische Feigheit bekunden, an die angeblich unmilitärischen, unzuverlässigen Truppen Cadornas. Auch durchaus nicht naive Politiker

Südslawiens halten in einem kommenden, allerdings lokal begrenzten Krieg den persönlichen Mut der südslawischen Truppen für einen entscheidenden Faktor und die heroische Neigung des serbischen und kroatischen Soldaten zum Nahkampf mit Kolben und Bajonett für die halbe Gewähr eines Sieges. Aber scheint nur diese Überschätzung des physischen Heroismus schon naiv genug, so ist der Optimismus, mit dem man die *südslawische Armee* bewertet, geradezu abenteuerlich. Diese Armee verfügt über ein ausgezeichnetes Menschenmaterial und leidet an einer schlechten Organisation. An leitenden militärischen Stellen befindet sich kein einziger Offizier aus den früheren Teilen der Monarchie. Kroatische und slowenische Stabsoffiziere wurden schleunigst in Pension geschickt. Reserviert bleiben die höheren Stellen für die rein-serbischen Offiziere, die zum größten Teil eine mangelhafte russische Ausbildung haben. Innerhalb der Armee halten sich die »echten Serben« für überlegene Strategen, und auch innerhalb dieser »echten Serben« gibt es Gruppen, die einander bekämpfen, gibt es Persönlichkeiten, die sich der besonderen Freundschaft der Freunde des Königs rühmen und – erfreuen dürfen –, und andere, die sich zurückgesetzt fühlen. Cliquen, wie sie bis jetzt die Politik des Staates zu seinem Unglück bestimmt haben, bestimmen immer die Personalpolitik der Armee. Die Uniform der Offiziere ist sehr elegant, sehr farbenprächtig, die Herren von der königlichen Leibgarde zum Beispiel sind wahre Musterexemplare des Belgrader und Agramer Abendkorsos. Zwischen dieser reich verzierten Armee und der Zivilbevölkerung besteht trotzdem ein gutes Verhältnis, die Offiziere bilden keine »Kaste«, die militärische Verfassung ist gewissermaßen demokratisch. Aber es gibt in dieser selbstverständlich königlichen Armee auch republikanische Elemente, nationalistische und republikanische Kroaten, unzufriedene und revolutionäre Mazedonier, national unbefriedigte Deutsche und Ungarn. Man kann die Armee Südslawiens ebensowenig konsolidiert nennen wie den Staat.

Denn was die Nationalitätenpolitik betrifft und die Bürokratie, so ist der südslawische Staat *der Nachfolger der alten Monarchie auf dem Balkan.* Die Kroaten, Slowenen und Serben werden sich schließlich verständigen und zusammen die einheitliche »südslawische Nation« bilden, zu der sich ein großer Teil der serbisch-kroatisch-slowenischen Jugend bekennt. Die nationalen Minderheiten aber bleiben in ständiger Opposition gegen die Slawisierungsversuche der Majorität. Diese Ver-

suche sind allerdings im Vergleich zu der rücksichtloseren, brutaleren Minoritätenpolitik anderer Nachfolgestaaten immerhin human zu nennen. Aber das ist nicht etwa bewußtes Prinzip der Regierung, sondern Folge des weichen, freundlichen und wirklich humanen Charakters des Südslawen, der natürlichen Güte seines Herzens und schließlich – seiner sympathischen Nachlässigkeit.

Die *Deutschen Südslawiens* (ungefähr 700 000) als die kulturell höchstentwickelten unter den Minderheiten empfinden natürlich am stärksten den Mangel einer Autonomie, die Schließung der meisten deutschen Schulen, die ungerechte Besteuerung, die sie stärker belastet als den slawischen Staatsbürger, das unverständliche Verbot, Lehrerseminare zu errichten und Lehrer und Priester aus Deutschland zu beziehen. Erst die letzten Versuche Südslawiens, zu Deutschland in freundschaftliche Beziehungen zu treten, bereiten eine versöhnlichere Politik den Deutschen des Landes gegenüber vor, deren Resultate allerdings noch nicht zu sehen sind. Die *ungarische Minderheit* (600 000, nach der serbischen Statistik: 500 000) kann in der nächsten Zeit kein Entgegenkommen erwarten. Die Ungarn wohnen verstreut in allen Dörfern und Städten der Batschka und im Banat, geschlossen im Theißgebiet, sie sind arm – im Gegensatz zu den Deutschen. Der größte Teil ihrer Intelligenz (Beamte) ist ausgewiesen worden, die reichen Familien haben das Land verlassen, die kleinen Kaufleute zahlten vier- und fünfmal mehr Steuern als die serbischen. Die Bauernschaft besteht fast nur aus Landproletariat. Früher lebten die armen Bauern als Taglöhner von den Großgrundbesitzern. Seitdem der Großgrundbesitz aufgeteilt ist, müssen sie auswandern. Sie gehen nach Nordamerika, Kanada, Brasilien, Argentinien. Gegen die skrupellose Agitation der brasilianischen Auswanderungsagenten hat die Regierung nichts unternommen. Hunderte von armen Bauern gehen in der Sklavenarbeit auf den brasilianischen Kaffeeplantagen zugrunde. Nach dem *Klang der Namen* hat man in Südslawien die Nationalität der Schulkinder bestimmt. Es gibt aber viele Familien, die slawisch heißen und ungarisch sprechen. Überdies gibt es immer noch kein Gesetz über die Regelung der Staatsbürgerschaft, so daß die früheren Staatsangestellten keine Pension bekommen und Tausende Gesuche um die Zuerkennung der Staatsbürgerschaft unerledigt im Ministerium des Innern liegen. In den kleinen Städten und in den Dörfern sind Firmennamen in ungarischer Sprache nicht zugelassen, Geschäftsbücher müssen in slawischer Sprache geführt werden.

Am schlimmsten ist es um die *Arnauten* bestellt (ungefähr 500 000), die entlang der Grenze bis Griechenland wohnen und östlich bis Bardar. Ihre Sprache ist arnautisch, ein alter keltischer Dialekt. Sie haben keine Schulen, keine Zeitungen, nicht einmal ein Mandat in der Skupschtina. Sie sind meist arme Lohnarbeiter, im Winter kommen sie in die Städte als Holzhacker, sie verdienen höchstens 20 Dinar am Tag. Viele wandern nach der Türkei aus, nach Kleinasien, in die von den Griechen verlassenen Gebiete.

Die sozialen Maßnahmen der südslawischen Regierung dagegen bestehen in dem Verbot der kommunistischen Partei und der proletarischen Maifeier. Prügel in den Polizeistuben, grundlose und monatelange Untersuchungshaft, bürokratische Willkür in der Verwaltung sind traditionelle Sitten in allen Balkanstaaten. Auch der südslawische Parlamentarismus hat seine altserbischen Traditionen. Die Parteien werden von Persönlichkeiten bestimmt, ihr Programm ist der Wille einzelner, allmächtig sind die Präsidenten der politischen Klubs. Seitdem der stärkste Mann, Paschitsch, tot ist, gibt es überhaupt keinen Politiker von Bedeutung – es sei denn: man hielte den *König Alexander* für eine starke Persönlichkeit, wie es seine Freunde tun.

Dieser König über knapp 14 Millionen hat *diktatorische Gelüste*. Zwar behaupten manche, daß in diesem Staat ein Diktator immer noch besser wäre als zehn kleine Diktatoren. Aber König Alexander ist nicht König Peter. Er ist zwar nicht unbeliebt, aber *unpopulär*. Sein Bruder Georg, der auf königliche Veranlassung als Geisteskranker gefangen ist, beschäftigt in ungünstiger Weise die lebhafte Phantasie dieses lebhaften Volkes. Alexander läßt neue Kasernen bauen, kostet den armen Staat 8 Millionen Mark monatlich, hat eine rot-goldene Leibgarde in Lackstiefeln, einen kleinen Kronprinzen, der von alten Generälen stramm salutiert und überhaupt nach berühmten und gescheiterten Mustern schlecht erzogen wird, und ist von einer starken Offiziersclique umgeben, deren Führer im Staate allmächtig ist. Das Schloß, das patriarchalisch einfach in der Mitte der Stadt liegt, wird König Alexander bald räumen, er übersiedelt auf eine fast mittelalterliche, aber neugebaute, echte, von neuen Kasernen drohend umgebene Burg außerhalb der Stadt.

In der Wahl der neuen Regierung – die auch nicht mehr fest ist – hat der König einen sicheren Willen bewiesen. Der neue Außenminister *Marinkovich* versucht, die Fehler seiner Vorgänger mit vorsichtiger

Hand wettzumachen. Bessere Beziehungen zu Bulgarien werden vorbereitet. Die Hoffnungen auf einen neuerlichen *Einfluß in Albanien* sind aufgefrischt. *Mit Recht.* Denn gegen Italien ist heute das *ganze* albanische Volk. Gegen Südslawien nur ein Teil des albanischen Volkes.

Wer von der naiven Anschauung ausgeht, zur friedlichen Eroberung eines Balkanstaates gehöre ein Pakt, ein halbes Dutzend Verträge, Versicherungen und Unterschriften; wer von der naiven Anschauung ausgeht, in Albanien gelte ein Vertrag wie in jedem anderen Land; wer glaubt, Albanien wäre, wenn es keinen Vertrag erhielte, so leicht zu besetzen; und wer schließlich annimmt, Italien liege es nur daran, Valona zu haben, Albanien wirtschaftlich auszubeuten und sich im übrigen um den Balkan nicht zu kümmern; – wer das alles glaubt, der kann allerdings Englands Optimismus teilen. Ein großer Teil der europäischen, in Tirana versammelten Diplomatie scheint jeden Gedanken an die Möglichkeit eines wirklich selbständigen Albaniens aufgegeben zu haben. Der Vertreter der benachbarten Balkanstaaten, die Albanien besser kennen, denken anders. Auch die italienische Diplomatie ist nicht durchwegs so optimistisch, wie sie zu sein vorgibt. (War sie es doch gar nicht, die als eigentliche Urheberin des Paktes von Tirana zu gelten hat – sondern die *englische.* Es war der englische Vertreter, der den ratlosen Achmed Zogu zur Unterschrift, das albanische Parlament zur Ratifizierung gedrängt hat. Nicht erhaltene Gelder, nicht gegebene Versprechungen hätten einen Albaner niemals vermocht, Verträge von solcher Tragweite abzuschließen. Das konnte nur der angeblich neutrale englische »Rat«.)

Was will heute Italien in Albanien? Das sagenhafte Petroleum, das legendäre Quecksilber, die geträumten ungehobenen »Bodenschätze«? Wer Mussolini kennt, den Traum des Faschismus von der Wiederherstellung des alten römischen Imperiums, der weiß, daß die scheinbare rein wirtschaftliche Okkupation Albaniens der Anfang ist zu einer *militärischen Eroberung des Balkans.* Sind die Wege, die Italien in Albanien zu bauen sich vornimmt, nicht rein strategische Heerstraßen, die alle gegen Südslawien führen? Ahnt man, daß die Anlegung eines Katasters von Nordalbanien erstens für wirtschaftliche Zwecke gar nicht notwendig ist, zweitens, daß dieser durch das italienische militärgeographische Institut anzulegende Kataster nicht weniger als *einige Millionen Goldfranken* kosten soll, daß Italien sich also anschickt, diese

Millionen auszugeben? Zu welchem Zweck? Welche Erwartungen hegt Italien?
Darf es sich in Albanien sicher fühlen? – *Keineswegs.* Niemals war ein Volk so verhaßt in Albanien, bei dieser Bevölkerung, die viele Erorberer im Laufe einer jahrhundertelangen Unterdrückung zu hassen gelernt hat. Es gibt keine Partei, keine soziale Schicht in Albanien, die den Italienern trauen würde. Südslawien beginnt allmählich, verlorene Sympathien, besonders bei der albanischen Intelligenz, wiederzugewinnen. Das größte Mißtrauen gegen die Italiener hat die gegenwärtige, gewissermaßen unter italienischem Protektorat funktionierende Regierung. Das allergrößte der Präsident Achmed Zogu, der genau weiß, daß Italien schon angefangen hat, *mit Achmeds Gegnern im Ausland zu verhandeln,* mit denselben, die vor Italien nach Südslawien geflüchtet sind. Achmed wartet auf eine neuerliche Annäherung Südslawiens. Südslawien verhandelt indessen mit Achmeds geflüchteten Feinden. Aber dieselben Feinde verhandeln bereits auch – nach Achmeds Muster – mit Italien. Die Freunde des Präsidenten hoffen, daß der südslawische Außenminister Marinkovich es noch einmal mit Achmed wird versuchen müssen.
Es gibt eine Frage, in der die sonst so uneinigen Balkanstaaten einig sind: Das ist die *antiitalienische Propaganda in Albanien.* Ihr obliegen mit Fleiß Griechenland, Südslawien und Bulgarien. Zu ihnen stößt die große *mazedonische revolutionäre Freiheitsbewegung,* deren Mitglieder zum Teil mit russischer materieller Unterstützung in allen Balkanländern und in letzter Zeit besonders stark in Albanien gegen den Faschismus arbeiten.
Langsam, aber unvermeidlich wächst eine starke, von sehr verschiedenen Elementen gehaltene Front gegen Italien in Albanien. Man trifft revolutionäre Vorbereitungen. Sie richten sich nicht so sehr gegen die Person des Präsidenten wie gegen die dreitausend Italiener, die heute noch in Albanien sind. Italien wird eines Tages vor schlimmen Überraschungen stehen.

Frankfurter Zeitung, 8. 6. 1927

EINZUG IN ALBANIEN

Das Meer ist still, die Wolken hängen festgenagelt am Himmel wie Bilder an der Wand, auf dem Wasser schwimmt ein Geisterboot ohne Schwanken an einem unsichtbaren Seil dem Schiff entgegen, um mich abzuholen. Es sind nur zwei an Bord, die nach Albanien gehen: ein Mann, der im Lande der Bärte Gillette-Apparate verkaufen will, und ich.

Dort, wo der feste Boden beginnt, steht eine kleine, hölzerne Hütte mit einem idyllischen Schornstein, aus dem der Rauch an einem Lineal emporsteigt. Es ist sieben Uhr morgens, bewaldet, grüne und kahle, stahlblaue Berge umrahmen den Horiziont, Lerchen schwirren verborgen im blauen Glanz des Himmels, in der Hütte liegt ein Gästebuch wie in manchen Sehenswürdigkeiten, vor dem Buch sitzt ein Mann in schwarzer Uniform, dreht sich eine Zigarette und ist die albanische Grenzpolizei. Des Alphabets kundig, aber des Schreibens ungewohnt, sitzt er da und vertreibt den Ankommenden die Zeit mit der Lektüre der Pässe. Ein buckliger Levantiner wartet im Fordwagen, den er zu steuern gedenkt, bis der Polizist mit dem Studium fertig ist. Ich erlasse ihm den größten Teil der Prüfung und unterschreibe mich selbst.

In einer undurchsichtigen Wolke aus Staub, im Donner platzender Pneumatiks, empor- und zurückgeschleudert von echten Fordspiralen, fahre ich die Landstraße entlang, Tirana entgegen. Sooft ein Pneumatik ausgewechselt werden muß, steige ich aus, sehe zu, wie der Staub sich verzieht, wie die Kulissen der Landschaft sichbar werden, Berge aus einem gespenstischen Violett, Wiesen aus doppelt übermaltem Grün, ein Himmel aus stabilem Blau, ein Himmel aus Stoff, ein Himmel ohne Fältchen, sauber gespannt, eine gebügelte Wölbung. Arbeiter bessern die Landstraße aus. Immer stehen ein paar Männer gebückt nebeneinander, wie spielende Knaben in einem Kindergarten am Vormittag sammeln sie auf winzigen Spaten oder in bloßen Händen kleine Sandhäufchen, schütten sie in Mulden und Gruben, streuen ein paar Steinchen darauf, benetzen das Ganze mit Wasser aus Gießkännchen und stampfen es fest mit nackten Füßen. Sobald der Fordwagen darübergehopst ist, dürfen sie ihr Spiel von neuem beginnen.

Bald kommen mir Soldaten entgegen. Wie sie marschieren! In khaki-

gelben Doppelreihen, Stahlhelme auf den Köpfen. Rucksäcke auf den müden Rücken, von der Sonne gebraten, schwitzend und singend, marschieren sie für das neue Vaterland nach Durazzo, um zu exerzieren, begleitet von einem albanischen Mars in Ledergamaschen, Oberleutnant- und Extrauniform. Auf den fetten Weiden treibt ein Hirte Wolken aus Lämmern einher. Böcke mit ornamental geringelten Hörnern, schwarze Ochsen, eine Art Vieh der Unterwelt, Herden des Hades. Rechts und links sind Telegraphendrähte gespannt, nicht von Masten getragen, sondern von krummen und kahlen Bäumen, denen man nur Kronen und Laub genommen hat. So wie sie einmal am Straßenrand standen, von Vögeln bewohnt, Stationen abendlicher Winde, so wurden sie zu Telegraphenstangen ernannt, mit kleinen weißen Töpfchen aus Porzellan ausgestattet und instand gesetzt, Berichte der Journalisten nach Europa zu übermitteln, das Zwitschern der politischen Spatzen. Links am Wegrand zieht sich ein Schienenstrang dahin, schmalspuriges Andenken an die Österreicher im Weltkrieg, heute dem Verderben anheimgelegt und dem Rost hinterlassenden Zahn der Zeit.
Endlich tritt aus einem weißen Häuschen ein schwarzer Polizist, der Deutsch sprechen kann, den Paß an sich nimmt und das Ehrenwort gibt, daß er sich morgen in der Polizei von Tirana vorfinden werde.
Da fängt also Tirana an, die Hauptstadt von Albanien. Rechts eine Moschee, links eine primitive Kaffeeterrasse, auf der Gäste gebraten werden und Feze diskutieren. Die Moschee ist eine Kaserne, Soldaten mit Gewehren bewachen sich selbst. Alle Hotels sind besetzt, Journalisten sind hierhergeeilt, Diplomaten und Abgeordnete, Offiziere aus England und Italien, es tagt das Parlament, Tirana ist eine Sensationsgrube, Verwicklungen liegen auf der Straße, das ganze Land ein Zankapfel. Brave Bürger wandeln in der Mitte der Straße, mit langen Gewehren gegen Sonnenstich ausgerüstet, schwere Trommelrevolver in breiten, oft geschlungenen, roten Gürteln. Die Maulesel, mit dichtgefüllten Körben an den Flanken, flanieren auf dem Bürgersteig und warten wie Hunde vor den Läden auf die einkaufenden Herren. Da reitet herrlich der kommandierende General der albanischen Armee, Herr Djemal Aranitas auf edlem Schimmel, kleine schwarze Schuhputzer fliehen ihm aus dem Weg, ein Knappe folgt ihm, eben hat er die Armee inspiziert, deshalb marschierte er so traurig, kein Staat ohne General, kein General ohne Schimmel. Gold blitzt auf seinen Schultern, und mit lässiger Hand grüßt er Bekannte vom Stammtisch.

Es findet sich ein Mann namens Nikola, der vermietet mir ein Zimmer. Das Bett steht mit allen vier Füßen in Petroleum, um die Wanzen abzuschrecken, das Fenster ist unten zerbrochen und oben ein Moskitonetz, mein Nachbar bläst die Trompete. Er ist Mitglied des Orchesters, das jeden Nachmittag vor dem Schloß konzertiert.
Ein Polizist mit schneeweißen Baumwollhandschuhen wartet in der Straßenmitte auf den Verkehr.

Frankfurter Zeitung, 11. 6. 1927

DIE HAUPTSTADT TIRANA

Die Einwohner von Tirana lieben Blumen und Musik. Man sieht diese Männer mit Rosen im Mund. Sie benützen ihn als Knopfloch.
Ein anderer Teil der Bevölkerung hat sich den Blasinstrumenten geweiht. Man hat Bläser für die albanische Armee rekrutiert, Hornisten fürs Vaterland. Sie beleben den Marsch der Soldaten, bestimmen und begrenzen ihren Tag durch Reveille und Retraite.
Der Präsident hat eine Leibkapelle. Der Kapellmeister trägt einen Kneifer und ist aus Triest. Die Bläser stammen aus Karca, dem sangesfreudigen Süden des Landes, und aus der Tschechoslowakei, die einmal, als sie noch das Königreich Böhmen war, der k.u.k. Armee die herrlichsten Musik-Feldwebel geliefert hat. Jeder Musikant erhält fünfzehn Napoleons monatlich. Dafür muß er sich selbst die schöne, schwarze, goldverzierte Uniform anschaffen. Auf der Mütze trägt jeder Musikant das beliebte Symbol der Musik: eine goldene Leier.
Um sieben Uhr morgens, just wenn die Soldaten blasen, erheben sich die Musiker, den Lerchen gleich, und proben Fragmente aus Märschen und Ouvertüren mitten in der Hauptstraße. Die Einwohner haben in sechs Petitionen an den Magistrat gebeten, die Proben der Musik auf eine Wiese außerhalb der Stadt zu verlegen. Aber sie haben sechsmal vergessen, ihren Gesuchen Argumente beizufügen. Nichts geht ohne Argumente.
Diejenigen, die weder bei der Armee noch bei der Kapelle sind, lieben den zarten Klang der Mandoline. Sie waren meist in Amerika. Dort haben sie sich die Zähne golden plombieren lassen und Zupfinstru-

mente angeschafft. Sie singen das Lied von den Bananen, zum Zeichen dafür, daß sie große Welt gesehen haben, vielleicht auch als Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht nach Amerika, das sie wieder aus Sehnsucht nach Tirana verlassen haben. Ihr Herz schwimmt auf dem Ozean, aber die Ware, die aus Kämmen, Spiegeln, Briefpapier besteht, liegt in Tirana. Es bleibt ihnen nichts übrig, als Mandoline zu spielen.

Stundenlang sitzen sie in der Sonne vor ihrem Laden. Es ist sehr still. Tirana ist, sieht man von seiner musikalischen Begabung ab, eine ruhige Stadt. Wenn zufällig nicht geblasen wird, hört man die Hähne krähen, die Hämmer der fellachischen Schmiede aus dem Basar und das regelmäßige Rufen von den Minaretten. Die Sonne brütet auf dem Staub der Straße. Er kocht in ihrer Wärme, zerfällt gleichsam in noch feineren, dünneren Staub, löst sich in der Atmosphäre auf, verschwindet in der blauen Luft, ohne daß man die Straße gesprengt und gesäubert hätte. Man erzählt sich, daß jeden Morgen ein junger Mann mit einer Gießkanne vom Magistrat ausgesandt wird, zur Einhaltung der *Hygiene.* Niemand hat ihn mit eigenen Augen gesehen. Dagegen werden für den Fortschritt Kasernen gebaut. Der Motor, der die elektrische Beleuchtung nähren soll, ist zu schwach für diese sechzig Glühbirnen. In der Nacht entzünden sie sich. Aber sie sehen aus wie glühende Kohlen. Sie hängen auf den Drähten, eine Art hingerichteter Leuchtkäfer.

Man hat Straßenzüge durchbrochen, Häuser gespalten und skalpiert, um Tirana modern und residenzfähig zu machen. Die halben Häuser stehen da, mit schwarzen, offenen Eingeweiden, auf den Herden verrichten Eingeborene exotisch ihre Notdurft, ohne Pistolen und Gewehre abzulegen. Keinen Augenblick ist man vor Blutrache sicher. Schwarz und weiß verschleierte Frauen erinnern an Leichenzüge und Ku-Klux-Klan, ewige Jalousien haben sie vor den Augen, in Stoff und Gaze sind sie eingemauert. Ich wüßte gern, was sie hinter ihren Wänden machen. Sie machen mich neugierig, sie sind wie fremde beleuchtete und verhüllte Fensterscheiben. Sie sind stumm wie Tiere und abwehrend wie Tote. Weinen ihre Augen? Man kann es nicht sehen. Sie sprechen miteinander. Aber ihre Laute sind gefangen, und ihre Stimmen sickern kärglich durch die Poren der Stoffe wie klares Wasser durch ein dichtes und schmutziges Sieb.

Diese verschleierten Frauen, diese Hunderte herrenloser Hunde, die der Wind an der Leine führt, diese Feze auf den fetten Köpfen und die

Turbane über bärtigen Gesichtern, diese farbigen Ansichtskarten-Blutrācher mit dem Trommelrevolver statt des Bauches, mit dem Gewehr statt des Regenschirmes – alle diese Geld verdienenden, Geschäfte machenden, in den Ämtern Bestechungen vermittelnden exotischen Philister sind überzählig und jenseits der Zeit. Es gibt nichts Langweiligeres als sogenannte Volkssitten, die schon in den Leichenkammern der Ethnologie, in den Büchern und Seminarien seit dreißig Jahren seziert und immer noch spazierengeführt werden, als wären sie lebendig. Schon gibt es ein Parlament mit einer Präsidentenloge, mit einer Glocke, mit Papier für Interpellationen, mit einer Pressetribüne; schon gibt es eine Bank mit italienischen, langsamen Beamten, mit Kursen, aufgespießt auf Tafeln wie Schmetterlinge, mit einem Direktor, der Transaktionen hingegeben ist. Schon trägt der Wirt meines Hotels in der ledernen Pistolentasche Kleingeld, auf seinem Büfett sammeln sich die ersten Schwalben der Zivilisation, Gießhübler, Whisky, Wermut, Fernet-Branca. Zusammen mit den Goldplomben und dem New Yorker Slang, der Halbbildung und den Mandolinen der aus Amerika Zurückgekehrten, zusammen mit den Ford-Autos, die an zertrümmerte Leierkästen gemahnen, bilden sie den Übergang von der »nationalen Kultur« zur Forderung auf »staatliche Selbständigkeit«.
Albanien ist just auf dem Wege von der Blutrache zum Völkerbund.

Frankfurter Zeitung, 15.6.1927

DAS ALBANISCHE VOLK

Auf albanischem Staatsgebiet leben heute ungefähr 805 000 Albanier und Minderheiten. (Das Land ist 28 000 Quadratkilometer groß.) In Anbetracht der großen Zahl der Analphabeten, der vielen unzugänglichen Gebiete und der Tatsache, daß einige Hirtenstämme überhaupt kein abgeschlossenes Gebiet bewohnen, sondern ein Nomadenleben führen, ist eine genaue Volkszählung natürlich niemals möglich gewesen. Außer den reinen *Albaniern* gibt es auch noch *Fremde* in Albanien: Kuzo-Walachen, Serben, Zigeuner, Italiener, Griechen und viele Angehörige der früheren österreichisch-ungarischen Monarchie.
In den Dörfern lebt das Volk heute noch wie vor zweitausend Jahren.

Es baut seine primitiven Häuser, Höfe und Türme aus Stein und Lehm und geflochtenen Weiden, es bearbeitet das Feld mit hölzernem Pflug, die öffentlichen Angelegenheiten berät und erledigt die Ratsversammlung der Ältesten im Dorf, das Verhältnis zwischen Herrn und Knecht ist ein patriarchalisches, die Schaf- und Ziegenhirten sind die Autoren des größten Teils der albanischen Volksliteratur, auf den Weiden entstehen die Volkslieder, ihre Veröffentlichung und Verbreitung ist immer noch mündliche Überlieferung; vielhundert Hirten im Kurvelest haben namenlos gedichtet. Das Rechtsleben hat zum größten Teil mittelalterliche Formen, die Bevölkerung teilt sich in Stämme, die ängstlich jede Blutmischung meiden, die Blutrache ist ebenso lebendig wie das Lösegeld und wie die Unverletzlichkeit eines Gastes – auch wenn er ein Mörder ist. Die Tracht ist alt und bunt wie vor Jahrhunderten, und von der ganzen europäischen Zivilisation der letzten hundert Jahre haben die Albanier in den Dörfern nur die Mannlicher-Gewehre übernommen und einige Systeme amerikanischer Trommelrevolver. Die religiöse Zersplitterung des Volkes (ungefähr ein Drittel sind mohammedanisch, der Rest orthodox und römisch-katholisch) ist oft von religiösem Fanatismus begleitet, der *von den Städten* seinen Ausgang nimmt, und das religiöse Moment bestimmt die Politik sehr wesentlich. Die Landbevölkerung, die keinen Grund hat, pachtet Land bei den Großbauern gegen *ein Drittel des Ernteertrages,* zahlt nach vorsintflutlicher Weise Steuern in der Form des *Zehnts,* für geliehenes Geld bis zu *sechsunddreißig Prozent Zinsen* und eine Unmenge Bestechungsgelder an die Steuer- und Schätzungskommission. Es gibt nirgends mehr in Europa eine so arme Landbevölkerung und nirgends eine so wehrlose. Der Pächter darf sein Getreide nicht verkaufen, solange seine Erträgnisse nicht abgeschätzt sind. Wenn er den Regierungsbeamten nicht besticht, damit die Schätzung schneller erfolge, kann er zusehen, wie das Getreide auf den Feldern verfault. Hat der kleine Grundbesitzer einen geringeren Ernteertrag, so kauft er den Zehnt dem Staat ab. Die Schätzungskommission bestimmt einen Preis, den er – nicht zahlen kann. Er leiht also beim reichen Grundbesitzer – weil ihm sonst alles beschlagnahmt wird – gegen Zinsen, die nicht tragbar sind –, und allmählich fällt das Land der kleinen Bauern den allmächtigen Großen anheim. Die Armen besonders der südlichen Gebiete wandern nach Amerika aus, kehren nach einigen Jahrzehnten mit kleinem erspartem Kapital zurück und leben von ihren Ersparnissen.

Die Städter haben irgendein Handwerk gelernt, das sie nun in einem ärmlichen Laden ausüben, oder sie betreiben einen kleinen Handel mit Seifen, Sardinen, Stoffen, oder sie widmen sich dem Gastgewerbe. Sie sind sparsam, eifrig, genügsam, kleinlich. Aber sie machen in den Städten genau die gleichen oder ähnliche Erfahrungen wie die Bauern auf dem Lande. Die Handwerker sind der Willkür der Steuerbeamten, der Wucherer, der Hausherren und Vermieter preisgegeben. Und sie wandern wieder nach Amerika aus (mit Ausnahme der Nordalbanier).
Eine ganz dünne intellektuelle Oberschicht stiftet in diesem Lande mehr Schaden als Nutzen. Von den 550 Volksschulen, die es in Albanien gibt, sind vielleicht kaum 30 imstande, eine durchschnittliche Bildung zu vermitteln. Die reichen Leute schicken ihre Söhne ins Ausland, nach Wien, nach Deutschland, Frankreich, Italien und Konstantinopel. Für Hochschulstudien im Ausland sind auch Stipendien ausgesetzt. Aber die Stipendien erhalten die Verwandten oder die Parteigänger der jeweils Regierenden oder Einflußreichen. Außerdem zahlen benachbarte und an Albanien politisch interessierte Mächte Geld zu Studienzwecken. Man kann sagen, daß achtzig Prozent der akademisch gebildeten Albanier ihr Studium den Nachbarn Albaniens zu verdanken haben. Infolgedessen sind sie nicht nur politisch interessiert und voreingenommen, sondern auch für ihre ganze weitere öffentliche Tätigkeit verdorben und korrumpiert. Es ist schwer, einem Albanier beizubringen, daß es Dinge gibt, die man »umsonst«, daß heißt nur gegen ausgemachte Entlohnung, im Interesse der Öffentlichkeit zu machen hat. Die lange türkische Herrschaft hat die schauderhafte Institution der »Schreiber« im Lande hinterlassen, daß heißt: der halboffiziellen Vermittler zwischen Bevölkerung und Verwaltung, die früher in den Vorzimmern saßen, heute zum großen Teil aus Mangel an zuverlässigen Anhängern der Regierung schon die Amtszimmer und die Schreibtische okkupiert haben. (Unter der Regierung Fan Nolis, des bekanntlich von Achmed Zogu Gestürzten, erlangte die Vernachlässigung der Verwaltungsbehörden ihren Höhepunkt.) Achmed Zogus schlimmer Diktatorenruf stammt zum großen Teil daher, daß er sich bemüht hat, wenigstens eine gewisse Ordnung in die Ämter zu bringen, wenn er auch den persönlichen Zwecken den Beamtenapparat dienstbar gemacht hat. Jede Ordnung aber wird in diesem Land als unerträglicher Zwang empfunden. (Tatsächlich wird Ordnung zu Zwang, wenn sie von dieser Art Beamten hergestellt werden soll. An-

dere aber stehen nicht zur Verfügung.) Es wird einem akademisch gebildeten Albanier nicht einfallen, etwa Polizeikommissar zu werden. Wenn er nicht mindestens Präsident wird, zieht er es vor, eine politische Verschwörertätigkeit gegen das augenblicklich bestehende Regime zu entfalten oder ein einflußreicher »Freund« und »Parteigänger« dieses oder jenes Ministers zu werden. Mit einem außerordentlich geschärften Mißtrauen gegen Fremde verbindet der intellektuelle Albanier die Fähigkeit, mit eben denselben Fremden über die Geschenke Albaniens zu verhandeln. Der bekannte und über Gebühr gerühmte »Patriotismus« des Albaniers besteht zur Hälfte aus Ehrgeiz, im Vaterland eine politische Rolle zu spielen. Die Einteilung des Volkes in Stämme – die durch die Entwicklung langsam zu Ortsgruppen ohne Blutsbindung werden –, die Herrschsucht einzelner Stämme und ihrer Oberhäupter haben in diesen späten städtischen und intellektuellen Nachkommen diesen Instinkt entwickelt, diese Gleichzeitigkeit von Egoismus und Liebe zum Boden (»Regionalismus«).

Die letzten Jahre haben eine neue Schicht *fremder* Intellektueller nach Albanien gebracht. Die Südslawen sahen in diesem Land ein sehr erwünschtes Absatzgebiet für den *weißgardistischen Russen*, die mit Achmed Zogu und den südslawischen Banden ins Land gekommen sind. Außerdem haben sich die Armenier aus der Türkei, Abenteuerer aus allen Sukzessionsstaaten in den Städten Albaniens versammelt, um von allen wechselnden Gelegenheiten zu profitieren.

Das ist ungefähr die ethnographische und soziale Physiognomie des Landes, das Achmed Zogu – wahrscheinlich nicht mehr lange – beherrscht. Der größte Teil: in der Entwicklung zurückgeblieben, der Abkunft nach sehr alte, durch Alter und Vermeidung von Blutsmischungen an Zahl zurückgegangene Stämme, zu deren Ausrottung unzugängliche Berge, Blutrache und Krankheiten nicht wenig beitragen. Ein großer Teil besitzloses, wehrloses, schwer arbeitendes und versklavtes Landproletariat. Ein kleiner Teil: sehr reiche, allmächtige, aber mit fortwährenden inneren Fehden beschäftigte Grundbesitzer. Ein städtisches Bürgertum in den ersten Stadien, sehr feige, waffenlos, immer mit dem Wunsch, das Land zu verlassen, und an den politischen Schicksalen Albaniens nur halb interessiert. Eine kleine Schicht von Halbgebildeten, amts- und geldgierig, immer bereit, mit interessierten Nachbarn zu verhandeln, immer Konspiratio-

nen spinnend – aus Laune, Ehrgeiz und Habsucht. Ein paar wirklich Gebildete bleiben überhaupt ohne Geltung.
In *Skutari*, wo ein größerer Teil der europäischen Pseudogebildeten sitzt, gibt es niemals Ruhe. In dem Augenblick, in dem ich diesen Bericht schreibe, kommen vertrauliche Nachrichten aus Skutari, denen zufolge noch im Lauf der nächsten Tage eine Revolte gegen Achmed Zogu befürchtet wird. Es *kann* eine Revolution geben. Man will die paar Tage noch wahrnehmen, die bis zur Sommerarbeit auf den Feldern übrigbleiben. Zwei Wochen später – und das Getreide ist wichtiger als die Politik. Alle Banden, die in der Gegend von Skutari versammelt sind, bestehen zum großen Teil aus Bauern, die zwar Achmed Zogu und die Italiener nicht gerne haben, aber weder des einen noch der anderen wegen ihre Felder vernachlässigen wollen. Außerdem ist das ganze übrige Land zur Zeit der Feldarbeit weniger schießlustig als sonst. Wenn also die nächsten zwei Wochen ruhig verlaufen, darf Achmed Zogu hoffen, noch diesen Sommer Präsident zu sein, und die Italiener, noch so lange im Land zu bleiben. Denn auch ihre Stellung ist trotz der wirtschaftlichen Verträge eine sehr schwache, und Albanien gehört ihnen noch lange nicht – wie man in Deutschland zu glauben scheint.

Frankfurter Zeitung, 21. 6. 1927

DIE ALBANISCHE ARMEE

Die albanische Armee exerziert am Vormittag von fünf bis zwölf und am Nachmittag von drei bis sieben. Während der Mittagspause exerziert sie. Vor dem Schlafengehen exerziert sie, und in der Nacht, wenn die Soldaten schlafen, blasen in allen Moscheen (in denen die Armee kampiert) vielhundert Trompeten. Daraus schließe ich, daß die albanische Armee auch im Schlaf exerziert. Ich frage mich, wann die albanische Armee *nicht* exerziert.
Warum sie exerziert, weiß ich auch nicht. Es scheint in allen Menschen männlichen Geschlechts ein unbändiger Trieb zum Exerzieren vorhanden zu sein – ich bin die einzige Ausnahme, die mir bekannt ist. Die Albanier sind nämlich von Geburt an gute Kämpfer, auch das Schießen

macht ihnen schon im Mutterleib Spaß – warum in aller Welt exerzieren sie noch? Wenn unsereins exerziert, so ist das im Gesetz begründet. Man steht in einer Stammrolle, wird einberufen, exerziert oder wird erschossen. Man exerziert also, um sich am Leben zu erhalten. In Albanien aber ist gar nichts im Gesetz begründet. Rekruten sollen – so sagt man ihnen – nur sechs Monate dienen und dann heimkehren. Ferner sollen sie Löhnung erhalten. In Albanien aber behält man die Rekruten zwei Jahre, zahlt ihnen keinen Groschen – sogar die Offiziere erhalten nur gegen Erpressung die drei Monate rückständigen Gehälter (den Stabsoffizieren ist der Staat nur zwei Monate schuldig), die Gendarmeriekommandanten leben von Requisitionen –, warum exerziert man also in Albanien? Es kommt noch dazu, daß Desertion nicht bestraft wird. Rekruten, die, ohne ein Wort gesagt zu haben, in ihre Heimatdörfer zurückkehren, werden von einem Gendarmen einem zufällig vorüberfahrenden Chauffeur übergeben, der zufällig in dem Garnisonsort des Deserteurs stationiert ist. Die Aussicht, in einem Fordautomobil zu fahren, veranlaßt den Deserteur, wieder einzurücken, natürlich um zu exerzieren. Die Disziplin läßt nichts zu wünschen übrig. Die Soldaten, die zufällig nicht desertiert sind, salutieren jedem Offizier sehr stramm, freuen sich dabei offenbar – denn wer zwingt sie zur Strammheit? Sie marschieren, machen tiefe Kniebeugen, Wendungen, Halt, sie laufen, knien, »lösen sich auf« in Schwarmlinien und erhalten keinen Groschen, und ihre Kommandanten erhalten auch nichts. Warum desertieren sie nicht? Warum exerzieren sie?
Ferner: *Wozu* exerzieren die albanischen Soldaten? Im Gebirge wissen sie gut Bescheid, alle Schlupfwinkel kennen sie, alle Hinterhalte, klettern können sie wie Gemsen. Man will sie doch nicht etwa in einem Weltkrieg verwenden? Gegen Giftgase hilft die tiefe Kniebeuge doch gar nichts. Albanien denkt doch etwa nicht daran, Italien zu erobern? Aber selbst, wenn es daran dächte, mit dem Exerzieren ist es doch nicht gemacht. Man muß doch schießen? Nun hat aber die albanische Armee österreichische Gewehre und italienische Munition, Patronen, die im Lauf steckenbleiben, Magazine, die nicht eingeschoben werden können, englische Rucksäcke, die nicht zu den italienischen Riemen passen, Futterale für Spaten und keine Spaten, um Schützengräben auszuheben, italienische Offiziere, die albanisch nicht kommandieren können, österreichische Offiziere, die von den italienischen nicht als Kameraden behandelt werden, weißgardistische russische Offiziere,

die überhaupt nicht exerzieren, sondern nur hierhergekommen sind, um die Uniform nicht ablegen zu müssen und die Vernichtung der Sowjets abzuwarten, englische Offiziere, die weder Albanisch noch Italienisch, noch Deutsch, noch Russisch verstehen und mit schönen Reitgerten spazierengehen, um zu beweisen, daß England eben dabei ist. Das ist die merkwürdigste Armee der Welt. Sie hat kein einheitliches Reglement, kein einheitliches Kommando, sie hat nur eine Militärmusik, viele Trompetensignale, Trommeln, und sie lernt exerzieren. Den Soldaten, die gewöhnt sind, in leichten Pantoffeln ohne harte Sohlen über die Felsen zu laufen, hat man schwere, benagelte Stiefel angezogen, in denen sie die Füße nicht heben können. Sie brauchen kein Gepäck, denn sie kommen mit Brot, Käse und Wasser monatelang aus. Aber sie tragen schwere Rucksäcke mit unnützem Inhalt an falschem Riemen. Sie wurden gezwungen, ihre eigene, österreichische Munition zu Hause zu lassen, man gab ihnen italienische Munition, weil die Mailänder Fabrikanten verdienen wollen, jetzt können sie nicht einmal schießen – was sie doch in Zivil konnten. Aber sie exerzieren.

Für wen exerzieren sie? Doch nicht für das Vaterland? Denn immer ist ein halbes Vaterland mit der jeweiligen Regierung unzufrieden – aus idealistischen Gründen. Immer ist ein weiteres Viertel Vaterland von Südslawien gekauft und das letzte Viertel von Italien bestochen. Mittendrin exerzieren die Soldaten. Exerzieren sie für Achmed Zogu, den Präsidenten? Der hat seine Leibgarde, die im Notfall gegen die Soldaten schießt, die, obwohl sie exerzieren, nicht zuverlässig sind und denen man absichtlich schlechte Munition und schwere Stiefel gibt, damit sie nichts gegen den Präsidenten unternehmen können. Nur die Leibgarde hat passende Munition zu passenden Gewehren, keine Rucksäcke, leichte Stiefel, einheitliches Kommando und persönliche Freunde des Präsidenten als Offiziere.

Ich frage also noch einmal: Warum, für wen, wozu exerziert die albanische Armee? Ich weiß nur, warum:

Weil sie dumm ist. Weil es ihr Spaß macht, zu schwitzen, angebrüllt, schikaniert zu werden, unterdrückt zu werden. Ich habe den Verdacht, daß es nicht nur den Albaniern so geht. Genauso geht es den Europäern. Sagte ich früher, die albanische Armee sei die merkwürdigste der Welt? Es stimmt nicht. *Alle* Armeen in der ganzen Welt sind merkwürdig; sehr merkwürdig...

Frankfurter Zeitung, 29. 6. 1927

WO DER WELTKRIEG BEGANN

Der Weltkrieg begann in *Sarajevo*, an einem heißen Sommertag 1914. Es war Sonntag, ich war Student. Am Nachmittag kam ein Mädchen, man trug damals Zöpfe. Sie hielt einen großen gelben Strohhut in der Hand, er war wie ein Sommer, erinnerte an Heu, Grillen und Mohn. Im Strohhut lag ein Telegramm, die erste Extra-Ausgabe, die ich je gesehen hatte, zerknüllt, furchtbar, ein Blitz in Papier. »Weißt«, sagte das Mädchen, »sie haben den Thronfolger erschossen. Mein Vater ist aus'm Kaffeehaus hamkumma. Gelt, mir bleibn net hier?«

Den Ernst des Vaters, der aus dem Kaffeehaus hamgekummen war, brachte ich nicht auf. Wir fuhren auf der Plattform einer Tramway. Es gab draußen einen Weg, wo die Straßenbahn den Jasmin streifte, die Bäume standen hart an den Schienen. Man fuhr, kling-klang, es war eine Art Schlittenfahrt für Sommertage. Das Mädchen war hellblau, weich, nahe, mit kühlem Atem, ein Morgen am Nachmittag. Sie hatte mir die Nachricht gebracht, aus Sarajevo, der Name stand über ihr, aus dunkelrotem Rauch, wie ein Brand über einem ahnungslosen Kind.

Anderthalb Jahre später – wie dauerhaft war Liebe aus Friedenszeiten! – stand sie schon, auch sie mitten in der Rauchwolke, am Güterbahnhof römisch zwei, unaufhörlich schmetterte die Musik, Waggons kreischten, Lokomotiven pfiffen, kleine, fröstelnde Frauen hingen wie welke Kränze an den grünen Männern, die neuen Uniformen rochen nach der Appretur, wir waren eine Marschkompanie, Reiseziel dunkel, mit Ahnung: Serbien. Wahrscheinlich dachten wir beide an den Sonntag, das Telegramm, Sarajevo. Ihr Vater ging nie mehr ins Kaffeehaus, er lag schon in einem Massengrab.

Heute, dreizehn Jahre seit dem ersten Schuß, sehe ich Sarajevo. Unschuldige, aber fluchbeladene Stadt! Sie steht noch! Traurige Hülle der schauderhaftesten Katastrophen. Sie rührt sich nicht vom Fleck! Es ist kein Feuerregen niedergegangen, die Häuser sind heil, Mädchen kommen aus den Schulen, man trägt keine Zöpfe mehr. Es ist ein Uhr nachmittags. Der Himmel ist aus blauem Satin. Der Bahnhof, in dem der Erzherzog angekommen war, den Tod im Rücken, steht weit außerhalb der Stadt. Links führt eine breite, staubige, ein wenig asphaltierte, ein wenig geschotterte Straße nach der Stadt. Bäume, dichtbelaubt, dunkel und bestaubt, Überreste einer Zeit, in der die

Straße noch eine Allee war, sind unregelmäßig am Rande verstreut. Man sitzt in einem geräumigen Autobus des Hotels. Man fährt durch die Straßen den Quai entlang – dort an der Ecke begann der Weltkrieg. Nichts hat sich geändert. Ich suche nach Blutspuren. Sie sind fortgewaschen. Dreizehn Jahre, unzählige Regen, Millionen Menschen haben das Blut verwischt. Die Jugend kommt aus den Schulen; lernt man dort Weltkrieg?

Die Hauptstraße ist sehr still. An ihrem oberen Ende liegt ein kleiner türkischer Friedhof, Blumen aus Stein in einem kleinen Totengarten. An ihrem unteren Ende beginnt der orientalische Basar. Ungefähr in der Mitte stehen, schräg einander gegenüber, zwei große Hotels, mit Kaffeeterrassen. In alten Zeitungen blättert der Wind wie in vorjährigem Laub. Kellner stehen wartend an den Türen, eher Wahrzeichen als Funktionäre des Gastgewerbes. Alte Dienstmänner lehnen an den Mauern, sie erinnern an den Frieden, an die Vorkriegszeit. Einer hat einen Backenbart, ein Gespenst aus der Doppelmonarchie. Ganz alte Männer, wahrscheinlich Notare außer Dienst, sprechen das ärarische Deutsch aus österreichischen Zeiten. Ein Buchhändler verkauft Papier und Bücher und literarische Zeitschriften – aber mehr zu repräsentativen Zwecken. Ich erstehe bei ihm einen Maupassant (obwohl er auch schon Dekobra auf Lager hat) für eine Nacht im Zug ohne Schlafwagen. Ein Wort gibt das andere. Ich erfahre, daß das literarische Interesse in Sarajevo abgeflaut ist. Ein Lehrer nur abonniert zwei literarische Wochenblätter. (Wie tröstlich zu wissen, daß solche Lehrer existieren!)

Am Abend ist Korso von schönen Frauen, sittenstrengen. Das ist der Korso einer kleinen Stadt. Die schönen Frauen gehen zu zweit und dritt wie Mitglieder eines Pensionats. Die Herren ziehen die Hüte tief und unaufhörlich, die Menschen kennen einander so gut, daß ich dreifach fremd bin. Ich bin nahe daran, einen Film zu sehn, einen historischen Kostümfilm, dort kennen die Menschen einander gar nicht, die Szenen, in denen sie sich grüßen, sind fortgelassen, man ist fremd unter Fremden, der Zuschauerraum ist dunkel; nur vor den lichterfüllten, grausamen Pausen bangt mir. Auch Zeitung lesen ist gesund, man erfährt was aus der Welt, die man eben verlassen hat, um die Welt zu sehen.

Um zehn Uhr ist alles still, ein Nachtlokal schimmert ferne, aus einer dunklen Straße, es lockt ein Familienfest. Jenseits des Flusses, in der

türkischen Stadt, steigen die Häuser in Terrassen an, ihre Lichter verschwimmen im Nebel, sie erinnern an ferne Kerzen auf den breiten Treppen eines weiten und hohen Altars.
Es gibt ein Theater, man spielt eine Oper, es gibt ein Museum, es gibt Spitäler, einen Magistrat, Polizisten, alles, was eine Stadt brauchen kann. Eine Stadt! Als wäre Sarajevo eine Stadt wie jede andere! Als hätte in Sarajevo nicht der größte aller Kriege angefangen. Alle Heldengräber, alle Massengräber, alle Schlachtfelder, alle Giftgase, alle Krüppel, alle Kriegswitwen, alle unbekannten Soldaten: Hier haben sie angefangen. Ich wünsche dieser Stadt nicht den Untergang, wie sollte ich! Sie hat gute, liebe Menschen, schöne Frauen, wunderbar unschuldige Kinder, Tiere, die sich des Lebens freuen, Schmetterlinge auf den Steinen im Türkenfriedhof. Dennoch hat hier der Krieg angefangen, die Welt ist vernichtet, und Sarajevo steht. Es sollte keine Stadt sein, es sollte ein Denkmal sein, allen zum schrecklichen Gedächtnis.

Frankfurter Zeitung, 3. 7. 1927

DIE ZIVILISIERTEN IM BARBARENLAND

Den exotischen Charakter des albanischen Landes erkennt man auf den ersten Blick an der besonderen Lebensweise der *zivilisierten Europäer.* Die Angehörigen dieser merkwürdigen Rasse, deren verblüffende Sitten und Gebräuche noch nicht genügend erforscht sind und die in ihrer komfortabel eingerichteten Heimat einander hassen, scheinen in wilden Gegenden ein anderes Herz, eine andere Gesinnung und einen anderen Charakter in Gebrauch genommen zu haben. Sofort nach Betreten eines Landes ohne Wasserklosett packen sie aus ihren Reisetaschen eine ungebrauchte, wie neu glänzende Freundlichkeit aus, um sie gegen eine ebenso neue ihrer zivilisierten Schicksalsgenossen auszutauschen. In besonders unwirtlichen Gegenden soll es vorkommen, daß eine echte Lady mit einem Commis-voyageur im europäischen Klub tanzt – nur damit die Eingeborenen zerspringen.
In Albanien kann ich feststellen, daß alle Europäer und Amerikaner ein Herz und eine Seele sind. Gemeinsame Erinnerungen an Liftboys und Aktienbündel bilden einen unlösbaren Kitt, der den höchsten Fe-

stigkeitsgrad erreicht, wenn das Grammophon erklingt und die Paare sich zum Tanz verrenken. Feindliche Diplomaten kämpfen Schulter an Schulter gegen Moskitos, Malaria und den geringsten Versuch eines Bodenständigen, der Kultur nahezutreten, die sie ihm bringen. Alle Konkurrenten, die sich hier um den mageren, aber herrenlosen Bissen gesammelt haben, marschieren vereint und profitieren getrennt. Sogar Journalisten raunen einander neidlos die falschen Nachrichten zu, die sie aus authentischen Quellen geschöpft haben. Schon am frühen Morgen sieht man wirkliche Militärattachés einen Friseur grüßen, der zufällig in ihren Vaterlandsbereich fällt und ihrem Schutz ausgeliefert ist. Leibhaftige Gesandte geben ihre Visitenkarten bei unbedeutenden Männern ab. Vor den Gesandtschaften steht kein abweisender Portier, sondern ein demütiger Kawaß. Wo in Europa ein grober Sekretär sitzt, steht hier ein freundlicher Dragoman auf. Zwei echte Gentlemen sind imstande, ein Bett zu teilen, nur um die bodenständigen Ungeziefer zu reizen. Die Brüderlichkeit der Herrenmenschen ist groß wie eine Stunde vor Weltuntergang. Man zittert vor dem Vulkan, auf dem man Charleston tanzt.
Ein paar Einheimische von Distinktion sind in den Kreis der fremden Götter aufgenommen. Es gibt in Tirana einen *Tennisklub,* in dem alle Rakettschwinger und Zahnpastaverbraucher verkehren dürfen. Ein albanischer Oberst und Nationalheros, österreichischer Herkunft, abenteuerlichen Charakters, ist freundlich gesehener Gesprächstoff. Albanische Beamte wagen eine Partie mit authentischen Frauen englischer Offiziere. Ein deutscher Direktor spielt Poker mit einem Vizekonsul eines Balkanstaates. Amerikaner sind sogar gegen Bulgaren freundlich, weil sie nach Sofia immerhin schon Gummischwämme geliefert haben, nach Tirana aber noch nicht. Mancher Minister ist oft daran, einem Kinderfräulein die Hand zu reichen, wenn sie europäische Sprößlinge an die Luft führt.
An gewissen Abenden ist *Ball.* Engländer, auch im Straßenanzug sofort erkennbar, kommen im Smoking. An solch einem Abend geschah es, daß ein feudaler Weltumsegler, der die Presse verachtet und überhaupt jedes Papier ohne Wappen, sich eine halbe Stunde mit mir unterhielt – was nicht auf Gegenseitigkeit beruhte. Man trank Whisky-Soda, gebraut von einem weißgardistischen Russen, der hier die Bar verwaltet, bis der Zar aufersteht. Man erzählte einander Geschichten. Denn es gibt einen Tratsch von Tirana – die fremden Götter merken gar nicht, wie menschlich sie sind.

Man erfährt, daß die hübsche Freundin des albanischen Präsidenten eine Wienerin ist, eine Wienerin aus Ottakring. Franzi heißt sie. In einem Fiat fuhr sie. Wann? Am Nachmittag! Um welche Zeit? Um vier Uhr zwanzig! Was trug sie? Einen neuen Hut! Was für einen Hut? Einen roten! – Der Major X., Adjudant der Schwester des Präsidenten, verbot einem albanischen jungen Beamten, mit der Dame zu tanzen. Als er es dennoch tat, ließ der Major den Beamten verhaften. Er saß drei Tage im Gefängnis von Tirana. Barbarei! sagen die Götter. In Bayern saßen Schriftsteller jahrelang, ohne jemals an einen Adjutanten geraten zu sein. In Amerika boykottiert man Chaplin, weil er seine Frau nicht nur auf den Mund geküßt hat. In Frankreich lebte ein gewisser Dreyfus. In Italien trinkt man bei gesundem Magen Rizinusöl. Aber in Albanien – in Albanien sind halt Zustände. –
Diplomaten müssen beweisen, daß sie die Interessen ihrer Länder »wahrnehmen«. Sie sitzen – exterritorial, über dem Land – wie Fliegen auf einer Käseglocke, summen in staatlichen Automobilen hin und zurück, besuchen einander, belauschen einander, beraten sich, machen aus Flöhen Elefanten, chiffrieren sie, telegraphieren sie heim. Dann spannt sich die Lage. Dann rüstet man ein bißchen. Dann läuft ein Journalist zum Telegraphenamt. Er hört etwas tuten. Es war die Autohupe eines Gesandten. In der Zeitung ist's die Feuerwehr von unserem Sonderberichterstatter. Die Zeitung belauschte den Diplomaten. Der Diplomat glaubt der Zeitung. Was haben Sie gehört? Banden in Skutari? Waren Sie schon beim Militärattaché? Wissen Sie noch nicht? Saloniki? Saseno? Panzerkreuzer? Hydroplan?!
Indessen arbeiten die albanischen Bauern auf den Feldern, die Händler verkaufen Opanken, die Schmiede hämmern Kessel, die Sattler nähen Sättel. Aber jeden Morgen marschieren Rekruten, Trommel, Reveille, tiefe Kniebeuge. Eines Tages wird man schon erschossen. Von Italienern? Von Südslawen? – Krieg ist Krieg.

Frankfurter Zeitung, 7. 7. 1927

ARTIKEL ÜBER ALBANIEN

(Geschrieben an einem heißen Tag)

Albanien ist schön, unglücklich und trotz seiner Aktualität langweilig. Die Berge sind manchmal aus einer unbestimmten klaren Substanz, man könnte sie für grünbemalte gläserne Klumpen halten. Nur an trüben Tagen, der Himmel ist dann nicht mit echten Wolken bedeckt, sondern mit einem dünnen Überzieher aus Wolkenstoff bekleidet, fühlt man, daß die Berge Gestein sind. Sie sind massiver geworden, auch unerbittlicher, das ganze Land ist wie ein abgeschlossener Hof, von natürlichen Gefängnismauern eingefaßt, die Freiheit ist ein relativer Begriff, man fühlt deutlich, daß es keine Eisenbahnen gibt, uns in das Jahrhundert zu führen, das unsere Heimat ist, man fühlt, daß Schiffe, zwei Stunden, vier Stunden, zwölf Stunden von hier entfernt, nur einmal in der Woche vor einem albanischen Hafen halten, und die Exotik lastet doppelt grausam als selbstgewählte Pein. Von Berlin aus betrachtet, ist Blutrache interessanter. In ihrer Heimat aber ist sie von Schmutz, Wanzen, finstern Nächten, zerbrochenen Petroleumlampen, fetten Spinnen, Malaria-Anfällen, trübem Seegrastee wettgemacht, gleichgültig und selbstverständlich geworden.

Unter solchen Umständen bin ich für Schönheiten der Natur weniger empfänglich als etwa die optimistischen geborenen Touristen. Ich registriere höchstens: stille blaue Tage von einer erhabenen Einfachheit, voll von einer guten Sonne, die selbst noch den Schatten brät und in jeder kühlen Felsspalte fühlbar ist, ein paar Vögel (die hier selten sind, weil man so fleißig schießt) in der Luft und selbstverständlich auch auf den Zweigen, Wälder von einer unermeßbaren Stille, Tiefe, Unendlichkeit, Vergessenheit. Ein paar Häuser, fensterlos, ringsum geschlossen, taube und blinde Würfel aus Stein, plump, rätselhaft und tragisch, trächtig von Schicksalen und geheimnisvoll verflucht. Auf jedem der Häuser, die so angelegt werden, daß sie einem Mörder Rast, einem Verfolgten Zuflucht, einer ganzen Sippe Sicherheit bieten, liegt der sogenannte Zauber der Unheimlichkeit, dem ich lieber nicht nahe komme. Ohne die Erlaubnis des Hausherrn darf man hier nicht die elendeste Hütte betreten. Hat man aber die Erlaubnis erbeten, so ist die Gastfreundschaft herzlich und unter eigener Lebensgefahr ausgeübt. Sie ist eine schöne Sitte, die Gastfreundschaft, sie führt auch zu

den edelsten Beweisen der Menschlichkeit. Aber sie hat freilich ihre guten Gründe in der egoistischen Überlegung der Menschen, die statt einer Gerichtsbarkeit die Blutrache haben, daß man sich irgendwo ausruhen muß, wenn man verfolgt wird, und daß schließlich jeder einmal verfolgt wird. Wenn man konsequent skeptisch denkt, kommt man zu der Überzeugung, daß eine gute Polizei besser ist als Gastfreundschaft. Mögen mir Albaner und andere Nationen nicht übelnehmen, daß ich einen unproduktiven Konservatismus zu schätzen nicht genug begabt bin. Die Albaner haben leider – neben anderen Eigenschaften, die ich verehre – diese eine, die ich nur verstehe: Sie sind ängstlich bedacht, alte Sitten zu bewahren, nicht nur am albanischsten zu bleiben auf Kosten der Menschlichkeit, sondern auch ihre Stammeseigenart auf Kosten der Nation zu pflegen. Diejenigen Albaner, die außerhalb des Landes wohnen, sperren sich freiwillig ab, heiraten nur untereinander und mißtrauen ihrer Umgebung. In Amerika bleiben sie Albaner, sprechen miteinander albanisch und kehren nach einigen Jahrzehnten zurück, wozu? – um in Albanien einen Gürtel aus Patronen zu tragen. Sie haben wie manche kleine Völker jene Art von nationaler Treue, die der Nation zum Aussterben verhilft und die nationale Kultur arm erhält. Daher kommt es, daß die albanische Sprache heute noch kein Wort für »Liebe« hat, nicht einmal bestimmte Bezeichnungen für die Farben des Spektrums, kein Wort für »Seele«, kein besonderes Wort für »Gott«, daß die albanische Literatur heute schon reicher, zumindest ein gewisses Abbild des heutigen albanischen Lebens sein könnte, aber immer noch so simpel ist wie etwa die ersten Lieder der europäischen Menschheit und selbst hinter der Entwicklung dieses langsamen Landes zurückbleibt. Die Stoffe der Literatur sind bukolische Familienangelegenheiten. Gleichzeitig mit dem nationalen Konservatismus lebt die Stammesfehde auf Kosten der Nation, religiöser Fanatismus auf Kosten der Religion. Denn die Albaner sind nicht etwa sehr gläubig. Aber ihre Zugehörigkeit zu einem Bekenntnis allein verführt sie, die Angehörigkeit der anderen Konfessionen mißgünstig anzusehen.

Ich weiß, daß die meisten »nationalen Eigenschaften« Folgen der unglücklichen Geschichte sind, der jahrhundertelangen bitteren Kämpfe gegen die Türken. Aber Tausende von Albanern gingen freiwillig in türkische Dienste, waren türkische Günstlinge, Feldherren, Beamte, halfen ihr Land unterdrücken und – blieben dabei Albaner. Launen der nationalen Natur! Ein albanischer Major sagte mir: »Es ist noch ein

Glück, daß uns die Türken unterdrückten und von ihrer Kultur abgeschlossen hielten. Denn sonst wäre heute die albanische Sprache spurlos verschwunden.« Es war, wie gesagt, ein albanischer Major, der so sprach. Deshalb erwiderte ich nicht, was mir auf der Zunge lag, nämlich:

Was haben Sie davon? Sagen Sie Ihrer schönen Frau: Ich liebe dich! auf albanisch? Wäre es nicht besser, auf türkisch alles zu sagen als auf albanisch nur die Hälfte? Es ist ein Verbrechen, eine Nation zu unterdrükken. Darin stimmen wir beide überein. Aber das negative Resultat dieser Unterdrückung, das in der zufälligen Erhaltung einer wissenschaftlich interessanten Sprache besteht, gerade deshalb zu loben, ist kindischer und falscher nationaler Stolz. Das aber sagte ich nicht.

Ich kam durch Städte von einer erhabenen Unheimlichkeit, in Städte von einer einfachen, großen Trauer. Ich sah Elbassan. Es ist eine der ältesten Städte des Landes. Ihre steinernen Häuser in steinernen Höfen, in steinernen Gärten haben die Monumentalität des Todes und gleichzeitig seine idyllische Trauer. Es gibt nichts Ergreifenderes als dieses Grün zwischen Steinen, dieses weiche, nasse Moos in den Furchen und Sparren, die Blüte des Moders und des Nichts. Der Stein erscheint gleichsam noch steinerner. Die Stadt erinnert in ihren Windungen, mit ihrem gebuckelten Basar, mit ihren Bogengäßchen an eine Art riesigen, launenhaft gegen alle Gesetze gewundenen Schneckenhauses, dessen erster Bewohner verstorben ist und einem Gewimmel lässiger, brauner, malerisch angezogener, auch mit Schmutz und Gebresten behafteten Händler seinen Platz überlassen hat. Übrigens gehören die meisten Häuser von Elbassan dem Herrn Shefgjet Verlaci, dem künftigen Schwiegervater Achmed Zogus. In Elbassan gibt es einen der schönsten, weitesten, grünsten Gebetsplätze des ganzen Landes, auf dem am heißen Nachmittag die Priesterschüler und die Priester liegen, der Metaphysik gewidmet. Im Osten sind die großen mohammedanischen Friedhöfe mit Grabsteinen, die an riesige Pilze erinnern, im Süden steht die berühmte gesprengte Skumlibrücke, weiterhin ein langgestreckter tiefgrüner Olivenwald, ein Bühnenwald aus einer Märchenvorstellung.

Ich erwähne Kruja. Es ist idyllisch, primitiv. Es erinnert an die ersten Bücher Moses, an die Geschichte, in der erzählt wird, wie Rebekka zum Brunnen ging. Ein naiver biblischer Jugendflaum liegt über der dörflichen Stadt, in der Töpfe in großen, glühenden, offenen Öfen ge-

brannt werden, alttestamentarische Topfformen, Henkelkrüge aus unschuldigem Ton, bräunlich-mädchenhaft, mit jugendlich schlanken Hälsen und Hüften und ein bißchen unfertigen, dünnen Trichtern. Auf offenen Feuern kocht türkischer Kaffee. Das Kaffeehaus besteht aus einem Cafetier und aus einer unbeweglichen Waage, auf deren zwei Schalen ein paar Täßchen klirren, gefüllt mit scharzem, dickflüssigem, süßem Saft. Diese Stadt regiert mit harter Hand ein Gendarmeriekommandant, der früher Bandenführer war (vulgär Räuberhauptmann). Er hat eine schöne Uniform mit goldenen Sternen.

Man begegnet auf den Wegen echt biblischen Szenen: Hirten mit Schals gegen Sonnenbrand, gefleckten Schäfchen, Hütten aus Blättern, Zelten aus geflochtenen Weiden, Männern auf Mauleseln, verschleierten Frauen, die im Gehen stricken. Das Land ist so friedlich, daß man an die gefährlichen Mordsitten nicht glauben will. Dennoch lernte ich einen Mann kennen, der einmal seinen Freund rächen wollte und aus Irrtum einen Unschuldigen erschoß. Er hatte eben Pech. Denn dieser Unschuldige hat zum Überfluß noch sieben Brüder, die alle hinter meinem Mann her sind. Er hat schon mehrere Unterhändler ausgeschickt, aber es dauert, ehe man sich einigt. Seit drei Monaten erwartet er jede Stunde seinen Tod. Es ist nicht etwa ein primitiver Albaner. Es ist ein Mann, der in Paris als Munitionsarbeiter gelebt hat und zurückgekommen ist, eigens um Blutrache zu nehmen. Obwohl er selbst verfolgt wird, sucht er immer noch den richtigen Mörder seines Freundes.

Kommt man dann in dreivierteleuropäische Städte wie Skutari, Valona, Korça, in Städte mit Stehkragen, Krawatten, Ansichtskarten, Rasierklingen, Goldplomben, Fordautomobilen und Advokaten – so glaubt man noch weniger an die Möglichkeit einer so engen Nachbarschaft von Halbkultur und Heldenepos. Dennoch ist der Bruder des Friseurs ein echter, erfolgreicher Bandenhäuptling. Kommt er in die Stadt, so läßt er sich rasieren, trinkt einen Kaffee und spricht wie du und ich. Menschen sind wir alle.

Die städtischen Albaner sind die furchtsamsten Menschen im Gespräch. Es gehört hier zum Schießen weniger Mut als zum Sprechen. Bevor ein Albaner seine wahre Meinung sagt, schießt er lieber. Er fürchtet die Ohren der Wände. Er sieht in jedem einen Spitzel, hat aber nur zur Hälfte recht; denn nur jeder zweite ist ein Spitzel. Eine albanische »Ochrana«, etwa im Sinne jener festgefügten russischen Organi-

sation, gibt es nicht – schon weil jeder albanische Städter, mit Leidenschaft und ohne aufgefordert zu sein, Nachbarn und ihre Handlungen und Wege beobachtet, ein kindisches Vergnügen darin findet, »Geheimnisse« zu entschleiern, und in vollkommen offenen und harmlosen Vorgängen gefährliche Geheimnisse sieht. Sie komplizieren sich das Leben, die guten Albaner. Ein Fremder wird nicht etwa besonders beobachtet, sondern mit Leidenschaft und aus primitivem Interesse von allen beobachtet. Viele Albaner, mit denen ich zufällig bekannt wurde, sagten mir auf den Kopf zu und machten dabei ein schlaues Gesicht: »Sie sind ein Journalist« – als hätte ich es zu verbergen gesucht und als müßte ich mich ertappt fühlen. Fragte ich aber: »Was gibt es Neues?« oder: »Was schreibt Ihre albanische Zeitung, die ich nicht lesen kann?«, so zuckten sie mit den Achseln, weil »Neues« sehr gefährlich ist und jedes Wort, das einer »Neuigkeit« ähnlich sieht, einen verraten könnte. Eine ständige Formel ist die Antwort: »Ich weiß nichts Neues! Erzählen *Sie* mir etwas. *Sie* wissen doch alles!« Dann kann man sicher sein, daß der verschwiegene Albaner sofort zu irgendeiner interessanten Stelle gehen wird, um zu berichten: »Er hat gesagt, daß ...« Die Lust dieser Menschen am Spionieren ist ebenso groß wie ihre Furcht, eine Meinung zu äußern. Und so selten äußern sie eine Meinung, daß sie mit der Zeit jede eigene aufgeben und nur fremde anhören. Denn wozu eine Meinung, die man verschweigt? An die Stelle einer politischen Überzeugung tritt politisches Parteigängertum, an die Stelle eines Kampfes die Konspiration, an die Stelle des Worts die Andeutung, an die Stelle der Vorsicht die Furcht. In diesem Land ist kein Regierender sicher und kein Regierter. Es gäbe keine öffentliche Meinung – selbst wenn sie gestattet würde. Im Laufe der langen Jahrhunderte haben die Albaner jede Freude am Recht zur öffentlichen Meinung verloren. Sie machen selbst aus unzweideutigen Offenheiten heimliche Rätsel. Gefahrlose Dinge goutieren sie nicht.

Ihre Tugenden sind Höflichkeit, Stille, Sanftmut, Bescheidenheit. Ihre gefährlichste Eigenschaft: die Liebe zum Geld. Es gibt Gegenden, in denen die Bauern Goldhaufen vergraben haben und immer weiter fleißig Gold sammeln. Vielleicht ist ihre Genügsamkeit zur Hälfte Geiz. Sie sind infolgedessen weniger arbeitsfaul als schwach. Sie leisten viel weniger als ein Europäer, weil sie schlechter genährt sind. Ihre Bedürfnislosigkeit grenzt an Unsinn. Ihre Bescheidenheit ist traurig und be-

drückend – ebenso bedrückend wie das frauenlose Leben in den Städten, in denen man tagelang keine Frau sieht, keine helle Stimme hört. Das Leben ist enterotisiert, die Liebe ist degradiert zur häuslichen Tugend, und ein Spaziergang ist langweilig wie ein Weekend.
Welch ein aktueller Boden!...

Frankfurter Zeitung, 30. 7. 1927

KNOTENPUNKT AM MORGEN

Es ist Sommer. Wenn der Zug hält, hört man die unermüdlichen Grillen in den Feldern und den Gesang der Telegraphendrähte, der wie das Surren von dunklen, unheimlichen, jenseitigen Sensen ist. Mitten zwischen Bergen, Feldern, Lerchen und Himmel liegt der Knotenpunkt. Man erreicht ihn um vier Uhr morgens, nicht früher, nicht später. Es ist im Fahrplan vorgesehen, daß die aufgehende Junisonne und der Passagier im Knotenpunkt zusammentreffen.

Die Gepäckträger sind schon aufgestanden, man ist nicht mehr allein. Die Schienen laufen nach allen Richtungen, elastisch wie gestreckter Gummi, von fernen Stationen festgehalten, damit sie nicht zum Knotenpunkt zurückschnellen. Der Bahnhof birgt ein trauliches Restaurant, 1., 2. und 3. Klasse. Gastfreundlich, wie er ist, beherbergt er einen roten Automaten, mit goldener Inschrift, sechs Münder für Münzen, einem geschnörkelten Griff und einem Barockgiebel, der wie von einem Miniaturportal entlehnt ist. Auf allen Bahnhöfen, an denen meine Kindheit vorüberführte, standen solche Automaten. In meiner Erinnerung verbindet sich ihr Bild mit dem rätselhaften Klang der Signale, dem Klang eines goldenen Löffels an Glas, den die Eingeweihten wohl zu deuten wissen und der den Laien nur zu verstehen gibt, daß irgendein Zug kommen wird, wer weiß woher. Auf dem ganzen Weg, den meine Kindheit zurückgelegt hat, stehen die roten Automaten. Wenn ich jetzt eine Münze hineinsteckte, ich zöge jene Schokolade heraus, die ich vor zwanzig Jahren gebraucht hätte und die mir heute nicht schmeckt.

Der kleine grüne Zeitungspavillon ist noch geschlossen, auch für den Tabakverschleiß ist die Stunde noch nicht angebrochen. Das Restaurant dagegen spendet schon Kaffee, in morgendlich gespülten Gläsern, die von einem Mädchen aus dem Bad gehoben und gegen die aufgehende Sonne gehalten werden. Zeitungen von gestern bieten sich an, ohne zu wissen, daß schon heute ist. Dieses Heute aber ist so stark, daß die Zeitungen sehr verjährt aussehen. Der Sonnenaufgang allein dementiert ihre Nachrichten.

Wenn man den Bahnhof verläßt, sieht man eine Ortschaft, so klein, daß die Frage auftaucht, warum gerade hier der Knotenpunkt entstanden ist; und wenn er schon da war, dank einem Zufall, der blind ist,

warum er nicht aus der Ortschaft eine Großstadt gemacht hat; und wieso es der Ehrgeiz eines Ortes sein kann, ein Knotenpunkt zu bleiben und seine ganze Bedeutung außerhalb seiner, am Bahnhof also, zu konzentrieren; und wie dieser Ort, obwohl jeden Morgen ein Zug stehenbleibt und Passagiere warten, so tief schläft, als wüßte er gar nicht, daß er ein Knotenpunkt ist. Denn nur die Hähne krähen, die es doch bestimmt nicht wissen. Erst um fünf Uhr geht ein Mann mit einer Harke und einer Gießkanne durch die einzige Straße des Orts, seinem Garten entgegen. Der Friseur schläft noch hinter dem Zaun, an dem sein Becken aus glänzendem Messing angebracht ist, ein Spiegel der Sonne. Im Hause Nummer 76 wohnt der Trompeter der Feuerwehr, eine Tafel besagt es. Sein Fenster zu ebener Erde ist offen, er steht auf, küßt seine junge Frau, stülpt sich ein Hemd über und begibt sich zum Waschbecken. Ich warte vor seinem Fenster und hoffe im stillen, daß er bald zu blasen anfangen wird, obwohl es nicht brennt. Ein intellektueller Sommerfrischler ist schon wach. Jetzt geht er, mit einem Stock bewaffnet, Spuren halbweicher Früchstückseier auf den Lippen, einen Berg hinan, die Zeitung in der Tasche, von seinem Abonnement bis ans Ende der Welt verfolgt, bis auf den höchsten Gipfel.
Wie langsam schleicht die Zeit, mit der Zeitlupe aufgenommen! Drei Stunden muß man warten, und die Uhr am Kirchturm bleibt außerdem zurück. Ein Bach treibt eine Mühle, ein Hirt eine Herde, ein Wind die Morgennebel. Der Zeitungspavillon am Bahnhof ist immer noch geschlossen. Er hat gläserne Wände, und es sieht aus, als schliefe er mit offenen Augen. Das Mädchen am Büfett wäscht immer noch die Gläser. Sie hat einen Zopf, eine Schürze, und ihr Mund ist ein kleiner roter Bogen. Waren Sie spazieren? fragt ihr Mund, während ihre Hände Gläser spülen. Fahren Sie weit fort?
Ja. – Möchten S' mich nicht mitnehmen? – Und weil ich nicht Ja! antworten kann (wie dumm ist man auf einem Knotenpunkt!), frage ich wieder: Möchten Sie denn mit? –
Oh, ja! sagte sie.
Wahrscheinlich stellt sie jeden Morgen dieselbe Frage, laut oder stumm, an einen Mann, der hier auf seinen Zug wartet, sehr weit wegfährt und ihr deshalb sympathisch ist. Ich möchte jetzt alt sein, um feig sein zu dürfen. Hätte ich einen weißen Bart oder wenigstens eine Glatze, ich könnte ihr sagen: Bleiben Sie am Knotenpunkt, liebes Fräulein! Es ist machmal besser, die Männer wegfahren zu sehn, als

mitgenommen zu werden. Denn wenn man alt ist, darf man die Mädchen mit weisen Lügen trösten und sich selbst ebenfalls.
Ich nehme sie nicht mit, aber ich gebe ihr die Hand. Sie wischt ihre Hand an der Schürze ab – diese Bewegung ist wie der Ausdruck ihrer Resignation. Sie hat ihre Wünsche ausgelöscht, mit einem Schwamm. Sie sagt: Gute Reise! Ich sehe sie nicht an, ich sehe schon zu den Schienen hinüber, sonst müßten wir uns küssen – und wir haben Angst, weil wir dumm, feig und praktisch sind.

Frankfurter Zeitung, 24. 6. 1927

DER FALSCHE KRONPRINZENSOHN

Harry *Domela* wird also noch ungefähr zwei Wochen im Gefängnis sitzen müssen. Die Sympathie der meisten, die dem Prozeß beigewohnt haben, ist mit ihm und mag ihn trösten. Er macht einen guten Eindruck. Abgesehen von einigen kleinen, merkwürdigen Sitten, die in Militärkreisen, bei den Saxo-Borussen und den märkischen adeligen Familien zum guten Ton gehören mögen, abgesehen von einem immer wiederkehrenden »Danke gehorsamst«, einer resoluten Handbewegung, die gleichsam ein Wegschieben von etwas Unangenehmem und Verächtlichem bedeutet, einem kurzen, entschiedenen und dennoch weich ausgesprochenen, gewissermaßen verwöhnten: »Tja!« – abgesehen von diesen Nebensachen macht Domela wirklich eine halbwegs gute Figur. Das heißt, man könnte ihn für einen Hohenzollernprinzen halten.
Sein Husarenstück – alle seine Husarenstücke – beging er nicht aus Opposition gegen die Gesellschaft. Er ist kein Rebell. In seiner Hochstapelei lag nicht jener rebellische Hohn, der den genialen Betrug des Hauptmanns von Köpenick zu einer schrecklichen Satire gemacht hat. Wenn diese republikanische Zeit und ihre monarchistischen Kinder trotzdem durch Domela blamiert wurden, so geschah es nicht, weil er es direkt wollte. Was unterschied den Schuster Voigt von diesem wirklichen preußischen Hauptmann? Die Rebellion des alten Zuchthäuslers, der die oberen Zehntausend haßte, und die großartige Ironie, mit der ein kleiner, schwacher Untertan den Kampf gegen die Gesellschaft

unternahm; diese Ironie, deren ein aktiver Militär niemals fähig sein kann. Was aber unterscheidet Harry Domela von einem Hohenzollernprinzen? – Wenig – außer der Tatsache, daß ein Hohenzoller es nicht nötig hat zu schwindeln. Harry Domela, ein Balte, ausnahmsweise bürgerlich (denn wir sahen in den letzten Jahren in Deutschland nicht viele bürgerliche Balten), hat nichts gegen die Gesellschaft, die sich heute durch ihn lächerlich gemacht hat. Im Gegenteil: Er hat alle Eigenschaften, die ihn befähigen, vollberechtigtes Mitglied dieser Gesellschaft zu werden, wenn man seine Hochstapelein als nicht zu seinem Charakter gehörig betrachtet. Sie gehören in Wirklichkeit gar nicht zu seinem Charakter. Er muß sich ihrer nur in einer Art Notwehr bedienen, um seine anderen Eigenschaften geltend machen zu können. Die *Natur* hat ihm alle Voraussetzungen für einen baltischen Baron oder einen Grafen oder einen Hohenzollernsohn gegeben. Aber die *Gesellschaft* blieb ihm die entsprechenden Titel schuldig. *Und diese holte er sich eben selbst.*
Er ist blond, blaß, schmächtig, er trägt die preußische Uniformfrisur, an der man manche Barone, Militärs, Beamte in Deutschland erkennt: der Kopf ringsum bis auf eine dünne Schicht kurzer, stachliger Härchen geschnitten, durch die man die nackte Haut schimmern sieht. Vorne – und so, als hätte ein plötzlicher militärischer Befehl dem Barbier geboten, die Maschine aus der Hand zu legen und von dieser bestimmten Demarkationslinie ab nur mit der Schere zu üben – vorne also ein blondes Käppchen aus gescheitelten, mit Wasser oder Fett niedergehaltenen Haaren. Blaue Augen, etwas ehrlich und etwas verwundert, ein bißchen bescheiden, ein bißchen aufgeweckt, ein unfertiger Blick, aus dem noch alles werden kann. Ein weicher, beinahe graziöser Mund, ein sanftes, weibliches Kinn, die Hautfarbe blaß, die Hände verhältnismäßig klein, aber nicht ganz ausführlich geformt, durch gelegentliche schwere Arbeit auch gerötet und ein wenig aus der angeborenen Eleganz gebracht. An den Händen hätte man ihn agnoszieren müssen. Niemals an seinem Gesicht, an diesem sanften, ausdruckslosen, unbedeutenden Muttersöhnchengesicht: Es könnte jedem Bürger gehören.
Man ist auch hereingefallen: der kleinbürgerliche Hoteldirektor, der adlige Frankfurter Bankier, der baltische Baron, ein Bürgermeister, eine ganze republikanische Reichswehrschwadron, das ganze Korps der Saxo-Borussen. Als der Prozeß kam, verzichteten sie, wurden zu

Hause verhört, kamen gar nicht in den Gerichtssaal – und der Justizapparat kam ihnen entgegen, verschonte sie, behütete sie vor der Blamage, sich vor einer schadenfrohen Öffentlichkeit zu zeigen. Dennoch waren sie da. Sie waren da, gewissermaßen mehr noch, als wenn sie gekommen wären. Denn wahrscheinlich hätte man an dem und jenem gesehen, daß er auch noch was anderes kann, als vor lauter Byzantinismus einem Hochstapler hereinzufallen. So aber, da nur Domela von ihnen erzählte – mit Hohn, berechtigter Schadenfreude und sogar mit Abscheu erzählte –, erschien von all den abwesenden Zeugen nur ihre grenzenlose Dummheit, riesengroß stand sie da und erfüllte den Gerichtssaal.

Frankfurter Zeitung, 12. 7. 1927

BLICK NACH SÜDSLAWIEN

Belgrad, im Juli

Man nennt Belgrad das Paris des Balkans. Lippenstifte, Wachsbüsten, Haarschnitte und Damenmoden, die Einrichtung der Kaffeehäuser und der Restaurants, der Geschmack des Hors d'œuvres und der Apéritifs, eine ganz bestimmte Sorglosigkeit in der Atmosphäre des abendlichen Korsos, ein ganz bestimmter Glanz über jenem heiter bewegten Straßenbild, das man »Leben und Treiben« nennt, eine gewisse phosphoreszierende Oberfläche: All das ist Pariser Konvenienz. Es gibt auch eine französische Buchhandlung – allerdings. Aber führte sie nicht den »Sourire« auf Lager, man könnte von einem geistigen französischen Einfluß überhaupt nicht sprechen. Dekobra, Claude Anet und andere von der französischen Schriftstellersorte, die den literarischen Qualitätsexport Frankreichs bildet und den geistigen Charakter ihres Landes fälscht, während sie es in fernen Gegenden repräsentiert, verleihen ihren jugendlichen Lesern die bekannte pseudofranzösische Haltung, deren Kennzeichen Unbeständigkeit, Nachtlebenerotik und Kinogalanterie sind. Die jungen Männer von Belgrad sind sehr elegant. Noch stundenlang, nachdem sie ihr Haus verlassen haben, sieht man ihnen an, wie lange sie vor dem Spiegel gestanden sind. Etwas vom Widerschein des Quecksilbers ist auf ihren piekfeinen Anzügen liegen-

geblieben, eine Art Silberpatina der Eitelkeit. Alle Männer unter dreißig – ich meine natürlich alle Männer jener Gesellschaftsschicht, für die Kaffeehäuser, Hauptstraße und Dancings gebaut sind – tragen breite, wallende, schlotternde, amerikanische Hosen, Hosenschöße sozusagen, die sich im Wind blähen, Beinsegel für Flanierer. Sie tragen helle, weiche, zartgetönte, leise und wie von einem immer wiederkehrenden, hartnäckigen Modezufall eingeknickte Hüte, bunte Schleifchen am Hals, an dem nur noch ein silbernes Glöckchen fehlt, um aus dem Träger ein etwas großgeratenes Schoßtier für verwöhnte Damen zu machen. In keinem Lande der Welt – ausgenommen in Polen – gibt es so schlecht bezahlte und gleichzeitig so elegant gekleidete Staatsbeamte. Es ist Sitte in Südslawien, nicht von seinem Gehalt zu leben, wenn man z.B. junger Attaché im Auswärtigen Amt ist. Man lebt nach alter Tradition von seinem Vater. Hat man keinen – und ein Vater, von dem man nicht leben kann, ist noch schlimmer als überhaupt kein Vater –, so wird man auch nicht so leicht Attaché im Auswärtigen Amt. Die sogenannten Zuschüsse sind das Gehalt, und das Gehalt ist ein Zuschuß.

Nirgends sind mir so elegante, flotte und – begabte Journalisten begegnet, nirgends auch so allmächtige. In Belgrad herrscht die Diktatur der Presse. Die Journalisten warten den ganzen Vormittag vor den Ministerien, mit Bleistift und Papier, sie erwarten die kommenden und gehenden Minister, Politiker stehen unter der ständigen, unerbittlichen Kontrolle der Reportage, es gibt da eine geheimnisvolle Beziehung zwischen der Geschichte des Landes und dem Zeilenhonorar der Reporter. Im Vestibül des Ministeriums des Äußern telephonieren die Berichterstatter die Resultate ihrer historischen Begegnungen. Diese Journalisten haben Eisenbahn und Schiffahrt (erster Klasse) umsonst. In Agram schenkt die Gemeinde der Presse einen Platz, auf dem ein Journalistenhaus gebaut werden soll. Von allen eleganten Männern, die man auf der Hauptstraße Belgrads sehen kann, sind (natürlich nicht statistisch nachweisbar) dreißig Prozent Staatsbeamte und dreißig Prozent Journalisten. Bleiben vierzig Prozent. Von diesen sind zwanzig Prozent Anwärter auf Beamtenposten und zwanzig Prozent gewesene Beamte. Denn in diesem außerordentlich parlamentarischen Land wechseln die Beamten mit den herrschenden Parteien und den Ministern. Die Beamten steigen und fallen, kommen und gehen mit den Ministern. Es ist ein flotter Handel von Menschen und Schicksalen, die

Regierenden und die Regierten wechseln miteinander die Plätze wie bei einem Gesellschaftsspiel. Es gibt nur *eine* Klasse, die immer regiert wird: Das sind die Arbeiter. Ich habe die proletarische Maifeier in Belgrad gesehen. Die Proletarier gingen in den Wald, tranken Sodawasser, aßen Butterbrot und sangen – weil revolutionäre Lieder verboten sind – nationale. Trotzdem waren die friedlichen Wälder voll von Polizisten und Spitzeln. Gegenüber dem Wald steht eines der neuen Schlösser des Königs, umgeben von Kasernen, kein Schloß ohne Kasernen. Kein König ohne Untertanen.

Und kein König ohne Leibgarde. Vor dem Schloß stehen zwei unbewegliche Leibgardisten. Wenn sie abgelöst werden, sieht man, daß sie nicht aus Holz sind. Fangen sie aber an, in freien Stunden spazierenzugehen, so sind sie bunte Reklamegegenstände für den Royalismus. Auf den Umschlagseiten der illustrierten Blätter ist oft der Kronprinz photographiert. Ein heiterer Knabe. Er kostet ein paar Millionen monatlich. Vor ihm präsentieren die hölzernen Leibgardisten das Gewehr. Die Burgmusik – am Nachmittag um 6 Uhr –, die zur Belebung des Korsos wie der Untertanentreue gleichermaßen dient, macht dem Kleinen Spaß. Gerne mischt sich der König unters Volk. Das heißt: Er geht im Park spazieren, wo das Volk aus Journalisten, Beamten und Abgeordneten besteht. Wenn man einen vernünftigen Südslawen fragt: »Wozu braucht ihr einen so kostspieligen König?«, so antwortet er: »Weil unser Volk noch nicht so fortgeschritten ist, um republikanisch regiert zu werden.« Indessen ist gerade das südslawische Volk intelligent, aufgeweckt, diszipliniert, politisch selbständig, kritisch, mit einem hellen, gesunden, ländlichen Verstand begabt, human, heiter, kultiviert, von einer guten, südlichen Sonne gesegnet, ohne nationalistische Vorurteile, ohne jeden religiösen Fanatismus, loyal gegen andere Nationen, Stämme und Rassen. Nirgends sah ich einen solchen Gegensatz zwischen dem Geist der Verordnungen und Gesetze und dem Charakter des Volkes. Die Verwaltung ist reaktionär, das Volk ist fortschrittlich. Die Polizei ist brutal, die Menschen sind freundlich. In den Ämtern herrscht Korruption, und die Bevölkerung ist ehrlich. Die Regierung ist reichlich naiv, und die Regierten sind klug. Der König hat diktatorische Gelüste und das Volk demokratische Neigungen.

Die Sittlichkeit ist zu einer Seuche geworden, die »uneheliche Liebe« ist beinahe verboten, jedenfalls erschwert. In manchen Städten geht hinter jeder Prostituierten ein Polizist einher. Es ist den Mädchen ver-

boten, Passanten anzusprechen. Jede Frau, die sich mit einem Mann in ein Hotel begibt, gerät in Gefahr, wegen »gewerblicher Unzucht« verhaftet zu werden. Öffentliche Häuser sind nur in bestimmten Städten erlaubt. Es gibt engbegrenzte erotische Rayons. Liebe in Wäldern ist gesetzlich verboten. Hinter jedem zehnten Baum lauert ein Polizist. Die ungesetzliche Fortpflanzung ereignet sich unter zahlreichen Vorsichtsmaßregeln. Die Frauen sind schön wie Göttinnen und keusch wie Engel. Ein Ehebruch ist leichter als eine Liebschaft. Die Liebe führt schnurstracks zur Ehe. Und diese erst ist gefährdet. Sicher ist nur die Nachkommenschaft. Denn das Volk ist, Gott sei Dank, fruchtbar.

Frankfurter Zeitung, 16. 7. 1927

»NUR ECHTE ERLEBNISSE«

Antwort an Herrn Arthur Eloesser

Herr Arthur Eloesser teilt im »Ersten Morgenblatt« vom 10. Juli die Ergebnislosigkeit des *Preisausschreibens* mit, das der Verlag S. Fischer vor einigen Monaten veranstaltet hat. Das Preisausschreiben trug die Marke: *»Das Erlebnis«*. Nach Herrn Arthur Eloessers Meinung kamen »nicht erdichtete, sondern nur echte Erlebnisse in Betracht, die schicksal- oder charakterbildend gewirkt hätten«. Die Veranstalter des Preisausschreibens bzw. die Preisrichter »dachten nicht vornehmlich an ein Wettschreiben um die höchste schriftstellerische Qualität« – sie »wollten vor allem Stimmen hervorrufen, die ohne solche Ermutigung stumm geblieben wären«.

Der »Schreiber dieser Zeilen« hat sich an dem Preisausschreiben *nicht* beteiligt. Nicht nur deshalb, weil er der Meinung war, daß diese ewige Preisausschreiberei ein Unfug ist und daß die Verleger besser daran täten, ihren Autoren, deren Talente sie nicht mehr auf die Probe zu stellen brauchen, fleißiger Honorare zu zahlen; nicht nur deshalb, weil er überzeugt ist, daß ein Schriftsteller mit Selbstbewußtsein (das jede Begabung begleitet) sich einem Preisrichterkollegium selten unterwerfen wird – und wäre es auch aus den trefflichsten Kritikern zusammengesetzt; nicht nur deshalb, weil er die Erfahrung gemacht hat, daß in sehr seltenen Fällen ein Preis wirklich dem Meistbegabten und Wür-

digsten zuteil geworden ist – nicht nur all dieser Gründe wegen –, sondern zuerst deshalb, weil er die Bedingungen dieses Preisausschreibens für naiv und unerfüllbar hielt. Er hätte die Ergebnislosigkeit voraussagen können, insbesondere, weil er sich über die Tadellosigkeit, den sichern literarischen Geschmack, die kritische Erfahrung der Preisrichter im klaren war. Er wunderte sich nur darüber, daß sie ein so aussichtsloses Amt übernommen hatten.
»Nicht erdichtete, nur echte Erlebnisse« kamen in Betracht. Nun gibt es aber innerhalb des literarisch Wertvollen, also allein eines Preises Würdigen, überhaupt keine erdichteten, sondern eben *nur* echte Erlebnisse. Ihre Wahrhaftigkeit, ihre Notwendigkeit, ihre schicksalsmäßige Bedeutung erhalten sie durch die gültige Form. »Das Erlebnis« als nackte Begebenheit, als Wirklichkeit, als Historie oder Episode ist kein Verhandlungsgegenstand für ein Preisgericht, sondern Rohmaterial für einen Schriftsteller. Es ist ein Unterschied, ob das »Erlebnis« für einen Menschen ein Schicksal bedeutet hat oder ob es, aufgezeichnet, die Leser von seiner Schicksalsmäßigkeit überzeugt. Hatte der Verlag S. Fischer einen Preis für ein Erlebnis bestimmt oder für die Formung eines Erlebnisses? Im zweiten Fall war es überflüssig, die Betonung auf die Erlebnistatsache zu legen – denn alles gültig Geformte ist selbstverständlich Erlebnis, ist mehr: nämlich dreifach, vierfach, tausendfach gesteigertes, erlebtes, erlittenes Erlebnis. Im ersten Fall aber war das Preisausschreiben vollkommen verfehlt, und *jeder* Preis wäre ungerecht gewesen; denn es ist überhaupt kein Verdienst, etwas zu erleben, und schon gar nicht Aufgabe eines Verlags, die Zufälligkeit des Erlebens zu belohnen.
Man wollte »Stimmen hervorrufen, die stumm geblieben wären«. Welch eine Naivität! Welch unverständliche Verwechslung! Als ob Menschen, die stumm bleiben, es nicht *müßten*; – und als ob Menschen, die sich äußern, sich nicht äußern *müßten*! Wollte man Tagebücher privater Natur an die Öffentlichkeit bringen? Sie wären Material gewesen für Historiker, Schriftsteller, Betrachter und Kritiker der Zeit; Modelle für Romanciers und Dramatiker. Man hätte dann einen Preis für ihre künstlerische Bearbeitung ausschreiben müssen. Die »Lust des autobiographischen Bekennens«, die Herr Arthur Eloesser um 1800 findet und heute vermißt, mag allerdings unsern Zeitgenossen vergangen sein. Es gibt viele Gründe dafür – sie gehören nicht hierher. Aber diese Lust wurde auch um das Jahr 1800 nicht etwa durch Preis-

ausschreiben geweckt, sie erwachte von selbst und – wenn die Autobiographie gültig, das heißt: nicht privat, sondern interessant, Anteil und Teilnahme verdienend gestaltet wurde, war sie eben nicht die Folge einer »Lust« mehr, sondern die einer Notwendigkeit. Wo aber das Autobiographische privat blieb, war es historisches oder schriftstellerisches Material, wie gerade der von Herrn Eloesser zitierte Goethe beweist. Wenn er die »Lebensbeschreibung eines der Geringsten« herausgegeben hat, so geschah es, weil er einmal ein exemplarisches Rohmaterial herausgeben wollte. Wenn er gesagt hat, die Deutschen schrieben um so schlechter, je mehr sie philosophierten, so meinte er damit noch lange nicht, daß der Literatur etwas verlorengeht, sondern er beklagte die Unfähigkeit der Deutschen, sich der Erzählung als eines Verkehrsmittels zu bedienen. Wenn Goethe »Bekenntnisse von Geschäfts- und Tatmenschen oder von genialen Frauenzimmern« empfing, so gab er damit allen Schriftstellern ein glänzendes Beispiel. Schriftsteller – nicht Verleger – sind eben dazu verpflichtet – und sie setzen auch keine Preise dafür aus. Der Verleger soll die durch den Schriftsteller verarbeiteten Bekenntnisse drucken... wenn es ein Geschäft ist.

Wenn Herr Eloesser die Armseligkeit des eingelaufenen Materials zitiert und beklagt, so beweist er nur, daß er und seine Kollegen das Material nicht als Schriftsteller, sondern als Preisrichter betrachtet haben. Denn aus der armseligsten der eingegangenen Geschichten könnte ein berufener Autor ein erschütterndes Werk gestalten, das würdig wäre, im Verlag S. Fischer zu erscheinen und von den Preisrichtern gelobt zu werden. Mag sein, daß vor hundert Jahren die Menschen sich selbst strenger formten und somit gewissermaßen ihre eventuellen Autoren die halbe Arbeit abnahmen. Aber deshalb hätten sie vor hundert Jahren auch noch keinen Preis verdient. (Warum sich die Zeiten so geändert haben, gehört nicht hierher.)

Herr Eloesser teilt mit, daß »die *Jugend*« sich am Preisausschreiben nicht beteiligt habe. Diese Jugend hat recht und gibt der ganzen Veranstaltung unrecht. Diese Jugend hat keine dilettantischen Bekenntniswünsche. Wenn sich in ihren Reihen Schriftsteller finden, so schreiben sie und *nur* sie. Die anderen haben sich am Preisausschreiben nicht etwa deshalb nicht beteiligt, weil sie lieber Fußball spielen, statt zu schreiben, sondern weil sie, ohne Schriftsteller zu sein, ohne schreiben zu *müssen*, niemals schreiben würden, auch wenn sie *nicht* Fußball

spielten. Wenn einige unter ihnen sich selbst Rechenschaft geben, so schicken sie diese Korrespondenz mit sich selbst keinem Preisgericht ein. Die jungen Menschen haben mehr Geschmack und weniger Zeit. Eine andere Frage aber erscheint mir wichtiger: Es wäre zu wünschen, daß man *öffentlich* die würdigsten und bedürftigsten Autoren – es müssen nicht gleich neuentdeckte sein – mit dem ausgesetzten Preis auszeichnet. Er wird manchem von ihnen ein wichtiges Erlebnis bedeuten...

Frankfurter Zeitung, 19. 7. 1927

EIN PAAR TAGE DEAUVILLE

Ich liebe die Gare St. Lazare und die Züge, die hier abgehn. Es ist ein lebhafter Bahnhof, mit vielen überflüssigen Läden und vielen überflüssigen Dingen, die für Reisende unentbehrlich sein sollen: zum Beispiel leicht zerbrechlichen Flakons und Spiegeln, schweren Lederköfferchen für Manikürgeräte, die man besser in der Tasche trägt, patentierten Etuis für Tintenfässer, die man in der Hand halten muß, damit sie nicht aufgehen. Für wen sind diese lästigen und blinkenden Angelegenheiten? – Für die reichen Leute. Wohin fahren die reichen Leute? In die »Saison« nach *Deauville.*
Ja, es ist Saison in Deauville. Von New York gehen in diesen Wochen besondere Dampfer nach Le Havre-Deauville ab, 6 Tage sind die Schiffe unterwegs, ein Katzensprung über den Ozean. Von London kann man um 9 Uhr abends wegfahren und ist gegen 7 Uhr früh in Deauville. Von Paris dauert die Fahrt knappe drei Stunden – Deauville ist 184 Kilometer von hier entfernt.
Der Zug, in den ich steige, führt nur Wagen erster und zweiter Klasse und ist entschlossen, unterwegs überhaupt nicht zu halten. Es ist ein nobler Zug, es scheint mir, daß er die Gegend verachtet, die er durchfahren muß. Mit höhnischem Gepolter rast er durch Stationen, die keine mondänen Seebäder sind, und den Gruß der signalisierenden Beamten nimmt er kaum zur Kenntnis. Wir sind reiche Leute, wir Passagiere. Wir dürfen uns auf keinen Fall in der Eisenbahn langweilen, wir sollen es erst am Strand. Fiele es dem Zug ein, irgendwo unterwegs

stehenzubleiben, so können wir es uns leisten, ihn zu verlassen und einen Aeroplan zu besteigen. Wir wollen zu einem bestimmten Ziel und fahren zu einem bestimmten Ziel – ohne Aufenthalt. Wir sitzen in großen, breiten und hellen Wagen, die Fenster dieses Zuges sind ausnahmsweise mit zwei Fingern aufzumachen und zu schließen, die Türen sperren von selbst, so daß keiner von uns hinausfällt, auch wenn er sich entgegen dem Verbot anlehnt, kein Passagier dritter Klasse stört uns, keiner von jenen, die aus Städten ohne Saison dazusteigen, keiner von jenen, die sogar in der Zeit zwischen dem Grand-Prix und der ersten Herbstmodeschau ekelhaften Beschäftigungen nachgehen müssen – wir sind ganz unter uns.

Wir sind ganz unter uns, das heißt: Wir sind nicht krank, sondern mondän. Auch Ärzte empfehlen uns Deauville zuweilen, sie verordnen es sogar, aber nicht, weil sie die Krankheit, sondern weil sie die Gesundheit ihres Patienten festgestellt haben. Deauville ist das typische mondäne Seebad. Es besteht aus Strand, Horizont, sauberen, weißen, stillen Häusern, einem lauten Kasino, Sportrasen, einer Rennbahn, Kaffeeterrassen, Restaurants. Es ist kein Produkt der Natur, obwohl es alle Annehmlichkeiten, welche die Natur gelegentlich auch vergeben kann, mit Sorgfalt und wählerischem Sinn einkalkuliert. In dem Maße, in dem die Natur bereit ist, etwas von ihrem Reichtum den oberen Schichten der Menschheit abzugeben, und in dem Maße, in dem diese es mit ihrer Würde vereinen können, etwas vom Reichtum der Natur unentgeltlich anzunehmen – nur in dem Maße ist Deauville natürlich. Im übrigen scheint es von einem Architekten, der Sanatorien baut, erschaffen zu sein. Seine Sportrasenflächen sind doppelt und dreifach grün, die Wellen des Meeres rauschen dreifach stark. Wenn ich einen Gärtner sehe, der Blumen in Deauville besprengt, so zweifle ich daran, daß Wasser aus seiner Kanne fließt; ich glaube, es ist Parfüm, Gartenparfüm von Houbigant. Hier wachsen Rosen, Veilchen, Stiefmütterchen in privaten Gärten, Blumen aus Modesalons, jene künstlichen Floraprodukte, welche die schönen Frauen in der ganzen Welt – die unverwelkbaren Frauen – an ihre mondänen Kleider heften.

Man kommt natürlich nicht direkt in Deauville an – wie sollte man! Man kommt in *Trouville* an, der Schwesterstadt, der etwas vernachlässigten, die es übernommen hat, den Bahnhof zu beherbergen. Denn schon ein Bahnhof ist ungesund. Ein Bahnhof verbreitet Steinkohlendunst, und in Deauville soll es keine Art von Dunst geben. Trouville

ist eine liebe, alte normannische Stadt mit Giebelhäusern, mit Läden, mit Droschken und Automobilen. Ohne Trouville könnte Deauville nicht Deauville sein. Trouville versorgt Deauville mit den nüchternen Notwendigkeiten.
Es gibt in Trouville allerdings auch Hotels und einen Strand. Aber es sind kleinbürgerliche Hotels und ein bürgerlicher Strand. Außenseiter wie ich wohnen in Trouville, baden in Trouville. Sie zahlen während der Saison immerhin 30 bis 50 Francs täglich für ein Zimmer. Hätten sie aber den Mut – zu dem allerdings Geld gehört –, sich nach Deauville hinüberzuwagen, sie würden 200 Francs täglich für ein Zimmer zahlen.
Aber sie haben nicht den Mut, sie haben nicht das Geld. (Man weiß nie, wo die Feigheit aufhört und wo die Armut beginnt.) Was mich betrifft, so kenne ich mich nicht mehr aus. Ich wandere nur der Pflicht halber am Nachmittag nach Deauville. Ich halte mich selbst für einen Reichen. Ich lese in einer mondänen Schneiderzeitung einen Artikel mit dem Titel:

»Conseils à Jean Jacques avant son
départ pour Deauville.«

Ach, was sind das für Ratschläge! »Ich sehe Dich«, so schreibt der Ratgeber, »mein lieber Freund, am Morgen nach Deiner Ankunft aus dem Bett steigen, in einem Pyjama von ernstem Muster, das Deinem Charakter widerspricht; in einem Farbenton, der Deiner Jugend entspricht – also trotz des Ernstes hell ist, aber keineswegs schreiend. Es ist einer von jenen englischen Pyjamas aus Crêpe de Chine, die so angenehm zu tragen sind. – Es klopft an Deiner Tür! Du rufst herein! Und mit der Schnelligkeit, die Dir Deine Jugend gestattet, vertauschest Du Deinen Pyjama mit einem Zimmer-, mit einem Frühstücksanzug von jungem und lebendigem Farbton, sehr zart und sehr weich, ein angenehmer Kontrast zu Deinem Pyjama, dennoch ebenfalls aus Crêpe de Chine, aber an den Rändern mit zarten Mustern ausgestattet. Du rauchst die zwei Zigaretten, die Dir erlauben, ohne sonderliche Langeweile Dein Morgenbad zu erwarten. Nachdem du gebadet hast, suchst Du in Deinem Koffer nach der passenden Vormittagskleidung. Was findest du? – Schuhe aus weißem Hirschleder, von gelbem Ziegenlederrand eingefaßt – gelb, nicht rot! – Daß Du es nicht vergissest! – ohne jedes Muster, ohne Löcher, ohne Schnallen, zarte Schuhe und

dennoch starke Sohlen, Schuhe, die zu Deinem hellgelben Rock passen und Deiner weißen Hose mit punktierten blauen Streifen.« –
Ach! ich trage nur einen dunkelgrauen Sommeranzug. Mein Gewissen ist auch etwas beschwert, weil ich, als es an meiner Tür klopfte, in meinem Pyjama blieb, es nicht gegen einen Morgenanzug vertauschte, und dieser Pyjama war überdies weiß, mit dunkelblauen Streifen. Auch sind meine Schuhe nicht aus weißem Hirschleder, sondern aus ganz gemeinem, beinahe ekelhaftem gelbem Chevreaux. Werde ich überhaupt ins Kasino können?
In dieses Kasino – in dem man Roulette spielt (im großen Saal) und Bakkarat (im kleinen) – kann ich ungehindert eintreten. Nur Männern ist der Eintritt gestattet. Vor einem Jahr hatte die Pariser Schauspielerin Yvonne Printemps gewettet, daß sie auch hineinkommen würde. Sie gewann 10 000 Dollar und kam hinein. Sie hatte Männerkleidung angelegt. Offenbar jene Schuhe aus weißem Hirschleder, wie sie oben beschrieben sind. Herr Citroën, der Pariser Autokönig, ist ständiger Gast in diesem Kasino. Er lebt in Deauville von Juli bis Ende August, verliert im Spiel, und es geht das Gerücht, daß er jedes Jahr vor der Abfahrt jedem Croupier ein Citroën-Auto als Abschiedsgeschenk überreicht.
Der Herr Citroën hat in Deauville eine Villa. Sie steht weiß, leuchtend, ein Edelstein unter den Häusern, in einer Seitenstraße, in einer stillen Seitenstraße, in der nicht einmal ein Citroën-Auto tuten darf. Neben der Citroën-Villa befindet sich das Haus des Pariser Herrn Rothschild. Es ist heute geschlossen, Herr Rothschild ist noch nicht da, sein Gärtner geht mit einer Spritzkanne umher, der Lakai hat keine Livree, die Pferde wiehern im Stall, die Blumenbeete warten bunt auf Herrn Rothschild. Man erwartet ihn nächste Woche.
Villen, Villen, lauter Villen! Es gibt da einen Boulevard Eugène Corniché, in dem kein Mietshaus zu stehen wagt. Alle Villen haben normannische Fassaden, trauliche Giebel, kleine Balkons, steile Dächer, weinlaubüberhangene Veranden. Aber es ist ein Baustil, der nicht aus der Tradition kommt, sondern der sich die Tradition ausgeliehen hat, um wenigstens nicht vergessen zu lassen, daß Deauville in der Normandie liegt. Es könnte vielleicht einem der reichen Amerikaner, die hierherkommen, einfallen, eine Photographie von dem Boulevard Corniché mitzunehmen, um zu wissen, was eigentlich »normannisch« ist. Wenn der Paddock von Deauville einen normannischen Giebel hat, mit brau-

nen Querbalken, die wie das zartgestreifte Muster einer Vormittagshose aussehen, so bedeutet dieser »Stil« eine Konzession der Badeverwaltung an das ethnologische Interesse der Kurgäste, denen die Erinnerung an zementierte Badekabinen nicht genügt.
Denn es gibt zementierte Badekabinen in Deauville, in denen man sich nicht erkälten kann, einen hölzernen Steg, der das Meer mit der Badedirektion verbindet, Kaffeeterrassen, auf denen man im Trikot Orangeade trinken darf, ohne zu zahlen, weil man im Wasser Kredite hat und keine Brieftasche, drei Terrains für Polospiele, 200 Pferde zum Verleihen, »pompejanische Bäder« mit Bassins von antiker Rundheit mit echten Negerjazzbandkapellen, Hotelvestibüls, in denen man Fünf-Uhr-Tees tanzt, einen theatralischen Mondschein für romantische Milliardäre, die vom Wetterbericht unabhängig sind, und Ebbe und Flut, die von der Kurverwaltung reguliert werden. Nur einmal im Jahr, an einem Sonntag im August, ist das volkstümliche Element zugelassen: Da gibt es so eine Art normannisches Kostümfest, an dem alle Menschen in allen Volkstrachten erscheinen. Aber bei näherer Betrachtung erweist es sich, daß viele Trägerinnen der Kostüme aus der Park-Avenue in New York stammen und aus den Champs-Élysées in Paris. Man sagt, daß der Badesand von Deauville von Coty alljährlich ausgestreut wird – zur Reklame für den »Figaro«, den er gekauft hat. Aber das ist eine Übertreibung.

Frankfurter Zeitung, 28. 8. 1927

SENTIMENTALE REPORTAGE

Am Morgen stand vor dem Hotel ein Hund. Mit dem flüchtigen Blick eines Schriftstellers, dem Individuen vertrauter sind als Gruppen, Gattungen und Rassen, sah ich den Hund für einen Fox an. Er sprang an mir hoch, leckte meine Hand, erwartete, daß ich ihm etwas zum Spielen hinwerfe. Er hatte ein weißes Fell und unter dem linken Auge einen schwarzen Fleck. Während ich seine Ohren betrachtete, mit denen er wedeln konnte, gewann ich den Eindruck, daß es die Ohren eines Jagdhundes waren; und weil ich die Mischungen höher schätze als die mühsam gezüchteten Abkömmlinge reiner Rassen (die auch durch Mi-

schungen entstanden sind) und weil ich – vielleicht im Gegensatz zur Naturwissenschaft – glaube, daß die Ereignisse einer zufälligen, unkontrollierten und obdachlosen Leidenschaft intelligenter sind als die einer sorgfältig vermittelten Tier-Ehe, wurde mir der gleichgültige und fremde Hund sympathisch. Er war kein Fox. Aber er war ein Hund.
Kein Zweifel, daß er herrenlos war. Er trug zwar ein Halsband, aber keine Marke. Es war ein gutes, ledernes Halsband, mit kleinen quadratischen Metallplättchen verziert. Solche Halsbänder kaufen nur wohlhabende Hundebesitzer. Diese aber hängen auch Marken an die Halsbänder. Wenn der Hund zwar noch ein Halsband, aber keine Marke mehr besaß, so war anzunehmen, daß ihn sein Herr nicht verloren, sondern verlassen hatte. Ich nahm es jedenfalls an, daß der Herr den Hund gekauft hatte – in der Meinung, es sei ein Fox. Als der Herr aber sah, daß der Hund die Ohren eines Jagdhundes bekam, beschloß er, das Tier loszuwerden. Er führte es – es war noch jung, und Millionen Gerüche verwirrten es – in eine abgelegene Straße, ließ es stehn, sprang in ein Auto und verschwand. Denn nicht alle Menschen denken so über Mischlinge wie ich.
Außerdem war der Hund krank. Über seiner Stirn war ein dünner, rötlicher Ausschlag verstreut – nicht häßlich, nicht ekelhaft, eher harmlos und vom Aussehen einer harmlosen obligaten Kinderkrankheit, aber immerhin ein Ausschlag. Er roch nach einer Salbe, mit der man ihn noch jüngst behandelt haben mußte. Dieser starke Duft – er war wie Lavendel und Karbol – mochte die unerfahrene Nase des Hundes noch mehr verwirrt haben, so daß er nicht mehr nach Hause fand und einen fremden Menschen für einen bekannten hielt. Den Entschluß des Besitzers, den Hund zu verlassen, hatte diese Krankheit sicherlich gefestigt, wenn nicht hervorgerufen. Denn ich traue der Güte eines Menschenherzens noch immerhin so viel zu, daß es einen Mischling erträgt. Aber einen kranken Mischling gesund zu pflegen, und wäre es auch nur mit einer Salbe, geht über seine Kraft. Schließlich ist man nur ein Mensch.
Am Nachmittag dieses Tages mußte ich den Ort – ein Kurort in Südfrankreich – verlassen. Ich hatte eine lange Reise vor. Achtzehn Stunden in einem Güterwagen, an jeder Station von geschäftigen und vielleicht auch gehässigen Trägern gestoßen oder geworfen: Das ist für einen kranken Hund zuviel. Ich hätte mich freilich um ihn kümmern, ihn vielleicht im Kupee verbergen können. Aber auch mein Herz hat nur menschliche Qualitäten.
Ich ging mit dem Hund ins Restaurant. Er bekam einen Knochen, Ge-

müse und Wasser. Den Knochen nahm er mit, als wir weitergingen. Wir kamen zur Polizei, in die »Abteilung für gefundene Gegenstände«. In einem kahlen und feuchten Zimmer saß ein Beamter an einem langen und breiten Tisch. Dieser Tisch, schwarzbraun, von Holzwürmern zernagt, von Millionen Federn zerstochen, bildete zugleich die Barriere zwischen dem Beamten und dem Publikum. Um auf seinen Stuhl zu gelangen, mußte der Mann über den Tisch klettern oder durch eine verborgene, absichtlich geheim angebrachte Tür das Zimmer betreten, ähnlich wie Schauspieler die Bühne. Es schien mir auch, daß der Beamte hinter dem Tisch gar nicht seinen nüchternen Beruf ausübte, sondern daß er eine Rolle spielte – eine Nebenrolle allerdings. Er saß vor einem schmalen Buch, einem Tintenfaß, einem grünen Federhalter – den einzigen Gegenständen auf dem breiten, wüsten Tisch –, und er schrieb nicht einmal. Er wartete. Vielleicht verließ er dieses Zimmer überhaupt niemals. Vielleicht wartete er seit der Begründung der Polizei. Er hatte runde, goldbraune und sehr schnelle Augen. Sie erinnerten an die kleinen, gläsernen Spielkugeln der Kinder. Nach allen Richtungen rollten sie hurtig – von allen Körperteilen, die den Beamten ausmachten, schienen sie allein frei und beweglich zu sein. Denn selbst die Hand, die der Beamte mit der Feder zum Tintenfaß und dann zum Buch führte, bewegte sich nicht dermaßen, daß man sagen könnte, es wäre eine freie Hand gewesen. Es war, als könnte sie überhaupt keine andere Bewegung vollführen als die von der Weste zum Tintenfaß und vom Tintenfaß zum Buch. Es war eine rötliche, dünne Hand mit blauen Adern und stumpfen Nägeln, und von den Fingern waren nur Daumen und Zeigefinger gebrauchsfähig. Die andern drei Finger hingen nutzlos an der Hand wie Berlocken. Der Arm steckte ebenfalls fest an der Schulter, nicht durch eines der üblichen Kugelgelenke mit ihr verbunden, sondern wie ein Riegel in sie geschoben.

Der Hund spielte unter dem Tisch mit dem Knochen. Zwar war er kein Gegenstand, aber er gehörte doch in die Abteilung für gefundene Gegenstände. Während der Beamte aber Brieftaschen zu behalten das Recht und die Pflicht hatte, blieb ihm, einen Hund zu bewahren, überhaupt keine Möglichkeit. Vielmehr bestimmte das Gesetz, daß ich, der Finder, den Hund 24 Stunden zu behüten, zu pflegen und zu ernähren habe. Meldete sich nach Ablauf dieser Frist der Eigentümer nicht, so konnte ich den Hund laufen oder töten lassen.

Ich sagte dem Beamten, daß ich gegen dieses Gesetz zu handeln und heute noch abzureisen entschlossen sei, vielleicht mit dem Hund, wahrscheinlich aber ohne ihn. »Wie Sie wollen!« sagte der Beamte. Denn es war nicht seine Pflicht, mich von einer Übertretung zurückzuhalten. Ich war bereits erwachsen und konnte tun, was ich wollte. Er legte seine Sehkügelchen einen Augenblick auf mein Gesicht. Er sah mich an wie einen, der ins Feuer rennt. Andere, nicht an Schreibtische gebundene, auf Automobilen dahinsausende Beamte waren dazu da, mich irgendwo zu ergreifen und den Gerichten zu überliefern. Ihm selbst blieb nichts mehr übrig, als dem Hund unter dem Tisch einen Fußtritt zu versetzen. Er konnte es sich leisten, weil es ja ein herrenloser Hund und ein gefundener Gegenstand war. Er mußte es sogar tun, denn wie sollte man einem Tier anders beibringen, daß es bereits eingetragen sei? Vielleicht benützte der Mann auch die Gelegenheit, mir zu zeigen, daß er noch einen Fuß bewegen könne. Denn er saß, wie gesagt, schon lange auf seinem Platz.
Auf der Straße riet mir ein Mann, ich sollte mit dem Hund zum Tierschutzverein. Ich läutete an dem eisernen Gitter einer Villa. Auf der Stiege kam mir ein Herr entgegen, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte. Er verbarg es im Schatten, der den oberen Teil der Stiege verfinsterte. Ich sah nur seine Weste, seine dunkle Hose, seine roten Pantoffeln, ein Stückchen von seinen gelben Strümpfen. Ich hörte nur seine Stimme, eine sanfte, tiefe Stimme, aus einem eingefetteten Hals. Die Worte rollten auf geölten Rädern. Die Stimme wies mich ab. Sie wäre zwar, sagte sie, der Präsident des Tierschutzvereins. Aber sie könne nur in der Saison, wenn die Engländer kämen, Tiere annehmen, für die sich unter den Kurgästen ein Käufer finde.
Ich fragte in den Schatten hinauf, ob es einen Tierarzt in der Nähe gäbe. Ja, kam es zurück, aber einen, den man zahlen müßte. Offenbar wurde oben angenommen, daß jemand, der einen falschen Fox gefunden habe, eine Konsultation zu bezahlen nicht imstande sei. »Ich werde bezahlen!« rief ich empor. Und erfuhr die Adresse.
Es war aber bereits zehn Minuten nach vier, als ich zum Tierarzt kam. Seine Frau öffnete, erkannte sofort die schlechte Rasse des Hundes, zählte auch mich ihr zu und sagte: »Mein Mann arbeitet nur bis vier. Sie können ja lesen!« Es war eine hübsche, blonde, vollbusige, junge Frau, geschnürt, gepudert, das Haar gewellt, die Lippen geschminkt, so übertrieben tadellos angezogen, als wäre sie bei sich selbst zu Be-

such. Ich ahnte, während ich sie betrachtete, die peinliche Sauberkeit ihrer Zimmer, ihren Abscheu gegen Staub, Armut, Motten und Revolution, ihre Sparsamkeit, ihre eheliche Treue, den Mangel an Gelegenheit und den ständigen Verkehr mit Tierärzten, die nichts anderes waren als ihr Mann – denn die Frauen lieben manchmal den Wechsel der Berufe mehr als den der Männer. Ich sah sie zu früher Morgenstunde aufstehn, Nippessachen abstauben, Aschenbecher putzen, die von nackten Nymphen aus Kupfer gehalten waren, silberne Kaffeelöffel abzählen, Mittagessen vorbereiten, ich sah sie nach dem Essen im Schaukelstuhl sitzen und im »Echo de Paris« von den Greueln der Bolschewiken und den neuen Rüstungen der Deutschen lesen. In den zwei Minuten, die sie brauchte, um mich hinauszuwerfen, erkannte ich sie und ihre Tugenden – denn im Gegensatz zum Hund gehörte sie einer ganz bestimmten Gattung an, einer Rasse, möchte ich sagen, deren Angehörige in allen Ländern der Welt die gleichen Eigenschaften auszeichnen.

Wir fanden einen andern Tierarzt, der bis fünf Uhr ordinierte. Es war ein kleiner, flinker, gefälliger Mann, er sah eher einem Schnellphotographen ähnlich. Wenn er den Hund prüfte, so schien es mir, daß er über eine günstige Art, das Tier aufzunehmen, und nicht über seine Krankheit nachdachte. Es sei nicht schlimm! meinte er. Außerdem gäbe es einen guten Ausweg! Vor zwei Wochen sei ein neuer Tierarzt gekommen, ein städtischer, der die Hunde nicht töten lasse. Er käme jeden Tag zum Wasenmeister, pflegte die Hunde bis zur Versteigerung. Seien sie aber unheilbar, so töte er sie auf eine humane Weise.

Es blieb noch eine Stunde Zeit bis zu meiner Abfahrt. Ich begab mich mit dem Hund zum Wasenmeister. Es war ein großer, starker, heiterer Mann mit einer Amtsmütze. Dieses Lächeln, sagte ich mir, kommt nur von einem guten Gewissen. Dieser Wasenmeister sollte Präsident des Tierschutzvereins sein. Sein gutes Herz liegt ihm auf der Zunge. Die Hunde wissen ihn gar nicht zu schätzen. Er ist zu stark, um feig zu sein. Er ist zu simpel, um schlecht zu sein. Sieh, wie sein Gesicht breit ist, ein Teller voll Güte! –

Der Hund aber – er stand zu tief, um das Angesicht des großen Mannes sehen zu können – roch an dem Wasenmeister nur tausend gefangene Hunde und nichts mehr. Der Hund ließ sich von ihm nicht anfassen. Ich selbst mußte das Tier in den Käfig sperren. Es nahm noch den Knochen mit. Ich gab dem Wasenmeister ein Trinkgeld und drohte,

daß ich mich nach einigen Tagen nach dem Schicksal des Hundes erkundigen werde. –
Ich fuhr weiter. Ich lebte, einer Arbeit hingegeben, in einer fernen Stadt im nördlichen Frankreich, eine Woche, zwei Wochen. Eines Tages begann ich, an den Augenblick zu denken, in dem ich den Hund in den Käfig gesperrt hatte. Diese Erinnerung hatte gar keinen vernünftigen Anlaß. Sie kam wie ein stiller Wind. Vor meiner strengen Prüfung nahm sie zwar bald das Gesicht einer Senitmentalität an. Aber als ich noch strenger prüfte, fiel es mir schwer, eine »Sentimentalität« zu definieren. Was war das? Vor elf Jahren habe ich drei Sturmangriffe erlebt. Einmal sah ich rings um einen Brunnen, der vom Feind »eingeschlossen« war, ein Dutzend toter Kameraden liegen, deren Durst stärker gewesen war als die Furcht vor dem Tode. Ich erinnerte mich an die sterbenden Pferde an den Rändern der Wege, die wir gezogen waren. Was war eine »Sentimentalität«? War die Reue über den Verrat an einem Menschen selbstverständlich und die über den Verrat an einem Hund »sentimental«?

Ich kam zu der Überzeugung, daß ich sozusagen sentimental sei. Und ich telegraphierte dem Wasenmeister: Wenn der Fox, am Soundsovielten samt Trinkgeld übergeben, gesund und am Leben, so bitte ich um Bescheid, wann er gegen eine angemessene, hohe Belohnung abzuholen wäre. Ich bezahlte die Antwort.
Sie lautete – kurz und bündig, wie es der Stil der Wasenmeister erfordert: »Pas de fox.« Das heißt: Kein Fox! Oder noch besser: Keine Spur von einem Fox!...
Und ich verstand den Sinn dieses Telegramms. In einem Brief hätte mir der Wasenmeister etwa folgendes mitgeteilt: Weil der Hund kein rassereiner Hund war, also kein Fox, also wahrscheinlich nicht zu verkaufen, habe ich ihn, der noch hätte leben können, getötet. Es ist nicht der erste Hund, es ist auch nicht der letzte Hund. Nur keine Sentimentalitäten! –

Frankfurter Zeitung, 14. 9. 1927

BLUMEN UND FRÜCHTE

Von fremden Ländern sind in der Frankfurter Ausstellung am stärksten Italien und die Niederlande vertreten.
Man sieht – neben den Produkten – an graphischen Darstellungen den erstaunlichen Aufschwung, den die *»L'Esportazione Cooperation dei Prodotti Orto-Fruticoli«* seit ihren ersten Jahren (um 1890) bis heute genommen hat. Noch im Jahre 1925 beschränkte sich der direkte Exportverkehr auf die Haupt-Knotenpunkte: Lausanne, Bern, Zürich, Berlin. Die Karte, die den Stand der direkten Verbindungen der Gesellschaft (in Bologna) im Jahr 1927 veranschaulicht, zeigt ein dichtes Bündel von Linien, deren längste im Norden, in Stockholm, Glasgow, Edinburgh münden. Direkte telephonische Linien verbinden Bologna mit Frankfurt, Basel, London. Die friedlichsten Produkte, die Italien erzeugt: Obst und Gemüse, gehen mit dem Zeichen des Fascismus, dem Rutenbündel versehen, in die Welt. Dieses Rutenbündel ziert mehrere Male die Wände der Verkaufsstellen in der Messe. Die kleinen Säulen, die die Stände abgrenzen, haben die Form der Liktorenbündel, und die Seile zwischen ihnen sind aus den italienischen Landesfarben gedreht. Wir sind in Deutschland demokratisch genug, um im Anblick diktatorischer Symbole gleichgültig zu bleiben. Viele von uns können Italienisch genug, um die italienischen Broschüren zu verstehen. Und alle sind wir ehrfürchtig genug, um die Früchte der reichen italienischen Erde zu grüßen.
Begeben wir uns zu den Holländern und ihren heiteren Symbolen, den roten und gelben Käsekugeln, deren äußere Farbe nicht natürlich ist, sondern die Farbe einer schützenden Paraffinschicht, und die dennoch so aussehen, als hätte sie die Sonne gereift und als hätte man sie von Bäumen gepflückt. Es ist der Stand des »Algemeene Nederlandsche Zuivelbond«, der im Jahre 1900 in Utrecht gegründet worden ist und der seinen Sitz im Haag hat. Er bemüht sich um die Interessen der genossenschaftlichen Erzeugung von Milchprodukten in Holland. Er hat eine Zentral-Einkaufsabteilung eingerichtet, ein technisches Büro, eine Maschinenfachabteilung. 1901 zählte der Verband 407 Fabriken. 1921 waren es 478. 1901 wurden in diesen Fabriken noch 366 Millionen kg Milch verarbeitet. 1921 schon 1310 Millionen. Der Verband bekämpft die Fälschungsversuche holländischer Butter auf eine einfa-

che Weise und mit großem Erfolg. Über den Inhalt jedes holländischen Butterfäßchens ist ein durchsichtiges Papier gebreitet. Dieses Papier enthält ein Fabrikszeichen und eine Nummer. Man kann genau das Datum und den Ort des Fabrikats erkennen, und eine chemische Nachprüfung einer Probe liefert den Beweis für die Echtheit oder Unechtheit der Ware. Alle dem Verband angeschlossenen Fabriken beteiligen sich an einer wöchentlich stattfindenden Butterschau, bei der Schiedsrichter Preise verteilen. Nur nach einer Prüfung erhält man einen Befähigungsnachweis als Buttermacher, Milchkontrolleur, Maschinist usw. Man erfährt, daß die holländische Regierung die Butter- und Käsekontrolle überwacht, daß die holländische Butter nur 15½ Proz. Feuchtigkeitsgehalt und keine anderen Fettbestandteile enthalten darf als die, die von der Milch herrühren.
Sieht man die holländischen Obst- und Gemüsestände, so erkennt man, daß Hollands Beiname: »Der Garten Europas« keineswegs eine Übertreibung ist. Eine ständige Kontrolle hat über die Ausfuhrerzeugnisse zu wachen, und die Früchte des Feldes sind gewissermaßen verpflichtet, ganz bestimmte, von Kommissionen vorgeschriebene Formen, Maße, Qualitäten aufzuweisen. So muß zum Beispiel der Durchmesser großer gelbfleischiger Salatkartoffeln mindestens 33 Millimeter betragen, der Blumenkohl eine Durchschnittsgröße von 14 Zentimeter haben, Karotten ein Gewicht von 100 bis 500 Gramm pro Stück und so fort. Dabei entspricht der hohen und so außergewöhnlich kontrollierten Beschaffenheit der holländischen Bodenprodukte nicht etwa eine geringe Qualität, sondern, im Gegenteil, eine geradezu erschütternde – wenn man die nackten Zahlen nebeneinander sieht. So exportierte Holland im Jahre 1926 zum Beispiel: 97 772 000 Kilogramm Rotkohl, Weißkohl und Wirsingkohl, 38 448 000 Kilogramm Blumenkohl, mehr als 38 Millionen Kilogramm Tomaten, mehr als 130 Millionen Frühkartoffeln, mehr als 14 Millionen Erdbeeren – und diese Massen gehen nicht nur in die Nachbarländer, sie wandern nach Nord- und Südamerika, und holländische Weintrauben kommen auch nach Indien.
Von deutschen Ländern haben Württemberg und Baden, die Bezirke Kassel und Wiesbaden, die Rheinprovinz, Hessen und Bayern ihren Reichtum an Früchten sehen lassen. Äpfel, Äpfel, Äpfel. Wie sie so nebeneinanderliegen, tausende, abertausende Äpfel aller Farben, aller Schattierungen, aller Düfte, jeder Größe – beweisen sie erst recht, wie vornehm sie sind, in ihrer gesunden, derben und so oft unterschätzten

Einfachheit. Denn es wird ihrer nie zu viel, ihre Fülle wird niemals aufdringlich, wie etwa die Fülle von Bananen, niemals betörend, wie die Fülle von Trauben, niemals bezaubernd und übernatürlich, wie die Fülle von Ananasfrüchten, niemals betäubend durch die Wucht des Goldes, wie die Fülle von Orangen. Der Apfel bleibt bescheiden – auch wenn er in Millionen Exemplaren vorhanden ist. Seine Rundheit ist zierlicher als das verfehlte Oval der anspruchsvolleren Birne. Seine Haut ist härter, sein Saft ist verborgener, keuscher, langsamer und bleibender. Sein Fleisch ist fest, man möchte sagen: muskulös, und ergibt sich freudiger den Zähnen als dem Messer. Sein Duft verrät seinen Geschmack, so wie der Duft eines Waldes die Kühle des Schattens verspricht. Der Apfel kann simpel sein wie eine Kartoffel und golden wie eine Apfelsine. Unter allen Früchten hat er die reichsten Möglichkeiten.

Dankbar erfährt das Auge die Poesie der rohen Gemüse, – ohne den Erfahrungen des Geschmacks zu widersprechen, der die Prosa der gekochten kennt. Rohes Gemüse in tausenden Exemplaren, leuchtend in meist einfachen, aber eindringlichen Farben, hat einen frischeren Hauch als Obst und Blumen. Denn diese strömen einen Duft aus, das Gemüse aber hat einen Atem, wie die Erde, das Tier und der Mensch. Es riecht nach Regen und Wind. Seine Physiognomien sind manchmal rührend einfach und manchmal bizarr und exzentrisch. Radieschen bestehen nur aus roten Bäckchen und einem helleren Schwänzchen. Rettiche aber sehen schon wie Wurzeln aus und wie alte Frauen und wie Heinzelmännchen. Die Schwarzwurzeln haben dünne Zöpfe, aus einer Art Erbfasern geflochten. Der Rotkohl ist blau-violett, wie ein Morgenanbruch im Sommer, bevor die Sonne erscheint. Die Gelbrüben sehen ganz neugefärbt aus, man glaubt, sie wären in Ziegelrot gefallen, sie müßten eigentlich weiß sein. Der Rosenkohl erinnert an Hopfen und Knospen zugleich. Man könnte sich ihn ins Knopfloch stecken. Und zwischen all dem Grün und Rot leuchtet weiß, wie eine phantastische, geträumte, wie eine exzerzierende Lilie der Blumenkohl, auch »Karfiol« genannt. Es ist wie der Name eines Edelsteins.

Frankfurter Zeitung, 19. 9. 1927

DIE AUTOREN SIND MIR PERSÖNLICH BEKANNT

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Autoren der beiden Bücher, die vor dem Referenten liegen, ihm persönlich bekannt sind. Besäße er die untadelige, unnahbare Gerechtigkeit, die man alten, legendären Richtern zuspricht, so hätte er es entweder vermieden, die Bekanntschaft mit Männern zu schließen, die imstande sind, Bücher zu schreiben, oder er hätte den Auftrag, über ein Buch eines ihm persönlich bekannten Autors zu referieren, ohne Entrüstung, aber mit Entschiedenheit abgelehnt. Aber der Referent ist nicht nur ein Mensch mit materiellen Bedürfnissen, die er durch Honorare zu befriedigen vergeblich sich müht; mit einem nachgiebigen Herzen, das verschiedener Bindungen bedarf –: Der Referent ist auch überzeugt, daß es eine absolute Unbestechlichkeit nicht gibt und daß in derselben Welt, in der die Bücher geschrieben, sie auch besprochen werden. Eine Feder bespricht die andere. Jeder Mensch »vom Fach« verbindet oder verwechselt seine literarischen Neigungen und Abneigungen mit seinen persönlichen. In diesem unmenschlichen oder allzu menschlichen Betrieb, den man Literatur nennt, wäre heutzutage das einzig gerechte Urteil das des Lesers – wenn es ihn überhaupt noch gäbe. Aber die Erfahrungen jedes einzelnen von uns sowie die Abrechnungen, die wir von unsern Verlegern so selten bekommen, lehren uns, daß wir selbst die Bücher schreiben, lesen und besprechen. Sogar wenn es eine absolute Objektivität gäbe, wir hätten nichts mit ihr anzufangen. Aber, noch einmal: Es gibt keine.

Was den »Schreiber dieser Zeilen« betrifft, so hält er es von vornherein für eine Zudringlichkeit, dem Leser, den man so gerne schätzen möchte, wenn man ihn fände, ein fertiges Urteil darzubieten. Etwa: Das Buch ist ausgezeichnet oder miserabel oder mittelmäßig. Der Referent ist, auch wenn er den Verfasser nicht kennt – was in dieser Enge unwahrscheinlich ist –, gar nicht imstande, das Werk von seinem Urheber zu trennen. Es gibt überhaupt kein Werk, bei dem es möglich wäre. Er verachtet die falsche Objektivität, die sich den Talar anzieht, wenn sie sich zum Schreibtisch setzt und sich selbst vortäuscht, daß sie »ohne Ansehn der Person« zu richten beginnt. Es ist gerechter, anständiger und würdiger, zu gestehen, daß so etwas unmöglich ist. Man ist nicht »voreingenommen«, man ist nur freudig bereit, das Buch eines

Mannes, den man für begabt hält, der fraglichen Öffentlichkeit zu empfehlen. Der Referent bekennt sich somit nicht von vornherein zu den Büchern seiner Bekannten. Er bekennt sich nur zu den Menschen, die er schätzt. Er ist überzeugt, daß es ungerecht ist, ein Buch so zu beurteilen, als stände es allein da, abgetrennt von seinem Urheber – wie man etwa ein Kind beurteilt, ohne nach seinem Vater zu fragen. Ein guter Schriftsteller kann kein absolut schlechtes Buch verfassen. Er kann nur irren, solange er schreibt.

Oft erhält der Referent Bücher eines Menschen, mit dem er vor zwei Wochen im Kaffeehaus gesprochen hat. Nicht immer sind es Bücher mit den Bildnissen der Autoren, die es, nebenbei gesagt, seit einigen Jahren lieben, ihre Physiognomien der Mitwelt darzubieten. Es ist, als ob die jungen Autoren anfingen, auf ihr Gesicht ebenso stolz zu werden wie auf ihren Stil. Oder als ob eine Art dumpfer Ahnung, daß sie auf ihren Stil nichts mehr sich einzubilden hätten, sie antriebe, mit ihrem Gesicht zu prahlen. Niemals ließen sich Schriftsteller so oft und so nachdrücklich photographieren, porträtieren und veröffentlichen. Auf Prospekten der Verleger, in illustrierten Zeitungen und auf Titelblättern kann man sie sehen. Aber ich spreche von jenen, deren Porträt nicht zu sehen ist. Vor mir taucht ihr Gesicht auf, sobald ich eines ihrer Bücher aufschlage. Ich bringe es nicht über mich, ein kühler »Kritiker« zu sein. In ihren Zeilen suche ich nach ihrer warmen, lebendigen Menschlichkeit, die mir vertraut ist, ungefähr wie man im Laub nach dem Vogel sucht, dessen Gesang man hört. Ach, ich bin bestochen! Was ich ihnen vorzuwerfen habe, ist so unwichtig im Vergleich mit der Achtung, die sie mir einflößen. Dies und jenes in ihren Büchern hätte ich anders gewünscht. Ich werde es ihnen sagen. Aber in dieser Welt, aus der sogar die tiefere Gerechtigkeit des Herzens geschwunden ist, finde ich keinen Grund, die formale Ungerechtigkeit hochleben zu lassen. Ich werde sie nicht »kritisieren«, ich werde von ihnen erzählen. Ich werde sie nicht »besprechen«, ich werde sie dem fiktiven Leser empfehlen.

Das eine Buch hat Manfred *Georg* geschrieben. Es heißt »Räubergeschichten«. Der Verfasser ist einer der begabtesten jungen Journalisten Deutschlands. Er schreibt Gerichtssaalberichte sehr schnell und mit einer vornehmen Gesinnung, der die Eile nicht schadet. Um zwölf Uhr mittag ist der Prozeß. Um fünf Uhr nachmittag ist der Bericht gedruckt, sind der Angeklagte, die Zeugen, die Richter, die Rechtsan-

wälte geschildert, sind alle Armseligkeiten armseliger Menschen, die der Prozeß aufgedeckt hat, mit dem Licht der Menschlichkeit erhellt, das alle Fehler verschönert und alle Schuld verzeiht. Der Verfasser schreibt Reiseberichte. Der Verfasser schreibt kleine Skizzen von der großen Not der großen Stadt. Der Verfasser ist nicht nur ein Schriftsteller. Er ist ein Mensch.
Seine »Räubergeschichten« (Spiegel-Verlag, Wien, Berlin, Leipzig) enthalten kurze, spannende, düstere und lächelnde, abenteuerliche Geschichten. Manche sind allzu flüchtig geschrieben, die Sorgfalt fehlt ihnen (und der Sorgfalt fehlt die Zeit). Alle sind dichterisch – nicht im formalen, sondern im menschlichen Sinn. Jede Geschichte zeugt von der mutigen, anständigen, ehrlichen Gesinnung des Autors. Sie geben dem flüchtigen Leser, was er verlangt: Zerstreuung. Dem Bedächtigen, was er verlangt: Grund zur Nachdenklichkeit.
Das andere Buch hat der stille Dichter Franz *Hessel* geschrieben. Es heißt »Heimliches Berlin«, ist ein Roman und im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, erschienen.
Es ist sehr sorgfältig geschrieben – langsame Sorgfalt ist die Tugend Hessels, wie rasche leidenschaftliche Gesinnung die Tugend Georgs ist. Es ist ein klares, gutes und zartes Deutsch. Das Buch erzählt ein paar Begebenheiten aus einem kleinen, sehr gewählten, geistigen Kreis Berlins. Zart und bedächtig blühen die Begebenheiten zu Schicksalen auf. Das Notwendige sieht wie zufällig aus. Am Schluß erst ahnt man, daß hinter oder über dem geschilderten Geschehen eine große, starke, übermenschliche Unerbittlichkeit steht – am Horizont des Buches steht sie, ein Gewitter.

Diese beiden Bücher empfiehlt der Referent, obwohl ihm die Verfasser persönlich bekannt sind.

Frankfurter Zeitung, 25. 9. 1927

VERNICHTUNG EINES KAFFEEHAUSES

Das Kaffeehaus war alt wie eine Kirche.
Es hatte starke Säulen, sie stützten die Decke. Im Dämmer oben verschwand sie. Sie war flach und mit Gemälden ausgestattet. Aber weil die Säulen sie trugen, grauer Zigarrenrauch sie bewölkte, fühlte man sie als ein Gewölbe über sich, das nicht nur bedeckt, sondern auch umhüllt, ein Dach und gleichzeitig ein Gewand.
Dunkelbraun waren die Säulen, eine polierte Rinde umgab sie, Bäume waren sie wieder geworden. In Manneshöhe trieben sie eiserne Haken, von eisernem Laub umrankt. In ihrem Schatten standen Tische. Zwar kannte man das Maß der Säule, wußte, wo sie anfängt, wußte, wo sie aufhört, aber, gemessen mit jenem Maß, das keine Bezeichnung hat, dennoch vorhanden und unheimlich richtig ist, waren die Säulen unendlich, und wer an ihnen lehnte, war allein, wie in einem Zimmer allein. Es mochte noch ein anderer an der anderen Seite der Säule lehnen. Aber er war getrennt durch ein Jahrhundert. Überdies dämpften den Schall der Gespräche die Kleider, die an den Haken hingen, und fingen Geheimnisse in ihren Falten auf. So konnte man in der Mitte des Kaffeehauses sitzen und dennoch verborgen bleiben wie in der Mitte eines Waldes.
Um in das Kaffeehaus zu gelangen, mußte man eine schwere, dunkelgrüne, von Leder eingesäumte Portiere auseinanderschlagen. Sie war dichter, sie schloß besser als jede Tür aus Eisen oder Eichenholz. Sie hing um die Schultern des Eingangs, sein guter, warmer Wettermantel. Man schlug ihn auf, trat in das Innere, er fiel sofort wieder zu, man war geborgen – draußen mochte es Herbst sein oder Februar oder gar Weihnachten...
Schräg dem Eingang gegenüber lag auf einem erhöhten Podium das dunkle, breite Büfett. Im Hintergrund unzählige Flaschen verschiedener Größe und Gestalt, bunte, goldgeränderte Etiketten und vor sich ein Regiment glänzender Gläser, opalen schimmernder Tassen und einen klirrenden, singenden Haufen leichtsinniger Kaffeelöffel – saß oder stand die Dame vom Büfett. Man sah nicht, wo sie wurzelte. Aus einem Geheimnis wuchs sie empor. Vielleicht saß sie auf einem Dreifuß. Bleich war ihre Farbe, wie von alten Kerzen beleuchtet, ein wenig unterirdisch. Zart war die Kontur ihres Ange-

sichts – das Angesicht war beinahe nur Kontur, sie erinnerte an einen konservierten Frühling. Am Ende bestand sie überhaupt nicht, jemand hatte sie gezeichnet, mit hellbraunem Stift auf weiches Papier. Denn es war, als sähe sie aus einem Rahmen oder als blicke sie aus einem sehr erhöhten Fenster über Dächer. So, ohne Ziel, schweifte ihr Aug'...

Leise ging durch den Raum ein höflicher Herr. Alle Gäste kannte er. Plötzlich tauchte er hinter der Säule hervor, den Mantel zu halten, längst hatte er die Bewegungen des aufbrechenden Gastes belauert – nun war er da, zur rechten Zeit. Er grüßte, gemessen und mit der Würde eines, dem man seit Jahrzehnten nur halb so höflich erwidert. – Ich grüße dich – bedeutet sein Kopf, aber ich brauche deinen Dank nicht. Ich antworte mir schon selbst. – Wenn er den Mantel hielt, verwandelte er sich in einen Ständer mit ausgebreiteten Armen. Säumte ein Kellner, zog ihn der Herr an einem langen, mahnenden Blick herbei. Wie ein General prüfte er das Terrain, wie ein Arzt stellte er Diagnosen, wie ein Hausherr empfing er die Fremden, wie ein Regisseur ließ er Kellner auftreten und abgehen, wie ein Schutzengel wachte er über Verlassenen, wie ein Gott sah er immer gleich aus. Er war nicht jung, er war nicht alt, sein Haar war nicht bleich, sein Haar war nicht dunkel, sein Auge war nicht müd', sein Auge war nicht lebhaft, und nie hab' ich ihn sitzen und ruhen gesehen.

In diesem Kaffeehaus kam des Abends Krac, mein Freund, zwei Bücher, Manuskripte, ein Abendblatt und ein Butterbrot (belegt) in der Hand. Andere gingen um diese Stunde nach Hause oder in ein Restaurant. Er aber, ein *secum portans*, begann hier, sein Abendbrot zu essen. Er hielt es unter dem Tisch in der Linken, und mit der Rechten pflückte er Nahrung aus dem unsichtbaren Dunkel. Andere aßen zwei Eier im Glas, halbweich, rotgelb, mit verlorenen Schalen drin. Er aber bestellte einen Kaffee, nicht einmal einen Mokka, nur einen Kaffee. Das ganze Kaffeehaus, der Tisch, die Stühle, die Säule, an der wir saßen, der Kellner, der freundliche Herr, die Lampen, das Büfett und die Dame waren so gleichsam Zutaten zu dem Butterbrot meines Freundes geworden. Das Kaffeehaus aber tat, als hätte es ihn geradezu selbst aufgefordert, sein Abendessen mitzubringen. So war die Gastfreundschaft dieses Hauses.

Jetzt kann man dort schwerlich Butterbrot essen.
Man hat das Kaffeehaus »renoviert«. Der Eingang trägt keinen Vorhang mehr. Damit die Säulen frei bleiben, ist rechts an der Tür eine Garderobe eingebaut worden. Den Mantel soll man hier abgeben und so tun, als träte man in ein Theater. Die breiten Fenster haben schmale grüne Säume bekommen. Die Säulen sind weiß, die Decke ist weiß. Fort mit den Gemälden! sagt der Geist der Zeit – der Rauch verhüllt sie ja ohnehin! Weiß ist diese Zeit wie ein Laboratorium, weiß wie das Zimmer, in dem das Lewisith erfunden wurde, weiß wie eine Küche, weiß wie ein Badezimmer, weiß wie ein Seziersaal, weiß wie Stahl und weiß wie Kalk, weiß wie Hygiene, weiß wie die Schürze eines Schlächters, weiß wie ein Operationstisch, weiß wie der Tod und weiß wie die Angst dieser Zeit vor ihm, Weiß ist die Farbe der Zeit! Machen wir die Decke freundlich! – Denn er glaubt, der Geist, Weiß wäre heiter. Fröhliche Menschen will er heranziehen, mittels Helligkeit. Und die Menschen sind fröhlich wie Patienten, und die Gegenwart ist fröhlich wie ein Spital.
Man hat die Decke nicht tiefer gelegt, die weiße Farbe allein vermochte sie herabzuziehen. Jetzt drückt sie auf unsere Köpfe, unentwegt hygienisch. Die Beleuchtung besorgen keine Lampen mehr, sondern gläserne Säulen, eine Art Fieberthermometer, mit denen vielleicht die Temperatur des Raumes gleichzeitig gemessen wird. Das Licht strömt von den Seiten her, tut den Augen nicht weh, Blinde können dabei aus künstlichen Augen Vermischte Nachrichten lesen. Der Fußboden ist nicht mehr Holz, sondern grauer Stein mit weißen Streifen – auf den ersten Blick. Auf den ersten Schritt aber stellt es sich heraus, daß der Stein Gummi ist oder Linoleum. Ein feiger Stein, der keinen Laut gibt, ein Stein für Leisetreter. Hygienisch. Taubstumme können bei dieser Stille Radio hören. Man hat die Zahl der Tische um ein Drittel vermehrt und die breiten Lehnstühle abgeschafft. Gerade Haltung verbürgt der Sitz, stählt den Körper, ein Stahlsitz. Wie eine Apotheke sieht das Büfett aus. Rezepte verschreibt der Kellner. Ein Junge mit Goldknöpfen, Gesicht aus Milch und Blut, Rockschöße abgehackt, Amor, Merkur und Messenger-Boy, besorgt Zigaretten ohne Nikotin. Auf Wunsch serviert man einen Kaffee, der Herzbeutelkranke gesund macht, direkt ein Schlafmittel. Die Dame vom Büfett ist nicht da, weg ist sie, übertüncht, abgenommen. Der freundliche Herr ist fort. (Kein Mensch wird jemals so grüßen

können.) Er konnte den Weg des Kaffeehauses nicht mitmachen, diesen Weg, der immer von Deutschland zum Broadway hinstrebt und der immer wieder am Kurfürstendamm endet. –

Frankfurter Zeitung, 21. 10. 1927

Briefe aus Deutschland

von Cuneus

WIE ES AN DER GRENZE GEWESEN WÄRE

Ich hasse die »Grenze« zwischen zwei Ländern. Sie ist ein viel zu weiter Begriff für die Realitäten, die sie bezeichnet. Was ist eine »Grenze«? Ein Pfahl, ein Drahtgitter, ein Zollwächter, ein Visum, ein Stempel, ein Aufenthalt. Es sollten Symbole sein, und es sind Niederträchtigkeiten. Woher kommt es aber, daß man an einem Wechsel der Zeichen den Wechsel der Atmosphäre zu fühlen vermeint und daß man hört, wie eine Tür zugeschlagen wird, sobald eine neue Livree erscheint? Woher kommt es, daß mit der Ungültigkeit eines Visums, dem lächerlichen Strich eines gemeinen Kopierstiftes im Paß die Welt ein anderes Gesicht bekommt, die Wehmut eines Abschieds in das Herz sich schleicht und ihre Konkurrenz, die Wehmut der Erwartung?...
Unergründliche Torheit der menschlichen Seele, deren Tiefen jeder lästige Vorgang aufzurühren vermag! Ich wehre mich, aber ich erliege ihm, wenn ich im D-Zug die Grenze »überschreite«. Da fällt wie ein schwerer Zollschranken das erste Wort der neuen Landessprache vor die letzte Bahnstation der ersten. Vier Hände bohren in meinem Koffer. Jetzt liegt er geschlossen wieder oben im Gepäcknetz – fertig. »Fertig!« ruft der Schaffner. Der Waggon hat einen andern Rhythmus, die Lokomotive zieht nach andern Melodien. Es gibt Nationalhymnen der Eisenbahnen. Der Rahmen des Fensters verändert seinen landschaftlichen Inhalt. Eben enthielt er noch lächelnde Erde, Land mit Grübchen in den Wangen. Schon pressen sich Schlote, Nebel und Wälder in das gläserne Rechteck. Eben saß noch schräg mir gegenüber ein dunkler Herr, mit hängenden Schultern, mit schmalem Gesicht. Er las keine Zeitung, er blickte nicht aus dem Fenster, er sprach nicht mit mir, er sprach auch mit keinem anderen. Das Ziel seiner Blicke lag außerhalb des Kupees, außerhalb der Landschaft, durch die wir fuhren, außerhalb der Stationen, an denen wir rasteten. Dennoch hielt sein Auge ein konkretes Ziel gefangen, kein Zweifel. Jetzt – wer sitzt jetzt

mir gegenüber? – Ein Herr im hellen Mantel, mit breiten Schultern, mit einem weichen, gutmütigen Gesicht. Aber es versucht, strenge zu werden, sooft es sich mir zuwendet. An der Nasenwurzel faltet sich der Überschuß der Haut, die Augen rücken nahe zueinander. Lägen Brauen über ihnen, sie wären vielleicht wie Blitze. Da sie aber nackt sind, kommen sie wie unschädliches Wetterleuchten aus einem wolkenlosen Himmel.

Übrigens sind sie unruhig. Sie ergreifen eine verwirrende Tabelle des Fahrplans, rutschen aus, springen auf eine Zeitungsspalte, hüpfen von einem halben Leitartikel hinunter, klettern auf die glatte Fensterscheibe, scheinen nur sie zu sehen, nicht die Landschaft dahinter, als wäre Glas undurchsichtig, werfen sich ins Gepäcknetz, rollen über die Wände, wagen sich noch einmal verzweifelt auf die schlüpfrige Tabelle. Gleichzeitig stößt der Herr verschiedene Laute aus, er kann das Schweigen im Kupee nicht vertragen. Bemerkungen (wahrscheinlich patriotischer Beschaffenheit), Grundsätze, Meinungen stauen sich in seiner Kehle, ringen in seiner Mundhöhle nach akustischem Leben, endlich legt sich ein Satz auf seine Zunge und rollt hinaus in das feindliche Schweigen:

»Zwanzig Minuten Verspätung hamm wer!« –

Fremdes Geld, nicht wertlos, aber ungültig, knattert in meiner Hosentasche. Geld des Landes, das ich eben verlassen habe. Es erinnert an die Briefe der verlorenen Geliebten: nicht wertlos, aber ungültig. Ich werde es in einen Umschlag legen, einen Bindfaden darüber, in die Schublade damit. Was hab' ich sonst in meinen Taschen? – Eine Zeitung in der fremden Sprache! Wie lang ist es her, daß ich selbst solche Worte sprach? Zehn Jahre oder länger. Schon ruft man heimische Zeitungen an den Stationen aus. Neue Tage haben angefangen, neue Berichte. Gestern liegt das verlassene Land. Schon rollen wir nach Heute und Morgen. Schon sind die Bahnhöfe Hallen, und auf irgendeiner Seite darf man nicht absteigen. Mir entgegen saust ein Zug. Dahin, woher ich komme. Man könnte tauschen! – Nein! Man könnte nicht! Ich sitze in meinem Zug wie in meinem Schicksal. Nicht abspringen während der Fahrt! Hinauslehnen verboten, weil lebensgefährlich! Ich vergesse, daß ich hier freiwillig sitze – und ich sitze hier vielleicht gar nicht freiwillig. Unerbittlich ist die Richtung des Zuges, und seine Schnelligkeit macht ihn noch unerbittlicher.

Blick nach Metz

Nein! – Diesmal nicht! – Zwischen Frankreich und Deutschland liegt Lothringen auf dem Weg. Noch nicht Frankreich, nicht mehr Deutschland! Grenzland, Zankapfel, Kriegsursache, erobert oder verloren. Steige ich in Metz aus dem D-Zug, ist es, als ließe ich mir Deutschland langsam entgegengleiten. Ich steige in Metz aus dem D-Zug.

Ich habe mir hier ein Rendezvous gegeben mit W., dem deutschen Schriftsteller, der in Metz geboren ist. Ein Grenzfall, dieser W.! Man streitet sich nicht um ihn, welche Mächte hätten sich schon je um einen lebenden Schriftsteller gestritten, vorbei ist das klassische Altertum, und auch damals mußte ein Schriftsteller tot sein, damit man ihn umstritte, tot, mehr als tot, nämlich lengendarisch.

W. ist keineswegs tot. »Lebend« ist ein zu schwaches Wort für den Zustand, in dem er sich befindet. *Lebendig* ist W.! Da steht er an der Bahn, breiter als ich, größer als ich, stärker als ich. Außerdem ist es noch, als repräsentierte er die Stadt Metz und als addierte sich ihre Gewichtigkeit zu seinen persönlichen Werten. Es ist ein feierlicher Glanz um ihn, wie er so dasteht, in der Helligkeit des Eingangs, den Tag als Hintergrund, während ich aus dem Dunkel komme, aus einem Schlauch des Bahnhofs. Er hat ja kein öffentliches Amt, ich auch nicht! Er ist nur in dieser Stadt geboren, in ihren Straßen war er jung, also ist er in ihnen heimisch; mögen auch ihre Schilder französisch sein und seine Bücher deutsch. Wir sind keine Politiker, wir beide. Weit davon entfernt, von irgendwelchen Majoritäten beauftragt zu sein, haben wir doch irgendeinen Auftrag! Keine Zeitung wird davon Notiz nehmen, daß wir uns hier trafen, kein Photograph ist anwesend, unsern brüderlichen Händedruck in die Illustrierte zu bringen. Nichts ändert er für den Augenblick an dem Verhältnis zwischen den Ländern und Nationen. Dennoch fühlen wir beide den Bruchteil einer Sekunde die heitere Feierlichkeit, die das Zusammentreffen des Wirtes mit dem Gast überglänzt. Ich fühle das Glück des Mannes, der hier zu Hause ist und der einen Gast an der Schwelle des Hauses begrüßt. Zwar werden wir in demselben Hotel wohnen, Zimmer an Zimmer. Aber mir ist's, als wohnte er im Rathaus, im Theater, im Festungsgraben und in den Kirchen, auf der Promenade und im Nachtlokal.

»Nehmen wir einen Wagen, kein Auto«, sagt W., »damit wir dann

gleich spazierenfahren, ganz langsam. Alles wollen wir sehen!« (Er meint: zeigen, aber zeigen ist ein dreifaches Sehen.)
In der Nähe des Bahnhofes ist die Welt neu und viel zu großartig! Das hat man zu Wilhelms Zeiten gebaut, Läden, ein Café, ein Hotel, öffentliche Gebäude. Die Läden haben große, breite Schaufenster, der Glanz der Spiegelscheiben teilte sich ihren Waren mit. Diese Schaufenster zeigen nicht ihre Waren, sie prahlen mit ihnen. In diese Schaufenster legt man keine Ware, man »dekoriert« sie. Ein Apfel hinter ihrem Glas ist etwas anderes als ein Apfel in der Hand. Zwischen dem Gegenstand und meinem Aug' steht das Fenster, eine kalte, durchsichtige Mauer. Sie ist aus Eis, nicht aus Glas. Die Schilder sind eine Art schwarzer Spiegel, wie man sie in der Unterwelt gebrauchen kann. Ihren Buchstaben glaube ich das Gold nicht. Die Häuser haben nicht Fassaden, sondern Etiketten, keine Wände, sondern prima Verpakkung. Mißtrauisch gehe ich an sie heran, wie an die schlimmen Zigaretten in den teuren Aluminiumschachteln. Vielleicht sind sie besser als die Zigaretten, ich tue den Häusern unrecht. Sie haben Küchen aus Kacheln und Badezimmer und fließendes Wasser und englisches Klosett. (In den alten Häusern muß der Mensch im Schlafrock durch einen zugigen Korridor.) Aber weshalb genügte ihnen nicht Hygiene, wozu brauchen sie noch Pracht? Paradeuniform tragen sie jeden Tag, wo sind ihre Kleider? Das macht sie häßlich, die Kurfürstendämme aller deutschen Städte. Festlich wollten sie sein, und sie stehen da wie verregnete Sonntage.
Wir fuhren durch eine Straße, in der links die Häuser standen, die nach 1870 gebaut worden waren, und rechts die alten, heimischen Häuser. Die schmalen Fenster mit den hölzernen Rouleaus, graue, zarte Gitter, ich liebe sie! Sie bestehen aus schmalen Brettchen, wie kleine Dächlein schräg geneigt, viele, viele übereinander. Zwischen ihnen sind schmale Streifen Luft, überdacht von den Brettern, die an Schindeln erinnern. Also blickt das Fenster aus vielen Spalten und ist dennoch geschlossen. In die Zimmer dringt ein zarter, gestreifter Tag und ein brauner, gestreifter Dämmer. Niedrig, aber klar und rein sind die Stirnen der Häuser. In gleichen Abständen hält es seine Fenster, schöne, maßvolle Disziplin. Unten in der Mitte wölbt sich das Tor dunkelbraun, zweiflügelig. In einen der breiten Flügel ist eine viereckige Tür geschnitten, eine Tür für Wochentage. Dunkel ist der Flur, grün schimmert er am Ende, im Hof mag eine Linde stehen.

Aber da ist zur linken Seite diese Pracht, dieser Marmor aus Pflastersteinen, diese Atlasse, die keuchend einen Balkon tragen, weil er aus Stein ist und sie aus Gips zu sein scheinen, daneben ist roter Ziegel und falsche märk'sche Kraft und justament gewollte Vorsprünge, die innen Nischen bilden, Lauschigkeit aus Zehlendorf-Mitte und Jemiet aus Neukölln!... Kehren wir um, kehren wir um, Herrr W.! –

»Hier ist die Hauptstraße«, sagt W. »Immer, wenn ich fern von Metz bin, habe ich sie als eine große, breite, unendlich breite Straße in der Erinnerung. Sie zu durchwandern muß viel Zeit kosten. Immer, wenn ich wieder da bin, ist die Straße kurz und klein und eng. Ich habe sie heute abgemessen. Siebenundeinhalb Schritte breit – – –« Und er sinnt nach.

Manches erinnert hier an Südfrankreich. Wenn die Sonne scheint, könnte es die Provence sein, Vienne und Arles. »Sehen Sie das Theater!« sagt er. Ich sehe das Theater. Es ist niedrig und klein. Aber weil es niedrig ist, scheint es weit zu sein. Auch der Platz, auf dem es steht, ist klein. Aber merkwürdigerweise verschwenderisch. Sieht man das Theater an, tritt eine Stille ein. Es gehört zu den Häusern, die man atmen hört.

Wir kamen durch schmale Gassen, die an das Seineviertel erinnern. Die gleiche düstere Heiterkeit und dieselbe Jugend im Altern. Dieser Geruch, der aus Lagerräumen, Kanälen, Rattenlöchern, Wohnungen kommt und dennoch kein Gestank ist. Denn er ist durchsetzt vom Duft des Wassers. Wären diese alten Häuser breit und solide, sie wären tragisch in ihrer Dunkelheit, in ihrer Armut, in ihrem Alter. Aber sie sind dünn und luftig. Sie sind schmal und leichtsinnig. Sie sind die Bohemiens unter den Häusern.

Wir kamen an den Fluß. Veranden, Nester aus Holz und Glas hingen ins Wasser. Wäscherinnen wuschen unten, arme, alte Frauen, aber heitere. Wäscherinnen können nicht traurig aussehen. Ihr Handwerk ist weiß und bunt. Ihr Element ist das Wasser, und Wasser ist fröhlich.

Wir kamen an ein altes Stück Festungsgraben. Daneben muß eine Kaserne gestanden haben, ein Posten war da, ich erinnere mich nicht, weshalb. W. ließ den Wagen halten. »Sehen Sie!« sagte er – und wir beugten uns hinab, »das ist mein Graben.« Der Posten sah uns an. W. hatte Lust hinunterzuklettern. Zwanzig Bücher hat er geschrieben. Groß, stark und breit ist er. Die Welt nimmt ihn ernst. In den Graben wollte er. Klettern wollte er.

»Drüben«, sagt W., »ist ein geschlossener Park, eine Insel. Die deutsche Behörde sperrte ihn eines Tages ab und erlaubte den Zutritt nur den Angehörigen der Offiziere und der höheren Beamten. Dann kamen die Franzosen, die doch sonst gar nicht so sind! Aber sie behielten das Verbot. Ein Posten steht vor dem Park.« Wenn man, denke ich, das Unglück hat zu siegen, ist man eben »so«.
»Hier ist mein altes Stammcafé«, sagt W. Wir traten ein. Der Wirt begrüßte W. »Wieder im Land?« sagte der französische Lothringer zum deutschen. »Im Land«, sagte er, und das hieß hundertmal mehr als »Vaterland«. »Land«, Land allein, *pays*, nicht *patrie*, Land ohne jede »Verpflichtung«. Dieses Wort kann es ertragen, allein zu stehen. Es enthält Wälder, Wind, Häuser, menschliche Beziehungen und nicht: einen Paß, einen Mahnzettel der Steuerbehörde, einen Einberufungsschein für Reservisten.
Hierauf bat ich W., mir *Menschen* zu zeigen.

Zwei Feinde

»Da ist der Abbé R.«, sagte mein Freund, »ein französischer Chauvinist, ein Reaktionär und, wie Sie sehen, ein Klerikaler!«
»Ich bin kein Chauvinist«, erwiderte der Abbé.
Der Abbé trug diesen Protest nicht mit Pathos, nicht mit Entrüstung, nicht gereizt, nicht erbittert vor. An dem selbstverständlichen Klang der Worte glaubte ich zu erkennen, daß er nicht zum erstenmal gegen diesen Vorwurf protestierte. Vielmehr dürften sowohl der Vorwurf meines Freundes als auch die Antwort des Geistlichen bereits in den eisernen Bestand der Zwistigkeiten übergegangen sein, mit denen beide ihre Bekanntschaft bestritten, die immer wieder an das respektable Alter ihres Verhältnisses erinnerten und die es wahrscheinlich sogar festigten. Sowohl der Vorwurf als auch die Replik waren ernst gemeint. Da aber ihre Melodie schon alt war, sahen beide Männer so aus, als ob sie sich neckten. Ein Streit, der ein gewisses Alter erreicht, hat unter Männern dieselben Folgen wie eine Verständigung. Er glänzt beinahe wie ein Frieden.
Der Abbé war noch größer, stärker, breiter als mein Freund. Er schien in der Hauptsache aus zwei Elementen zu bestehen: aus Blut und Fröhlichkeit. Zwei Tätigkeiten hatten seinen Mund gebildet: Lachen

und Reden. Über dem eng geschlossenen Kragen seiner Soutane war sein Gesicht noch breiter, runder, voller und röter. Er hatte die Stirn eines Mannes, der viel und zielbewußt gelernt hat, und die kräftige, runde Nase eines Bauern. Sein Kinn lag eingefaßt im Rahmen des Doppelkinns. Seine Haare waren schwarz, seine Stirn weiß, seine Wangen rot, seine Augen groß, hell und grau. In ihnen wohnte eine fangende Klugheit, die ebensogut das Erbteil des Bauern wie die Gewohnheit des Geistlichen sein konnte. Erhob sich der Abbé aus seinem Sessel, so war außer ihm noch wenig im Zimmer übriggeblieben. Ging er mit mir durch die Straße, so kam ich mir vor wie ein Komma neben einem Baum. Tranken wir beide, so sah es aus, als ob ich nippte, und sprachen wir miteinander, so war es, als ob ich flüsterte. Hunderte Menschen grüßten ihn. Jeden Augenblick schwang er seine französischen Geistlichenhut, der so aussieht, als wenn ein weicher Schlapphut erstarrt wäre. Der Rand ist breit und hat einen kühnen Schwung, und in der Mitte wölbt sich sehr sanft eine breite Kuppe. Der Abbé grüßte leutselig. Immer wieder wollte er mich verhindern mitzugrüßen, wenn wir gegrüßt wurden. »Herr Abbé«, sagte ich, »meine größte Sünde ist die Höflichkeit.«

Sein Haus ist einfach, seine Zimmer sind fast kahl. Er füllte sie mit lateinischen Zitaten. Mit Versen von Horaz. Mit Witzen. Mit Anekdoten aus seiner Militärzeit. Mit Mirabell, dem heimischen Schnaps. Bei ihm habe ich den besten getrunken. So vortrefflich war er, daß ich nach drei Gläschen glaubte sagen zu müssen: »Sie erinnern mich an Balzac.« Damit ich nicht mehr sage, ließ er mich noch drei nehmen. Meine Meinung änderte sich, aber ich äußerte sie nicht, daß er nämlich an Rabelais erinnere. Den liebt und liest er oft. Er zeigte mir das Haus, in dem Rabelais gewohnt hat. Jetzt wohnt in diesem Haus ein Küfer. Er hat seine Werkstatt in dem verfallenen Raum, es war einmal eine Kapelle. Es gab da eine finstere, morsche Treppe mit hohen Stufen. »Ich möchte wissen«, sagte der Abbé, »wie oft der Rabelais herunterfiel, wenn er betrunken nach Hause kam.« Alle Häuser öffneten sich meinem Führer. Er machte immer wieder fremde Türen auf, Klöster, Waisenhäuser, Museen. Immer rief jemand erfreut: »Oh, Herr Abbé!« ... Und der Abbé ging weiter, seine Soutane wallte angestrengt, als hätte sie Mühe, Falten zu werfen und den breiten Schritten nachzukommen, und ich war daneben wie ein Komma neben einem Baum.

Ich habe auch Herrn K. kennengelernt. Bei Ausbruch des Krieges war er verhaftet worden, eingesperrt, verhört, in ein Lager gesteckt, enthaftet, überwacht, noch einmal verhaftet, noch einmal überwacht. Obligater französischer Schnurrbart. Obligater schwarzer Anzug. Obligate steife Hemdbrust. Obligates Bändchen der Ehrenlegion, das übrigens nur wenige Lothringer haben. Ein einfacher alter Herr, der Frankreich liebt und Deutschland wahrscheinlich nicht. Aber während er mir seine Geschichte erzählte, rückte der politische Anlaß seiner Leiden in jene offizielle und abstrakte Gegend, in der »Geschichte« ensteht. Übrig blieb ein schwarz bekleideter Mensch, ein grauer Schnurrbart, ein altes Gesicht, der warme Klang einer Stimme, die Leiden berichtet und die an stilles Wasser erinnert. Ich saß in seinem Büro. Auf seinem alten, überlasteten Schreibtisch lagen die gelben Papiere, die Politik enthielten, und Staub, Staub, das wichtigste Element des Papiers. In drei Jahren wird diese Politik Staub sein. Man wird neue Papiere beschreiben müssen. Einmal wird dieser Mann tot sein, und ein anderer wird an seiner Stelle sitzen und Papiere beschreiben und Leid erdulden und Haß fühlen und vielleicht Kampf erzeugen. Aber befreit einmal den Namen eines Feindes von den Assoziationen, die seinen Klang begleiten – und was bleibt übrig? Ein alternder Mann – auch du und ich werden einmal alte Männer sein, würdige, dunkle Kleider tragen und graue Schnurrbärte. Begebt euch nur in die Höhle des Löwen! In den Höhlen sind sie keine Löwen. –

Frankfurter Zeitung, 16. 11. 1927

BAHNHOF VON SAARBRÜCKEN

Am Nachmittag fuhr ich nach Saarbrücken.
Man kommt eine Stunde später an, als man sollte. Die Uhr ist vorgeschoben. Mitteleuropa hat angefangen. Es scheint auch, daß es dunkler geworden ist, mehr Abend. Vielleicht ist es keine Täuschung, und die Zeiger so vieler Uhren, Milliarden Zeiger, können die Dämmerung verdichten.
Der Bahnhof von Saarbrücken ist der traurigste aller Bahnhöfe, in denen ich jemals ausgestiegen bin. Man sieht, daß er einmal kleiner war

und erweitert werden mußte. Aber man brachte übersichtliche Tafeln an und zwang ihn zur Ordnung, obwohl er geneigt ist, sich zu zerstreuen. Ein Bahnhof, der selbst fährt; gewissermaßen aus seiner eigenen Haut. Ein Bahnsteig ist aus sich hinausgerückt und hat einen neuen Bahnsteig gebildet. Unterabteilungen! Ost und West! Über vielen Treppen, die zum Ausgang führen, stehen warnende Tafeln: »Kein Ausgang!« Es klingt wie: *Trotzdem* kein Ausgang!
Alle Bahnhöfe der Welt (mit Ausnahme der Schweizer, die elektrisch sind, und mancher russischen, die ein Stück Natur sind) dunsten grau und schmutzig. Dieser Bahnhof ist grauer als grau. Jeder Bahnhof erzeugt seinen eigenen Schmutz vermittels seiner Lokomotiven. Dieser Bahnhof aber ist nur ein kleines Werk – und verhältnismäßig das sauberste – unter großen Werken. Rings um ihn entstehen unaufhörlich Eisen und Stahl, dampfen, flackern, glühen die Hochöfen. Tief unter ihm gräbt man Kohle. Gestank der Lokomotiven? – In dieser Gegend der harmloseste, beinahe ein Parfüm! Ringsum hat die Erde Ritzen. Aus den Ritzen dampft es Pech und Gestank. Bunte Bahnsignale? – Farblos und blaß sind sie im Vergleich zu dem Feuerwerk, das die Öfen gegen den Himmel hinaufregnen. Tunnels der Züge, finster und bedrohlich? Lichte Wege sind sie im Vergleich mit den Schächten, durch die Tausende Menschen zur Kohle steigen. Dieser grausame Bahnhof ist für den heimkehrenden Arbeiter die Place de la Concorde. In mir leuchtet noch die wirkliche Place de la Concorde. Es ist also mein finsterster Bahnhof.
Er steht gewissermaßen in einem Hof, eine halbe Mauer versucht, ihn abzugrenzen, er hat ein Tor wie eine Festung. Draußen noch eine Filiale: eine lange, schmale Baracke mit Kassenschaltern. Vierte Klasse. Es scheint, daß der Bahnhof die Passagiere durch die Baracke durchzieht wie ein Seil durch ein Kanalrohr. Passagiere vierter Klasse zerfallen nicht leicht in Individuen. Sie sind eine weiche Masse, der Raum bestimmt und verändert ihre Form.
Über dem Bahnhof mitten in der Nacht leuchtet eine Uhr, gelb und böse, der Mond der Zeit.
Es ist halb sechs Uhr abends. Donnerstag. Oktober. Ich gehe in die Stadt.

Rekognoszierung am Abend

Es ist Donnerstag. Oktober. Sechs Uhr abends. Ich gehe vom Bahnhof in die Stadt.
Die Stadt sieht aus wie eine Fortsetzung des Bahnhofs oder wie ein Zugang zu ihm. Die Menschen in der Straße sind wie Passagiere zwischen zwei Zügen. Sie gehen und stehen auf den Bürgersteigen wie auf Bahnsteigen. Bald müssen ihre Züge kommen. Sie werden wegfahren. Der Himmel wölbt sich über ihnen wie eine gläserne Halle. Die Bogenlampen scheinen an ihm festgeschraubt zu sein. Sterne enthält er auch, aber zu Zwecken der Täuschung und damit man ihn für einen Himmel halte. Er aber ist ein Plafond. Die Glasindustrie ist ja so stark im Saargebiet. Sie erzeugt siebzehn Millionen Kilogramm Flaschenglas im Jahr, drei Millionen Kilogramm Weißhohlglas und vier Millionen Quadratmeter Fensterscheiben. Warum nicht auch Himmel für Saarbrücken, solide, unzerbrechliche Tag- und Nachthimmel? Die Wolken und die Blitze, die Morgen- und die Abendröten kommen aus den Hochöfen, die Donner entstehen unter der Erde, wenn Kohle und Gestein gesprengt werden, und die Götter sitzen in den Büros, und ihrer sind viele.
So heißt die Hauptstraße von Saarbrücken mit Recht Bahnhofstraße. Sie enthält die Warenhäuser und die größten Läden dieses Landes, sie hat Schienen, Straßenbahnen, Taxameter und Privatautos. Ihre Häuser sind meist jung, und die älteren haben verjüngende Fassaden. Die Schaufenster sind hoch, tief und weit, sie sind beinahe wie Bühnen, großstädtische Schaufenster. Zu gewaltig im Verhältnis zur Stadt. Die Reklame eilt den Tatsachen voraus. Das ist ihre Aufgabe. Sie verbreitet Licht. Das liegt in ihrem eigenen Interesse. Aber sie verdient dennoch Dank. Denn in einem Land, in dem Industrie und Technik den Ernst des Lebens dem des Todes annähern, ist der Kommerz fast eine heitere Angelegenheit, ein Spiel mit Worten und Geldscheinen. Im Vergleich zu einem Hüttenwerk ist das Warenhaus ein Amüsierlokal.
Wenn die Arbeiter aus ihren Höllen kommen, bleiben sie gerne vor dem Glanz der Schaufenster. Die Preise sind hoch, aber das Licht ist billig. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß der Luxus eines Schaufensters die Armut nicht in dem Maß verbittert, wie es der Schriftsteller manchmal darstellen muß, wie ich es selbst manchmal darstellen muß. Es gibt Augenblicke im Leben des Armen, in denen er vergißt, daß er

nicht kaufen kann. Man steht vor der unerreichbaren Majestät eines Winterrocks, der mit praller Eleganz auf den breiten Schultern der Modepuppe ruht, befriedigt und angeregt wie bei der Ankunft eines Kaisers oder dem Begräbnis eines Generals, weiß, daß da Dinge sich abspielen, die einem immer fremd sein werden, und hat dennoch sein Elend vergessen. Eine Art Spieltrieb ist manchmal stärker als der Hunger. Wenn dem nicht so wäre, es gäbe kein Schaufenster mehr, kein Gesetz schützte es vor Zertrümmerung.

Da stehen sie nun in der Bahnhofstraße, die Menschen, die sechs Kinder haben und sechshundert Francs im Monat, und sehen die Läden der Juweliere und der Uhrmacher, der Delikatessenhändler und der Konfektionäre und der Kürschner. Nach einer oberflächlichen Schätzung stelle ich fest, daß schlechte Textilwaren billiger sind als in Deutschland und teurer als in Frankreich. Luxusgegenstände scheinen teurer als in Frankreich zu sein, Kleider, Hüte und Schuhe sind, auch wenn französischer Herkunft, teurer als im lothringischen Grubengebiet. Ebenso billig wie in Frankreich sind Koffer zum Beispiel. (Aber ein Bergarbeiter macht keine Weltreisen.) Dieses Land kann billige Waren aus Frankreich beziehen, aber die Kaufleute zahlen viel mehr Steuern als in Frankreich. Dennoch gibt es auch schon Strümpfe zu drei und vier Francs, Hemden zu zwölf bis zwanzig Francs, Mäntel zu zweihundert Francs, Hüte zu zwanzig Francs. Die Läden sind nicht leer, aber die Anwesenheit der Kunden ist kein Beweis für einen guten Geschäftsgang. Es ist Abend, aus allen kleinen Städten der Umgebung sind die Leute nach Saarbrücken gekommen. Gestern war Zahltag, und der Winter steht vor der Tür. Man kauft, aber das Billigste und mit Bedacht. An den billigen und allzu bedächtig gekauften Waren aber verdient der Kaufmann so wenig, daß ich ihm das Recht zugestehe, von seinen schlechten Zeiten zu sprechen – obwohl ich weiß, daß ihm seine Natur verbietet, jemals die guten zu erwähnen.

Man rüstet, wie ich aus der Zeitung sehe, zu einer Modeschau und zu einem Schaufensterwettbewerb. Auch kein Beweis für gute Zeiten, im Gegenteil. Man muß die Kauflust reizen und die Kaufkraft zu Leistungen zwingen, die ihr nicht gemäß sind. Man muß den Leuten einreden, daß notwendig sei, was sie für überflüssig hielten. Heute schon konkurriert das Licht der Schaufenster mit den Bogenlampen.

Es sind so viele Menschen in der Straße, daß man sie einen Augenblick für fröhlich halten könnte. Aber sie ist nur geschäftig. Der Geruch der

Kohle ist stark wie ein Schicksal, die Luft ist fett und klebrig, ein kurzer Aufenthalt in der Straße, und die Hände sind schmutzig. An den Knöcheln setzt sich braungrauer Kohlenstaub an. Die Handteller sind grau, als hätte man zehn Waggontüren zugemacht. Ein schmaler Rand aus fettem Schmutz säumt die Manschette ein. Das Taschentuch, mit dem ich über das Gesicht fahre, ist grau. Die Gesichter sind gelb. Das sind nicht die Farben der Fröhlichkeit.

Dann schließt man die Läden. Es wird dunkel. Man sieht auf einmal, daß die Bogenlampen zu hoch hängen. Die Menschen haben sich verloren. Es beginnt zu regnen, als hätten die Wolken bis zum Geschäftsschluß gewartet. Es regnet Einsamkeit, Bitternis, schmutziges Wasser, Heimweh nach dem Kino. Selbstverständlich spielt man dort den »Faust«. Ich kenne ihn bereits. Den großen Werken nationaler Filmkunst immer wieder auf ihrem Siegeslauf durch die Welt zu begegnen ist mir von Gott verhängt. Chaplins *Goldrausch* sah ich nur einmal. Aber in Leningrad traf mich der *Nibelungen*-Film, in Paris *Metropolis*, in Saarbrücken der *Faust*. Dabei regnet es immer. Ich habe alles noch frisch im Gedächtnis, es ist die grausamste Gehirnpartie: den Engel aus Pappendeckel und Schwanenpelz, den mysteriösen Nebel, der die Metaphysik der Branche ist, Faustens Bart aus grauer Holzwolle und Gretchens Zöpfe aus dem Flachs, den sie selbst gesponnen; diese falsche Mischung aus legendarischer Naivität und hochentwickelter Großaufnahmetechnik, die beide einander nicht gewachsen sind; diese fortwährenden, mühevollen Arbeiten beim Urnebel der deutschen Mystik im Filmatelier; dieses Bestreben, es nicht billiger zu geben als mit Himmel, Erde, Pest, Gotik, Hölle: Elemente, die naiv behandelt werden sollten, aber im deutschen Film natürlich pathetisch werden; und kurz und gut, um in der Sprache der Branche zu reden: aufgewachsen beim Hexeneinmaleins! Diesen *Faust* soll ich nun noch einmal sehen, in Saarbrücken, weil es regnet. Mir bleibt nichts erspart. Ich werde in ein Kaffeehaus gehen.

Diese Schlagsahne ist nicht von Pappe! Sie türmt sich, ballt sich, schwimmt, steht, verändert sich, und das alles gleichzeitig. Sie erinnert an Urnebel. Sie ist wie ein Schnee und wie das Material, aus dem Schwäne gemacht werden, Urschwanol. Sie ist wie Zucker und wie Alpen, wie Watte und wie Seife. Soll man sie essen, sich mit ihr waschen oder sie besteigen? Zwanzig Menschen ringsum essen sie. Man trinkt Kaffee und bricht Kuchenklumpen entzwei und hört die Musik.

Sie spielen das Lied von der Wolga mit dem Elan, den die Kapellen nur erwerben, wenn sie lange Zeit Militärmärsche geübt haben. Dieses Lied aber erinnert an einen süßen Likör. Ißt man dabei so etwas Substantielles wie Kuchen, Kaffee und Schlagsahne, so kommt in das Angesicht ein Zug von behaglicher, zufriedener Wehmut, ein Schmerz, bei dem es einem gutgeht. Die Augen aller essenden Menschen schweifen irgendwo an der Wolga herum, und gleichzeitig erscheint in ihnen jener bestimmte ausdruckslose Glanz, der Verdauung begleitet. Was mögen das für arme Menschen sein? Kleine Kaufleute, kleine Angestellte, kleine Beamte. Manches einsame Mädchen sitzt hier, schon sitzengelassen oder noch nicht – und zwischen beiden Zuständen ist so wenig Unterschied! Sie sitzen da wie verregnete Kleider. Ihre abgeschabten Mäntel, ihre engen Kostüme wollen sie nicht ablegen. Sie tun so, als wären sie für einen Augenblick hereingekommen, um ein wenig auszuruhen auf dem Weg vom Geschäft zum Haus, einen Kaffee zu trinken und einen Blick in die Zeitung zu werfen. Aber das Lied von der Wolga macht sie so schwermütig, und die Schlagsahne ist so gut süß, und das Licht und die Wärme machen sie heimischer als das eigene Heim, und schließlich kann man, weiß Gott, noch eine Bekanntschaft machen. Ach, macht sie nicht, liebe Mädchen! Je länger ich die Frauen und die Männer ansehe und vergleiche, desto größer wird meine Angst, sie könnten sich ineinander verlieben. Wenn sie bald ein paar Männer herangezogen haben, die Mädchen, fang' ich an zu weinen. Denn die Liebe könnte noch trauriger ausfallen als das Leben.

Wenig Menschen sprechen miteinander. Solange die Musik spielt, schweigen die meisten. Woran denken sie? Sie sehen nicht so aus, als ob sie dächten. Bestenfalls denkt etwas in ihnen. Gebilde, Gedanken ähnlich oder Hochzeits- und Begräbnisgefühlen, schweben ziellos durch die Köpfe, embryohaft, entwickeln sich nicht, verschwimmen, verschwinden. Alle Menschen sehen aus wie vor dem Einschlafen. Zwei Stunden und länger können sie so dasitzen und nichts mehr tun als essen und Musik hören. Sie entspannen sich dabei. Sie warten auf den Zustand, den sie »Bettschwere« nennen, und rufen ihn herbei durch einige Becher hellen oder dunklen Bieres, die auf weicher, leiser Filzpappe aufmarschieren wie in Pantoffeln. Wie geschäftige, etwas kühle und stückweise entlohnte Schutzengel gehen die weißen Kellner von einem Schläfrigen zum andern und singen ihm die Rechnung vor. Und die Münzen klimpern ein bißchen wie Harfen.

Ober, zahlen!
Ich gehe die Hauptstraße entlang. Ich habe irgendwo gehört, daß Saarbrücken aus drei Städten entstanden ist. Sie ist nicht alt, diese Stadt. Vor zwanzig Jahren erkannten die Einheimischen noch jeden Fremden auf der Straße. Ging einer vorbei, so sagten sie: »Jetzt muß ein Zug gekommen sein.« Noch heute betrachten sich die Alten nicht durchweg als Saarbrücker. Jeder hält seinen Stadtteil für seine Stadt. Als man vor dem Krieg Wilhelm I. ein Denkmal setzen wollte, stritten sich zwei Stadtteile darum. Schließlich stellte man es mitten auf die Brücke, die beide Stadtelemente verbindet. Dort stört es jetzt den Verkehr – und das ist schließlich noch das Harmloseste, was ein kaiserliches Denkmal tun kann. Geht man die Bahnhofstraße bis zum Ende, so merkt man deutlich die zeitliche und die räumliche Ungleichmäßigkeit. Da werden die Häuser ärmer, älter und edler. Da weitet sich ein schöner Markt, da steht ein Brunnen, da tun sich schmale, warme Gäßchen auf. Arme Leute wohnen hier. Keine größeren Cafés mehr oder nur einige. Konditoreien. Bogenlampen seltener und dunkler. Restaurants kleiner, wärmer, lauter. Kein Kabarett. Man trinkt Bier. Zwei Tänzerinnen, Ballett. Nicht mehr jung, charmant. Charmant in der primitiven, ehrgeizlosen Ausübung des Fußwerks. Kunst und Art sind aus den Jahren der letzten Walzer. Welch ein rührender Schimmer aus der Vorkriegszeit! Über dem ganzen Kabarett liegt dieser legendarische Glanz. Am Ende ist es eine alte Photographie. Hier brachen meine 21 Jahre ab, hier fühle ich mich wieder heimisch (mit Maß). Als ob es kein Trommelfeuer in meinem Leben gegeben hätte! Nichts! Ausgelöscht! Ein Jahr nach dem Abitur... Manche Effekte grob. Der Humorist ein hilfloser Witzbold, kräftig und echt in der Wahllosigkeit und im Unvermögen, in der Entrücktheit aus der Zeit. Wenn er aktuell wird, ist er der Gegenwart noch ferner. Am Ende ist er nicht da. Ich sehe ihn durch ein Teleskop. Ich höre ihn aus einem Grammophon. Echte Neger wären mir vielleicht lieber. Aber hier gibt es nur falsche. Wenn die Zivilisation (und die provinzielle) Großstadt-Urwald spielt, klingt es traurig. Lieber sind mir zehn Jahre Vorkriegszeit. Seliges Kabarett! Die Sonne, an der wir damals noch den Platz hatten, leuchtet über dir!...
Ich gehe weiter. Ich gelange in ein Restaurant, in dem eine Art von Bayern oder Tirolern Musik macht, in Hemdsärmeln, Juchhei, Huchho, Juchheidideldei! Ganze Familien sitzen hier, gehobenen

Standes. Mit Hund, Kind und Kegel. Die Männer schwanken, wenn sie aufstehen. Wären sie betrunken! Aber dem Rausch sind sie so fern wie der Verliebtheit. Sie schwanken, weil sie schwer sind. Der Alkohol geht nicht in ihren Kopf, in die Beine rinnt das Bier. Die Frauen, mager, abgehärmt, in dunklen Mänteln, sehen aus wie ernste Zugtiere, vor die Männer gespannt. Noch lachen ein paar junge Mädchen, sie sitzen mit jungen Männern am Tisch. In zehn Jahren werden sie sich vor diese Männer spannen, um sie heimzuziehen. Juchhe, Juchho, Juchheidideldei!

Oder werden sie in zehn Jahren schon Autos haben? Mechanische Heimbeförderung Alkoholbeschwerter? So scheint es. Diese Stadt wächst rapide. Jenes Kabarett und jene Tiroler sind ihre Reminiszenzen. Dieser Boden, auf dem wir jetzt jodeln, ist hohl. Seit fünfhundert Jahren gräbt man Kohle unter unsern Füßen. In dieser Stunde sprengt man achthundert Meter unter uns das Gestein, und kaum ein paar Kilometer von hier entfernt flammt es rot, weiß, bläulich gegen den Himmel. Hier entsteht Elektro- und Edelstahl. Hier entstehen geschweißte Rohre und nahtlose Rohre. Riffelbleche und Rohblöcke. Eisenbahnschienen und Brammen. Knüppel und Platinen. Ein einziges der Saarhüttenwerke erzeugt in einem Monat 33 000 Tonnen Roheisen und 37 000 Tonnen Stahl, 37 000 Tonnen Koks und 28 000 Tonnen Walzware. Hier klingt eine ganz andere Musik, hier gibt es ganz andere Spektakel. Flüssiges Eisen prasselt in Kessel. Glühende Drahtschlangen winden sich zischend über krumme Bahnen. Zyklopische Hebel stoßen mit ungeheurem Geratter auf und nieder. Überdimensionale Räder pfeifen wie Stürme bei Weltuntergang. Es ist Mitternacht. Dichte, schweigsame, finstere Gruppen gehen zur Bahn. Nachtschicht. Man hört nur die knirschenden Schritte auf nassen Steinen und sieht nur die glimmenden Zigaretten in Mündern und Händen. Lokomotiven heulen.

Es regnet.

Frankfurter Zeitung, 22. 11. 1927

UNTER TAG

Lieber Freund,
ich hätte gewünscht, Sie wären mit mir gewesen, damit ich sehe, wann wir einander zustimmen und wann wir auseinandergehen. Deshalb schreibe ich Ihnen heute noch, etwas unbesonnen und formlos: auf der Rückseite eines Plakats und mit Bleistift, in der Ecke eines Wirthaustisches, an dem außer mir noch fünf Menschen sitzen, vier Männer und eine Frau. Sie kümmern sich nicht um mich, obwohl sie so aussehen, als hätten sie nichts anderes zu tun. Sie sprechen auch nichts miteinander. Unaufhörlich stellt man neugefüllte Biergläser vor sie hin. So schweigt es auch an allen anderen Tischen. Die kleine Schankstube ist voll, aber sie erinnert an ein Panoptikum am Vormittag. Ein hübsches Mädchen trägt die Biergläser aus. Auch es ist schweigsam, so daß es unnahbar aussieht. Einige Männer rauchen. Der blaue Rauch verstärkt noch die Schweigsamkeit, er ist der visuelle Ausdruck der Stille.
Mein lieber Freund, nach diesem Gestern ist die heutige Stille doppelt grausam. Von drei Uhr nachmittags bis zehn Uhr abends war ich sechshundert Meter unter der Erde, in einer Kohlengrube. Die Grube steht in französischer Regie. Ich war angekündigt. Der französische Verwalter empfing mich. Er sprach deutsch. Er war freundlich, kurz und sachlich. Er sprach sofort, ohne Einleitung, vielleicht wollte er Fragen vermeiden. Wozu aber hatte er mich in sein Büro kommen lassen? Wahrscheinlich, um mich anzusehen. Ich hatte einen Augenblick das Gefühl, daß ich gemustert werde. Keineswegs unangenehm! Der Mann sieht aus weichen, dunklen Augen; sie streichelten mehr, als sie blickten. Dann unterschrieb ich ein Formular, Verzicht auf eine Entschädigung, wenn ich untergehen sollte, ein Pendant zu einem Testament. Geht man wirklich unter, so bekommt solch ein Papier eine Bedeutung, wird von der Grubenverwaltung mit einer gewissen tragischen Satisfaktion meinem Rechtsanwalt vorgelegt, und die Erben krepieren dank meinem Wissensdurst. Hierauf ging ich den Steiger suchen, er begegnete mir schon im Hof, blaß, schwarzhaarig, im Kostüm des Bergarbeiters, randlose Mütze, schwere Stiefel, schwerer Stock ohne Krücke, mit metallenem Knopf. Wir gaben uns die Hand, es sah ein wenig aus wie ein Bündnis. Ich ging in eine Badezelle. Ein Stuhl, ein Wanne, Kleiderhaken, ein kleiner Spiegel über einem nackten

Brett, ein Fenster. Sehr warm. Ein Mann bringt mir Kleider, Grubenuniform. Eine kegelförmige Mütze, schwer, grünlich, aus einem filzigen Stoff, ein grobleinenes Hemd, eine blaue Bluse, blaue Hosen, dicke Wollsocken, schwere, genagelte Stiefel, ein Taschentuch aus Fahnenstoff, einen Stock mit Metallknopf und Zwinge und eine Blechmarke mit einer Öse. Auf der Marke steht: Besuch. Sie ist mein Obolus. Ich werde sie, bevor ich in die Grube einfahre, an ein Brett hängen, damit man im Falle einer Katastrophe weiß, daß ich auszugraben bin. Ich kleide mich langsam um. In der Einsamkeit meiner Zelle denke ich an die Katastrophe wie ein Verurteilter an das Schafott. Nur nicht übertreiben, sage ich zu mir, teile mich in zwei, in einen Vorsichtigen und einen Stoiker. Es muß noch ein Stück von mir bei dieser Teilung abgefallen sein, ein Stück, das beobachtet und feststellt, boshaft und eisig, wahrscheinlich das schriftstellerische Stückchen Gehirn, mit dem ich sonst, wenn ich ganz bin, die gütigen Dinge schreibe. Das registriert, wie der Vorsichtige zärtlichen Abschied von dem blauen Anzug nimmt, den er so gerne getragen. Es ist, als hätte sein Leben im Unterfutter des Anzuges gelegen und als zöge er mit der blauen Bluse den Tod an. Der Stoiker legt indessen sorgfältig Brieftasche, Zigaretten, Streichhölzer und Uhr auf das Brett vor dem Spiegel. »Ich bin fertig!« sagt der Stoiker.
In drei Teile zerfallen und geführt vom Steiger, warte ich auf den Lift in der großen Halle. Sie ist hoch und weit und von Zuglüften unaufhörlich durchweht. Ihr steiniger Boden ist schwarz, feucht und schmutzig. Die Kohlenwagen, die in kurzen Zeitabständen aus den Aufzügen herausrollen, hinterlassen, obwohl sie auf Schienen laufen, weit über ihre vorgeschriebene Bahn verstreute Schmutzspuren. Im übrigen ist hier von einer Emsigkeit der Arbeit wenig zu sehen. Vielmehr rollen die Kohlenwagen mit einer gewissen Gelassenheit heran. Zu viele Menschenhände schienen mir – einem Laien allerdings – an die Arbeit verschwendet. Wahrscheinlich, denke ich, geht es in Amerika mechanischer, rascher, geölter. Ein Wagen stockt, zwei Räder knirschen, ein, zwei Arbeiter müssen stoßen, wo doch alles, wie ich es mir vorträume, nur so zu gleiten hätte. Jedesmal, wenn ein Lift sich in Bewegung setzt, ertönt ein Glockensignal. Ein Mann rückt an einem Hebel. Und obwohl die Glocke laut und sogar schrill ist wie ein Alarm, wirkt ihre regelmäßige Wiederkehr und die Einfachheit der Bewegung, die der Mann am Hebel vollführt, wie eine solide Beruhigung.

Die Glocke und der Hebel sind gleichsam vom zuverlässigsten Pflichtgefühl erfüllt. Sie sind die sichersten Zeichen der Gefahrlosigkeit. Und nichts mehr geschieht. In der Ecke plaudern ein paar Männer. Dieser Raum könnte ebensogut eine leere Markthalle sein. Oben unter dem sehr hohen, beinahe unsichtbaren Plafond müßten Balken liegen und im Gebälk Fledermäuse wohnen, ungestört, das heilige Geflügel der alten Ruinen-Romantik. Ich aber sehne mich geradezu nach den neuen, den scharfen, stählernen Mechanismen; nach der vielbesungenen Schönheit sausender Räder, glatter und in unbarmherziger Rasanz zu einem grauen Streifen Luft verschwimmender Treibriemen; nach dem ganzen schimmernden Requisit der technischen Hymnen, der rhapsodischen Ingenieure und der Propheten des Schwungrads. Nichts von alle dem. Nur schwarzer Schmutz, Zugluft und quietschende Gebrechlichkeit.

Das Glockensignal allerdings. Es verkündet endlich einen leeren Aufzug, in dem wir hinunterfahren können. In diesem Augenblick vermisse ich nichts so sehr wie eine Tasche links an der Bluse. Nur rechts ist eine, sie enthält das Taschentuch, den einzigen Gegenstand, den man auch noch unter der Erde nötig hat. Meine linke Hand findet keine Tasche, heimatlos irrt sie in der Luft herum. Sechs Taschen enthielt mein blauer Rock, der hängt jetzt in der Zelle. Brieftasche, Uhr, einen reizenden *Koh-i-noor*, mit dem ich noch viel hätte schreiben können. Alles werden meine Erben kriegen. Ich muß in den Lift.

Denken Sie nicht an einen Lift wie im Hotel etwa. Es ist ein Blechkasten, dem die vordere und die hintere Wand fehlen. Auf den Bahnhöfen befördert man Gepäckstücke in derlei offenen Kasten. Boden und Decke sind aus Eisen. Die Füße stehen im nassen Kohlenstaub. An der Decke hängen ein paar eiserne Ringe, an denen man sich festhalten muß – wegen der fehlenden Wände und der rasenden Schnelligkeit des Aufzugs. Jetzt ertönt die Glocke. Jetzt gilt sie mir. Ich ergreife den Ring. Mutig, könnte man fast sagen. Wir sausen hinab.

Hinab! Welch ein kurzes Wort! Und wieviel enthält es! Die unerbittliche Schwärze einer langen, unendlich dünkenden Mauer; den vehementen Wind, der als eine elementare Antwort der Tiefe auf unsere Einfahrt uns böse entgegenfaucht; die unerschöpfliche Ewigkeit von finsteren drei Minuten, die unaufhaltsam hinunterführen; die Einsicht in die absolute Vergeblichkeit jedes Aufwärtsstrebens und die Vorstellung, daß man wie ein Toter versenkt wird, obwohl man eigentlich

noch lebt. Auch wenn man ins offene Meer hinausschwimmt oder im Aeroplan in die Luft steigt, hat man für einen Augenblick das feierliche Gefühl der Trennung vom heimatlichen Element. Aber der Himmel, der eine Heimat ist wie die Erde, wölbt sich immer noch über uns. Im Wasser leben Fische und Vögel in der Luft. Unter der Erde aber? Kein anderes Leben als das völlig unverständliche der Steine und der Kohle, der Schatten und der Geister. Es ist der Hades, in den ich leider hinuntergleite.

Mit einem sanfteren Aufschlag, als nach seiner Schnelligkeit vorauszusehen war, landet unser Lift. Ein enger Raum, eine Art Vorzimmer zur Tiefe. Niedrig, von wenigen elektrischen Lampen notdürftig beleuchtet. Das Licht meines Grubenlämpchens kommt immerhin schon zur Geltung. Den ganzen Raum erfüllen unerklärliche Stimmen. Es rauscht und murmelt, summt und braust, es knattert und heult, es tropft und klingt, es weht und pfeift. Es ist, als vermischten sich hier, im Schoß der Erde, die Echos aller Geräusche, Melodien und Stimmen, die auf der Oberfläche ertönen. Vielleicht hört man hier alle Quellen auf einmal. Hier in der Nähe liegt vielleicht die mütterliche Urader aller irdischen Säfte und Flüssigkeiten. Nichts von alle dem! Es ist nur das weitverzweigte und verworrene System der Wasserleitung, es ist der Ausgangspunkt der zahlreichen Röhren, die über den Schächten dahinlaufen, um die Gefahren der Gasentwicklung zu vermindern. Unheimlicher aber könnte das Orchester unterirdischer Quellen auch nicht klingen. Diese verwirrenden und verworrenen Geräusche legen sich rings um mich, eine dicke Schicht, sie schließen mich gleichsam luftdicht ab, sie nehmen meinen Worten ihren Atem und meinen Ohren die Atmosphäre. Es ist, als preßten sie das Trommelfell gegen das Gehirn und die Zunge gegen den Gaumen. Sie betäuben den Gedanken und ersticken den Laut. Sie liegen zwischen mir und dem Steiger, der mir greifbar nahe steht und dessen Worte ich dennoch wie aus einer unermeßlichen Ferne zu hören glaube. Was sagt er?

»Jetzt werden wir zehn Minuten hier bleiben«, sagt der Steiger. »Wir müssen ›Augen machen‹!« »Was müssen wir?« »Augen machen, das heißt: uns an die Dunkelheit gewöhnen.« Und damit die Zeit nicht ganz nutzlos verstreiche, erklärt er mir allerhand Fachausdrücke. »Der Bergmann nennt«, sagte mir der Steiger, »was sich unter ihm befindet: das Liegende, was über ihm ist: das Hangende.« »Das Hangende«, erwiderte ich, »ist also sein Himmel, das Liegende seine Erde.« »Sein

Himmel und seine Erde«, wiederholte der Steiger. Mit einer Stimme, von der ich gewünscht hätte, Sie könnten sie vernehmen, lieber Freund! Und nie mehr würden Sie sagen, daß die Gewohnheit eine Macht sei und daß ein Leid, in dem man ein ganzes Leben verbringt, nicht gefühlt werde.
Wir stoßen ein Tor auf, das Tor zur Unterwelt. Hier, am Eingang zu ihr, ist ein Motor angebracht, der Wind erzeugt, frische Luft für die Schächte. Es weht grausam, ich denke unaufhörlich an den klassischen Schlauch des Äolus. Woher nur diese mythischen Assoziationen? Es ist, als hätte sich einer jener Träume realisiert, die vor fünfzehn Jahren aus meinen Büchern in meine Nächte wandelten, dem Gedächtnis Bilder schenkten, dem Herzen die Sensationen der Schrecknisse und die langen, bunten Fäden der Phantasie. Ich schreibe es Ihnen, lieber Freund, und nichts schätze ich in diesem Augenblick an Ihnen höher als die Tatsache, daß Sie kein Ingenieur sind, sondern ein Humanist.

Nun beginnt unser Weg. Er ist eng und niedrig. Er ist finster und naß. Er ist schlüpfrig und kalt. Er ist erfüllt von jenem unheimlichen Geräusch und von dem atembeklemmenden Gestank der gestockten Luft. Über mir sechshundert Meter Erde. Und jeder einzelne Millimeter von den sechshundert Metern drückt auf meinen Kopf. Die hölzernen Balken, die das Gewölbe stützen, geben fast sichtbar dem Druck nach. Die Masse Erde hat die Tendenz, keine Höhlung in sich zu dulden. Sie will ihre inneren Wunden wieder schließen. Ich kann nicht mehr aufrecht stehen. Ich gehe gebückt und stoße trotzdem immer wieder mit dem Kopf gegen einen Balken, einen Pfosten, eine Schraube. Immer niedriger senkt sich die Decke. Ich gehe zwischen einem schmalspurigen Gleis. Kohlenwagen stehen hier, warten auf die Fracht, versperren uns den Weg. Wir müssen seitwärts ausweichen, in den klatschenden Abflußgraben. Immer noch summt es in den Röhren über uns. Wasser tropft auf den gebeugten Nacken. Die Tropfen schlagen auf die Haut wie kleine, nasse Hämmerchen. Plötzlich steht da ein *Pferd*. Ein Tier aus Finsternis. Blind und stumm. Es sieht nicht und es wiehert nicht. Ich fasse seinen Hals, drehe es aus seiner schrägen Stellung und habe die Empfindung, als wäre es ein Schaukelpferd aus Holz. Es reagiert nicht, es läßt sich drehen und wenden. Es hat eine Mähne aus taubem Haar. Es hat einen Körper aus welkem Leder. Es war noch jung, als es in die Unterwelt kam. – Der Grund des Grabens ist rauh und holprig.

Man stolpert und platscht. Immer niedriger wird die Decke, immer enger der Weg. Jetzt gehe ich nicht nur gebückt, sondern auch schief nach dem Innern geneigt. Jetzt rutsche und krieche ich, die Knie geknickt, die Füße im Wasser, die Ellenbogen auf den Knien, den Stock vor mich gestreckt, einen tastenden Zeiger. Das Lämpchen hängt in einem Knopfloch der Bluse, das Glas klirrt an das metallene Gitter, der runde Schimmer huscht über den Boden, Gespenst eines Lichtes. Es wird warm und feucht wie in einem Waschkessel. Es hämmert das Herz. Der Atem wird kurz und stoßend. Gas steigt in die Nase, ein Block aus Gestank. In der Kehle steckt ein Knäuel. An dem Gaumen klebt die Zunge. Eine Bohrmaschine hackt. Ein scharfer Keil stößt hundertmal in der Sekunde in die Kohle. Es klingt wie eine riesengroße Nähmaschine. Mit höhnischem Getöse rutschen schwere Kohlenblöcke die Rutschen hinunter. Es ist, als donnerte es in den Himmeln aus Blech. Aber darüber vernimmt man immer noch das Summen der Wasserleitung. Arbeiter kauern und schlagen gegen die Wände. Andere liegen auf dem Rücken und schlagen gegen die Decke. Und die Maschine steppt Kohle. Und es tropft, und es donnert Blech, und es rauscht Wasser. Ich habe mich gefaltet, viermal gefaltet, wie ein Rock in einem kleinen Koffer. Wenn ich irgendwo eine Minute lehnen kann, gebückt, wie ich bin, atme ich auf. Ich habe nur eine einzige Sehnsucht: fünf Minuten aufrecht stehen! – Aber wir kriechen weiter.

Wissen Sie, lieber Freund, was ein Grubenarbeiter verdient? Sechshundert bis siebenhundert Francs im Monat. Das sind 100 Mark oder etwas über 100 Mark. *Akkordarbeit.* Achtstundentag. Eine halbe Stunde bleibt ihm für den Weg nach oben. Eine halbe Stunde braucht er für Bad und Umkleiden. »Wäre es theoretisch möglich«, fragte ich einen älteren und klugen Arbeiter, »die Arbeitsbedingungen besser zu gestalten? Die Schächte so hoch zu bauen, daß man aufrecht stehen kann? So breit, daß man nicht im Graben zu waten brauchte? Die drückende Erde gewissermaßen immer wieder auseinanderzustemmen? Balken und Stützen öfters zu erneuern? Für mehr und bessere Luft zu sorgen!« – Der Arbeiter lachte mich aus: »Theoretisch ist alles möglich. Aber bessere Arbeitsbedingungen sind erstens nicht unsere Sorge; und zweitens«, meinte er, »verminderten sie die Rentabilität der Kohle in einem unerträglichen Maß. Wir brauchen keine bequemeren Schächte. Wir brauchen nur eines: mehr Arbeit und mehr Geld!« – Und er schickte mir einen mitleidigen Blick nach.

Später traf ich einen bekannten Ingenieur, der hier in einer deutschen Fabrik beschäftigt ist. Jung, zu neunzig Prozent sympathisch, wenn man so sagen kann, wahrscheinlich ein gutherziger Mann, aber unrettbar forsch. Sie kennen diese Forschheit, die eigentlich das Unterfutter einer bestimmten, gewissermaßen nach innen getragenen Angst ist. Auf den gesunden und sorglosen Gesichtern mancher Menschen liegt wie ein Mensurschmiß diese Forschheit, der man es meilenweit ansieht, daß sie die Humanität einen »Dusel« nennt und, um ja nicht mißverstanden zu werden, das Wort »Humanitätsdusel« erfunden hat. Sprach ich diesem jungen Mann von menschlicher Würde, so hörte er: Kommunismus. Und sagte ich, daß die Grube schlimmer sei als ein Schützengraben, so dachte er, ich sei ein Pazifist. Es war fast unmöglich, mit ihm zu sprechen – aus dem einfachen und eigentlich beschämenden Grund, weil er nur sein Fach verstand und gegen die Trauer der Welt ungefähr eine Aversion hatte wie viele Menschen gegen das Läuten der Kirchenglocken. Er hatte selbst in einer Grube gearbeitet, und weil er besser wußte als ich, was ein »Bremsberg« sei, glaubte er bereits zu wissen, was ein Mensch auf dem Bremsberg sei. Es war, wenn er mir etwas sagte, als erklärte ein Markensammler einem Geographen die fremden Länder. »Herr«, sagte er, »mir hat die Arbeit gar nicht geschadet. Sie wissen gar nicht, wie viele sich hier herumdrücken, ohne zu arbeiten. Ich habe viel kompliziertere Dinge zu erledigen. Ich arbeite zehn und zwölf Stunden täglich.« »An einem Schreibtisch«, sagte ich. »Ihr Vater war Oberlandesgerichtsrat. Als Sie klein waren, fuhren Sie mit Ihrer Frau Mama im Sommer an die Nordsee. Wenn Sie Ihre Arbeitsbluse ablegten, lag in Ihrer Rocktasche ein Diplom und eine Visitkarte. Wenn Sie diese vorzeigten, so war es wie ein Fenster in die Zukunft.« – Er hörte schon lange nicht mehr zu. »Ich habe schwere Jahre hinter mir!« versicherte er treuherzig. »Und die leichten lagen vor Ihnen«, erwiderte ich. Und wir gingen ins Kasino, ein Schnitzel essen.

Um halb zehn Uhr abends kam ich aus der Grube. Während ich badete und ein erschüttertes Wiedersehen mit meinen geliebten Kleidern feierte, saß der Steiger auf meinem Schemel und aß ein belegtes Brot. Er mußte noch einmal hinunter. Obwohl er, kaum fünfzigjährig, eine Nachtschicht nicht mehr mitmachen kann. »Würden Sie, wenn Sie Söhne hätten, sie auch in die Grube schicken?« »Keinesfalls«, sagte der

Steiger. Und nach einer Weile: »Aber mein Vater hat das auch gesagt – und mein Großvater auch.«
Lieber Freund, die geradezu naturhafte Ausweglosigkeit scheint mir am erschütterndsten in dieser Antwort ausgedrückt. Daß die Arbeit erblich sein kann wie ein mythologischer Fluch, haben Sie das gewußt? Er ist seit den Tagen des Tantalus breiter und anonymer geworden, er ist gewachsen wie ein schauderhafter Baum, und der furchtbare Schatten seiner furchtbaren Krone liegt nicht über *einem* Geschlecht, sondern über tausend Geschlechtern. Ich weiß, mein lieber Freund, daß Sie mit diesem Brief unzufrieden sein werden. Denn die etwas nachlässige, aber produktive Güte, die Sie haben, möchte gerne Auswege erzeugen und Hilfe aus Regionen holen, von denen ich genau weiß, daß sie unzugänglich und verschlossen sind. Wenn die »Rentabilität« wichtig ist, kann die Humanität nicht bestehen. Das scheint mir unabhängig von Gesellschaftsordnung und Revolution. Es bleibt, glaube ich, nichts übrig als der hoffnungslose Blick, mit dem ich gestern abend, als ich die Unterwelt verließ, den nächtlichen Himmel begrüßte. Er erschien mir nicht tröstlicher als das »Hangende«.
Nächstens werde ich Ihnen einige Daten mitteilen. Inzwischen bin ich Ihr alter Cuneus

Frankfurter Zeitung, 27. 11. 1927

NACH NEUNKIRCHEN

Ich fuhr gestern mit Frau Angelica Balabanoff nach *Neunkirchen*. Sie sollte dort einen Vortrag über den italienischen Faschismus halten. »Fahren Sie lieber nicht!« rät sie mir, ehe wir ins Auto steigen. »Sie werden nichts Neues von mir hören!« Das sagt sie mit der Bescheidenheit, die eine Schwester des Selbstbewußtseins ist. Ich fühlte, daß es notwendig wäre, begeistert zu widersprechen. Aber ich bin selbst zu eingebildet, um durch eines der gängigen Argumente zu beweisen, daß ich es für nötig halte, den Vortrag zu hören, und nicht erfinderisch genug, um ein seltenes Argument zu gebrauchen. Infolgedessen steigen wir stumm in den Wagen.
Ich habe Frau Angelica Balabanoff niemals öffentlich sprechen gehört.

Doch kenne ich aus der Geschichte der Arbeiterbewegung den Ruf, den sie als Rednerin genießt, und ich bin keineswegs immun gegen Vorgänge und Erfahrungen, die mein Gedächtnis als Erlebnisse und Begegnungen zu buchen entschlossen ist. Frau Balabanoff ist eine alte junge Frau, sie spricht jeden Abend in überfüllten, stickigen Sälen, ihre Zuhörer sind Proletarier, die keine Zeit haben, Andacht vom Hunger, Hunger vom spärlichen Genuß und diesen vom politischen Unterricht zu trennen. Diese Frau reist durch das Saargebiet, als wäre sie dreißig Jahre alt und als wäre sie hier zu Hause, wie vor dreißig Jahren in Rußland, in Italien, in der Schweiz. Sie ist auch in allen Ländern zu Hause, in denen Proletarier leben, aber weil nicht nur Proletarier in allen Ländern leben, ist sie aus vielen ausgewiesen. Rußland hat sie freiwillig verlassen, in der Stunde, in der sie zu merken glaubte, daß es den Sozialismus verließ. Niemals hat sie einer »Gruppe«, einer »Fraktion«, einem »Flügel« angehört. Wie man ein Christ sein kann ohne Kirche, ist sie ein Sozialist ohne Partei. Niemals sah ich einen unerbittlicheren Sozialisten und niemals einen nachsichtigeren. Nirgends sah ich einen heißeren Eifer und nirgends eine weichere Toleranz. Die Gleichzeitigkeit dieser Eigenschaften scheint mir dieser Frau besonderes Abzeichen.

Ich wollte Neunkirchen beschreiben, und nun beschrieb ich die Balabanoff. Aber stets geneigt, einen Zusammenhang zwischen Zufällen zu wittern, verfalle ich heute geradezu der Überzeugung, daß ich die Frau Balabanoff im Saargebiet treffen mußte.

Wir fahren durch die breiten Straßen, die sozusagen ins Freie führen. Aber wo die Häuser aufhören, fangen die Fabriken an; und wo die Höfe aufhören, fangen die Misthaufen an; und wo die Straßen zu Ende sind, beginnen die wüsten Plätze. Manchmal ist die Erde aufgelockert wie ein Acker im Frühling, man könnte darüber mit Harken hingefahren sein. Aber nie wird sie einen Samen empfangen, niemals eine Ähre tragen. Es dampft und raucht aus allen ihren Poren wie auf einem Schuttplatz nach einem Brand. Schienen. Ein Wall. Ein Hof. Ein Zaun. Kohle. Ein Kran. Ein Werk. Eine Fabrik. Schienen. Manchmal verbirgt sich ein kleiner echter Wald hinter Wolken am Horizont. Man glaubt, er gehöre geographisch zu einem anderen Land. Auch fährt man an Geflügel vorbei, den Symbolen der Ländlichkeit. Ein Stückchen Feld wird sichtbar, es scheint nachträglich hierher gepflanzt zu

sein. Liegt vielleicht auf einem tönernen Grund, einer Art Blumenteller, Ackerteller. Neunkirchen hat angefangen. Irgendwo kräht ein Hahn. Dummes Tier. Wir suchen eine bestimmte Straße. Wissen nicht den Weg. Fragen einen Schaffner. Er sagt uns den Weg. Frau Balabanoff: »Ich liebe den deutschen Proletarier, hören Sie, wie er nur Auskunft gibt, es ist ein Klang von Solidarität in seinen Worten, er ist so einfach, so herzlich, so menschlich.« Und plötzlich: »Ihr seid eben das Volk von Hegel und Marx.«

Halten wir uns lieber an das Konkrete, zum Beispiel an die Hauptstraße von Neunkirchen. Sie verläuft in Windungen vom Bahnhof bis zu ihrem Ende und bekommt jedesmal, ohne sichtbaren Grund, einen anderen Namen. Sie wirft Plätze wie Blasen. Das Gelände ist uneben, die Natur hat sich alle Mühe gegeben, hier die Entstehung einer Stadt zu verhindern, aber es hat ihr nichts geholfen, der Natur. Sie mußte zusehen, wie man Löcher in die Erde schnitt, in den Bauch drang, das Eingeweide entfernte, immer tiefer bohrte, höhlte, Erze förderte, Werke anlegte, Eisen anzündete, dem Feuer die Eigenschaften des fließenden Wassers aufzwang und Wasser verwandelte in stinkenden Rauch. Das hat sie davon, die Natur. Jetzt ist die Oberfläche noch uneben, aber unter unsern Füßen ist es schon leer, und wollte man an das Pflaster mit einem riesigen Hammer klopfen, so tönte es vielleicht hohl zurück wie aus unseren offiziellen Köpfen und Denkmälern.
Über die Stadt schwimmen Wolken. Nicht echte, himmlische, sondern künstliche: Industriewolken. Wenn der Himmel klar und blau ist, so sieht man ihn von hier wie durch gelbes Flaschenglas. Die Sonne ist ein Opal, hundert Jahre vor dem Weltuntergang wird diese Atmosphäre sein. Wäre man ein Vogel, man müßte jetzt ängstlich flatternd unter eine Dachrinne schlafen fliegen. Ist der Himmel trüb und verhängt, so macht das Neunkirchen gar nichts aus, es ist, als schützen die Lokalwolken die Stadt vor den Gewittern, die sich jenseits, auf der zweiten Himmelsetage, zusammenziehen mögen. Wäre der liebe Gott nicht allgegenwärtig, sondern wirklich nur im Himmel, es gäbe von hier aus keine direkte Verbindung zu ihm. Zum Glück steht da mitten in der Straße eines seiner Wohnhäuser, eine Kirche. Man könnte sie übersehen. Die ärmlichen Schaufenster sind auffälliger. Alle Waren sehen verstaubt aus. Auf allen Kleidern, allen Mauern, allen Fenstern, allen Pflastersteinen liegt dieser schwarzgraue, feinkörnige, dennoch harte

Sand, den man auf den Seiten eines aufgeschlagenen Buches im Eisenbahnkupee bemerken kann, nachdem man einige Tunnels passiert hat. Es ist der Trauerflor der Zivilisation. Er bedeckt die bunten Tom-Mix-Plakate vor den zwei oder drei Kinos, so daß die leuchtenden Farben dem Auge sehr ferne sind, obwohl die Hand sie berühren kann. Man sieht sie wie durch ein dichtes, feines, engmaschiges Gitter aus braunem Draht.
In den Buchhandlungen: Karl May und ähnliche Literatur. Hier mag es ein Bedürfnis und ein Trost sein, von gesegneten Gegenden zu hören, in denen die Sonnen gleißend und golden sind, der Himmel tiefblau und rein, die Erde grün und das Grün üppig, der Sand fast ein goldener Spiegel der Sonne, die Haut der Menschen von bronzener Röte, das Fell der Tiger von brennendem Dukatengelb, die Abenteuer heiß und fröhlich und der Tod wie eine Flamme.

Volksversammlung

Es ist Abend, vor den Fenstern der erleuchteten Schankstuben hängen gelbliche Vorhänge, die Kaufläden sind geschlossen, die Kinos geöffnet. Ich gehe zum Vortrag. Der Vortrag der Frau Balabanoff findet in einem jener Säle statt, in dem die Proletarier Streiks beschließen, Feste feiern, sich für die Revolutionen vorbereiten.
An langen Tischen und auf langen Bänken sitzen die Zuhörer. Vor jedem ein halbgefülltes Glas Bier. Wenn einfache Menschen ihren geistigen Horizont erweitern, verdienen die Gastwirte gewöhnlich Geld. Hastig, verschwitzt, mit der Ängstlichkeit verstörten Geflügels und gleichzeitig mit der Brutalität von Schlächtern drängen sich die weißgekleideten Kellner, klirrende Gläser auf schmutzigen Brettern in den Händen, durch die dichten Reihen der Stehenden und Sitzenden. Das Angebot regelt die Nachfrage. Rauch steht in der Luft. In diesen Rauch wie in Watte eingepackt, liegt das Gemurmel der Menge. Im Hintergrund ist die Tür, von Reichsbannerleuten bewacht. Neben der Tür ist das Büfett, die Quelle des Biers. Fortwährend plätschert Wasser. Gläser glucksen im nassen Bad. Löffel aus Zinn schlagen mit taubem Klang auf den blechbenagelten Tisch. Die dunkle Masse der Menschen und der Rauch in der Luft verdunkeln noch das gelbe Licht. Der ganze Saal ist voll. Die meisten Zuhörer sind Arbeiter, ihre Frauen,

ihre Töchter und ihre Söhne. Die Frauen haben das unbestimmte Alter der Proletarierinnen: zwischen fünfundzwanzig und sechzig. Viele sind dunkel gekleidet. Sie tragen keine Hüte. Sie tragen die Haare schütter und lang und bleich und farblos, in gleichgültigen, verlegenen Knoten zusammengebunden. Strähnen streifen sie mit harten Händen aus den Gesichtern. Lockere Haarnadeln drücken sie wie Dolche in das Haarfleisch des Knotens. Ihre Gesichter sind grau und zerfurcht, Physiognomien von männlichen Denkern. Die Sorgen machen Schnäbel aus Nasen, Spalten aus Mündern, kleine Lichtfünkchen aus Augen. Auf den Stirnen Landkarten aus Falten, die Geographie des Kummers. Die Leiber in langen, breiten Stoffen, die keine Ahnung haben von den Formen eines weiblichen Körpers. Manchmal zeigt sich ein rotes, gesundes Mädchengesicht. Es muß noch sehr jung sein, sonst wäre es nicht rot und nicht gesund. Die Gesichter der Männer sind einfach, ernst, ruhig. Verborgene Krankheiten liegen in den Tiefen der Augen. Viele husten mit scharrenden Geräuschen.

Tief im Hintergrund der Tisch mit den Veranstaltern. Der Vorsitzende eröffnet und erteilt – den Abend und das Wort der Frau Balabanoff. Da steht sie, klein, schwach, eine Frau. Sie spricht. Ihre Stimme wird groß, steht vor ihr, überragt sie, erfüllt den Raum, zerbricht den Rauch in der Luft, übertönt Geplätscher und Geklirr. Sie hält keinen Vortrag, sie hält eine Rede gegen den Faschismus, folgendes sagt sie:

Der Faschismus sei einer der trübsten Ausbrüche der herrschenden Reaktion.

Unzählige Bestialitäten sind auf sein Konto zu buchen: Meuchelmorde, Behandlung Mißliebiger mit Rizinusöl, feige Schandtaten gegen sozialistische Frauen. Die Faschisten treiben eine Lehrerin nackt durch die Stadt, weil sie sich an einer Kundgebung nicht beteiligt hat. Ausweisungen, Verhaftungen.

Mussolini? Ein kläglicher Feigling. Die Partei der Arbeiter hat ihn genährt, ihm zu seiner Ausbildung verholfen, schon vor dem Krieg und während des Krieges verriet er sie. Ertappt und von den Genossen zur Rede gestellt, kneift er aus, wird kleinlaut, verspricht Verzicht auf jede öffentliche Tätigkeit, versichert scheinheilig, er werde wieder im unscheinbaren Dasein eines Maurers verschwinden.

Sein Verhältnis zum Papst? Frau Balabanoff wirft dem Vatikan vor, daß er die Gläubigen auffordere, Gott auf den Knien zu danken, wenn Mussolini einem Attentat (und wer weiß, ob nicht einem fingierten)

entgangen ist. Wie könnte das Oberhaupt der Christenheit den Schutz Gottes für einen Verräter anrufen? Vergleich mit Judas, der verflucht durch die Jahrhunderte wandert, weil er Christus verraten hat, einen einzelnen, wenn auch einen ungewöhnlichen einzelnen. Was gebührte dem Verräter einer ganzen Klasse, eines Volkes?
Gefahren des Faschismus für Europa: ständige Kriegsgefahr, denn Mussolini tendiere zur Wiederherstellung des Römischen Imperiums.
Ist er also nur ein Feind der Arbeiterklasse?
Nein. Er ist der Feind der Welt, aller, die den Frieden wollen.
Starker Beifall. Irgendwo anders wäre er noch stärker. Diese Zuhörer haben kein überschüssiges Temperament. Die Arbeiter dieser Gebiete sind schwerfällig wie Bauern. Während der Rede nickten sie mit den Köpfen. Es war, als schluckten sie, was sie hörten. Da war sie, die »Masse«. Ein paar Worte schlugen an die kleinen Sturmglöckchen, die in allen menschlichen Herzen aufgehängt sind. Ein paar Blitze fachten die Flämmchen an, die in allen menschlichen Augen schläfrig schwelen. Ein elektrischer Strom zwang die Hände zueinander, daß es klatschte. Als die Rednerin von Judas sprach, der Jesus verraten hat, glaubte ich zu sehen, wie die Leute ein Abscheu schüttelte vor Judas und Mussolini. Es mögen fromme Katholiken gewesen sein – die Gegend gehört zu den frommen, katholischen –, die einen leisen, kaum merkbaren Widerspruch zu fühlen schienen, als Vorwürfe gegen den Papst erhoben wurden. Er strich wie ein zartes Echo eines zarten Windes über die Gesichter. Keiner freilich hätte den Papst verteidigen können. Denn so viel Kenntnis jenes kunstvoll geschichteten Wirrwarrs, den man diplomatische Methode nennt, besitzen diese armen Leute nicht, um etwa sagen zu können: Im Interesse der Kirche begehe auch ihr Oberhaupt einen diplomatischen Trick, und der Papst sei vielleicht ein stärkerer und infolgedessen auch ein klügerer Feind Mussolinis als Sie, edle Genossin. Nein, sie hätten so nicht antworten können! Arme, ratlose, gescholtene, unterschätzte, überschätzte Masse! Sieht man sie erbeben, wenn ein Unrecht verflucht wird, so glaubt man an die Existenz absoluter Gerechtigkeit und absoluter Tugenden, für die sie zweifellos den Maßstab besitzt. Aber im nächsten Augenblick ruhen schon die Hände, müde vom Klatschen, aber auch von der Arbeit – müde, müde Hände.

Diskussion und Heimkehr

Dann beginnt die Diskussion. Überflüssig. In diesem Saal gibt es nicht einen einzigen Anhänger Mussolinis. »Mit anschließender Diskussion«, versprachen aber die Plakate. Wozu? Mir scheint, daß die überlieferten Formen allmählich ersetzt werden könnten. Diese »anschließenden Diskussionen« hängen an öffentlichen Vorträgen wie Papierschnitzel an Bäumen nach einem Fest. Jeder ging hin und hängte dran, was er aus dem Misthaufen der Broschüren aufgeklaubt hatte. – Auf zur Diskussion!

Es erscheint auf dem Podium ein junger Mann mit tropisch wucherndem Haarwuchs, seine schwarzen Haare stehen auf seinem Kopf, eine Art krempenloser Naturzylinder. Der Verdacht, daß der junge Mann eitel ist, erfaßt mich wie ein Haß. Von allen Arten der Eitelkeit scheint mir nur jene verrucht, die dem Äußeren die Physiognomie des revolutionären Pathos aufzuschminken bestrebt ist. Eine Eitelkeit, welche die bestehende Gesellschaftsordnung wie ein Ornament begleitet, scheint mir nur lächerlich und manchmal sogar erlaubt. Aber eine, die sie zu zerstören droht, ist unerträglich wie ein Orden, den die Revolution verleiht.

Was sagt er? Über jedem seiner Worte liegt, hochgetürmt wie das Haar über seinem Kopf, eine Wolke aus altem, fettem Dunst. Sie scheint jedem Wort seinen eingeborenen Sinn zu entziehen, so daß es daliegt wie eine Hülse, leer und schlaff, unter seinem Inhalt, der in Rauch aufgegangen ist. Es kann dennoch sein, daß alle abgenutzten Bezeichnungen ihren alten, trächtigen Sinn behalten. In der Wendung »die herrschende Gesellschaftsklasse« habe ich schon oft das Beben eines biblischen Zorns vernommen. Dieser Diskussionsredner aber sagt: »Proletariat«, und ich höre das Klappern einer Schreibmaschine im Parteibüro. Außerdem muß ich mich meiner gereizten Aufmerksamkeit noch einmal schämen: Der Mann zischt, wenn er spricht. Jede Silbe zieht er aus seinem Mund wie einen Kipfel aus Milchkaffee mit Haut. »Schlagen wir los, ehe es zu spät ist!« sagt er. »Bewaffnen wir uns!« – Weiß er, was er redet? Womit will er bewaffnen? Wen? Die christlichen Gewerkschaften? Hat er Kanonen im Parteibüro?

Die Straße ist kalt und finster. Aus den Kinos fallen Menschen in die Nacht. Aus dem Werk flammt es gegen den Himmel. Eine ständige, regelmäßige, daseinerhaltende Katastrophe.

Vierter nach Saarbrücken. Viehwagen mit Bänken. Trübes Licht. Rucksäcke. Elendssäcke. Unglücksetuis. Gesichter, übergiebelt von Mützenschirmen. Dunst von nassen Kleidern, Pfeifentabak, scharf, Salmiak. Schweigen. Der Schlaf wirft seinen schweren Schatten. Der Schlaf steht in der Mitte des Waggons wie ein massives, aber torkelndes Gebäude. Ein Gewerkschaftshaus, ein Gefängnis, eine Kaserne, ein Finanzamt. Es ist elf Uhr und fünfzig Minuten.

Frankfurter Zeitung, 6. 12. 1927

MENSCHEN IM SAARGEBIET

Lieber Herr R.!
Haben Sie zufällig in einer Saarbrücker Zeitung den Artikel gelesen, der sich mit einem meiner Briefe aus Deutschland auseinanderzusetzen versucht? Ein Herr Matz oder Mutz hat meine Mitteilung, daß es am Abend in Saarbrücken regnete und daß es traurig war, dementiert. Kenner polemischer Sitten sagten mir, daß »Matz« ein Pseudonym sei. Wenn Ihnen jener Artikel entgangen sein sollte, so können Sie an diesem Namen, den sich einer aus freien Stücken zulegt, die Spezies Humor erkennen, über die der Polemiker verfügt. Es ist eine Art hämischer Zwischenruferbaß, wie er die beliebten Komiker in Provinzvarietés auszeichnet. Der Lokalpatriotismus, dem es, wenn er von der »Scholle« spricht, um das Gedeihen des Fremdenverkehrsvereins zu tun ist, erhub sich wider meine Mitteilungen, daß Saarbrücken eine Industriestadt sei, einen häßlichen Bahnhof habe und arme, schlecht bezahlte Büromädchen, die sich an Schlagsahne trösten. Der Polemiker mit dem heiteren Pseudonym ist natürlich nicht der einzige. Die deutschen Leser, die aus spartanischen Gründen so gerne mit dem Lob zurückhalten, wenn ihnen etwas gefällt, geizen nicht mit Papier und Porto, wenn sie sich ärgern. Die Folge dieser Veranlagung sind Stöße von Zuschriften aus Saarbrücken und Neunkirchen, in denen man sich beeilt, mir mitzuteilen, es gebe nicht nur eine schöne Umgebung im Saargebiet, sondern auch eine Barockkirche; daß die Natur im Saargebiet so veranlagt sei, daß sie es zustande bringe, nicht nur regnen, sondern auch die Sonne scheinen zu lassen; daß im Frühling die Frauen

weiße Kleider tragen und daß der Anblick eines Eisenwerks erhebend sei. Und so jagt ein Witz den andern. Nicht für das Land an der Saar, dessen arbeitsame Düsterheit und dessen schwerfällige Menschen ich mehr liebe, als die Mutze ahnen können, sondern für die Verfasser der Zuschriften mag die Tatsache symptomatisch sein – die Sie wahrscheinlich nicht gewußt haben: daß nämlich der einzige Dichter, der in jener Gegend geboren ist, Frau Liesbeth Dill heißt. In Dudweiler kam sie zur Welt. Und Mutz ist von ihrem Stil nicht unbeeinflußt geblieben.

Wollten Sie aber aus dieser Tatsache, aus dem Ton meiner Korrespondenten und etwa aus den Witzen, die im »Saarkalender« jedes Jahr erscheinen, mutwillig schließen, daß es um die Intelligenz im Saargebiet schlimm bestellt sei, so will ich Ihnen an einigen Beispielen beweisen, daß es falsch ist, ein Land nach seinen Druckerzeugnissen zu beurteilen. Im Gegenteil scheint es mir, als wäre gerade die außergewöhnliche politische Spannung, in der die Saarländer leben – geklemmt zwischen zwei staatliche Gewalten deutscher Art und Sprache und mit französischem Paß, Europäer der Gesittung nach und wie Kongoneger »Schutzbefohlene« laut Friedensvertrag –, als wären gerade diese Zustände geeignet, einige Intellekte für die aktuellen geistigen Fragen zu schärfen und ihnen jene segensreiche, produktive Angst zu schenken, die eine hellhörige und hellsichtige Wachsamkeit zeugt. Es ist die Angst des Abgeschlossenen, dessen Auge, um nicht zu erblinden, die dicksten Mauern durchleuchtet. Es gibt ein paar außerordentliche Menschen im Saargebiet, die in einer fruchtbaren Auflehnung gegen das abschließende, einengende, besondere Schicksal ihrer Heimat, ihre eigene, private Verbundenheit mit dem Schicksal deutschen und europäischen Geistes betonen und erhalten. Nirgends sah ich Bürger, deren Beruf es ist, Geld zu verdienen, so leidenschaftlich interessiert für Bücher, Wissenschaft, Kunst, Politik, mit so viel Sinn für Ironie und unpathetische Geselligkeit, mit so viel Begabung für Form und Manier und mit so viel Überlegenheit über jenen Matz, in dessen Zeitung sie inserieren müssen. Im Saargebiet traf ich zum erstenmal einen Minister, dem ich zwei Stunden lang interessiert zuhören konnte, einen Warenhausbesitzer, der enge persönliche Beziehungen zur deutschen Literatur erhält, und einen Juristen, der, obwohl er die reichsten Klienten haben soll, meine Schriften liest. In allen Häusern, in die ich kam, lagen Bücher, deutsche und französische, und

nicht etwa sogenannte »Geschenkliteratur«, sondern aktuelle, notwendige, unsere Ware. Daß man sich aus sozialen Gründen die verschiedenen Zauberberge der Literatur in die Bibliothekfächer einbauen läßt, können Sie in allen deutschen Gegenden sehen. Aber im Saargebiet treffen Sie noch Menschen, die sich um jede »Neuerscheinung« kümmern und literarische Zeitschriften lesen, obwohl sie keine Literaten sind. Was mich betrifft, so habe ich zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht Leser getroffen, denen ich in keinem Künstlerklub begegnet wäre. Es gibt noch Leser in Deutschland, die nicht schreiben.

An einem Vormittag ging ich zum Rechtsanwalt A. Er wohnt zwischen alten, schweren Möbeln, die aussehen, als ob sie ererbt wären. Sie sind aber erworben. Herr A. ist nicht hier geboren. Er hat allein aus seiner Persönlichkeit so viel Atmosphäre erzeugt, daß man ihm gegenüber in seinem dunkeltapezierten Zimmer – es ist wie aus braunem, warmem Holz – in seinem breiten, weichen Sessel, vor seinem starken, dunklen Tisch die schöne, anregende Sicherheit gewinnt, die uns nur der Atem einer alten, guten Tradition verleiht. Herr A. ist einer von jenen Juristen, deren Angesicht mich nicht im Zweifel darüber läßt, daß sein Besitzer von den Gesetzen lebt. Auch diese Gewißheit ist angenehm. Manche modernen Staats- und Rechtsanwälte könnten Aviatiker sein. Nicht so Herr A. Er kommt aus einer Generation und einem Geschlecht, in denen es Sitte war, einen Beruf nicht zu »ergreifen«, sondern zu erleben. Das macht den *Stil des Kopfes*. Herr A. ist kleingewachsen. Es ist, als hätte sein Körper einen Teil der Kräfte hergegeben, die zu einer deutlichen, unzweideutigen Ausbildung des Angesichts nötig waren. Um seinen kräftigen, beredten Mund lagern sich starke Falten so intelligent, daß man glaubt, er hätte nicht nur Worte zu vergeben wie jeder menschliche Mund, sondern auch Gedanken zu verbergen wie eine Stirne. Sie selbst ist groß und breit, Gefäß für Paragraphen, passiver Lagerraum. Dagegen scheinen die kleinen, hellen Augen hinter Brillengläsern eine eigene, gleichsam von der Persönlichkeit gesonderte Aktivität zu besitzen, eine Art Denkaktivität. Es ist, als holten sie durch die Rückwand Kenntnisse aus dem Gehirn und projizierten sie auf das Objekt, das sie betrachten. Es sind schnelle Augen, die zugleich sehr stabil sein können. Sie sammeln sehr flink Eindrücke, bewahren sie auf und sind dann für eine lange Zeit still, befriedigt, satt. Unter den Augen und vor dem Ohr, beide Schläfenflächen entlang, zwischen Nase und Wangen, zwischen Wange, Kinn und Hals, überall

dort in dieser breiten Landschaft des Gesichts, wo ein Gedanke Platz fand, sein Zeichen einzugraben, schneiden sich, kreuzen sich, treffen sich unzählige Linien, gerade, schräg und geschwungen, »Paragraphen im Gesicht« zu sagen, scheint unumgänglich. Herr A. saß zuerst, erhob sich dann, ging an den Ofen, aber es war, als er aufstand, sehr deutlich nicht etwa Ungeduld, die ihn bewegte, oder ein Platzwechsel, den nur die Laune diktiert, sondern ein Wechsel des Beobachtungspostens, des Erfahrungspostens, und es war, als ruhte er, noch während er ging.
Ich möchte Ihnen noch Herrn H. beschreiben, einen Mann, der ein großes Warenhaus besitzt und so weit entfernt von allen Vorstellungen von »Konfektion« ist, an die Sie etwa denken mögen, wie Sie und ich. Ich besuchte ihn zuerst in seinem Warenhaus. Dritter Stock, Direktion. Ein Mann unbestimmten Alters, vielleicht jung. Klug. Helle Augen. Groß, geöffnet. Sanfte Eleganz. Eine wissende Trauer im Gesicht, überdeckt von einer Art Optimismus, der die Trauer dementiert. Sehr still und kühl. Leise Stimme. Gebraucht, obwohl Warenhausbesitzer und guter Rechner, das Wort menschlich. Ohne daß ich es gewußt hätte, fühlte ich bei ihm, daß er im Krieg war. Es geht Ihnen, lieber Freund, der Sie, wie ich, den Krieg noch nicht vergessen haben, niemals vergessen werden, wahrscheinlich auch so. Wir erkennen einander. Der Krieg hat uns imprägniert. Wir mögen sonst verschiedenen Welten, verschiedenen Parteien, verschiedenen Berufen angehören. Es leuchtet aus jedem von uns eine selbstverständliche Bereitschaft zur Solidarität, geboren damals, vor zehn oder zwölf Jahren, als der ganze Zug an einer einzigen Zigarette rauchte. Es ist, als ob uns das Menschliche weniger fremd wäre. Es ist, als könnten zwei, die im Krieg waren, sobald sie sich treffen, ohne einander näher zu prüfen, gemeinsam etwa auf die Walz gehen – oder ins Gefängnis – oder in die Kaserne – oder in eine Gefahr – oder sonst überallhin, wo man solidarisch sein darf. Ich wittere mit einem untrüglichen Instikt, ob einer damals entbehrlich war oder unentbehrlich. Dieser Herr H. war entbehrlich. Sein weites, materiell offenbar gesichertes Haus steht allen offen, die es besuchen wollen. Frau B. wohnte bei ihm. Der Schriftsteller H. Dem lieh er Geld, und jenem schenkte er es. Als die Revolution ausbrach, war sein Leben bedroht. (Er ist Sozialist.) Er hat einen klugen Mut, der mehr wert ist als nur Mut. Er liest und rechnet dennoch, verdient Geld und gibt es dennoch aus. In seinem Haus herrscht das Gesetz der Freizü-

gigkeit, wie nur noch in guten russischen und polnischen Häusern. (In den meisten Wohnungen im westlichen Europa fühlt sich der Gast an den Stuhl gekettet, den man ihm angewiesen hat.)
Von wie vielen könnte ich Ihnen noch berichten! Ich wollte, Sie kennten sie! Den Doktor S., der stark, vital, dunkel, in die Breite gleichsam lebend, dennoch einsam bleibt, jede seiner animalischen, gesunden Äußerungen mit einem Schuß intellektueller Bitterkeit würzt, wie man Salz streut auf Fleisch. Und nur an einen einzigen Mann – leider ist er ein Pazifist – denke ich nicht ohne Schrecken zurück. Dieser Mann, in dessen Zimmer ich eine halbe Stunde saß, vermochte es, mir meinen eingeborenen Widerwillen gegen »Opfer« und »Heilige« für das nächste Jahrzehnt zu bestätigen. Ich liebe die persönliche Begegnung mit dem Fanatismus nicht, es scheint mir, er habe etwas Unreines, besonders wenn er aus gleichgültigen Menschen stammt. Dieser Mann, Pazifist um jeden Preis, bildete seinen Fanatismus aus »Verdrängungen«. Er hat strahlende, blaue Augen in einem weißen, gepflegten Gesicht, die Friedlichkeit blitzt kampfbereit aus ihnen, tausend kleine Weltkriege führt er im Tag. Meiner Begleiterin, die gar kein politisches Interesse hatte, las er mit jener sonoren Stimme, die zuerst für das eigene Ohr zu sprechen scheint, aber vom fremden gehört werden will, einen Artikel vor, den er eben geschrieben hatte. Wie freudig kostete die Stimme von den Leckerbissen der Ironie, und dort, wo er es dem Gegner besonders gut gegeben hatte, verweilte die Stimme wie auf Gipfeln, von denen sie Ausschau halten konnte. Man erzählte mir, dieser Mann hätte viele schwere Opfer gebracht. Ich zweifle nicht daran. Ich habe nichts gegen den Mann. Nur gegen die Armseligkeit der menschlichen Natur, deren Eitelkeit noch größer sein kann als ihr Schmerz, nur gegen diese Eitelkeit, die sich sogar vom Leid, sogar von der heiligen Überzeugung, sogar vom eigenen Fanatismus nährt und fett wird. Begegnungen mit einfachen Menschen sind mir lieber, das heißt mit jenen, deren Verstand mindestens so stark ist wie ihre Überzeugung.
Dem Herrn H. habe ich einige Erfahrungen zu verdanken, die ich im Warenhaus bei der Beobachtung der proletarischen Kunden sammeln konnte. Darüber will ich Ihnen nächstens schreiben.

Ihr Cuneus

Frankfurter Zeitung, 16. 12. 1927

DAS WARENHAUS UND DAS DENKMAL

Lieber Freund,
ich habe Ihnen das letztemal – es ist etwas lange her – versprochen, von einigen Eindrücken in einem Neunkirchener Warenhaus zu erzählen, dessen liebenswürdiger Besitzer mir erlaubt hatte, in seinen Räumen nach meinem Gutdünken zu tun und entweder hinter den Ladentischen als Verkäufer oder vor ihnen als Käufer aufzutreten. Ich wählte wegen meiner Unfähigkeit, das eine und das andere zu sein, die etwas schwer zu definierende Rolle eines Beobachters, den man für einen »stillen Teilhaber« halten mochte oder für einen (in Neunkirchen überflüssigen) Detektiv oder für einen Direktor und Personalchef.
Es war der Nachmittag eines Tages, an dem die Arbeiter Geld bekommen. Das sind, wie Sie wissen werden, die Feiertage des Proletariats. Der Mensch ist imstande, nicht nur eine Tugend, sondern sogar noch einen Feiertag aus der Not zu machen. Und statt an den Vorräten eines Warenhauses zu erkennen, wie wenig sie eigentlich einkaufen kann, denkt die Frau eines Arbeiters nur an den Ort, in dem man überhaupt einkaufen kann. Sie hat so wenig und so selten Geld, daß sie geneigt ist, es zu überschätzen.
Es war also ein Nachmittag, und ich ging durch die Hauptstraße von Neunkirchen, deren verrußte Traurigkeit ich Ihnen schon einmal beschrieben habe. In kleinen Gruppen, Kinder an der Hand, gingen Frauen. Sie blieben vor den Schaufenstern stehen, ehe sie in die Läden traten. Ich kam an dem Denkmal des Industriellen Stumm vorbei, des »König Stumm«, wie er im Saargebiet heißt – und zum erstenmal blieb ich stehen, es zu betrachten. Das Denkmal ist bescheidener als die Rolle, die der lebendige Mann gespielt hat. Es steht seitwärts, vor dem Eingang zum Stummschen Werk, weniger sichtbar, als ein Denkmal gewöhnlich ist, und eher beobachtend, wie ein Mensch auf einem Posten. Ja, es ist immer noch so, als stünde der tote Stumm da, um das Gehen und Kommen seiner Angestellten und Arbeiter im Auge zu behalten, er erfüllt seine Pflicht als sein Denkmal und erhält so doppelt sein eigenes Andenken. Da steht er nun, in einem verewigten Zivil, ohne monumentale Geste, mit der ganzen äußeren Bescheidenheit seiner Lebzeiten, kein lauter Imperator, ein stummer König, König Stumm. Der Eingang zu seinem Werk ist imposanter als er, er selbst

bleibt im Schatten, respektive im Feuer seiner Hochöfen. Ein Bürger, mit bürgerlichem Hut, im länglichen Rock, der auch ein Überzieher sein könnte. Ruß, Staub und Regen regneten auf ihn. Kein lebendiger Portier möchte so dastehen. Sie werden mir ohne weiteres glauben, daß ich nicht dazu neige, Großindustrielle als solche zu lieben. Aber ich kann beim Anblick dieses Denkmals (das übrigens zu kunstlos ist, um schlecht zu sein) eine gewisse Achtung auch vor der absichtlich demonstrierten Demut des Mannes nicht unterdrücken. Die Industrie-Diktatoren seines Schlages posieren zwar eine bescheidene Zurückhaltung, und auf die patriarchalische Herzensgüte, mit der sie den Ertrag steigern, gäbe ihnen heutzutage kein Arbeiter einen Vorschuß Pietät. Aber es liegt eine gewisse versöhnende Naivität in dieser Pose, in der sie sich dem eigenen Ruß ausliefern, und in ihrer heiligen Überzeugung von ihrem Gottesgnadentum, aus dem sie, wie Stumm, das Recht herleiteten, das Privatleben und das Wahlrecht ihrer Arbeiter zu bewachen. Man kann in diesem Denkmal Stumms (dessen Erbe übrigens nicht unversehrt noch ungeteilt geblieben ist) ein Denkmal einer ganzen Zeit, eines ganzen Unternehmergeschlechts sehen. Es war das Geschlecht der patriarchalischen Herzen aus Eisen und Stahl.
Schräg gegenüber ist das Warenhaus. In kleinen Trupps kommen die Frauen und Töchter und Kinder der Arbeiter. Sie sehen, wenn sie eintreten, noch schmaler aus, kleiner, enger, denn das Haus ist hoch und groß, viele Waren liegen da, die Preise obenauf, jeder Strumpf nennt ungefragt seinen Wert. Vieles ist hier zu haben, aber nichts umsonst, Verkäufer warten, Waren warten, gläserne Kästen warten, auf Geld, auf Geld, auf Geld. Vielleicht fühlen erst jetzt die Frauen, während sie eintreten, wie wenig sie haben. Denn was zu Hause noch kein Bedürfnis war, kann hier plötzlich eines werden, es liegt ein Stück da und erinnert daran, daß es gebraucht wird. Jeder neue Schuh gemahnt an den alten, zerrissenen, den man leider trägt, jeder wollene Strumpf an den baumwollenen, in dem man leider friert, jeder warme Mantel an den alten, kalten, in dem man leider steckt.
Ich beschloß, eine einzige Frau, die einen Knaben führte, von Stand zu Stand zu begleiten, und ich will versuchen, sie Ihnen zu beschreiben. Sie trug ein langes Kleid, schwarz, einen schwarzen glockenförmigen Mantel darüber, hohe Männerschuhe, keinen Hut, war zwischen vierzig und fünfundvierzig. Ihr Haar war mit Sorgfalt frisiert, fahlblond, aus der Stirn gekämmt, oben von einem breiten gelben Kamm gekrönt

und gehalten, rückwärts aus dem Nacken gezogen, ebenso straff wie vorne aus der Stirn, in der Mitte geknotet und noch einmal von einem breiten Kamm abgezäunt, so daß es aussah wie ein Haarberg zwischen zwei Mauern. Man sah viele Falten auf der hohen, künstlich erweiterten Stirn, sie waren klar, fast wie Tätowierungen, von gleichsam sehr gewissenhaften Sorgen eingebrannt. Die Augenlider waren zu schwer für die kleinen hellen, flachen Augen, sie hatten einen Überschuß an lockerer Haut. Über einem weichen, guten Mund aber, der an einen nach oben geöffneten, sanften Bogen erinnerte, lag eine feine, schmale Rinne in der Oberlippe, darüber eine kräftige Nase mit breiten Flügeln, stark, sinnlich und gut. Diese Partie des Gesichts hätte für sich allein sehr schön sein können. Aber die obere Gesichtshälfte lag über der unteren wie eine Wolke über dem Sommer, wie das Alter über der Jugend, wie das Verhängnis über einem Glück. Aus schmalen schwarzen Ärmeln kamen hellgraue Zwirnhandschuhe. Die linke Hand hielt den metallenen Mund einer alten Lacktasche fest, eine zweite große gestrickte Tasche hing am Arm. Als die Frau die Tür öffnete, ließ sie den Knaben vorgehen, und da ihre Linke so wichtige Dinge bewahrte, mußte sie eine Vierteldrehung vollziehen, ehe sie ganz eintrat. Es war rührend, wie sie den Versuch machte, die Tür, die selbst zufiel, auch noch persönlich zu schließen. Ich stellte mir vor, wie leicht es wäre, sie in eine Dame der guten Gesellschaft zu verwandeln. Ich schnitt ihr Haar und ihren Rock um gute anderthalb Meter ab, warf eine Haarwelle über ihre Stirn, steckte schwarze Halbschuhe aus Wildleder an ihre Füße. Schon stand sie da in dunkelgrauen seidenen Strümpfen, trat frei durch Türen, die nicht nur selbst zufallen konnten, sondern sich auch selbst geöffnet hatten – und sie war eine Bürgerin wie etwa die Frau eines Ingenieurs. Warum nicht? Wie gering kann der Unterschied zwischen den Frauen der verschiedenen Schichten sein! Oder wie leicht ist er zumindest zu verwischen!

Sie blieb vor den Strümpfen stehen, zog einen Handschuh aus, legte ihn in die gestrickte Tasche, verwahrte ihn vor Verlust und Einbruch und besichtigte Strümpfe zu 15 Francs. Sie sprach kein Wort. Sie zog einen Strumpf nach dem andern über die Hand, führte ihn nahe an die Augen, streifte ihn wieder ab. Sie besichtigte Fersen, Nähte, Sohlen, ließ den Knaben ihre Lacktasche halten und prüfte mit beiden Händen die Haltbarkeit, und es dauerte eine Viertelstunde; da hatte sie ein Paar, schlangenfarbig, mit Zick-Zack-Linien, nicht schön, aber fest.

Hierauf ging sie, ohne zu kaufen, Decken sehen. Sie prüfte jede, fragte nach den Preisen, legte sie wieder zurück. Ging hinauf in die Knabenabteilung. Verlangte ein paar blaue Höschen, in der Farbe sollten sie zum Rock des Kindes passen. Nun zeigte man ihr Hosen, sie ging hinter den Ladentisch, zum Fenster, verglich die Hose mit dem Rock. Aber den Rock hatte das Kind schon sechs Monate getragen, er war blaß geworden, und die neuen Hosen waren dunkel, doppelt dunkel. Sie waren so billig, daß der Verkäufer sagen durfte: »Im Tragen läßt die Farbe nach.« – Wie verschieden, dachte ich, können die Vorzüge einer Ware sein. Wäre diese Frau jene Dame, in die ich sie früher verwandelt hatte, käme sie mit einem edlen Knaben und womöglich mit einem Hund, der Verkäufer würde sich beeilen zu versichern: »Diese Farbe läßt im Tragen nicht eine Spur nach, gnädige Frau!« Dieser Frau half die Wahrheit gar nichts. Denn nicht einmal diese Hose, die 25 Francs kostete, konnte sie kaufen. Sie wollte nicht, daß die Hosen anders aussehen als der Rock. Einen ganzen Anzug konnte sie nicht kaufen. Aber es sollte doch aussehen wie ein einziger Anzug, aus *einem* Stück. Dabei besaß sie dem Verkäufer gegenüber nicht genug Autorität, und gegen seine Wollkenntnis konnte sie nicht aufkommen. »Es ist ganz genau die gleiche Qualität«, sagte er. »Es ist eine andere Farbe«, erwiderte sie. »Die Farbe wird dann nach kurzer Zeit genauso«, widersprach er. Und als ich mich näherte, begann die Arme zu fürchten, daß sie jetzt endlich erliegen würde. Hatte sie dem Verkäufer noch standhalten können – einem Mann, der da so herumging wie ein stiller Teilhaber und seine kostbaren Kräfte für schwierige Kunden aufsparte, konnte sie nichts entgegensetzen. Deshalb log sie, als ich am Tische stand, und wurde rot: »Ich bin nämlich gar nicht die Mutter! Wenn ich seine Mutter wäre, aber, Sie verstehen, für ein fremdes Kind kann ich mich nicht entschließen.« Und sie nahm beide Taschen vom Tisch und ging zur Kasse und bezahlte 15 Francs, nachdem sie anderthalb Stunden zu kaufen versucht hatte.

Sie ging, ging wie jemand, der eine Prüfung nicht bestanden hat. Alle diese Frauen stehen ja vor dem Einkauf wie vor einer Prüfung. In diesem Warenhaus ist es leicht zu verkaufen. Die Menschen sehen zu den Verkäufern auf wie zu Helfern und Ratgebern, die Verkäufer stehen am Rand der höheren sozialen Schicht und besitzen die Autorität der Modegelehrten, der um Sitte und Brauch Bescheid Wissenden. »Wie steht mir dieser Mantel?« fragt in der Frauenabteilung die Arbeiterin

das Mädchen. »Ich empfehle Ihnen« und »Ich rate Ihnen« sind die üblichen Formeln der Verkäufer.

Entsinnen Sie sich, wie wir vor drei Jahren zusammen durch die großen Modehäuser der großen Stadt gingen, die an Wintergärten erinnern? Wie die schönen, kleinen Verkäuferinnen (sie sahen alle aus wie Blumenmädchen) unter der ebenso schönen, stolzen, tyrannischen Souveränität der Käuferinnen seufzten? Wie diese Frauen mit spitzen, spielenden und im Spiel grausamen Fingern die Schleifen, die Stoffe, die Seiden und die künstlichen Blumen hoben und fallen ließen, noch schätzten und schon mißachteten, noch liebkosten und schon verwarfen, schon zu Neuem hingezogen, wieder zum Alten heimkehrten, kommandierten und fragten, mit der Freiheit, die nicht immer nur vom Geld kommt, sondern von der Schönheit, dem Selbstbewußtsein, dem siegreichen Blick und der anmutigen Handbewegung? Warum nicht hier?

Warum? Als ich wieder an dem bescheidenen Denkmal des bescheidenen Königs vorbeikam, dachte ich (ein keineswegs zum Richten Befugter, einer, der sich nur zu ahnen erlauben darf), daß Zusammenhänge bestehen zwischen Denkmal und Einkaufsfurcht im Warenhaus und Subalternität; Zusammenhänge zwischen einer demütigen Unsicherheit, die sich bis ins dritte und vierte Geschlecht fortpflanzt, und einer patriarchalischen Erziehung durch einen Unternehmer, der sich um Ehe und Verlobung, Wochenlohn und politische Gesinnung, Kindertaufe und Sargbeschaffenheit der Untertanen kümmert. Der die »väterliche Hand« zur »eisernen Faust« schließt und die »spartanische Zucht« zu einer nationalen Tugend erhebt. Man muß --- was muß man?

Es bleibt mir noch übrig, Ihnen über zwei Besuche im Saargebiet zu berichten: über ein Werk und über die Kirche. Ich schreibe Ihnen darüber im nächsten Brief.

Ich begrüße Sie herzlich,

Ihr Cuneus

Frankfurter Zeitung, 12. 1. 1928

DAS WERK

Lieber Freund, ich erinnere Sie an das Wort von Pierre Hamp, das Sie mir einmal zitierten, als wir vom »Segen der Arbeit« sprachen: »Par le travail, où l'on ne chante plus, se fait un grand œuvre d'abatissement humain. L'ouvrier n'aime plus son métier, et cela ébranle le monde.« Das schrieb Pierre Hamp in einem Lande, dessen Menschen schwieriger vielleicht als andere ein friedliches Verhältnis zur Technik finden können – die Begründung bleibe ich Ihnen vorläufig schuldig, sie gehört in ein anderes Kapitel –, und in einer Zeit, in der die Maschine nur erst als ein brutaler, menschenverzehrender Mechanismus erschien (ähnlich, wie sie in manchen heutigen verspäteten romantisch-sozialen Kunstwerken dargestellt wird) und noch nicht als das komplizierte Produkt menschlichen Geistes, von dem allein es abhängt, ob der Mechanismus ein Freund oder ein Feind des Menschen werde. Ich glaube, mich überzeugt zu haben, daß Pierre Hamp nicht überall und nicht unter allen Umständen recht hat. Der Arbeiter singt nicht mehr, weil der weit mächtigere Gesang der Maschine ihn zum Schweigen gebracht hat, und in seinem Lauschen liegt heute vielleicht ebensoviel andächtige Lust wie ehedem in seinem Lied. Der intelligente Arbeiter von heute liebt sogar sein »métier«. Man muß nur sehen, wie interessiert er alle technischen Entwicklungen beobachtet, die sein Spezialfach angehen. Ja, es scheint, daß seit der Zeit, in der das Mechanische sich dem Organischen anzunähern beginnt, die Symbolkraft des »sausenden Rads« schwächer und eine Art Nervensystem der Maschine erkennbar wird, sie langsam aufhört, ein »feindliches Element« zu werden. Nebenbei gesagt ist unter anderem auch deshalb die Romantik jener Literatur, die ich nach dem berüchtigten Film die »Metropolis-Literatur« nennen möchte, vollkommen falsch, die Romantik, die gehirnlose Maschinenmenschen voraussieht und das Menschliche im Mechanischen nicht erkennt; die nicht weiß, daß es ein Stadium gibt, in dem nicht der Mensch sich der Maschine, sondern umgekehrt sie dem Menschen sich anpaßt.

Denkt man daran, das heißt: befreit man sich von den überlieferten Vorstellungen: »Sklaven der Maschine«, so ist der Besuch eines Werks nicht trauriger als der eines Spitals zum Beispiel, eines Waisenhauses oder einer Arbeiterkolonie. Er ist allerdings auch nicht »erhebend«,

wie ihn die Fanatiker der »rauchenden Schlote« und die Besinger der »flammenden Hochöfen« nennen mögen. Das Werk ist grau und gewöhnlich, wie der Tag war, an dem ich hinging. Man erzeugt dort keine Gedichte, sondern Schienen, Drähte, Eisen, Stahl. Die Tendenz der Werkbesitzer ist: Geld zu verdienen, und der Wunsch der Werkarbeiter: ihr Leben zu fristen. Lauter alltägliche Angelegenheiten.
Das Tor ist breit und offen. Ich vermisse hier die gewohnte Warnung: Unbefugten ist der Eintritt verboten. Aber es scheint, daß eine so mächtige Institution eines solchen Verbots nicht mehr bedarf und daß nicht damit gerechnet wird, es könnte ein Unbefugter Lust bekommen, hier einzutreten. Links hinter dem Eingang steht übrigens schon das Häuschen des Pförtners. Niedlich fast, gelb-rot, aus Ziegelchen, ein Wetterhäuschen wie in einem Schaufenster. Dahinter ist das Verwaltungsgebäude. Noch vor dem Eingang arbeitet ein Motor. Eisenfunken sprühen – ich weiß nicht, welchen Zweck er hat –, und eine Tafel mahnt: »Vorsicht!« Er erinnert mich, der ich seinen Zweck nicht verstehe, an eine Art mechanischen Wachhundes. Das Verwaltungsgebäude ist hell, klar, kahl. Livrierte Botenjungen, Glockensignale, Nummern, die auf Täfelchen herausspringen, Wartezimmer, Herren, die mit der üblichen Würde über den Korridor gehen, Schlüssel am Zeigefinger. Es ist still wie in einem Spital. Wartende rascheln mit Zeitschriften. Eine Glocke schnarrt. Man holt mich.
Zehn Minuten später verlasse ich durch eine rückwärtige Tür das Verwaltungshaus. Vor mir liegt das Werk. Wirr und öde für einen, der sich nicht auskennt. Hochöfen und Schornsteine nehmen sich in der Ferne sehr regelmäßig aus, aufgerichtet nach einem genauen und leicht übersichtlichen Plan. Tritt man in ihre Nähe, ist die Symmetrie dahin. Ein planloser Haufen sind sie. Willkür scheint sie errichtet zu haben. Dennoch ist sicherlich die Wirrsal jetzt ebenso scheinbar, wie es früher die Planmäßigkeit gewesen ist. Der größte Teil dieses Werkes liegt frei. Ich weiß nicht, ob es in allen Werken so ist. Hier jedenfalls geht ein Wind wie durch Ruinen. Keine Wände, ihn zu lindern. Der Boden: Schutt, Geröll und Asche. Hellgrauer, zäher Schlamm. Deutliche Räder- und Fußspuren. Wüßte ich nicht, daß hier gearbeitet wird, ich könnte glauben, es würde hier aufgeräumt. Das Tageslicht, obwohl Wände nicht seinen Einbruch hindern, bekommt hier eine ungewohnte Schattierung. Es wird braun und grau. Es saugt Eisensplitterchen und Rauchmoleküle auf wie ein Löschblatt Tinte. Es liegt alles so zufällig neben-

einander wie auf einem Bauplatz, nicht wie zum Beispiel in einer Fabrik. Es ist, als arbeitete man hier nicht in einem bereits Errichteten, sondern an etwas zu Errichtendem. Der Raum ist gleichsam nicht eingefangen, er ist zügellos, sich selbst überlassen und seiner eigenen brutalen Willkür, sich rohe, barbarische Formen zu schaffen. Über mir, vor mir, hinter und neben mir rollen an Seilen Wägelchen, eiserne Kränchen, leere und beladene, sicherlich einem Ziele zu. Dennoch ist es so, als hätten sie keines. Vielleicht täuscht mich ihre Wirrnis und ihre Überzahl, vielleicht aber auch ihre Langsamkeit. Denn sie ziehen durch die Luft mit der Trägheit schwerer Insekten, und eine Art grollendes Summen begleitet ihr Schweben. Dazwischen klingt der quietschende Aufschrei eines unwilligen, wahrscheinlich rostigen Gelenks. Über den kleinen Wagen ziehen große, schwere, schwarze Kräne ihre Viertel- und halben Kreise, ganz langsam und fast pathetisch. Wüßte man nicht, daß oben in einem kleinen Glashäuschen ein Mann sitzt, der sie lenkt, man fände die intelligente Sicherheit, mit der sie ruhen und sich wieder in Bewegung setzen und wieder ausruhen, unheimlich. Sie bleiben still, lassen eine riesige Zange sinken wie einen lockeren, aber starken Arm mit gespreizten zwei Fingern, ergreifen kneifend einen Block Eisen, ziehen den Arm wieder ein, drehen sich langsam zurück, lassen den Block weich und sachte in einen Wagen fallen, legen ihn nieder, behutsam, als könnte er sich weh tun. Es ist, als würde nicht Eisen auf Eisen gelegt, sondern eine Flocke auf Kissen. Eine gewisse Würde, fast von einer Symbolkraft, offenbart sich in diesen fünf, sechs langsam hin- und zurückschwebenden großen Kränen, unter denen die nur wenig gelenkigen kleinen Kränchen wie spielende Kinder aussehen. Es ist in den großen die Langsamkeit eines Zeremoniells. Sie symbolisieren sozusagen die »Weihe der Arbeit«.

Ich steige eine schmale, bebende Wendeltreppe hinauf, sie ist ein bißchen rührend; zart, gebrechlich scheint sie, obwohl sie aus Eisen besteht – und sie erinnert trotzdem an eine Schlingpflanze, frei, in der Luft emporgerankt zu einer Art Terrasse. Es wird heiß, obwohl es ringsum frei ist und man den Himmel sehen kann. Ich stehe auf Brettern, gelegt auf einen Grund aus Schlamm, Lehm, Sand. Von irgendeinem fernen, sachten und dennoch sehr starken, gleichsam verpackten Gepolter schüttert der Boden, auf dem ich stehe, mit mir. Zuweilen ist es, als stünde ich auf der Plattform einer Lokomotive. Vor mir sehe ich einen riesigen schwebenden Kessel, eine Art überdimensionalen Koch-

topf, dessen Öffnung sich mir langsam zuzuwenden beginnt. Flüssiges Feuer kocht in diesem Kessel. Langsam, gewichtig und dennoch mühelos dreht er sich. Jetzt gähnt mir sein Mund entgegen. Jetzt sehe ich, geblendet, was er enthält: einen silberweißen, bläulich durchsprenkelten, rötlich durchzuckten, spröden, knisternden Brei aus Feuer. Eine merkwürdige Art von Brei. Er hat die Elastizität, aber nicht die behagliche Weichheit eines Schlamms. Er ist zähflüssig wie dieser, aber nicht so klebrig. Es ist, als bewahrte das Feuer seinen Stolz, seine gefährliche schneidende Härte, seine Schwert-, Lanzen- und Messerähnlichkeit auch noch dort, wo man es fast für Wasser halten könnte. Und wo ein gewöhnlicher Schlamm vielleicht Blasen bilden würde, sprüht dieser Feuerschlamm Funken. Sie spritzen mir entgegen, auf mein Gesicht, auf meine Kleider, meine Haare. Aber sie haben ein kurzes Leben. An der Peripherie der dichtesten, komprimiertesten Hitze gleichsam sterben sie schon, und der Elan, mit dem sie aus dem Kessel sprangen, eine Welt in Brand zu setzen, war vergeblich. Dennoch wäre es mir peinlich, den Platz jenes Arbeiters einzunehmen, der unmittelbar vor dem Kessel steht, eine Uhr in der Hand, ein Kommando rufend, in einem feuersicheren Kleid, merkwürdigerweise ohne Brille. Wenn man zehn Jahre lang jeden Tag vor diesem Kessel steht, muß das Blut, so denke ich, ein anderes Tempo bekommen haben, es rollt nicht mehr, wie von der Natur vorgesehen, durch die Adern, den Körper beherrschen andere Temperaturgesetze, und selbst das Gehirn denkt nach anderen Normen. Ich stelle mir vor, daß die Gedanken dieses Mannes einen jäheren Flug und eine kürzere Dauer haben müssen. Derlei hat die Wissenschaft wahrscheinlich noch nicht ergründet, und es wird infolgedessen von der sozialen Gesetzgebung auch gar nicht in Betracht gezogen.

Und immer wieder neigt sich ein anderer der drei nebeneinander schwebenden Feuerkessel und schüttet seinen Inhalt aus. Dann bricht für einen Augenblick ein weißer Glanz aus, ein Glanz wie von einem der flüssigen Himmelskörper, die wir uns nur vorstellen können. Oben aus dem Hochofen regnet es in diesem Augenblick Feuer gegen den Himmel, und ich sehe heute die Ursache – die ich übrigens nicht verstehe – jenes Schauspiels, das mich Nacht für Nacht beschäftigt hat. Mir ist, als hätte ich nun den Schleier eines Geheimnisses in der Hand, aber nicht gelüftet. Ich wüßte, wollte ich weiterforschen, wohin die Schlacke kommt und wohin die überflüssigen, übrigens immer auch

noch verwendbaren Gase. Aber ich suche ja gar nicht nach diesen Realitäten. Wenn ich wüßte, was in diesem Augenblick in der Seele des Arbeiters vorgeht, der geradewegs ins weiße Feuer sieht! Aber ich erführe doch nur, was mit der Schlacke geschieht!
Hinunter zu den Plätzen, wo die Schienen entstehen, die Stangen, die Drähte! Das sind die großen, ein wenig schiefen Ebenen, auf denen in vorgeschriebenen, gewundenen Bahnen die Eisen hervorschießen, zischend, glühend rot, zornigen Schlangen gleich, ein Spektakel, das sich zehnmal in der Minute wiederholt und dessen man niemals müde wird. Am besten gefallen mir die dünnen Drähte. Ihre Kurven sind die elegantesten und lebendigsten, es ist wirklich, als gehörten sie eher in den Bereich der Zoologie als in den der Technik, sie entspringen im Hintergrund ganz schmalen Löchern, lassen ein leises, geradezu distinguiertes Zischen vernehmen und sind die Aristokraten unter den feurigen Schlangen. Mit einem kühnen grellroten Elan springen sie in die Welt. Mit einer hurtigen, sechsmal gewundenen, edlen Zartheit schlängeln sie sich die Bahn abwärts, verändern schnell das grelle Rot in ein dunkles, purpurenes, schließlich in ein braunes, sie werden alt, aber sie würden trotzdem noch eine Weile sich so fortwinden im schlanken, schießenden Lauf, ergriffe sie nicht ein aufmerksamer Mann mit einer scharfen, schneidenden Zange. Er zwickt sie ab, eine Schlange nach der anderen, er lauert ihnen auf, gerade wenn sie mitten im schönsten Bogen sind, unterbricht er ihren Lauf und ihr Leben, trägt sie seitwärts, löscht sie aus. So ähnlich schlängeln sich vielleicht unsere Lebensfäden in der Unterwelt, und die Parze steht da mit der Zwickzange. Eine Viertelstunde später sind es keine Schlangen mehr, es sind Drähte, aus denen man Gitter machen kann und Rattenfallen und allerhand Dinge.
Sechs- bis neunhundert Francs verdienen die Werkarbeiter im Saargebiet, nicht mehr, eher weniger als die in den Kohlengruben. Ich sprach beim Mittagessen mit dem Beamten eines andern Werks darüber, der mein Entsetzen merkte und mich zu trösten versuchte: »Da sind so viele Arbeiter, sie laufen auf dem großen Werk herum, viele drücken sich, arbeiten gar nichts – das wäre in den Gruben unmöglich.« »Ja«, erwiderte ich, »aber geben Sie zu, daß es kein Vergnügen ist, in diesem Werk spazierenzulaufen. Es sieht nicht aus wie ein Sanatoriumspark.« Es kam als Antwort das Argument, das ich natürlich vorausgeahnt hatte: »Es ist Gewohnheit.« So lautet der Trost der Gedankenlosigkeit. Es gibt eine ganze Lehre, die sich auf der Theorie von der »Gewohn-

heit« aufbaut. Man könnte von einer nationalökonomischen Richtung der Gewohnheitstheoretiker sprechen. Als ob die Gewohnheit mit dem Schlimmen schon das Gute entbehrlich machte! Und als ob zum Beispiel einer, der sich ans Frieren gewöhnt hätte, die Wärme entbehren könnte! Der Hinweis auf die »Gewohnheit« ist der Trost der unzulänglichen Herzensgüte.
Merkwürdig war, daß derselbe Beamte ebenfalls über seine schmalen Einkünfte klagte. Er bekam 1600 Francs, hatte eine geschiedene Frau und eine neue, drei Kinder, zwei Häuser zu versorgen. Nach seiner eigenen Theorie hätte er doch eigentlich schon daran »gewöhnt« sein müssen. Aber offenbar kann sich niemand selbst an das Leid gewöhnen, obwohl jeder glaubt, just der andere könnte es.
Es war ein Samstag. Und ich beschloß, am nächsten Tag in die Kirche zu gehn – wo bis auf weiteres immer noch der Trost gefunden wird, den die Sozialpolitik nicht geben kann.

Ihr Cuneus

Frankfurter Zeitung, 28. 1. 1928

EINE ANTWORT VON CUNEUS

In einem meiner letzten *»Briefe aus Deutschland«* habe ich meinem Adressaten Mitteilung gemacht von einer Kritik meiner Berichterstattung in einem Saarbrücker Blatt, die ein Mann mit dem Pseudonym »Matz« vorgenommen hatte. Am 18. Dezember des vergangenen Jahres antwortete mir derselbe noch einmal. Ich hätte, meint er, für den Humor seines Artikels kein Verständnis gehabt, vielleicht deshalb, weil er, als der wahre Humor, die Übertreibung liebe, während ich dort billige Witze machte, wo es nichts zu scherzen gäbe. Ich zählte zwar zu den »literarischen Chargen«, doch hätten sich auch andere namhafte Leute schon geirrt, ohne sich zu ärgern. Sicherlich wäre ich gar nicht auf die Anwürfe eingegangen, wenn ich nicht *vom Verlag und der Redaktion meines »Leiborgans« zum »Einlenken genötigt«* worden wäre. Denn es sei ein Einlenken – und darüber helfe meine »geschliffene Diktion« nicht hinweg–, wenn ich plötzlich von der Intelligenz des Saargebietes schriebe. Die »Frankfurter Zeitung« hätte

sich durch ein »unfaires Konkurrenzmanöver« seinerzeit ins Saargebiet »eingeschmuggelt«, und nun läge ihr daran, ihre Abonnenten nicht zu verlieren.

Ich gestehe, daß es mir unmöglich ist, auf diese Vorwürfe zu erwidern, die mir persönlich von jener Zeitung gemacht werden. Dazu fehlt mir vielleicht eine genügend *ungeschliffene* Diktion. Auch habe ich kein Verständnis für den Humor von Matz. Ich bin viel eher geneigt, ihn für tragisch zu halten. Man wird, wenn man uns liest, allmählich gemerkt haben, daß wir zwei ganz verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Naturen sind, von denen die eine gerade dann lacht, wenn die andere weinen könnte, und umgekehrt. Es wäre also unsinnig, die Öffentlichkeit mit der Demonstration unserer Gegensätze zu beschäftigen. Jeder von uns beiden empfindet anders und reagiert anders. Infolgedessen ist die Realität für uns beide nicht die gleiche.

Aber unter allen Umständen bleibt die *schriftstellerische Ehrlichkeit* ein absoluter Begriff, unabhängig von der Realität unserer subjektiven Wahrheiten. Jener nun meint, ein Verlag und eine Redaktion könnten (selbst wenn sie wollten) einen Schriftsteller bewegen »einzulenken«, das heißt in diesem Falle: Eindrücke, die er einmal gewonnen hat, nachträglich zu korrigieren. Ohne eine entfernte Ahnung von der moralischen Ungeheuerlichkeit seiner Anschauung zu verraten, meint jener, eine geschäftliche Rücksicht könnte irgendeinen Einfluß auf einen Berichterstatter haben, der ausgeschickt wurde, *Tatsachen zu schreiben.* Jener meint, man hätte eine »geschliffene Diktion« zum Vertuschen und ein Schriftsteller, dem das Wort heilig ist und der Ausdruck eine Manifestation des Gewissens, brächte jemals die *Feigheit* auf, sich von seinem Auftraggeber »nötigen« zu lassen. Ist es also soweit gekommen, daß ein Journalist öffentlich mitteilen kann, ein anderer wäre von seiner Redaktion *genötigt* worden – in dem Ton mitteilen kann, in dem man etwa berichtet, ein Börsenjobber hätte sich »umgestellt«?! – – Diese Zeitung, an der ich die große Ehre mitzuarbeiten habe, wird freilich kein anderer als jener Ahnungslose verdächtigen, sie gebe ihren Berichterstattern ebenso von Rücksichten auf das Inseratengeschäft diktierte Aufträge, wie es andere Unternehmungen vielleicht tun mögen, mit deren Sitten mein Humorist besser vertraut ist. Von dem Blatt, das seine ganze Wirkung nur seiner lauteren Gesinnung zu verdanken hat und das mitten in einer Welt, in der man einem Schriftsteller zutraut, er lasse sich nötigen, mehr ist als eine Zeitung, nämlich: ein

täglich dreimal erscheinender Appell an das Gewissen, wird kein Leser, kein Mitarbeiter annehmen, daß es unsauberer Konkurrenzmanöver bedarf, um sich irgendwo »einzuschmuggeln«. Es ist, als wenn man der weithin vernehmbaren Stimme eines Redners zumutete, sie hätte sich mittels unsauberer Konkurrenzmanöver eine Schallwelle dienstbar gemacht; einem Theater von unermeßlicher Wichtigkeit, es hätte sich die Gunst seines Publikums erschlichen. Wie?! Ein Werk, das mit der Tendenz auftritt, ja dessen Wesen es ist, frei in der Freiheit zu erscheinen, hätte es nötig, sich »einzuschmuggeln«?! »Die Herren am Main«, meint Matz mit einer poetischen Umschreibung, deren Humor mir ewig verschlossen bleiben wird, »wissen Bescheid.« So sitzen sie halt an den Ufern des Mains und wissen Bescheid, diese Herren. Jener aber sitzt mitten im Strom des Geschehens – der auch kein zu verachtender Fluß ist – und glaubt, erst recht Bescheid zu wissen. Er glaubt zu wissen, daß ein Verlagsdirektor »seinem« Schriftsteller sagen kann: »So dürfen Sie nicht schreiben, mein Lieber! Flugs lenken Sie ein«! ... Und daß der Schriftsteller einlenkt...

Aber ich, so wahr ich eine »literarische Charge« bleiben möchte, weiß es nicht, habe es nie erfahren und werde es nie erfahren – nicht aus Angst um die »Charge«, sondern aus Achtung vor dem Beruf, den ich ausübe, und der Zeitung, an der ich ihn ausüben darf.

Cuneus

Frankfurter Zeitung, 28. 1. 1928

KANNITVERSTAN

Lieber Freund!
Mit gleicher Post erhalten Sie ein Buch von mir, von dem Sie entzückt sein werden. Ich weiß, daß Sie nicht gerne lesen – verzeihen Sie! An dieses Büchlein, das Sie morgen oder übermorgen bekommen werden, können Sie nicht mit dem skeptischen Maßstab herangehen, den Sie an alle, an die meisten Druckerzeugnisse anzulegen belieben. Es ist ein vergessenes, beinahe ein verschollenes Buch, obwohl erst vor drei Jahren erschienen. Wilhelm *Hausenstein* hat es herausgegeben. Es heißt: *»Herbstliche Reise eines Melancholikers, Briefe aus Holland von Kannitverstan«*. Lesen Sie diese Briefe! Ein Mann, der nach Holland fuhr, schrieb sie an seine Freunde. Er schreibt mehr von sich als über Holland selbstverständlich. Er hat keine Ahnung, daß sie einmal gedruckt werden könnten, er hätte sich sonst vielleicht – wie sagt man nur? – »zusammengenommen«, und wer weiß, ob ich sie Ihnen dann empfehlen könnte. Nein! Dieser Kannitverstan schreibt, wie ihm die Melancholie gewachsen ist. Offenbar krankt er an Deutschland! – wie Sie und ich. Er hat eine Art Universalmelancholie. Alle seine kleinen, privaten Geständnisse sind in diese Melancholie eingepackt, deshalb sind sie eben Geständnisse und keine Mitteilungen. Er berichtet von Straßen, Häusern, Menschen, Bildern. Er besitzt viele Kenntnisse. Aber sie sind bei ihm etwas Selbstverständliches, als hätte er sie nicht »erworben«, als lägen sie in ihm seit seiner Geburt wie Talente. Er ist immer traurig – wie Sie und ich. Aber – im Gegensatz zu Ihnen und genauso wie ich – sucht er immer wieder, mit dem Trost, wie mit einem Trick, seine Trauer zu täuschen und zu mildern. Ich verstehe ihn. Aus der großen, unerbittlichen Spannung, in der uns die Melancholie erhält, versucht er fortwährend, in Gelöstheit zu gelangen, aus dem Haß, der eine seiner glücklichen Fähigkeiten ist, in die Liebe, der seine Sehnsucht gilt und die er infolgedessen schon besitzt. Man könnte sagen, obwohl es viel zu simpel ist und nur einen einzigen seiner vielen, reichen, menschlichen und literarischen (künstlerischen) Züge kennzeichnet: er sei ein Pessimist, der um Optimismus ringe. Unaufhörlich »läßt er sich gehen«, und unaufhörlich kontrolliert er sich. Er widerspricht und bestätigt sich. Er ist ein Deutscher aus dem Geschlecht Johann Peter Hebels, von dem er den Namen und noch manches an-

dere hat. Lesen sie ihn, und empfehlen Sie ihn, wenn Sie können. Ich bin wie immer Ihre M...

An die Redaktion der »Frankfurter Zeitung«

Sehr verehrte Herren!

Sie bitten mich, auf ein Buch in Ihrem »Literaturblatt« hinzuweisen. Ich wüßte nichts Besseres, als Ihnen den Brief zu übersenden, den ich vor einigen Wochen von meiner Freundin erhalten habe. Drucken Sie ihn ab, ich habe ihm nichts hinzuzufügen; es sei denn, den Verlag, indem der neue Kannitverstan erschienen ist, nämlich die »Deutsche Verlagsanstalt«.

Ihr ganz ergebener Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 26. 11. 1927

DER IDEALISTISCHE SCHARLATAN

Zenobi, ein Mann mit diesem hübschen Namen, der schon als Klang an eine Hochstapelei erinnert, ist vom Schicksal gezwungen, ein Scharlatan zu sein. Zwar könnte man es von jedem Scharlatan sagen, auch von denen, die vulgäre Namen tragen. Von ihnen aber nur, wenn man die literarische und beinahe religiöse Verpflichtung fühlt, das »Schicksal« verantwortlich zu machen für den »Charakter«. Zenobi aber, dem Helden des Romans von Efraim *Frisch*, »Zenobi«, Verlag Paul Cassirer, Berlin, wird jeder Ungläubige, jeder Unbefangene, jeder Harmlose den Zwang zugestehen, Höheres zu scheinen. Zenobi handelt gewissermaßen in berechtigter Notwehr gegen die Wirklichkeit seiner viel zu unbedeutenden Existenz. Zenobi täuscht mehr vor, als er ist, nicht um Vorteile zu erringen, sondern um mit seinen (leider) schwachen Kräften ein leider viel zu mangelhaftes Gleichgewicht herzustellen. Zenobi, ein kleiner Feldwebel von jener Art Intelligenz, die Unteroffiziere in Rechnungskanzleien befähigt, wie Ministerialbeamte auszusehen, aber klüger als diese zu sein. Zenobi hat von seinen Lügen keinen persönlichen Vorteil. Er gleicht jenen geschickten und verblüffenden Taschenspielern, die mich im Varieté so überraschend betrügen und bei deren Anblick ich immer wieder über die stark unterschätzte

Macht der Ehrlichkeit und der Tugend staunen muß. Denn: Warum, so frage ich mich, treten diese Männer, die aus dem Nichts Tausender zaubern können, für einen verhältnismäßig kargen Lohn im Varieté auf? Weshalb leben sie nicht unmittelbar von ihren Künsten, sondern von der mühseligen Demonstration dieser Künste?
Das ist, könnte man sagen, die Tragik Zenobis. Er könnte zum Beispiel ein Heiratsschwindler sein und gute Tage verleben. Aber er verliebt sich ehrlich – und: welche Pointe! – in eine Hochstaplerin. Er könnte – in einem entscheidenden Augenblick – sagen wir: einen Minister spielen (und das bringt immer einen Vorteil), aber er spielt: einen Revolutionär (was immer und auch ihm nur Nachteile bringt). Es gelingt ihm, für einige Augenblicke der gute Bekannte eines leibhaftigen Königs zu sein und für einen englischen Diplomaten gehalten zu werden. Aber Zenobi benützt diese günstige Gelegenheit nicht für sich, sondern für einen unschuldig Verurteilten. Zenobi ist gewissermaßen ein Hochstapler aus Altruismus. Eine Art Idealismus verbündet sich in ihm mit seiner Fähigkeit, immer wieder eine Persönlichkeit vorzutäuschen, deren soziale Stellung ein Vorrecht auf Idealismus und dessen Ausübung verbürgt. Zenobi wäre zum Beispiel im Zeitalter der Renaissance ein historischer Held geworden. Da er aber unser Zeitgenosse ist, versank er in jene tiefe Namenlosigkeit, aus der die modernen Legendenschreiber ihre Gestalten und Stoffe holen. Zenobi ist eine schöne, traurige Legende.
Wie eine Legende geht die Geschichte von Zenobi aus. Er kämpft in einem Duell, er wird verwundet, und seine Spur verliert sich. Vielleicht ist er jener Räuberhauptmann, der augenblicklich die Leute in Atem hält. Vielleicht lebt er als hohe Persönlichkeit unerkannt und zu hoch über uns, als daß wir es wüßten im Lande. Vielleicht aber auch ist er tot. Wer kann es wissen? Wer hat sich denn in Zenobi ausgekannt, als er noch unser aller Nachbar war und der Autor noch jeden seiner Schritte überwachen und verzeichnen konnte? Wer kann überhaupt die Zenobis verstehn?
Efraim Frisch selbst ist anscheinend nur ein unbeteiligter Chronist. Wenn das Schicksal Zenobis unsichtbar wird, teilt der Autor mit, es sei unsichtbar geworden und ihm, dem Autor, bleibe nichts anderes übrig als eine Vermutung. Es ist eine sehr witzige Bescheidenheit. Der Verfasser ist nicht der »Schöpfer« Zenobis, sondern dessen Beobachter. Der gestaltet, indem er berichtet. Es ist die Haltung eines modernen

Autors, der keine Fabeln spinnt, sondern die Augen aufmacht. Es gibt keine spannenderen Fabeln als die Realität.
»Zenobi« ist in einem klaren, mageren, sympathischen Deutsch geschrieben. Es gibt kein einziges überflüssiges Wort in diesem Buch. Deshalb ist es immer spannend. Ist man mit der Geschichte Zenobis zu Ende, so freut man sich, daß Zenobi möglicherweise noch unter uns, neben uns leben und wirken könnte. Man weiß dem Autor Dank dafür, daß er, statt ein brutales »Ende« zu machen, eine liebenswürdige Fortsetzung andeutet. Legt man das Buch aus der Hand, so hat man es, wie man sagt, eben *nur* »aus der Hand« gelegt.

Frankfurter Zeitung, 4. 12. 1927

»ADIEU BERLIN«

In dem Roman *Hans von Wedderkopps »Adieu Berlin«* (bei S. Fischer, Berlin) tritt eine Gruppe von Menschen auf, von denen man sich seit Jahren in Berlin zu sagen bemüht, sie bildeten eine »Gesellschaft«. Diese Menschen laden ein und werden eingeladen. Sie haben statt einer Tradition einen ganz bestimmten Dialekt. Sie haben anstelle der Formen ganz bestimmte, allen gemeinsame Reaktionen. Sie werden nicht von gesellschaftlichen Gesetzen beherrscht, sondern von Zufällen der Geselligkeit. Sie grenzen rechts an das Kapital und links an die Boheme (an die neuzeitliche Boheme selbstverständlich, das heißt an eine, die von der romantischen Freiheit ihrer Vorgängerinnen nur eine gemäßigte Manierlosigkeit behalten hat). Manches, was in dieser Gesellschaft selbstverständlich ist, erscheint einem Außenseiter merkwürdig. Mancher Ton, der hier als guter gilt, klingt einem fremden Ohr zumindest falsch. Diese Schicht ist nicht »reaktionär« und nicht »revolutionär«. Mit den üblichen Bezeichnungen ist sie überhaupt nicht gekennzeichnet. Wollte man zum Beispiel ihren zweifellosen betriebsamen Snobismus erwähnen, so wäre sie auch dadurch noch nicht erkenntlich dargestellt. Diese Schicht ist für Berlin charakteristisch, auch für Deutschland.
Es scheint mir, daß Hans von Wedderkopp zum erstenmal versucht hat, sie zu schildern. Alle mehr auftretenden als handelnden Personen

sind in diesem Roman gleichberechtigte »Helden«. Es ist Sommer, sie haben Berlin verlassen, sie sind auf einer Ferieninsel. Ein Mann mit einem Adelsprädikat unter ihnen ist fast als einziger Beherrscher jeder Situation. Nur in einer – zweifelhaften allerdings – wird er selbst zweifelhaft. Denn es heißt von ihm: »... und er nahm sie wie eine reife Frucht«. Manche Feudale können es sich trotz einer innigen Verbindung mit Theater und Bankwelt nicht abgewöhnen – und man muß schon nachsichtig sein, wenn sie den bei ihnen beliebten Vergleich der Frauen mit den Pferden zugunsten des vegetarischen mit Obst aufgegeben haben.
Mit einem manchmal spöttischen, oft charmanten und immer sympathisch überlegenen Blick sieht der Autor diese Welt im Sommer. Er kennt sie, ohne sich an ihr zu beteiligen. Er kann witzig beobachten und Beobachtungen mit Witz wiedergeben. Er überhaucht Situationen mit launiger Freude. Er ist reich an Einfällen. Der Autor hat sich ein großes Verdienst erworben, indem er Menschen, die dazu nicht fähig sind, nicht zu Vorwürfen für pathetische oder tragische Behandlung genommen hat – wie es manche tun. Alle seine Leser werden ihm dankbar sein.

Frankfurter Zeitung, 11. 12. 1927

EMILE ZOLA – SCHRIFTSTELLER OHNE SCHREIBTISCH*

(Antwort auf eine Umfrage zum 25. Todestag)

Lieber Gerhart Pohl!
Ihre freundliche Aufforderung, mich an Ihrer Enquete über Zola und die Möglichkeiten seiner Wirkung auf die heutige deutsche Generation zu beteiligen, erreicht mich erst heute – und gerade in der Stunde, in der ich von der Hinrichtung Saccos und Vanzettis aus den Zeitungen erfahre. Vielleicht wird zu der Zeit, in der diese Zeilen Ihren Lesern vor die Augen kommen, der Zusammenhang zwischen dem Mord in Amerika und dem größten Diener der Gerechtigkeit in Frankreich

* Titel vom Herausgeber

nicht mehr so natürlich wie mir in diesem Augenblick und etwas willkürlich konstruiert erscheinen. Erlauben Sie mir dennoch, von dem Gedanken auszugehen, der mich während der ganzen qualvollen Lektüre der Berichte verfolgt: Es gibt keinen Zola mehr in der Welt!...
Ich weiß nicht, ob er heute (nach dem Krieg) und in Amerika (dem Land der unbegrenzten Unmenschlichkeiten) den Mord verhindert hätte. Aber daß kein einziger Schriftsteller »von Weltruhm« sich gerührt hat, ist für uns, Genossen dieser Zeit, mehr als beschämend: Es könnte fast unsere Hoffnungen vernichten. Die Überzeugung, daß die Gerechtigkeit tot ist – in Amerika und in Europa –, muß alle Herzen kalt und starr gemacht haben. Zola aber hätte auch den Mut gehabt, für eine aussichtslose Sache zu kämpfen. Denn es war sein Glaube, daß die Zukunft die Sünden der Gegenwart rächt – um sie auszulöschen; und daß diese Zukunft den Armen von heute gehört, den Elenden.
Nur Blinde können glauben, daß mit der »rein literarischen« Wirkung eines Mannes nicht eng zusammenhängen: seine Leidenschaft, an der sogenannten »Aktualität« teilzunehmen; seine Liebe zum Tag und alles, was zu ihr gehört: das Volk, die Bitterkeit der Armut und die Härte des Reichtums und seiner Gesetze. Niemand kann sich über die Erde erheben, auf der er lebt. Es gibt keine Grenze zwischen einer Stellungnahme zu den öffentlichen Gemeinheiten und einer tapferen, »zur Ewigkeit hingewendeten« Arbeit. Ein Mensch, den ein Zeitungsbericht über eine Schändung der Menschlichkeit nicht unmittelbar zur Tat ruft, kann nicht mehr das Recht haben, über Gesichter und Handlungen von Menschen zu schreiben. Zola hat aus leidenschaftlicher Achtung für die Wirklichkeit die Grenze zwischen dem »Profanen« und dem »Edlen« aufgehoben. Jene verlogene Grenze, von den ewigen Reaktionären errichtet. Denn es ist ihre Eigenschaft, »Heiligtümer« zu errichten, um Eintrittskarten zu verkaufen. Zola war der erste europäische Schriftsteller ohne Schreibtisch als Instrument der Eingebung, der erste Romancier mit dem Notizbuch. Der erste Dichter auf der Lokomotive.
Ich glaube, daß er dadurch gerade Deutschland ein Beispiel sein kann. Denn unsere Autoren sind die Dichter am Schreibtisch. Wir haben die Fabel von den blinden Sehern und dem Fluch der professionellen Ästhetiker. Wer von den deutschen berühmten Schriftstellern hat sich um schwarze Reichswehr, massakrierte Arbeiter, bayrische Justiz, Pommern und die Herren von Kähne gekümmert? Wie viele Dreyfus-Affä-

ren hatten wir seit 1918? Wer von den berühmten Männern hat schon einen Lokomotivführer angeschaut? Konstruiert haben sie sich manchmal einen.

Nicht sie haben das Recht, den Zolaschen »Naturalismus« »flach« zu nennen. Er war die literarische Form eines starken Glaubens an die Kraft der Wirklichkeit. Nur durch eine minutiöse Beobachtung der Wirklichkeit kommt man zur Wahrheit.

Ich bitte Sie und Ihre Leser um Entschuldigung für diese hastigen Sätze und bin mit kameradschaftlichem Gruß Ihr

Joseph Roth

Die Neue Bücherschau, 1927

»ZOO«

Arthur Ernst Rutra versucht in drei Novellen jene merkwürdige, schwer zu erklärende und der Einsicht eigentlich unzugängliche Beschaffenheit menschlicher Existenzen festzustellen, die uns oft veranlaßt, kopfschüttelnd vor einem Bruder Mensch dazustehen wie vor einem fremden und seltsamen Tier. Deshalb nennt der Autor mit einer etwas zu durchsichtigen Symbolik seine drei Novellen: *»Zoo«*. (Hans v. Weber-Verlag, München, 128 Seiten. Geb. Mk. 15.)

Drei menschliche Lebensläufe schildert der Verfasser. Sie spielen sich in verschiedenen Ebenen ab, aber gewissermaßen in der gleichen Luft. Es ist, als wären die drei Helden der drei Novellen drei Brüder, in verschiedenen Häusern geboren, unter verschiedenen sozialen Voraussetzungen ins Leben gestellt, aber in demselben Lande, alle drei. Keiner von ihnen ist exemplarisch, keiner typisch. Alle sind exzeptionell, exzentrisch fast. Sie sitzen nicht im Zuschauerraum, sie stehen auf der Bühne, noch besser: in der Manege. Denn sie erinnern weniger an dramatische Akteure als an Clowns. Sie haben alle die geschminkte Tragik eines Alltags, der sich ins Groteske verzerrt. Denn obwohl sie keine Haupt- und Staatsaktionen erleben, sind ihre Biographien ungewöhnlich. Obwohl das Merkwürdige, das von ihnen berichtet wird, sich in gewissen Grenzen der durchschnittlichen Wahrscheinlichkeit hält, sind sie doch mit der durchschnittlichen Norm nicht meßbar. Sie sind

nicht unverständliche Menschen, aber Sonderlinge. Sie reichen in die Region des Phantastischen, des Halbdunklen, und nur ihre stille Komik trennt sie eigentlich vom Metaphysischen – dem wir aus traditionellen Gründen nur das ausgesprochene Ernste zuzuweisen gewohnt sind. Die drei Männer aber sind *skurril.*
Diese ihre Skurrilität hat sich der Verfasser bemüht, nicht nur durch erzählte Handlungen und Begebenheiten darzustellen, sondern auch durch artistische sprachliche Mittel; durch bestimmte scheinbar umständliche Satzbildungen, durch weitläufige Umschreibungen, durch fern und merkwürdig gedrechselte Metaphern, auch durch archaisierende epische und leicht onomatopoetisierende Konstruktionen. Die Sprache klingt manchmal wie aus einem fernen Jahrhundert. Sie hat die behagliche Skurrilität vergangener Zeiten. Sie wirkt wie ein Zerrspiegel, der die Wirklichkeit in einen Spuk verwandelt. Über allen drei Gestalten liegt eine leichte Schicht Überwirklichkeit. Sie leben wie in Winkeln. Es ist die reizvolle Atmosphäre der Nächte in alten Häusern. Der Titel »Zoo« führt irre. Wenn es schon im »Zoo« sein soll, dann einer, in dem etwa Fledermäuse und Eulen gehalten werden. Denn ein durch Realität gemildertes, angenehm distanziertes Gruseln ist die Wirkung der Geschichte.

Frankfurter Zeitung, 22. 12. 1927

Juden auf Wanderschaft
(1927)

VORWORT

Dieses Buch verzichtet auf den Beifall und die Zustimmung, aber auch auf den Widerspruch und sogar die Kritik derjenigen, welche die Ostjuden mißachten, verachten, hassen und verfolgen. Es wendet sich nicht an jene Westeuropäer, die aus der Tatsache, daß sie bei Lift und Wasserklosett aufgewachsen sind, das Recht ableiten, über rumänische Läuse, galizische Wanzen, russische Flöhe schlechte Witze vorzubringen. Dieses Buch verzichtet auf die »objektiven« Leser, die mit einem billigen und sauren Wohlwollen von den schwanken Türmen westlicher Zivilisation auf den nahen Osten hinabschielen und auf seine Bewohner; aus purer Humanität die mangelhafte Kanalisation bedauern und aus Furcht vor Ansteckung arme Emigranten in Baracken einsperren, wo die Lösung eines sozialen Problems dem Massentod überlassen bleibt. Dieses Buch will nicht von jenen gelesen werden, die ihre eigenen, durch einen Zufall der Baracke entronnenen Väter oder Urväter verleugnen. Dieses Buch ist nicht für Leser geschrieben, die es dem Autor übelnehmen würden, daß er den Gegenstand seiner Darstellung mit Liebe behandelt statt mit »wissenschaftlicher Sachlichkeit«, die man auch Langeweile nennt.
Für wen also ist dieses Buch bestimmt?
Der Verfasser hegt die törichte Hoffnung, daß es noch Leser gibt, vor denen man die Ostjuden nicht zu verteidigen braucht; Leser, die Achtung haben vor Schmerz, menschlicher Größe und vor dem Schmutz, der überall das Leid begleitet; Westeuropäer, die auf ihre sauberen Matratzen nicht stolz sind; die fühlen, daß sie vom Osten viel zu empfangen hätten, und die vielleicht wissen, daß aus Galizien, Rußland, Litauen, Rumänien große Menschen und große Ideen kommen; aber auch (in ihrem Sinne) nützliche, die das feste Gefüge westlicher Zivilisation stützen und ausbauen helfen – nicht nur die Taschendiebe, die das niederträchtigste Produkt des westlichen Europäertums, nämlich der Lokalbericht, als »Gäste aus dem Osten« bezeichnet.

Dieses Buch wird leider nicht imstande sein, das ostjüdische Problem mit der umfassenden Gründlichkeit zu behandeln, die es erfordert und verdient. Es wird nur die Menschen zu schildern versuchen, die das Problem ausmachen, und die Verhältnisse, die es verursachen. Es wird nur Bericht erstatten über Teile des riesigen Stoffgebiets, das, um in seiner Fülle behandelt zu werden, vom Autor so viel Wanderungen verlangen würde, wieviel einige ostjüdische Generationen durchlitten haben.

OSTJUDEN IM WESTEN

Der Ostjude weiß in seiner Heimat nichts von der sozialen Ungerechtigkeit des Westens; nichts von der Herrschaft des Vorurteils, das die Wege, Handlungen, Sitten und Weltanschauungen des durchschnittlichen Westeuropäers beherrscht; nichts von der Enge des westlichen Horizonts, den Kraftanlagen umsäumen und Fabrikschornsteine durchzacken; nichts von dem Haß, der bereits so stark ist, daß man ihn als daseinerhaltendes (aber lebentötendes) Mittel sorgfältig hütet wie ein ewiges Feuer, an dem sich der Egoismus jedes Menschen und jedes Landes wärmt. Der Ostjude sieht mit einer Sehnsucht nach dem Westen, die dieser keinesfalls verdient. Dem Ostjuden bedeutet der Westen Freiheit, die Möglichkeit, zu arbeiten und seine Talente zu entfalten, Gerechtigkeit und autonome Herrschaft des Geistes. Ingenieure, Automobile, Bücher, Gedichte schickt Westeuropa nach dem Osten. Es schickt Propagandaseifen und Hygiene, Nützliches und Erhebendes, es macht eine lügnerische Toilette für den Osten. Dem Ostjuden ist Deutschland zum Beispiel immer noch das Land Goethes und Schillers, der deutschen Dichter, die jeder lernbegierige jüdische Jüngling besser kennt als unser hakenkreuzlerischer Gymnasiast. Der Ostjude hat im Krieg nur jenen General kennengelernt, der eine humane Ansprache an die Jidden in Polen affichieren ließ, die das Kriegspressequartier formuliert hatte, nicht aber den General, der kein schöngeistiges Buch gelesen hat und trotzdem den Krieg verliert.
Dagegen sieht der Ostjude nicht die Vorzüge seiner Heimat; nicht die grenzenlose Weite des Horizonts; nichts von der Qualität dieses Men-

schenmaterials, das Heilige und Mörder aus Torheit hergeben kann, Melodien von trauriger Größe und besessener Liebe. Er sieht nicht die Güte des slawischen Menschen, dessen Roheit noch anständiger ist als die gezähmte Bestialität des Westeuropäers, der sich in Perversionen Luft macht und das Gesetz umschleicht, mit dem höflichen Hut in der furchtsamen Hand.
Der Ostjude sieht die Schönheit des Ostens nicht. Man verbot ihm, in Dörfern zu leben, aber auch in großen Städten. In schmutzigen Straßen, in verfallenen Häusern leben die Juden. Der christliche Nachbar bedroht sie. Der Herr schlägt sie. Der Beamte läßt sie einsperren. Der Offizier schießt auf sie, ohne bestraft zu werden. Der Hund verbellt sie, weil sie mit einer Tracht erscheinen, die Tiere ebenso wie primitive Menschen reizt. In dunklen Chedern werden sie erzogen. Die schmerzliche Aussichtslosigkeit des jüdischen Gebets lernen sie im frühesten Kindesalter kennen; den leidenschaftlichen Kampf mit einem Gott, der mehr straft, als er liebt, und der einen Genuß wie eine Sünde ankreidet; die strenge Pflicht, zu lernen und mit jungen Augen, die noch hungrig nach der Anschauung sind, das Abstrakte zu suchen. Ostjuden gehen meist nur als Bettler und Hausierer über Land. Die große Mehrzahl kennt den Boden nicht, der sie ernährt. Der Ostjude fürchtet sich in fremden Dörfern und in Wäldern. Er ist teils freiwillig, teils gezwungen ein Abgesonderter. Er hat nur Pflichten und keine Rechte, außer denen auf dem bekannten Papier, das nichts verbürgt. Aus Zeitungen, Büchern und von optimistischen Emigranten hört er, daß der Westen ein Paradies sei. In Westeuropa gibt es einen gesetzlichen Schutz vor Pogromen. Juden werden in Westeuropa Minister und sogar Vizekönige. In vielen ostjüdischen Häusern ist das Bild jenes Moses Montefiore zu sehn, der am Tisch des Königs von England rituell gespeist hat. Der große Reichtum der Rothschilds wird im Osten märchenhaft übertrieben. Hie und da schreibt ein Ausgewanderter einen Brief, in dem er den Daheimgebliebenen die Vorzüge der Fremde schildert. Die meisten jüdischen Emigranten haben den Ehrgeiz, nicht zu schreiben, solange es ihnen schlechtgeht; und das Bestreben, die neue Wahlheimat vor der alten herauszustreichen. Sie haben die naive Sucht des Kleinstädters, den Ortsgenossen zu imponieren. In einer kleinen Stadt des Ostens wird der Brief eines Ausgewanderten eine Sensation. Alle jungen Leute des Orts – und sogar die Älteren – ergreift die Lust, auch auszuwandern; dieses Land zu verlassen, in dem

jedes Jahr ein Krieg und jede Woche ein Pogrom ausbrechen könnte. Und man wandert, zu Fuß, mit der Eisenbahn und auf dem Wasser, nach den westlichen Ländern, in denen ein anderes, ein bißchen reformiertes, aber nicht weniger grausames Getto sein Dunkel bereithält, die neuen Gäste zu empfangen, die den Schikanen der Konzentrationslager halb lebendig entkommen sind.
Wenn hier die Rede von Juden war, die das Land nicht kennen, das sie ernährt – so war damit der größte Teil der Juden gemeint: nämlich der in Frömmigkeit und nach den alten Gesetzen lebende. Es gibt freilich Juden, die weder den Herrn noch den Hund, weder die Polizei noch die Offiziere fürchten, die nicht im Getto leben, Kultur und Sprache der Wirtsvölker angenommen haben – den Westjuden ähnlich und eher gesellschaftliche Gleichberechtigung genießen als diese; dennoch in der freien Entfaltung ihrer Talente immer noch gehemmt, solange sie ihre Konfession nicht gewechselt, und sogar, nachdem sie es getan haben. Denn unvermeidlich ist die durchaus jüdische Verwandtschaft des glücklich Assimilierten, und selten entgeht ein Richter, ein Advokat, ein Kreisarzt jüdischer Abstammung dem Schicksal, einen Onkel zu besitzen, einen Vetter, einen Großvater, der schon durch sein Aussehen die Karriere des Arrivierten gefährdet und dessen gesellschaftliche Achtung beeinträchtigt.
Diesem Schicksal entgeht man schwer. Und statt es zu fliehen, beschließen viele, sich ihm zu unterwerfen, indem sie ihr Judentum nicht nur nicht verleugnen, sondern sogar kräftig betonen und sich zu einer »jüdischen Nation« bekennen, über deren Bestand seit einigen Jahrzehnten kein Zweifel mehr ist und über deren »Berechtigung« unmöglich ein Streit entstehen kann, weil schon der Wille von einigen Millionen Menschen genügt, eine »Nation« zu bilden, selbst, wenn sie früher nicht bestanden haben sollte.
Der jüdisch-nationale Gedanke ist im Osten sehr lebendig. Sogar Menschen, die weder mit der Sprache noch mit der Kultur, noch mit der Religion ihrer Väter viel gemein haben, bekennen sich, kraft ihres Blutes und ihres Willens, zur »jüdischen Nation«. Sie leben als »nationale Minderheit« im fremden Lande, um ihre staatsbürgerlichen und nationalen Rechte besorgt und kämpfend, teils der palästinensischen Zukunft entgegen, teils ohne den Wunsch nach einem eigenen Land, und mit Recht überzeugt, daß die Erde allen gehört, die ihre Pflicht ihr gegenüber erfüllen; doch nicht imstande, die Frage zu lösen, wie der

primitive Haß gelöscht werden könnte, der im Wirtsvolk gegen eine gefährlich scheinende Anzahl Fremder brennt und Unheil anrichtet. Auch diese Juden leben nicht mehr im Getto, ja, nicht einmal mehr in der wahren und warmen Tradition – heimatlos wie auch die Assimilierten und zuweilen heroisch, weil sie freiwillig Opfer für eine Idee sind – und sei es auch für eine nationale...

Sowohl die nationalen als auch die assimilierten Juden bleiben meist im Osten. Jene, weil sie ihre Rechte erkämpfen und nicht fliehen wollen, diese, weil sie sich einbilden, die Rechte zu besitzen, oder weil sie das Land lieben wie der christliche Teil des Volkes – und mehr als dieser. Die Emigranten also sind Menschen, die müde werden dieser kleinen und grausamen Kämpfe und die wissen, fühlen oder nur ahnen, daß im Westen ganz andere Probleme lebendig werden, neben den nationalen, und daß die nationalen Streitigkeiten im Westen ein lärmendes Echo von gestern sind und nur ein Schall von heute; daß im Westen ein europäischer Gedanke geboren ist, der übermorgen oder sehr spät und nicht ohne Leid zu einem Weltgedanken reifen wird. Diese Juden ziehen es vor, in Ländern zu leben, in denen die Rassen- und nationalen Fragen nur noch die stimmkräftigen und sogar mächtigen, aber zweifellos gestrigen und mit einem Geruch von Moder, Blut und Dummheit umherwandelnden Teile der Völker beschäftigt, in Ländern, in denen trotz allem einige Köpfe an den Fragen von morgen arbeiten. (Diese Emigranten stammen aus den russischen Grenzländern, *nicht* aus Rußland.) Andere wandern aus, weil sie Beruf und Arbeit verloren haben oder nicht finden. Es sind Brotsucher, Proletarier, wenn auch nicht immer mit proletarischem Bewußtsein. Andere sind vor dem Krieg und der Revolution geflohen. Es sind »Flüchtlinge«, meist Kleinbürger und Bürger, verbissene Feinde der Revolution und konservativ, wie es kein bodenständiger Landadeliger sein könnte.

Viele wandern aus Trieb und ohne recht zu wissen, warum. Sie folgen einem unbestimmten Ruf der Fremde oder dem bestimmten eines arrivierten Verwandten, der Lust, die Welt zu sehen und der angeblichen Enge der Heimat zu entfliehen, dem Willen, zu wirken und ihre Kräfte gelten zu lassen.

Viele kehren zurück. Noch mehr bleiben unterwegs. Die Ostjuden haben nirgends eine Heimat, aber Gräber auf jedem Friedhof. Viele werden reich. Viele werden bedeutend. Viele werden schöpferisch in fremder Kultur. Viele verlieren sich und die Welt. Viele bleiben im Getto,

und erst ihre Kinder werden es verlassen. Die meisten geben dem Westen mindestens soviel, wieviel er ihnen nimmt. Manche geben ihm mehr, als er ihnen gibt. Das Recht, im Westen zu leben, haben jedenfalls alle, die sich opfern, indem sie ihn aufsuchen.

Ein Verdienst um den Westen erwirbt sich jeder, der mit frischer Kraft gekommen ist, die tödliche, hygienische Langeweile dieser Zivilisation zu unterbrechen – und sei es selbst um den Preis einer Quarantäne, die wir den Emigranten vorschreiben, ohne zu fühlen, daß unser ganzes Leben eine Quarantäne ist und alle unsere Länder Baracken und Konzentrationslager, allerdings mit modernstem Komfort. Die Emigranten assimilieren sich – leider! – nicht zu langsam, wie man ihnen vorwirft, sondern viel zu rasch an unsere traurigen Lebensbedingungen. Ja, sie werden sogar Diplomaten und Zeitungsschreiber, Bürgermeister und Würdenträger, Polizisten und Bankdirektoren und ebensolche Stützen der Gesellschaft, wie es die bodenständigen Glieder der Gesellschaft sind. Nur sehr wenige sind revolutionär. Viele sind Sozialisten aus persönlicher Notwendigkeit, in der Lebensform, die der Sozialismus erkämpfen will, ist die Unterdrückung einer Rasse unmöglich. Viele sehen im Antisemitismus eine Erscheinung der kapitalistischen Wirtschaftsform. Sie sind nicht bewußt *deshalb* Sozialisten. Sie sind Sozialisten, weil sie Unterdrückte sind.

Die meisten sind Kleinbürger und Proletarier ohne proletarisches Bewußtsein. Viele sind reaktionär aus bürgerlichem Instinkt, aus Liebe zum Besitz und zur Tradition, aber auch aus der nicht unbegründeten Furcht vor einer veränderten Situation, die für Juden keine verbesserte sein könne. Es ist ein historisches Gefühl, genährt durch Erfahrungen, daß die Juden die ersten Opfer aller Blutbäder sind, welche die Weltgeschichte veranstaltet.

Deshalb ist vielleicht der jüdische Arbeiter ruhig und geduldig. Der jüdische Intellektuelle mag mit leidenschaftlicher Aktivität der revolutionären Bewegung Antrieb und Schärfe geben. Der ostjüdische Arbeiter ist in seiner Liebe zur Arbeit, seiner nüchternen Denkweise, seinem ruhigen Leben dem Deutschen zu vergleichen.

Es gibt nämlich ostjüdische Arbeiter – ich vermute, daß man diese Selbstverständlichkeit unterstreichen muß, in einem Land, in dem in so kurzen Abständen »Organe der Öffentlichkeit« das Wort von der »unproduktiven Masse der östlichen Einwanderer« wiederholen. Es gibt ostjüdische Arbeiter, Juden, die nicht feilschen, handeln, überbieten

und »rechnen« können, alte Kleider nicht einkaufen, mit Bündeln nicht hausieren, die aber dennoch oft gezwungen werden, einen demütigenden und traurigen Handel zu betreiben, weil keine Fabrik sie nimmt, weil (gewiß notwendige) Gesetze die einheimischen Arbeiter vor der Konkurrenz Fremder schützen und weil, gäbe es selbst diese Gesetze nicht, das Vorurteil der Unternehmer, aber auch der Kameraden den jüdischen Arbeiter unmöglich machen könnte. In Amerika ist er nicht selten. In Westeuropa weiß man nichts von seiner Existenz und leugnet sie.

Man leugnet im Westen auch den jüdischen Handwerker. Im Osten gibt es jüdische Klempner, Tischler, Schuster, Schneider, Kürschner, Faßbinder, Glaser und Dachdecker. Der Begriff von Ländern im Osten, in denen alle Juden Wunderrabbis sind oder Handel treiben, die ganze christliche Bevölkerung aus Bauern besteht, die mit den Schweinen zusammenwohnen, und aus Herren, die unaufhörlich auf die Jagd gehen und trinken, diese kindischen Vorstellungen sind ebenso lächerlich wie der Traum des Ostjuden von einer westeuropäischen Humanität. Dichter und Denker sind unter den Menschen im Osten häufiger als Wunderrabbis und Händler. Im übrigen können Wunderrabbis und sogar Händler im Hauptberuf Dichter und Denker sein, was westeuropäischen Generälen zum Beispiel sehr schwerzufallen scheint.

Der Krieg, die Revolution in Rußland, der Zerfall der österreichischen Monarchie haben die Zahl der nach dem Westen emigrierenden Juden bedeutend erhöht. Sie sind gewiß nicht gekommen, um die Pest zu verbreiten und die Schrecken des Krieges und die (übertriebenen) Grausamkeiten der Revolution. Sie sind von der Gastfreundschaft der Westeuropäer noch weniger entzückt gewesen als diese von dem Besuch der geschmähten Gäste. (Die Ostjuden hatten die westeuropäischen Soldaten ganz anders aufgenommen.) Da sie nun einmal, diesmal nicht freiwillig, im Westen waren, mußten sie einen Erwerb suchen. Sie fanden ihn am leichtesten im Handel, der durchaus kein leichter Beruf ist. Sie gaben sich auf, indem sie Händler im Westen wurden.

Sie gaben sich auf. Sie verloren sich. Ihre traurige Schönheit fiel von ihnen ab, und eine staubgraue Schicht von Gram ohne Sinn und niedrigem Kummer ohne Tragik blieb auf ihren gekrümmten Rücken. Die Verachtung blieb an ihnen kleben – früher hatten sie nur Steinwürfe

erreicht. Sie schlossen Kompromisse. Sie veränderten ihre Tracht, ihre Bärte, ihr Kopfhaar, ihren Gottesdienst, ihren Sabbat, ihren Haushalt – sie selbst hielten noch an den Traditionen fest, aber die Überlieferung löste sich von ihnen. Sie wurden einfache, kleine Bürger. Die Sorgen der kleinen Bürger waren ihre Sorgen. Sie zahlten Steuern, bekamen Meldezettel, wurden registriert und bekannten sich zu einer »Nationalität«, zu einer »Staatsbürgerschaft«, die ihnen mit vielen Schikanen »erteilt« wurde, sie benutzten die Straßenbahnen, die Lifts, alle Segnungen der Kultur. Sie hatten sogar ein »Vaterland«.
Es ist ein provisorisches Vaterland. Der jüdische Nationalgedanke ist im Ostjuden lebendig, auch dann noch, wenn er eine halbe Assimilation an die westlichen Sitten und Gebräuche vollzogen hat. Ja, Zionismus und Nationalitätsbegriff sind im Wesen westeuropäisch, wenn auch nicht im Ziel. Nur im Orient leben noch Menschen, die sich um ihre »Nationalität«, das heißt Zugehörigkeit zu einer »Nation« nach westeuropäischen Begriffen, nicht kümmern. Sie sprechen mehrere Sprachen und sind ein Produkt mehrerer Rassenmischungen, und ihr Vaterland ist dort, wo man sie zwangsweise in eine militärische Formation einreiht. Die kaukasischen Armenier waren lange Zeit weder Russen noch Armenier, sie waren eben Mohammedaner und Kaukasier, und sie lieferten den russischen Zaren die treuesten Leibgarden. Der nationale Gedanke ist ein westlicher. Den Begriff »Nation« haben westeuropäische Gelehrte erfunden und zu erklären versucht. Die alte österreichisch-ungarische Monarchie lieferte den scheinbar praktischen Beweis für die Nationalitätentheorie. Das heißt, sie hätte den Beweis für das Gegenteil dieser Theorie liefern können, wenn sie gut regiert worden wäre. Die Unfähigkeit ihrer Regierungen lieferte den praktischen Beweis für eine Theorie, die also durch einen Irrtum erhärtet wurde und sich durchgesetzt hat, dank den Irrtümern. Der moderne Zionismus entstand in Österreich, in Wien. Ein österreichischer Journalist hat ihn begründet. Kein anderer hätte ihn begründen können. Im österreichischen Parlament saßen die Vertreter verschiedener Nationen und waren damit beschäftigt, um nationale Rechte und Freiheiten zu kämpfen, die ganz selbstverständlich gewesen wären, wenn man sie gewährt hätte. Das österreichische Parlament war ein Ersatz für nationale Schlachtfelder. Versprach man den Tschechen eine neue Schule, so fühlten sich die Deutschen in Böhmen gekränkt. Und gab man den Polen in Ostgalizien einen Statthalter polnischer Zunge, so

hatte man die Ruthenen beleidigt. Jede österreichische Nation berief sich auf die »Erde«, die ihr gehörte. Nur die Juden konnten sich auf keinen eigenen Boden (»Scholle« sagt man in diesem Fall) berufen. Sie waren in Galizien in ihrer Mehrheit weder Polen noch Ruthenen. Der Antisemitismus aber lebte sowohl bei Deutschen als auch bei Tschechen, sowohl bei den Polen als auch bei den Ruthenen, sowohl bei den Magyaren als auch bei den Rumänen in Siebenbürgen. Die Juden widerlegten das Sprichwort, das da sagt, der dritte gewänne, wenn zwei sich stritten. Die Juden waren der dritte, der immer verlor. Da rafften sie sich auf und bekannten sich zu einer, zu ihrer Nationalität: zur jüdischen. Den Mangel an einer eigenen »Scholle« in Europa ersetzten sie durch ein Streben nach der palästinensischen Heimat. Sie waren immer Menschen im Exil gewesen. Jetzt wurden sie eine Nation im Exil. Sie entsandten jüdisch-nationale Vertreter ins österreichische Parlament und begannen ebenfalls, um nationale Rechte und Freiheiten zu kämpfen, ehe man ihnen noch die primitivsten menschlichen zuerkannt hatte.

»Nationale Autonomie« war der Schlachtruf Europas, in den die Juden einstimmten. Der Versailler Friedensvertrag und der Völkerbund bemühten sich, auch den Juden das Recht auf ihre »Nationalität« zuzuerkennen. Heute sind die Juden in vielen Staaten eine »nationale Minderheit«. Sie haben noch lange nicht, was sie wollen, aber sie haben viel: eigene Schulen, das Recht auf ihre Sprache und einige solcher Rechte mehr, mit denen man glaubt, Europa glücklich zu machen.

Aber selbst wenn es den Juden gelingen würde, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Rumänien, in Deutschösterreich alle Rechte einer »nationalen Minderheit« zu erkämpfen, so erhöbe sich immer noch die große Frage, ob die Juden nicht noch viel mehr sind als eine nationale Minderheit europäischer Fasson; ob sie nicht mehr sind als eine »Nation«, wie man sie in Europa versteht; und ob sie nicht einen Anspruch auf viel Wichtigeres aufgeben, wenn sie den auf »nationale Rechte« erheben.

Welch ein Glück, eine »Nation« zu sein, wie Deutsche, Franzosen, Italiener, nachdem man schon vor dreitausend Jahren eine »Nation« gewesen ist und »heilige Kriege« geführt und »große Zeiten« erlebt hat! Nachdem man fremde Generäle enthauptet und eigene überwunden hat! Die Epoche der »Nationalgeschichte« und »Vaterlandskunde« haben die Juden schon hinter sich. Sie besetzten und besaßen

Grenzen, eroberten Städte, krönten Könige, zahlten Steuern, waren Untertanen, hatten »Feinde«, wurden gefangengenommen, trieben Weltpolitik, stürzten Minister, hatten eine Art Universität, Professoren und Schüler, eine hochmütige Priesterkaste und Reichtum, Armut, Prostitution, Besitzende und Hungrige, Herren und Sklaven. Wollen sie es noch einmal? Beneiden sie die europäischen Staaten?
Sie wollen gewiß nicht nur ihre »nationale Eigenart« bewahren. Sie wollen ihre Recht auf Leben, Gesundheit, persönliche Freiheit, Rechte, die man ihnen in fast allen europäischen Ländern entzieht oder schmälert. In Palästina vollzieht sich tatsächlich eine nationale Wiedergeburt. Die jungen Chaluzim sind tapfere Bauern und Arbeiter, und sie beweisen die Fähigkeit des Juden, zu arbeiten und Ackerbau zu treiben und ein Sohn der Erde zu werden, obwohl er jahrhundertelang ein Buchmensch war. Leider sind die Chaluzim auch gezwungen, zu kämpfen, Soldaten zu sein und das Land gegen die Araber zu verteidigen. Und damit ist das europäische Beispiel nach Palästina übertragen. Leider ist der junge Chaluz nicht nur ein Heimkehrer in das Land seiner Väter und ein Proletarier mit dem gerechten Sinn eines arbeitenden Menschen; sondern er ist auch ein »Kulturträger«. Er ist ebenso Jude wie Europäer. Er bringt den Arabern Elektrizität, Füllfedern, Ingenieure, Maschinengewehre, flache Philosophien und den ganzen Kram, den England liefert. Gewiß müßten sich die Araber über neue, schöne Straßen freuen. Aber der Instinkt des Naturmenschen empört sich mit Recht gegen den Einbruch einer angelsächsisch-amerikanischen Zivilisation, die den ehrlichen Namen der nationalen Wiedergeburt trägt. Der Jude hat ein Recht auf Palästina, nicht weil er aus diesem Lande kommt, sondern weil ihn kein anderes Land will. Daß der Araber um seine Freiheit fürchtet, ist aber ebenso verständlich, wie der Wille der Juden ehrlich ist, dem Araber ein treuer Nachbar zu sein. Und dennoch wird die Einwanderung der jungen Juden nach Palästina immer an eine Art jüdischen Kreuzzugs erinnern, weil sie leider auch schießen.
Wenn also auch die Juden durchaus die üblen Sitten und Gebräuche der Europäer ablehnten, sie können sie nicht ganz ablegen. Sie sind selbst Europäer. Der jüdische Statthalter von Palästina ist ohne Zweifel ein Engländer. Und wahrscheinlich mehr Engländer als Jude. Die Juden sind Objekt oder ahnungslose Vollstrecker europäischer Politik. Sie werden benutzt oder mißbraucht. Jedenfalls wird es ihnen schwer

gelingen, eine Nation mit einer ganz neuen, uneuropäischen Physiognomie zu werden. Das europäische Kainszeichen bleibt. Es ist gewiß besser, selbst eine Nation zu sein, als von einer anderen mißhandelt zu werden. Aber es ist nur eine schmerzliche Notwendigkeit. Welch ein Stolz für den Juden, der längst abgerüstet hat, noch einmal zu beweisen, daß er *auch* exerzieren kann!

Denn es ist gewiß nicht der Sinn der Welt, aus »Nationen« zu bestehen und aus Vaterländern, die, selbst wenn sie wirklich nur ihre kulturelle Eigenart bewahren wollten, noch immer nicht das Recht hätten, auch nur ein einziges Menschenleben zu opfern. Die Vaterländer und Nationen wollen aber in Wirklichkeit noch mehr, noch weniger: nämlich Opfer für materielle Interessen. Sie schaffen »Fronten«, um Hinterländer zu bewahren. Und in dem ganzen tausendjährigen Jammer, in dem die Juden leben, hatten sie nur den einen Trost: nämlich den, ein solches Vaterland *nicht* zu besitzen. Wenn es jemals eine gerechte Geschichte geben wird, so wird sie es den Juden hoch anrechnen, daß sie die Vernunft bewahren durften, weil sie kein »Vaterland« besaßen in einer Zeit, in der die ganze Welt sich dem patriotischen Wahnsinn hingab.

Sie haben kein »Vaterland«, die Juden, aber jedes Land, in dem sie wohnen und Steuern zahlen, verlangt von ihnen Patriotismus und Heldentod und wirft ihnen vor, daß sie nicht gerne sterben. In dieser Lage ist der Zionismus wirklich noch der einzige Ausweg: wenn schon Patriotismus, dann lieber einen für das eigene Land.

Solange aber die Juden noch in fremden Ländern leben, müssen sie für diese Länder leben und leider auch sterben. Ja, es gibt sogar Juden, die für diese Länder gerne leben und gerne sterben. Es gibt Ostjuden, welche sich an die Länder ihrer Wahl assimilieren und die Vorstellungen der einheimischen Bevölkerung von »Vaterland«, »Pflicht«, »Heldentod« und »Kriegsanleihe« vollkommen aufgenommen haben. Sie sind Westjuden, Westeuropäer geworden.

Wer ist »Westjude«? Ist es derjenige, der nachweisen kann, daß seine Ahnen in der glücklichen Lage waren, vor den westeuropäischen bzw. deutschen Pogromen im Mittelalter und später niemals fliehen zu müssen? Ist ein Jude aus Breslau, das lange Zeit Wroclaw hieß und eine polnische Stadt war, mehr Westjude als einer aus Krakau, das heute noch polnisch ist? Ist derjenige schon Westjude, dessen Vater sich nicht mehr erinnern kann, wie es in Posen oder in Lemberg aussieht?

Fast alle Juden waren einmal Westjuden, ehe sie nach Polen und Rußland kamen. Und alle Juden waren einmal »Ostjuden«, ehe ein Teil von ihnen westjüdisch wurde. Und die Hälfte aller Juden, die heute verächtlich oder geringschätzig vom Osten sprechen, hatte Großväter, die aus Tarnopol kamen. Und selbst wenn ihre Großväter nicht aus Tarnopol kamen, so ist es nur ein Zufall, daß ihre Ahnen nicht nach Tarnopol hatten fliehen müssen. Wie leicht konnte einer im Gedränge eines Pogroms nach dem Osten geraten, wo man ihn noch nicht zu prügeln begonnen hatte!... Es ist deshalb ungerecht, zu behaupten, daß ein Jude, der 1914 aus dem Osten nach Deutschland kam, den Sinn der Kriegsanleihe oder der Musterung weniger begriffen hätte als ein Jude, dessen Ahnen schon seit 300 Jahren zur Musterung oder zum Steueramt gingen. Je dümmer der Einwanderer war, desto schneller zeichnete er Kriegsanleihe. Viele Juden, Ostjuden oder Söhne und Enkel von Ostjuden, sind für alle europäischen Länder im Kriege gefallen. Ich sage es nicht, um die Ostjuden zu entschuldigen. Im Gegenteil: *Ich werfe es ihnen vor.*

Sie starben, litten, bekamen Typhus, lieferten »Seelsorger« für das Feld, obwohl Juden ohne Rabbiner sterben dürfen und der patriotischen Feldpredigt noch weniger bedurften als ihre christlichen Kameraden. Sie näherten sich vollkommen den westlichen Unsitten und Mißbräuchen. Sie assimilierten sich. Sie beten nicht mehr in Synagogen und Bethäusern, sondern in langweiligen Tempeln, in denen der Gottesdienst so mechanisch wird wie in jeder besseren protestantischen Kirche. Sie werden Tempeljuden, das heißt: guterzogene, glattrasierte Herren in Gehröcken und Zylindern, die das Gebetbuch in den Leitartikel des jüdischen Leibblattes packen, weil sie glauben, man erkenne sie an diesem Leitartikel weniger als an dem Gebetbuch. In den Tempeln hört man die Orgel, der Kantor und der Prediger tragen eine Kopfbedeckung, die sie dem christlichen Geistlichen ähnlich macht. Jeder Protestant, der sich in einen jüdischen Tempel verirrt, muß zugeben, daß der Unterschied zwischen Jud und Christ gar nicht groß ist und daß man eigentlich aufhören müßte, ein Antisemit zu sein, wenn die jüdische Geschäftskonkurrenz nicht gar so gefährlich wäre. Die Großväter kämpften noch verzweifelt mit Jehova, schlugen sich die Köpfe wund an den tristen Mauern des kleinen Bethauses, riefen nach Strafe für ihre Sünden und flehten um Vergebung. Die Enkel sind westlich geworden. Sie bedürfen der Orgel, um sich in Stimmung zu

bringen, ihr Gott ist eine Art abstrakter Naturgewalt, ihr Gebet ist eine Formel. Und darauf sind sie stolz! Sie sind Leutnants in der Reserve, und ihr Gott ist der Vorgesetzte eines Hofkaplans und just jener Gott, von dessen Gnaden die Könige herrschten.
Das nennt man dann: westliche Kultur haben. Wer diese Kultur hat, darf bereits den Vetter verachten, der, noch echt und unberührt, aus dem Osten kommt und mehr Menschlichkeit und Göttlichkeit besitzt, als alle Prediger in den theologischen Seminaren Westeuropas finden können. Hoffentlich wird dieser Vetter genug Kraft haben, nicht der Assimilation zu verfallen.
Im Folgenden werde ich versuchen zu beschreiben, wie er und Menschen seiner Art in der Heimat und in der Fremde leben.

DAS JÜDISCHE STÄDTCHEN

Die kleine Stadt liegt mitten im Flachland, von keinem Berg, von keinem Wald, keinem Fluß begrenzt. Sie läuft in die Ebene aus. Sie fängt mit kleinen Hütten an und hört mit ihnen auf. Die Häuser lösen die Hütten ab. Da beginnen die Straßen. Eine läuft von Süden nach Norden, die andere von Osten nach Westen. Im Kreuzungspunkt liegt der Marktplatz. Am äußersten Ende der Nord-Süd-Straße liegt der Bahnhof. Einmal im Tag kommt ein Personenzug. Einmal im Tag fährt ein Personenzug ab. Dennoch haben viele Leute den ganzen Tag am Bahnhof zu tun. Denn sie sind Händler. Sie interessieren sich auch für Güterzüge. Außerdem tragen sie gern eilige Briefe zur Bahn, weil die Postkasten in der Stadt nur einmal täglich geleert werden. Den Weg zur Bahn legt man zu Fuß in 15 Minuten zurück. Wenn es regnet, muß man einen Wagen nehmen, weil die Straße schlecht geschottert ist und im Wasser steht. Die armen Leute tun sich zusammen und nehmen gemeinsam einen Wagen, in dem sechs Personen zwar nicht sitzen können, aber immerhin Platz finden. Der reiche Mann sitzt allein in einem Wagen und bezahlt für die Fahrt mehr als sechs Arme. Es gibt acht Droschken, die dem Verkehr dienen. Sechs sind Einspänner. Die zwei Zweispänner sind für vornehme Gäste, die manchmal durch einen Zufall in diese Stadt geraten. Die acht Droschkenkutscher sind

Juden. Es sind fromme Juden, die ihre Bärte nicht schneiden lassen, aber keine allzu langen Röcke tragen wie ihre Glaubensgenossen. Ihren Beruf können sie in kurzen Joppen besser ausüben. Am Sabbat fahren sie nicht. Am Sabbat hat auch niemand etwas bei der Bahn zu suchen. Die Stadt hat 18 000 Einwohner, von denen 15 000 Juden sind. Unter den 3 000 Christen sind etwa 100 Händler und Kaufleute, ferner 100 Beamte, einer Notar, einer Bezirksarzt und acht Polizisten. Es gibt zwar zehn Polizisten. Aber von diesen sind merkwürdigerweise zwei Juden. Was die andern Christen machen, weiß ich nicht genau. Von den 15 000 Juden leben 8 000 vom Handel. Sie sind kleine Krämer, größere Krämer und große Krämer. Die anderen 7 000 Juden sind kleine Handwerker, Arbeiter, Wasserträger, Gelehrte, Kultusbeamte, Synagogendiener, Lehrer, Schreiber, Thoraschreiber, Tallesweber, Ärzte, Advokaten, Beamte, Bettler und verschämte Arme, die von der öffentlichen Wohltätigkeit leben, Totengräber, Beschneider und Grabsteinhauer.
Die Stadt hat zwei Kirchen, eine Synagoge und etwa 40 kleine Bethäuser. Die Juden beten täglich dreimal. Sie müßten sechsmal den Weg zur Synagoge und nach Hause oder in den Laden zurücklegen, wenn sie nicht so viele Bethäuser hätten, in denen man übrigens nicht nur betet, sondern auch jüdische Wissenschaft lernt. Es gibt jüdische Gelehrte, die von fünf Uhr früh bis zwölf Uhr nachts im Bethaus studieren, wie europäische Gelehrte etwa in einer Bibliothek. Nur am Sabbat und an Feiertagen kommen sie zu den Mahlzeiten heim. Sie leben, wenn sie nicht Vermögen oder Gönner haben, von kleinen Gaben der Gemeinde und gelegentlichen frommen Arbeiten wie zum Beispiel: Vorbeten oder Unterricht oder Schofarblasen an hohen Feiertagen. Ihre Familie, das Haus, die Kinder versorgen die Frauen, die einen kleinen Handel mit Kukuruz im Sommer, mit Naphtha im Winter, mit Essiggurken und Bohnen und Backwerken betreiben.
Die Händler und die andern im Leben stehenden Juden beten sehr schnell und haben noch hie und da Zeit, Neuigkeiten zu besprechen und die Politik der großen Welt und die Politik der kleinen. Sie rauchen Zigaretten und schlechten Pfeifentabak im Bethaus. Sie benehmen sich wie in einem Kasino. Sie sind bei Gott nicht seltene Gäste, sondern zu Hause. Sie statten ihm nicht einen Staatsbesuch ab, sondern versammeln sich täglich dreimal an seinen reichen, armen, heiligen Tischen. Im Gebet empören sie sich gegen ihn, schreien zum Him-

mel, klagen über seine Strenge und führen bei Gott Prozeß gegen Gott, um dann einzugestehn, daß sie gesündigt haben, daß alle Strafen gerecht waren und daß sie besser sein wollen. Es gibt kein Volk, das dieses Verhältnis zu Gott hätte. Es ist ein altes Volk, und es kennt ihn schon lange! Es hat seine große Güte erlebt und seine kalte Gerechtigkeit, es hat oft gesündigt und bitter gebüßt, und es weiß, daß es gestraft werden kann, aber niemals verlassen.

Dem Fremden erscheinen alle Bethäuser gleich. Aber sie sind es nicht, und in vielen ist der Gottesdienst verschieden. Die jüdische Religion kennt keine Sekten, wohl aber verschiedene sektenartige Gruppen. Es gibt eine unerbittlich strenge und eine gemilderte Orthodoxie, es gibt eine Anzahl »aschkenasischer« und »sephardischer« Gebete und Textverschiedenheiten in denselben Gebeten.

Sehr deutlich ist die Trennung zwischen sogenannten aufgeklärten Juden und den Kabbalagläubigen, den Anhängern der einzelnen Wunderrabbis, von denen jeder seine bestimmte Chassidimgruppe hat. Die aufgeklärten Juden sind nicht etwa ungläubige Juden. Sie verwerfen nur jeden Mystizismus, und ihr fester Glaube an die Wunder, die in der Bibel erzählt werden, kann nicht erschüttert werden durch die Ungläubigkeit, mit der sie den Wundern des gegenwärtigen Rabbis gegenüberstehn. Für die Chassidim ist der Wunderrabbi der Mittler zwischen Mensch und Gott. Die aufgeklärten Juden bedürfen keines Mittlers. Ja, sie betrachten es als Sünde, an eine irdische Macht zu glauben, die imstande wäre, Gottes Ratschlüssen vorzugreifen, und sie sind selbst ihre eigenen Fürsprecher. Dennoch können sich viele Juden, auch wenn sie keine Chassidim sind, der wunderbaren Atmosphäre, die um einen Rabbi weht, nicht entziehen, und ungläubige Juden und selbst christliche Bauern begeben sich in schwierigen Lagen zum Rabbi, um Trost und Hilfe zu finden.

Dem Fremden und dem Feind stellen alle Ostjuden eine geschlossene Front entgegen, oder eine scheinbar geschlossene Front. Nichts dringt an die Außenwelt von dem Eifer, mit dem einzelne Gruppen einander bekämpfen, von dem Haß und der Bitterkeit, welche die Anhänger des einen Wunderrabbis gegen die des andern aufbringen, und von der Verachtung, die alle frommen Juden gegen jene Söhne ihres Volkes hegen, die sich äußerlich an die Sitten und die Tracht ihrer christlichen Umgebung angepaßt haben. Die meisten frommen Juden verurteilen einen Mann aufs schärfste, der sich den Bart rasieren läßt – wie über-

haupt das rasierte Gesicht das deutliche Merkmal für den Abfall vom Glauben darstellt. Der rasierte Jude trägt nicht mehr das Kennzeichen seines Volkes. Er versucht, auch wenn er es nicht will, so auszusehen wie einer der glücklichen Christen, die man nicht verfolgt und nicht verspottet. Auch er entgeht dem Antisemitismus nicht. Aber es ist eben die Pflicht der Juden, nicht von den Menschen, sondern von Gott eine Milderung ihres Schicksals zu erwarten. Jede noch so äußerliche Assimilation ist eine Flucht oder der Versuch einer Flucht aus der traurigen Gemeinschaft der Verfolgten; ist ein Versuch, Gegensätze auszugleichen, die trotzdem vorhanden sind.
Man hat keine Grenzen mehr, um sich vor Vermischung zu schützen. Deshalb trägt jeder Jude Grenzen um sich. Es wäre schade, sie aufzugeben. Denn so groß die Not ist, die Zukunft bringt die herrlichste Erlösung. Die scheinbare Feigheit des Juden, der auf den Steinwurf des spielenden Knaben nicht reagiert und den schmähenden Zuruf nicht hören will, ist in Wahrheit der Stolz eines, der weiß, daß er einmal siegen wird und daß ihm nichts geschehen kann, wenn Gott es nicht will, und daß eine Abwehr nicht so wunderbar schützt, wie Gottes Wille es tut. Hat er sich nicht schon freudig verbrennen lassen? Was tut ihm ein Kieselstein und was der Speichel eines wütigen Hundes? Die Verachtung, die ein Ostjude gegen den Ungläubigen empfindet, ist tausendmal größer als jene, die ihn selbst treffen könnte. Was ist der reiche Herr, was der Polizeioberst, was ein General, was ein Statthalter gegen ein Wort Gottes, gegen eines jener Worte, die der Jude immer im Herzen hat? Während er den Herrn grüßt, verlacht er ihn. Was weiß dieser Herr von dem wahren Sinn des Lebens? Selbst wenn er weise wäre, seine Weisheit schwämme an der Oberfläche der Dinge. Er mag die Gesetze des Landes kennen, Eisenbahnen bauen und merkwürdige Gegenstände erfinden, Bücher schreiben und mit Königen auf die Jagd gehn. Was ist das alles gegen ein kleines Zeichen in der Heiligen Schrift und gegen die dümmste Frage des jüngsten Talmudschülers?
Dem Juden, der so denkt, ist jedes Gesetz, das ihm persönliche und nationale Freiheit verbürgt, höchst gleichgültig. Von den Menschen kann ihm nichts wirklich Gutes kommen. Ja, es ist fast eine Sünde, bei den Menschen um etwas zu kämpfen. Dieser Jude ist kein »nationaler« Jude im westeuropäischen Sinne. Er ist Gottes Jude. Um Palästina kämpft er nicht. Er haßt den Zionisten, der mit den lächerlichen euro-

päischen Mitteln ein Judentum aufrichten will, das keines mehr wäre, weil es nicht den Messias erwartet hat und nicht Gottes Sinnesänderung, die ja bestimmt kommen wird. Es liegt in diesem großen Wahn soviel Opfermut wie in der Tapferkeit der jungen Chaluzim, die Palästina aufbauen – mag diese auch zu einem Ziele führen und jene zur Vernichtung. Zwischen dieser Orthodoxie und einem Zionismus, der am Sabbat Wege baut, kann es keine Versöhnung geben. Einem ostjüdischen Chassid und Orthodoxen ist ein Christ näher als ein Zionist. Denn dieser will das Judentum von Grund aus verändern. Er will eine jüdische Nation, die ungefähr so aussehen soll wie die europäischen Nationen. Man wird dann vielleicht ein eigenes Land haben, aber keine Juden. Diese Juden merken nicht, daß der Fortschritt der Welt die jüdische Religion vernichtet und daß immer weniger Gläubige ausharren und daß die Zahl der Frommen zusammenschmilzt. Sie sehen die jüdische Entwicklung nicht im Zusammenhang mit der Entwicklung der Welt. Sie denken erhaben und falsch.
Viele Orthodoxe haben sich überzeugen lassen. Sie sehen nicht mehr im rasierten Bart das Abzeichen des Abtrünnigen. Ihre Kinder und Enkel gehen als Arbeiter nach Palästina. Ihre Kinder werden jüdisch-nationale Abgeordnete. Sie haben sich abgefunden und versöhnt, und sie haben trotzdem nicht aufgehört, an das Wunder des Messias zu glauben. Sie haben Kompromisse geschlossen.
Unversöhnlich und erbittert bleibt noch eine große Masse der Chassidim, die innerhalb des Judentums eine sehr merkwürdige Stellung einnehmen. Sie sind für den Westeuropäer ebenso ferne und rätselhaft wie etwa die Bewohner des Himalaja, die jetzt in Mode gekommen sind. Ja, sie sind schwerer zu erforschen, denn sie haben, vernünftiger als die wehrlosen Objekte europäischen Forschungseifers, bereits die zivilisatorische Oberflächlichkeit Europas kennengelernt, und man kann ihnen weder mit einem Kinoapparat noch mit einem Fernglas, noch mit einem Aeroplan imponieren. Aber selbst wenn ihre Naivität und ihre Gastfreundschaft so groß wären wie die der andern fremden Völker, die von unserem Wissensdrang mißbraucht werden – selbst dann fände sich schwerlich ein europäischer Gelehrter, der eine Forschungsreise zu den Chassidim unternehmen würde. Man betrachtet die Juden, weil sie überall in unserer Mitte leben, als bereits »erforscht«. Am Hof eines Wunderrabbis ereignet sich aber ebensoviel Interessantes wie bei den indischen Fakiren.

Viele Wunderrabbis leben im Osten, und jeder gilt bei seinen Anhängern als der größte. Die Würde des Wunderrabbis vererbt sich seit Generationen vom Vater auf den Sohn. Jeder hält einen eigenen Hof, jeder hat seine Leibgarde, Chassidim, die in seinem Haus aus- und eingehn, die mit ihm beten, mit ihm fasten, mit ihm essen. Er kann segnen, und sein Segen geht in Erfüllung. Er kann verfluchen, und sein Fluch erfüllt sich und trifft ein ganzes Geschlecht. Wehe dem Spötter, der ihn leugnet. Wohl dem Gläubigen, der ihm Geschenke bringt. Der Rabbi verwendet sie nicht für sich. Er lebt bescheidener als der letzte Bettler. Seine Nahrung dient nur dazu, sein Leben knapp zu erhalten. Er lebt nur, weil er Gott dienen will. Er nährt sich von kleinen Bissen der Speisen und von kleinen Tropfen der Getränke. Wenn er im Kreis der Seinen am Tische sitzt, nimmt er von seinem reichlich gefüllten Teller nur einen Bissen und einen Schluck und läßt den Teller rings um den Tisch wandern. Jeder Gast wird von des Rabbis Speise satt. Er selbst hat keine leiblichen Bedürfnisse. Der Genuß des Weibes ist ihm eine heilige Pflicht und nur deshalb ein Genuß, weil er eine Pflicht ist. Er muß Kinder zeugen, damit das Volk Israels sich vermehre wie der Sand am Meer und wie die Sterne am Himmel. Immer sind Frauen aus seiner nächsten Umgebung verbannt. Auch das Essen ist weniger Nahrung als ein Dank an den Schöpfer für das Wunder der Speisen und eine Erfüllung des Gebotes, sich von Früchten und Tieren zu nähren – denn alles hat Er für den Menschen geschaffen. Tag und Nacht liest der Rabbi in heiligen Büchern. Er kann viele schon auswendig, so oft hat er sie gelesen. Aber jedes Wort, ja jeder Buchstabe hat Millionen Seiten, und jede Seite kündet von der Größe Gottes, an der man niemals genug lernen kann. Tag für Tag kommen die Menschen, denen ein teurer Freund erkrankt ist, eine Mutter stirbt, denen Gefängnis droht, die von der Behörde verfolgt werden, denen der Sohn assentiert wird, damit er für Fremde exerziere und für Fremde in einem törichten Krieg falle. Oder solche, deren Frauen unfruchtbar sind und die einen Sohn haben wollen. Oder Menschen, die vor einer großen Entscheidung stehen und nicht wissen, was sie zu tun haben. Der Rabbi hilft und vermittelt nicht nur zwischen Mensch und Gott, sondern, was noch schwieriger ist, zwischen Mensch und Mensch. Aus weiten Gegenden kommen sie zu ihm. Er hört in einem Jahr die merkwürdigsten Schicksale, und kein Fall ist so verwickelt, daß er nicht einen noch komplizierteren schon gehört hätte. Der Rabbi hat ebensoviel Weis-

heit wie Erfahrung und ebensoviel praktische Klugheit wie Glauben an sich selbst und sein Auserwähltsein. Er hilft mit einem Rat ebenso wie mit einem Gebet. Er hat gelernt, die Sprüche der Schriften und die Gebote Gottes so auszulegen, daß sie den Gesetzen des Lebens nicht widersprechen und daß nirgends eine Lücke bleibt, durch die der Leugner schlüpfen könnte. Seit dem ersten Tag der Schöpfung hat sich vieles geändert, nicht aber Gottes Wille, der sich in den Grundgesetzen der Welt ausdrückt. Man bedarf keiner Kompromisse, um das zu beweisen. Alles ist nur Sache des Begreifens. Wer so viel erlebt hat wie der Rabbi, kommt bereits über den Zweifel hinaus. Das Stadium des Wissens hat er schon hinter sich. Der Kreis ist geschlossen. Der Mensch ist wieder gläubig. Die hochmütige Wissenschaft des Chirurgen bringt dem Patienten den Tod und die schale Weisheit des Physikers dem Jünger den Irrtum. Man glaubt nicht mehr dem Wissenden. Man glaubt dem Glaubenden.
Viele glauben ihm. Er selbst, der Rabbi, macht keinen Unterschied zwischen den treuesten Erfüllern der geschriebenen Gebote und den weniger treuen, ja nicht einmal zwischen Jude und Nichtjude, nicht zwischen Mensch und Tier. Wer zu ihm kommt, ist seiner Hilfe gewiß. Er weiß mehr, als er sagen darf. Er weiß, daß über dieser Welt noch eine andere ist, mit anderen Gesetzen, und vielleicht ahnt er sogar, daß Verbote und Gebote in dieser Welt von Sinn, in einer anderen ohne Bedeutung sind. Es kommt ihm auf die Befolgung des ungeschriebenen, aber desto gültigeren Gesetzes an.
Sie belagern sein Haus. Es ist gewöhnlich größer, heller, breiter als die kleinen Judenhäuser. Manche Wunderrabbis können einen wirklichen Hof halten. Ihre Frauen tragen kostbare Kleider und befehlen Dienerinnen, besitzen Pferde und Ställe: nicht, um es zu genießen, sondern um zu repräsentieren.

Es war ein Tag im Spätherbst, an dem ich mich aufmachte, den Rabbi zu besuchen. Der Tag eines östlichen Spätherbstes, der noch warm ist von einer großen Demut und einer goldenen Entsagung. Ich stand um fünf Uhr früh auf, die Nebel hoben sich feucht und kalt, und über die Rücken der wartenden Pferde strichen sichtbare Schauer. Fünf jüdische Frauen saßen mit mir im Bauernwagen. Sie trugen schwarze, wollene Tücher, sahen älter aus, als sie waren, der Kummer hatte ihre Leiber und ihre Gesichter gezeichnet, sie waren Händlerinnen, sie

brachten Geflügel in die Häuser der Wohlhabenden und lebten von geringen Verdiensten. Alle führten ihre kleinen Kinder mit. Wo hätte man die Kinder lassen können, an einem Tage, an dem die ganze Nachbarschaft zum Rabbi fuhr?

Wir kamen, als die Sonne aufging, in die kleine Stadt des Rabbi und sahen, daß schon viele Menschen vor uns gekommen waren. Diese Menschen waren schon einige Tage da, sie schliefen in den Hausfluren, in Scheunen, in Heuschobern, und die bodenständigen Juden machten gute Geschäfte und vermieteten Schlafstellen für gutes Geld. Das große Wirtshaus war überfüllt. Die Straße war holprig, verfaulte Zaunlatten ersetzten ein Pflaster, und auf den Zaunlatten hockten die Menschen.

Ich trug einen kurzen Pelz und hohe Reitstiefel und sah aus wie einer der gefürchteten Beamten des Landes, auf deren Wink man eingesperrt werden kann. Deshalb ließen mich die Leute vorgehen, sie machten mir Platz und wunderten sich über meine Höflichkeit. Vor dem Hause des Rabbi stand ein rothaariger Jude, der Zeremonienmeister, den alle mit Bitten, Flüchen, Geldscheinen und Stößen bedrängten, ein Mann von Macht, der keine Gnade kannte und mit einer Art gemessener Roheit die Flehenden ebenso zurückstieß wie die Scheltenden. Ja, es kam vor, daß er von manchen Geld nahm und sie dennoch nicht einließ, daß er vergaß, von wem er Geld bekommen hatte, oder so tat, als hätte er es vergessen. Sein Angesicht war von wachsbleicher Farbe und von einem schwarzen runden Samthut beschattet. Der kupferrote Bart sprang in dichten Haarknäueln vom Kinn aus den Menschen entgegen, war an den Wangen hier und dort ausgegangen wie altes Futter und wuchs ganz nach seinem Belieben und ohne eine gewisse Ordnung zu beachten, welche die Natur auch für Bärte bestimmt hat. Der Jude hatte kleine gelbe Augen unter sehr spärlichen, kaum sichtbaren Brauen, breite, harte Kinnbacken, die slawische Mischung verrieten, und blasse, bläuliche Lippen. Wenn er schrie, sah man sein starkes gelbes Gebiß, und wenn er jemanden zurückstieß, seine starke Hand, an der die roten Borsten starrten.

Diesem Mann gab ich einen Wink, den er verstehen mußte. Es bedeutete: Hier ist etwas Außerordentliches, und wir können nur unter vier Augen miteinander reden. Er verschwand. Er schlug die Tür zu, sperrte sie ab und kam, die Menschenmenge zerteilend, auf mich zu.

»Ich bin von weither gekommen, ich bin nicht von hier und möchte den Rabbi sprechen. Aber ich kann Ihnen nicht viel Geld geben.«

»Haben Sie einen Kranken oder wollen Sie ein Gebet für seine Gesundheit oder geht es Ihnen schlecht, dann schreiben Sie auf einen Zettel alles, was Sie wollen, und der Rabbi wird es lesen und für Sie beten!«
»Nein, ich will ihn sehen!«
»Dann kommen Sie vielleicht nach den Feiertagen?«
»Das kann ich nicht. Ich muß ihn heute sehen!«
»Da kann ich Ihnen nicht helfen, oder Sie gehen durch die Küche!«
»Wo ist die Küche?«
»Auf der andern Seite.«
»Auf der andern Seite« wartete ein Herr, der offenbar viel gezahlt hatte. Es war ein Herr, in jeder Beziehung ein Herr. Man merkte es an seiner Fülle, an seinem Pelz und an seinem Blick, der weder ein Ziel suchte noch eines gefunden hatte. Er wußte genau, daß die Küchentür aufgehen werde, in fünf, spätestens in zehn Minuten.
Aber als sie wirklich aufging, wurde der reiche Herr ein wenig blaß. Wir gingen durch einen dunklen Korridor, dessen Boden holprig war, und der Herr entzündete Streichhölzer und schritt trotzdem unsicher. Er verweilte lange beim Rabbi und kam in bester Laune wieder heraus. Später hörte ich, daß dieser Herr die praktische Gewohnheit hatte, zum Rabbi jedes Jahr einmal durch die Küche zu kommen, daß er ein reicher Naphthahändler war und Gruben besaß und so viel Geld unter Armen verstreute, daß er viele Pflichten umgehen durfte, ohne eine Strafe fürchten zu müssen.
Der Rabbi saß in einem schmucklosen Zimmer an einem kleinen Tisch vor dem Fenster, das auf einen Hof hinausging, und stützte die Linke auf den Tisch. Er hatte schwarzes Haar, einen kurzen schwarzen Bart und graue Augen. Seine Nase sprang kräftig, wie mit einem plötzlichen Entschluß, aus dem Gesicht und wurde am Ende etwas flach und breit. Die Hände des Rabbi waren dünn und knöchern und die Nägel weiß und spitz.

Er fragte mit starker Stimme nach meinen Wünschen und sah mich nur einen Augenblick flüchtig an, um dann in den Hof hinauszusehen. Ich sagte, ich hätte ihn sehen wollen und von seiner Klugheit viel gehört.
»Gott ist klug!« sagte er und sah mich wieder an.
Er winkte mich an den Tisch, gab mir die Hand und sagte mit dem herzlichen Ton eines alten Freundes: »Alles Gute!«

Ich ging denselben Weg zurück. In der Küche aß der Rothaarige hastig eine Bohnensuppe mit einem Holzlöffel. Ich gab ihm einen Geldschein. Er nahm ihn mit der Linken und führte dabei mit der Rechten den Löffel zum Munde.
Draußen kam er mir nach. Er wollte Neuigkeiten hören und wissen, ob man in Japan noch einmal zum Kriege rüste.
Wir sprachen von den Kriegen und von Europa. Er sagte: »Ich habe gehört, daß die Japaner keine Gojim sind wie die Europäer. Warum führen sie dann Krieg?«
Ich glaube, daß jeder Japaner verlegen geworden wäre und keine Antwort gefunden hätte.

Ich sah, daß in dieser kleinen Stadt lauter rothaarige Juden wohnten. Einige Wochen später feierten sie das Fest der Thora, und ich sah, wie sie tanzten. Das war nicht der Tanz eines degenerierten Geschlechts. Es war nicht nur die Kraft eines fanatischen Glaubens. Es war gewiß eine Gesundheit, die den Anlaß zu ihrem Ausbruch im Religiösen fand.
Die Chassidim faßten sich bei den Händen, tanzten in der Runde, lösten den Ring und klatschten in die Hände, warfen die Köpfe im Takt nach links und rechts, ergriffen die Thorarollen und schwenkten sie im Kreis wie Mädchen und drückten sie an die Brust, küßten sie und weinten vor Freude. Es war im Tanz eine erotische Lust. Es rührte mich tief, daß ein ganzes Volk seine Sinnenfreude seinem Gott opferte und das Buch der strengsten Gesetze zu seiner Geliebten machte und nicht mehr trennen konnte zwischen körperlichem Verlangen und geistigem Genuß, sondern beides vereinte. Es war Brunst und Inbrunst, der Tanz ein Gottesdienst und das Gebet ein sinnlicher Exzeß.
Die Menschen tranken Met aus großen Kannen. Woher stammt die Lüge, daß Juden nicht trinken können? Es ist halb eine Bewunderung, aber auch halb ein Vorwurf, ein Mißtrauen gegen eine Rasse, der man die Stete der Besinnung vorwirft. Ich aber sah, wie Juden die Besinnung verloren, allerdings nicht nach drei Krügen Bier, sondern nach fünf Kannen schweren Mets und nicht aus Anlaß einer Siegesfeier, sondern aus Freude darüber, daß Gott ihnen Gesetz und Wissen gegeben hatte.

Ich hatte schon gesehen, wie sie die Besinnung verloren, weil sie beteten. Das war am Jom Kippur. In Westeuropa heißt er »Versöhnungstag« – die ganze Kompromißbereitschaft des westlichen Juden liegt in diesem Namen. Der Jom Kippur aber ist kein Versöhnungs-, sondern ein Sühnetag, ein schwerer Tag, dessen 24 Stunden eine Buße von 24 Jahren enthalten. Er beginnt am Vorabend, um vier Uhr nachmittags. In einer Stadt, deren Einwohner in der überwiegenden Mehrzahl Juden sind, fühlt man das größte aller jüdischen Feste wie ein schweres Gewitter in der Luft, wenn man sich auf hoher See auf einem schwachen Schiff befindet. Die Gassen sind plötzlich dunkel, weil aus allen Fenstern der Kerzenglanz bricht, die Läden eilig und in furchtsamer Hast geschlossen werden – und gleich so unbeschreiblich dicht, daß man glaubt, sie würden erst am Jüngsten Tag wieder geöffnet. Es ist ein allgemeiner Abschied von allem Weltlichen: vom Geschäft, von der Freude, von der Natur und vom Essen, von der Straße und von der Familie, von den Feunden, von den Bekannten. Menschen, die vor zwei Stunden noch im alltäglichen Gewand, mit gewöhnlichen Gesichtern herumgingen, eilen verwandelt durch die Gassen, dem Bethaus entgegen, in schwerer, schwarzer Seide und im furchtbaren Weiß ihrer Sterbekleider, in weißen Socken und lockeren Pantoffeln, die Köpfe gesenkt, den Gebetmantel unter dem Arm, und die große Stille, die in einer sonst fast orientalisch lauten Stadt hundertfach stark wird, lastet selbst auf den lebhaften Kindern, deren Geschrei in der Musik des Alltagslebens der stärkste Akzent ist. Alle Väter segnen jetzt ihre Kinder. Alle Frauen weinen jetzt vor den silbernen Leuchtern. Alle Freunde umarmen einander. Alle Feinde bitten einander um Vergebung. Der Chor der Engel bläst zum Gerichtstag. Bald schlägt Jehova das große Buch auf, in dem Sünden, Strafen und Schicksale dieses Jahres verzeichnet sind. Für alle Toten brennen jetzt Lichter. Für alle Lebenden brennen andere. Die Toten sind von dieser Welt, die Lebenden vom Jenseits nur je einen Schritt entfernt. Das große Beten beginnt. Das große Fasten hat schon vor einer Stunde begonnen. Hunderte, Tausende, Zehntausende Kerzen brennen neben- und hintereinander, beugen sich zueinander, verschmelzen zu großen Flammen. Aus tausend Fenstern bricht das schreiende Gebet, unterbrochen von stillen weichen, jenseitigen Melodien, dem Gesang der Himmel abgelauscht. Kopf an Kopf stehen in allen Bethäusern die Menschen. Manche werfen sich zu Boden, bleiben lange unten, erheben sich, setzen sich auf

Steinfliesen und Fußschemel, hocken und springen plötzlich auf, wakkeln mit den Oberkörpern, rennen auf kleinem Raum unaufhörlich hin und zurück wie ekstatische Wachtposten des Gebets, ganze Häuser sind erfüllt von weißen Sterbehemden, von Lebenden, die nicht hier sind, von Toten, die lebendig werden, kein Tropfen netzt die trockenen Lippen und erfrischt die Kehlen, die so viel des Jammers hinausschreien – nicht in die Welt, in die Überwelt. Sie werden heute nicht essen und morgen auch nicht. Es ist furchtbar, zu wissen, daß in dieser Stadt heute und morgen niemand essen und trinken wird. Alle sind plötzlich Geister geworden, mit den Eigenschaften von Geistern. Jeder kleine Krämer ist ein Übermensch, denn heute will er Gott erreichen. Alle strecken die Hände aus, um Ihn am Zipfel seiner Gewänder zu erfassen. Alle, ohne Unterschied: die Reichen sind so arm wie die Armen, denn keiner hat etwas zu essen. Alle sind sündig, und alle beten. Es kommt ein Taumel über sie, sie schwanken, sie rasen, sie flüstern, sie tun sich weh, sie singen, rufen, weinen, schwere Tränen rinnen über die alten Bärte, und der Hunger ist verschwunden vor dem Schmerz der Seele und der Ewigkeit der Melodien, die das entrückte Ohr vernimmt.

Eine ähnliche Verwandlung der Menschen sah ich nur bei jüdischen Begräbnissen.
Die Leiche des frommen Juden liegt in einer einfachen Holzkiste, von einem schwarzen Tuch bedeckt. Sie wird nicht geführt, sondern von vier Juden getragen, im Eilschritt – auf dem kürzesten Wege, ich weiß nicht, ob es Vorschrift ist oder ob es geschieht, weil den Trägern ein langsamer Schritt die Last verdoppeln würde. Man rennt fast mit der Leiche durch die Straße. Die Vorbereitungen haben einen Tag gedauert. Länger als 24 Stunden darf kein Toter auf der Erde bleiben. Das Wehklagen der Hinterbliebenen ist in der ganzen Stadt zu hören. Die Frauen laufen durch die Gassen und schreien ihren Schmerz hinaus, jedem Fremden entgegen. Sie reden zum Toten, geben ihm Kosenamen, bitten ihn um Vergebung und Gnade, überhäufen sich mit Vorwürfen, fragen ratlos, was sie jetzt tun würden, versichern, daß sie nicht mehr leben wollen – und alles in der Straßenmitte, auf dem Fahrdamm, im eiligen Lauf –, während aus den Häusern teilnahmslose Gesichter sehen und Fremde ihren Geschäften nachgehen, Wagen vorbeifahren und die Ladenbesitzer Kunden heranlocken.

Auf dem Friedhof spielen sich die erschütterndsten Szenen ab. Frauen wollen die Gräber nicht verlassen, man muß sie bändigen, der Trost sieht wie eine Zähmung aus. Die Melodie des Totengebetes ist von einer grandiosen Einfachheit, die Zeremonie des Begrabens kurz und fast heftig, die Schar der Bettler, die um Almosen ringt, ist groß.
Sieben Tage sitzen die nächsten Hinterbliebenen im Hause des Toten auf dem Boden, auf kleinen Schemeln, sie gehen in Strümpfen und sind selbst wie halbe Tote. In den Fenstern brennt ein kleines, trübes Totenlicht vor einem Stückchen weißer Leinwand, und die Nachbarn bringen den Trauernden ein hartes Ei, die Nahrung desjenigen, dessen Schmerz rund ist, ohne Anfang und ohne Ende.

Aber die Freude kann ebenso heftig wie der Schmerz sein.
Ein Wunderrabbi verheiratete seinen 14jährigen Sohn mit der 16jährigen Tochter eines Kollegen, und die Chassidim beider Rabbis kamen zum Fest, das acht Tage dauerte und an dem etwa 600 Gäste teilnahmen.
Die Behörde hatte ihnen eine alte, unbenutzte Kaserne überlassen. Drei Tage dauerte die Wanderung der Gäste. Sie kamen mit Wagen, Pferden, Strohsäcken, Pölstern, Kindern, Schmuck und großen Koffern und quartierten sich in den Räumen der Kaserne ein.
Es war große Bewegung in der kleinen Stadt. Etwa 200 Chassidim verkleideten sich, zogen alte russische Gewänder an, umgürteten sich mit alten Schwertern und ritten auf Pferden ohne Sattel durch die Stadt. Es waren gute Reiter unter ihnen, und sie desavouierten alle schlechten Witze, die von jüdischen Militärärzten handeln und zu berichten wissen, daß Juden sich vor Pferden fürchten.
Acht Tage dauerte der Lärm, das Drängen, das Singen, das Tanzen und das Trinken. Zum Fest wurde ich nicht zugelassen. Es war nur für die Beteiligten und ihre Anhänger arrangiert. Die Fremden drängten sich draußen, sahen durch die Fenster und lauschten der Tanzmusik, die übrigens gut war.

Es gibt nämlich gute jüdische Musiker im Osten. Dieser Beruf ist erblich. Einzelne Musiker bringen es zu hohem Ansehen und zu einem Ruhm, der ein paar Meilen über ihre Heimatstadt hinausreicht. Einen größeren Ehrgeiz haben die echten Musiker nicht. Sie komponieren Melodien, die sie, ohne von Noten eine Ahnung zu haben, ihren Söh-

nen vererben und manchmal großen Teilen des ostjüdischen Volkes. Sie sind die Komponisten der Volkslieder. Wenn sie gestorben sind, erzählt man noch fünfzig Jahre lang Anekdoten aus ihrem Leben. Bald ist ihr Name verschollen, und ihre Melodien werden gesungen und wandern allmählich durch die Welt.
Die Musiker sind sehr arm, denn sie leben von fremden Freuden. Man bezahlt sie miserabel, und sie sind froh, wenn sie gute Speisen und Lebkuchen für ihre Familie mitnehmen dürfen. Sie bekommen von den reichen Gästen, denen sie »aufspielen«, Trinkgelder. Nach dem unerbittlichen Gesetz des Ostens hat jeder arme Mann, also auch der Musiker, viele Kinder. Das ist schlimm, aber auch gut. Denn die Söhne werden Musiker und bilden eine »Kapelle«, die um so mehr verdient, als sie größer ist, und der Ruhm ihres Namens um so weiter verbreitet wird, als es mehr Träger dieses Namens gibt. Manchmal geht ein später Nachkomme dieser Familie in die Welt und wird ein berühmter Virtuose. Es leben einige solcher Musiker im Westen, deren Namen zu nennen keinen Sinn hat. Nicht, weil es ihnen etwa peinlich sein könnte, sondern weil es ungerecht wäre gegenüber den unbekannten Ahnen, die es nicht nötig haben, sich ihre Größe durch das Talent ihrer Enkel bestätigen zu lassen.

Zu einem künstlerischen Ruhm bringen es auch die Sänger, die Vorbeter, die man im Westen Kantoren nennt und deren Berufsname Chasen lautet. Diesen Sängern geht es meist besser als den Musikern, weil ihre Aufgabe eine religiöse, ihre Kunst eine andächtige und weihevolle ist. Ihre Tätigkeit stellt sie in die Nähe der Priester. Manche, deren Ruf bis nach Amerika dringt, erhalten Einladungen in die reichen amerikanischen Judenviertel. In Paris, wo es einige reiche ostjüdische Gemeinden gibt, lassen die Repräsentanten der Synagogen jedes Jahr zu den Feiertagen einen der berühmten Sänger und Vorbeter aus dem Osten kommen. Die Juden gehen dann zum Gebet, wie man zu einem Konzert geht, und sowohl ihr religiöses als auch ihr künstlerisches Bedürfnis wird befriedigt. Es ist möglich, daß der Inhalt der gesungenen Gebete, der Raum, in dem sie vorgetragen werden, den künstlerischen Wert des Sängers steigern. Ich habe nie nachprüfen können, ob die Juden recht hatten, die mir mit Überzeugung sagten, der und jener Chasen hätte besser gesungen als Caruso.

Den seltsamsten Beruf hat der ostjüdische Batlen, ein Spaßmacher, ein Narr, ein Philosoph, ein Geschichtenerzähler. In jeder kleinen Stadt lebt mindestens *ein* Batlen. Er erheitert die Gäste bei Hochzeiten und Kindstaufen, er schläft im Bethaus, ersinnt Geschichten, hört zu, wenn die Männer disputieren, und zerbricht sich den Kopf über unnütze Dinge. Man nimmt ihn nicht ernst. Er aber ist der ernsteste aller Menschen. Er hätte ebenso mit Federn und mit Korallen handeln können wie jener Wohlhabende, der ihn zur Hochzeit lädt, damit er sich über sich selbst lustig mache. Aber er handelt nicht. Es fällt ihm schwer, ein Gewerbe zu betreiben, zu heiraten, Kinder zu zeugen und ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft zu sein. Manchmal wandert er von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Er verhungert nicht, er ist immer am Rande des Hungers. Er stirbt nicht, er entbehrt nur, aber er will entbehren. Seine Geschichten würden wahrscheinlich in Europa Aufsehen erregen, wenn sie gedruckt würden. Viele behandeln Themen, die man aus der jiddischen und aus der russischen Literatur kennt. Der berühmte Scholem Alechem war der Typus eines Batlen – nur bewußter, ehrgeiziger und von seiner Kulturaufgabe überzeugt.
Die epischen Begabungen sind überhaupt häufig im Osten. In jeder Familie gibt es einen Onkel, der Geschichten zu erzählen weiß. Es sind meist stille Dichter, die ihre Geschichten vorbereiten oder, während sie erzählen, erfinden und verändern.
Die Winternächte sind kalt und lang, und die Geschichtenerzähler, die gewöhnlich nicht genug Holz zum Heizen haben, erzählen gerne für ein paar Glas Tee und ein bißchen Ofenwärme. Sie werden anders, besser behandelt als die Spaßmacher von Beruf. Denn jene versuchen wenigstens, einen praktischen Beruf auszuüben, und sind schlau genug, vor dem durchaus praktisch gesinnten Durchschnittsjuden den schönen Wahn zu verbergen, den die Narren weithin verkünden. Diese sind Revolutionäre. Die Geschichtenerzähler aus Liebhaberei aber haben Kompromisse mit der bürgerlichen Welt geschlossen und sind Dilettanten geblieben. Der Durchschnittsjude schätzt Kunst und Philosophie, sofern sie nicht religiös sind, nur als »Unterhaltung«. Aber er ist ehrlich genug, es zuzugeben, und er hat nicht den Ehrgeiz, von Musik und Kunst zu sprechen.
Das jiddische Theater ist seit einigen Jahren im Westen so bekannt geworden, daß an dieser Stelle eine Würdigung überflüssig wäre. Es ist fast mehr eine Institution des westlichen Gettos als der östlichen. Der

fromme Jude besucht es nicht, weil er glaubt, es verstoße gegen die religiösen Vorschriften. Die Besucher des Theaters im Osten sind aufgeklärte Juden, die meist heute schon national fühlen. Sie sind Europäer, wenn auch noch weit entfernt vom Typus des westeuropäischen Theaterbesuchers, der den »Abend totschlägt«.

Man kennt im Westen den Typus des ostjüdischen Landmenschen überhaupt nicht. Er kommt nie nach dem Westen. Er ist mit seiner »Scholle« so verwachsen wie der Bauer. Er ist selbst ein halber Bauer. Er ist Pächter oder Müller oder Schankwirt im Dorf. Er hat nie etwas gelernt. Er kann oft kaum lesen und schreiben. Er kann gerade noch kleine Geschäfte machen. Er ist gerade noch klüger als der Bauer. Er ist stark und groß und von einer unwahrscheinlichen Gesundheit. Er besitzt körperlichen Mut, liebt eine Schlägerei und scheut keine Gefahr. Viele nützen ihre Überlegenheit gegenüber den Bauern aus und gaben im alten Rußland Anlaß zu örtlichen Pogromen, in Galizien zu antisemitischen Hetzen. Aber viele sind von einer bäuerlichen Naturfrömmigkeit und einer großen Redlichkeit des Herzens. Viele haben den gesunden Menschenverstand, den man in allen Ländern findet und der sich dort entwickelt, wo eine vernünftige Rasse unmittelbar den Gesetzen der Natur ergeben ist.

Es fällt mir schwer, vom ostjüdischen Proletariat zu sprechen. Ich kann einem großen Teil dieses Proletariats nicht den schweren Vorwurf ersparen, daß es seiner eigenen Klasse feindlich gegenübersteht; und wenn nicht feindlich, so doch gleichgültig. Keiner der vielen ungerechten und sinnlosen Vorwürfe, die man im Westen gegen die Ostjuden erhebt, ist so ungerecht, so sinnlos wie der, daß sie Zerstörer der Ordnung sind, also das, was der Spießer Bolschewik nennt. Der arme Jude ist der konservativste Mensch unter allen Armen der Welt. Er ist geradezu eine Garantie für die Erhaltung der alten Gesellschaftsordnung. Die Juden in ihrer großen, geschlossenen Mehrheit sind eine bürgerliche Klasse mit eigenen nationalen, religiösen und Rassenmerkmalen. Der Antisemitismus im Osten (wie übrigens auch im Westen) ist oft revolutionärer, nach dem bekannten Wort wirklich ein »Sozialismus der Trottel« – aber immerhin ein Sozialismus. Der slawische arme Teufel, der kleine Bauer, der Arbeiter, der Handwerker, sie leben in der Überzeugung, daß der Jude Geld hat. Er hat ebensowenig Geld

wie seine antisemitischen Feinde. Aber er lebt bürgerlich. Er hungert und darbt mehr geregelt als der christliche Proletarier. Man kann sagen: Er nimmt täglich zu bestimmten Stunden seine Mahlzeiten nicht ein. Nur einmal in der Woche – am Freitagabend – ißt er wie der wohlhabende Glaubensgenosse. Seine Kinder schickt er in die Schule, er kleidet sie besser, er kann sparen, und er besitzt, weil er einer alten Rasse angehört, immer etwas: einen Schmuck, den er von den Urvätern ererbt hat, Betten, Möbel. Immer findet er noch eine wertvolle Kleinigkeit in seinem Hause. Er ist klug genug, nichts zu verkaufen. Er betrinkt sich nicht und hat nicht den traurigen, aber gesunden Leichtsinn des christlichen Proleten. Er kann seiner Tochter fast immer eine kleine Mitgift, immer eine Aussteuer geben. Er kann sogar seinen Schwiegersohn erhalten. Mag der Jude ein Handwerker oder ein kleiner Händler sein, ein armer Gelehrter oder ein Tempeldiener, ein Bettler oder ein Wasserträger – er *will* kein Proletarier sein, er *will* sich von der armen Bevölkerung des Landes unterscheiden, er *spielt* einen Wohlsituierten. Er wird, wenn er ein Bettler ist, es vorziehen, in den Häusern der Reichen zu betteln, nicht auf der Straße. Er bettelt auch in den Straßen, aber seine Haupteinnahme bezieht er bei einer Art Stammkundschaft, die er sehr pünktlich aufsucht. Er wird beim reichen Bauern nicht betteln; aber beim weniger bemittelten Juden. Er hat immer einen bürgerlichen Stolz. Das bourgeoise Talent der Juden, wohltätig zu sein, hat seinen Grund im Konservatismus des Judentums, und es verhindert eine Revolutionierung der proletarischen Masse. Religion und Sitte verbieten jede Gewaltsamkeit, verbieten Aufruhr, Empörung und sogar offenen Neid. Der arme gläubige Jude hat sich mit seinem Schicksal abgefunden wie der arme Gläubige jeder Religion. Gott macht den einen reich, den andern arm. Empörung gegen den Reichen wäre Empörung gegen Gott.
Bewußte Proletarier sind nur die jüdischen Arbeiter. Da gibt es einen Sozialismus verschiedener Schattierungen. Der ostjüdische Sozialist und Proletarier ist naturgemäß weniger Jude als sein bürgerlicher oder halbproletarischer Stammesgenosse. Auch dann weniger Jude, wenn er sich zum nationalen Judentum bekennt und zum Zionismus. Der nationalste jüdische Sozialist ist der Poale-Zionist, der ein sozialistisches, mindestens ein Arbeiter-Palästina ersehnt. Zwischen jüdischen Sozialisten und Kommunisten sind die Grenzen weniger scharf, und von einer Feindschaft unter Proletariern, wie bei uns, kann keine Rede

sein. Viele jüdische Arbeiter gehören den sozialistischen und kommunistischen Parteien ihrer Länder an, sind also polnische, russische, rumänische Sozialisten. Bei fast allen steht die nationale Frage hinter der sozialen. Die Arbeiter aller Nationen denken so. »Nationale Freiheit« ist der Luxusbegriff eines Geschlechts, das keine anderen Sorgen hat. Wenn von allen Nationen eine berechtigt ist, in der »nationalen Frage« einen lebenswichtigen Inhalt zu erkennen, so sind es die Juden, die der Nationalismus der andern zwingt, eine »Nation« zu werden. Dennoch empfinden sogar die Arbeiter *dieser* Nation die größere Wichtigkeit des sozialen Problems. Sie sind stärker in ihrem proletarischen Empfinden, ehrlicher und konsequenter: sie sind also »radikaler«, was ja in Westeuropa durch den modernen Jargon der Parteiführer bereits eine schimpfliche Eigenschaft ist. Es ist nur ein Irrtum der Antisemiten, zu glauben, die Juden wären radikale Revolutionäre. Den bürgerlichen und halbproletarischen Juden ist ein jüdischer Revolutionär ein Greuel.

Ich bin in der großen Verlegenheit, Menschen gegen ihren Willen Proletarier nennen zu müssen. Einigen kann ich die mildernde, in Westeuropa erfundene unsinnige Bezeichnung »geistige Proletarier« konzedieren. Es sind dies die Thoraschreiber, die jüdischen Lehrer, die Gebetmäntelhersteller und die Wachslichterzeuger, die rituellen Schlächter und die kleinen Kultusbeamten. Es sind, sagen wir: konfessionelle Proletarier. Dann aber gibt es noch eine ganze große Schar von Leidenden, Getretenen, Mißachteten, die weder im Glauben noch in einem Klassenbewußtsein, noch in einer revolutionären Gesinnung Trost finden. Zu ihnen gehören zum Beispiel die Wasserträger in den kleinen Städten, die von morgens früh bis zum späten Abend die Fässer in den Häusern der Wohlhabenden mit Wasser füllen – gegen einen kargen Wochenlohn. Es sind rührende, naive Menschen, von einer fast unjüdischen körperlichen Kraft. Ihnen sozial gleichgestellt sind die Möbelpacker, die Kofferträger und eine ganze Reihe anderer, die von Gelegenheitsarbeiten leben – aber von *Arbeiten*. Es ist ein gesundes Geschlecht, tapfer und gutherzig. Nirgends ist Güte so nahe bei körperlicher Kraft, nirgends Roheit so fern von einer groben Tätigkeit wie beim jüdischen Gelegenheitsarbeiter.

Manche zum Judentum übergetretenen slawischen Bauern leben von solchen Gelegenheitsarbeiten. Derlei Übertritte sind im Osten verhältnismäßig häufig, obwohl das offizielle Judentum sich dagegen wehrt

und die jüdische Religion unter allen Religionen der Welt die einzige ist, die nicht bekehren will. Ohne Zweifel ist in den Ostjuden viel mehr slawisches Blut als etwa in den deutschen Juden germanisches. Wenn die westeuropäischen Antisemiten und deutschnationalen Juden also glauben, die Ostjuden wären »semitischer« und also »gefährlicher«, so ist das ebenso ein Irrtum wie der Glaube eines westjüdischen Bankiers, der sich »arischer« fühlt, weil in seiner Verwandtschaft schon Mischehen vorgekommen sind.

DIE WESTLICHEN GETTOS

Wien

I

Die Ostjuden, die nach Wien kommen, siedeln sich in der Leopoldstadt an, dem zweiten der zwanzig Bezirke. Sie sind dort in der Nähe des Praters und des Nordbahnhofs. Im Prater können Hausierer leben – von Ansichtskarten für die Fremden und vom Mitleid, das den Frohsinn überall zu begleiten pflegt. Am Nordbahnhof sind sie alle angekommen, durch seine Hallen weht noch das Aroma der Heimat, und es ist das offene Tor zum Rückweg.

Die Leopoldstadt ist ein freiwilliges Getto. Viele Brücken verbinden sie mit den andern Bezirken der Stadt. Über diese Brücken gehen tagsüber die Händler, Hausierer, Börsenmakler, Geschäftsmacher, also alle unproduktiven Elemente des eingewanderten Ostjudentums. Aber über dieselben Brücken gehen in den Morgenstunden auch die Nachkommen derselben unproduktiven Elemente, die Söhne und Töchter der Händler, die in den Fabriken, Büros, Banken, Redaktionen und Werkstätten arbeiten.

Die Söhne und Töchter der Ostjuden sind produktiv. Mögen die Eltern schachern und hausieren. Die Jungen sind die begabtesten Anwälte, Mediziner, Bankbeamten, Journalisten, Schauspieler.

Die Leopoldstadt ist ein armer Bezirk. Es gibt kleine Wohnungen, in denen sechsköpfige Familien wohnen. Es gibt kleine Herbergen, in denen fünfzig, sechzig Leute auf dem Fußboden übernachten.

Im Prater schlafen die Obdachlosen. In der Nähe der Bahnhöfe wohnen die Ärmsten aller Arbeiter. Die Ostjuden leben nicht besser als die christlichen Bewohner dieses Stadtteils.
Sie haben viele Kinder, sie sind an Hygiene und Sauberkeit nicht gewöhnt, und sie sind gehaßt.
Niemand nimmt sich ihrer an. Ihre Vettern und Glaubensgenossen, die im ersten Bezirk in den Redaktionen sitzen, sind »schon« Wiener und wollen nicht mit Ostjuden verwandt sein oder gar verwechselt werden. Die Christlichsozialen und Deutschnationalen haben den Antisemitismus als wichtigen Programmpunkt. Die Sozialdemokraten fürchten den Ruf einer »jüdischen Partei«. Die Jüdischnationalen sind ziemlich machtlos. Außerdem ist die jüdisch-nationale Partei eine bürgerliche. Die große Masse der Ostjuden aber ist Proletariat.
Die Ostjuden sind auf die Unterstützung durch die bürgerlichen Wohlfahrtsorganisationen angewiesen. Man ist geneigt, die jüdische Barmherzigkeit höher einzuschätzen, als sie verdient. Die jüdische Wohltätigkeit ist ebenso eine unvollkommene Einrichtung wie jede andere. Die Wohltätigkeit befriedigt in erster Linie die Wohltäter. In einem jüdischen Wohlfahrtsbüro wird der Ostjude von seinen Glaubensgenossen und sogar von seinen Landsleuten oft nicht besser behandelt als von Christen. Es ist furchtbar schwer, ein Ostjude zu sein; es gibt kein schwereres Los als das eines fremden Ostjuden in Wien.

2

Wenn er den zweiten Bezirk betritt, grüßen ihn vertraute Gesichter. Grüßen sie ihn? Ach, er sieht sie nur. Die schon vor zehn Jahren hierhergekommenen sind, lieben die Nachkommenden gar nicht. Noch einer ist angekommen. Noch einer will verdienen. Noch einer will leben.
Das Schlimmste: daß man ihn nicht umkommen lassen kann. Er ist kein Fremder. Er ist ein Jude und ein Landsmann.
Irgend jemand wird ihn aufnehmen. Ein anderer wird ihm ein kleines Kapital vorstrecken oder Kredit verschaffen. Ein dritter wird ihm eine »Tour« abtreten oder zusammenstellen. Der Neue wird ein Ratenhändler.
Der erste, schwerste Weg führt ihn ins Polizeibüro.
Hinter dem Schalter sitzt ein Mann, der die Juden im allgemeinen und die Ostjuden im besonderen nicht leiden mag.

Dieser Mann wird Dokumente verlangen. Unwahrscheinliche Dokumente. Niemals verlangt man von christlichen Einwanderern derlei Dokumente. Außerdem sind christliche Dokumente in Ordnung. Alle Christen haben verständliche, europäische Namen. Juden haben unverständliche und jüdische. Nicht genug daran: Sie haben zwei und drei durch ein *false* oder ein *recte* verbundene Familiennamen. Man weiß niemals, wie sie heißen. Ihre Eltern sind nur vom Rabbiner getraut worden. Diese Ehe hat keine gesetzliche Gültigkeit. Hieß der Mann Weinstock und die Frau Abramofsky, so hießen die Kinder dieser Ehe: Weinstock recte Abramofsky oder auch Abramofsky false Weinstock. Der Sohn wurde auf den jüdischen Vornamen Leib Nachman getauft. Weil dieser Name aber schwierig ist und einen aufreizenden Klang haben könnte, nennt sich der Sohn Leo. Er heißt also: Leib Nachman genannt Leo Abramofsky false Weinstock.
Solche Namen bereiten der Polizei Schwierigkeiten. Die Polizei liebt keine Schwierigkeiten. Wären es nur die Namen. Aber auch die Geburtsdaten stimmen nicht. Gewöhnlich sind die Papiere verbrannt. (In kleinen galizischen, litauischen und ukrainischen Orten hat es in den Standesämtern immer gebrannt.) Alle Papiere sind verloren. Die Staatsbürgerschaft ist nicht geklärt. Sie ist nach dem Krieg und der Ordnung von Versailles noch verwickelter geworden. Wie kam jener über die Grenze? Ohne Paß? Oder gar mit einem falschen? Dann heißt er also nicht so, wie er heißt, und obwohl er so viele Namen angibt, die selbst gestehen, daß sie falsch sind, sind sie auch wahrscheinlich noch objektiv falsch. Der Mann auf den Papieren, auf dem Meldezettel ist nicht identisch mit dem Mann, der soeben angekommen ist. Was kann man tun? Soll man ihn einsperren? Dann ist nicht der Richtige eingesperrt. Soll man ihn ausweisen? Dann ist ein Falscher ausgewiesen. Aber wenn man ihn zurückschickt, damit er neue Dokumente, anständige, mit zweifellosen Namen bringe, so ist jedenfalls nicht nur der Richtige zurückgeschickt, sondern eventuell aus einem Unrichtigen ein Richtiger gemacht worden.
Man schickt ihn also zurück, einmal, zweimal, dreimal. Bis der Jude gemerkt hat, daß ihm nichts anderes übrigbleibt, als falsche Daten anzugeben, damit sie wie ehrliche aussehen. Bei einem Namen zu bleiben, der vielleicht nicht sein eigener, aber doch ein zweifelloser, glaubwürdiger Namen ist. Die Polizei hat den Ostjuden auf die gute Idee gebracht, seine echten, wahren, aber verworrenen Verhältnisse durch erlogene, aber ordentliche zu kaschieren.

Und jeder wundert sich über die Fähigkeit der Juden, falsche Angaben zu machen. Niemand wundert sich über die naiven Forderungen der Polizei.

3

Man kann ein Hausierer oder ein Ratenhändler sein.
Ein Hausierer trägt Seife, Hosenträger, Gummiartikel, Hosenknöpfe, Bleistifte in einem Korb, den er um den Rücken umgeschnallt hat. Mit diesem kleinen Laden besucht man verschiedene Cafés und Gasthäuser. Aber es ist ratsam, sich vorher zu überlegen, ob man gut daran tut, hier und dort einzukehren.
Auch zu einem einigermaßen erfolgreichen Hausieren gehört eine jahrelange Erfahrung. Man geht am sichersten zu Piowati, um die Abendstunden, wenn die vermögenden Leute koschere Würste mit Kren essen. Schon der Inhaber ist es dem jüdischen Ruf seiner Firma schuldig, einen armen Hausierer mit einer Suppe zu bewirten. Das ist nun auf jeden Fall ein Verdienst. Was die Gäste betrifft, so sind sie, wenn bereits gesättigt, sehr wohltätiger Stimmung. Bei niemandem hängt die Güte so innig mit der körperlichen Befriedigung zusammen wie beim jüdischen Kaufmann. Wenn er gegessen hat und wenn er gut gegessen hat, ist er sogar imstande, Hosenträger zu kaufen, obwohl er sie selbst in seinem Laden führt. Meist wird er gar nichts kaufen und ein Almosen geben.
Man darf natürlich nicht etwa als der sechste Hausierer zu Piowati kommen. Beim dritten hört die Güte auf. Ich kannte einen jüdischen Hausierer, der alle drei Stunden in denselben Piowati-Laden eintrat. Die Generationen der Esser wechseln alle drei Stunden. Saß noch ein Gast von der alten Generation, so mied der Hausierer dessen Tisch. Er wußte genau, wo das Herz aufhört und wo die Nerven beginnen.
In einem ganz bestimmten Stadium der Trunkenheit sind auch die Christen gutherzig. Man kann also am Sonntag in die kleinen Schenken und in die Cafés der Vororte eintreten, ohne Schlimmes zu befürchten. Man wird ein wenig gehänselt und beschimpft werden, aber so äußert sich eben die Gutmütigkeit. Besonders Witzige werden den Korb wegnehmen, verstecken und den Hausierer ein wenig zur Verzweiflung bringen. Er lasse sich nicht erschrecken! Es sind lauter Äußerungen des goldenen Wiener Herzens. Ein paar Ansichtskarten wird er schließlich verkaufen.

Alle seine Einnahmen reichen nicht aus, ihn selbst zu ernähren. Dennoch wird der Hausierer Frau, Töchter und Söhne zu erhalten wissen. Er wird seine Kinder in die Mittelschule schicken, wenn sie begabt sind, und Gott will, daß sie begabt sind. Der Sohn wird einmal ein berühmter Rechtsanwalt sein, aber der Vater, der so lange hausieren mußte, wird weiter hausieren wollen. Manchmal fügt es sich, daß die Urenkel des Hausierers christlich-soziale Antisemiten sind. Es hat sich schon oft so gefügt.

4

Welch ein Unterschied zwischen einem Hausierer und einem Ratenhändler! Jener verkauft für bares Geld und dieser auf Ratenzahlung. Jener braucht eine kleine Tour und dieser eine große. Jener fährt nur mit der Vorortbahn und dieser auch mit der großen Eisenbahn. Aus jenem wird niemals ein Kaufmann, aus diesem vielleicht.
Der Ratenhändler ist nur in einer Zeit der festen Valuta möglich. Die große Inflation hat allen Ratenhändlern die traurige Existenz genommen. Sie sind Valutenhändler geworden. Auch einem Valutenhändler ging es nicht gut. Kaufte er rumänische Lei, so fielen sie an der Börse. Verkaufte er sie, fingen sie an zu steigen. Wenn der Dollar in Berlin hoch stand, die Mark in Wien ebenfalls, so fuhr der Valutenhändler nach Berlin Mark einkaufen. Er kam nach Wien zurück, um für die hohen Mark Dollar einzukaufen. Dann fuhr er mit den Dollars nach Berlin, um noch mehr Mark einzukaufen. Aber so schnell fährt keine Eisenbahn, wie eine Mark fällt. Ehe er nach Wien kam, hatte er schon die Hälfte. Der Valutenhändler hätte mit allen Börsen der Welt in telephonischer Verbindung stehen müssen, um wirklich zu verdienen. Er aber stand nur mit einer schwarzen Börse seines Aufenthaltsortes in Verbindung. Man hat die Schädlichkeit, aber auch die Informiertheit der schwarzen Börse gewaltig überschätzt. Noch schwärzer als die schwarze Börse war die offizielle, schneeweiße, in Unschuld prangende und von der Polizei geschützte. Die schwarze Börse war die schmutzige Konkurrenz einer schmutzigen Institution. Die Valutenhändler waren die gescholtenen Konkurrenten der ehrenhaft genannten Banken. Nur die wenigsten kleinen Valutenhändler sind wirklich reich geworden.
Die meisten sind heute wieder, was sie gewesen sind: arme Ratenhändler.

5

Die Kunden des Ratenhändlers sind Leute, die kein Geld besitzen, aber ein Einkommen. Studenten, kleine Beamte, Arbeiter. Jede Woche kommt der Ratenhändler zu den Kunden einkassieren und neue Ware verkaufen. Da der Bedarf der kleinen Leute groß ist, kaufen sie verhältnismäßig viel. Da ihr Einkommen sehr gering ist, zahlen sie verhältnismäßig wenig. Der Ratenhändler weiß nicht, worüber er sich freuen soll: über den steigenden Absatz oder über den fallenden. Je mehr er verkauft, desto langsamer bekommt er sein Geld.
Soll er die Preise erhöhen? Dann gehen die Leute in das nächste Warenhaus, deren es jetzt in allen kleinen Städten einige gibt. Der Ratenhändler ist für sie billiger, weil er die Eisenbahn bezahlt, die sie sonst bezahlen müssen. Mit ihm kommt das Warenhaus zu den Kunden. Er ist bequemer.
Infolgedessen ist sein Leben unbequem. Wenn er die Eisenbahn ersparen will, muß er, schwer bepackt, zu Fuß gehen. Also geht er langsam. Dabei kommt er nicht überall zurecht. Er muß Sonntag bei allen sein, die ihm Geld schuldig sind. Der Lohn ist Sonnabend bezahlt worden, er ist also Montag nicht mehr vorhanden. Fährt der Ratenhändler aber Eisenbahn, so zahlt er auf jeden Fall, er kommt auch überall zurecht, aber sehr oft ist der Wochenlohn schon am Sonntag nicht mehr vorhanden.
So sind die jüdischen Schicksale.

6

Was kann ein Ostjude sonst werden? Ist er Arbeiter, so nimmt ihn keine Fabrik. Es gibt viele heimische Arbeitslose. Aber selbst wenn es sie nicht gäbe – man nimmt nicht einmal christliche Ausländer, geschweige denn jüdische.
Es gibt auch ostjüdische Handwerker. In der Leopoldstadt und in der Brigittenau leben viele ostjüdische Herrenschneider. Die Juden sind begabte Schneider. Aber es ist ein Unterschied, ob man ein Lokal, einen »Modesalon« im ersten Bezirk, in der Herrengasse hat oder eine Werkstatt in der Küche eines Hauses in der Kleinen Schiffgasse.
Wer kommt in die Kleine Schiffgasse? Wer nicht gezwungen ist hinzugehen, der geht lieber an ihr vorbei. In der Kleinen Schiffgasse riecht es

nach Zwiebeln und Petroleum, nach Hering und Seife, nach Spülwasser und Hausrat, nach Benzin und Kochtöpfen, nach Schimmel und Delikatessen. Schmutzige Kinder spielen in der Kleinen Schiffgasse. Man staubt Teppiche an offenen Fenstern und lüftet Betten. Flaumfedern schwimmen in der Luft.

In so einer Gasse wohnt der jüdische kleine Schneider. Aber wäre es nur die Gasse! Seine Wohnung besteht aus einem Zimmer und einer Küche. Und nach den rätselhaften Gesetzen, nach denen Gott die Juden regiert, hat ein armer ostjüdischer Schneider sechs und mehr Kinder, aber nur selten einen Gehilfen. Die Nähmaschine rasselt, das Bügeleisen steht auf dem Nudelbrett, auf dem Ehebett nimmt er Maß. Wer sucht einen solchen Schneider auf?

Er »zehrt« nicht »am Mark der Eingeborenen«, der ostjüdische Schneider. Er lockt keinen Kunden dem christlichen Schneider weg. Er kann zuschneiden, seine Arbeit ist vorzüglich. Vielleicht wird er nach zwanzig Jahren einen Modesalon im ersten Bezirk, in der Herrengasse haben. Aber dann wird er ihn auch redlich verdient haben. Auch Ostjuden sind keine Zauberer. Was sie erreichen, kostet Mühsal, Schweiß und Not.

7

Wenn ein Ostjude viel Glück und Geld hat, kann er unter Umständen eine »Konzession« erhalten und einen Laden aufmachen. Seine Kunden sind die kleinen, armen Leute des Viertels. Zum Beispiel der oben geschilderte Herrenschneider. Der zahlt nicht bar, er hat Kredit. Das sind die »Geschäfte« der Ostjuden.

Es gibt ostjüdische Intellektuelle. Lehrer, Schreiber und so weiter. Es gibt auch Almosenempfänger. Verschmähte Bettler. Straßenbettler. Musikanten. Zeitungsverkäufer. Sogar Stiefelputzer.

Und sogenannte »Lufthändler«. Händler mit »Luftware«. Die Ware liegt noch irgendwo in Ungarn auf einem Bahnhof. Sie liegt aber gar nicht auf dem ungarischen Bahnhof. Sie wird am Franz-Josephs-Kai gehandelt.

Es gibt ostjüdische Betrüger. Freilich: Betrüger! Aber es gibt auch westeuropäische Betrüger.

8

Die zwei großen Straßen der Leopoldstadt sind: die Taborstraße und die Praterstraße. Die Praterstraße ist beinahe herrschaftlich. Sie führt direkt ins Vergnügen. Juden und Christen bevölkern sie. Sie ist glatt, weit und hell. Sie hat viele Cafés.
Viele Cafés sind auch in der Taborstraße. Es sind jüdische Cafés. Ihre Besitzer sind meist jüdisch, ihre Gäste fast durchwegs. Die Juden gehen gerne ins Kaffeehaus, um Zeitung zu lesen, Tarock und Schach zu spielen und Geschäfte zu machen.
Juden sind gute Schachspieler. Sie haben auch christliche Partner. Ein guter christlicher Schachspieler kann kein Antisemit sein.
In den jüdischen Cafés gibt es stehende Gäste. Sie bilden im wahren Sinne des Wortes die »Laufkundschaft«. Sie sind Stammgäste, ohne Speise und Trank einzunehmen. Sie kommen achtzehnmal im Lauf eines Vormittags ins Lokal. Das Geschäft erfordert es.
Sie verursachen viel Geräusch. Sie sprechen eindringlich, laut und ungezwungen. Weil alle Besucher Menschen von Welt und guten Manieren sind, fällt niemand auf, obwohl er auffällig ist.
In einem echten jüdischen Kaffeehaus kann man den Kopf unter den Arm nehmen. Niemand kümmert sich darum.

9

Der Krieg hat viele ostjüdische Flüchtlinge nach Wien gebracht. Solange ihre Heimat besetzt war, gab man ihnen »Unterstützungen«. Man schickte ihnen nicht etwa das Geld nach Haus. Sie mußten in den kältesten Wintertagen, in den frühesten Nachtstunden anstehen. Alle: Greise, Kranke, Frauen, Kinder.
Sie schmuggelten. Sie brachten Mehl, Fleisch, Eier aus Ungarn. Man sperrte sie in Ungarn ein, weil sie die Nahrungsmittel aufkauften. Man sperrte sie in Österreich ein, weil sie nichtrationierte Lebensmittel ins Land brachten. Sie erleichterten den Wienern das Leben. Man sperrte sie ein.
Nach dem Krieg wurden sie, zum Teil gewaltsam, repatriiert. Ein sozialdemokratischer Landeshauptmann ließ sie ausweisen. Für Christlichsoziale sind's Juden. Für Deutschnationale sind sie Semiten. Für Sozialdemokraten sind sie unproduktive Elemente.

Sie aber sind arbeitsloses Proletariat. Ein Hausierer ist ein Proletarier. Wenn er nicht mit den Händen arbeitet, so schafft er mit den Füßen. Wenn er keine bessere Arbeit findet, so ist es nicht seine Schuld. Wozu diese Selbstverständlichkeiten? Wer glaubt das Selbstverständliche?

Berlin

I

Kein Ostjude geht freiwillig nach Berlin. Wer in aller Welt kommt freiwillig nach Berlin?
Berlin ist eine Durchgangsstation, in der man aus zwingenden Gründen länger verweilt. Berlin hat kein Getto. Es hat ein jüdisches Viertel. Hierher kommen die Emigranten, die über Hamburg und Amsterdam nach Amerika wollen. Hier bleiben sie oft stecken. Sie haben nicht genug Geld. Oder ihre Papiere sind nicht in Ordnung.
(Freilich: die Papiere! Ein halbes jüdisches Leben verstreicht in zwecklosem Kampf gegen Papiere.)
Die Ostjuden, die nach Berlin kommen, haben oft ein Durchreisevisum, das sie berechtigt, zwei bis drei Tage in Deutschland zu bleiben. Es sind schon manche, die nur ein Durchreisevisum hatten, zwei bis drei Jahre in Berlin geblieben.
Von den alteingesessenen Berliner Ostjuden sind die meisten noch vor dem Kriege gekommen. Verwandte sind ihnen nachgereist. Flüchtlinge aus den okkupierten Gebieten kamen nach Berlin. Juden, die in Rußland, in der Ukraine, in Polen, in Litauen der deutschen Okkupationsarmee Dienste geleistet hatten, mußten mit der deutschen Armee nach Deutschland.
Es gibt auch ostjüdische Verbrecher in Berlin. Taschendiebe, Heiratsschwindler, Betrüger, Banknotenfälscher, Inflationsschieber. Fast keine Einbrecher. Keine Mörder, keine Raubmörder.
Vom Kampf um die Papiere, gegen die Papiere ist ein Ostjude nur dann befreit, wenn er den Kampf gegen die Gesellschaft mit verbrecherischen Mitteln führt. Der ostjüdische Verbrecher ist meist schon in seiner Heimat Verbrecher gewesen. Er kommt nach Deutschland ohne Papiere oder mit falschen. Er meldet sich nicht bei der Polizei.
Nur der ehrliche Ostjude – er ist nicht nur ehrlich, sondern auch

furchtsam – meldet sich bei der Polizei. Das ist in Preußen weit schwieriger als in Österreich. Die Berliner Kriminalpolizei hat die Eigenschaft, in den Häusern nachzukontrollieren. Sie prüft auch auf der Straße Papiere. In der Inflation geschah es häufig.
Der Handel mit alten Kleidern ist nicht verboten, aber er ist auch nicht geduldet. Wer keinen Gewerbeschein besitzt, darf meine alte Hose nicht kaufen. Er darf sie auch nicht verkaufen.
Dennoch kauft er sie. Er verkauft sie auch. Er steht in der Joachimsthaler Straße oder Ecke Joachimsthaler Straße und Kurfürstendamm und tut so, als täte er gar nichts. Er muß den Passanten ansehen, ob sie erstens alte Kleider zu verkaufen haben, und zweitens, ob sie Geld gebrauchen.
Die gekauften Kleider verkauft man am nächsten Morgen an der Kleiderbörse.
Auch unter den Hausierern gibt es Rangunterschiede. Es gibt reiche, mächtige Hausierer, zu denen die kleinen sehr demütig aufblicken. Je reicher ein Hausierer ist, desto mehr verdient er. Er geht nicht auf die Straße. Er hat es nicht nötig. Ja, ich weiß nicht einmal, ob ich ihn wirklich »Hausierer« nennen darf. Eigentlich hat er einen Laden mit alten Kleidern und einen Gewerbeschein. Und wenn es nicht sein eigener Gewerbeschein ist, so ist es der eines Eingesessenen, eines Berliner Bürgers, der nichts vom Kleiderhandel versteht, aber prozentual am Geschäft beteiligt ist.
In der Kleiderbörse versammeln sich am Vormittag die Ladeninhaber und die Hausierer. Diese bringen den Ertrag des vergangenen Tages, alle alten Röcke und Kleider. Im Frühling ist Hausse in Sommer- und Sportanzügen. Im Herbst ist Hausse in Cutaways, Smokings und gestreiften Hosen. Wer im Herbst mit Sommer- und Leinenanzügen kommt, versteht das Geschäft nicht.
Die Kleider, die der Hausierer den Passanten für ein lächerliches Geld abgekauft hat, verkauft er mit einem lächerlich geringen Aufschlag an den Ladeninhaber. Dieser läßt die Kleider bügeln, »auffrischen«, richten. Dann hängt er sie vor sein Ladenschild und läßt sie flattern im Wind.
Wer alte Kleider gut zu verkaufen versteht, wird bald neue Kleider verkaufen können. Er wird ein Magazin eröffnen statt eines Ladens. Er wird einmal Warenhausbesitzer werden.
In Berlin kann auch ein Hausierer Karriere machen. Er wird sich

schneller assimilieren als seine Standesgenossen in Wien. Berlin gleicht die Verschiedenen aus und ertötet Eigenheiten. Deshalb gibt es kein großes Berliner Getto.
Es gibt nur ein paar kleine Judenstraßen, in der Nähe der Warschauer Brücke und im Scheunenviertel. Die jüdischste aller Berliner Straßen ist die traurige Hirtenstraße.

2

So traurig ist keine Straße der Welt. Die Hirtenstraße hat nicht einmal die hoffnungslose Freudigkeit eines vegetativen Schmutzes.
Die Hirtenstraße ist eine Berliner Straße, gemildert durch ostjüdische Einwohner, aber nicht verändert. Keine Straßenbahn durchfährt sie. Kein Autobus. Selten ein Automobil. Immer Lastwagen, Karren, die Plebejer unter den Fahrzeugen. Kleine Gasthäuser stecken in den Mauern. Man geht auf Stufen zu ihnen empor. Auf schmalen, unsauberen, ausgetretenen Stufen. Sie gleichen dem Negativ ausgetretener Absätze. In offenen Hausfluren liegt Unrat. Auch gesammelter, eingekaufter Unrat. Unrat als Handelsobjekt. Altes Zeitungspapier. Zerrissene Strümpfe. Alleinstehende Sohlen. Schnürsenkel. Schürzenbänder. Die Hirtenstraße ist langweilig vororthaft. Sie hat nicht den Charakter einer Kleinstadtstraße. Sie ist neu, billig, schon verbraucht, Schundware. Eine Gasse aus einem Warenhaus. Aus einem billigen Warenhaus. Sie hat einige blinde Schaufenster. Jüdisches Gebäck, Mohnbeugel, Semmeln, schwarze Brote liegen in den Schaufenstern. Ein Ölkännchen, Fliegenpapier, schwitzendes.
Außerdem gibt es da jüdische Talmudschulen und Bethäuser. Man sieht hebräische Buchstaben. Sie stehen fremd an diesen Mauern. Man sieht hinter halbblinden Fenstern Bücherrücken.
Man sieht Juden mit dem Talles unterm Arm. Sie gehen aus dem Bethaus Geschäften entgegen. Man sieht kranke Kinder, alte Frauen.
Der Versuch, diese Berliner langweilige, so gut wie möglich saubergehaltene Straße in ein Getto umzuwandeln, ist immer wieder stark. Immer wieder ist Berlin stärker. Die Einwohner kämpfen einen vergeblichen Kampf. Sie wollen sich breitmachen? Berlin drückt sie zusammen.

3

Ich trete in eine der kleinen Schankwirtschaften. Im Hinterzimmer sitzen ein paar Gäste und warten auf das Mittagessen. Sie tragen die Hüte auf dem Kopf. Die Wirtin steht zwischen Küche und Gaststube. Hinter dem Ladentisch steht der Mann. Er hat einen Bart aus rotem Zwirn. Er ist furchtsam.
Wie sollte er nicht furchtsam sein? Kommt nicht die Polizei in diesen Laden? War sie nicht schon einige Male da? Der Schwankwirt reicht mir auf jeden Fall die Hand. Und auf jeden Fall sagt er: »Oh, das ist ein Gast! Sie sind schon so lange nicht dagewesen.« Niemals schadet eine herzliche Begrüßung.
Man trinkt das Nationalgetränk der Juden: Met. Das ist der Alkohol, an dem sie sich berauschen können. Sie lieben den schweren dunkelbraunen Met, er ist süß, herb und kräftig.

4

Manchmal kommt nach Berlin der »Tempel Salomonis«. Diesen Tempel hat ein Herr Frohmann aus Drohobycz getreu nach den genauen Angaben der Bibel hergestellt, aus Fichtenholz und Pappmaché und Goldfarbe. Keineswegs aus Zedernholz und echtem Gold wie der große König Salomo.
Frohmann behauptet, er hätte sieben Jahre an diesem Miniaturtempelchen gebaut. Ich glaube es. Einen Tempel wiederaufzubauen, genau nach den Angaben der Bibel, erfordert ebensoviel Zeit wie Liebe.
Man sieht jeden Vorhang, jeden Vorhof, jede kleinste Turmzacke, jedes heilige Gerät. Der Tempel steht auf einem Tisch im Hinterzimmer einer Schenke. Es riecht nach jüdischen zwiebelgefüllten Fischen. Sehr wenige Besucher kommen. Die Alten kennen den Tempel schon, und die Jungen wollen nach Palästina, nicht um Tempel, sondern um Landstraßen zu bauen.
Und Frohmann fährt von einem Getto zum anderen, von Juden zu Juden und zeigt ihnen sein Kunstwerk, Frohmann, der Hüter der Tradition und des einzigen großen architektonischen Werkes, das die Juden jemals geschaffen haben und das sie infolgedessen niemals vergessen werden. Ich glaube, daß Frohmann der Ausdruck dieser Sehnsucht ist, der Sehnsucht eines ganzen Volkes. Ich habe einen alten Juden vor

dem Miniaturtempel stehen gesehen. Er glich seinen Brüdern, die an der einzig übriggebliebenen heiligen Mauer des zerstörten Tempels in Jerusalem stehen, weinen und beten.

5

Das Kabarett fand ich zufällig, während ich an einem hellen Abend durch die dunklen Straßen wanderte, durch die Fensterscheiben kleiner Bethäuser blickte, die nichts anderes waren als simple Verkaufsläden bei Tag und Gotteshäuser des Morgens und des Abends. So nahe sind den Juden des Ostens Erwerb und Himmel; sie brauchen für ihren Gottesdienst nichts als zehn Erwachsene, das heißt über dreizehn Jahre alte Glaubensgenossen, einen Vorbeter und die Kenntnis der geographischen Lage, um zu wissen, wo Osten ist, der Misrach, die Gegend des Heiligen Landes, der Orient, aus dem das Licht kommen soll.
In dieser Gegend wird alles improvisiert: der Tempel durch die Zusammenkunft, der Handel durch das Stehenbleiben in der Straßenmitte. Es ist immer noch der Auszug aus Ägypten, der schon Jahrtausende anhält. Man muß immer auf dem Sprung sein, alles mit sich führen, das Brot und eine Zwiebel in der Tasche, in der anderen die Gebetriemen. Wer weiß, ob man in der nächsten Stunde nicht schon wieder wandern muß. Auch das Theater entsteht plötzlich.
Jenes, das ich sah, war im Hof eines schmutzigen und alten Gasthofes etabliert. Es war ein viereckiger Lichthof, Gänge und Korridore mit Glasfenstern klebten an seinen Wänden und enthüllten verschiedene Intimitäten der Häuslichkeit, Betten, Hemden und Eimer. Eine alte verirrte Linde stand in der Mitte und repräsentierte die Natur. Durch ein paar erleuchtete Fenster sah man das Innere einer rituellen Gasthofküche. Der Dampf stieg aus den kochenden Töpfen, eine dicke Frau schwang einen Löffel, ihre fetten Arme waren halb entblößt. Unmittelbar vor den Fenstern und so, daß sie es zur Hälfte verdeckte, stand ein Podium, von dem aus man direkt in den Flur des Restaurants gelangen konnte. Vor dem Podium saß die Musik, eine Kapelle aus sechs Männern, von denen die Sage ging, daß sie Brüder sind und Söhne des großen Musikers Mendel aus Berdiczew, an den sich noch die ältesten Juden aus dem Osten erinnern können und dessen Geigenspiel so herrlich war, daß man es nicht vergessen kann, weder in Litauen noch in Wolynien, noch in Galizien.

Die Schauspielertruppe, die hier bald auftreten sollte, nannte sich »Truppe Surokin«. Surokin hieß ihr Direktor, Regisseur und Kassierer, ein dicker, glattrasierter Herr aus Kowno, der schon in Amerika gesungen hatte, Vorbeter und Tenor, Synagogen- und Opernheld, verwöhnt, stolz und herablassend, Unternehmer und Kamerad zu gleichen Teilen. Das Publikum saß an kleinen Tischen, aß Brot und Wurst und trank Bier, holte sich Speise und Trank selbst aus dem Restaurant, unterhielt sich, schrie, lachte. Es bestand aus kleinen Kaufleuten und deren Familien, nicht mehr orthodox, sondern »aufgeklärt«, wie man im Osten Juden nennt, die sich rasieren lassen (wenn auch nur einmal wöchentlich) und europäische Kleidung tragen. Diese Juden befolgen die religiösen Bräuche mehr aus Pietät als aus religiösem Bedürfnis: Sie denken an Gott nur, wenn sie ihn brauchen, und es ist ihr Glück, daß sie ihn ziemlich oft brauchen. Unter ihnen finden sich Zyniker und Abergläubische, aber alle werden in bestimmten Situationen sentimental und in ihrer Gerührtheit rührend. Sie sind in Dingen des Geschäfts rücksichtslos gegeneinander und gegen Fremde – und doch braucht man nur an eine bestimmte verborgene Saite zu rühren, um sie opferwillig, gütig und human zu machen. Ja, sie können weinen, besonders in einem solchen Freilufttheater, wie es dieses war.
Die Truppe bestand aus zwei Frauen und drei Männern – und bei dem Versuch zu schildern, wie und was sie auf dem Podium aufgeführt haben, stocke ich. Das ganze Programm war improvisiert. Zuerst trat ein dünner, kleiner Mann auf, in seinem Gesicht saß die Nase wie ein Fremdes, sehr Verwundertes; es war eine impertinente, zudringlich fragende und dennoch rührende, lächerliche Nase, eher slawisch als jüdisch, breite Flügel mit einem unvermutet spitzen Ende. Der Mann mit dieser Nase spielte einen Batlen, einen närrisch-weisen Spaßmacher, er sang alte Lieder und verulkte sie, indem er ihnen überraschende komische, widersinnige Pointen anhängte. Dann sangen beide Frauen ein altes Lied, ein Schauspieler erzählte eine humoristische Geschichte von Scholem Alechem, und zum Schluß rezitierte der Herr Direktor Surokin moderne hebräische und jiddische Gedichte lebender und jüngst verstorbener jüdischer Autoren; er sprach die hebräischen Verse und gleich darauf ihre jüdische Übersetzung, und manchmal begann er, zwei, drei Strophen leise zu singen, als sänge er so für sich, in seinem Zimmer, und es wurde totenstill, und die kleinen Kaufleute hatten große Augen und stützten das Kinn auf die Faust, und man hörte das Rauschen der Linde.

Ich weiß nicht, ob Sie alle die jüdischen Melodien des Ostens kennen, und ich will versuchen, Ihnen eine Vorstellung von dieser Musik zu geben. Ich glaube, sie am deutlichsten gekennzeichnet zu haben, wenn ich sie bezeichne als eine Mischung von Rußland und Jerusalem, von Volkslied und Psalm. Diese Musik ist synagogal-pathetisch und volkstümlich naiv. Der Text scheint, wenn er nur gelesen wird, eine heitere, flotte Musik zu erfordern. Hört man ihn aber gesungen, so ist es ein schmerzliches Lied, das »unter Tränen lächelt«. Hat man es einmal gehört, so klingt es wochenlang nach, der Gegensatz war ein scheinbarer, in Wirklichkeit *kann* dieser Text in keiner anderen Melodie gesungen werden. Er lautet:

Ynter die griene Beimelach
sizzen die Mojschelach, Schlojmelach,
Eugen wie gliehende Keulalach...
(Augen wie glühende Kohlen)

Sie sitzen! Sie tummeln sich nicht etwa unter den grünen Bäumen. Tummelten sie sich – dann wäre der Rhythmus dieser Zeilen so flott, wie er es auf den ersten Blick zu sein scheint. Aber sie tummeln sich nicht, die kleinen Judenknaben.
Ich hörte das alte Lied, das Jerusalem, die Stadt singt, so wehmütig, daß ihr Schmerz über ganz Europa weit hinein nach dem Osten weht, über Spanien, Deutschland, Frankreich, Holland, den ganzen bitteren Weg der Juden entlang. Jerusalem singt:

Kim, kim, Jisruleki l aheim (nach Hause)
in dein teures Land arain...

Diesen Sang verstanden alle Kaufleute. Die kleinen Menschen tranken kein Bier und aßen keine Würste mehr. So wurden sie präpariert für die schöne ernste, sogar schwierige und manchmal abstrakte Poesie des großen hebräischen Dichters Bialik, dessen Lieder in fast alle Kultursprachen übersetzt sind und von dem eine Wiederbelebung der hebräischen Schriftsprache ausgegangen sein soll, die sie endgültig zu einer lebendigen macht. Dieser Dichter hat den Zorn alter Propheten und die süße Stimme eines jubelnden Kindes.

Paris

I

Die Ostjuden haben nicht leicht den Weg nach Paris gefunden. Sie kamen viel leichter nach Brüssel und Amsterdam. Der direkte Weg des jüdischen Juwelenhandels führt nach Amsterdam. Einige arm gewordene und einige reich werdende jüdische Juwelenhändler bleiben aus Zwang im französischen Sprachgebiet.

Der kleine Ostjude hat eine übertriebene Furcht vor einer *ganz* fremden Sprache. Deutsch ist beinahe seine Muttersprache. Er wandert viel lieber nach Deutschland als nach Frankreich. Der Ostjude lernt leicht fremde Sprachen verstehen, aber seine Aussprache wird niemals rein. Er wird immer erkannt. Es ist sein gesunder Instinkt, der ihn vor den romanischen Ländern warnt.

Auch gesunde Instinkte irren. Die Ostjuden leben in Paris fast wie Gott in Frankreich. Niemand hindert sie hier, Geschäfte und sogar Gettos aufzumachen. Es gibt einige jüdische Viertel in Paris, in der Nähe des Montmartre und in der Nähe der Bastille. Es sind die ältesten Pariser Stadtteile. Es sind die ältesten Pariser Häuser mit der billigsten Miete. Juden geben nicht gerne Geld für »unnützen« Komfort aus, solange sie nicht sehr reich sind.

Sie haben es schon aus äußeren Gründen in Paris leicht. Ihre Physiognomie verrät sie nicht. Ihre Lebhaftigkeit fällt nicht auf. Ihr Witz begegnet dem französischen auf halbem Weg. Paris ist eine wirkliche Weltstadt. Wien ist einmal eine gewesen. Berlin wird erst einmal eine sein. Die wirkliche Weltstadt ist objektiv. Sie hat Vorurteile wie die anderen, aber keine Zeit, sie anzuwenden. Im Wiener Prater gibt es beinah keine antisemitische Äußerung, obwohl nicht alle Besucher Judenfreunde sind und obwohl neben ihnen, zwischen ihnen die östlichsten der Ostjuden wandeln. Weshalb? Weil man sich im Prater freut. In der Taborstraße, die zum Prater führt, fängt der Antisemit an, antisemtisch zu sein. In der Taborstraße freut man sich nicht mehr.

In Berlin freut man sich nicht. Aber in Paris herrscht die Freude. In Paris beschränkt sich der grobe Antisemitismus auf die freudlosen Franzosen. Das sind die Royalisten, die Gruppe um die *Action française*. Es wundert mich nicht, daß sie in Frankreich ohnmächtig sind

und immer bleiben werden. Sie sind zu wenig französisch. Sie sind zu pathetisch und zu wenig ironisch.
Paris ist sachlich, obwohl Sachlichkeit eine deutsche Tugend sein mag. Paris ist demokratisch. Der Deutsche ist menschlich. Aber in Paris hat die praktische Humanität eine große, starke Tradition. In Paris erst fangen die Ostjuden an, Westeuropäer zu werden. Sie werden Franzosen. Sie werden sogar Patrioten.

2

Der bittere Lebenskampf der Ostjuden, der gegen »die Papiere«, wird in Paris gemildert. Die Polizei ist von einer humanen Nachlässigkeit. Sie ist zugänglicher der Individualität und dem Persönlichen. Die deutsche Polizei hat Kategorien. Die Pariser Polizei läßt sich leicht überreden. In Paris kann man sich anmelden, ohne viermal zurückgeschickt zu werden.
Die Pariser Ostjuden dürfen leben, wie sie wollen. Sie können ihre Kinder in rein jüdische Schulen schicken oder in französische. Die in Paris geborenen Kinder der Ostjuden können französische Staatsbürger werden. Frankreich braucht Menschen. Ja, es ist geradezu seine Aufgabe, schwach bevölkert zu sein und immer wieder Menschen zu brauchen, Fremde französisch zu machen. Es ist seine Stärke und seine Schwäche.
Freilich lebt ein französischer Antisemitismus auch in den Nicht-Royalisten. Aber kein hundertgrädiger. Die an einen viel stärkeren, rüderen, brutaleren Antisemitismus gewohnten Ostjuden geben sich mit dem französischen zufrieden.
Sie dürfen sich zufriedengeben. Sie haben religiöse, kulturelle, nationale Freiheiten. Sie dürfen Jiddisch reden, soviel und so laut sie wollen. Sie dürfen sogar schlecht Französisch sprechen, ohne daß man sie verdächtigt. Die Folge dieses Entgegenkommens ist, daß sie Französisch lernen, daß ihre Kinder kein Jiddisch mehr sprechen. Sie verstehen es gerade noch. Es hat mich belustigt, in den Straßen des Pariser Judenviertels die Eltern Jiddisch, die Kinder Französisch sprechen zu hören. Auf jiddische Fragen erfolgen französische Antworten. Diese Kinder sind begabt. Sie werden es in Frankreich zu etwas bringen, wenn Gott will. Und Gott will es, wie mir scheint.
Die Berliner jüdischen Schenken in der Hirtenstraße sind traurig, kühl

und still. Die Pariser jüdischen Gasthäuser sind lustig, warm und laut. Sie machen alle gute Geschäfte. Ich habe manchmal bei Herrn Weingrod gegessen. Er führt ausgezeichnete Bratgänse. Er braut einen guten, starken Schnaps. Er amüsiert die Gäste. Er sagt zu seiner Frau: »Gib mir das Soll und Haben, s'il vous plaît.« Und die Frau sagt: »Nehmen Sie sich vom Büfett, si vous voulez!« Sie sprechen ein wirklich heiteres Kauderwelsch.
Ich habe Herrn Weingrod gefragt: »Wie sind Sie nach Paris gekommen?« Da sagt Herr Weingrod: »Excusez, monsieur, pourquoi nicht nach Paris? Aus Rußland schmeißt man mich hinaus, in Polen sperrt man mich ein, nach Deutschland gibt man mir kein Visum. Pourquoi soll ich nicht kommen nach Paris?«
Herr Weingrod ist ein tapferer Mann, er hat ein Bein verloren, er hat eine Prothese und ist immer guter Laune. Er hat sich in Frankreich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet. Viele Ostjuden haben freiwillig und aus Dankbarkeit im französischen Heer gedient. Aber das Bein hat Weingrod nicht im Krieg verloren. Er kam gesund zurück, mit heilen Knochen. Da sieht man, wie das Schicksal lauert, wenn es will. Weingrod verläßt den Laden, will über die Straßenmitte. Niemals, einmal in der Woche vielleicht, fährt ein Auto durch diese Gasse. Gerade jetzt kommt es, da Weingrod hinüberwill. Fährt ihn nieder. So verlor er ein Bein.

3

Ich habe ein jiddisches Theater in Paris besucht. In der Garderobe wurden Kinderwagen abgegeben. Regenschirme nahm man in den Saal. Im Parkett saßen Mütter mit Säuglingen. Die Stuhlreihen waren lose, man konnte die Sessel herausnehmen. An den Seitenwänden lustwandelten Zuschauer. Der eine verließ seinen Platz, der andere setzte sich. Man aß Orangen. Es spritzte und roch. Man sprach laut, sang mit, klatschte den Darstellern auf offener Szene. Die jungen jüdischen Frauen sprachen nur Französisch. Sie waren pariserisch elegant. Sie waren schön. Sie sahen aus wie Frauen aus Marseille. Sie sind pariserisch begabt. Sie sind kokett und kühl. Sie sind leicht und sachlich. Sie sind treu wie die Pariserinnen. Die Assimilation eines Volkes beginnt immer bei den Frauen. Man gab einen Schwank in drei Akten. Im ersten Akt will die jüdische Familie eines kleinen russischen Dorfes

auswandern. Im zweiten kriegt sie die Pässe. Im dritten ist die Familie in Amerika, reich geworden und protzig, und im Begriff, ihre alte Heimat zu vergessen und die alten Freunde aus der Heimat, die nach Amerika kommen. Dieses Stück gibt reichlich Gelegenheit, amerikanische Schlager zu singen und alte russisch-jiddische Lieder. Als die russischen Lieder und Tänze kamen, weinten die Darsteller und die Zuschauer. Hätten nur jene geweint, es wäre kitschig gewesen. Aber als diese weinten, wurde es schmerzlich. Juden sind leicht gerührt – das wußte ich. Aber ich wußte nicht, daß ein Heimweh sie rühren könnte. Es war eine so innige, beinahe private Beziehung von der Bühne zum Zuschauer. Für dieses Volk Schauspieler sein ist schön. Der Regisseur trat vor und kündigte die nächsten Programmwechsel an. Nicht durch Zeitung, nicht durch Plakate. Mündlich. Von Mensch zu Mensch. Er sprach: »Ihr werdet Mittwoch den Herrn X. aus Amerika sehen.« Er sprach wie ein Führer zu seinen Getreuen. Er sprach unmittelbar und witzig. Seinen Witz verstand man. Ahnte beinahe voraus. Erwitterte die Pointe.

4

Ich sprach in Frankreich mit einem jüdischen Artisten aus Radziwillow, dem alten russisch-österreichischen Grenzort. Er war ein musikalischer Clown und verdiente viel. Er war ein Clown aus Überzeugung und nicht von Geburt. Er entstammte einer Musikantenfamilie. Sein Urgroßvater, sein Großvater, sein Vater, seine Brüder waren jüdische Hochzeitsmusikanten. Er, der einzige, konnte seine Heimat verlassen und im Westen Musik studieren. Ein reicher Jude unterstützte ihn. Er kam in eine Musikhochschule in Wien. Er komponierte. Er gab Konzerte. »Aber«, sagte er, »was soll ein Jude der Welt ernste Musik machen? Ich bin immer ein Clown in dieser Welt, auch wenn man ernste Referate über mich bringt und Herren von den Zeitungen mit Brillen in den ersten Reihen sitzen. Soll ich Beethoven spielen? Soll ich Kol Nidre spielen? Eines Abends, als ich auf der Bühne stand, begann ich, mich vor Lachen zu schütteln. Was machte ich der Welt vor, ich, ein Musikant aus Radziwillow? Soll ich nach Radziwillow zurückkehren und bei jüdischen Hochzeiten aufspielen? Werde ich dort nicht noch lächerlicher sein?
An jenem Abend sah ich ein, daß mir nichts anderes übrigblieb, als in

den Zirkus zu gehen, nicht, um ein Herrenreiter zu sein oder ein Seiltänzer! Das ist nichts für Juden. Ich bin ein Clown. Und seit meinem ersten Auftreten im Zirkus ist es mir ganz klar, daß ich die Tradition meiner Väter gar nicht verleugnet habe und daß ich bin, was sie hätten sein sollen. Zwar würden sie erschrecken, wenn sie mich sehen würden. Ich spiele Zieh- und Mundharmonika und Saxophon, und es freut mich, daß die Leute gar nicht wissen, daß ich Beethoven spielen kann. Ich bin ein Jud aus Radziwillow.
Ich habe Frankreich gern. Für alle Artisten ist die Welt vielleicht überall gleich. Aber für mich nicht. Ich gehe in jeder großen Stadt Juden aus Radziwillow suchen. In jeder großen Stadt treff' ich zwei oder drei. Wir reden miteinander. In Paris leben auch einige. Sind sie nicht aus Radziwillow, so sind sie aus Dubno. Und sind sie nicht aus Dubno, so sind sie aus Kischinew. Und in Paris geht es ihnen gut. Es geht ihnen gut. Es können doch nicht alle Juden beim Zirkus sein? Wenn sie nicht beim Zirkus sind, müssen sie mit allen fremden und gleichgültigen Menschen gut sein, und mit niemandem dürfen sie es sich verderben. Ich brauche nur in der Artistenliga eingeschrieben zu sein. Das ist ein großer Vorteil. In Paris leben die Juden frei. Ich bin ein Patriot, ich hab' ein jüdisches Herz.«

5

In dem großen Hafen Marseille kommen jährlich ein paar Juden aus dem Osten an. Sie wollen ein Schiff besteigen. Oder sie kommen gerade von Bord. Sie haben irgendwo hinfahren wollen. Das Geld ist ihnen ausgegangen. Sie mußten an Land gehen. Sie schleppen alles Gepäck zum Postamt, geben ein Telegramm auf und warten auf Antwort. Aber Telegramme werden nicht schnell beantwortet, und solche überhaupt nicht, in denen um Geld gebeten wird. Ganze Familien nächtigen unter freiem Himmel.
Manche, einzelne bleiben in Marseille. Sie werden Dolmetscher. Dolmetscher sein ist ein jüdischer Beruf. Es handelt sich nicht darum zu übersetzen, ins Französische aus dem Englischen, ins Französische aus dem Russischen, ins Französische aus dem Deutschen. Es handelt sich darum, den Fremden zu übersetzen, auch, wenn er nichts gesprochen hat. Er braucht den Mund nicht aufzumachen. Christliche Dolmetscher übersetzen vielleicht. Jüdische erraten.

Sie verdienen Geld. Sie führen die Fremden in gute Wirtsstuben, aber auch auf die Dörfer. Die Dolmetscher beteiligen sich am Geschäft. Sie verdienen Geld. Sie gehen zum Hafen, besteigen ein Schiff und fahren nach Südamerika. Nach den Vereinigten Staaten kommen die Ostjuden schwer. Die erlaubte Zahl ist längst und oft überschritten.

6

Einige ostjüdische Studenten sind nach Italien gefahren. Die italienische Regierung – sie hat manches gutzumachen – verleiht Stipendien jüdischen Studenten.
Viele Ostjuden haben sich nach dem Zerfall der Monarchie in das neuerstandene Südslawien begeben.
Aus Ungarn werden Ostjuden prinzipiell ausgewiesen. Kein ungarischer Jude wird sich ihrer annehmen. Die Mehrzahl der ungarischen Juden sind – trotz Horthy – nationalmagyarisch. Es gibt ungarische nationalistische Rabbiner.

7

Wohin können die Ostjuden sonst fahren?
Nach Spanien kommen sie nicht. Es ruht ein Bannfluch der Rabbis auf Spanien, seitdem die Juden dieses Land hatten verlassen müssen. Auch die Nichtfrommen, »die Aufgeklärten«, hüten sich, nach Spanien zu fahren. Erst in diesem Jahr erlischt der Bannfluch.
Von einigen ostjüdischen Studenten hörte ich, daß sie nach Spanien fahren wollten. Sie werden gut daran tun, die polnischen Universitäten, auf denen der Numerus clausus herrscht, die Wiener Universität, auf der außer dem Numerus clausus auch noch die Borniertheit herrscht, und die deutschen Universitäten, an denen der Bierkrug herrscht, zu verlassen.

8

Es wird noch einige Jahre dauern. Dann werden Ostjuden nach Spanien kommen. Alte Legenden, die man sich im Osten erzählt, knüpfen an den langen Aufenthalt der Juden in Spanien an. Es ist manchmal wie eine stille Sehnsucht, ein verdrängtes Heimweh nach diesem Lande, das so stark an die Urheimat, an Palästina, erinnert.

Man kann sich freilich keinen stärkeren Gegensatz denken als den zwischen Ostjuden und spaniolischen. Die spaniolischen Juden verachten die Aschkenasim im allgemeinen, die Ostjuden im besonderen. Die spaniolischen Juden sind stolz auf ihre alte adelige Rasse. Mischehen zwischen Spaniolen und Aschkenasim kommen selten, zwischen Spaniolen und Ostjuden fast niemals vor.

9

Nach einer alten Legende sind einmal zwei Ostjuden durch die Welt gezogen, um Geld zum Bau einer Synagoge zu sammeln. Sie kamen zu Fuß durch Deutschland, sie kamen an den Rhein, gingen nach Frankreich und begaben sich in die alte jüdische Gemeinde Frankreichs, nach Montpellier. Von hier zogen sie ostwärts, ohne Karte, ohne die Wege zu kennen, und verirrten sich. Sie gelangten in einer finstern Nacht in das lebensgefährliche Spanien, wo sie getötet worden wären, wenn sich nicht ihrer die frommen Mönche eines spanischen Klosters angenommen hätten. Die Mönche luden die jüdischen Wanderer zu einem Disput ein, waren über die Gelehrtheit der Juden sehr erfreut, brachten sie sicher über die Grenze zurück und gaben ihnen noch einen Klumpen Gold, zum Bau der Synagoge. Beim Abschied mußten die Juden schwören, das Gold wirklich zum Bau der Synagoge zu verwenden.

Die Juden schworen. Aber die Sitte (wenn auch nicht das Gesetz) verbot ihnen, das Gold, das aus dem Besitz eines Klosters, wenn auch eines freundlichen, kam, für das Heiligtum zu benutzen. Sie überlegten lange und kamen endlich auf die Idee, aus dem Goldklumpen eine Kugel zu formen und sie auf dem Dach der Synagoge als eine Art Wahrzeichen anzubringen.

Diese goldene Kugel leuchtet noch auf dem Dach der Synagoge. Und sie ist das einzige, das die Juden des Ostens noch mit ihrer alten spanischen Heimat verbindet.

Diese Geschichte erzählte mir ein alter Jude. Er war Thoraschreiber von Beruf, ein Sophar, ein frommer und ein weiser und ein armer Mann. Er war ein Gegner der Zionisten.

»Jetzt«, sagte er, »wird der Cherem (der Bannfluch) gegen Spanien erlöschen. Ich habe nichts dagegen, daß meine Enkel nach Spanien gehen. Es ist den Juden nicht immer dort schlechtgegangen. Es gab

fromme Menschen in Spanien, und wo fromme Christen sind, können auch Juden leben. Denn die Gottesfurcht ist immer noch sicherer als die sogenannte moderne Humanität.«
Er wußte nicht, der Alte, daß die Humanität nicht mehr modern ist. Er war nur ein armer Thoraschreiber.

EIN JUDE GEHT NACH AMERIKA

I

Immer noch und obwohl die erlaubte Zahl für die östlichen Einwanderer schon einigemal überschritten war und obwohl die amerikanischen Konsulate so viele Papiere verlangen wie kein Konsulat der Welt, immer noch wandern viele Ostjuden nach Amerika aus.
Amerika ist die Ferne. Amerika heißt die Freiheit. In Amerika lebt immer irgendein Verwandter.
Es ist schwer, eine jüdische Familie im Osten zu finden, die nicht irgendeinen Vetter, irgendeinen Onkel in Amerika besitzen würde. Vor zwanzig Jahren ist einmal einer ausgewandert. Er floh vor dem Militär. Oder er desertierte, nachdem er assentiert worden war.
Wenn die Ostjuden nicht soviel Angst hätten, sie könnten sich mit Recht rühmen, das militärfeindlichste Volk der Welt zu sein. Sie waren lange Zeit von ihren Vaterländern, Rußland und Österreich, nicht würdig befunden worden, Militärdienst zu leisten. Erst als die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden kam, mußten sie einrücken. Es war eigentlich eine Gleichverpflichtung, keine Gleichberechtigung. Denn hatten bis dahin nur die Zivilbehörden die Juden schikaniert, so waren sie nun auch den Schikanen der Militärbehörden ausgeliefert. Die Juden trugen den Schimpf, nicht dienen zu müssen, mit großer Freude. Als man ihnen die große Ehre, kämpfen, exerzieren und fallen zu dürfen, verkündete, herrschte unter ihnen Trauer. Wer sich dem 20. Lebensjahr näherte und so gesund war, daß er annehmen mußte, man würde ihn assentieren, floh nach Amerika. Wer kein Geld hatte, verstümmelte sich. Die Selbstverstümmelung grassierte ein paar Jahrzehnte vor dem Krieg unter den Juden des Ostens. Die so große Furcht vor dem Soldatenleben hatten, ließen sich einen Finger abhak-

ken, die Sehnen an den Füßen durchschneiden und Gifte in die Augen schütten. Sie wurden heldenhafte Krüppel, blind, lahm, krumm, sie unterwarfen sich dem langwierigsten, häßlichsten Leid. Sie wollten nicht dienen. Sie wollten nicht in den Krieg ziehen und fallen. Ihre Vernunft war immer wach und rechnete. Ihre helle Vernunft berechnete, daß es immer noch nützlicher ist, lahm zu leben, als gesund zu sterben. Ihre Frömmigkeit unterstützte die Überlegung. Es war nicht nur dumm, für einen Kaiser, für einen Zaren zu sterben, es war auch eine Sünde, fern von der Thora und entgegen ihren Geboten zu leben. Eine Sünde, Schweinefleisch zu essen. Am Sabbat eine Waffe zu tragen. Zu exerzieren. Gegen einen unschuldigen, fremden Menschen die Hand, geschweige denn das Schwert zu erheben. Die Ostjuden waren die heldenmütigsten Pazifisten. Sie litten für den Pazifismus. Sie machten sich freiwillig zu Krüppeln. Noch hat niemand das Heldenlied von diesen Juden gedichtet.

»Die Kommission kommt!« Es war ein Schreckensruf. Gemeint war die militärärztliche Musterungskommission, die alle kleinen Städte bereiste, um Soldaten auszuheben. Wochen vorher begann das »Plagen«. Die jungen Juden plagten sich, um schwach zu werden, um Herzfehler zu bekommen. Sie schliefen nicht, sie rauchten, sie wanderten, sie liefen, sie wurden ausschweifend zu frommen Zwecken.

Auf jeden Fall aber bestach man noch die Militärärzte. Die Vermittler waren höhere Beamte und ehemalige Militärärzte, die wegen dunkler Affären den Dienst hatten quittieren müssen. Ganze Scharen von Militärärzten wurden reich, verließen das Heer und eröffneten eine Privatpraxis, die zum Teil darin bestand, Bestechungen zu vermitteln.

Wer Geld besaß, überlegte sich, ob er es mit einer Bestechung oder einer Flucht nach Amerika versuchen sollte. Die Mutigsten gingen nach Amerika. Nie mehr durften sie zurück. Sie verzichteten. Sie verzichteten schweren Herzens auf die Familie und leichten Herzens auf das Vaterland.

Sie gingen nach Amerika.

2

Das sind heute die sagenhaften Vettern der Ostjuden. Die früheren Deserteure sind drüben reiche, zumindest wohlhabende Kaufleute. Der alte jüdische Gott war mit ihnen. Er belohnte ihre Militärfeindschaft.
Dieser Vetter in Amerika ist die letzte Hoffnung jeder ostjüdischen Familie. Er hat schon lange nicht geschrieben, dieser Vetter. Man weiß nur, daß er sich verheiratet und Kinder gezeugt hat. Irgendein altes, vergilbtes Bild hängt an der Wand. Vor zwanzig Jahren kam es an. Zehn Dollar lagen dabei. Man hat lange nichts mehr von ihm gehört. Dennoch zweifelt die Familie in Dubno nicht, daß man ihn in New York oder Chicago finden wird. Freilich heißt er nicht mehr so jüdisch, wie er zu Hause genannt worden war. Er spricht Englisch, er ist amerikanischer Staatsbürger, seine Anzüge sind bequem, seine Hosen sind weit, seine Röcke haben breite Schultern. Man wird ihn doch erkennen. Der Besuch wird ihm vielleicht nicht angenehm sein. Hinauswerfen wird er seine Verwandten sicherlich nicht.
Und während man so seiner gedenkt, kommt eines Tages der Briefträger mit einem dicken Einschreibebrief. Dieser Brief enthält Dollars, Anfragen, Wünsche und Grüße und verspricht »bald eine Schiffskarte«.
Von diesem Augenblick an »fährt man nach Amerika«. Die Jahreszeiten wechseln, die Monate reihen sich aneinander, das Jahr verrollt, man hört nichts von einer Schiffskarte, aber »man fährt nach Amerika«. Die ganze Stadt weiß es, die umliegenden Dörfer wissen es und die benachbarten kleinen Städte.
Ein Fremder kommt und fragt: »Was macht Jizchok Meier?« »Er fährt nach Amerika«, erwidern die Einheimischen; indessen Jizchok Meier noch heute und morgen wie gestern und vorgestern seinen Geschäften nachgeht und scheinbar sich nichts in seinem Haus verändert.
In Wirklichkeit verändert sich viel. Er stellt sich nämlich um. Er rüstet innerlich für Amerika. Er weiß schon genau, was er mitnehmen und was er behalten wird, was er zurücklassen und was er verkaufen wird. Er weiß schon, was mit dem Viertelhaus, das auf seinen Namen intabuliert ist, geschieht. Er hat einmal ein Viertelhaus geerbt. Die andern drei Viertel besaßen drei Verwandte. Die sind gestorben oder ausgewandert. Die drei Viertel gehören jetzt einem Fremden. Diesem

könnte man noch das letzte Viertel abtreten. Allein er zahlt nicht viel. Wer also sonst in aller Welt kauft ein Viertel von einem Haus? Man wird also, wenn es »hypothekenfrei« ist, noch möglichst viel Schulden aufzunehmen trachten. Das gelingt nach einiger Zeit. Man hat Bargeld oder Wechsel, die so gut sind wie Bargeld.
Der Jude, der nach Amerika will, lernt nicht etwa Englisch. Wie er im fremden Land zurechtkommen wird, weiß er schon. Er spricht Jiddisch, die am weitesten verbreitete, geographisch, nicht zahlenmäßig verbreitete Sprache. Er wird sich verständigen. Er braucht nicht Englisch zu verstehen. Die seit 30 Jahren im Judenviertel von New York ansässigen Juden sprechen auch noch Jiddisch und können ihre eigenen Enkel nicht mehr verstehen.
Die Sprache des fremden Landes also kann er schon. Es ist seine Muttersprache. Auch Geld hat er. Ihm fehlt nur noch der Mut.
Er fürchtet nicht Amerika, er fürchtet den Ozean. Er ist gewohnt, durch weite Länder zu wandern, aber nicht übers Meer. Einmal, als seine Vorfahren ein Meer zu überqueren hatten, geschah ein Wunder, und die Wasser teilten sich. Wenn er durch den Ozean von seiner Heimat getrennt ist, so trennt ihn eine Ewigkeit von ihr. Vor Schiffen hat der Ostjude Angst. Dem Schiff traut er auch nicht. Seit Jahrhunderten lebt der Ostjude im Binnenland. Er fürchtet die Steppe nicht, nicht die Grenzenlosigkeit des Flachlandes. Er fürchtet die Desorientierung. Er ist gewohnt, dreimal am Tag sich gegen Misrach, den Osten, zu wenden. Das ist mehr als eine religiöse Vorschrift. Das ist die tiefgefühlte Notwendigkeit, zu wissen, wo man sich befindet. Seinen Standpunkt zu kennen. Von der Sicherheit des geographischen Standpunktes aus kann man seinen Weg am besten finden und Gottes Wege am besten erkennen. Man weiß ungefähr, wo Palästina liegt.
Auf dem Meer aber weiß man nicht, wo Gott wohnt. Man erkennt nicht, wo der Misrach liegt. Man kennt seine Stellung zur Welt nicht. Man ist nicht frei. Man ist abhängig vom Kurs, den das Schiff genommen hat. Wer so tief das Bewußtsein im Blut hat wie der Ostjude, daß es jeden Augenblick gelten kann zu fliehen, fühlt sich auf dem Schiff nicht frei. Wohin kann er sich retten, wenn etwas geschieht? Seit Jahrtausenden rettet er sich. Seit Jahrtausenden geschieht immer etwas Drohendes. Seit Jahrtausenden flieht er immer. Was geschehen kann? – Wer weiß es? Können nicht auch auf einem Schiff Pogrome ausbrechen? Wohin dann?

Wenn einen Passagier auf dem Schiff der Tod überrascht, wo begräbt man den Toten? Man versenkt die Leiche im Wasser. Die alte Legende aber von der Ankunft des Messias beschreibt genau die Wiederauferstehung der Toten. Alle Juden, die in fremder Erde begraben sind, werden unterirdisch rollen müssen, bis sie in Palästina angelangt sind. Glücklich diejenigen, die schon in Palästina begraben werden. Sie ersparen sich die weite und mühevolle Reise. Die unaufhörliche, meilenlange Drehung. Werden aber auch die Toten erwachen, die ins Wasser versenkt worden sind? Gibt es Land unter dem Wasser? Welch seltsame Geschöpfe wohnen dort unten? Eine jüdische Leiche darf nicht seziert werden, ganz, unversehrt muß der Mensch dem Staub wieder übergeben werden. Fressen die Haifische nicht die Wasserleichen?
Außerdem ist die versprochene Schiffskarte noch nicht da. Sie muß freilich kommen. Aber sie allein genügt ja auch noch nicht. Man muß die Einreisebewilligung haben. Die bekommt man ohne Papiere nicht. Wo sind die Papiere?
Und nun beginnt der letzte, erschütterndste Kampf gegen die Papiere, um die Papiere. Ist dieser Kampf siegreich, dann braucht man nichts mehr. Drüben in Amerika kriegt jeder sofort einen neuen Namen und ein neues Papier.

Man wundere sich nicht über die Pietätlosigkeit der Juden gegen ihre Namen. Mit einer Leichtfertigkeit, die überraschend wirkt, wechseln sie ihre Namen, die Namen ihrer Väter, deren Klang doch immerhin für europäische Gemüter irgendeinen Gefühlswert hat.
Für die Juden hat der Name deshalb keinen Wert, weil er gar nicht ihr Name ist. Juden, Ostjuden, haben keinen Namen. Sie tragen aufgezwungene Pseudonyme. Ihr wirklicher Name ist der, mit dem sie am Sabbat und an Feiertagen zur Thora aufgerufen werden: ihr jüdischer Vorname und der jüdische Vorname ihres Vaters. Die Familiennamen aber von Goldenberg bis zu Hescheles sind aufoktroyierte Namen. Die Regierungen haben den Juden befohlen, Namen anzunehmen. Sind es ihre eigenen? Wenn einer Nachman heißt und seinen Vornamen in ein europäisches Norbert verändert, ist nicht Norbert die Verkleidung, das Pseudonym? Ist es etwa mehr als Mimikry? Empfindet das Chamäleon Pietät gegenüber den Farben, die es fortwährend wechseln muß? Der Jude schreibt in Amerika Greenboom statt Grünbaum. Er trauert nicht um die veränderten Vokale.

3

Leider ist er noch immer nicht soweit, sich nennen zu können, wie er will. Noch ist er in Polen, in Litauen. Noch mußte er Papiere haben, die seine Geburt, seine Existenz, seine Identität beweisen.
Und er fängt an, die Wege zu wandern, die genauso unübersichtlich, verworren, ziellos und tragisch, lächerlich im kleinen sind, wie einst die Wege seiner Väter im großen waren. Man schickt ihn nicht von Pontius zu Pilatus, man schickt ihn vom Vorzimmer des Pontius zum geschlossenen Tor des Pilatus. Überhaupt sind alle Staatstüren verschlossen. Nur mit Kanzleisekretären sperrt man sie auf. Wenn aber überhaupt jemand am Zurückschicken seine Freude haben kann, so sind es die Kanzleisekretäre.
Man kann sie bestechen? Als ob eine Bestechung leicht wäre! Weiß man, ob eine Bestechung nicht einen großartigen Prozeß einträgt und mit Gefängnis endet? Man weiß nur, daß alle Beamten bestechlich sind. Ja, alle Menschen sind bestechlich. Die Bestechlichkeit ist eine Tugend der menschlichen Natur. Aber wann und ob einer seine Bestechlichkeit eingesteht, kann man nie wissen. Man kann nicht wissen, ob der Beamte, der schon zehnmal Geld genommen hat, beim elftenmal die Anzeige erstattet, einfach, um zu beweisen, daß er zehnmal nichts genommen hat, und um noch weitere hundertmal nehmen zu können.

Glücklicherweise gibt es fast überall Leute, die ganz genau um die Seele des Beamten Bescheid wissen und die davon leben. Auch diese Kenner sind Juden. Aber weil sie so selten vorkommen und vereinzelt in jeder Stadt und weil sie die Fähigkeit haben, mit den Beamten in der Landessprache zu trinken, sind diese Juden beinahe selbst schon Beamte, und sie selbst muß man zuerst bestechen, um überhaupt erst einmal bestechen zu können.
Aber auch die vollendete Bestechung erspart keine Demütigungen und keine unnützen Wege. Man erträgt Demütigungen und wandert nutzlose Wege.
Dann hat man die Papiere.

4

Wenn also alles klappt, macht Amerika die Grenze wieder zu, sagt, für dieses Jahr hätte es schon der Ostjuden genug, und nun sitzt man da und wartet auf das nächste Jahr.
Dann endlich fährt man vierter Klasse Personenzug sechs Tage nach Hamburg. Man wartet weitere zwei Wochen auf das Schiff. Schließlich besteigt man es. Und während alle Passagiere mit Schnupftüchern winken und dem Weinen nahe sind, ist der jüdische Emigrant zum erstenmal in seinem Leben froh. Er hat Angst, aber auch Gottvertrauen. Er fährt in ein Land, das alle Ankommenden mit einer riesengroßen Freiheitsstatue grüßt. Diesem riesigen Monument muß die Wirklichkeit einigermaßen entsprechen.
Einigermaßen entspricht die Wirklichkeit dem Symbol. Aber nicht etwa deshalb, weil man es drüben mit der Freiheit aller Menschen so ernst nimmt, sondern weil es drüben noch jüdischere Juden gibt, nämlich Neger. Dort ist ein Jude zwar ein Jude. Aber er ist in der Hauptsache ein Weißer. Zum erstenmal bietet ihm seine Rasse einen Vorteil.
Der Ostjude fährt dritter Klasse beziehungsweise Zwischendeck. Die Überfahrt ist besser, als er es sich vorgestellt hat, aber die Landung ist schwieriger.
Schon die ärztliche Untersuchung im europäischen Hafen war übel genug. Nun kommt auch noch eine strengere Untersuchung. Und irgendwo stimmen die Papiere nicht ganz.
Es sind zwar richtige, mit großer Mühe erhaltene Papiere. Aber sie sehen dennoch so aus, als ob sie nicht stimmten.
Möglich auch, daß auf dem Schiff ein Ungeziefer sich ins Hemd des Juden geschlichen hat.
Alles ist möglich.
Und der Jude kommt in eine Art Gefangenschaft, die man Quarantäne nennt oder ähnlich.
Ein hoher Zaun schützt Amerika vor ihm.
Durch die Gitter seines Kerkers sieht er die Freiheitsstatue, und er weiß nicht, ob er oder die Freiheit eingesperrt ist.
Er darf nachdenken, wie es in New York sein wird. Er kann sich's kaum vorstellen.
So aber wird es sein: Er wird zwischen zwölfstöckigen Häusern, zwi-

schen Chinesen, Ungarn und anderen Juden wohnen, wieder ein Hausierer sein, wieder die Polizei fürchten, wieder schikaniert werden. Seine Kinder werden vielleicht Amerikaner werden. Vielleicht berühmte Amerikaner, reiche Amerikaner. Könige irgendeines Materials. Davon träumt der Jude hinter den Gittern seiner Quarantäne.

DIE LAGE DER JUDEN IN SOWJETRUSSLAND

Auch im alten Rußland waren die Juden eine »nationale Minderheit«; aber eine mißhandelte. Durch Verachtung, Unterdrückung und Pogrom kennzeichnete man die Juden als eine eigene Nation. Man war nicht etwa bestrebt, sie durch Vergewaltigung zu assimilieren. Man war bestrebt, sie abzugrenzen. Die Mittel, die man gegen sie anwandte, sahen so aus, als wollte man sie vertilgen.

In den westlichen Ländern war der Antisemitismus vielleicht ein primitiver Abwehrinstinkt. Im christlichen Mittelalter ein religiöser Fanatismus. In Rußland war der Antisemitismus ein Mittel zu regieren. Der einfache Muschik war kein Antisemit. Der Jude war ihm kein Freund, sondern ein Fremder. Rußland, das für so viele Fremde Raum hatte, war auch frei für diesen. Der Halbgebildete und der Bürger waren Antisemisten – weil der Adel es war. Der Adel war es, weil der Hof es war. Der Hof war es, weil der Zar, für den es sich nicht schickte, seine eigenen, rechtgläubigen »Landeskinder« zu fürchten, vorgab, nur die Juden zu fürchten. Man schrieb ihnen infolgedessen Eigenschaften zu, die sie allen Ständen gefährlich erscheinen ließen: für den einfachen »Mann aus dem Volke« wurden sie Ritualmörder; für den kleinen Besitzer Zerstörer des Eigentums; für den höheren Beamten plebejische Schwindler, für den Adel gefährliche, weil kluge Sklaven; für den kleinen Beamten endlich, den Funktionär aller Stände, waren die Juden alles: Ritualmörder, Krämer, Revolutionäre und Pöbel.

In den westlichen Ländern brachte das 18. Jahrhundert die Emanzipation der Juden. In Rußland begann der offizielle, legitime Antisemitismus in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. In den Jahren 1881–82 organisierte Plehwe, der spätere Minister, die ersten Pogrome in Südrußland. Sie sollten die revolutionären jungen Juden abschrecken.

Aber der gedungene Pöbel, der sich nicht für Attentate rächen, sondern nur plündern wollte, überfiel die Häuser der reichen konservativen Juden, auf die man es gar nicht abgesehen hatte. Man ging deshalb zu den sogenannten »stillen Pogromen« über, schuf die bekannten »Ansiedlungsbereiche«, vertrieb die jüdischen Handwerker aus den großen Städten, bestimmte einen Numerus clausus für die jüdischen Schulen (3 : 100) und unterdrückte die jüdische Intelligenz an den Hochschulen. Da aber gleichzeitig der jüdische Millionär und Eisenbahnunternehmer Poljakow ein intimer Freund des Zarenhofes war und man seinen Angestellten den Aufenthalt in den großen Städten gestatten mußte, wurden Tausende russischer Juden Poljakows »Angestellte«. Derlei Auswege gab es viele. Der Schlauheit der Juden entsprach die Bestechlichkeit der Beamten. Deshalb ging man in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts wieder zu den offenen Pogromen über und zu den kleinen und großen Ritualmordprozessen...
Heute ist Sowjetrußland das einzige Land in Europa, in dem der Antisemitismus verpönt ist, wenn er auch nicht aufgehört hat. Die Juden sind vollkommen freie Bürger – mag ihre Freiheit auch noch nicht die Lösung der jüdischen Frage bedeuten. Als Individuen sind sie frei von Haß und Verfolgung. Als Volk haben sie *alle* Rechte einer »nationalen Minderheit«. Die Geschichte der Juden kennt kein Beispiel einer so plötzlichen und einer so vollkommenen Befreiung.
Von den zwei Millionen siebenhundertfünfzigtausend Juden in Rußland sind: 300 000 organisierte Arbeiter und Angestellte; 130 000 Bauern; 700 000 Handwerker und freie Berufe. Der Rest besteht: a) aus Kapitalisten und »Deklassierten«, die als »unproduktive Elemente« gelten; b) aus kleinen Händlern, Vermittlern, Agenten, Hausierern, die als nicht produzierende, aber proletarische Elemente angesehen werden. Die *Kolonisation* der Juden wird eifrig betrieben – zum Teil mit amerikanischem Geld, das vor der Revolution fast ausschließlich der Palästina-Kolonisation zugute kam. Es gibt jüdische Kolonien in der Ukraine, bei Odessa, bei Cherson, in der Krim. Seit der Revolution sind 6 000 jüdische Familien zur Landarbeit herangezogen worden. Im ganzen wurden 102 000 Desjatinen Acker den jüdischen Bauern zugeteilt. Gleichzeitig »industrialisiert« man die Juden, das heißt: Man versucht, die »unproduktiven Elemente« als Arbeiter in den Fabriken unterzubringen und die Jugend in den (etwa 30) jüdisch »professionell-technischen« Schulen zu Facharbeitern heranzubilden.

In allen Orten mit starker jüdischer Bevölkerung gibt es Schulen mit jüdischer Unterrichtssprache; in der Ukraine allein 350 000 Frequentanten jüdischer Schulen, in Weißrußland ungefähr 90 000. Es gibt in der Ukraine 33 Gerichtskammern mit jüdischer Verhandlungssprache, jüdische Vorsteher in Kreisgerichten, jüdische Miliz-(Polizei-)Verbände. Es erscheinen drei große Zeitungen in jüdischer Sprache, drei Wochenschriften, fünf Monatshefte, es gibt einige jüdische Staatstheater, an den Hochschulen bilden die nationalen Juden einen starken Prozentsatz, in der Kommunistischen Partei ebenfalls. Es gibt 600 000 jüdische Jungkommunisten.

Man sieht aus diesen paar Zahlen und Fakten, wie man in Sowjetrußland an die Lösung der jüdischen Frage herangeht: mit dem unbeirrbaren Glauben an die Unfehlbarkeit der Theorie, mit einem etwas unbekümmerten, undifferenzierten, aber edlen und reinen Idealismus. Was verordnet die Theorie? – Nationale Autonomie! – Aber um dieses Rezept vollständig anwenden zu können, muß man aus den Juden erst eine »richtige« nationale Minderheit machen, wie es zum Beispiel die Grusinier, die Deutschen, die Weißrussen sind. Man muß die unnatürliche soziale Struktur der jüdischen Masse verändern, aus einem Volk, das von allen Völkern der Welt am meisten Bettler, amerikanische »Pension-Empfänger«, Schnorrer und Deklassierte hat, ein Volk mit einer landesüblichen Physiognomie machen. Und weil dieses Volk in einem sozialistischen Staat leben soll, muß man seine kleinbürgerlichen Elemente und die »unproduktiven« verbauern lassen und proletarisieren. Schließlich wird man ihnen ein geschlossenes Gebiet anweisen müssen.

Es ist selbstverständlich, daß ein so kühner Versuch nicht in einigen Jahren gelingen kann. Das Elend der armen Juden ist vorläufig nur gemildert durch die Freizügigkeit. Aber so viel auch in die neuerschlossenen Gebiete abwandern – die alten Gettos sind immer noch überfüllt. Ich glaube, daß der jüdische Proletarier schlechter lebt als jeder andere. Meine traurigsten Erlebnisse verdanke ich meinen Wanderungen durch die Moldowanka, das Judenviertel von Odessa. Da geht ein schwerer Nebel herum wie ein Schicksal, da ist der Abend ein Unheil, der aufsteigende Mond ein Hohn. Die Bettler sind hier nicht nur die übliche Fassade der Stadt, hier sind sie dreifache Bettler, denn hier sind sie zu Hause. Jedes Haus hat fünf, sechs, sieben winzige Läden. Jeder Laden ist eine Wohnung. Vor dem Fenster, das zugleich die

Tür ist, steht die Werkstatt, hinter ihr das Bett, über dem Bett hängen die Kinder in Körben – und das Unglück wiegt sie hin und her. Große, vierschrötige Männer kehren heim: Es sind die jüdischen Lastträger vom Hafen. Inmitten ihrer kleinen, schwachen, hysterischen, blassen Stammesgenossen sehen sie fremd aus, eine wilde, barbarische Rasse, unter alte Semiten verirrt. Alle Handwerker arbeiten bis in die späten Nachtstunden. Aus allen Fenstern weint ein trübes, gelbes Licht. Das sind merkwürdige Lichter, die keine Helligkeit verbreiten, sondern eine Art Finsternis mit hellem Kern. Sie sind nicht verwandt mit dem segensreichen Feuer. Sie sind nur Seelen von Dunkelheiten ...

Die alte, die wichtigste Frage stellt die Revolution überhaupt nicht: ob die Juden eine Nation sind wie jede andere; ob sie nicht weniger oder mehr sind; ob sie eine Religionsgemeinschaft, eine Stammesgemeinschaft oder nur eine geistige Einheit sind; ob es möglich ist, ein Volk, das sich durch die Jahrtausende nur durch seine Religion und die Ausnahmestellung in Europa erhalten hat, unabhängig von seiner Religion als »Volk« zu betrachten; ob in diesem besonderen Fall eine Trennung von Kirche und Nationalität möglich ist; ob es möglich ist, aus Menschen mit ererbten geistigen Interessen Bauern zu machen; aus stark geprägten Individualitäten Individuen mit Massenpsychologie.
Ich habe jüdische Bauern gesehn: Sie haben freilich keinen Getto-Typus mehr, sie sind Landmenschen, aber sie unterscheiden sich sehr deutlich von anderen Bauern. Der russische Bauer ist zuerst Bauer und dann Russe; der jüdische zuerst Jude und dann Bauer. Ich weiß, daß diese Formulierung jeden »konkret eingestellten« Menschen sofort zu der höhnischen Frage reizt: »Woher wissen Sie das?!« – Ich sehe das. Ich sehe, daß man nicht umsonst 4000 Jahre Jude gewesen ist, nichts als Jude. Man hat ein altes Schicksal, ein altes, gleichsam erfahrenes Blut. Man ist ein geistiger Mensch. Man gehört einem Volk an, das seit 2000 Jahren keinen einzigen Analphabeten gehabt hat, einem Volk mit mehr Zeitschriften als Zeitungen, einem Volk, wahrscheinlich dem einzigen der Welt, dessen Zeitschriften eine weit höhere Auflage haben als seine Zeitungen. Während ringsum die andern Bauern erst mühselig zu schreiben und zu lesen anfangen, wälzt der Jude hinter dem Pflug die Probleme der Relativitätstheorie in seinem Hirn. Für Bauern mit so komplizierten Gehirnen sind noch keine Ackergeräte erfunden worden. Ein primitives Gerät erfordert einen primitiven Kopf. Ein Traktor

selbst ist, verglichen mit dem dialektischen Verstand des Juden, ein einfaches Werkzeug. Die Kolonien der Juden mögen gut erhalten, sauber, ertragreich sein. (Bis jetzt sind es nur sehr wenige.) Aber sie sind eben »Kolonien«. Sie werden keine Dörfer.

Ich kenne den billigsten aller Einwände: daß die Ahle, der Hobel, der Hammer der jüdischen Handwerker gewiß nicht komplizierter sind als der Pflug. Aber dafür ist die Arbeit eine unmittelbar schöpferische. Den schöpferischen Prozeß bei der Entstehung des Brotes besorgt die Natur. Aber die Erschaffung eines Stiefels besorgt der Mensch ganz allein.

Ich kenne auch den andern Einwand: daß so viele Juden Fabrikarbeiter sind. Aber erstens sind die meisten gelernte Facharbeiter; zweitens halten sie ihr hungriges Gehirn schadlos für die mechanische Handarbeit durch geistige Nebenbeschäftigung, durch künstlerischen Dilettantismus, durch eine verstärkte politische Tätigkeit, durch eifrige Lektüre, durch Mitarbeit an Zeitungen; drittens kann man gerade in Rußland eine zwar nicht zahlenmäßig starke, aber ständige Abwanderung jüdischer Arbeiter aus Fabriken beobachten. Sie werden Handwerker, also selbständig – wenn auch nicht Unternehmer.

Ein kleiner jüdischer »Heiratsvermittler« – kann er ein Bauer werden? Seine Beschäftigung ist nicht nur unproduktiv, sie ist in einem gewissen Sinn auch unmoralisch. Er hat schlecht gelebt, wenig verdient, mehr »geschnorrt« als gearbeitet. Aber welch eine verwickelte, schwierige, wenn auch verwerfliche Arbeit hat sein Gehirn geleistet, um »eine Partie« zu vermitteln, einen geizigen, reichen Volksgenossen zu einem beträchtlichen Almosen zu veranlassen? Was soll dieses Gehirn in der tödlichen Ruhe?

Die »Produktivität« der Juden ist ja niemals eine grob sichtbare. Wenn zwanzig Generationen unproduktiver Grübler nur dazu gelebt haben, um einen einzigen Spinoza hervorzubringen; wenn zehn Generationen Rabbiner und Händler nötig sind, um *einen* Mendelssohn zu zeugen; wenn dreißig Generationen bettelnder Hochzeitsmusikanten nur dazu geigen, damit *ein* berühmter Virtuose entstehe, so nehme ich diese »Unproduktivität« in Kauf. Vielleicht wären auch Marx und Lassalle ausgeblieben, wenn man aus ihren Vorfahren Bauern gemacht hätte.

Wenn man also in Sowjetrußland Synagogen in Arbeiterklubs verwandelt und die Talmudschulen verbietet, weil sie angeblich religiöse sind,

so müßte man sich zuerst ganz klar darüber sein, was bei den Ostjuden Wissenschaft, was Religion, was Nationalität ist. Aber Wissenschaft ist ja bei ihnen Religion, und Religion – Nationalität. Ihren Klerus bilden ihre Gelehrten, ihr Gebet ist eine nationale Äußerung. Was aber jetzt in Rußland als »nationale Minderheit« Rechte und Freiheit genießen wird, Land bekommt und Arbeit – das ist eine ganz andere jüdische Nation. Das ist ein Volk mit alten Köpfen und neuen Händen; mit altem Blut und verhältnismäßig neuer Schriftsprache; mit alten Gütern und neuer Lebensform; mit alten Talenten und neuer Nationalkultur. Der Zionismus wollte Tradition *und* neuzeitlichen Kompromiß. Die nationalen Juden Rußlands blicken nicht zurück, sie wollen nicht die *Erben* der alten Hebräer sein, sondern nur ihre Nachkommen.

Selbstverständlich weckt ihre plötzliche Freiheit hier und dort einen heftigen, wenn auch stillen Antisemitismus. Wenn ein arbeitsloser Russe sieht, daß ein Jude in einer Fabrik Aufnahme findet, um »industrialisiert« zu werden, wenn ein Bauer, den man enteignet hat, von der jüdischen Kolonisation hört, so regt sich gewiß in beiden der alte, häßliche, künstlich gezüchtete Instinkt. Aber während er im Westen eine »Wissenschaft« geworden ist, der Blutdurst bei uns eine politische »Gesinnung« ist, bleibt im neuen Rußland der Antisemitismus eine Schande. Die öffentliche Scham wird ihn umbringen.

Wird in Rußland die Judenfrage gelöst, so ist sie in allen Ländern zur Hälfte gelöst. (Jüdische Emigranten aus Rußland gibt es noch kaum, eher jüdische Einwanderer.) Die Gläubigkeit der Massen nimmt in einem rapiden Tempo ab, die stärkeren Schranken der Religion fallen, die schwächeren nationalen ersetzen sie schlecht. Wenn diese Entwicklung dauert, ist die Zeit des Zionismus vorbei, die Zeit des Antisemitismus – und vielleicht auch die des Judentums. Man wird es hier begrüßen und dort bedauern. Aber jeder muß achtungsvoll zusehn, wie ein Volk befreit wird von der Schmach zu leiden und ein anderes von der Schmach zu mißhandeln; wie der Geschlagene von der Qual erlöst wird und der Schlagende vom Fluch, der schlimmer ist als eine Qual. Das ist ein großes Werk der russischen Revolution.

NACHWORT

Es ist mir eine höchst unerwünschte Pflicht, den geschätzten Leser zum Schluß auf die Tatsache hinzuweisen, daß sich wahrscheinlich die Verhältnisse der Juden in Sowjet-Rußland, so, wie ich sie im letzten Abschnitt zu schildern versucht habe, geändert haben dürften. Zahlen und Ziffern stehen mir nicht zur Verfügung. Meine im Vorliegenden mitgeteilten Angaben hatte ich von einer Studienreise in Rußland mitgebracht. Die gewiß unzuverlässigen, weil tendenziösen Angaben, die ich vielleicht aus Moskau erhalten könnte, darf ich nicht verwenden, wenn ich nach bestem Wissen und Gewissen Zeugnis ablegen soll. Aber ich bin gewiß, daß sich in der *prinzipiellen* Haltung Sowjet-Rußlands den Juden gegenüber nichts geändert hat. Auf dieses Prinzip aber kommt es an; nicht auf die Zahlen.

Es ist vielleicht gestattet, an dieser Stelle auf das schauerlichste Ereignis des letzten Jahres hinzuweisen, und zwar mit Bezug auf meine Mitteilungen über den jüdischen Bannfluch, der nach der Vertreibung der Juden aus Spanien von den Rabbinern ausgesprochen wurde: auf den Spanischen Bürgerkrieg. Wenigen Lesern wird wahrscheinlich die Version bekannt sein, der zufolge in diesen Jahren der Cherem, der große Bannfluch, erlöschen sollte. Ich darf mir selbstverständlich nicht anmaßen, eine deutliche Beziehung zwischen dem Metaphysischen und der so grauenhaften Realität herzustellen. Aber ich darf es wohl verantworten, wenn ich auf diese immerhin frappierenden Tatsachen hinweise.

Ich will nicht etwa die Formulierung gelten lassen: Just, wenn der Bannfluch erlischt, beginnt die größte Katastrophe, die Spanien jemals gekannt hat. Ich will nur auf diese – gewiß mehr als nur kuriose – Gleichzeitigkeit hingewiesen haben; und auf jenen Satz der Väter, der lautet: »Das Gericht des Herrn tagt zu jeder Stunde, hier unten und dort oben.«

Es vergehen manchmal Jahrhunderte – aber das Urteil ist unausbleiblich.

Im Juni 1937 Joseph Roth

VORREDE ZUR GEPLANTEN NEUAUFLAGE

I

Als ich vor vielen Jahren dieses Buch schrieb, das ich jetzt in abgeänderter Fassung den Lesern wieder darbieten möchte, gab es noch kein akutes Westjuden-Problem. Es handelte sich nur damals in der Hauptsache darum, den Nichtjuden und Juden Westeuropas Verständnis für das Unglück der Ostjuden beizubringen: insbesondere im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, das nicht etwa Amerika heißt, sondern Deutschland. Ein latenter Antisemitismus war freilich immer dort (wie überall) vorhanden. In dem begreiflichen Bestreben, ihn entweder nicht zur Kenntnis zu nehmen oder ihn zu übersehen, und in jener tragischen Verblendung, die bei vielen, bei den meisten Westjuden den verlorenen oder verwässerten Glauben der Väter zu ersetzen scheint und die ich den Aberglauben an den Fortschritt nenne, fühlten sich die deutschen Juden trotz allerhand bedrohlichen antisemitischen Symptomen als ebenbürtige Deutsche; an hohen Feiertagen bestenfalls als jüdische Deutsche. Manche unter ihnen waren leider oft versucht, für die Äußerungen der antisemitischen Instinkte die nach Deutschland eingewanderten Ostjuden verantwortlich zu machen. Es ist eine – oft übersehene – Tatsache, daß auch Juden antisemitische Instinkte haben können. Man will nicht durch einen Fremden, der eben aus Lodz gekommen ist, an den eigenen Großvater erinnert werden, der aus Posen oder Kattowitz stammt. Es ist die ignoble, aber verständliche Haltung eines gefährdeten Kleinbürgers, der eben im Begriff ist, die recht steile Leiter zur Terrasse der Großbourgeoisie mit Freiluft und Fernaussicht emporzuklimmen. Beim Anblick eines Vetters aus Lodz kann man leicht die Balance verlieren und abstürzen.

In dem Bestreben, jene Terrasse zu erreichen, auf der Adelige, christliche Industrielle und jüdische Finanzmenschen unter bestimmten Umständen geneigt waren, vorzugeben, daß sie alle gleich seien, und ihre Gleichheit so nachdrücklich betonten, daß jeder Empfindliche deutlich hätte hören können, daß sie eigentlich alle ihre Ungleichheit betonten, warf der deutsche Jude seinem Glaubensgenossen sehr schnell ein Almosen zu, um nur nicht am Aufstieg behindert zu werden. Almosen einem Fremden geben ist die schimpflichste Art der Gastfreundschaft;

aber immerhin noch Gastfreundschaft. Es gab aber manche deutsche Juden – und einer ihrer Repräsentanten büßt heute im Konzentrationslager –, die sich nicht nur einbildeten, ohne den Zuzug der ostjüdischen Menschen wäre alles in Butter, schlimmstenfalls in deutscher Margarine, sondern die sogar auch den plebejischen Büttel auf den hilflosen Fremdling hetzten, wie man Hunde hetzt auf Landstreicher. Als aber dann der Büttel zur Macht kam, der Hausmeister die »herrschaftliche Wohnung« okkupierte, alle Kettenhunde sich losrissen, sah der deutsche Jude, daß er heimatloser und schutzloser war als noch vor einigen Jahren sein Vetter aus Lodz. Er war hochmütig geworden. Er hatte den Gott seiner Väter verloren und einen Götzen, den zivilisatorischen Patriotismus, gewonnen. Ihn aber hatte Gott nicht vergessen. Und der schickte ihn auf die Wanderung: ein Leid, das den Juden gemäß ist – – und allen andern auch. Auf daß sie nicht vergessen, daß nichts in dieser Welt beständig ist, auch die Heimat nicht; und daß unser Leben kurz ist, kürzer noch als das Leben der Elefanten, der Krokodile und der Raben. Sogar Papageien überleben uns.

II

Nun scheint es mir an der Zeit, die deutschen Juden vor ihren Lodzer Vettern ebenso zu verteidigen, wie ich damals die Lodzer Vettern vor den Deutschen zu verteidigen versucht hatte. Der deutsche Jude ist nicht einmal ein Ostjude. Das Wandern hat er verlernt, das Leiden und das Beten. Er kann nur arbeiten – und gerade dieses erlaubt man ihm nicht. Von den 600 000 deutschen Juden sind etwa 100 000 ausgewandert. Die Mehrzahl findet nirgends Arbeit. Ja, sie dürfen nicht einmal Arbeit suchen. Die Reisepässe laufen ab und werden ungültig. Und man weiß, daß die zeitgenössischen Menschenleben fast ebenso von den Pässen abhängig sein können wie die altertümlichen von den bekannten Fäden. Mit den von den klassischen Parzen ererbten Scheren stehen sie da, Gesandtschaften, Konsulate, Geheime Staatspolizisten. Unglückliche werden von niemandem geliebt, nicht einmal von ihren nächsten Kollegen, den Unglücklichen; lediglich von Frommen und Heiligen, die man in dieser plebejisierten Welt ebenso verachtet wie die Juden. Wohin soll man gehn? Der Emigrant errät dank der Feinfühligkeit seiner Wirrnis, die den sechsten Sinn verleiht, jene unsichtbare Inschrift, die ringsum, an allen Grenzen, ihm zuruft: »Bleibe im Lande und stirb elend!«

Diese ausgewanderten deutschen Juden bilden gleichsam ein ganz neues Volk: Sie haben verlernt, Juden zu sein; sie fangen an, das Judensein langsam zu erlernen. Sie können nicht vergessen, daß sie Deutsche sind, und sie können auch ihr Deutschtum nicht verlernen. Wie Schnecken sind sie, die zwei Häuser zugleich auf ihrem Rücken tragen. In allen fremden Ländern, in den exotischen gar, wirken sie deutsch. Sie können es nicht so leicht leugnen, wenn sie nicht lügen wollen. Ach! die gemeine Welt denkt in herkömmlichen, faulen, abgegriffenen Schablonen. Sie fragt einen Wanderer nicht nach dem Wohin, sondern nach dem Woher. Indessen ist einem Wanderer doch das Ziel wichtig, und nicht der Ausgangspunkt.

III

Wenn eine Katastrophe hereinbricht, sind die Menschen nebenan hilfreich aus Erschütterung. Das ist die Wirkung akuter Katastrophen. Es scheint, daß die Menschen wissen, daß Katastrophen kurz sind. Aber chronische Katastrophen können die Nachbarn so wenig ertragen, daß ihnen allmählich Katastrophen und deren Opfer gleichgültig, wenn nicht unangenehm werden. So tief eingepflanzt ist in den Menschen der Sinn für Ordnung, Regel und Gesetz, daß sie der gesetzlosen Ausnahmen, der Verwirrung, dem Wahn und dem Irrsinn nur eine knappe Zeitspanne zugestehen wollen. Wenn der Wahn aber lange dauert, erlahmen die hilfreichen Arme, erlischt das Feuer der Barmherzigkeit. Man gewöhnt sich an das eigene Unglück, weshalb nicht an das Unglück des Nächsten, insbesondere an das Unglück der Juden?
Viele Wohltätigkeitskomitees haben sich aufgelöst, freiwillig und unfreiwillig. Ein paar großzügige Wohltäter können einem Massenelend nicht steuern. Den sogenannten »intellektuellen« emigrierten Juden sind alle europäischen Länder als Berufsstätten versperrt, ebenso alle Kolonien. Palästina hat, wie man weiß, nur ein paar tausend aufnehmen können. Aus Argentinien, Brasilien, Australien kommen viele nach kurzer Zeit zurück. Die Länder hielten nicht, was die Komitees versprochen hatten – sich selbst wie den Emigranten. Von jenen, die dort bleiben, weiß ich nicht, in welchem Zustand sie sich befinden: das heißt im lebenden oder im toten. Einzelnen gelingt manches: Es ist ein ewiges Naturgesetz. Gründlich geholfen hat die Welt nicht; nicht einmal zweckmäßig. Wie hätte man es auch von dieser Welt erwarten können?

IV

In einer solchen Welt ist es nicht nur unmöglich, daß die Emigranten Arbeit und Brot bekommen: Das ist beinahe selbstverständlich. Aber es ist auch unmöglich, daß sie ein sogenanntes »Papier« bekommen. Und was ist ein Mensch ohne Papiere? Weniger als ein Papier ohne einen Menschen! Der sogenannte »Nansen-Paß«, mit dem die russischen Emigranten nach der Revolution ausgestattet wurden und der ihnen – nebenbei gesagt – auch keine ungehinderte Bewegungsfreiheit verschafft hat, kommt für die deutschen Emigranten nicht in Frage. Freilich gibt es beim Völkerbund eine Stelle – einen englischen Kommissar –, dessen Aufgabe es ist, die »Papier-Verhältnisse« der deutschen Emigranten zu regeln. Allein, wir kennen den Völkerbund, seine schwerfällige Administration und die goldenen Ketten, mit denen die Hände seiner auch gutwilligen Kommissare gebunden sind. Der einzige Staat, der bis jetzt den deutschen Emigranten gültige Papiere ausgestellt hat – die aber auch nicht volle Bewegungsfreiheit bedeuten –, ist Frankreich. Auch diese Papiere wurden nur einer beschränkten Anzahl deutscher Emigranten ausgefolgt, jenen, die vor einem bestimmten Termin nach Frankreich geflüchtet waren – und nur unter gewissen Bedingungen. Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, selbst auf einem solchen legalen Papier ein Visum eines anderen beliebigen Staates zu erhalten. Italien, Polen, Litauen, England sogar lassen Staatenlose ungern ins Land. Mit einem solchen Papier kann eigentlich nur ein »prominenter« Flüchtling reisen: ein jüdischer Journalist, Zeitungsherausgeber, Filmschauspieler, Regisseur: Sie kennen die Botschafter und Gesandten meist persönlich. Aber man frage sich, auf welche Weise zum Beispiel ein armer jüdischer Schneider in die Kanzlei eines Legationsrates gelangt? Es ist ein abstruser Zustand: Man ist ein Wanderer und dennoch festgeklemmt; man flüchtet und ist zurückgehalten; man muß unstet sein und darf sich nicht rühren. Und man muß noch Gott und insbesondere der Polizei dafür danken.

In manchen Kulturländern Europas veranstalten alljährlich die Tierschutzvereine seltsame Flugexpeditionen nach dem Süden: Man sammelt die Zugvögel, die von ihren Artgenossen im Herbst zurückgelassen wurden, und befördert sie in Käfigen nach Italien – wo sie übrigens vom Volke abgeschossen und gebraten werden. Wo gibt es einen Menschenschutzverein, der unsere Artgenossen ohne Paß und ohne Visum

in das von ihnen ersehnte Land bringen wollte? Fünftausend Schwalben, die doch offenbar einem unerforschlichen, unerforschten Naturgesetz zufolge zurückgeblieben sind, haben mehr Wert als 50 000 Menschen? Ein Vogel braucht keinen Paß, kein Reisebillett, kein Visum – und ein Mensch wird eingesperrt, wenn ihm eins von den dreien fehlt? Sind die Menschen bereits den Vögeln näher als den Menschen? Tierpeiniger werden bestraft und Menschenpeiniger mit Orden ausgezeichnet. Den Zugvögeln gleich – obwohl sie es nicht so nötig haben –, werden auch sie zuweilen von Nord nach Süd, von Süd nach Nord in Flugzeugen befördert. Kein Wunder, daß der Tierschutzverein in allen Ländern, in allen Schichten der Bevölkerung populärer ist als der Völkerbund.

V

Zum Wandern verurteilt sind auch jene Juden, die in Deutschland geblieben sind. Aus den ganz kleinen Städten müssen sie in größere ziehn, aus den größeren in große und, hier und dort aus den großen ausgewiesen, wieder zurück in kleinere. Aber selbst, wenn sie faktisch seßhaft bleiben, welch eine Wanderung vollzieht sich mit ihnen, in ihnen, um sie herum! Man wandert von Freunden fort, vom gewohnten Gruß, vom vertrauten Wort. Man schließt die Augen, um es nicht wahr sein zu lassen, was sie soeben wahrgenommen haben, und es ist eine Wanderung in eine gelogene, gewollte falsche Nacht. Man wandert vom Schrecken, den man eben erfahren hat, in die Furcht, die gewaltigere Schwester des Schreckens, und man versucht, sich in ihr, der unheimlichen, behaglich und wohlig zu fühlen. Man wandert in die Lüge – in die schlimmste Art der Lüge, nämlich in die Selbstlüge. Man wandert aber auch von einer Behörde zu andern, vom Polizeikommissariat zum Polizeipräsidium, vom Steueramt zur nationalsozialistischen Parteistelle, man wandert vom Konzentrationslager zur Polizei, von hier zum Gericht, vom Gericht ins Gefängnis, aus dem Gefängnis ins Besserungslager. Das jüdische Kind in Deutschland beginnt im zarten Alter seine unheimliche Wanderung aus dem natürlichen, der kindlichen Seele gemäßen Vertrauen in Angst, Haß, Fremdheit und Mißtrauen. Es wandert in der Klasse, die Schulbänke entlang, von der ersten bis zur letzten, und selbst wenn es schon Platz genommen hat, scheint es ihm, als ob es wanderte. Man wandert von einem Nürnber-

ger Gesetz zum andern. Man wandert von einem Zeitungsstand zum andern, als hoffe man, eines Tages würden doch dort die Wahrheiten feilgeboten werden. Man wandert in jenen gefährlichen opiatischen Spruch hinein, der da heißt: »Alles nimmt ein Ende!«, und bedenkt nicht, daß man selbst wahrscheinlich früher ein Ende nehmen wird. Man wandert – nein, man torkelt in die lächerliche Hoffnung: »Es wird nicht so schlimm werden!« – und diese Hoffnung ist nichts anderes als eine moralische Korruption.
Man bleibt und wandert dennoch: eine Art Akrobatie, derer nur die Unglücklichsten fähig sind, die Sträflinge vom Bagno.
Es ist das Bagno der Juden.

VI

Es ist schlimmer als die Babylonische Gefangenschaft. An den Ufern der Spree, der Elbe, des Mains, des Rheins und der Donau darf man nicht nur nicht baden, sondern auch nicht sitzen und weinen; höchstens im sogenannten »Kulturbund«, dem staatlich erlaubten geistigen Zentrum des neuen Gettos.
Dieser Kulturbund, so edlen Intentionen er auch seinen Ursprung verdanken mag, erscheint als eine unerlaubte Konzession der Juden an die barbarischen Theorien des Nationalsozialismus. Denn er basiert nicht auf der Voraussetzung – der auch so viele Juden heute zustimmen –, daß sie eine eigenartige Rasse seien, sondern auf dem Zugeständnis (implicite), daß sie eine *inferiore* seien. Während man zum Beispiel einem tibetanischen, japanischen, kaukasischen Kulturbund keineswegs verboten hätte, Goethe oder Beethoven aufzuführen, verbietet man's den Juden des Kulturbunds. Gesetzt den Fall, die deutschen Juden gingen mit den Nationalsozialisten in der Auffassung ganz konform, daß die Juden ein anderes Volk seien als die Deutschen (es sei auch deren »Gastvolk« seit langer Zeit), so liegt eine schwere Diskriminierung in der Tatsache, daß man einem fremden Volk verbietet, deutsche Kunst aufzuführen. Eine Diskriminierung, die die Juden des Kulturbunds ohne weiteres akzeptiert haben: und a priori. Nicht als eine Minderheit wurden sie behandelt, sondern als eine *Minderwertigkeit*. Es erschien ihnen selbstverständlich. Ihre Vorstellungen, ihre Konzerte, ihre Versammlungen werden von einem Kommissar überwacht, dem sie außerdem noch ihre Reverenz erweisen müssen, wie

seinerzeit am Berliner Alexanderplatz die »Witwenbälle« von Kriminalkommissären überwacht waren, in den Kaschemmen.
Kann man von einem Mangel an Stolz der deutschen Juden sprechen? Mein Mitgefühl für sie bekäme jenen verdächtigen Beigeschmack der Sentimentaltität, die in Wahrheit ein echtes Mitgefühl ausschließt oder aufhebt. Man kann nicht »ein Auge zudrücken«, wenn von den Fehlern der deutschen Juden die Rede ist. Nachsicht verdienen sie, aber keine Blindheit. Bei den Pogromen in Kischinew – wie lang ist es her, daß Europa noch Europa war und daß England dem Zaren zu verstehen gab, was es heute dem Gefreiten des Weltkriegs bescheiden vorenthält? – setzten sich die Juden zur Wehr. Sie erschlugen 61 Kosaken. Die jüdischen Fleischhauer in Ungarn stellten sich den »weißen« Horden entgegen, schlugen sie oft in die Flucht. In Deutschland hat ein einziger Jude geschossen – am »Tag des Boykotts«! (Er wurde selbstverständlich umgebracht.)
Womit sollte man diese fischblutige Art erklären, auf die perfidesten Infamien zu reagieren? Etwa mit der Gläubigkeit? Die Mehrzahl der deutschen Juden zahlte Steuern an die israelitische Kultusgemeinde, mehrere abonnierten das Hamburger Israelitische Familienblatt: Damit erschöpfte sich ihre Beziehung zum Judentum. (Ich spreche hier selbstverständlich nicht von den Zionisten und den »bewußt nationalen« Juden, sondern von den »deutschen Staatsbürgern jüdischer Konfession«.) Wenn man die Namen ihrer für Deutschland gefallenen Brüder von Ehrentafeln und Denkmälern auslöscht und also mit *einem* Schlag an den Juden sowohl Leichen- als auch Lebendigenschändung vornimmt, wenn man ihnen Brot, Ehre, Erwerb, Besitz gesetzmäßig raubt, schweigen sie und leben weiter. Nicht weniger als fünfhunderttausend Menschen leben in dieser Schmach weiter, gehen auf die friedliche Straße, fahren Tramway und Eisenbahn, zahlen Steuern, schreiben Briefe: Es ist nicht vorstellbar, wieviel ein einmal Gedemütigter an Schimpf ertragen kann.
Die deutschen Juden sind doppelt Unglückliche: Sie erleiden nicht nur die Schmach, sie ertragen sie sogar. Die Fähigkeit, sie zu ertragen, ist der größere Teil des Unglücks.

VII

Es gibt keinen Rat, keinen Trost, keine Hoffnung. Möge man sich darüber klar sein, daß der »Rassismus« keine Kompromisse kennt. Millionen von Plebejern brauchen dringend ein paar armselige Hunderttausende Juden, damit sie bestätigt erhalten, schwarz auf weiß, daß sie bessere Menschen sind. Die Hohenzollern (und mit ihnen der deutsche Adelsklub) haben den Hausmeistern ihre Reverenz erwiesen. Was können da noch Juden erwarten. Der Pöbel ist schon unerbittlich genug, wenn er sich, gesetzlos und blinden Instinkten gehorchend, zusammenrottet. Wie erst, wenn er sich organisiert? – Wenn es den deutschen Juden ein Trost sein kann, so mögen sie daran denken, daß sie in einer ähnlichen Weise den Schimpf ertragen wie das Haus der Hohenzollern (das allerdings bedeutend jünger ist als das Geschlecht der Juden).
Nichts hätte dem nationalsozialistischen Regime so sehr geschadet als etwa die wohlorganisierte, prompte Auswanderung aller Juden und aller Judenstämmlinge aus Deutschland. Der Nationalsozialismus gibt sich selbst auf, sobald er irgendeinen Kompromiß mit Juden schließt. Er zielt ja weiter, in eine Richtung, die Juden gar nicht unmittelbar angeht.
Er spricht von Jerusalem, und er meint: Juden und Rom.

VIII

Es ist nur sehr wenigen, sehr auserlesenen gläubigen Christen klar, daß hier – zum erstenmal innerhalb der langen und beschämenden Geschichte der Judenverfolgungen – das Unglück der Juden mit dem der Christen identisch ist. Man prügelt den Moritz Finkelstein aus Breslau, und man meint in Wirklichkeit jenen Juden aus Nazareth. Man entzieht dem jüdischen Viehhändler aus Fürth oder Nürnberg die Konzession, aber man meint einen Hirten in Rom, der die fromme Herde weidet. Es genügt ja in der Tat nicht, daß man ein paar hunderttausend Menschen einer bestimmten Herkunft diffamiert und schändet. Die Söhne der Zollwächter fordern Revanche für die Austreibung der Zöllner. Das ist die echte »Stimme des Blutes«. Sie brüllt aus jedem Lautsprecher.
Freilich sind viele gläubige Christen – und selbst hohe christliche

Würdenträger – dieser Einsicht unzugänglich. Die Vorgänge im Dritten Reich werden sie belehren. In ihrer Verblendung gleichen diese frommen Christen fast den deutschen Juden. Man wird zur Einsicht kommen müssen, daß jenes banale Witzwort, auf die Juden geprägt, das da lautet: »Sie sind nicht zu dertaufen«, lediglich für das Dritte Reich gilt. Es ist »nicht zu dertaufen«.
Auch nicht durch Konkordate.

IX

Von den Juden, die heute noch in Deutschland leben, wird höchstwahrscheinlich nur noch ein unwesentlicher Bruchteil auswandern können und wollen. Denn auch nach einer hundertjährigen Emanzipation und einer Scheingleichberechtigung, die etwa 50 Jahre gedauert hat, besitzen die Juden wenn auch nicht die göttliche Gnade, leiden zu können wie ihre gläubigen Brüder, so doch die merkwürdige Fähigkeit, Unsagbares zu erdulden. Sie werden bleiben, sie werden heiraten, sich vermehren, ihre Finsternisse und Bitterkeiten vererben – und hoffen, daß eines Tages »alles anders« werde.
Eines Tages – und gewiß früher als in 1000 Jahren – wird sich freilich manches in Deutschland ändern. Aber mit der Generation, die jetzt in der Hitler-Jugend heranwächst, werden weder die Juden noch die Christen, noch die kulturbewußten Europäer erfreuliche Erfahrungen machen können. Es ist Jasons Drachensaat, die da aufgehn wird. Um die nächsten zwei Generationen der deutschen Heiden zu taufen, wird es einer ganzen Armee von Missionaren bedürfen. Solange die Deutschen nicht Christen sind, haben die Juden wenig von ihnen zu erhoffen.
Es ist also menschlichem Ermessen nach wahrscheinlich, daß die Juden noch lange Parias unter den Deutschen bleiben werden. Es sei denn, man rechnete mit der beinahe utopischen Vorstellung, daß Europa zu seinem Gewissen zurückfindet; daß ein gemeinsam anerkanntes Gesetz den törichten Standpunkt der sogenannten »Nichteinmischung« verbietet, der sich aus dem geradezu vulgären und plebejischen Sprichwort herleitet: »Jeder kehre vor seiner Tür!« Es ist wahrhaftig die Hausmeister-Philosophie, die seit einigen Jahrzehnten die Welt bestimmt. Vielmehr sollte jeder vor der Tür des andern kehren. Es kann mir nicht verwehrt sein, in das Haus meines Nachbarn einzudringen,

wenn er im Begriff ist, seine Kinder mit der Hacke zu erschlagen. Es kann keine europäische und auch keine europäisch-christliche Moral geben, solange der Grundsatz der »Nichteinmischung« besteht. Weshalb denn maßen sich die europäischen Staaten an, Zivilisation und Gesittung in fernen Erdteilen zu verbreiten? Weshalb nicht in Europa? Eine jahrhundertealte Zivilisation eines europäischen Volkes beweist noch lange nicht, daß es durch einen unheimlichen Fluch der Vorsehung wieder barbarisch wird. Auch unter den Völkern in Afrika, die heute der Protektion zivilisierter Völker bedürfen, hat es bestimmt einige gegeben, deren jahrtausendealte Kultur eines Tages, eines Jahrhunderts möchte man sagen, aus unergründlichen Ursachen verschüttet worden ist. Die europäische Wissenschaft selbst beweist es.
Man redet konstant von einer »europäischen Völkerfamilie«. Wenn diese Analogie stimmen soll: Wo hätte man je gesehn, daß ein Bruder dem andern nicht in den Arm fällt, wenn dieser im Begriff ist, eine Dummheit oder eine Bestialität zu begehn? Ist es mir lediglich erlaubt, dem schwarzen Kopfjäger bessere Sitten beizubringen, nicht aber dem weißen? Fürwahr, eine seltsame Art von Familie, diese »Völkerfamilie«!... Der Vater ist fest entschlossen, nur vor seiner eigenen Tür zu kehren; und aus dem Zimmer seines Sohnes stinkt schon der Mist zum Himmel.

X

Ich wollte, ich besäße die Gnade und die Einsicht, einen Ausweg auch nur andeuten zu können. Die Aufrichtigkeit, eine der oft verkannten bescheidenen Musen des Schriftstellers, zwingt mich zu einem pessimistischen Schluß dieses meines zweiten Vorworts:

1. Der Zionismus ist nur eine Teillösung der Judenfrage.
2. Zu vollkommener Gleichberechtigung und jener Würde, die äußere Freiheit verleiht, können die Juden erst dann gelangen, wenn ihre »Wirtsvölker« zu innerer Freiheit gelangt sind und zu jener Würde, die das Verständnis für das Leid gewährt.
3. Es ist – ohne ein Wunder Gottes – kaum anzunehmen, daß die »Wirtsvölker« zu dieser Freiheit und dieser Würde heimfinden.

Den gläubigen Juden bleibt der himmlische Trost.
Den andern das »vae victis«.

Joseph Roth

1928



EIN BUMMEL UM DIE WELT

»Unser miserabler Kattundruck hat sich gegen ihre sanftfarbigen Batiktücher recht gut durchgesetzt; unser robustes Kino verdrängt ihre feinen Schattenspiele; auch versorgen wir sie andauernd mit Missionaren und Whisky; vor allem aber bemühen wir uns, sie... mit den Reizen eines regelmäßigen, von Telephonen unterstützten Bürolebens vertraut zu machen und mit dem Segen der Sparsamkeit, die darin besteht, während der Jugend zu arbeiten, um im krebsfähigen Alter versorgt zu sein.«
»Als sich diese letzte Säule des Kannibalismus zwangsläufig bekehrt hatte, resignierten die Fidschier, wurden Christen und lernten sowohl das Psalmensingen wie das Fußballspielen...«
»Er hatte keine Nerven, gar keine.«
»Heimweh nach Deutschland? Als ich vor zwei Jahren ausfuhr: ja. Nicht jetzt, bei der Heimreise. Eher Angst.«
Die paar Sätze, die ich eben zitiert habe, stehen, neben vielen andern, ebenso guten und besseren, im Buch von *Richard Katz »Bummel um die Welt«* (erschienen im Ullstein-Verlag, Berlin, 286 Seiten, Geb. M 5). Der Titel dieses Buches ist die einzige Schnoddrigkeit, die sich der Verfasser erlaubte. Vielleicht auch ist er eine Konzession an bestimmte Leser, denen das Wort gefällt und der Begriff, den es deckt. Charakteristischer für das Buch ist der Untertitel: »Zwei Jahre Weltreise auf Kamel und Schiene, Schiff und Auto«. Der Verfasser ist einer der wenigen beneidenswerten deutschen Journalisten, die sich selbst Reiseaufträge erteilen dürfen. Dieser Journalist verdient es allerdings. Er war in Afrika, Asien, Australien und Polynesien, Amerika und Kuba. Mit einer Kamera, mit einem Paar hellen und kritischen Augen, mit der echten Skepsis eines echt europäischen Intellekts, mit einem Scheckbuch in weichem, dunkelrotem Lederumschlag und mit einer kleinen, handlichen Schreibmaschine. So konnte er vieles sehen, manches photographieren, schnell berichten und witzig pointieren. Er hat den Stil eines Erzählers, der um die Spannung und die Exotik des einfach Menschlichen Bescheid weiß. Er vermeidet den Rausch der Buntheit, der Ferne, der Abenteuer absichtlich – und die Buntheit, die Ferne und das Abenteuer kommen »von selbst« zum Vorschein. Mit einer Art angelsächsischer Trockenheit berichtet er zum Beispiel über

den »Teufel von Bora-Bora«, als wär's die Begegnung mit einem Eintänzer vom Kurfürstendamm. Den Stil des Verfassers könnte man vielleicht am besten charakterisieren als eine Mischung von anekdotischer Pointierungsfertigkeit. Diktiert wurde dieses Buch von dem echt journalistischen Gewissen, das da unaufhörlich mahnt: Werdet nur nicht langweilig! Alles ist aktuell!

Frankfurter Zeitung, 8. 1. 1928

DER AMERIKANISMUS IM LITERATURBETRIEB

Mit einer Begeisterung, die in Deutschland sowohl eine Tugend als auch eine Instinktlosigkeit sein kann, die ebenso einem Wissensdurst entspringt wie einen gewissen Snobismus begleitet, die ein Zeichen der schönen deutschen Vorurteilslosigkeit ist, aber auch eines der deutschen Wahllosigkeit – mit einer Begeisterung also, die sich selbst in den Verdacht bringt, eine Mode zu sein, hat man angefangen, die amerikanischen Schriftsteller zu übersetzen, in verhältnismäßig großen Auflagen herauszugeben und mit einer Zuvorkommenheit zu loben, die man ungewöhnlich nennen könnte, wenn Zuvorkommenheit gegenüber übersetzten Werken nicht eine löbliche Gewohnheit der deutschen Buchkritik wäre. Über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Auch erheben diese Ausführungen nicht etwa den Anspruch auf eine unwidersprechbare Richtigkeit. Sie wollen weder den amerikanischen Autoren noch ihren Übersetzern, noch ihren deutschen Verlegern und Kritikern etwa Verdienste absprechen, sondern nur darauf hinweisen, daß ein Interesse von so akuter Heftigkeit notwendig eine gewaltige Überschätzung eines Objekts zur Folge hat.
Ein Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung« hat für eine Besprechung eines der jüngst erschienenen amerikanischen Bücher einen Titel gefunden, der als Überschrift fast über der ganzen modernen amerikanischen Literatur stehen könnte. Dieser Titel lautet: *»Zola-Ersatz«*. Er tut ihr kein Unrecht, viel eher eine Ehre an, und auf jeden Fall paßt er. Diese Literatur (mit wenigen »europäischen« Ausnahmen, wie z.B. *John Dos Passos*) demonstriert das soziale Gewissen des Anklägers am naturalistisch gewählten und behandelten Gegenstand. Sie stellt dar:

das maßlose Elend des amerikanischen Proletariats und die maßlose Verlogenheit des amerikanischen Bürgers. Diese Literatur bekundet in jeder ihrer Darstellungen offen oder verhüllt eine soziale Tendenz, gegen die und gegen deren Bekundung keineswegs etwas einzuwenden wäre. Das alles oder das meiste hat sie mit Zola gemein.

Wodurch aber bleibt sie nur ein *Zola-Ersatz*? Ich möchte sagen: durch ihre primitive Beschränktheit, die sie der geistigen Qualität ihrer eigenen Objekte näherbringt, als es dem Autor gemäß ist. Durch einen Mangel an jener Überlegenheit, die eine produktive Distanz schafft zwischen dem Gegenstand und seinem Gestalter. Denn das Ausmaß und gewissermaßen die Beschaffenheit der Distanz, die zwischen dem Objekt und seinem Bearbeiter liegt, entscheidet die künstlerische Qualität der Bearbeitung. Der moderne amerikanische Durchschnittsschriftsteller ist seiner Person intimster Nachbar auf der gleichen Horizontale. Deshalb ist die Satire des Amerikaners dem verwöhnten Geschmack des Europäers so matt. Beschreibt er einen Spießer, so ist es, als könnte es dem Spießer keineswegs schwerfallen, seinen Satiriker mit dessen eigenen Mitteln ebenfalls zu beschreiben. Und man könnte auf den Titelseiten vieler amerikanischer Bücher, die den Namen des Verfassers über dem des Helden tragen, die Namen umstellen, ohne daß sich in dem behandelten Stück amerikanischer Realität etwas Entscheidendes geändert hätte.

Es ist eine junge Literatur. Es sind gewissermaßen ihre mythologischen Zeiten. Ihre Autoren täten besser daran, an der großen europäischen Literatur zu lernen, als auf die begeisterten europäischen Kritiker zu hören, unter denen manche selbst nichts mehr von der literarischen Tradition Europas wissen und infolgedessen behaupten, daß sie ihrer nicht bedürfen. Ahnungslosigkeit bleibe den Amerikanern gestattet. Es mag für den historischen Betrachter literarischer Entwicklungen ergötzlich sein, wie sich ein paar Talente frisch, fromm, fröhlich (und aus Opposition gegen das Alkoholverbot auch feucht) an ihre unkomplizierten Objekte heranwagen, unkompliziert wie sie, mit einer simplen Gesundheit, die Vorstellungen von Turnsälen und Golfplätzen hervorruft. Europa hat dieses Stadium längst hinter sich. Nur seine technischen Mittel waren immer primitiver. Längst, ehe noch die Photographie erfunden war, hatten wir unsere zeichnenden und malenden Photographen. Und nur eine Gegenwart, die den Unterschied zwischen der Photographie und dem Porträt nicht kennt und das fal-

sche Dokument der Momentaufnahme höher schätzt als das echte des Bilds, aus lauter (berechtigter) Sehnsucht nach dem authentischen Bericht, nach der falschen, weil seichten Authentizität des Polizeiberichts schnappt; nur eine solche Gegenwart ist solcher Überschätzung der »Platte« fähig und dieser katastrophalen Verwechslung des Objekts mit dem Auge.

Frankfurter Zeitung, 29. 1. 1928

GEDICHT VON WANDKALENDERN

In meiner Kindheit (und vielleicht nur in dem Land, in dem ich sie verlebt habe) gab es eine besondere Art von Wandkalendern, an die ich mich jedes Jahr in den Wintermonaten erinnere, wie man sich an Weihnachtsbäume und Großmütter erinnert, an Bilderbücher und Bonbons, an alle Personen und Dinge, die einen Glanz, eine Süße und eine Wärme hatten und die in ein gläsernes Grab gesunken scheinen, immer noch sichtbar, aber tot, Reliquien der heiligen Kindheit. Die Wandkalender bestanden, wie die heutigen auch, aus einem dicken Bündel neuer, glänzender, schwarzer und roter Tage, über die wie ein Bühnenvorhang ein buntes Blättchen gelegt war, darstellend einen Ast voll roter Kirschen oder ein Büschel Veilchen, jedenfalls immer ein blühendes Versprechen des neuen, noch zugeklappten Jahres. Das Bündel der 365 Tage steckte an einem ziemlich großen und breiten Pappendeckel, der die Wand, das senkrechte Fundament war, auf dem sich das neue Jahr zu erheben gedachte. Dieses harte Papier war von einem noch härteren Glanz überzogen, von einer lackierten Schicht, einer spiegelnden, gewölbten Oberfläche, in der sich die Sonne konzentrierte, wenn der Wandkalender gegenüber dem Fenster hing, und in der, wie eine ferne Erzählung vom Wetter, die Färbungen des Himmels und der Luft zu lesen waren. Doch war diese Eigenschaft des Glanzes nur eine angenehme sekundäre. Während das Wichtigste die gepreßte, erhabene Illustration auf dem Pappendeckel war, die, obwohl sie das ganze Jahr naturgemäß nicht wechselte, dennoch nicht die gleiche zu bleiben schien und ihre Aktualität bis zum 1. Dezember bewahrte, zu welcher Zeit schon die Erwartung des neuen Kalenders das Bild auf dem alten gewohnt und gewöhnlich machte.

Was waren das für Illustrationen! Wie leuchteten die starken und einfachen Farben, Rot, Blau, Gold, Grün hochsommerlich mitten im Winter, von jener Kraft, hinter der die Kraft der Phantasie zurückbleibt und von der die Träume dennoch befruchtet werden! Eine Frau, schwarz von Haar, das ein tiefrotes Kopftuch zur Hälfte bedeckte, mit roten Wangen und knallblauen Augen, mit einem Hals und einer Büste wie ein weißer, noch vom Wasser glänzender und in Sonne segelnder Schwan, mit schweren Zöpfen, die sich an der Brust zusammenfanden wie von einem koketten Wind hingelegt – solch eine Frau hielt mit beiden Armen ein papierenes Körbchen, das schräg im Pappendeckel steckte, wie mit der Laubsäge gearbeitet schien und nichts weniger als einen Korb voll Weintrauben darstellte, saftiger grüner und dunkelblauer, deren Farbe zwar an Karbonpapier erinnern mochte, aber an ein Karbonpapier, das man nur in der Kindheit kennt, das eine Art Wunder bedeutet, weil es ferne Striche und Buchstaben fernen Blättern vermittelt und das noch umständlicheren Schmutz erzeugt als ein Tintenstift. Welch eine Frau! Sie war offenbar vom Lande, eine Winzerin, ihre roten Lippen waren so weit geöffnet, daß man den siegreichen und gefährlichen Glanz ihrer Zähne sehen konnte. Obwohl sie aus Papier war und offensichtlich ohne Unterleib, schien sie dennoch im ganzen Zimmer einen merkwürdigen und erregenden Duft von Fleisch, Milch und Sommerregen zu verbreiten, sie war lebendig und mehr noch: eine Persönlichkeit, Vertreterin alles Weiblichen und Irdischen. Mit ihr verband ich den Begriff des »Heidnischen« und der Liebe zuerst, und lange Jahre später, als ich in nachbarlichen Dörfern die Bauernmädchen suchte, trug ich ein kindisches Verlangen nach jener Kalenderfrau, und jedem roten Kopftuch, das zwischen Grün aufbrannte, entsprach ein kleines rotes Feuer in meinem Herzen. Ja, heute noch lebt in dem von Skepsis verschont gebliebenen Teil meiner Seele die Sehnsucht nach dem schwarzen Mädchen – und obwohl ich das kurze Haar der Frauen liebe, kann ich an die Zöpfe nicht ohne Wehmut denken.

Und jedes Jahr kam eine andere Frau. Es kamen Wandkalender mit sentimentalen, zarten, blonden Feen, mit halbwüchsigen Backfischen, die an Schokolade erinnerten, mit Feen, die Kränze im Haar trugen. Und jede Frau versank bis zur Brust im Körbchen, das, wie ich später einmal erfuhr, dazu dienen sollte, Briefe aufzubewahren, in dem ich aber gefundene Haarnadeln gerne verbarg. Aber soweit ich mich heute erinnere, wurden die Wandkalender immer sachlicher, nach den blas-

sen Frauen kamen nur noch Firmeninschriften, es scheint, daß sich die Phantasie der Kalenderfabrikanten allmählich erschöpfte oder daß sie die Erfahrung gemacht hatten, daß die Reklame wirksamer sei, wenn kein Bild von ihr ablenke.
Vielleicht aber gab es diese Kalender auch später noch, nur ich sah sie nicht, weil ich inzwischen so groß geworden war, daß ich die Nägel überragte, an denen die Kalender hingen. Denn wir wachsen über unsere alten Freuden hinaus, andern entgegen, die so hoch hängen, daß wir sie nie erreichen.

Frankfurter Zeitung, 19. 2. 1928

SEINE K. UND K. APOSTOLISCHE MAJESTÄT

Es war einmal ein Kaiser. Ein großer Teil meiner Kindheit und meiner Jugend vollzog sich in dem oft unbarmherzigen Glanz seiner Majestät, von der ich heute zu erzählen das Recht habe, weil ich mich damals gegen sie so heftig empörte. Von uns beiden, dem Kaiser und mir, habe ich recht behalten – was noch nicht heißen soll, daß ich recht hatte. Er liegt begraben in der Kapuzinergruft und unter den Ruinen seiner Krone, und ich irre lebendig unter ihnen herum. Vor der Majestät seines Todes und seiner Tragik – nicht vor seiner eigenen – schweigt meine politische Überzeugung, und nur die Erinnerung ist wach. Kein äußerer Anlaß hat sie geweckt. Vielleicht nur einer jener verborgenen, inneren und privaten, die manchmal einen Schriftsteller reden heißen, ohne daß er sich darum kümmerte, ob ihm jemand zuhört.
Als er begraben wurde, stand ich, einer seiner vielen Soldaten der Wiener Garnison, in der neuen feldgrauen Uniform, in der wir ein paar Wochen später ins Feld gehen sollten, ein Glied in der langen Kette, welche die Straßen säumte. Der Erschütterung, die aus der Erkenntnis kam, daß ein historischer Tag eben verging, begegnete die zwiespältige Trauer über den Untergang eines Vaterlandes, das selbst zur Opposition seine Söhne erzogen hatte. Und während ich es noch verurteilte, begann ich schon, es zu beklagen. Und während ich die Nähe des Todes, dem mich noch der tote Kaiser entgegenschickte, erbittert maß, ergriff mich die Zeremonie, mit der die Majestät (und das war Öster-

reich-Ungarn) zu Grabe getragen wurde. Die Sinnlosigkeit seiner letzten Jahre erkannte ich klar, aber nicht zu leugnen war, daß eben diese Sinnlosigkeit ein Stück meiner Kindheit bedeutete. Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war eine Sonne gewesen.

An dem Abend, an dem wir in Doppelreihen in die Kaserne zurückmarschierten, in den Hauptstraßen noch Parademarsch, dachte ich an die Tage, an denen mich eine kindische Pietät in die körperliche Nähe des Kaisers geführt hatte, und ich beklagte zwar nicht den Verlust jener Pietät, aber den jener Tage. Und weil der Tod des Kaisers meiner Kindheit genauso wie dem Vaterland ein Ende gemacht hatte, betrauerte ich den Kaiser und das Vaterland wie meine Kindheit. Seit jenem Abend denke ich oft an die Sommermorgen, an denen ich um sechs Uhr früh nach Schönbrunn hinausfuhr, um den Kaiser nach Ischl abreisen zu sehen. Der Krieg, die Revolution und meine Gesinnung, die ihr recht gab, konnten die sommerlichen Morgen nicht entstellen und nicht vergessen machen. Ich glaube, daß ich jenen Morgen einen stark empfindlichen Sinn für die Zeremonie und die Repräsentation verdanke, die Fähigkeit zur Andacht vor der religiösen Manifestation und vor der Parade des neunten November auf dem Roten Platz im Kreml, vor jedem Augenblick der menschlichen Geschichte, dessen Schönheit seiner Größe entspricht, und vor jeder Tradition, die ja zumindest eine Vergangenheit beweist.

An jenen Sommermorgen regnete es grundsätzlich nicht, und oft leiteten sie einen Sonntag ein. Die Straßenbahnen hatten einen Sonderdienst eingerichtet. Viele Menschen fuhren hinaus, zu dem höchst naiven Zweck der Spalierbildung. Auf eine sonderbare Weise vermischte sich ein sehr hohes, sehr fernes und sehr reiches Trillern der Lerchen mit den eilenden Schritten Hunderter Menschen. Sie liefen im Schatten, die Sonne erreichte erst die zweiten Stockwerke der Häuser und die Kronen der höchsten Bäume. Von der Erde und von den Steinen kam noch nasse Kühle, aber über den Köpfen begann schon die sommerliche Luft, so daß man gleichzeitig eine Art Frühling und den Sommer fühlte, zwei Jahreszeiten, die übereinanderlagen, statt aufeinanderzufolgen. Der Tau glänzte noch und verdunstete schon, und von den Gärten kam der Flieder mit der frischen Vehemenz eines süßen Windes. Hellblau und straff gespannt war der Himmel. Von der Turmuhr schlug es sieben.

Da ging ein Tor auf, und ein offener Wagen rollte langsam heraus,

weiße Pferde mit zierlichem Schritte und gesenkten Köpfen, ein regloser Kutscher auf einem sehr hohen Bock, in einer grau-gelben Livree, die Zügel so locker in der Hand, daß sie eine sanfte Mulde über den Rücken der Pferde bildeten und daß es unverständlich blieb, warum die Tiere so straff gingen, da sie doch offensichtlich Freiheit genug hatten, ein ihnen natürliches Tempo anzuschlagen. Auch die Peitsche rührte sich nicht, kein Instrument der Züchtigung, nicht einmal eins der Mahnung. Ich begann zu ahnen, daß der Kutscher andere Kräfte hatte als die seiner Fäuste und andere Mittel als Zügel und Peitsche. Seine Hände waren übrigens zwei blendende weiße Flecke mitten im schattigen Grün der Allee. Die hohen und großen, aber zarten Räder des Wagens, deren dünne Speichen an glänzende Dirigentenstäbe erinnerten, an ein Kinderspiel und eine Zeichnung in einem Lesebuch – diese Räder vollendeten ein paar sanfte Drehungen auf dem Kies, der lautlos blieb, als wäre er ein fein gemahlener Sand. Dann stand der Wagen still. Kein Pferd bewegte den Fuß. Kaum, daß eines ein Ohr zurücklegte – und schon diese Bewegung empfand der Kutscher als ungeziemend. Nicht, daß er sich gerührt hätte! Aber ein ferner Schatten eines fernen Schattens zog über sein Angesicht, so daß ich überzeugt war, sein Unmut käme nicht aus ihm selbst, sondern aus der Atmosphäre und über ihn. Alles blieb still. Nur Mücken tanzten um die Bäume, und die Sonne wurde immer wärmer.
Polizisten in Uniform, die bis jetzt Dienst gemacht hatten, verschwanden plötzlich und lautlos. Es gehörte zu den kalt berechneten Anordnungen des alten Kaisers, daß kein sichtbar Bewaffneter ihn und seine Nähe bewachen durfte. Die Polizeispitzel trugen graue Hütchen statt der grünen, um nicht erkannt zu werden. Komiteemänner in Zylindern, mit schwarz-gelben Binden, erhielten die Ordnung aufrecht und die Liebe des Volkes in den gebührenden Grenzen. Es wagte nicht, die Füße zu bewegen. Manchmal hörte man sein gedämpftes Gemurmel, es war, als flüsterte es eine Ehrenbezeugung im Chor. Es fühlte sich dennoch intim und gleichsam im kleinen Kreis eingeladen. Denn der Kaiser war gewohnt, im Sommer ohne Pomp abzureisen, in einer Morgenstunde, die von allen Stunden des Tages und der Nacht gewissermaßen die menschlichste eines Kaisers ist, jene, in der er das Bett, das Bad und die Toilette verläßt. Deshalb hatte der Kutscher die heimische Livree, dieselbe fast, die der Kutscher eines reichen Mannes trägt. Deshalb war der Wagen offen und hatte hinten keinen Sitz. Deshalb be-

fand sich niemand neben dem Kutscher auf dem Bock, solange der Wagen nicht fuhr. Es war nicht das spanische Zeremoniell der Habsburger, das Zeremoniell der spanischen Mittagssonne. Es war das kleine österreichische Zeremoniell einer Schönbrunner Morgenstunde.
Aber gerade deshalb war der Glanz besser wahrzunehmen, und er schien mehr vom Kaiser selbst auszugehen als von den Gesetzen, die ihn umgaben. Das Licht war besänftigt und also sichtbar und nicht blendend. Man konnte gleichsam seinen Kern sehen. Ein Kaiser am Morgen, auf einer Erholungsreise, im offenen Wagen und ohne Gesinde: ein privater Kaiser. Eine menschliche Majestät. Er fuhr von seinen Regierungsgeschäften weg, in Urlaub fuhr der Kaiser. Jeder Schuster durfte sich einbilden, daß er dem Kaiser den Urlaub gestattet hatte. Und weil Untertanen sich am tiefsten beugen, wenn sie einmal glauben dürfen, sie hätten dem Herrn etwas zu gewähren, waren an diesem Morgen die Menschen am untertänigsten. Und weil der Kaiser nicht durch ein Zeremoniell von ihnen getrennt wurde, errichteten sie selbst, jeder für sich, ein Zeremoniell, in das jeder den Kaiser und sich selbst einbezog. Sie waren nicht zu Hof geladen. Deshalb lud jeder den Kaiser zu Hof.
Von Zeit zu Zeit fühlte man, wie sich ein scheues und fernes Gerücht erhob, das gleichsam nicht den Mut hatte, laut zu werden, sondern nur gerade noch die Möglichkeit, »ruchbar« zu sein. Es schien plötzlich, daß der Kaiser schon das Schloß verlassen hatte, man glaubte zu fühlen, wie er im Hof das Gedicht eines deklamierenden Kindes entgegennahm, und wie man von einem herannahenden großen Gewitter zuerst den Wind verspürt, so roch man hier von dem herannahenden Kaiser zuerst die Huld, die vor den Majestäten einherweht. Von ihr getrieben, liefen ein paar Komiteeherren durcheinander, und an ihrer Aufregung las man wie an einem Thermometer die Temperatur, den Stand der Dinge ab, die sich im Innern zutrugen.
Endlich entblößten sich langsam die Köpfe der vorne Stehenden, und die rückwärts standen, wurden plötzlich unruhig. Wie? Hatten sie etwa den Respekt verloren?! Oh, keineswegs! Nur ihre Andacht war neugierig geworden und suchte heftig ihren Gegenstand. Jetzt scharrten sie mit den Füßen, sogar die disziplinierten Pferde legten beide Ohren zurück, und es geschah das Unglaublichste: Der Kutscher selbst spitzte die Lippen wie ein Kind, das an einem Bonbon lutscht, und gab dermaßen den Pferden zu verstehen, daß sie sich nicht so benehmen dürfen wie das Volk.

Und es war wirklich der Kaiser. Da kam er nun, alt und gebeugt, müde von den Gedichten und schon am frühen Morgen verwirrt von der Treue seiner Untertanen, vielleicht auch ein wenig vom Reisefieber geplagt, in jenem Zustand, der dann im Zeitungsbericht »die jugendliche Frische des Monarchen« hieß, und mit jenem langsamen Greisenschritt, der »elastisch« genannt wurde, trippelnd fast und mit sachte klirrenden Sporen, eine alte schwarze und etwas verstaubte Offiziersmütze auf dem Kopf, wie man sie noch zu Radetzkys Zeiten getragen hatte, nicht höher als vier Mannesfinger. Die jungen Leutnants verachteten diese Mützenform. Der Kaiser war der einzige Angehörige der Armee, der sich so streng an die Vorschriften hielt. Denn er *war* ein Kaiser.

Ein alter Mantel, innen verblaßtes Rot, hüllte ihn ein. Der Säbel schepperte ein wenig an der Seite. Seine stark gewichsten, glatten Zugstiefel leuchteten wie dunkle Spiegel, und man sah seine schmalen, schwarzen Hosen mit den breiten, roten Generalsstreifen, ungebügelte Hosen, die nach alter Manier rund waren wie Röllchen. Immer wieder hob der Kaiser seine Hand salutierend an das Dach seiner Mütze. Dabei nickte er lächelnd. Er hatte den Blick, der nichts zu sehen scheint und von dem sich jeder getroffen fühlt. Sein Auge vollzog einen Halbkreis wie die Sonne und verstreute Strahlen der Gnade an jedermann.

An seiner Seite ging der Adjutant, fast ebenso alt, aber nicht so müde, immer einen halben Schritt hinter der Majestät, ungeduldiger als diese und wahrscheinlich sehr furchtsam, von dem innigen Wunsch getrieben, der Kaiser möchte schon im Wagen sitzen und die Treue der Untertanen ein vorschriftsmäßiges Ende haben. Und als ginge der Kaiser nicht selbst zum Wagen, sondern als wäre er imstande, sich irgendwo im Gewimmel zu verlieren, wenn der Adjutant nicht da wäre, machte dieser fortwährend winzige, unhörbare Bemerkungen an dem Ohr des Kaisers, der sich wirklich nach jedem Flüstern des Adjutanten in eine andere Richtung, fast unmerklich, wandte. Schließlich hatten beide den Wagen erreicht. Der Kaiser saß und grüßte noch lächelnd im Halbkreis. Der Adjutant lief hinten um den Wagen herum und setzte sich. Aber ehe er sich noch gesetzt hatte, machte er eine Bewegung, als wollte er nicht an der Seite des Kaisers, sondern ihm gegenüber Platz nehmen, und man konnte deutlich sehen, wie der Kaiser etwas rückte, um den Adjutanten aufzumuntern. In diesem Augenblick stand auch schon ein Diener mit einer Decke vor den beiden, die sich langsam

über die Beine der beiden Alten senkte. Der Diener machte eine scharfe Wendung und sprang, wie von einem Gummi gezogen, auf den Bock, neben den Kutscher. Es war des Kaisers Leibdiener. Er war fast so alt wie der Kaiser, aber gelenkig wie ein Jüngling; denn das Dienen hatte ihn jung erhalten, wie das Regieren seinen Herrn alt gemacht hatte.

Schon zogen die Pferde an, und man erhaschte noch einen silbernen Glanz vom weißen Backenbart des Kaisers. »Vivat!« und »Hoch!« schrie die Menge. In diesem Augenblick stürzte eine Frau vor, und ein weißes Papier flog in den Wagen, ein erschrockener Vogel. Ein Gnadengesuch! Man ergriff die Frau, der Wagen hielt, und während Zivilpolizisten sie an den Schultern griffen, lächelte ihr der Kaiser zu, wie um den Schmerz zu lindern, den ihr die Polizei zufügte. Und jeder war überzeugt, der Kaiser wisse nicht, daß man jetzt die Frau einsperren würde. Sie aber wurde in die Wachstube geführt, verhört und entlassen. Ihr Gesuch sollte schon seine Wirkung haben. Der Kaiser war es sich selbst schuldig.

Fort war der Wagen. Das gleichmäßige Getrappel der Pferde ging unter im Geschrei der Menge. Die Sonne war heiß und drückend geworden. Ein schwerer Sommertag brach an. Vom Turm schlug es acht. Der Himmel wurde tiefblau. Die Straßenbahnen klingelten. Die Geräusche der Welt erwachten.

Frankfurter Zeitung, 6. 3. 1928

LENINGRAD

I

Nach Leningrad kam ich an einem eisigen Sonntagmorgen. Die Luft war aus Glas. Es klirrte. Die Straße war Schnee; weißbesonnter Schnee auf der einen Seite, auf der anderen beschatteter Schnee. Die Bürgersteige waren von der Straßenmitte getrennt durch Schneehaufen, die sich in regelmäßigen Abständen erhoben. Sie erinnerten an markierte Grenzlinien. Von den Schlitten kam ein fröhliches Geklingel, von den Fußgängern ein Knirschen und ein Schnaufen. Der Gummi der Galoschen quietsche auf dem widerspenstigen Schnee, der bei jedem Schritt

seufzte, als litte er unter dem Getretenwerden. Der Atem entströmte hörbar den Mündern und den Nasen der Menschen. Vor jedem Angesicht eine kleine Wolke, die sich immer wieder erneuerte. Vor den Häuptern der Schlittenpferde größere Wolken. Hoch unter dem blaßblauen Himmel schien der Frost zu singen, dünn, ein Wimmern, aber nicht eines, das Schmerz ausdrückt, sondern kalte Wollust am kalten Schmerz. Dieser Gesang des unsichtbaren Frostes unter dem winterlichen Himmel war der deutliche akustische Gegensatz zum unaufhörlichen Geschmetter unsichtbarer Lerchen unter einem sommerlichen. Obwohl die Sonne sehr stark war, konnte man dennoch in sie sehen. Denn ihr weißer Glanz war im Verhältnis zum blendenden Schnee eine Beruhigung dem Auge. Und ebenso wie man etwa im Sommer, nachdem man in den Himmel geblickt, das Auge über das Grün der Erde schweifen läßt, um den geblendeten Sinn zu beruhigen, so schickte ich meinen Blick, der sich am Weiß des Bodens weh tat, zur Erholung in das Blau des Himmels. Der Schnee war stark wie die Sonne und die Sonne sanft wie Schnee. Und während von ihr Kälte kam, schien ihm Wärme zu entströmen. Man zählte 28 Grad unter Null. Vor der Nase stand der Frost wie eine doppelt geschliffene Klinge. In den Ohrmuscheln brannte ein stechendes Feuer aus dünnen, rohen Nadeln. Man fühlte das Blut im eigenen Körper kreisen und die Schnelligkeit, mit der es sich selbst heizte. Infolgedessen, und nicht weil man etwa fror, beschleunigte man den Schritt. Alles Lebendige bewegte sich sehr schnell. Die Menschen liefen fast aneinander vorbei, jeder durch den Frost vom andern isoliert. Die Schlitten huschten. Ein oder zwei der seltenen Automobile sausten. Die Schellen an dem hohen Joch der kleinen Pferde galoppierten. Die einzelnen Klänge verbanden sich zu Melodien. Es war kein Klingeln mehr, es waren geklingelte Lieder.
Aber alles Stehende schien doppelt unbeweglich. Die Häuser, die Brücken, die Buden, die Laternen waren für alle Ewigkeit hingestellt, und ihre Lage schien unveränderlich wie die der Pyramiden. Ja, selbst der Schatten, den die Objekte warfen, war nicht mehr ein Spiel des Lichts, sondern eine dunkle Fläche, hingemalt mit grauer Farbe auf den weißen Schnee und unabhängig von dem wechselnden Stand der Sonne. Die Paläste, die in Leningrad so dicht nebeneinanderstehen wie in anderen Städten die Mietshäuser, erhielten in der Atmosphäre dieses Vormittags eine doppelte Festigkeit. Zu der Kraft des Dauerns, die ihnen ihre Erbauer verliehen hatten, kam die monumentalisierende

Kraft des Lichts, das die Paläste gleichsam noch einmal stehen hieß, als wäre vorher Gefahr gewesen, sie könnten sich, obwohl gründlich fundamentiert, dennoch bewegen. Aus dem Gegensatz aber zwischen der Schnelligkeit alles Beweglichen und der für Jahrtausende garantierten Unbeweglichkeit alles Stehenden ergab sich ein mir ungewohnter Reiz, ein fruchtbarer, der die Produktivität des Auges steigerte und es zwang, den Zauber der Geschwindigkeit wie die Winde des Dauernden zu verzeichnen. Die Fassaden erhöhten sich zu Symbolen der Ewigkeit. Die eilenden Menschen und Wagen und Pferde verringerten sich zu beispielhaften Objekten des ewigen Wechsels und der Nichtigkeit alles Lebens. Und ich sah wie auf eine Bühne, auf der ein ergreifendes Spiel von der bedauerlichen Rapidität des Werdens und Vergehens und der grausamen Gleichgültigkeit der ewigen Mächte gespielt wird.

So sah ich Leningrad zum erstenmal. Es repräsentierte sich mir als die Stadt Peters des Großen, des universalen Europäers, der von dieser Stadt aus Asien zu regieren gedachte und der sich nicht, wie andere Herrscher, ein steinernes Denkmal stellte, sondern eine ganze Residenz, am Zipfel seines riesigen Reiches, einem Kapitän vergleichbar, der die Kommandobrücke an dem Bug seines Schiffes plaziert. Die Stadt jenes Zaren, der einen so starken Sinn für die Ewigkeit hatte, daß er seinen eigenen Leichnam im Sarkophag durch die Jahrhunderte erhielt, daß er, als man nach der Revolution seinen Sarg öffnete, noch ganz und unversehrt dalag und daß man vor ihm erschrak – wie man dereinst vor dem Lebendigen erschrocken war.

2

Am nächsten Morgen war der Frost gebrochen. Er war aufgelöst in Nebel. Der Nebel stieg aus dem Fluß. Der Schnee war noch hart, aber er knirschte nicht mehr. Der Himmel war grau und kündigte neue Schneefälle an. Die Luft war nicht mehr aus Glas, sondern aus milchigem Porzellan. Die Sonne war nicht mehr als ein Himmelskörper wahrnehmbar, sondern hinter den Wolken wie gleichmäßig verschüttet über den ganzen Horizont. Über den Dächern der Häuser und der Paläste lag unbeweglich ein graublauer Dunst, und stand man auf einem erhöhten Punkt der Stadt oder auf einem weiten Platz, auf dem die Distanz einen Überblick erlaubte, so war es, als sähe man auf eine

versunkene Stadt unter einem leichten Meer aus Rauch. Glocken, Schlittenschellen und andere Geräusche gelangten zu mir aus einer verhüllten Nähe. Es war, als würde es mir nie gestattet sein, die Ursachen dieser Geräusche mit eigenen Augen zu sehen. Ging ich dann hinein, um die Türme, die Menschen, die Straßen wahrzunehmen, so war es, als hätte ich einen Bann aus Nebeln durchbrochen. Nicht mehr für alle Ewigkeit schienen die Fassaden auf das vergängliche Leben vor ihnen zu blicken. Sie zitterten vielmehr, sie schwankten, veränderten fast ihre Formen wie Mauern, die man aus einer sehr großen Entfernung sieht. Es war immer noch kalt. Aber die Kälte hüllte sich gleichsam in wärmende Wolken wie in Pelz – in ihnen war schon die besänftigende Weichheit des Schnees, den sie enthielten. Vor mir glänzte aus graublauem Nebel die Spitze des Admiralsplatzes auf, wie eine goldene Lanze, die den Rauch durchstochen und aufgespießt hat. Es war ein unwahrscheinlicher Triumph im Glanz dieser Lanze. Sie triumphierte wie das Wahrzeichen einer Welt, die den Nebel, der sie zu verschlingen droht, nicht fürchtet, weil sie ihn selbst geboren hat. Wie der ausgestreckte mahnende Finger einer Macht, die noch gefährlich werden kann, einfach weil sie noch da ist.
Den Rauch, der sie einhüllte, gebar die Stadt Leningrad wirklich selbst. Denn sie steht auf Sümpfen, weich und tückisch ist der Boden, in den die schweren Fundamente der schweren Paläste und Kirchen mehr versenkt als gebaut sind. Ein großer und eigenwilliger Zar hat seine Macht auch noch über den Sumpf beweisen wollen. Und wie Venedig über das Wasser, so triumphiert Leningrad über den Sumpf. Aber es identifiziert sich mit ihm, seine Mauern werden feucht, sie sinken ein, und wenn es die starken Fröste seines Klimas nicht immer wieder befestigten und den weichen Boden hart machten, vielleicht stünden die Häuser nicht mehr so hoch, wie sie heute noch sind. Aber an den meisten Tagen des Jahres liegt die Stadt im sanften Nebel ihrer eigenen Sümpfe, wie ein Zeichen des Friedens, den Stein und Wasser geschlossen haben, und aus der Ferne sieht die Stadt nicht aus wie eine Wirklichkeit, sondern wie der Traum von ihr, den Sümpfe träumen. Eines Tages – sagte Dostojewski – würde man erwachen, und Petersburg wäre nicht mehr da. Ein lebendiger Peter hat es errichtet, vielleicht wird es ebenso wunderbar ein toter wieder in nichts verwandeln. Denn diese Stadt kann nicht zerstört werden. Sie kann sich auflösen – in den Dunst, der über ihr lagert.

3

»Oh«, sagten mir die Patrioten von Petersburger Färbung, »hätten Sie die Stadt früher gekannt. Sie war europäischer, lebhafter, reicher als Paris!« – Denn es gibt eine bestimmte Schicht überzeugter Petersburger in allen Teilen Rußlands, die immer gegen die überzeugten Moskauer waren. Moskau hatte seine alten historischen und ethnographischen Rechte nicht aufgegeben. Es hielt eine »echtere«, »russischere« Tradition der »europäischen« und höfischen Petersburgs entgegen. Es entstand in Petersburg, das die Zaren in ziemlich sicherer Entfernung von ihren Untertanen hielt, eine noch merkwürdigere Art Russentum. Es entstand der gehobene russische Bürokrat mit fast deutscher Pünktlichkeit, aber mit einer leisen Verrücktheit, jene Mischung, die den »Sonderling« ergibt. Da waren die breiten europäischen Straßen mit der mangelhaften russischen Kanalisierung. Man sprach französisch und deutsch und fluchte auf russisch. Man war in der Nähe des Auslands, am Rande des Meeres und der fremden Schiffe, die fremden Diplomaten wohnten um die Ecke – und während man so in Rußland zu Hause blieb, sah man Europa in die Fenster. Petersburg hieß die Stadt, sie hatte keinen russischen Namen. Als der Zar Nikolaus II. sie im Kriege in »Petrograd« umtaufte, wehklagten gerade die russischen Patrioten, denen der deutsche Name ihrer Stadt heilig geworden war. »Petersburg« bedeutete universale Vornehmheit, von dem größten Zaren gewollt und deshalb russisch. »Petrograd« bedeutete eine billige Konzession an den kleinbürgerlichen Nationalismus, den pöbelhaften, eigentlich westeuropäischen Sprachpuritanismus, der die Schilder mit fremdklingendem Namen zerstört. Petersburg in Petrograd umzutaufen – das bewies die kleinbürgerliche Gesinnung des letzten Zaren, der sein Nationalgefühl von den Straßendemonstranten bezog. Eine Stadt, die schon Petrograd hieß, mußte schließlich Leningrad heißen – meinen heute die russischen Reaktionäre. Sie halten noch bei Peter dem Großen. Nikolaus II. ist ihnen ein Vorläufer der Revolution.
Diese Reaktionäre leben noch in Petersburg. Manche blieben von der Revolution verschont, weil sie sich um die Politik nicht kümmerten. Sie waren zu stolz, um sich zu kümmern. Sie standen von den Schreibtischen auf, legten ihre Uniformen ab und sahen dem Untergang ihrer Welt mit der stolzen Verachtung zu, die sie auch gegen sich selbst hatten. Eine Art von aristokratischem Nihilismus. Ein Heroismus der

Gleichgültigkeit. Gespenstisch wandeln sie durch die Straßen. Gespenstisch waren sie schon damals, als sie noch vor den Schreibtischen saßen. Gespenster der Sümpfe mit höfischen Manieren. Sie werden Petersburg niemals freiwillig verlassen. Der Hof ist nicht mehr da, aber die Sümpfe sind geblieben, ihre Heimat, deren Feuchtigkeit alte Gespenster konserviert.

4

Der Platz vor dem Winterpalast ist weit, und der Schnee verwischt seine Grenzen. Er ist als Platz so unermeßlich, wie Rußland als Reich unermeßlich ist. Durch die Fensterscheiben, die eine gelbliche Tönung haben, sieht man auf ihn wie auf einen erstarrten See. Eine Wehmut aus Stein und Eis steigt aus ihm auf wie Nebel aus einem lebendigen. Menschen, die ihn überqueren, sehen winzig aus wie verkleidete Streichhölzer. Rings eingeschlossen, nur durch schmale Auswege mit der Stadt verbunden, ist er wie deren eigene Abkehr, eine Form ihrer Entrücktheit. Der Zar war winzig diesem Platz gegenüber, ein kleiner Gefangener. Wie furchtsam wird ein Herrscher, wenn ihn ein Platz, groß, weiß und schweigsam, belagert! Wer nicht groß genug ist zu regieren, wird hier, vor lauter Weite, ein Tyrann.
Ein früher Winterabend brachte frischen, weichen Schnee, der zusammen mit der Dunkelheit herabfiel, wie um sie zu beleuchten. Aber soviel es auch schneite, der Platz blieb tief, und sein Niveau schien sich nicht um einen Zentimeter zu heben. Zu weit ist dieser Platz! dachte ich. – Zu weit!...

Frankfurter Zeitung, 18. 3. 1928

KONZERT IM VOLKSGARTEN

Das Konzert im Volksgarten begann um fünf Uhr nachmittags. Es war Frühling, die Amseln flöteten noch in den Sträuchern und auf den Beeten. Die Militärkapelle saß hinter dem eisernen, an den Spitzen vergoldeten Gitter, das die Terrasse des Restaurants von der Allee des Gartens trennte und also die zahlenden und sitzenden Gäste von den un-

bemittelten Zuhörern. Unter ihnen befanden sich viele junge Mädchen. Sie waren der Musik hingegeben. Aber die Musik bedeutete an jenen Abenden mehr als Musik, nämlich: eine Stimme der Natur und des Frühlings. Die Blätter überwölbten die schmetternde Wehmut der Trompeten – und ein Wind, der kam und ging, schien für kurze Weilen die ganze Kapelle samt allen Geräuschen auf der Terrasse in entlegene Gebiete zu entführen, aus denen sie mehr geahnt als vernommen wurden. Gleichzeitig hörte man die langsam knirschenden Schritte der Fußgänger in der Allee. Aus ihrem gemächlichen Tempo klang das Behagen wieder, das die Musik den Ohren bescherte. Wenn die Instrumente laut wurden, die Trommeln zu wirbeln begannen oder gar die Pauken zu dröhnen, so war es, als rauschten auch die Bäume stärker und als hätten die heftigen Arme des Herrn Kapellmeisters nicht nur den Musikern zu gebieten, sondern auch den Blättern. Wenn aber plötzlich ein Flötensolo den Sturm unterbrach, so klang es in diesem Garten nicht wie die Stimme eines Instruments, sondern wie eine Pause, die singt. Dann fielen auch die Vögel wieder ein – als hätte der Komponist an dieser Stelle Amseln vorgesehen. Der Duft der Kastanien war so stark, daß er selbst die süßesten Melodien überwehte und daß er dem Gesicht entgegenschlug wie ein Bruder des Windes. Und von den vielen jungen Mädchen in der Allee kam ein Glanz, ein Geflüster und besonders ein Lachen, das noch näher war als die Mädchen selbst und vertrauter als sie. Sprach man dann mit einer Fremden, so glaubte man, sie schon gehört zu haben. Und entfernte man sich mit ihr aus dieser Allee in eine andere, eine einsame, so hatte man nicht nur ein Mädchen mitgenommen, sondern auch etwas von der Musik, und man trat in die Stille ein wie in eine jener singenden Pausen.

Es galt nicht für angemessen, draußen am Gitter zu lehnen und die Mädchen merken zu lassen, daß man leider nicht in der Lage war, drinnen einen Kaffee zu trinken. Deshalb ging ich auf und ab in der Allee, verliebte mich, verzweifelte, vergaß, verschmerzte, trauerte nach und verliebte mich wieder – und alles innerhalb einer Minute. Ich hätte gerne stehend zugehört und nichts weiter. Aber hätte mir es selbst die Bekanntschaft mit einem Leutnant gestattet, der oft elegant und klirrend innerhalb des Gitters Butterkipfel aß – ich wäre doch der fernen und unerreichbaren Anmut der Damen erlegen, die leicht und hingeweht an den weißen Gartentischen saßen, eine Art irdischer Frühlingswolken, niemals anzusprechen, weil niemals zu Fuß in den Straßen

anzutreffen. In jener Zeit befand sich auf der Terrasse des Restaurants ein Teil der »großen Welt«, und das Gitter war die Schranke, die mich von ihr trennte. Und wie mich das kleine Mädchen, das ich küßte, für einen mächtigen Ritter hielt, so sah ich auf den Terrassen der großen Restaurants lauter Damen, für die ich sterben wollte. Das sollte sich später noch ereignen. Aber das große Leben heute schon auf- und abgehend und unauffällig zu beobachten und so zu tun, als wäre es eigentlich gar nicht verschlossen, war wie ein Vorschuß, den ich mir selbst darauf gegeben hatte.

Gelegentlich erhaschte ich eine graziöse Schleife, die der schwarzlakkierte Dirigentenstab mit der silbernen Spitze in der Luft geschlungen hatte. Sie blieb vor meinen Augen, eine ständig wehende Erinnerung. Manchmal, wenn ich zufällig am Ausgang stand, traf mich der verführerische, schnelle und etwas spöttische Blick einer Dame. Sie bestieg, von Herren gefolgt, einen Wagen. Aber auf dem kurzen Weg von der Schwelle des Gartens bis zum Trittbrett des Wagens forderte sie noch von meinem anbetenden Auge die Bestätigung, daß sie schön sei. Ich verliebte mich im Nu – indes der Wagen dahinrollte und das flinke Getrappel der Hufe den Schlag meines Herzens bestimmte. Noch beklagte ich die Verschwundene – und schon erblühte aus der Wehmut die Hoffnung, die Dame würde morgen zur selben Stunde das Restaurant verlassen und ich, ein zufälliger Passant, vorhanden sein, um zu sehen und bemerkt zu werden. Und obwohl ich, von der Musik gerufen, heute noch in die Allee zu vulgären Abenteuern zurückkehrte, war ich bereits gewiß, an der Schwelle eines großartigen Lebens zu stehen, das morgen eröffnet werden sollte.

In der Allee lag schon die Nacht mit einigen Laternen im Laub, und die kleinen Mädchen hörte man nur – man konnte sie kaum sehen. Sie schienen in der Dämmerung zahlreicher. Das Kichern wurde ihre eigentliche Muttersprache. Nun, da man ihre billigen blauen Kleider nicht sah, konnten es die Kleinen mit den Damen innerhalb des Gitters fast aufnehmen. Der öffentliche Teil des Gartens wurde übrigens geschlossen, und die Kapelle rüstete zur großen Abendpause. Einer der Musikanten ging von Pult zu Pult und sammelte die Notenblätter ein wie Schulhefte. Das letzte Stück – es war fast immer der Radetzkymarsch – wurde nicht mehr vom Blatt gespielt, sondern vor leeren Pulten. Der Marsch existierte gewissermaßen gar nicht mehr auf dem Papier. Er war sämtlichen Musikanten in Fleisch und Blut übergegan-

gen, sie spielten ihn auswendig, wie man auswendig atmet. Nun erklang dieser Marsch – der die Marseillaise des Konservatismus ist –, und während die Trommler und Trompeter noch auf ihren Plätzen standen, glaubte man die Trommeln und Trompeten schon selbständig marschieren zu sehen, mitgezogen von den Melodien, die ihnen eben entströmten. Ja, der ganze Volksgarten befand sich auf dem Marsch. Man wollte gemächlich schlendern, aber der Trommelwirbel selbst begann, die Gelenke zu bewegen. Er hallte noch lange in der Straße nach, und er begleitete den Lärm der abendlichen Stadt wie ein lächelnder und hurtiger Donner.

Frankfurter Zeitung, 8. 4. 1928

LITTLE TITCH

Little Titch war ein winziger Mann mit einem riesengroßen Kopf. Seine Augen waren zwei dunkelblaue Glaskugeln, seine Ohren rot wie Mohn, ein blutiger Zorn flammte in ihnen, der Zorn des kleinen Mannes Little Titch. Das Gesicht färbte sich violett wie eine große Rübe. Eine Laune der Natur, stand der Zwerg auf der Bühne. Sein strammer, rundlicher Rumpf erinnerte an ein Fäßchen, bis an den Rand mit kochendem Ingrimm gefüllt, von Rippen und Weste umreift und vor dem Zerplatzen bewahrt. Die Händchen schlenkerten. Jedes hatte sechs Finger. Little Titch schämte sich ihrer und verbarg sie. Er verbarg die Hände in den Fäusten.
Manchmal hielt er ein dünnes Stöckchen in der Hand. Es war ein ganz natürlicher unnatürlicher Auswuchs, eine Art langer, siebenter Finger. Er peitschte mit ihm die Luft und fuchtelte sich gleichzeitig Kühlung zu. Eine Weile blickte er versonnen vor sich hin, dann holte er aus und hieb drein. Er hatte ein Luftmolekülchen erwischt und erschlagen. Aber der Sieg beruhigte ihn nicht. Mit seinen langsohligen, weichen Clownschuhen, die an Fliegenklappen erinnerten, sprang er zwei Schritte vor, ein Nichts verfolgend, das ihm entwichen war. Mit den langen Sohlen erteilte er dem Fußboden Ohrfeigen, während soeben sein Stöckchen den Feind erhaschte. Plötzlich fiel es ihm aus der Faust. Es fühlte sich offenbar mißbraucht und wollte nicht mehr aufstehen.

Es hatte auf einmal seine Elastizität entdeckt und benützte sie, um dem Herrn zu entweichen. Kaum hatte sich Little Titch gebückt, sprang es von ihm fort. Er verfolgte das Stöckchen mit dem Fuß. Er trat ihm auf den Schwanz, und es schnellte dennoch davon.
Ein kleines, teigiges Filzhütchen, das Little Titch auf dem Kopfe trug, hüpfte bei dieser Gelegenheit auf den Boden. Es war ihm offenbar auf dem siedenden Haupt zu heiß geworden. Da aber der Stock in diesem Augenblick wichtiger war als alles andere, hatte es nicht das geringste Aufsehen erregt. Es machte sich in einer eminent wichtigen Situation nur lästig. Es überschätzte sich einfach. Es war so wenig wichtig, daß Little Titch nach dem Hütchen nur mit einer Hand schnappte, einer einzigen Hand, die schon dadurch allein, daß sie nach einer Nebensächlichkeit griff, selber nebensächlich geworden war, direkt eine Vize-Hand. Noch galt des kleinen Mannes ganzes Wüten und Haschen dem Stöckchen, sein großer Haß kochte gegen die treulose Waffe, die ihn im Augenblick höchster Gefahr verlassen hatte, da er von Millionen feindlichen Luftteilchen umzingelt und ernstlich gefährdet war – und schon hüpfte das Hütchen auf den Boden und begann mit seinem Herrn zu spielen wie die Maus mit der Katze.
Eine Sekunde lang war Little Titch ratlos. Er starrte geradeaus und rührte sich nicht. Aus seinem Innern kamen rätselhafte Laute, man glaubte, den Haß im Rumpf brodeln zu hören, es war, als kämpfte ein Bauchredner mit der Sprache und könnte das entscheidende Wort in den Eingeweiden nicht finden. Auf einmal – und ehe das Stöckchen noch die leiseste Ahnung haben konnte – machte der kleine Mann einen jähen Sprung mit beiden Füßen. Er hatte es überrumpelt. Es gab sich ihm von selbst willig in die Hand. Und er begann, damit nach dem Hütchen zu haschen.
Es dauerte verhältnismäßig nicht mehr lange, und schon hatte der Stock den Hut aufgespießt. Little Titchs Zorn war verrauscht. Erschlagen alle Feinde aus Luft und Nichts, die unwillige Waffe wiedergewonnen und untertan gemacht und selbst das Hütchen erhascht. Die roten Ohren entfärbten sich allmählich. Die dunkelblauen Kugelaugen rollten gemählich unter die Lider zurück, und um den bösen, winzigen Mund des kleinen Mannes begann irgendein Ding zu huschen, das bei jedem anderen den Anfang eines Weinens bedeutet hätte, bei Little Titch aber schon ein ausgewachsenes Lächeln war. Er wirbelte noch ein paarmal das Hütchen auf der Stockspitze wie eine gleichgültige, ja

etwas verächtliche Trophäe. Es schien nunmehr, daß dem Sieger der große Aufwand leid tat, den er für die Schlacht verschwendet hatte. Aber der Beifall der Menge veranlaßte ihn, sichtlich geschmeichelt hinter dem Vorhang zu verschwinden.

Was nun hinter dem Vorhang mit dem kleinen Mann geschah, kümmerte mich ebenso wie alles, was ich von ihm gesehen hatte. Denn es war nicht ein Programm, das er auf der Bühne gezeigt hatte und aus dem er sich noch in ein Privatleben zurückziehen konnte. Es war vielmehr ein Zornausbruch, berechnet für die Dauer einer Viertelstunde am Abend, aber tagsüber sorgfältig gedämpft, mühsam geduckt und dennoch mit Eifer vorbereitet. Little Titch konnte keine Ferien haben. An den Abenden, an denen er nicht auftrat, mochte er sich etwa in einen Park begeben und seinen Grimm in einer einsamen Allee entladen. Vierundzwanzig Stunden brodelte es in ihm, bis er am Abend explodierte. Sein kleiner Körper konnte die Bosheit nicht fassen. Er produzierte sich nicht, er ärgerte sich nur. Er war ausgesprochen böse; nicht schlecht, sondern böse. Seine ganze Existenz war ein einziger Ärger, und alle Erregungen, die sein Gemüt erfuhr, fanden nur *einen* Ausdruck: den Ärger. Über eine große Freude mußte er sich ärgern, um sich vielleicht erst darüber freuen zu können. Der Ruhm und dessen Kundgebung, der Applaus, brachten Little Titch gerade noch eine Erleichterung. Aber hinter der Kulisse schwoll wahrscheinlich bereits ein Grimm über den Applaus, und er hätte wieder hinausgehen mögen, um es den Kerlen, den Luftmolekülen und dem Hütchen, noch einmal zu zeigen.

Daß Little Titch jemals aufhören könnte, dieses Hütchen zu tragen, als besänftigende Trophäe und chronischen Wuterzeuger zugleich, wäre mir niemals eingefallen, wenn ich nicht dem kleinen Mann einmal auf dem Korso der Champs-Élysées begegnet wäre. Es war ein soignierter Frühlingsabend. Der milde und urbane Sonnenuntergang schien eher mit den silbernen Laufschriften verwandt zu sein als etwa mit den rötlichen Wölkchen am Horizont. In diesen noblen und leichtparfürmierten abendlichen Frieden, in dem schon die geschminkten Lippen der Frauen ein bißchen zu laut waren, brach erschreckend die komische Gestalt Little Titchs ein, und weil er so unwahrscheinlich normal und sanft einherschlenderte, an der Seite einer großen blonden und eleganten Frau, wurde die Sanftmut des Abends ebenso unglaubhaft wie seine eigene. Wenn er noch wenigstens sein Hütchen gehabt hätte!

Aber er trug einen hellgrauen, steifen Hut mit schwarzem, breitem, geripptem Band, und an seinem Ärmchen hing ein dicker, gelber Spazierstock aus Bambus mit Knoten, unten amputiert, ein Stockstumpf. Das violette Angesicht war nach oben gewendet, wie um sich einen Schimmer von der blonden Schönheit auszuleihen. Man konnte die Dame lachen hören – und man war ihr dafür dankbar. Denn es war, als reparierte sie durch ihre Heiterkeit ein Versehen der Natur und als wüchse Little Titch in dem befruchtenden Klang um einige Zentimeter...

So behielt ich ihn im Gedächtnis, bis ich von seinem plötzlichen Tod erfuhr. Er starb vor einigen Wochen, sechzig Jahre alt. Es muß ein Abend gewesen sein, jenem ähnlich, an dem ich ihn zuletzt gesehen habe. Und ich hoffe, daß der Tod das Angesicht und das Lachen der blonden Dame anlegte, als er kam, den Kleinen in die Champs-Élysées zu begleiten.

Frankfurter Zeitung, 2. 5. 1928

»DER LEBENDE BUDDHA«

Paul *Morand*, bekanntlich aufgewachsen beim Buddhismus, hat einen Roman geschrieben: *»Der lebende Buddha«*, der jetzt in deutscher Übersetzung im Insel Verlag erscheint.

Morand erzählt die Geschichte des buddhistischen Kronprinzen Djali von Karastra, der in Gesellschaft eines französischen Freundes seine Heimat verläßt, sich nach Europa begibt, es in- und auswendig kennenlernt, es zum Anlaß nimmt, zwischen seiner eigenen Biographie und jener Buddhas Analogien zu finden, und schließlich nach einer aussichtslosen und durch die bekannten Rasse-Vorurteile mißlungenen Liebe zu einem amerikanischen Fräulein in die Heimat zurückkehrt, um den Thron der Väter wiedereinzunehmen, schlicht und einfach ein König zu werden, nachdem es ihm mißlungen war, ein Weißer zu sein.

Was mich betrifft, so habe ich zwischen der Geschichte Morands und der von »Alt-Heidelberg« mehr Verwandtschaftliches gefunden als zwischen Djali und Buddha. Das harte Schicksal eines Thronerben, der

auf Lust und Liebe verzichten muß, weil sozusagen eine Damokles-Krone ständig über seinem jugendlichen Haupte schwebt, kennen wir in Deutschland aus unserer eigenen Geschichte. Wenn in Karastra ähnliche Sachen passieren, so fühlen wir uns im Fernen Osten angenehm heimisch. Und ich sehe in der Tatsache, daß Morand in die deutsche Sprache übersetzt wird, das Walten eines Schicksals ebenso wie das eines sicheren Instinkts für den kleinbürgerlichen Geschmack der Leser. Seit den ersten Zeilen, die ich von Morand gelesen habe, weiß ich, daß jeder Buddha, den er anrührt, sofort auf die Dimension eines kleinen deutschen Provinzprinzen herunterkommt, und ich kann mir infolgedessen keinen idealeren Vermittler ferner Exotik für Deutschlands gute Stuben denken. Die Tatsache, daß Morand französisch dichtet, ist nur ein angenehmer Beweis dafür, wie leicht wir uns eigentlich mit den Nachbarn verständigen könnten.
Nur deshalb – und weil Morands außergewöhnlich hohe französische Auflagen ein Beweis für die Existenz der guten Stuben auch in Frankreich sind – beschäftigen wir uns mit diesem Autor ausführlicher, als wir es etwa mit einem deutschen seiner Art täten. Dieser Weltreisende, der das Kunststück versteht, noch zwischen zwei Expreßzügen am Autovolant der Zeit ein Weltbild zu entwerfen, und der jeden Augenblick den Globus aus der Westentasche ziehen kann – er hat uns gerade noch gefehlt! Wir besaßen nur unsere biederen Kolonialreisenden, die wenigstens die Details falsch sahen und den großen Vorzug besaßen, nicht schreiben zu können. Morand aber kann schreiben – das heißt: Er besitzt die Fertigkeit, Beobachtungen so hinzuschreiben, als ob er sie gemacht hätte, und aus der engen, modernen und amerikanisch geschnittenen Manschette Behauptungen so fallenzulassen, als schüttele er sie aus einem Röllchen. Morand begnügt sich nicht mit Details. Er bezieht aus ihnen apodiktisch vorgebrachte Verallgemeinerungen. Ein Schotte steckt bei ihm im Nationalkostüm und hat rote Haare. Die Inhaberin eines snobistischen Salons ist eine »Zigeunerin«, die bereit ist, »überall Weihrauch zu streuen«. Der Agent Sowjetrußlands ist natürlich ein dicker Geschäftsjude mit Propagandaflugblättern in der Aktentasche. Dessen Sohn in Paris ein katholischer Klerikaler. Denn es können bei Morand nicht zwei Juden auftreten, ohne daß sie die Gegensätze der ganzen Rasse darstellten. Und so auf jeder Seite. Morands Menschen sind immer Repräsentanten von Rassen, Nationen, Religionen, Ständen, Typen, und man schlägt die Bücher dieses fixen

Kosmopoliten auf wie die bekannten farbigen Blätter in einem großen Atlas, in dem die Menschen so sauber klassifiziert sind wie die Hunde im Lehrbuch der Naturgeschichte.
Es geht den Gegenständen nicht anders. In Amerika zum Beispiel »steigen die Häuser steil in die Luft wie ein gellender Schrei«. Die Schornsteine von London bilden selbstverständlich »ein Meer«. Und sogar »die Toten« fallen »in die Versenkung« – damit man nicht sage, sie würden begraben. Die Beine eines Straßenmädchens sind »wie eine Schere, die den Asphalt schneidet«. Die Kühnheit der Morandschen Metaphern entspricht vollkommen der seiner Weltanschauung.
Es gibt eine Solidarität – außer jener der guten Stuben. Und in ihrem Namen bedauern wir, daß statt der Morands nicht andere französische Autoren übersetzt werden. Es ist die Solidarität, die uns veranlaßt, Frankreich selbst vor seinen Morands in Schutz zu nehmen.

Frankfurter Zeitung, 6. 5. 1928

MAN MUNKELT BEI SCHWANNECKE

Obgleich der Lärm, den die redenden Gäste verursachen, weit bedeutender ist als die Gegenstände, die sie behandeln, ergibt er doch jene Art der geselligen und undeutlichen Äußerung, die man Munkeln nennt. Die sehr bestimmte Lautheit nämlich, mit der einer dem andern eine Neuigkeit mitteilt, erzeugt schon selbst das akustische Halbdunkel, die tönende Dämmerung, in der jede Mitteilung ihre Konturen verliert, die Wahrheit den Schatten einer Lüge wirft und die Nachricht die Züge ihres eigenen Dementis trägt. Und wie im Licht einer zwar grellen, aber flackernden Flamme ein Gegenstand nicht deutlich agnosziert werden kann, ebenso fällt es dem angestrengten Lauscher schwer, eine Äußerung zu werten, die man ihm zugetragen hat; insbesondere wenn sie ein Geheimnis ist wie in den meisten Fällen.
Das Lokal der Berliner Künstler und Literaten, in dem man um Mitternacht alle finden kann, die noch am Abend versichert hatten, sie gingen prinzipiell nicht mehr hin, ja, sie wären seit Jahr und Tag nicht dort gewesen, beherbergt eine Art arrivierter Boheme, deren Kreditfähigkeit bereits außer Zweifel ist. Keiner von diesen Gästen hätte es

nötig, seine Schlafstätte später aufzusuchen, als es ihm sein bürgerlicher Instinkt befiehlt. Auch beschließt jeder jede Nacht, diesen Ort in der nächsten zu meiden. Aber die Angst, seine Freunde, die ihn erwarten, um mit ihm Gutes zu reden, könnten von ihm Schlechtes reden, wenn er nicht käme, veranlaßt ihn, sich tapfer dort zu zeigen, wo es vielleicht mutig wäre, abwesend zu sein. Er kommt, um die Eintracht nicht zu stören, die, aus Angst und Mißtrauen gebildet, in den Nischen nistet, und um sich und seinen Tisch vor jener üblen Nachrede zu bewahren, die schon am nachbarlichen gemunkelt wird. Hätte einer die Fähigkeit, an allen Tischen gleichzeitig zu sitzen, man würde an allen nur Gutes von ihm reden; und das Wunder, das er selbst vollbrächte, wäre noch gering im Vergleich zu jenem, das die anderen sich abzuringen hätten. Immerhin erreichen die meisten wenigstens die Grenze des Wunderbaren, indem sie sehr schnell einen Tisch nach dem andern kontrollieren. Aber immer noch bleiben sie hinter der Schnelligkeit zurück, mit der die Sitzenden das Thema zu wechseln verstehen – und gelegentlich auch die Anschauung.

Es gibt freilich auch Sitzende, denen ihr Rang gerade noch erlaubt aufzustehen, nicht aber mehr, Besuche abzustatten. Auch sie sind nicht gefeit vor der Angst, irgend jemand könnte irgend etwas von ihnen erzählen. Aber sie tragen die Last, nicht wohlgelitten zu sein, wie einen Beweis für ihre Bedeutung – und das Mißtrauen, das die noch nicht so weit Arrivierten in Zuvorkommenheit packen, verwandeln die Bedeutenden in Verachtung und in Geringschätzung. Alle, die man im Augenblick nicht brauchen kann, sind für den, der sie erst nach einem Jahr brauchen wird, heute nur Luft, die er zwar atmet, aber nicht sieht. Gemach, gemach! Sie werden sich bald aus ihrer durchsichtigen Anonymität zu jener pseudonymen Körperlichkeit entwickelt haben, ohne die man unmöglich einen Lehnstuhl vor einem Bürotisch einnehmen kann. Sie, deren Sehnsucht es heute noch ist, Schatten von Körpern zu sein, werden einmal sogar eigene Schatten werfen, Protektionsschatten auf Anonyme, Durchsichtige und Luftige. Sie werden selbst die Filmreferate zu verteilen haben, die heute nur einige Male im Jahr wie göttliche Gnaden auf sie fallen, sie werden selbst in Konferenzen begriffen sein, wegen deren sie heute noch fortgeschickt werden, und sie werden bei Premieren neben den Kritikern sitzen, selber Kritiker, aber von einer »neuen Richtung«, mit einer neuen Terminologie, dank der sie vor Urteilen bewahrt und zu Vorurteilen angeregt wer-

den. Deshalb empfiehlt es sich für Vorsichtige, auch nicht die Geringsten unter den Anwesenden zu übersehen, ja selbst die Unsichtbaren mit einer gewissen Achtung ins Auge zu fassen und die Schatten so zu begrüßen, als wären sie beredt und könnten erwidern. In den langen Jahren, in denen ich den deutschen Literaturbetrieb beobachten darf, habe ich schon gesehen, wie Nullen sich an Ziffern hängten und zusammen Zahlen ergaben, mit denen man natürlich rechnen mußte. Ja, einige, die in der Gesellschaft bei Schwannecke die unbedeutende Funktion von ornamentalen vertikalen Linien auszuüben schienen, verwandelten sich in Striche, durch ahnungslose Rechnungen gemacht. Und manche Analphabeten, die, während sie in den Vorzimmern der Redaktionen warteten, die Zeitungen buchstabierten, begannen auf einmal, Bücher zu besprechen.
Auch Feindschaften unter den Gästen von Schwannecke können überraschende Folgen zeitigen, und nur ein Ahnungsloser ist imstande, an eine Feindschaft zu glauben und aus ihr etwa Nutzen für sich selbst ziehen zu wollen. Selbst nach einer unmißverständlichen Erklärung der sogenannten Tintenfehde – die zusammen mit der Tintenrache die gefährlichste Sitte der Schwannecke-Stämme bildet – kann niemand voraussehen, wie schnell ein Feuilletonist imstande ist, eine uralte, seit Wochen und Tagen stammende Feindschaft gegen einen Autor in einer langen, lobenden Kritik zu begraben, ohne daß jemand zu sagen wüßte, warum, wieso und wozu. Ganz besonders unterrichtete Zwischenträger wissen dann manchmal zu berichten, daß gemeinsame Interessen für einen neuen Typ eleganter Sportautomobile die Gegner einander nahegebracht hätten. Denn seit einiger Zeit hat die Verpflichtung zum »Tempo«, in dem sich Um-, Neu- und Wiederaufbauten auf dem Kurfürstendamm und auch sonst im Lande vollziehen, sogar die Diener am Geist sowie dessen Bediente erfaßt, und alle sind imstande, hinter eine Fahrt mit 80-Kilometer-Geschwindigkeit eine Weltanschauung zurückzustellen. Vor dem Erlebnis der meßbaren Geschwindigkeit, mit der sie eine Straße dahinrasen, bleibt auch die Sensation jener unmeßbaren zurück, mit der sie ein Bekenntnis vergessen. Und seitdem in unserer zeitgenössischen Literatur ein Monokel ein Auge ersetzen kann, ist selbst in den Blicken einzelner Gegner Zu- oder Abneigung nicht mehr zu erkennen. Gedruckte Angriffe und Beleidigungen in unseren literarischen Blättern lese ich deshalb schon lange so, als wären es bereits Widerrufe und Entschuldigungen.

Nicht ohne Grund ärgere ich mich über die Innenarchitektur Schwanneckes, den langen Raum, den Korridor, an dessen beiden Seiten viereckige Nischen angenäht sind, so daß die Gästegruppen voneinander getrennt sind, als gehörten sie nicht zusammen. Mich kränkt die Enge dieses Raumes und der Umstand, daß er nicht alle faßt, die hineingehören. Ich ergebe mich gerne der Vision, die mich manchmal aufsucht, wenn ich in einer der Nischen am frühen Morgen sitze, der hier ein Anhang an die Nacht ist. Ich sehe einen kolossalen, übersichtlichen Schwanneckebau mit einer Kuppel, er faßt die ganze Literatur, die Öffentlichkeit und ihre Kritik, die Filmproduktion und ihre Rezensenten, die Bühne und ihre Referenten und sogar die Arbeitszimmer der einzelnen, die dem Snobismus der Einsamkeit huldigen, die ihnen nicht zusteht – auseinandergefallene und aufgelöste Arbeitszimmer, in denen nur die Schreibmaschinen die tönende Leere der Gedanken unterbrechen. Ich sehe ein unermeßliches, gewissermaßen übersinnliches Schwannecke, ein Pantheon der lebenden, wenn auch nicht lebendigen künstlerischen Öffentlichkeit, in der auch die Autogaragen der kühnen Schnelligkeitsdichter Raum fänden und eine Autorennbahn für die Besinger der Gegenwart und ein Flugplatz für die Feuilleton-Homere der Ozeanflieger.

Frankfurter Zeitung, 2. 6. 1928

PANOPTIKUM AM SONNTAG

Eines Tages – es war ein Sonntag – wich die Scheu, mit der ich oft an dem Musée Grevin vorbeigegangen war. Es regnete in Abständen. Die Wolken, die aus Schwefel zu sein schienen, strömten ein gelbes Licht aus. Am Nachmittag bekamen die sonntäglich gekleideten Menschen den Ausdruck abgekämpfter, feierlicher und vergeblich auferstandener Schatten. Es war, als ob der Sonntag, zu dem sie ausgezogen waren, ausgefallen sei. An seiner Stelle befand sich eine Art verregneter und trüber Lücke, die den verflossenen Samstag vom künftigen Montag trennte und in der die verlorenen Spaziergänger umherschwankten, geisterhaft und körperlich zugleich und alle wie aus Wachs. Mit ihnen verglichen waren die wächsernen Puppen im Musée Grevin aufrichti-

gere Imitationen. Das gelbe Licht der Lampen in den fensterlosen Räumen, die niemals den Tag gekannt hatten, vermischte sich so innig mit dem Dämmer, der aus den Winkeln kam, daß beide aus dem gleichen Stoff zu sein schienen und Hell und Dunkel Geschwister. Die Gestalten der Geschichte und die bescheinigte Authentizität ihrer Gesichter, Bratenröcke, Kostüme, Zylinder; die Schatten, die sie wie zum Beweis ihrer Lebendigkeit auf den Fußboden warfen; die wächserne Starrheit ihrer Stellungen; und schließlich die unheimliche Stummheit, die lebende Zeitgenossen und längst Verstorbene gleichmäßig ausströmten: Das alles kam mir wie eine angenehmere Fortsetzung und Bestätigung jenes gelben Sonntags vor, den ich eben verlassen hatte. Manche Persönlichkeiten hielten den einen Fuß vorgestreckt, die Hose warf unter dem Knie ebenso lebenswahr unbeabsichtigte Falten wie über dem Hals das Kinn ein Doppelkinn, und hundert kleine Nachlässigkeiten des Schneiders und der Natur waren bemüht, selbst dem verstockten Zweifler die wahre Existenz der Figuren zu beweisen. Ja, der Zuschauer kam oft dazu, mit dem eigenen Wunsch die Absicht des Panoptikums zu unterstützen.
Auf den Gesichtern der lebendigen Besucher wieder lagerte ebenfalls eine Stummheit, die aus Ehrfurcht, Schrecken und Staunen bestand, wie ein matter Widerschein jener Figuren. Niemand wagte laut zu sprechen. Alle flüsterten oder murmelten, als befänden sie sich wirklich in der Nähe der bedeutenden oder furchtbaren Persönlichkeiten und als könnten sie durch einen stärkeren Laut die Puppen zu einem unwilligen Fluch veranlassen. Ein Geruch von lange ungelüfteten Kleidern schwebte um alle Denkmäler und machte sie noch realer. Gleichzeitig aber mit der Furcht, die sie einflößten, fühlte man eine Art Mitleid mit ihnen, den ewig eingeschlossenen, und empfand es fast als ein Unrecht, daß ihre Vorbilder, die noch lebten, in der schönen freien Luft und an den grünen Tischen der Weltgeschichte atmen und handeln durften. Es war, als stünde hier im Panoptikum der wahre Poincaré zum Beispiel und draußen führe irgendwo in einem Auto zu einem offiziellen Ereignis der nachgemachte. Denn alles Wesentliche und Kennzeichnende schien die wächserne Puppe dem lebendigen Vorbild abgelauscht und weggenommen zu haben, so daß dieses ohne seine stabilen Züge in der Welt herumlief. Und ebenso wie die Zeitgenossen der Erde, so schienen die toten Heroen dem Jenseits entwendet worden zu sein; und für die Dauer meines Aufenthalts im Panoptikum

war es mir klar, daß sich in der Unterwelt nur die billigen Durchschnittsschatten aufhalten konnten, die für die Geschichte wie für das Musée Grevin überhaupt nicht von Bedeutung waren.
Im Sterbezimmer Napoleons auf St. Helena roch man das schwelende Licht, obwohl es von einer elektrischen Birne kam, und man erstarrte in Ehrfurcht vor dem doppelten Schweigen des Todes: dem metaphysischen und dem imitierten. Für die Ewigkeit festgehalten war die Ewigkeit selbst, und das Flügelrauschen des Todesengels hatte seine Flüchtigkeit verloren und war beständig geworden, eingefangen im Sterbezimmer. Die authentischen Gegenstände aus Napoleons Besitz, seine Taschenuhr zum Beispiel, die auf dem Nachttisch lag, strömten eine überzeugende Echtheit aus, wie Gewürze Düfte verbreiten. Jede kleinste Lücke zwischen den nachgemachten Tatsachen, in die etwa die Phantasie des Betrachters hätte schlüpfen können, war ausgefüllt mit einer nachgemachten Wahrscheinlichkeit zumindest. Also war die Wirklichkeit nicht nur imitiert, sondern sogar übertroffen. Es war eine Welt, in der jede körperliche Erscheinung der menschlichen Phantasie vorgriff, um sie überflüssig zu machen, und in der alles plastisch vorhanden zu sein schien, was man sich sonst mit geschlossenen Augen kaum in verschwimmenden Umrissen ausmalen darf. Die Schatten waren eben Körper geworden und warfen eigene Schatten.
Über allem lag eine makabre Stimmung. Aber sie entströmte nicht so sehr den dargestellten Katastrophen (wie etwa der Christenverfolgung in Rom und der unterirdischen Welt der Katakomben), sondern viel eher der unerbittlichen Körperlichkeit, in die alle Ausgeburten der Phantasie hineingesprungen waren, dieser wächsernen Härte, umgeben von historisch unanfechtbaren Requisiten und diesem legitimen Geschichtsunterricht, an dem nicht mehr gezweifelt werden konnte, einfach, weil er aus Wachs war und gar nicht vom Fleck zu rühren. Es war wie eine Begegnung mit okkulten Erscheinungen, obwohl alles Okkulte und der Vernunft schwer Zugängliche rationalistisch präpariert allen irdischen Sinnen aufgedrängt wurde. Man konnte Wunder mit körperlichen Augen sehen und war infolgedessen ein bißchen niedergedrückt und in Sorge, die liebe Erde zu verlieren, auf der man so gerne glaubend und zweifelnd herumwandert.
Nur in einer einzigen Abteilung – Palais de Mirages, im Märchenpalast also – war die Begegnung mit dem Wunderbaren nicht schrecklich, sondern heiter. In diesem Palast sind alle Wände und die Decke aus

Spiegeln. In der Mitte stehen ein paar Säulen, deren Aufgabe es ist, nicht die Decke zu stützen, sondern sich selbst zu vervielfältigen. Es ist ein besonderes System drehbarer Spiegel, die ein unwahrscheinliches Getöse verursachen, sobald man sie in Bewegung bringt. Um das Getöse zu übertönen, veranstaltet ein Orgelmechanismus eine Opernmusik, die aus Porzellanhimmeln, Messingsphären und Stanniolplaneten zu kommen scheint. Eine Zeitlang ist es stockfinster. Eine Pause, die dazu dient, die erregten Sinne auf ein neues Märchen vorzubereiten, und allen Besuchern Gelegenheit gibt, die Körper ihrer vertrauten Begleiterinnen wie fremde Wunder im Finstern zu fühlen. Dann leuchtet es langsam auf, von hunderttausend Lampen und Ampeln, violett, gelb, grün, blau, rot, und man befindet sich im orientalischen Palast, der von durchsichtigen Säulen getragen wird. Vor einigen Minuten waren es noch dichtbelaubte Eichen und Ahornbäume, und man befand sich in einem deutsch-französischen Märchenwald mit Orgelgezwitscher. Bald dröhnt es wieder, und flugs stehen wir unter einem blauen Sternen- und Kometenzelt.

Erst in diesem Palast gelangten die Besucher aus der flüsternden Furcht in ihre natürliche Spektakelfreude. Denn sosehr auch hier das Unwahrscheinlichste wirklich geworden war, so blieb doch diese von vornherein zugestandene Märchenhaftigkeit ein Kinderspiel, verglichen mit den Wahrscheinlichkeiten und Wirklichkeiten der menschlichen Geschichte. Es war keineswegs merkwürdig, aus dem Wald in die Alhambra mit einem Schlag versetzt zu werden. Aber unmöglich schien die Kreuzigung Christi, der Tod Napoleons, die Ermordung Marats, das Zirkusspiel der Römer. Ja, selbst die zeitgenössischen Politiker, deren Leistungen erst in hundert Jahren die panoptikale Reife erlangt haben werden, wirkten schon so, wie sie dastanden, im Bratenrock und Zylinder, unmöglich und gespenstisch. Wie wenige von all den Besuchern wußten, daß sie vor sich selbst erschrocken waren und eigentlich noch in den Straßen hätten erschrecken müssen – vor ihrem eigenen Spiegelbild in einem Schaufenster! Da gingen sie wieder herum, aus Wachs und aus Gips, mit allen Schrecknissen des Panoptikums in der eigenen Brust, und eines jeden Seele war eine Folterkammer. Es regnete immer noch, schief und strichweise, die gelben Wolken galoppierten über den Dächern, und tausend Regenschirme schwankten unheimlich über den Köpfen der Unheimlichen ...

Frankfurter Zeitung, 10. 6. 1928

Briefe aus Polen

ABREISE UND ANKUNFT

Lieber Freund,
seit zwei Wochen reise ich durch Polen – über eine alte Erde und durch einen neuen Staat. Wenn Sie nach Beispielen dafür suchen wollten, daß ein Ressentiment stärker ist als eine Erfahrung und eine durch romantische Vorstellungen genährte Tradition wirkungsvoller als ein Augenschein – hier hätten Sie ein ausgezeichnetes Beispiel. Obwohl große Teile dieses Landes unsere Etappe waren und unser Schlachtfeld, obwohl wir in seinen Städten und Dörfern gelebt und seine Frauen geliebt haben, seine Bürger, seine Bauern, seine Juden sehen und zumindest sprechen hören konnten, war doch die Vorstellung, mit der die meisten von uns nach Polen gekommen waren, das Fundament der Urteile, die wir sammelten, und die Schublade, in der wir seit Jahrzehnten Land und Leute eingereiht hatten, blieb der Behälter auch unserer neuen Beobachtungen. Es gibt eben Fälle, in denen Kenntnisse nicht mehr wiedergutzumachen sind. Ereignisse und Tatsachen politischer Natur, mitgeteilt in dem überlieferten Jargon abstrakter Zeitungsberichte, trennen gleichsam die lebendige Körperlichkeit eines Landes von der unkörperlichen Tätigkeit seiner politischen Repräsentanten und lassen jene verschwinden und diese bestehen. Übrig bleibt in der Vorstellung des Zeitungslesers anstelle eines Volkes ein Außenminister, statt eines nationalen Charakters ein Gesandter mit Legationsräten, statt eines Ereignisses ein Drahtbericht und statt einer Darstellung bestenfalls ein Spezialkorrespondent. Entstehen auf diese Weise schon die falschen Schablonen, so schafft eine sogenannte nationale Gesinnung noch die gehässigen. Und also glauben wir, daß die polnischen Frauen schwarzhaarig und verräterisch, die polnischen Bauern schmutzig, die polnischen Juden Gauner und die polnischen Schlachtschitzen Betrunkene sind. Selbst noch die anerkennenden Schlagworte vermitteln falsche Begriffe, wie zum Beispiel jenes, das Warschau das »Paris des Ostens« nennt und jede Polin »elegant und dämonisch«. Das leichtsinnige und blinde Generalisieren ist der Punkt,

in dem Journalisten und Historiker einander nahekommen. Die apodiktische Arroganz der oberflächlichen Formulierer beeinflußt die politischen Handlungen selbst auf dem berüchtigten Boden der Tatsachen. Die Schlagworte sind kaum noch von den Erkenntnissen zu unterscheiden. Deshalb will ich in den Briefen, die ich Ihnen schreiben werde, versuchen, die Schlagworte, die über Polen in Umlauf sind, zu dementieren und Erkenntnisse zu vermitteln.

Ich fuhr, wie Sie wissen, vom Schlesischen Bahnhof in Berlin ab. Der Schnellzug, der aus Paris kommt, führt heute schon direkte Wagen aus großen europäischen Städten nach Moskau. Die schönen weißen Tafeln, auf denen zwei so entfernte Welten wie Holland und Rußland nur durch einen Bindestrich getrennt sind, sehen aus, als hätten sie nicht eine geographische Richtung anzugeben, sondern eine zeitliche, und als wiesen sie nicht nach dem Osten, sondern in die Zukunft. Zwischen der optimistischen Harmlosigkeit, mit der eine solche Tafel an einem Waggon angebracht wird, und der umständlichen Qual, der sich jeder Insasse dieses Wagens unterziehen muß, ehe er die Visa erhält, ist ein Unterschied wie etwa zwischen einem Gedanken und seiner Ausführung, zwischen der Idee Europa und der europäischen Realität. Dennoch genügt der Anblick eines Wagens, der befugt ist, einen ganzen Erdteil ohne Anstand zu durchrollen, um in uns den verfrühten Stolz auf eine vernünftige Welt zu wecken und jenes falsche Gefühl einer Wanderleichtigkeit, für die gar kein Hindernis in Betracht kommt. Erst an der polnischen Grenze – an der sich übrigens die Züge fast regelmäßig verspäten – fand ich mich wieder in meine alte Skepsis zurück. Denn ist an vielen Grenzen die Untersuchung der Koffer schon auf ein paar symbolische Handbewegungen reduziert, so glaubt der polnische Zollrevisor seiner politischen Bedeutung noch eine gewisse Gründlichkeit schuldig zu sein. Die Reisepässe, die zum Abstempeln von den Passagieren eingesammelt werden wie Stimmzettel, holt nicht ein Beamter in Zivil, sondern ein uniformierter Polizist, gestiefelt, gespornt, bewaffnet und das Angesicht mittels eines Lederriemens an die Mütze geschnallt. Und obwohl er selbstverständlich zu Fuß durch den Korridor geht, sieht es doch so aus, als *ritte* er an den offenen Kupeetüren vorbei und als wollte er die Pässe auf einer Lanze aufspießen, um sie dann draußen vielleicht zu braten.

Hatte nun vorher der Anblick einer kleinen Tafel genügt, die Gegenwart in eine Zukunft umzulügen, so verwandelte jetzt der kavalleristi-

sche Aspekt des Bewaffneten den Schlafwagen eines Schnellzuges in eine Postkutsche. Die nächtliche Abgeschiedenheit der Station, die wie alle Grenzen außerhalb der Welt zu hängen scheint; die grillenumzirpte Ländlichkeit und die verlorenen Geflügelsignale aus den Gehöften; die undurchdringliche Rätselhaftigkeit eines bewölkten Nachthimmels und eines stundenlangen Aufenthalts; das absolute, einem Reisenden unerklärliche Geheimnis, das eine Grenze, ihre Beamten und ihre Zwecke umhüllt; all das verstärkt den Eindruck, daß wir aus dem Jahr, in dem wir gelebt haben, in ein längst verflossenes zurückgefallen sind und daß wir den sichernden und schützenden Bestimmungen eines Fahrplanes nicht mehr unterliegen. Der Willkür einer zwar stillen, aber immerhin unbekannten Natur preisgegeben, können wir nicht mehr mit Sicherheit darauf rechnen, daß wir am Ziel ankommen. Vielleicht verglimmen irgendwo unsere Pässe zu Asche, vielleicht rosten unter unseren Füßen die Räder. Man hört das Gras über den Schienen zusammenwachsen. Man ist geneigt, Gott seine Seele zu empfehlen und alles übrige auch. Und nichts ist so überraschend auf Reisen wie die Tatsache, daß sich ein Schnellzug schließlich dennoch von einer Grenze losreißt.
Er fuhr in den Morgen hinein, nicht wie vom Dampf der Lokomotive getrieben, sondern wie von der aufgehenden Sonne herbeigezogen. Das Fenster griff unaufhörlich weite, zartgrüne Flächen Landes auf und ließ sie wieder zurück. Einsame Weidenbäume standen zärtlich über dem dunkleren Grün der Erde und streichelten sie mit sachten Zweigen. Ein Knabe, der zwei leidenschaftslos grasende Kühe hütete; verlorene Häuser, aus denen Frauen mit Eimern traten, als hätten sie den Augenblick abgewartet, in dem der Zug vorbeifuhr; ein Zaun und ein Bauer und ein Pferd; ein Wägelchen, leicht hüpfend, das man rollen zu hören vermeinte; ein Dreieck Wald und der silberne Glanz einer kleinen, wehenden Birkenfamilie; ein blaues Loch Himmel und ein düsterer Streifen Wolke über dem Rande des Horizonts; die vertraute Nähe der Telegraphenstangen, die sich auf der gleichen Ebene mit dem Zug befanden, weil er nicht auf einem Damme fährt, sondern mitten durch die Fläche wie ein Wagen; all das winkte dem Auge zu, und man glaubte es schon zu grüßen, während man es nur ansah. Wenig Schornsteine, keine Radiostationen, keine Gleisdreiecke, eine noch scheinbar unparzellierte Erde und schmale Ackerstreifen, eingebettet im endlosen fetten Grün der Weiden, ein großer Atem, den man zu sehen

glaubte und der nur aus einem schlafenden, noch nicht ausgenutzten Reichtum kommen kann. Durch das geschlossene Fenster – und als wäre Glas keine Materie – drang der Wind, in dem sich draußen die Gräser wölbten. Und auf einmal entstand auf der Fensterscheibe das Wort Friede, als hätte man es niemals gehört noch gelesen.
Ich versuche, Ihnen einigermaßen den Charakter der Erde zu beschreiben, weil Polen noch zu den Ländern gehört, in denen die Natur das öffentliche Leben so beeinflußt, als wäre sie die Industrie. Beachten Sie zum Beispiel die Chauffeure in Warschau: Sie sehen aus, als hätten sie mit Pferden und nicht mit Motoren zu tun. Sie sitzen gleichsam provisorisch am Steuer, und erfreulicherweise ist in ihren Gesichtern kein Zug von jener markanten Kälte technischer Physiognomien zu finden, die bei uns den neuen Typ des maschinenvertrauten Menschen übertrieben kennzeichnet. Die Warschauer Chauffeure sind Brüder und Söhne der Landleute, die auf ihren niederen Bauernwagen durch die Stadt rollen und Stroh und Häcksel auf den Straßen verstreuen. In dieser großen Stadt mit einer Million Einwohnern sind die Manifestationen des Dorfes keineswegs merkwürdig, sondern sogar heimisch. Eine heitere Zufälligkeit weht in kleinen Läden überraschend zusammenhanglose Waren zueinander, die von einem einzigen Firmenschild hinreichend legitimiert werden. Mädchen aus dem Volk auf nackten Füßen vor Kinoplakaten, weitgewanderte Bettler, auf denen der Staub der Landstraßen liegt, die derbe Ländlichkeit frisch eingerückter Soldaten und schließlich die überall fühlbare Nähe von Erde und Grün mischen der historischen Urbanität jenen echten Geruch von Sommer und Wiese bei, der den Unterschied zwischen Natur und Steinpflaster aufhebt. Der silberne Glanz eines Schimmels, der an manchen Mittelpunkten der Stadt einen Polizisten trägt und einen Verkehrsturm ersetzt, vermittelt eine angenehme Ahnung von einer Art feudaler Intention, welche die Maßnahmen der Behörde zu bestimmen scheint. Eine bereits historisch anerkannte Eleganz, eine traditionelle Beziehung zur Kultur der äußeren Form kennzeichnen das Leben dieser Stadt ebenso wie die Arbeit und die katholische Religion. Und der agrarische Charakter des ganzen Staates setzt die Umgangsformen der Städter fest wie die Speisekarten ihrer Gasthäuser.
Sie mögen aus diesen angedeuteten Zusammenhängen schon ersehen, wie vielen Mißverständnissen ein Westeuropäer erliegt, wenn er nach den Normen seiner Heimat das öffentliche Leben Polens beurteilen

will. In meinen nächsten Briefen werde ich einiges ausführen von dem, was hier angedeutet ist, aber auch von manchem, was ich Ihnen heute gar nicht erwähnt habe.

Inzwischen begrüße ich Sie als Ihr ergebener

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 24. 6. 1928

DAS POLNISCHE KALIFORNIEN

Lieber Freund,
ich komme eben aus einem der interessantesten Gebiete Europas. Ich meine jenen Teil des kleinpolnischen Landes, in dem sich die berühmten Petroleumquellen befinden. Es liegt, wie Sie wissen, im Süden Mittelgaliziens und am nördlichen Rande der Karpaten, und sein Mittelpunkt ist die sehr merkwürdige Stadt Boryslaw. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird hier Petroleum gewonnen. Auf einem Gebiete von etwa 15 Quadratkilometern stehen die dunklen, hölzernen Bohrtürme. Vergleiche ich sie mit den Bohrtürmen von Baku, so erscheinen sie mir weniger grausam und gewissermaßen der Erdoberfläche weniger gefährlich. Die Erde des kaukasischen Petroleumgebiets nämlich trägt auf ihrem Angesicht jenen Fluch, der wie ein Ausgleich für den Segen in ihrem Innern ist. Sie hat kein Grün, nur wüsten, gelbgrauen Sand und braune, schmutzige Tümpel, die niemals trocknen wollen, obwohl sonst alles in der südlichen Sonne dorren muß. Hier in Boryslaw, das man das »polnische Baku« nennt, ist die Sonne gemäßigt, sind die Bohrtürme schütter und trotz ihrer tausendfachen Zahl noch immer nicht die einzige Vegetation des Landes. Noch gibt es Wälder, die nur zögernd vor den Türmen weichen und sie eher friedlich zu umgeben als feindselig zu fliehen scheinen. Der Blick darf von den verschalten Quellen weg zu den grünen Hügeln schweifen, denen der Umstand, daß sie schon zur Familie der Karpaten gehören, eine gewisse Respektabilität verleiht. Und wäre nicht der Staub, der ein Bruder des kaukasischen Staubes ist, so gäbe es nur die Türme, die an Baku erinnern könnten.

Aber der Staub ist da, weiß und außergewöhnlich dicht. Es ist, als wäre er nicht das zufällige Produkt aus Abfall und abgesonderter Körperlichkeit, sondern als wäre er ein selbständiges Element wie Wasser, Feuer und Erde und dieser weniger verwandt als etwa dem Wind, vor dem er in dichten Schleiern einherwirbelt. Er liegt wie Mehl, Puder oder Kreide auf der Straße und hüllt jedes Gefährt und jeden Fußgänger ein, als hätte er einen Trieb oder einen Willen. Er hat eine ganz besondere Beziehung zur Sonne, wenn sie brennt, als hätte er einen Auftrag, ihre Aufgabe zu vollenden. Und regnet es, so verwandelt er sich in eine aschgraue, feuchte, klebrige Masse, die in jeder kleinsten Höhlung zu einem grünlichen Tümpel gerinnt.

In dieser Gegend also wird Petroleum gewonnen. Vor ein paar Jahrzehnten war Boryslaw noch ein Dorf, heute leben hier etwa 30 000 Menschen. Eine einzige Straße – ungefähr 6 km lang – verbindet drei Ortschaften, ohne daß man sehen könnte, wo die eine aufhört und wo die andere beginnt. Hart an den Häusern entlang zieht sich ein hölzerner Gehsteig, von kurzen, stämmigen Pfählen getragen. Ein Trottoir zu errichten ist unmöglich, weil Rohre unter der Straße das Öl zum Bahnhof leiten. Der Unterschied zwischen dem Niveau des Gehsteigs und der Fahrbahn, aber auch der kleinen Häuser ist ein erheblicher, und der Fußgänger erreicht oder überragt die Dächer der Häuser und sieht aus schräger Höhe in die Fenster. Alle Häuschen sind aus Holz. Nur einige Male unterbricht ein größeres Haus aus Ziegeln, weißgetüncht und von steinernem Aspekt, die triste Reihe der schiefen, faulenden und zerbröckelnden Behausungen. Alle sind sie über Nacht entstanden: zu einer Zeit, als sich der Strom der Naphthasucher hierher zu ergießen begann. Es ist, als hätten diese Bretter nicht menschliche Hände hastig aneinandergefügt, sondern als hätte der Atem der menschlichen Gier zufällige Materialien zufällig zusammengeweht, und kein einziges dieser flüchtigen Heime scheint dazu bestimmt, schlafende Menschen zu beherbergen, sondern die Schlaflosigkeit aufgeregter zu erhalten und zu verstärken. Der ranzige Geruch des Öls, ein stinkendes Wunder, hat sie herbeigezogen. Die selbst geologisch unberechenbare Sinnlosigkeit unterirdischer Gesetze erhöhte die Spannung des Gräbers zur Wollust, und die unaufhörlich akute Möglichkeit, durch kaum 300 Meter von Goldmilliarden getrennt zu sein, mußte einen Rausch erzeugen, stärker als der Rausch des Besitzes. Und obwohl alle der Unberechenbarkeit einer Lotterie und eines Rou-

lettespiels ausgeliefert waren, so ergab sich doch keiner dem Fatalismus des Wartens, das die Enttäuschung schon sachte vorbereitet. Hier, bei den Quellen des Petroleums, gab sich vielmehr jeder dem Wahn hin, daß er durch Arbeit ein Schicksal zwinge, und sein Jagdeifer vergrößerte das traurige Resultat zum Unheil, das er nicht mehr ertrug.
Aus dem unerträglichen Wechsel von Hoffnung und Mutlosigkeit befreite den kleinen Grubenbesitzer erst die mächtige Hand des großen und der »Gesellschaften«. Sie konnten viele Terrains auf einmal kaufen und mit der relativen Gelassenheit, die eine männliche Tugend des Reichtums ist, die Launen des unterirdischen Elements belauern. Zwischen diese Mächtigen, die die Geduld gar nichts kostete und die schnell Millionen säen konnten, um langsam Milliarden zu ernten, schoben sich die mittelgroßen Terrain- und andere Spekulanten mit dem mittelmäßigen Kredit und der mittelmäßigen Risikotapferkeit und verringerten noch die Chancen des kleinen Abenteurers. Diese gaben allmählich ihre Träume auf. Sie behielten ihre Hütten. Manche schrieben ihre Namen über ihre Türen und begannen zu handeln, mit Seife, mit Schnürsenkeln, mit Zwiebeln, mit Leder. Sie kehrten aus den stürmischen und tragischen Regionen der Glücksjäger in die traurige Bescheidenheit kleiner Krämer heim. Die Hütten, die für ein paar Monate gebaut worden waren, blieben indessen lange Jahre stehen und stabilisierten ihre provisorische Hinfälligkeit zu einem charakteristischen Lokalkolorit. Sie erinnern an gestellte Bilder in Filmateliers und an primitive Buchdeckelillustrationen in kalifornischen Erzählungen und an Halluzinationen. Es scheint mir, der ich mehrere große Industriegebiete kenne, daß nirgends die nüchternen Geschäfte so phantastische Physiognomien tragen. Hier schweifte der Kapitalismus in Expressionismus aus.
Und es scheint, daß dieser Ort seinen phantastischen Aspekt behalten wird. Die Stadt wandert nämlich – und keineswegs etwa nur in einem metaphorischen Sinn. Während die alten Quellen zeitweise stagnieren, eröffnen sich neue, und die staubige Straße wandert dem Petroleum nach. Sie schiebt ihre Häuschen vor, schlängelt sich zu einer Biegung und dehnt sich beflissen den Launen des Petroleums entgegen. Stehen in Boryslaw selbst und in Tustanowice die meisten Gruben still, so hämmern Tag und Nacht in Mraznica schon die Bohrer. Ich kann mich von der Vorstellung kaum befreien, daß diese Straße unendlich sein wird, ein langes, weißes, staubiges Band über Höhen und Tiefen, ver-

schlungen und gerade, provisorisch und dennoch während, hinfällig wie das menschliche Glück und dauerhaft wie die menschliche Begierde.

Ich will Ihnen gestehen, daß der Anblick dieser großen Stadt, die hauptsächlich aus einer Straße besteht, mich die realen Gesetze ihrer Gesellschaftsordnung vergessen ließ. Für einige Stunden schienen mir die Spekulation und die Leidenschaft des Geldverdienens elementar und beinahe geheimnisvoll. Die grotesken Gesichter, die hier die Gewinnsucht schnitt, die fortwährend gespannte Atmosphäre, in der sich die unheimlichen Übernacht-Katastrophen jeden Tag ereignen konnten, weckten mein Interesse mehr für die literarisch behandlungsfähigen Schicksale als für die alltäglichen. Die Tatsache, daß es auch hier Arbeiter und Angestellte, Lohntaxen und Arbeitslose geben mußte, verschwand oft hinter der romanhaften Qualität der Individuen. Die Phantasie war lebhafter als das Gewissen.

Immerhin geht es den Erdölarbeitern unvergleichlich besser als etwa Grubenarbeitern. Es sind Qualitätsarbeiter, auch hier. Der durchschnittliche Tageslohn eines Gehilfen beträgt 9 Zloty, also 4.50 Mark, die Arbeit dauert 8 Stunden. Ein Werkmeister erhält 12 Zloty. Die Arbeitsbedingungen sind verhältnismäßig günstig. Man arbeitet in einem wenn auch nicht luftigen, so doch luftnahen Raum, und der Geruch des Erdöls ist keineswegs unangenehm und soll sogar für die Lungen heilsam sein. Dem Laien erscheinen alle Instrumente, mit denen man bohrt, fast enttäuschend primitiv. Motoren treiben die Bohrer an. Ein Mann geht fortwährend langsam im Kreis um eine Art Bassin, eine horizontale Eisenstange in der Hand. So simpel seine Bewegung und seine Tätigkeit auch aussieht, so schwierig mag sie in Wirklichkeit sein. Die Fachleute berichten, daß die Kunst des Arbeiters darin besteht, den Grad und die Art der Bohrungsschwierigkeit beziehungsweise die kleinen und großen Widerstände des Gesteins in der Hand zu fühlen. Die Hand des Arbeiters muß also eine stark entwickelte Tastempfindlichkeit haben und teilweise die Funktion des Auges ersetzen, das bei der Erdölgewinnung ja überhaupt ausgeschaltet ist. Wird zufällig durch einen hineingefallenen Gegenstand, eine große Schraube etwa, das Bohrloch verstopft, so wendet man sinnreiche und listige Mittel an, das Hindernis wieder hervorzuholen, Instrumente von schlauer Griff- und Fangfähigkeit, die im Finstern tasten. Ihre Bemühungen erinnern etwa an die Versuche, einen Pfropfen, der in ein dunkles und

enghalsiges Gefäß hineingefallen ist, wieder ans Licht zu bringen. Dabei gehen Stunden, Monate und Geld verloren.
Geld, Geld, sehr viel Geld! Bedenken Sie, daß eine Bohrung bis zu 1500 Meter etwa 90 000 Dollar kostet, und ziehen Sie daraus den Schluß, daß weder Sie noch ich jemals Grubenbesitzer werden können. Es ist ein Lotteriespiel für Leute, die es eigentlich nicht mehr nötig haben, für Banken und Konsortien und amerikanische Milliardäre. Die Menschen, denen hier einmal das Glück aus der Erde entgegenspringt, haben eigentlich schon das Organ verloren, das uns befähigt, durch materiellen Gewinn glücklich zu werden. Es ist ein gewisser Gegensatz zwischen der märchenhaften Art der Erde, Schätze zu spenden, und dem Aktienbesitz der Naphthagräber und der stoischen Ruhe, mit der sie das Wunder erwarten dürfen. Diese armen Schatzgräber sitzen sehr weit entfernt vom Schauplatz der Naturwunder, in den großen Städten des Westens, und der Umstand, daß sie fern, mächtig, unsichtbar und fast unpersönlich sind, verleiht ihnen den Glanz von Göttern, die mittels geheimnisvoller Ausstrahlung Ingenieure und Arbeiter dirigieren. Der allergrößte Teil der polnischen Gruben liegt im Besitz ausländischer Finanzgewalten. Aus einer Art mystisch gefüllter Kassen werden die Arbeitskräfte bezahlt. Irgendwo weit, auf den großen Börsen der Internationalität, werden Aktien gehandelt, und Transaktionen vollziehen sich nach unerforschten Gesetzen. Das Werden und Vergehen der Himmelskörper im Weltraum ist den Astronomen besser bekannt als den Grubenverwaltern und den Direktoren der Wechsel der Grubenbesitzer. Die kleinen Beamten dürfen nur dasitzen und zittern, wenn ihr Ohr der Widerhall größerer Gewitter auf den Weltmärkten trifft. So wurden zum Beispiel in diesen Tagen drei große Unternehmungen, »Fanto«, »Nafta« und »Dombrowa«, an ein französisches Konsortium verkauft. In Paris war es nur eine kleine Konferenz, drei oder vier Herren zogen ihre Füllfeder und wischten ihre Namen unter Verträge. In Boryslaw und im Land aber werden 500 Beamte brotlos, und der Hunger sieht durch ihre Fensterscheiben und klinkt schon ihre Türen auf, weil in Paris ein Gott ein kleines Sätzchen gesagt hat: Es werde zentralisiert! Und weil es ein französischer Gott war – und nicht zufällig ein englischer –, durchwirken außenpolitische Motive die bedauernden und über dieses Ausmaß der Arbeitslosigkeit erschrockenen polnischen Zeitungsartikel. Skeptiker wollen wissen, daß die neuen Besitzer nur ein Börsenmanöver planen und lediglich den Ver-

kauf der Aktien zu hohen Preisen und eigentlich nicht die Ausbeutung der Gruben. Und sicher ist, selbst für Optimisten, daß Götter nicht zuverlässig sind und von jeder sozialen Gesinnung mindestens so weit entfernt wie von ihren Beamten und Arbeitern.
Ich verließ diese Gegend an einem goldenen, friedlichen Abend, dem nicht anzusehen war, was für ein Gebiet er überwölbte. Die Arbeiter gingen mit der gleichmäßigen Sicherheit heim, mit der nur Bauern von der Feldarbeit kommen, und es war, als trügen auch sie Sensen auf den Schultern, wie ihre Großväter sie noch getragen hatten. Ein paar arme Leute standen am trüben Wasser und schöpften verirrtes Öl mit Kannen. Sie waren die kleinen Kollegen des großen Pariser Dreyfus. Sie haben nicht Aktien, sondern Eimer. Sie verkaufen das gefundene Öl in ganz winzigen Quantitäten und beleuchten damit ihre provisorischen Bretterbuden. Das ist alles, was ihnen die verschwenderische Natur zugedacht hat. Ihre Hütten standen schief, braun und ergeben im goldenen Sonnenglanz. Es schien, daß sie noch mehr zusammenrückten, kleiner wurden und vollkommen verschwinden wollten. Morgen würden sie nicht mehr vorhanden sein.
Ich hoffe, lieber Freund, daß ich Ihnen eine Ahnung von der Atmosphäre des osteuropäischen Kalifornien vermitteln konnte. Ich beschrieb es Ihnen, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht durchaus Idyllisches aus diesem Land zu berichten entschlossen bin.

Inzwischen verbleibe ich Ihr ergebener

J. R.

Frankfurter Zeitung, 29. 6. 1928

BLICK AUF DIE STRASSEN

Lieber Freund,
wenn ich Ihnen mit einer einzigen Formulierung die Gründe bezeichnen wollte, aus denen es mir so schwer möglich ist, eine gewisse Systematik in der Reihenfolge meiner Briefe an Sie einzuhalten, so würde ich sagen, daß ich bei meinen Bemühungen, polnische Verhältnisse planmäßig zu studieren, auf eine merkwürdige Art von Hindernissen

stoße: auf liebenswürdige und entgegenkommende nämlich. Ihnen sind, weil Sie in Deutschland leben, Schwierigkeiten, die das Leben angenehm machen, leider unbekannt.
Meine Absicht zum Beispiel, Ihnen heute eine polnische Fabrik zu schildern, kann ich nicht ausführen. Der Direktor war verhindert. Bei uns in Deutschland hätte er wahrscheinlich »eine wichtige Konferenz abgehalten«. Hier mußte er an dem Tag, an dem wir uns verabredet hatten, ein vollkommen überraschendes Jubiläum des Gymnasiums feiern, in dem er vor zwanzig Jahren Schüler gewesen war, und er lud mich ein, statt seines Betriebs einen Umzug anzusehen. Es gab tatsächlich eine Parade, die jungen Schüler marschierten in Doppelreihen, die alten Herren trotteten in Gruppen und äußerst zahlreich durch die Straßen in die Kirche. Und Zeitungen berichteten ausführlich über das gelungene Jubiläum.
Aber eine *Parade* ist mir nichts Neues mehr. Seitdem ich in Polen bin, habe ich sechs größere und vier kleinere in verschiedenen Städten gesehen, und alle waren gelungen – ganz gleichgültig, welchen Zwecken sie dienen sollten. Es gibt hierzulande nämlich mehrere Arten von Paraden, und um Ihnen das Verständnis für sie zu erleichtern, möchte ich sie einteilen: a) in nationale, b) in kirchliche, c) in militärische, d) in Jugendparaden – und die nationalen wieder in Untergruppen zerfallen lassen: 1. in historische, 2. in aktuelle. An allen Feiern aber sind nationale, religiöse und militärische Elemente beteiligt, alle Paraden haben einen offiziellen Charakter und die meisten einen kirchlichen Anstrich, und zwischen einer Militärkapelle und einer heiligen Messe vollzieht sich der repräsentative Teil des öffentlichen Lebens in Polen. Die sehr menschliche, sehr dramatische und sehr schmerzliche Geschichte dieses Landes liefert eine große Anzahl feierungswürdiger Gedenktage – und die ebenfalls dramatische Entstehung des jungen Staates fügte zu den alten geheiligten Daten neue, noch zu heiligende. In Wirklichkeit hat der tragische Elan, mit dem die Vorsehung das polnische Volk behandelt – als hätte sie sich dem Nationalcharakter angepaßt –, selbst aus der Geschichte des Landes besondere Höhepunkte abgezeichnet und Details mit symbolischer Kraft ausgestattet und eine Art von Kriegswundern geschaffen, die man in der Geschichte anderer Nationen nicht finden könnte. In diesem Lande nehmen viele historische Ereignisse, schon während sie geschehen, auf das Jubiläum Rücksicht, das man ihretwegen später einmal feiern wird. Lesen Sie die polnische

Geschichte, und Sie werden sehen, daß sie gewissermaßen weniger in Linien als in Punkten graphisch darzustellen wäre und daß sie mehr literarisches Rohmaterial als irgendeine andere liefert.
Aber der Hang zur Festivität ist einem jungen Staat gefährlicher als einem alten. Ich habe die Empfindung, daß hierzulande *dreimal wöchentlich Sonntag* ist und daß die Wochentage halbe Samstage sind. Es ist, als ob Volk und Behörden es immer noch nicht fassen könnten, daß es eine reale polnische Selbständigkeit gibt. Es ist, als ob alle unter der Fremdherrschaft verbotenen und halbverbotenen Feiern auf einmal stattfinden wollten. Die Heftigkeit, mit der einen nationalen Feiertag ein militärischer Trommelklang begleitet, sieht dann wie eine kriegerische Bedrohung der nachbarlichen Welt aus. Vielleicht ist Polen nicht das friedlichste der Länder. Aber alle seine militärischen Paraden scheinen mir eher für die Vergangenheit nachgeholt als für die Zukunft bestimmend zu sein. Der Kriegsgott von Polen ist ein Parade-Mars.
Leider sind ihm gut zwei Drittel der polnischen *Jugend* offiziell geweiht. Denn nichts verpflichtet so sehr zur sklavischen Nachahmung wie die Angst. Die Angst vor der militärischen Erziehung der sowjetrussischen Jugend veranlaßt Polen, seine Jugend ebenso militärisch zu erziehen. *Alle Mittelschulen* exerzieren alle Sonntage unter militärischer Leitung, und Dreizehnjährige und Jüngere sehe ich mit Gewehren marschieren und von Offizieren der Armee kommandiert werden. Man nennt diese Militarisierung: »przysposobienie wosjkowe«. Das heißt etwa: militärische Anpassung und Vorbereitung. In Warschau sah ich eine Paradeschau der Schultruppen. Mittelschüler gingen einen Vormittag lang durch die Straßen, an der Ecke, an der ich stand, zählte ich allein zehn Marschkapellen. Es war ein heiterer Sonntag, die Sonne glänzte in blanken Sporen, Säbeln und Tschinellen, und es marschierte sich ausgezeichnet. Solche Sonntage habe ich schon in Moskau gesehen und – seien wir ehrlich – ähnliche in Berlin. Ja, fragten Sie auch, was besser sei: eine Vereinigung aller militaristischen Instinkte in einer nur national und nicht parteipolitisch organisierten Jugend – oder eine freie Auswirkung der Schießtriebe in vielen einander feindlichen Organisationen – ich wüßte nicht, was Ihnen erwidern. Aber die offizielle militärische Vorbereitung der polnischen Jugend verhindert ja auch nicht die Bildung einzelner parteipolitischer und sozusagen privat schießender Truppen. Es bleibt vielmehr immer noch ein Rest von Prügelfreudigkeit übrig, der in der Parteipolitik ausbricht. Und des-

halb weiß ich nicht, ob eine solche zu zeitige Militarisierung den kriegerischen Geist nicht mehr fördert, als dem Vaterland im Innern lieb sein kann. Beruhigt man seine militärischen Instinkte beim Exerzieren, oder regt man sich noch mehr dabei auf?!...
Sie kennen mich lange genug, um zu wissen, daß ich eine Schwäche für das Militär habe. Ich gestehe Ihnen gerne, daß ich mich an der musikalischen Exaktheit der Gewehrgriffe freue und an jener gewissen Präzision der Sorglosigkeit, mit der ein Soldat sich seinem disziplinierten Schicksal überläßt. Aber einem so altmodischen Militaristen wie mir sind *marschierende Frauen* zum Beispiel kein angenehmer Anblick. Die proletarischen Amazonen in Rußland bereiteten mir schon Mißbehagen, wie Sie wissen. Aber dort stimmte wenigstens der weibliche Militarismus mit dem Prinzip der (oberflächlichen und falsch verstandenen) Emanzipation der Frauen überein. In Polen dagegen widerspricht die erfreulicherweise immer noch lebendige traditionelle Ritterlichkeit der Männer dem offensichtlich sympathisierenden Gleichmut, mit dem sie das militarisierte weibliche Geschlecht betrachten.
Hinter den jungen Männern kamen nämlich leider viele Doppelreihen immer blaugekleideter Mädchen. Sie marschierten mit breiten Schritten, um nicht allzuweit hinter den Männern zurückzubleiben, und obwohl sie von Kommandorufen befehligt wurden, konnte ich doch nicht den Eindruck verschmerzen, daß sie dem Offizier, der vorne geritten war, und seinem Säbel gehorchten. Wie gern, lieber Freund, wäre ich diesen Mädchen auf dem Trottoir begegnet! Die Anmut ihrer natürlichen Bewegungen, die meiner Ansicht nach ein wichtigeres Nationalgut Polens ist als die spartanische Gesinnung furchtloser Frauen, ging in dem Eilmarsch verloren – und die charmante Hilflosigkeit, mit der sonst die schönen jungen Mädchen ihre noch nicht oft genug erprobten Gliedmaßen auszubalancieren suchen, wurde vergewaltigt von der martialischen Vorschrift. Ein Jammer, lieber Freund, ein Jammer! Vielleicht sind Sie geneigt, die Anzeichen solcher brutalen Extravaganz, von der ganz Europa befallen ist und der in allen Ländern die sogenannten Reaktionäre wie die sogenannten Revolutionäre erliegen, nicht wichtig zu nehmen. Für mich sind das kleine Vorzeichen eines großen Untergangs! Wenn selbst in diesem westlicher Zivilisation so fernen und dem Bolschewismus so abgeneigten Staat die patriotische Geschlechtslosigkeit propagiert wird – wie im Westen die hygienische und im Osten die proletarische –, so ist es mir ein natürlicher Beweis

dafür, daß die Völker eigentlich einander gleichen (aber in ihren Fehlern) und daß sie wenig Grund haben, einander gram zu sein. Überall wehen die Windjacken. Auch die polnischen Studenten tragen Mützen und Bänder, und die polnischen Gymnasiasten Uniformmützen mit einem Adler. Man liebt hierzulande die Montur und die – sehr hübschen – Nationalkostüme. Die Offiziere lieben Säbel und Sporen auf harmlosen Spaziergängen, und selbst die Infanterie hat einen kavalleristischen Schmiß. Und die Militärkapellen durchziehen gerne und oft die Straßen – eben der Paraden wegen, wie schon gesagt.
Es gibt so viele Anlässe! Heute feiert eine Stadt ihre Einverleibung in den Staat, morgen einen lokalen Sieg, am nächsten Sonntag die Entstehung eines Regiments und am übernächsten dessen Gefallene. Fahnenwehn, Trommelwirbel, Trompetenblasen. Aber es ist gar nicht kriegerisch gemeint! Seien Sie vorsichtig, wenn man Ihnen Symptome mitteilt, und noch vorsichtiger, wenn sie ausgelegt werden! In Polen herrscht einfach eine Art chronisch gewordener Auferstehungsfreude und eine gewisse Verlegenheit, wie die Pause zwischen der Geburt des Staates und seiner Reise auszufüllen wäre.
Auf die *Minderheiten* aber wirken die nationalen und wehrhaften Schaustücke allerdings manchmal wie eine Herausforderung, wie die Manifestation einer nationalen Überheblichkeit, unter der sie zu leiden glauben. Sie sind sehr empfindlich, die polnischen Minderheiten – und am empfindlichsten scheinen mir die Ukrainer zu sein, in deren Gegend ich mich eben aufhalte. Es ist eine interessante und Ihnen wenig bekannte Nation. Ich will Ihnen nächstens Genaueres über sie berichten.

Verlieren Sie bitte nicht die Geduld über die Zwanglosigkeit meiner Briefe, und bewahren Sie, wie bisher, eine freundliche Gesinnung Ihrem

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 8. 7. 1928

RUSSISCHE ÜBERRESTE – DIE TEXTILINDUSTRIE IN LODZ

Lieber Freund,
Wenn ich so ungerecht wäre, dieses Land nach den Bestimmungen und Verordnungen seiner Verwaltungsbehörden zu beurteilen, so bekämen Sie ein skeptisches Ergebnis zu hören. Jene chronischen Katastrophen nämlich, die durch die Gesetze eines Landes sanktioniert, ja sogar hervorgerufen werden, erfährt man so selten! Die Berichterstatter der Zeitungen vermelden nur die aufsehenerregenden Fälle, die gelegentlich – und fast hätte ich zufällig gesagt – ohne die Beihilfe der Behörden stattgefunden haben. Man bleibt nämlich als Journalist und sogenannter Fremder von Distinktion vor allen Maßregeln bewahrt, die auf Einheimische und Ausländer zweiten Grades fast schon als Maßregelungen angewendet werden. Ich gestehe Ihnen, daß ich selbst gerne eine Protektionsbehandlung genieße und daß ich die Scham in Kauf nehme, an stundenlang wartenden Menschen vorbeizugehen und verbotene Türen zu öffnen und von Göttern mit Gummistempeln promptest abgefertigt zu werden. Ich bedauere meinen Mangel an Opferfreudigkeit. Aber ich bedauere noch mehr die Opfer.

Manchmal, um mich unter sie zu mischen, begebe ich mich in ein Polizeiamt, wo Opfer am sichersten anzutreffen sind. Eine Regel, lieber Freund – und sie gilt ohne Ausnahme für alle Länder. Aber jedes Land kennt seine besonderen Abteilungen, in denen die Schikane auf besondere Art gepflogen wird. In Polen gerate ich zufällig in ein Paßamt.

Sie kennen wahrscheinlich die Bestimmung, der zufolge jeder polnische Staatsbürger seine Freizügigkeit, das heißt einen Auslandspaß, mit 250 Zloty bezahlen muß. Aber Sie wissen nicht, daß jeder Pole auch im Innern des Landes verpflichtet ist, ein sogenanntes »Personaldokument« herumzutragen und auf Verlangen der Behörden vorzuweisen. Ein Auslandspaß ist nur drei Monate gültig. (In allen westlichen Staaten ist er 2 bis 5 Jahre gültig und kostet gar nichts oder nur sehr wenig.) Bedenken Sie, daß ein Durchschnittspole – also kein Staatsbeamter, kein Journalist, kein Industrieller, kein »Kaufmann erster Gilde« – acht Tage auf einen Paß warten und folgende Bedingungen erfüllen muß: sich photographieren lassen, mit 250 Zloty zum Finanzamt und schließlich mit allen Papieren zur Polizeizentrale. Und

das muß er wiederholen – jeden dritten Monat –, wenn er alle drei Monate fahren will. Nur gegen ein sogenanntes »Armutszeugnis« bekommt man einen billigeren Paß, aber dann muß der Zweck der Reise dringend sein und von der Behörde als dringend befunden. In allen Fällen muß er angegeben werden. Und wollte zum Beispiel jemand in ein ausländisches Bad fahren, so müßte er sich vom Amtsarzt seines Bezirks untersuchen lassen und eine Bestätigung erbringen, daß er es mit den inländischen Bädern bereits ohne Erfolg versucht hat.
Das sind keine Scherze, sondern Verordnungen. Und ich teile sie Ihnen mit, weil ich Kleinigkeiten für symptomatischer halte als etwa plötzliche Katastrophen. Weder ein Zugzusammenstoß noch ein Generalstreik, noch der Ausbruch einer Epidemie, noch der Umschwung in der Regierung kennzeichnen so sehr das Land, in dem sie sich ereignen, wie diese winzigen und alltäglichen Details eines unaufhörlich behördlich geprüften Privatlebens. Ich kenne ähnliche Details aus allen jenen Staaten, die ihren sträflichen Überfluß an Beamten und Dekreten mit der ständigen »Gefahr« zu erklären versuchen, der sie seit nunmehr einem Jahrzehnt ausgesetzt sein wollen. Ich kenne derlei Bestimmungen aus Albanien und Rumänien und Sowjetrußland – in dem aber schließlich immer noch Revolution ist. In diesen Ländern muß jeder Hotelgast seinen Paß durch den Portier der Polizei vorlegen lassen. In Polen ebenfalls. Aber in jenem Teil des Landes, der früher russisches Staatsgebiet war, gibt man auch den Namen *des Vaters, den Mädchennamen der Mutter und das Religionsbekenntnis* ab. Eine Bestimmung, die man nur in Warschau – offenbar aus Scham vor den vielen »distinguierten Ausländern« – nicht einhält.
Dennoch sind diese Bestimmungen nicht polnisch, sondern Überreste aus der russischen Zeit, und sie erhalten sich, weil in Polen eine einheitliche Verwaltung noch nicht durchgeführt ist – ebensowenig wie ein einheitliches Gesetz. Es wird erst daran gearbeitet.
Ich mache diese Erfahrungen augenblicklich in *Lodz*, dem »polnischen Manchester«. Ich wohne hier in einem großen Hotel, dessen neuzeitlicher Komfort in einem auffallenden Gegensatz steht zum eingestandenen Religionsbekenntnis seiner meisten Gäste. »Das Frühstück« – so lautet eine Verfügung an der Wand – »ist obligatorisch.« Die Ruhe nicht. Denn das Geldverdienen ist in Lodz eine laute Beschäftigung – und das ganze Hotel scheint ihr hingegeben zu sein. Und übrigens ist es die ganze Stadt.

Ich kannte sie noch aus dem Krieg. Ich durfte sie damals nur flüchtig streifen, aber ich erinnere mich, daß sie stärker als alle anderen Städte des Ostens und des Krieges ihre eigene Atmosphäre bewahrt hatte. Sie war nämlich schon früher – und seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts – eine Etappenstadt, eine Etappe des Merkantilismus und der Textilien und ein Kampfgebiet jener Eroberer, deren Ziel nicht ein Territorium, sondern der Weltmarkt ist. Heute fand ich Gelegenheit, ein altes Album mit Photographien aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zu betrachten. Es waren die Porträts der deutschen Webereibesitzer und Unternehmer, die aus Sachsen und Westfalen hierhergekommen sind und deren Erben heute die größten Webereien des Kontinents besitzen. Sie selbst, die Vorfahren, liegen in komfortablen Grüften auf dem Friedhof, unter imposanten Steinen, noch im Tod repräsentativ und von einer Art jenseitiger Kreditfähigkeit. Sie hatten Gesichter strenger Kaufherren, von Protestantismus, Gewissenhaftigkeit und Gustav Freytag gezeichnet. Unter ihnen finden sich Pastoren mit Bäffchen unter dem Kinn, Männer Gottes von unerbittlicher Frömmigkeit und mit praktisch zu handhabender Metaphysik. Es waren die Erbauer der ersten lutheranischen Kirchen in diesem Stück Osten, in dem die Industrie nicht einen Schritt ohne Gott machen wollte. Sie eroberte sich von hier aus Teile von Sibirien, der Wolgagebiete, des Kaukasus. Hier erzeugte man die schlechten Kleidungsstücke, die als Symbole der europäischen Zivilisation auf vorgeschobenem Posten zu allen halbwilden Völkern und Stämmen des großen Rußland kamen. Es gab ihrer so viel – und sie scheinen geradezu nach Lodzer Stoffen gelechzt zu haben. Denn die Fabriken wuchsen und die Schornsteine und die Fabrikanten, und die Stadt dehnte sich aus. Auf einmal hatte sie eine halbe Million Einwohner. (40 Prozent Polen, 35 Prozent Juden und 25 Prozent Deutsche.) Aber niemand – auch der Staat nicht, der so viel Steuern einkassierte – hatte Lust, in Lodz Kanäle anzulegen. Die schmalen, langen Furchen, in denen das bunte Farbwasser warm und dampfend aus den Fabriken den Kanalgittern zufließt, trennen den Gehsteig von der Fahrbahn. Die mehrere Kilometer lange Piotrkowskastraße ist gut beleuchtet und beinahe westeuropäisch gepflastert. Aber in den Seitenstraßen gurgeln und glucksen friedlich die Wässerchen, und an vielen Stellen stinkt heute schon der Regen, der morgen niedergehen wird.

Wie einträchtig leben hier miteinander der Fortschritt und der Rück-

stand! Ungefähr so hat sich Peter der Große die Zivilisation des 20. Jahrhunderts geträumt: die russischen Droschken an den Ecken, Kutscher in Blau mit langen Mänteln und numerierten Blechtafeln – sie erinnern an die Griffe von Hotelschlüsseln – auf dem Nacken. Eine gerade Schnur silberner Bogenlampen über der Straßenmitte. Vor den Eingängen der Kinos mein charmanter Harry Liedtke. Die Kurfürstendammeleganz dreistöckiger Häuser. Neben ihnen winzige Parterrehäuschen aus Brettern und mit Schindeldächern: Farmerbauten aus Wildwest. Einige Restaurants und Kaffeehäuser im Imperialstil der neunziger Jahre. Daneben hölzerne Sodawasserbuden, in denen schwarze Judenmädchen den Hahn eines großen kupfernen Kessels bedienen. An den Kreuzungen Verkehrspolizisten mit weißen Stäben. Im blauen Schatten der Straßenbäume aufgeregte, nächtliche Börsenmanöver mittelalterlich aussehender Juden, schwarze Bärte unter schwarzen Mützen, mit steilem, viel zu kurzem Schild, das die Stirn bis zur Nase bedeckt und die Augen nicht beschattet, sondern eher beschürzt. Und eine Unzahl von Spitzeln aller Nationalitäten und Konfessionen. Gebärdenspäher an jeder Ecke, in den Hotelhallen, neben der Garderobe.

Unwahrscheinlich die Eleganz mancher Frauen. Einige sahen aus wie aus einem Pariser Fünf-Uhr-Tee mittels Flugzeug herübergebracht und in den Abend von Lodz verstreut. Sie lustwandelten an den Armen finsterer, bärtiger, kapottengekleideter Juden und waren deren Ehefrauen. Welche Ehen! Die wohlhabenden jüdischen Mädchen werden in Schweizer Pensionaten erzogen und dann an diese phantastischen Kaufleute verheiratet. Wahrscheinlich geht es ihnen gut. Sie befinden sich alle auf den Wegen zum Reichtum. Die meisten sind kleine Fabrikanten oder Fabrikanten auf Teilung. Der eine hat einen Raum, der zweite die Maschinen, der dritte das Material, der vierte handelt.

Noch der letzte Zeitungshändler dieser Stadt hängt mit jeder Schwankung auf den Märkten zusammen. Wenn es der Textilindustrie schlechtgeht, bekommen die Lehrer an den Privatschulen kein Gehalt. Die Restaurants sind am Abend leer. Es sind aber gar nicht die Industriellen selbst, die hier fehlen, nur die von den Industriellen leben. Alle Fäden, mit denen die Weltordnung Große und Kleine verbindet, sind in Lodz sichtbar bloßgelegt, Fäden aus Baumwolle. Schon hatte man nach dem Krieg geglaubt, es wäre mit der Industrie zu Ende, weil die Kirgisen als Kundschaft nicht mehr in Betracht kamen. Aber welch

ein Irrtum! Die Kirgisen sind nicht die einzigen auf der Welt, die nichts von Baumwolle verstehn. Es gibt auch noch Bauern in Rumänien und exotische Völker befreundeter Staaten.
Die Fabrikanten von Lodz würden um keinen Preis einen jener Stoffe tragen, die sie selbst erzeugen. Sie wohnen übrigens nicht, wie etwa die Grubenbesitzer von Boryslaw, in Paris, in Wien und in London. Sie wohnen in Lodz, neben ihren Fabriken, und kehren der Welt fensterlose Zäune und Wände zu und passieren die Stadt nur im Auto und kreisen hoch über dem Gestank der unkanalisierten Straßen im Aeroplan, und ihre patrizische Einsamkeit wird von unzähligen Polizisten bewacht – obwohl die Mehrzahl der Lodzer Arbeiterschaft der ziemlich konservativen polnischen Sozialdemokratie angehört und die sanften Weberinnen leicht zu behandeln sind.
Der Anblick der jungen Weberinnen war übrigens mein einziger tröstlicher Eindruck. Sie sind hübsch und muten ländlich an und tragen schöne Schuhe und nackte Beine. Verglichen mit den jungen Arbeiterinnen aus unserem Ruhrgebiete zum Beispiel, sind sie gewiß elegant zu nennen. Ein herbeigereister deutscher Industriefachmann – er war Korpsstudent und trägt jetzt die Spuren seiner blutigen Vergangenheit als eine Altheidelberger Nuance durch das östliche Gelände – meinte etwas verbittert: »Leichtsinnige Dinger! Das ganze Geld geben sie für die hohen ungesunden Absätze aus, und dann müssen sie in der Nacht auf die Straßen.« Und infolge jenes Mangels an Ernst, durch den ich mir schon so manchen günstig gesinnten Wirtschaftsführer abspenstig gemacht habe, erwiderte ich: »Es ist schade, daß sich diese hübschen Mädchen nicht auch gute Strümpfe leisten können!« Und der brave Mann verabschiedete sich hastig.

Erlauben Sie mir, daß ich den heutigen Brief mit dieser erfreulichen Mitteilung beschließe, und erwarten Sie in einigen Tagen mit gewohnter Gelassenheit den nächsten von Ihrem

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 19. 7. 1928

DAS LITERARISCHE LEBEN

Lieber Freund,
ich müßte weit ausholen und den Rahmen eines Briefes sprengen, wenn ich Ihnen die literarischen Verhältnisse in Polen so ausführlich darstellen wollte, wie es wohl für nötig befunden werden könnte. Die bedauerliche Tatsache, daß man in Deutschland seit jeher von der polnischen Literatur sehr wenig weiß, würde mich zwingen, Ihnen mehr zu schreiben, als Sie Zeit und Lust hätten zu lesen. Aber wie sollte ich mich beschränken? Und wo soll ich anfangen?
Am besten, scheint mir, mit *einem lebendigen Menschen*. Es wird Ihnen, der Sie genau die Zeitungen lesen, gewiß nicht jene kleine Notiz in den Blättern entgangen sein, in der von einer Zusammenkunft polnischer Dichter auf dem Gut des Grafen *Morstin* die Rede war. Dieser Name hat einen guten Klang – nicht nur einen gesellschaftlichen unter den Überresten der alten europäischen Feudalität, sondern auch einen literarischen. Die Familie kam im 16. Jahrhundert aus dem Süden nach Polen. Ein Jahrhundert später brachte sie zwei bedeutende polnische Schriftsteller hervor: Andreas und Hieronymus Morstin. In dem Haus der Morstins in *Krakau* sah ich das Porträt eines Vorfahren, angefertigt von einem französischen Hofmaler: ein romanisches Angesicht, stolz und bitter und von jenem noblen Hochmut, der ein Vorrecht der wirklichen Traurigen ist. Zum ersten Male schien es mir, daß die Trauer ein Verdienst sein kann und nicht nur ein Attribut, sondern gewissermaßen auch eine Ursache der Adligkeit. Vielleicht kann ich Ihnen eine richtige Vorstellung von dem Angesicht des Alten vermitteln, wenn ich Ihnen sage, daß es ein Ritter aus Eisen und Wehmut war...
Aber ich wollte Ihnen eigentlich den Enkel beschreiben, Ludwig Hieronymus Morstin, eben jenen Mann, der die Idee hatte, eine *Dichterzunft* zu gründen. Er hat Horaz übersetzt und ein ausgezeichnetes, schwärmendes und dennoch gewissenhaftes Buch über Italien geschrieben, wo er zwei Jahre Militärattaché war. Es wird in der heutigen Diplomatie nicht viele Militärattachés geben, die Horaz übersetzen. Offenbar gehört dazu eine Tradition, das heißt: gleichsam eine ständig wache Erinnerung des Blutes an die Zeit, in der die Soldaten Schöngeister sein durften und der Militarismus wie der Dilettantismus ein Vorrecht der Geburt war.

Dieser Morstin bewirtete also die polnischen Dichter einige Tage, gab ihnen zu Ehren ein Fest und vermittelte zwischen ihnen und der in Polen (aus Mangel an einer machtvollen Industrie) immer noch bestimmenden Kaste des Adels. Welch ein Optimismus! Herr Morstin findet Beziehungen zwischen dem Adel der Geburt und dem der Genialität und will den Dichtern zu einer gesellschaftlichen Stellung verhelfen, indem er sie an der »Spitze der Nation« marschieren läßt. Das ist nur noch in Polen möglich, dem Land, von dem ich Ihnen vor einigen Wochen schrieb, es bewahrte im heutigen Europa die letzten Erinnerungen an den Feudalismus. Stellen Sie sich dieses Fest der Dichter vor: Auf dem Gut defilieren *alle Schulen* der Umgebung vorbei, den Kindern erzählen die Lehrer, daß die Dichter die Schatzhüter der Nation seien und viel mehr als die Besitzenden, die Reichen, die Gutsherren und die Regierenden. Die Kinder sagen vor den Dichtern Gedichte auf, und die Dichter – als wären es Könige – küssen die Kinder auf die Stirn. Das klingt Ihren Ohren wie eine ganz alte Geschichte. Denn die Phantasie, die immer eine leise Neigung zum Grotesken hat, spiegelt Ihnen vor, unsere Großindustrie zum Beispiel hätte plötzlich ein so persönliches Interesse an den Autoren deutscher Bücher wie an den Verfassern der Reklame-Inserate (welche übrigens die Volksliteratur unserer Zeit genannt werden könnten) und wir alle wären im Ruhrgebiet zu Gast. Ermessen Sie an dieser Vorstellung und an jener Tatsache, wie weit Polen von uns entfernt ist und vom ganzen Zivilisationswesten! Bei uns hängt die gesellschaftliche Geltung nicht einmal mehr von der Höhe der Auflagen ab – nur von der Höhe der Einnahmen –, und unsere Kinderchen sagen uns keine Gedichte auf, sondern Automobilmarken. Bei uns werden noch viele Generationen vergeblich dichten und ohne Wirkung in die Gräber sinken.
Man denkt jetzt in Polen an die *Gründung einer Dichterakademie.* Man schlägt vor, daß die Mitglieder von *Pilsudski* selbst ernannt werden sollen. Wie merkwürdig muß Ihnen auch das erscheinen! Aber kennten Sie dieses Land, Sie fänden es selbstverständlich. Denn hier ist das Bedürfnis nach einer Legitimierung durch eine körperliche Autorität so stark, daß sie sich wohl zumuten darf, auch geistige Einrichtungen zu befruchten, und es gibt immer noch Fälle, in denen ein Befehl und ein Symbol gesetzmäßiger erscheinen als eine freie Wahl und ein freier Wille.
Ja, dieser polnische Staat, von dem ich Ihnen vor ungefähr zwei Wo-

chen schrieb, daß er sich um die militärische Vorbereitung der Jugend bemüht, macht wenigstens zum Teil gut, was er Unangenehmes zu machen sich selbst verpflichtet scheint. *Er sorgt für die Literatur.* Das Kunstdepartement des Unterrichtsministeriums verwaltet ein Schriftsteller, der bekannte Novellist Rogowicz. Es ist unter anderem seine Aufgabe, dem Minister jährlich sechs Stipendiaten unter den Schriftstellern vorzuschlagen, von denen jeder 300 Zloty monatlich erhält. Die älteren und verdienten polnischen Schriftsteller bekommen *lebenslänglich eine Pension.* Für die Dichterakademie ist eine halbe Million jährliches Budget vorgesehen, die Akademiker beziehen Gehälter und werden eine Viertelmillion jährlich Preise verteilen. Jedes Jahr kommt ferner ein Preis vom Staat in der Höhe von 10 000 Zloty zur Verteilung, und *alle größeren polnischen Städte* haben jährlich Preise für literarische Werke ausgesetzt.

Allerdings gibt es in Polen nur zehn Verleger, die für ernstere literarische Arbeiten in Betracht kommen, sehr viele Analphabeten (aber auch sehr viele Leihbibliotheken). Die höchsten polnischen Auflagen bewegen sich zwischen 25 und 30 000. Ein junger Romanautor kann höchstens 3 000 erwarten. Literarische Zeitschriften, deren es etwa acht gibt, zahlen gar nichts oder sehr wenig. (Die polnischen Tageszeitungen haben ein viel zu billiges Niveau.) Einige junge Dichter sind Staatsbeamte geworden und Diplomaten. (Eine Anlehnung an die französische Tradition.)

Ich muß Ihnen wenigstens noch ein paar Namen der Jüngeren nennen, ein paar aus der sogenannten »Skamander«-Gruppe: Tuwim, Lechoń, Wittlin, Iwaszkiewicz, Wierzynski – obwohl ich weiß, daß sie Ihrem Ohr nur Klänge ohne Inhalt sind. Es sind interessante und trotz ihrer Jugend bedeutende Schriftsteller. Einige, wie Tuwim und Wittlin, die Kritiker Ortwin und Irzykowski, die Dramatiker Witkiewicz und Broniewski und jener Morstin, von dem oben die Rede war, hätten auch dem Westen etwas zu sagen. Aber es sind noch immer nicht alle Namen, die in Betracht kämen, hätte ich die Absicht, Ihnen einen »Abriß« der polnischen Literatur von heute zu geben. Ich begnüge mich mit dem Versuch, Ihnen anzudeuten, welche Stellung die Schriftsteller innerhalb der sozialen Struktur des Landes einnehmen. Sie stehen mit wenigen Ausnahmen – es gibt ein paar proletarische Schriftsteller, die ich noch einmal erwähnen werde – außerhalb der Klassen, neben den Klassen. Auch in Polen sind die Schriftsteller ohnmächtig.

Sie haben noch eine Hoffnung: die auf *die Analphabeten.* Vielleicht, wenn ein Wunder geschieht, wird aus ihren Reihen, sobald sie lesen gelernt haben, das Echo geboren, auf das die Schriftsteller warten. Wenn aber kein Wunder geschieht, wird man in Polen wie bei uns billige Broschüren zu »Bildungszwecken« und Magazine zur »Erholung« lesen. Und vergeblich, wie schon seit Jahrzehnten im Westen Europas, werden die still hingesäten Worte mit harten Schlägen auf den spröden Acker fallen wie Kieselsteine auf Glas. Es scheint ein Gesetz zu wollen, daß sich alle Bekenntnisse in Plakate und alle Sprachen in Reklametrommeln verwandeln. Es ist die Zeit der verschwendeten Worte und der nutzlosen Staaten.

Ich höre schon, wie Ihr glücklicher Optimismus mir still widerspricht, und bleibe trotzdem wie immer Ihr alter

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 2. 8. 1928

DIE UKRAINISCHE MINDERHEIT

Lieber Freund,
während ich mich anschicke, Ihnen über das *Volk der Ukrainer* zu schreiben, habe ich den Klang seiner Lieder im Ohr und vor meinem Auge das Angesicht seiner Dörfer. Meine ständige Bemühung, Ihnen lieber eine statistische Tatsache als einen lyrischen Eindruck zu vermitteln und bei der Schilderung einer Stadt etwa über der Beschreibung ihrer Atmosphäre die Zahl ihrer Einwohner nicht zu vergessen, störte in diesem Fall der besondere Charakter einer Nation, die niemals dazu kommt, ihre eigenen Statistiken selbst anzulegen, sondern das Unglück hat, von Völkern, von denen sie regiert wird, gezählt, eingeteilt und überhaupt »behandelt« zu werden. In diesem Europa, in dem die möglichst große Selbständigkeit der Nationen das oberste Prinzip der Friedensschlüsse, Gebietsteilungen und Staatengründungen war, hätte es den europäischen und amerikanischen Kennern der Geographie nicht passieren dürfen, daß ein großes *Volk von 30 Millionen,* in mehrere nationale Minderheiten zerschlagen, in verschiedenen Staaten

weiterlebe. Zwingt man sich (wider sein besseres Wissen) zu jener naiven Anschauung, daß die Nationen in Europa in säuberlich voneinander getrennten Gebieten leben wie auf Schachbrettern, so ist nicht einzusehen, weshalb man ein großes Volk einfach vergaß und weshalb man das Gebiet, auf dem es lebt, nicht zusammenzuschließen versuchte, sondern neuerlich aufteilte. Die Ukrainer, die in Rußland, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Rumänien vorhanden sind, verdienten gewiß einen eigenen Staat wie jedes ihrer Wirtsvölker. Aber sie kommen in den Lehrbüchern, aus denen die Weltaufteiler ihre Kenntnisse beziehen, weniger ausführlich vor als in der Natur – und das ist ihr Verhängnis.

Wie Sie wissen, gehört heute das größte geschlossene ukrainische Gebiet zum Verband der Sowjetstaaten. Ihre weitesten nationalen Freiheiten und Rechte haben die Ukrainer in Sowjetrußland, weil dort die nationale Autonomie der Minderheiten ein heiliges Prestigegebot ist. In der polnischen Republik dagegen sind von allen nationalen Minderheiten – Weißrussen, Juden, Deutschen – die Ukrainer neben den Litauern die unzufriedensten. Der plötzlich nach einer jäh unterbrochenen Entwicklung wiedererstandene polnische Staat versuchte automatisch (und jedenfalls mehr aus einer Reaktion gegen das eben überwundene Unglück als aus einer natürlichen Veranlagung, die man ihm vorwirft), sich als einen Nationalstaat zu betrachten und danach seine Minderheiten zu behandeln. Er, der erst vor zehn Jahren entstanden war, muß langsam die Entwicklung nachholen, die andere Staaten in den letzten 50 Jahren gemacht haben.

Die Ukrainer begrüßten ihn nicht freundlich. Ihre vollendete Niederlage in Ostgalizien, das Unverständnis, dem ihre Vertreter bei den Siegerstaaten begegneten, bestimmten ihr feindseliges, zumindest mißtrauisches Verhalten gegen den polnischen Staat seit dem ersten Tag seiner Entstehung. Es hat sich bis heute nichts geändert. Das Verhältnis zwischen Ukrainern und Polen wird heute gestört durch eine aktive Propaganda der Sowjets und noch mehr durch eine Art passiver Vorbildlichkeit. Denn selbst der dümmste ukrainische Bauer bedarf nicht erst eines sowjetrussischen Agitators, um jenseits der nahen Grenze die vollkommene und beinahe übertriebene nationale Autonomie zu sehen, deren sich die Sowjet-Ukrainer bedienen dürfen. Schließlich kommt noch ein soziales Moment hinzu: Die große Masse der ukrainischen Landbevölkerung bilden kleine und arme Bauern, die

von polnischen Grundbesitzern abhängig sind. Vielleicht würde den kleinen Bauer, der nicht lesen und schreiben kann, die Frage der ukrainischen Universität gar nicht bekümmern, wenn er nicht wüßte, daß Schulen und Universität ihm von jener Seite verweigert werden, die er die »Herrschaftliche« nennt. Nur durch die materielle Abhängigkeit der Bauern von den polnischen Besitzern kam es zu dieser überraschenden Popularisierung der national-ukrainischen Idee, deren Träger und Verbreiter noch vor ein paar Jahrzehnten eine geringe Schicht Intellektueller gewesen war.
Eigentlich gehörte sie einer anderen Welt an als die geführten Bauernmassen – und wenn nicht einer anderen Welt, so doch einer anderen Interessensphäre. Ein Teil der Intellektuellen erlag der zaristischen allrussischen Propaganda gegen Österreich, nannte sich »russophil« und vermochte eine große Anzahl der Bauern für Rußland zu gewinnen. Diese »Russophilen« sind heute im Aussterben begriffen. Denn immer – und heute wie vor dem Krieg – werden die Tendenzen und Strömungen in den außerrussischen Teilen der ukrainischen Nation *von Rußland bestimmt.* Als der Zar noch regierte und keine Ukrainer, sondern nur »Klein-Russen« kennen wollte, neigten Teile der österreichischen Ukrainer zum Zarentum, zum orthodoxen Glauben und zum Russentum. Heute, da die Sowjets regieren und die ukrainische Nation anerkennen, neigen Teile der polnischen Ukrainer zum Kommunismus.
Darüber täuscht die politische Parteiengruppierung der Ukrainer auch nicht hinweg. Charakteristischer als die große bürgerliche Partei der nationalen Ukrainer, die »Undo«, und als die noch bedeutendere Partei der »ukrainischen Radikalsozialisten« scheinen mir die Vorgänge zu sein, die ich selbst beobachten durfte und ich Ihnen zusammenfassend etwa so formulieren würde: Ein großer Teil der ukrainischen intellektuellen Jugend sympathisiert mit Sowjetrußland und dem Kommunismus. Aus ihren Reihen rekrutieren sich die fleißigsten Agitatoren, die bei den armen Bauern williges Gehör finden. Allmählich und ständig wächst die Zahl der sowjetfreundlichen ukrainischen Bauern, die *nur von einer sozialen Revolution eine nationale Befreiung erhoffen* und denen beides gleich erstrebenswert erscheint. Die vielen Hochverratsprozesse, die der polnische Staat gegen Ukrainer inszeniert, können nur noch die bürgerlichen Teile der ukrainischen Nation ebenfalls für Sowjetrußland gewinnen.
Ich hoffe, lieber Freund, daß Sie mir bis hierher gefolgt sind, ohne

ungeduldig geworden zu sein. Die Gewissenlosigkeit, die ich haben müßte, um Ihnen in einigen Zügen den sogenannten »Nationalcharakter« der Ukrainer zu schildern, besitze ich nicht. Nur der Vollständigkeit halber – und ohne seine Meinung zu teilen – übermittle ich Ihnen hier, was mir ein polnischer Freund über die Ukrainer gesagt hat. Er nannte sie dickköpfig, harthörig und grob. Von ihren intellektuellen Führern und Politikern behauptete er, sie hätten die »falsche Eleganz von Provinzphotographen« und »die unelastische Charakterstärke halbgebildeter Fanatiker«. Ähnliche Urteile hörte ich oft, wenn auch nicht so scharf und höhnisch formulierte.

Was ich selbst von den Ukrainern weiß? Nicht sehr viel: Ich erinnere mich an einen griechisch-katholischen Feiertag im Sommer. Auf dem Hügel über dem Dorf leuchtete die weiße Kirche, von einem grünen Friedhof umgeben. Auf ihrer Kuppel aus grauem Blech glänzte ein goldenes Kreuz. Man konnte, wenn man die Hand über die Augen hielt, die große Glocke in der Mitte des Glockenstuhls schwingen sehen und links und rechts von ihr die zwei kleinen. Auf den tiefen dichten und dicken Strohdächern der niedrigen Hütten lag die Sonne wie in mehreren Schichten, ein Haufen aufgebetteter Sonne. Stand man vor dem Eingang zur Kirche, so sah man rings im flachen Land die vielen geraden und gewundenen Straßen und in der Ferne ein zweites Dorf und dann noch ein drittes. Aus allen Dörfern – in denen es keine Kirche gibt – strömten die Menschen herbei. Die Bäuerinnen trugen grüne, rote und weiße Schürzen über weißen Kleidern und die Bauern große gelbe Strohhüte, weiße Hemden und schwarze Stiefel mit kurzen Schäften. Die Bäuerinnen trugen hohe Schnürstiefel, an den Senkeln zusammengebunden, über der Schulter und gingen barfuß. Die ganze Welt war voller Licht, der blaue Himmel ging in einer ganz weiten Ferne in einen schmalen silbernen Streifen über, mit dem er rings um die Erde geschmiedet zu sein schien. Alles war klar, es gab kein Geheimnis in der Welt, keine zweideutige Farbe, keine Ahnung. Sogar die Bettler vor der Kirche steckten in scharf konturierten Lumpen aus einem selbstverständlichen Braun, und die Krüppel, denen Beine und Arme fehlten, waren nicht wie Verstümmelte, sondern in ihrer Mangelhaftigkeit Vollkommene.

Ich behalte dieses Bild in der Erinnerung wie unter einer gläsernen Decke und glaube, daß es charakteristisch ist für das simple ukrainische Land. Wäre ich jetzt bei Ihnen, ich versuchte, Ihnen ein ukraini-

sches Lied vorzusingen. Diese Lieder sind die schönsten, die ich im Osten Europas gehört habe. Sie sind so einfache Äußerungen der Natur und des täglichen Lebens wie Gras auf einer Wiese und ein junges Mädchen, das eine Sichel trägt. Ebenso einfach wie die zackigen bunten Muster an den Kragen und Manschetten der Hemdblusen, die das Volk trägt und in denen ein tiefes, fast bräunliches Rot mit einem ganz dunklen Gewitterwolkenblau abwechselt.
Einen ukrainischen Bauern behalte ich im Gedächtnis, der noch nie eine Eisenbahn gesehen hatte und der mir einmal sagte: »Zu Fuß komme ich später an als Sie mit der Eisenbahn, aber ich will ja auch gar nicht dorthin, wo Sie ankommen wollen.« Er hatte ein winziges Gesicht aus braunem Leder. Seine Augen verbarg er, wenn er sprach, unter den Lidern, als wäre es ihm verschwenderisch erschienen, zu sprechen und auch noch zu schauen.
Erklären Sie sich, lieber Freund, aus diesen Brocken den »Charakter des Volkes«, wenn Sie Lust haben. Es ist von der Zivilisation weiter entfernt als seit der Revolution das russische und als (seit jeher) das polnische. Es ist unwissend, arm, zerschnitten und schön.
Ich werde Ihnen bei anderer Gelegenheit von seiner Literatur berichten.

Ihr ergebener

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 12. 8. 1928

DIE DEUTSCHE MINDERHEIT

Lieber Freund,
über deutsche Volksteile in fremden Ländern kann ich zu Ihnen nicht ohne eine gewisse Rührung sprechen – und auch nicht, ohne einiges von mir selbst zu erwähnen –, worum ich Sie von vornherein um Entschuldigung bitte. Zwischen den Deutschen, die vor Jahrzehnten und Jahrhunderten ausgewandert sind und über Tausende Meilen das deutsche Wort trugen, wie Winde Samen tragen, und mir, dem dieses gleiche Wort bescheidene Früchte schenkt, besteht wohl kein stärkerer,

aber ein zarterer Zusammenhang gleichsam, als es jener ist, der mich mit dem großen, geschlossenen Teil unserer Sprachgemeinschaft verbindet. Jene wandernden Deutschen, die nach Afrika und Amerika, in die Steppen an der Wolga und in die grünen Ebenen Ungarns, in die steinigen Bergdörfer des Kaukasus und in die wehmütigen Felder der Slawen gegangen sind, scheinen mir die anmutigen, friedlichen und tapferen Träger einer deutschen Sendung zu sein, die es sicherlich gibt und die nicht eine Eroberung, sondern eine Befruchtung der Welt bedeutet. Und selbst in den gewaltsam vom Reich abgetrennten Deutschen, die lieber beim deutschen Staat geblieben wären, sehe ich nicht nur die Opfer eines nationalen Mißgeschicks, sondern auch – und vielleicht noch mehr – die Missionäre einer nationalen Idee und die Werkzeuge eines nationalen Schicksals. Die Selbstverständlichkeit, mit der Deutsche einem fremden Staat dienen und dem eigenen Volk treu bleiben können, scheint mir eher eine natürliche Friedfertigkeit, einen nüchternen Tatsachensinn und ein kosmopolitisches Verständnis zu beweisen als etwa einen offensiven nationalen Eifer. Der polnische Staat, in dem nach der offiziellen Statistik die Deutschen 3,04 Prozent der ganzen Bevölkerung ausmachen, kann sich seit einigen Jahren überzeugen, daß ihm von allen seinen Minderheiten *die Deutschen am wenigsten zu schaffen geben* – und das, obwohl er rein deutsche Gebietsteile annektiert hat, mehr aus strategischen als aus historischen oder kulturpolitischen Gründen. Ein kluger Pole, ehemals österreichischer Politiker, der noch aus einer alten österreichischen Gewohnheit die zugespitzten und also nicht ganz wahren Formulierungen liebt, sagte mir in einem Gespräch über die polnischen Deutschen: »Ich wäre froh, wenn die Polen in der polnischen Republik so gute Staatsbürger wären wie unsere Deutschen.« Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen immerhin die Tatsache mitteilen: daß in allen Staaten der Welt die Deutschen die gewissenhaftesten Steuerzahler sind. Ohne Zweifel eine große staatsbürgerliche Tugend.

Ich werde nicht umhin können, Ihnen einiges »trockene« Material mitzuteilen, und ich tue es lieber jetzt: Die deutsche Bevölkerung Polens ist im Sejm durch 17 Abgeordnete vertreten, im Senat durch 5 Senatoren. Die wichtigsten politischen Parteien sind folgende: Deutsche Sozialistische Arbeitspartei; Deutsche Katholische Volkspartei; Deutsche Partei; Deutscher Volksverband; Deutscher Nationalsozialistischer Verein für Polen; Bürgerliche Deutsche Partei; Deutscher Volks-

bund für Polnisch-Oberschlesien; Deutsche Vereinigung in Sejm und Senat für Posen, Netzegau und Pommerellen.
In vielen Fällen konnte ich die erfreuliche Erscheinung feststellen, daß innerhalb dieser Parteien (in denen linker und rechter Radikalismus seinen Ausdruck findet) eine größere nationale Einigkeit besteht, jedenfalls eine deutlicher sichtbare als zwischen unseren politischen Parteien im Reich. In verschiedenen deutschen Blättern verschiedenster politischer Gesinnung las ich die gleichen Artikel der gleichen Verfasser – immer dann, wenn es sich um eine nationale Frage von Bedeutung für die Gesamtheit handelte.
Es erscheinen in Polen 104 Zeitungen und Zeitschriften in deutscher Sprache, von ihnen die meisten (39) in Oberschlesien, 37 in Posen, 10 in Pommerellen, 13 in Lodz und 3 in Lemberg.
Die besondere Vorliebe der Deutschen für einen Zusammenschluß in Vereinen, die wir kurz und spöttisch »Vereinsmeierei« nennen, die aber außerhalb der Grenzen des Reiches die Lebendigkeit einer Gesinnung bezeugt, schafft sehr viele und sehr bedeutende Vereinigungen und führt zum Beispiel zu der merkwürdig anmutenden Tatsache, daß in der Stadt Bielsko, in der 13 000 Deutsche leben, 100 deutsche Verbände bestehen. Es gibt in Polen eine »Deutsche Amateurbühne«, eine »Deutsche Turnerschaft«, Sängerbünde, Schulvereine, den Allgemeinen freien Angestelltenbund, den Deutschen Metallarbeiterverband, landwirtschaftliche Gewerkschaften, eine Deutsche Bauernbank, einige deutsche Mittelstandskassen, von den religiösen Vereinigungen nicht zu sprechen, katholischen und evangelischen. (Es sei Ihnen bei dieser Gelegenheit mitgeteilt, daß etwa 70 Prozent der deutschen Bevölkerung evangelisch, 30 Prozent katholisch sind.)
Wozu ich Ihnen dies alles schreibe? – Um Ihnen zu zeigen, wie wenig Mühe eine Minderheit wie die deutsche dem Staat verursacht, in dem sie lebt. Sie kommt gewissermaßen seinen Pflichten, für ihre kulturelle Eigenart zu sorgen, auf halbem Weg entgegen und seiner Pflicht, für die materielle Wohlfahrt zu sorgen, auf ganzem. Es bleibt ihm eigentlich nicht viel mehr zu tun übrig, als sich passiv zu verhalten und die Deutschen in ihren Bemühungen, sich selbst zu helfen, nicht zu stören. Aber gerade das fällt einem jungen Staat so schwer, dessen außenpolitisches Verhältnis zum Deutschtum nicht immer ungetrübt war und der selbst noch lange Zeit brauchen wird, ehe er sich daran gewöhnt, daß er kein reiner Nationalstaat ist.

Ich brauche Ihnen die verschiedenen akuten Anlässe nicht zu erwähnen, die in Oberschlesien und Pommerellen Reibungen, Mißhelligkeiten und Mißverständnisse verursachen. Sie erfahren das meiste (oft übertrieben) aus den Zeitungen. Ich besorge lieber die weit angenehmere Aufgabe, Ihnen mitzuteilen, daß es augenblicklich und unter dem Regime Pilsudskis den nationalen Minderheiten in Polen – und besonders der deutschen – weit besser geht als ehemals. Denn ist Pilsudski zweifellos auch nicht ein Mann von großer diplomatischer Klugheit, der aus Gründen einer guten »Staatsräson« den Deutschen nationale Freiheiten läßt, so ist er doch ein Fanatiker der Gerechtigkeit – wenn auch manchmal einer sehr subjektiven; so hat er doch begriffen, daß für Polen das Wichtigste ist, aus der Reihe jener Länder ausgeschieden zu werden, die das (oft ahnungslose) westeuropäische Gewissen »balkanisch« oder »asiatisch« nennt; so weiß er doch, daß die Deutschen ein gutes staatsbürgerliches Material abgeben. Es hat *nicht* den Anschein, als ob die verschiedenen Verletzungen minderheitlicher Rechte der Deutschen etwa einer Tendenz der Regierung entsprechen würden. Sie sind vielmehr Zufälligkeiten und Überreste. Seien wir versöhnlich.

Es gibt eigentlich keine akute »deutsche Frage« in Polen, wie es eine ukrainische, eine weißruthenische, jüdische gibt. Ich wollte, Sie hätten mit mir den stillen Frieden deutscher Kolonien in Ostgalizien und Wolynien gesehn; Sie hätten die Natürlichkeit gesehn, mit der seit den Zeiten ihrer Urgroßväter die Schwaben eine fremde Erde zur eigenen machen, eigene Häuser im eigenen Stil unter fremden Häusern bauen. Es ist, als ob die Notwendigkeit, einen sauberen, geraden, grün-weiß gestrichenen Zaun um Haus und Hof zu zimmern, ein Diktat des Bluts und weniger ein Gebot des Vorfahren wäre, und das deutsche Wort, das jeder so selbstverständlich gebraucht wie in Deutschland, wäre wirklich durch ein Wunder und einen Wind herübergebracht worden. Gewiß sind Blutmischungen vorgekommen, und ohne Zweifel ereignete sich im Laufe der Jahrzehnte das noch unerklärliche Phänomen einer Anpassung der Physiognomien an Klima und Erde. Aber immer blüht das Wort wie ein Glaube, befruchtet still wie ein Samen, reift wie Korn und Weizen, lebt gleichsam nicht wie von den Menschen gepflegt, sondern als pflegte es selbst die Menschen. Jedesmal, wenn man von einer alten Frau, die wie eine slawische Bäuerin aussieht und auch manchmal so gekleidet ist, ein Wort hört, das einen schwäbischen

Klang hat, fühlt man jene leise, gute, ein wenig schmerzhafte Freude, die uns durchzieht, wenn wir eine Melodie wiederfinden oder einen Uhrenschlag, die unsere Kindheit begleitet haben. In Deutschland ist, was man »das Deutsche« nennt, selbstverständlich (wenn es nicht durch die Zivilisation verfälscht ist). In einer deutschen Kolonie in Polen ist es immer echt, immer merkwürdig und dennoch immer heimatlich.
Sie wissen, daß in Polen viele deutsche Schulen aufgehoben wurden, deutsche Kinder oft gezwungen sind, polnische Schulen zu besuchen, und überhaupt die Tendenz besteht, das Fremde zu assimilieren. Es ist möglich, daß die verstreuten Kolonisten einmal aufgehen werden im Polentum, wie im Lauf der Jahrhunderte deutsches Blut sich mit allen Rassen der europäischen Welt vermischt hat. Es geschah zum Nutzen der andern, ohne Zweifel, und sehr selten zu unserm eigenen. Aber es ist für einen, der die Menschheit über der Nation nicht vergißt und über der Existenz nationaler Wünsche nicht die großen, unerforschbaren Absichten der Geschichte, ein wenig köstlich zu denken, daß auch die (in seinem Sinne) negativen Ergebnisse deutscher Auswanderung wahrscheinlich einen geheimen und fernen Sinn haben. Hoffen wir, daß es ein humaner Sinn ist.

Ich bleibe Ihr ergebener

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 9. 9. 1928

EIN LESERBRIEF UND DIE ANTWORT

Sehr verehrter Herr Joseph Roth!
Nach einigem Zögern gebe ich der Versuchung nach, Ihren letzten Brief aus Polen zu beantworten. Ich besuchte Polen mehrfach im letzten Jahre. Vielleicht hat mich der Grundton Ihres Briefes gerade deshalb angesprochen, weil ich gewohnt bin, die Dinge des Deutschtums im Ausland mit anderen Augen zu sehen. Sie haben ohne Mißtrauen beobachtet. Überzeugt, daß diese Deutschen, die Sie auf Ihren Wanderungen gefunden haben, Träger einer Sendung sind, auch wo sie selbst

diese Sendung mit Opfern ihres Deutschtums bezahlen, entgehen Sie der Gefahr, dem Deutschtum Beachtung erst zu schenken, wo seine Bedrückung anfängt. Unbelastet durch angelernte Kenntnisse und vorgefaßte Meinungen genießen Sie dankbare Entdeckerfreuden. Das Selbstverständliche ist Ihnen zum Erlebnis geworden.

Sie haben das Wundern gelernt, aller Philosophie Anfang. Und Sie wissen dem schöne Worte zu leihen. Sie hätten bei dem Anfang nicht stehenbleiben sollen. Sicher hätte ein Weiterphilosophieren Ihnen manche beglückende Einsicht und uns treffende Formulierungen über die Sendung der deutschen Volksgruppen in der Fremde für die deutsche Gesamtkultur gegeben. Einmal klingt es bei Ihnen an, daß »das Deutsche« draußen von der Zivilisation weniger verfälscht ist als im Mutterlande. Könnte nicht der tiefere Sinn eines die Grenzen überspannenden deutschen Volksbewußtseins darin liegen, diese ungebrochenen Kräfte dem Gesamtvolk zufließen zu lassen? Ich bedauere es, daß Sie solchen Gedanken nicht weiter nachgegangen sind. Der politisch Tätige, der sie ausspricht, belastet sie so leicht mit dem Verdacht, daß politischer Kräftezuwachs gemeint ist. Wenn man diesem Versuch auch nie entgehen wird, so behielte es doch seinen Wert, wenn ein politisch Unbelasteter, einer, der kein »Vorkämpfer« ist, den geheimnisvollen Strömen zwischen den vielen Gliedern des deutschen Volkes nachspürte.

Vielleicht haben Sie es getan. Aber in Ihrem Briefe gleiten Sie nach kurzen Andeutungen in das Politische ab. Ohne inneren Zwang, wie mir scheint, und ohne recht zu überzeugen. Daß von allen Minderheiten die deutsche dem polnischen Staat am wenigsten zu schaffen gibt, würde mehr für Indolenz als für Ungefährlichkeit zeugen. Denn so liegt es doch wirklich nicht, daß die Deutschen kein Recht hätten, dem polnischen Staat nichts zu schaffen zu machen. Ich kann leider Ihren Eindruck, daß es der deutschen Minderheit unter dem Regime Pilsudskis bei weitem besser geht als früher, in keiner Weise bestätigen. Nehmen wir doch den entscheidenden Punkt für jede Verurteilung der Lage einer Minderheit, das kulturelle Leben und insonderheit das Schulwesen. Meine Beobachtungen gehen leider dahin, daß mit der einzigen Ausnahme vielleicht von Galizien die Assimilierungstendenz, die Sie selbst erwähnen, sich noch nie so rücksichtslos und planmäßig durchgesetzt hat wie im letzten Jahre. Die zahlreichen Schließungen öffentlicher deutscher Schulen, denen durch bürokratische Schulver-

bandsgeometrie die erforderliche Schülerzahl genommen wird, sind dabei nicht das Schlimmste. Das wäre zu ertragen, wenn man der freien Betätigung der Deutschen erlaubte, die Lücken zu füllen. Sie erwähnen selbst, daß auch hier Schwierigkeiten vorliegen. Aber diese Schwierigkeiten werden nicht geringer, sondern größer. Mit einem Raffinement, das jedem preußischen Geheimrat alter Schule Bewunderung abnötigen muß, werden vergilbte hundertjährige, preußische Kabinettordres hervorgesucht, um die Errichtung deutscher Privatschulen verbieten zu können.

Wo in aller Welt haben Sie Fortschritte gefunden? Hat man Ihnen in dem stillen Frieden der deutschen Kolonien Wolyniens nichts von dem berüchtigten Pächterschutzgesetz erzählt, das es zuläßt, daß noch heute deutschen Kolonisten zur Strafe für ihre Evakuierung durch die Russen ihre Gehöfte weggenommen und niedergerissen werden *können* und niedergerissen *werden*? Daß die Zahl der Exmissionen und Zerstörungen seit 1926 in Wolynien geringer geworden ist, berechtigt noch nicht, von wesentlicher Besserung der Lage zu sprechen, solange die Fortsetzung eines solchen wirtschaftlichen Irrsinns und solch' menschlicher Barbarei möglich ist.

Nein, sehr verehrter Herr Roth, die tatsächliche Lage der deutschen Minderheiten bleibt schlecht. Wohl ist es richtig, daß man auf die Pilsudski-Regierung Hoffnungen gesetzt hatte. Ich habe überall gefunden, daß diese Hoffnungen nicht nur aufgegeben sind, sondern daß das Gefühl vorherrscht, von einer neuen Welle planmäßiger Entdeutschung bedroht zu werden. Vielleicht halten Sie dieses Gefühl für unbegründet, weil man Ihnen glaubhafte Versicherungen über die guten Absichten der polnischen Regierung gegeben hat. Ich bin skeptischer geworden und gebe auf glaubhafte Versicherungen nichts mehr; darüber kann man streiten. Die Versicherung kann ich Ihnen jedoch geben: die zarte Pflanze guter polnischer Absichten kann von Vorschußlorbeeren nur erstickt werden. Ein Schlechtmachen um jeden Preis ist ihnen ebensowenig förderlich.

Ihre Ausführungen über die staatsbürgerlichen Eigenschaften der Deutschen möchte ich mehr ergänzen als berichtigen. Der nüchterne Tatsachensinn, den Sie rühmen, ist weniger opportunistisch, als vielfach angenommen wird. Ich halte ihn für ausgesprochen politisch. Man hält es für politischen Dilettantismus, wenn eine Minderheit auf Entwicklungen Einfluß zu nehmen versucht, die von den großen Ge-

setzen der europäischen Geschichte bestimmt werden. Wenn Sie das kosmopolitisches Verständnis nennen, bin ich einverstanden.
Ihr resignierendes Urteil über den geheimen Sinn deutscher Auswanderung muß man – nicht wahr, leider? – für die Vergangenheit teilen. In der Zukunft wird ein Sinn nur bleiben, wenn das Deutschtum beweist, daß es menschliche Bindungen gibt, die stärker sind als nationale Nivellierung und Entgeistung. Kennen Sie Radoinys »Ideal« einer ostelbischen Mischrasse? Lesen Sie sein Buch »Germanisierung oder Slawisierung?«, und Sie werden schlafraubende Zwangsvorstellungen von einem kulturlosen, Spenglersches Fellachentum weit übertrumpfenden Völkerbrei bekommen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr sehr ergebener
Bruno Rühle

Sehr verehrter Herr Bruno Rühle,
ich begrüße aufrichtig Ihren angenehm und wohlwollend polemischen Brief. Ich wehre mich nur gegen die Nachsicht, mit der Sie meine Briefe aus Polen gelesen haben und die Sie veranlaßt anzunehmen, ich wäre »ohne inneren Zwang ins Politische abgeglitten«. Wenn wir hier mehr Zeit und Raum hätten, würde ich versuchen, Ihnen klarzumachen, daß (im Gegenteil) ein im weitesten Sinn politischer Zwang meine Aufsätze über Polen diktiert hat – auch wenn sie »unter dem Strich« erschienen, der, nebenbei gesagt, schon längst aufgehört hat, die Grenze zwischen dem »Politischen« und dem »Unterhaltenden« zu sein. Ich bitte Sie für mich um die ganze Strenge, mit der Sie einen rein politischen Aufsatz lesen und beurteilen mögen.
Wenn Sie einen solchen Maßstab an meinen Brief über die deutschen Minderheiten in Polen angelegt hätten, wären Sie vielleicht zu dem Schluß gelangt, daß ich eine falsche politische Erkenntnis mitgenommen habe, aber Sie hätten keineswegs von vornherein annehmen können, ich wäre sozusagen als heiterer feuilletonistischer Wanderer durchs Land gefahren – »ohne Mißtrauen« – mit einem treuherzigen Glauben an etwaige Versicherungen regierender oder amtlicher Stellen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß mein Mißtrauen gegen alle regierenden Stellen der Welt schwerlich überboten werden kann und

daß mich nichts so interessiert wie ein mehr oder weniger verborgenes Übel. Aber ich kenne den Rahmen, in dem darüber berichtet werden soll, und das Maß, mit dem es zu bestimmten Gelegenheiten gemessen werden kann – und das durchaus nicht bei allen Gelegenheiten das gleiche bleiben darf. Im Anblick *einer* deutschen Minderheit vergesse ich die Teile unseres Volkes nicht, die noch in andern fremden Ländern leben – und ich messe das Erreichte am Erreichbaren, das Bestehende an den Möglichkeiten und selbst noch die Enttäuschungen an den Aussichten. Ich kann nicht umhin, das Leben der Deutschen in Polen angenehmer zu finden als zum Beispiel das unserer Volksteile in einigen Gegenden Rumäniens und in Südtirol; sofern die Lage irgendeiner Minderheit bei der eifersüchtigen Machtliebe fast aller nationalen Mehrheiten überhaupt angenehm sein kann. Hoffnungen, die man auf Pilsudski gesetzt hat, mögen sich nicht überall und nicht ganz erfüllt haben. Aber es ist nicht zu leugnen, daß er wenigstens ehrliche Aspirationen hat, den unglücklichen und törichten Wahn der Polen: man könne die Existenz der Minderheiten leugnen oder behindern, durch eine gewisse, vorläufig noch bescheidene Loyalität zu ersetzen. Aber die Regierung stößt immer noch auf eine gewisse passive Resistenz, auf alte, verhärtete, nationale Ressentiments, auf alte schlechte Gewohnheiten und böse Triebe. Man kann die Minderheiten in Polen nicht betrachten, ohne *ganz Polen* zu sehn – und man muß ihre Lage mit der allgemeinen des Landes vergleichen; mit dessen Aussichten; und mit jenen langsamen, historisch bedingten Wandlungen. Ich weiß also von den Bedrückungen des Deutschtums. Der Zufall bringt mir, gerade während ich im Begriff bin, Ihren Brief zu beantworten, den Besuch eines Deutschen aus Guesen, der mir von schlimmen Zuständen in den von deutschen Kindern besuchten polnischen Schulen berichtet. Ungefähr 15 000 deutsche Volksschüler müssen in polnische Schulen gehn, in denen der deutsche Sprachunterricht entweder sehr mangelhaft ist oder überhaupt nicht vorhanden. In einem Orte des Kreises Wreschen sieht das Diktat, das ein deutscher 14jähriger Knabe schreibt, folgendermaßen aus:

»Workester war ein großes Geweter. Es Donede und plitzte. Der Doner rolt. Das Piez er schrekt Die ätzlichen Kinder. Dan scheint Sie Sonne hel. Dann feäkst Der Roken tut. Das Weld siet schön grün aus. Tis Jar kibt es wieleiht eine gute Ernte. Worges Jar wiel sie beäser aus.«

Vielleicht entgeht mir dieser und jener Fall. Aber ich vergesse niemals

das tragische Schicksal, das uns seit Jahrhunderten Blut und Geist an die Welt abzugeben befiehlt. Wir sind die Saat der Erde – und das ist kein dankbares Los. Wir werden in alle Richtungen verstreut – und überall hält man uns für Usurpatoren. Wir erleiden viel Unrecht – viel zu viel für das Unrecht, das auch wir andern zugefügt haben. Aber es ist eben deshalb unsere Aufgabe – wo wir sie finden, die ersten Spuren beginnenden Verstehens aufzuzeichnen.

Was nun meine Meinung über den geheimen Sinn der deutschen Auswanderung betrifft, so ist es eher ein gläubiges Vertrauen in den unverständlichen, aber sicherlich weisen Willen der Geschichte als eine Resignation. Vielmehr hoffe ich mit Ihnen, daß unsere Auswanderer fürderhin Deutsche werden bleiben können und bleiben *wollen*. Ich begrüße Ihren Brief, weil er mir Gelegenheit gibt, der Öffentlichkeit einen Einfall mitzuteilen, der mir kam, als ich deutsche Volksteile in fremden Ländern sah; ich könnte mir vorstellen, daß alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften aller Richtungen den deutschen Kolonien im Ausland in bestimmten Abständen *Freiexemplare* schicken, regelmäßig und nicht selten. Im Reich verteilen die Verleger so viele überflüssige Frei-Abonnements! Derlei Unternehmen würden sicherlich das Deutschtum in der Fremde stärken.

Was aber die Mischrasse betrifft: sollte der verhüllte Wille der Natur und der Geschichte eine Mischrasse dieser und jener Art beabsichtigen, so wird unsere Vorbeugung lächerlich und ohnmächtig sein! Und unsere Furcht sinnlos! Ich werde mit Interesse die Bücher lesen, die Sie mir so liebenswürdig empfehlen. Aber ich zweifle sehr, daß mir die Befürchtungen, die sie enthalten mögen, einen Schrecken bereiten könnten, der größer wäre als mein Glaube an die Menschlichkeit *jedes* menschlichen Wesens – auch des schlecht gemischten – und an die übermenschlichen Gewalten, die in dieser Welt *alle* Rassen schaffen, mischen und wieder vergehen lassen.

Ich bin mit gutem Dank Ihr ergebener

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 7. 12. 1928

DIE ZWEITE LIEBE

Vorwort

Einmal, als ich gerade in einer Stimmung war, in der man jede Sentimentalität verachtet, weil man dringend Geld braucht und imstande ist, selbst ein Gefühl wie das der Pietät sentimental zu nennen, versprach ich einem Herausgeber, die Geschichte meiner ersten Liebe niederzuschreiben. Sie lag immerhin siebzehn Jahre zurück, in meinem Gedächtnis aufbewahrt wie eine Blume in einem Buch, niemals nachgesehen und niemals in ihrer ehrenvollen Situation gestört. Sie befand sich zwar im Gedächtnis, wie gesagt, aber die Erinnerung, die etwas anderes ist, nämlich eine rege, forschende und mahnende Schwester des Gedächtnisses, die Erinnerung holte niemals die erste Liebe hervor. Erst als ich mich entschloß, sie zu beschreiben, belebte sie sich, bekam Farben, trat in die Gegenwart, färbte sichtbar jede meiner Stunden, und es war, als machte sie mir auf diese angenehme, ja sublime Art Vorwürfe, auf eine Art, wie sie eben einer ersten Liebe entspricht.
Ich sah, daß es mir unmöglich sein würde, sie zu beschreiben. Es waren nicht Bedenken, die mich gehindert hätten, es war mehr: eine Art Angst, kindisch, primitiv, nicht abergläubisch, denn es war keine Angst vor möglichen Konsequenzen, sondern eine Angst schlechthin, ohne Grund, ähnlich der Furcht vor gewöhnlichen, aber dennoch unbegreiflichen Erscheinungen. Und ebenso, wie man aus Eigenliebe sich selbst mit einem Trost zufriedengeben kann, obwohl man weiß, daß er billig ist, so begnüge ich mich schließlich mit der Geschichte meiner zweiten Liebe, die ich Ihnen im folgenden erzählen will.

1. Kapitel

Das Mädchen, dem meine zweite Liebe galt, wohnte außerhalb der Stadt, in der Nähe eines Waldes, in dem ich manchmal spazierenging – nicht aus Liebe zu ihm, sondern aus Liebe zu dem Mädchen, das wieder allerdings nur aus ehrenhafter, sogar keuscher Begeisterung für die Natur den Wald aufsuchte. Nachdem wir uns ein paarmal begegnet waren, begann ich sie zu grüßen. Und um zu erproben, ob unsere Beziehungen auch ohne den Wald bestehen und sich entwickeln könn-

ten, ferner um ihn, der unsere Bekanntschaft vermittelt hatte, nun auch als eine Art Bindemittel gebrauchen zu können, wartete ich zu jenen Zeiten, in denen das Mädchen die Stadt aufzusuchen pflegte, auf der einzigen Straße, durch die sie gehen mußte. Eines Tages, die Straße war leer, grüßte ich das Mädchen mit einem so andächtigen Blick und einem so tief gezogenen Hut, daß schon mein Gruß ein Kompliment wurde, von der Art, wie man sie Königinnen machen darf. Irgendeine Wirkung hatte ich vorausgesehen. Ich stellte mir vor, das Mädchen würde verlegen werden, rot, wehrlos, ein Zustand also, in dem wenig Mut dazu gehörte, sie anzusprechen. Das Mädchen aber blieb stehen, lächelte und sagte: »Warum kommen Sie nicht mehr in den Wald? Ich habe Sie schon drei Tage vermißt!«

Ich hörte zuerst ihre Stimme und dann erst, in einem Abstand von Sekunden, ihre Worte. Es war, als kämen Klang und Begriff nicht gleichzeitig, sondern als breitete sie zuerst vor mir ihre Stimme aus, auf der dann die Worte einherschritten wie helle Gestalten auf einer dunklen Wiese.

Deshalb fand ich keine Antwort. Ich sagte etwas, was sie endlich verwirren mußte, weil es gar nicht zur Sache gehörte. Ich sagte: »So was kann vorkommen!«

Es war, wenn es überhaupt etwas bedeuten konnte, ungefähr der gestammelte Ausdruck meines Staunens darüber, daß sie mich wirklich vermißt hatte. So kamen wir ins Gespräch, das heißt: in kein Gespräch. Denn ich begleitete das Mädchen lange stumm, und als sich die ersten Häuser der Stadt zeigten, sagte ich: »Sie haben nichts dagegen, daß ich Sie begleite?« Als wäre dieser ganze lange Weg, den wir schon zurückgelegt hatten, noch eine unmittelbare Fortsetzung unserer Begegnungen im Walde und als begänne hier erst, im Anblick der Stadt, eigentlich meine Begleitung.

Ich nannte meinen Namen, sie erwiderte mit dem ihrigen. »Ihr Vorname?« fragte ich. »Was liegt Ihnen daran?« Ich hatte endlich das Thema, das mir zur Sicherheit verhelfen konnte. Hätte sie mir ihren Vornamen gesagt, ich wäre vielleicht stumm geblieben. Da sie mir ihn aber vorenthielt, konnte ich in einer Weise, von der ich überzeugt war, daß sie geistreich sei, erklären, bei Frauen sei der Vorname sehr wichtig.

Dennoch verriet sie ihn nicht. Wir gingen in einige Läden einkaufen. Wir blieben vor vielen Schaufenstern stehen. Wir gingen in einen Park,

setzten uns in eine abgeschiedene Allee – nicht, weil wir etwa Bewegungen oder Worte vor den Menschen zu verbergen hatten, sondern um uns selbst zu diesen Bewegungen und Worten zu ermuntern. Es war grün, dunkel und still, aber der tiefe Schatten selbst, der hier herrschte, war von Sonne durchtränkt, so daß man ihr Gewicht fühlte, obwohl man ihr Licht nicht sah. Aus einer unermeßlichen Ferne kamen Geräusche der Stadt, wie Lebenszeichen einer versunkenen Welt. In unserer Nähe zwitscherten Vögel – und obwohl ich wußte, daß es gewöhnliche Spatzen waren, sagte ich wie einer, der mit der Natur außerordentlich vertraut ist: »Das war ein Stieglitz.« »Es ist gewiß aus einem Käfig davongeflogen!« sagte das Mädchen, und nichts konnte ihre Zuneigung zu mir besser beweisen als diese horrende Verwechslung. Ich hätte auch »Kanarienvogel« sagen können oder »Papagei«. Ich erinnere mich noch genau, wie wir auf der Bank, in deren Mitte wir zuerst saßen, immer näher zueinanderrückten. Aber sooft wir schon so nahe waren, daß ich eine gute, weiche Wärme an meinem Arm fühlte, wie man etwa, solange man sehr jung ist, eine Vorfreude an der Haut fühlen kann, rückte das Mädchen auf einmal ein Stückchen weiter und schob zwischen uns Luft, die ich als kalt empfand, obwohl der Tag sehr heiß war.

In dieser Allee kam es zu nichts. Als wir sie verließen, war der Abend schon in der Stadt, rötlich, golden, mit einer tiefblauen, klargezackten Wolkenwand im Westen und dem Orangenrot, das Wind für den nächsten Tag anzukündigen pflegt und das mich plötzlich, als hätte ich mich schon so lange nach Wind gesehnt, in einen begeisterten Taumel versetzte. Ja, Wind! das konnte man brauchen.

Wir gingen durch die dunkle Straße, die zum Haus des Mädchens führte. Wir blieben nicht auf einer Straßenseite. Wir wechselten hinüber und zurück und wußten wahrscheinlich nicht, daß wir den Weg also verlängerten. Hinter einem Zaun stieß ein Hund ein stürmisches Gebell aus. Das Mädchen faßte nach meinem Arm. Das Bellen war so nahe, daß sie in der Dunkelheit glauben konnte, der Hund befände sich nicht hinter dem Zaun, sondern unmittelbar vor uns. Ich aber, der ich diese Möglichkeit auch einen Augenblick überlegte, erschrak dennoch nicht. Denn es ist zwar nicht richtig, daß der Mann im allgemeinen ruhiger sei als die Frau; aber er ist ruhig, wenn er verliebt ist. Und ich war bereits verliebt.

Einen Augenblick später teilte mir das Mädchen mit, leise und mit

einer Stimme, die wie ein Vorbote einer Umarmung war, daß sie Lisa heiße. Und als wäre das ein Grund oder eine Vorbedingung, begannen wir uns zu küssen, heftig und beide erschrocken, wie in einem Zorn, und nicht, wie um unsere Liebe zu gestehen, sondern wie um unsere Kräfte aneinander zu messen. Es dauerte lange und behielt doch eine konstante Heftigkeit. Es war wie ein Blitz, der nicht zuckt, sondern lange flammt.
Damit hatte unsere Liebe begonnen, und sie sah aus, wie man sie sich vorstellen kann, nachdem man alle anderen Umstände kennt: unsere Jugend, den Sommer und den Wald.

2. *Kapitel*

Eines Tages sagte Lisa, sie werde morgen Besuch bekommen, eine Cousine aus der großen Stadt. Ich begann, diese Cousine sofort zu hassen mit der ganzen jäh aufbrechenden Wut eines tödlich Beleidigten. Und statt ruhig zu überlegen, wie wir trotz der Cousine unsere Liebe weiterführen könnten – wie ich heute überlegen würde, da ich so häufig weise und so niemals verliebt bin –, geriet ich in Zorn und gab Lisa beim Abschied eine trockene, kalte Hand.
Die Cousine – sie erschien mir häßlich, schlecht angezogen, unmanierlich, boshaft und dumm – blieb acht Tage. Ich begleitete beide Mädchen, trank mit ihnen Kaffee und Schokolade in Konditoreien und war beiden gleich fremd. Lisa schien sich meiner kaum zu erinnern. Sie machte Witze über mich. Manchmal begannen beide Mädchen miteinander zu flüstern – eine halbe Stunde lang, in der ich ausgeschaltet war aus ihrer Nähe. Sie ließen einen Vorhang aus Stille fallen und unterhielten sich dahinter. Ich weiß heute, daß sie ganz unbedeutende Dinge besprachen, die sie auch laut hätten sagen können. Ich erfuhr es später und werde noch erzählen, von wem.
Als die Cousine verreist war, schien mir Lisa verwandelt. Wir sprachen miteinander, manchmal flog ein Lachen zwischen uns auf wie ein seltener weißer fremder Vogel. Aber die Worte, die wir einander sagten, hatten eine ganz einfache Bedeutung, sie waren, was sie hießen, während sie früher Symbole gewesen waren, nicht Laute, sondern Türen und Tore zu großen Welten, in die wir blickten und in die wir oft auch eintraten. Jetzt reihten sich unsere Worte aneinander wie in einem Wörterbuch. Einmal im Walde, nach einer langen Stille, begann ich,

ihre Hand zu streicheln. Aber sie stand sofort auf, und ich fühlte, daß sie mir nicht Unrecht tat, denn ich hatte nach ihrer Hand gegriffen, nicht mit der Leidenschaft von einst, sondern nur, um mich an jene Leidenschaft zu erinnern. So wie einer, der in einer bestimmten Stadt einmal sehr glücklich war, nach Jahren noch einmal in diese Stadt kommt, weil er glaubt, er werde durch die Wiederholung der Situation auch das Glück wiederholen.
Seit damals trafen wir uns nicht mehr. Wir vermieden auch, uns zu treffen.

3. Kapitel

Einige Jahre später traf ich in der großen Stadt die Cousine. Im Gegensatz zu Lisa hieß sie Margot. Sie gefiel mir. Sie war elegant, witzig, übermütig. Sie vermittelte mir eine Ahnung von der großen Welt, an deren Glanz ich damals noch glaubte.
Margot erzählte mir, daß sie mich auch vor einigen Jahren schon sehr liebenswert gefunden hätte. Infolgedessen hätte sie auch gleichgültige Dinge mit ihrer Cousine so leise besprochen. Das sei ein Beweis für Liebe, erklärte sie.
Ich erwiderte, daß ich jetzt in der Lage sei, neue Beweise zu erwarten. Sie antwortete. Und mit ihrer Antwort beginnt meine dritte Liebe, von deren Verlauf zu erzählen ich aber nicht mehr verpflichtet bin.

Frankfurter Zeitung, 29. 7. 1928

Das vierte Italien

ERSTE BEGEGNUNG MIT DER DIKTATUR

Im Jahre 1922 bekannte Mussolini einem Sonderberichterstatter des Pariser »Temps«, daß er »nur dreimal in seinem Leben in einem Museum« gewesen sei, weil er »keine Zeit habe, sich im Reich der Schatten Träumereien hinzugeben«. Kaum anderthalb Jahre später, im April 1924, als er Bürger von Rom wurde, erklärte er, daß er sich gezwungen sehe, »dem Mysterium von der Ewigkeit Roms nachzusinnen, sooft er über die lebendigen Ruinen des Forums wandere«. Er hat sich also, wie man sieht, mit dem Reich der Schatten ausgesöhnt, denen man seitdem keine Ruhe mehr in Italien läßt. Denn in vielen italienischen Städten graben fleißige Archäologen nach neuen Altertümern, und der faschistische Staat ist bestrebt, die Zeugen der großen Vergangenheit möglichst komplett auf Lager zu haben.

Ein Berichterstatter aber, der heute nach Italien fährt, hat Anlaß genug, es so zu machen wie der Mussolini vom Jahre 1922. Er sollte höchstens dreimal in ein Museum gehen. Wenn er einen Baedeker nimmt, dann nur, um durch eine ostentative Wanderung mit einem Führer in der Hand sich in den Straßen der italienischen Städte den harmlosen Aspekt eines kulturbeflissenen Fremden zu geben. Denn Italien ist immer noch – und mehr als in vergangenen Zeiten – ein Land für Hochzeitsreisende und nicht für Journalisten. Es wünscht Fremde mit unzweideutigem Interesse für die Vergangenheit, für Ruinen, Museen, den Lido und den Vesuv. Fremde mit einer Leidenschaft für die italienische Aktualität, mit einem Interesse für Pressefreiheit, für die Lage des Proletariats und für die Finanzgebarung des Staates kann der Faschismus nicht brauchen. In Italien ist man darauf eingerichtet, es der harmlosen Gattung von Reisenden so bequem zu machen, wie es im Rahmen einer Diktatur überhaupt möglich ist; und es den anderen so unbequem zu machen, wie es *nur* im Rahmen einer Diktatur möglich ist.

Der erste Faschist zeigte sich mir am Bahnhof. An seinem schwarzen Hemd war er leicht zu erkennen. Außerdem trug er einen feldgrauen

Anzug, dessen Schnitt an die Uniform englischer und amerikanischer Offiziere erinnerte. Der Kragen und die Rockklappen waren schwarz umsäumt. Unwahrscheinlich breite Reiterhosen mündeten in schönen, glänzenden, gelben Ledergamaschen. Die Hosen erinnerten an große Schmetterlingsflügel. Wenn der Faschist ging, glaubte man, daß er wehte. An seiner rechten Hüfte hing in einem neuen braunen Leder-etui ein winziges, reizendes Pistölchen, eher einem Schmuckstück ähnlich als einer Waffe. Die Hand des Faschisten fuchtelte mit einer eleganten Reitgerte, metallener Knopf und Lederschlaufe am Ende. Außer einem Pferd und Sporen besaß der Mann alle kavalleristischen Zubehöre. Übrigens ging er auf dem Bahnsteig auf und ab wie einer, der soeben aus dem Sattel kommt und sich ein bißchen Bewegung machen will. Vielleicht wieherte sein Roß irgendwo in der Nähe der Lokomotive.

Er war jung, er mochte achtundzwanzig Jahre zählen. Er hatte ein glattrasiertes Gesicht mit den markanten Zügen, die man halb der Natur zu verdanken hat und halb einem breiten, weichen Filzhut mit einseitig aufgeschlagener Krempe. Es bestand kein Zweifel, daß der junge Mann die Herbheit seines Profils kannte. Er schien es durch eine wohlerwogene Kopfhaltung den Passagieren darzubieten, die zu den Fenstern hinaussahen. Manchmal blieb er stehn, machte Front und zeigte sich *en face*. Er musterte die Fremden, dienstlich und zugleich selbstgefällig. Und obwohl sein Blick sich sozusagen im Dienste des Vaterlandes befand, war es doch, als forderte er uns alle auf: »Seht mich an! Ich bin der Blick eines Faschisten!...«

Es war übrigens in diesem Bahnhof kaum etwas Undienstliches zu sehen. Es gab vielmehr eine militärische Bahnhofskommandantur. Ich erinnere mich noch gut an diese Kriegseinrichtung. Man meldete sich an, bekam eine Anweisung auf Quartier im Hotel, ließ sich eine echte oder fiktive Zugverspätung bescheinigen. Am Tisch saß der Unteroffizier und bediente das Telephon. In der Ecke kauerte die Ordonnanz. Ich hatte gedacht, daß ich bis zum nächsten Krieg warten müßte, um noch einmal eine Bahnhofskommandantur zu sehen. Nun ist sie da und sieht genauso aus wie bei uns. Die Ordonnanz holt für den Herrn Oberleutnant ein Glas Bier aus dem Restaurant II. Klasse. An der Wand hängt das Bild Seiner Majestät. Statt der Armbinde mit dem Flügelrad trägt der Bahnhofsoffizier eine großartige Schärpe in den italienischen Landesfarben, wie ein Fahnenjunker aus dem Siebenjähri-

gen Krieg. Es ist, versteht sich, ein flotter Offizier. Seine hohe, zylinderartige Mütze ist unten schmal und wird oben breit. Sie hat ein abschüssiges, fast steiles ledernes Dach und sitzt ein wenig schief. Der Säbel, dessen Griff im linken Arm liegt wie ein Kind, ist viel zu lang im Verhältnis zur Kürze des ganzen Mannes. Das Gesicht, dessen obere Hälfte das Dach der Mütze beschattet, sieht aus, als säße der Offizier eigentlich bequem, während er sich fortbewegt. Es ist, wie ich später in den Städten bemerken sollte, ein Flanierschritt, eine Art Korso-Gang der Offiziere. Vielleicht lehrt man ihn in den Kadettenschulen. Er ist jedenfalls nicht leicht nachzumachen. Der Oberkörper muß straff in den Hüften sitzen und darf sich dennoch sachte drehen. Die Knie sind leicht geknickt wie beim allerersten Anfang einer Kniebeuge. Und das Bein vollzieht einen unvollkommenen Halbkreis, ehe es den Fuß hinsetzt.

Ich bin nicht neugierig, aber schließlich wüßte ich gern, was eine Bahnhofskommandantur mitten im Frieden zu tun hat. Vielleicht ist sie der vielen Rekruten wegen da, die mit hölzernen Koffern und weißen Bündeln auf den Bahnhöfen sitzen und mit neugierigen Augen die Fernzüge betrachten und die freien Reisenden in den englischen Anzügen und die eleganten Damen, die sich zum Lido begeben. Aber neben jedem ratlosen Rekrutenhäufchen steht ein Faschist. Sie sind nicht so schön anzusehen wie jener einsame Oberfaschist, aber alle tragen die gleichen reizenden Pistölchen in braunen Etuis. Sie begleiten die einrückenden Rekruten und bewahren sie vor falschen Zugverbindungen. Ich glaube, man kann sich auf die jungen Leute verlassen.

Was also soll die Kommandantur? Vielleicht muß sie die vielen Truppen bewachen, die man auf allen Bahnhöfen in Italien sieht. Man fängt an zu glauben, daß die italienischen Regimenter fortwährend ihre Garnisonen wechseln, Gewehre, Bajonette, Säbel, Uniformen, Schärpen, Kommandos. Welch ein kriegerischer Elan auf diesen Bahnhöfen, wo soviel museumsbeflissene Fremde ankommen, friedliche und wohlhabende Naturen, für die man eher kundige Kunsthistoriker aufstellen sollte!

Aber alles ist bewaffnet – und die gewöhnlichen italienischen Polizisten sind in diesen Kriegslagern noch harmloser als in den Städten. Mit ihrem schwarzen Cutaway, dem krummen Säbel, den weißen Handschuhen, den roten Generalsstreifen, dem traditionellen Zweispitz sehen sie überflüssig aus. Sie waren einmal Organe, jetzt sind sie Orna-

mente der Sicherheit. Neben der Schützengraben-Koketterie der Faschisten und dem bellikosen Korso-Schmiß der Offiziere stellen sie eine Art männlicher Bonnen dar, bestimmt, auf Kinder und Minderjährige achtzugeben, die sich den Geleisen nähern. Es ist, als trügen sie Säbel aus Holz. Sie imponieren mir gar nicht.
Es bedarf keiner besonderen Beobachtungsgabe, um neben den Uniformen auch Polizeispitzel in Zivil wahrzunehmen. Sie sind nicht etwa, wie die Polizeiagenten diktaturloser Staaten, an biederen Stiefeln und Plastrons zu erkennen, sondern eher an einer plebejischen Auffassung vom Wesen der Eleganz. Und insofern eine allgemeine Beurteilung einer ganzen Kategorie zulässig ist, kann man sagen, daß die Spitzel in Italien eine besondere Vorliebe für lange und sehr schmale Manschetten haben und für grelle Krawatten, die sich aus winzigen Knoten zu breiten, bauschigen Fähnchen über der Brust entwickeln. Diese Spitzel scheinen selbst eine naive Freude an ihrer Auffälligkeit zu finden. Ihre Methode ist nicht Bewachung, sondern Einschüchterung. Es ist kaum glaubhaft, daß so viele Menschen in Italien den Provokateuren hereinfallen. Bei all ihrer Gefährlichkeit kommen sie mir infantil vor.
Es ist überhaupt der erste – und notwendigerweise oberflächliche – Eindruck, den ich nur der Genauigkeit halber verzeichne: Infantil ist der Glanz der Ledergamaschen, die kokette Pistole, die bunte Schärpe, die viel zu hohe Mütze, der viel zu lange Säbel. Infantil ist der Gruß mittels erhobener Hand, die halb zu einer Ohrfeige und halb zu einem Segen ausholt. Infantil ist die zudringliche Neugier der Spitzel, die von mir nichts erfahren werden, weil sie sich vor mir verraten. Infantil über den Brunnen, an den Rändern der Plakate, an den Wänden der Pissoirs die simplen Zeichnungen, die Mussolini in einer cäsarischen Pose darstellen. Und ernst scheint nur das Rizinusöl zu sein.
Nicht, als ob ich es für notwendig und gerecht hielte, die Besonderheiten eines Staates mit denen eines andern zu vergleichen! Wenn ich mich an der Grenze Italiens an die Grenze Rußlands erinnere, so geschieht es nur, weil täglich in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren der Faschismus mit dem Bolschewismus verglichen wird, die Diktatur mit der Diktatur und Mussolini mit Lenin. Ich erliege gewissermaßen einem Wunsch, aber auch dem Einfluß der öffentlichen Meinung, wenn ich vergleiche. *Aber ich finde vorläufig nur Unterschiede.* Die Sowjetspitzel waren unauffällig und unsichtbar und wußten längst,

noch ehe ich sie bemerkt hatte, wer ich sei und was ich wollte. Der Rotgardist an der russischen Grenze war einfach und massiv. Er hatte kein imperatorisches Profil und keine kokette Pistole. Weit und breit kein Bahnhofskommandant mit Schärpe. Der Rotgardist hob nicht die Hand, wenn er grüßte, er grüßte überhaupt nicht. Einfache Frauen untersuchten das Gepäck – aber sehr genau. An der Wand hing eine billige Photographie von Lenin, der aussah wie ein Beamter, ohne die Pose Cäsars, mit einer schlechten und schiefen Krawatte für zwei Francs fünfzig, in Zürich gekauft. Ich hatte nicht den Eindruck, von der durchsichtigen Romantik eines Kriminalfilms empfangen zu werden, sondern von einer gefährlichen, schweren Unerbittlichkeit.
Ich wehre mich dagegen zu glauben, daß diese Pistölchen knallen können. Und doch können sie knallen.

Frankfurter Zeitung, 28. 10. 1928

DIKTATUR IM SCHAUFENSTER

In den Schaufenstern der Buchhandlungen, in den Vitrinen vor den Redaktionen, auf den Titelblättern und auf den Innenseiten der illustrierten Zeitschriften, an Zeitungskiosken und vor dem Eingang zu großen Photographenateliers, in den Kunstläden, in denen man Bilder kauft, und in den Auslagen mancher Möbelhandlungen, die zu den Betten und Schreibtischen den sogenannten »Wandschmuck« liefern, in den Restaurants und in den kleinen und großen Kaffeehäusern: Überall also, wo sich die Öffentlichkeit trifft und manifestiert und der dekorative wie der häusliche Sinn des Volkes zum Vorschein kommt: überall sieht man das Porträt Mussolinis. Gesetzt den Fall, es gäbe einen pietätvollen Italiener, der alle Porträts des Diktators gesammelt hätte, so ergäben sie, in einer bestimmten Reihenfolge nebeneinandergehängt, den repräsentativen Teil des diktatorischen Lebens, und man wüßte genau, welche Bewegungen Mussolini in jeder der historischen Situationen vollführte, von denen es im neuen Italien so wimmelt. Nie gab es einen häufiger photographierten Menschen. Niemals war die Photographie ein so wichtiges Hilfsmittel der Nationalgeschäfte, und niemals erfreute sich eine Diktatur einer größeren Authentizität. Die

ganze Geschichte der Gegenwart, soweit sie von Mussolini dargestellt wird, ist illustriert wie ein Bilderbuch. Ich kenne nunmehr das linke und das rechte Profil des Diktators. Ich kenne seine Hände, seinen Cutaway, seine Uniform, seine Handschuhe, seine Hüte, seine Schuhe. Ich weiß, wie er aussieht, wenn er Nobile begrüßt und die Manöver besichtigt, wenn er auf der Tribüne eines Rennplatzes sitzt und wenn er einem Fußballspiel applaudiert, wenn er seine Parade abnimmt und wenn er im Automobil fährt, wenn er eine Treppe hinauf- und eine andere hinuntersteigt, wenn er Geige spielt und zu Haus, im Kreise seiner Lieben, jenes private Leben eines Familienvaters führt, das bestimmt ist, von der Öffentlichkeit belauscht zu werden. Sämtliche Funktionen, die bis zu unserer Zeit nur den majestätischen Organismen vorbehalten waren, wie das Schreiten, das Besteigen, das Betreten, das Lächeln, das Nicken, das Entgegennehmen und das Abnehmen, das Winken und das Halten, scheint sich Mussolini, wenn man ihn nur nach den Bildern beurteilt, mit männlicher Entschlossenheit angeeignet zu haben. Gewiß ist jeder Augenblick im Leben eines großen Mannes wichtig. Und es enttäuscht mich einigermaßen, daß die photographische Reportage es verschmäht, die Augenblicke festzuhalten, die für das Menschliche im Gewaltigen kennzeichnender wären. Ich vermisse hier wie überall, wo sich eine politische Größe popularisieren läßt, die Momente, in denen sie zum Beispiel gähnt, eine tiefe Kniebeuge macht, aus der Weste schlüpft, in einem Laden oder in einem Gasthaus nach den Banknoten greift, um zu zahlen. Und diese Neugier scheint mir nicht unnatürlich zu sein, sondern die selbstverständliche Folge meiner Versenkung in die bereits photographisch aufgenommenen Situationen. Wo so viel Feierlichkeit, Würde, Strenge, Freundlichkeit und häusliches Glück photographiert sind, entsteht in dem Betrachter die Lust, auch den Alltag kennenzulernen und wenigstens einen Teil der unangenehmen historischen Augenblicke, die es ja ebenfalls geben muß. Es kommt ja vor, daß man bei der Lektüre dieses oder jenes Artikels in einer ausländischen Zeitung einen gelinden Unwillen verspürt, daß eine Hoffnung auf den Erfolg eines bestimmten diplomatischen Unternehmens getrogen hat, daß man bei der Durchsicht der finanziellen Verhältnisse des Staates nicht vollkommen befriedigt aussieht! Davon ist in den Schaufenstern gar nichts zu sehen...

Der Optimismus, der das Angesicht der italienischen Straßen be-

herrscht, ist so unbedingt, so treuherzig fast, daß er in den Verdacht gerät, ein obligatorischer zu sein. Es sind nicht nur die Illustrationen, die ihn verbreiten und die von ihm geradezu hergestellt zu sein scheinen, sondern es sind auch die demonstrativen Erscheinungen des öffentlichen Lebens bereits vorausgenommene Illustrationen, so daß, was von der Wirklichkeit zu sehen ist, einem ausgewählten Rohstoff für eine Zeitschrift ähnlich wird. Faschisten marschieren mit Musik durch die Straßen. Eine Menge in Zivil gekleideter Menschen geht an den Rändern des Zuges und hinter ihm. Das ist nun die typische freiwillige Begleitmannschaft aller marschierenden Truppen in allen Ländern. Das ist der wohlbekannte, freiwillig beflügelte Schritt der Mitmacher, die keine Gesinnung haben, sondern eine Art Musikalität in den Beinen. Aber da in ihren Gesichtern nichts anderes zu lesen ist als eine bewegte Versunkenheit gewissermaßen, die aus der Verbindung von starren und leeren Blicken mit rhythmisch schütternden Wangen entsteht und genauso wie eine Massenbegeisterung aussieht, kann der Filmreporter, der da auf einem Faß steht und kurbelt, eine großartige, für »Meßter-Wochen« brauchbare Aufnahme zustande bringen, die unter dem Titel »Der Siegeszug des Faschismus« durch alle Kinos des kreditierenden Amerikas läuft.

Manchmal macht die Musik eine Pause. Dann stößt in kurzen Abständen ein Faschist, der sich im Hintergrund aufhält, den bekannten Kriegsruf aus. Er klingt sehr gefährlich an die Urzeit des Menschen an und erinnert mich – man kann bei Kriegsrufen nur von subjektiven Eindrücken sprechen – eher an das mythologische Dunkel der Vergangenheit als an die harte Klarheit der alten römischen Geschichte, an die mich eher ein heller, disziplinierter Trompetenstoß gemahnen würde als der Schrei der menschlichen Kehlen. Die Mehrzahl der Faschisten sind junge Männer zwischen 20 und 25 etwa. Es befinden sich aber auch ältere Menschen in den Reihen mit verantwortungsvollen Zügen von Familienvätern, deren Entschlossenheit noch martialischer wirkt, weil man gewohnt ist, sich beim Anblick der männlichen Reife auch der Vorstellung von der überlegten, um keinen Preis wankenden Kampfbereitschaft der Betrachteten hinzugeben. Nichtsdestoweniger geht auch von den Älteren eine nur leicht makaber gefärbte Burschikosität aus. Sie entsteht aus der geschickten Mischung von schwarzen Hemden mit flotten Pfadfinderhüten und dem schmucken Feldgrau der Röcke.

An den Straßenrändern bleiben Neugierige stehen. Sie sind schweigsam. Sie erwidern die Kriegsrufe der Marschierenden nicht. Nur manchmal löst sich aus den Gruppen der Stehenden ein Mann oder eine Frau, tritt an die Bordschwelle, ruft ein langes »Haaa!« und hebt die Hand zu dem bekannten sakralen Gruß, der alles bedeuten kann: Heil! und Glückauf! und Guten Morgen! und Grüß Gott! Der Rest schweigt und rührt sich nicht. Und da der einzelne also allein bleibt mit seinem Ruf und seinem Gruß, wirkt die bewegungslose Schweigsamkeit der anderen wie eine feindselige Stille. Sie ist es gewiß nicht. Ich nehme an, daß sie nur eine neutrale ist. Aber sie ist immerhin groß genug, um die Demonstration des einen wie einen mutigen Protest erklingen zu lassen.
Hinter den großen Faschisten kommen halbwüchsige und dann kleine. Alle tragen Uniform. Machte sie die Erwachsenen schmucker und jugendlicher, als sie waren, so verwandelte sie die Kleinen in eine Art militärischer Diminutiva und Gernegroße. Ich habe oft beobachten dürfen, daß der nationalistischen Gesinnung der Sinn für die Lächerlichkeit mangelt. Kinder mit patriotischen Fahnen und Uniformen bringen immer in ein vaterländisch bewegtes Straßenbild eine leise Erinnerung an Varieté und Dressur und erwecken im Zuschauer die Vorstellung, daß er eigentlich das Entree schuldig geblieben ist. Wenn ich nun achtjährige Faschisten sehe, kann ich nicht umhin, daran zu denken, daß noch der achtzehnjährige Mussolini selbst eine Reihe von Wandlungen der Gesinnung und seiner Ansichten vor sich hatte, und die Selbstverständlichkeit, mit der hier angenommen wird, daß ein Junge, der lesen und schreiben lernt, schon genau weiß, daß die faschistische Diktatur das Heil Italiens sei, scheint mir absurd.
Ich weiß allerdings, daß seine Uniform und sein Marschieren nur die selbstverständliche Folge des faschistischen Katechismus sind, den man in den Schulen lehrt und dessen wichtigste Credos lauten:
»Ich bin Italien, deine Herrin, dein Gott«; »Ich glaube an das Genie Mussolinis«; »und an unseren heiligen Vater, den Faschismus, und an die Kommunion der Märtyrer«; »an die Bekehrung der Italiener und an die Auferstehung des Imperiums – Amen.«
Ich weiß, daß dieser »Katechismus«, gegen den nur ein einziger Kleriker im Lande des Papstes zu protestieren gewagt hat (der Bischof von Brescia), nicht einmal das stärkste der faschistischen Erziehungsmittel ist, die in den Vorbereitungskursen für Kinder, den sogenannten »Ba-

lilla«, angewendet werden. Und dennoch wirkt jede öffentliche Demonstration von Minderjährigen immer wieder überraschend. Und jede Assentierung eines Kindes zu einer Manifestation ist immer wieder eine verblüffende Lästerung des Kindes, wie jener Katechismus ohne Zweifel eine Lästerung der Kirche ist (und die Varietédressur von Elefanten eine Lästerung der Natur).
Auch die Kinder stießen von Zeit zu Zeit mit hellen und angestrengten Stimmchen ein überzeugtes »Haaa!« aus. Und das war wirklich niederschmetternd. Ich dachte an Kanarienvögel, die in der Gefangenschaft geboren werden und von den Imitatoren der Vogelstimmen bestimmte Melodien gelehrt werden. Wenn sie einmal durch Zufall in die Freiheit geraten, wissen sie nicht mehr zu pfeifen. Die Geschichte erzählt uns nichts Genaues aus der Kindheit der Gracchen. Aber es ist anzunehmen, daß sie im Alter von acht Jahren nicht »Haaa« und »Alala« geschrien haben.

Frankfurter Zeitung, 4. 11. 1928

DIE ALLMÄCHTIGE POLIZEI

Nach zwei Tagen ist mir der römische Hotelportier unsympathisch. Seine professionelle Freundlichkeit mischt sich mit jener schlecht verhehlten Neugier, die den mittelmäßigen Spitzel verrät. Er ist nicht dazu geboren, der Polizei Dienste zu leisten. Er ist – er sagt es selbst – seit zwanzig Jahren im Hotelgewerbe, er war noch in einer Zeit Hotelportier, in der jeder Fremde in Italien nur ein Gast war, kein Gegenstand behördlicher Zweifel. Den Wandel des Regimes erkennt der Fremde zuerst am Portier. Er nimmt bei der Begrüßung sofort den Reisepaß ab. Ich gestehe, daß ich ein tiefes Mißtrauen gegen die Staaten habe, in deren Hotels man den Paß abliefern muß. (Es gibt Reisende, die das gleichgültig läßt.) Die ganze traditionelle Gastfreundschaft eines Landes, das seit vielen Jahren vom Fremdenverkehr lebt und aller Voraussicht nach noch viele Jahre ohne ihn nicht wird leben können, wird mir verdächtig, wenn das Hotelpersonal behördliche Funktionen auszuüben beginnt und mir den Reisepaß, also meine Bewegungsfreiheit, auch nur für einen halben Tag nimmt. Aber der Hotelportier tut

noch mehr. Wenn ich ihn um Briefmarken bitte, nimmt er sich die Mühe, die Namen meiner Adressaten zu lesen, und besorgt um meine Bequemlichkeit, verhindert er mich, den einen Schritt zum Briefkasten zu machen. Er hält darauf, selbst den Brief zu expedieren. Infolgedessen kommen sie um einen oder zwei Tage später an, als sie sollen.
Er hat merkwürdige Freunde, der Hotelportier. Man trifft in seiner Umgebung, ein paarmal im Tag, zwei, drei Männer, die bestimmt nicht zu den Gästen des Hotels gehören. Neugierige Männer, die sofort ein beredtes Schweigen anknüpfen, wenn ich den Schlüssel abgebe. Während ich mich entferne, fühle ich ihre Blicke im Nacken. Manchmal treffe ich im Kaffeehaus den Mann, den ich vor einer halben Stunde mit dem Portier schweigen gehört habe. Wir kennen einander! Alala!
Ich weiß, es gibt Fremde, die über dem Anblick der Ruinen den Spitzel vergessen. Aber meine Empfindlichkeit, erfahren und gezüchtet durch einen Aufenthalt in Polizeistaaten – das heißt in Staaten mit einer furchtsamen Polizei –, läßt sich durch keine antike Fremdenverkehrsattraktion vom lebhaften Spitzelverkehr ablenken.
Wenn ich den Herrn besuche, an den mich mein Mailänder Freund empfohlen hat, betrachtet mich der Hausmeister genau. Dieser Herr, ein Kaufmann, ein frommer Katholik, war eine Zeitlang der Polizei verdächtig gewesen. Wenn wir zusammen das Haus verlassen, grüßt er lächelnd und um zwei Grade zu höflich den Portier, dem er zuweilen Trinkgelder gibt. »Ein gefährlicher Mann«, sagt mein Gastfreund. »Er kann mich jeden Augenblick anzeigen.« »Weswegen?« »Kann man wissen?«
Man kann in der Tat nicht wissen, aus welchem Grund man dem Hausbesorger, dem Vertrauten der Polizei, verdächtig wird. Der Bürger lebt unaufhörlich in der Angst, er könnte verdächtig werden. Das Gesetz liefert ihn ganz der Willkür der Polizei aus. Es ist nötig, hier einen kurzen Überblick über die Ohnmacht des Bürgers im heutigen Italien einzuschalten.
Nach den Mitteilungen Mussolinis (am 26. Mai 1927) gibt es im faschistischen Italien: 60 000 Gendarmen, 15 000 Polizisten, 5 000 Polizisten in Rom, 10 000 Mann der Eisenbahn-, der Post- und Telegraphen-Miliz. Dazu kommen die Grenz-Miliz und 300 000 Mann der freiwilligen Faschisten-Miliz »für die nationale Sicherheit«.
Allein schon die Existenz dieser Streitkräfte würde genügen, die persönliche Freiheit des italienischen Staatsbürgers zu beschränken. Aber es gibt die faschistischen Gesetze, die sie *vollkommen* aufheben.

Der Italiener kann in seinem eigenen Lande nicht reisen, wenn er nicht die vorgeschriebene Identitätskarte von der Polizeibehörde seines ständigen Aufenthaltsortes bekommen hat. Kein Hotel darf ihn beherbergen. Nicht einmal in einem Spital findet er Aufnahme. Die Auswanderung ist praktisch unmöglich. Die Behörden geben keine Pässe fürs Ausland. Zwanzigtausend Lire und mindestens drei Jahre Gefängnis für denjenigen, der den Versuch macht, die Grenze ohne Paß zu überschreiten.
Ferner gibt es in Italien den Begriff des sogenannten »übel beleumundeten« Bürgers. Ein Bürger dieser Art hat keine persönliche Freiheit mehr. Die Polizei beziehungsweise die Gendarmerie überwacht ihn ständig. Sie schreibt ihm genau die Zeiten vor, in denen er seine Wohnung verlassen kann. Eine polizeiliche Kommission kann ihm einen Aufenthaltsort zuweisen – in Italien oder in den Kolonien. Die Polizei allein bestimmt über seinen Tag, seine Arbeit, seinen Schlaf, seinen Spaziergang, seine Ruhe. Die Erklärung Mussolinis für diese Art Maßnahme lautet: »Wir entfernen diese Individuen aus dem normalen Getriebe, ebenso wie die Ärzte von ansteckenden Krankheiten Befallene isolieren.«
Um bei dem Bild zu bleiben, das der Diktator selbst gebraucht: so sollte man meinen, daß die Isolierung der an Antifaschismus Erkrankten genügt und die Gesunden machen können, was sie wollen! Alala! Sie können es nicht! Jede öffentliche Veranstaltung – ob sie einen wissenschaftlichen, einen sportlichen, ja einen *wohltätigen* Zweck hat – muß mindestens einen Monat vorher dem Polizeipräfekten mitgeteilt werden. Er approbiert den Ort und die Stunde. Er kann die Veranstaltung verbieten. Eine Kommission berät ihn in seiner Entschließung. Und wer gehört zu dieser Kommission? – Der Sekretär der Faschistenvereinigung der betreffenden Provinz und neben dem »Podestà« – der *Kommandant der Garnison.* Professoren, Beamte, Hochschüler und Mittelschüler dürfen keine Vereinigungen bilden – auch nicht Vereinigungen zu wissenschaftlichen Zwecken. (Weder im zaristischen noch im gegenwärtigen Rußland gab es und gibt es diese Gesetze.) Nicht einmal eine *Gedenkfeier* darf ohne die Erlaubnis der Polizei abgehalten werden. Die Polizei hat das Recht, die Zeit und den Ort einer öffentlichen Veranstaltung zu bestimmen. Und es ist leicht, sich vorzustellen, daß die Polizei dort, wo sie aus bestimmten Gründen nicht verbieten will oder kann, sie die Zeit und den Ort so festsetzt, daß die Veranstaltung von vornherein unmöglich oder wirkungslos bleibt.
Man wird begreifen, weshalb mein Gastfreund seinen Hausbesorger

fürchtet. Der Hausbesorger ist durch die polizeiliche Praxis eine Art Faktor der öffentlichen Meinung geworden. Das Gesetz kennt Bürger, »denen die öffentliche Meinung einen üblen Ruf« anhängt, und die Handlanger dieses Gesetzes können nicht in die Häuser kommen und horchen und die Quellen des üblen Leumunds gewissenhaft prüfen. Man verläßt sich auf Denunzianten. Seit Metternich sind die Hausmeister die Augen und die Ohren der Polizei.
Der italienische Bürger fürchtet den Zeitungshändler an der Ecke, den Zigarettenverkäufer und den Friseur, den Portier und den Bettler, den Nachbarn in der Straßenbahn und den Schaffner. Und der Zigarettenhändler, der Friseur, der Nachbar, der Fahrgast und der Schaffner fürchten sich untereinander. Als ich meinen Freund in einem Mailänder Kaffeehaus am Tag der Ankunft Nobiles, ohne eine ernste Antwort zu erwarten und nur um seine düstere Schweigsamkeit zu unterbrechen, fragte: »Was sagen Sie zu Nobile?«, antwortete er mir prompt: »Ich kümmere mich nicht um die Politik.« »Um den Nordpol wollen Sie sagen?!« »Nein«, beharrte er, »um die Politik!« Und er entfaltete seine Zeitung und begann, sich in einen Bericht über die Manöver zu vertiefen.
Indessen blättere ich in den »Gesammelten Reden« Mussolinis, und mein Blick fällt auf die Sätze: »Ihr müßt überzeugt sein, daß im faschistischen Staat alle Minister und alle Staatssekretäre nichts anderes sind als Soldaten. Sie gehen, wohin ihnen der Chef zu gehen befiehlt, und sie bleiben, wenn ich ihnen befehle zu bleiben.« Ich blicke auf und begegne einem wohlbekannten Angesicht. Zwei Tische von mir entfernt, eine flatternde rot-weiß-gestreifte Krawatte an der Brust, einen glatt pomadisierten Kopf lauschend vorgeneigt, ein dünnes Rohrstäbchen neben sich auf dem Stuhl, eine Hand mit blitzenden, rosa gefärbten Fingernägeln über der Lehne, ein Lächeln der Feigheit – er hält es für verbindlich – um den Mund: sitzt der Freund meines Hotels. Er hat gehört, daß wir uns in einer fremden Sprache unterhalten. Welch ein wichtiges Moment! Für zwei Lire fünfzig teilt er es der Polizei mit. Alala!

Frankfurter Zeitung, 11. 11. 1928

DIE GEWERKSCHAFT DER SCHREIBENDEN

Man weiß, auf welche Weise sich der Faschismus der *italienischen Presse* bemächtigt hat. Es ist aber jedenfalls nicht unnötig, hier noch einmal daran zu erinnern, daß die großen italienischen Blätter im Jahre 1923 ausnahmslos gegen die faschistische Illegalität zu schreiben begonnen hatten und daß sie noch im Jahre 1924 und besonders nach der Ermordung Mateottis Mussolini in einer sehr wirksamen Weise bekämpften. Es ist kein Zweifel, daß in jener Zeit die oppositionellen Blätter die öffentliche Meinung Italiens ausgedrückt und bestimmt haben. Die faschistische Presse war schlecht geschrieben, wirkungslos »aufgemacht«, die tüchtigsten Publizisten schrieben in den oppositionellen Blättern. Für diejenigen, die mit Mussolini – und übrigens auch mit den Sowjets – der Meinung sind, es gebe heutzutage eigentlich keine wirklich »freie« Presse, alle oder die meisten Zeitungen in den demokratischen Ländern gehörten wirtschaftlichen Interessengruppen und seien also nicht imstande, das Wohl der nationalen Öffentlichkeit unbestochen zu vertreten; alle, die mit Mussolini der Meinung sind, bei der heutigen Abhängigkeit der Zeitungen vom Kapital seien allein die behördlich geeichten Journalisten und die zur Kritiklosigkeit verdammten Federn berufen, die öffentliche Meinung zu vertreten; sie alle brauchten nur an jene Tage zu denken, in denen es beinahe jener verachteten »unfreien«, »kapitalistisch gebundenen« Presse gelungen wäre, gegen Mussolini einen wahren Volkssturm zu entfesseln, gegen den der berühmte »Marsch auf Rom« ein Bleisoldatenspiel geblieben wäre. So viel Rebellion vermag immerhin noch eine Zeitung zu erzeugen. Und ganz abgesehen davon, daß es schließlich auch Fälle geben kann, in denen ein kapitalistischer Zeitungsbesitzer klüger ist als ein Minister und ein Zensor und dem Wohl der Nation zuträglicher, ganz abgesehen davon, daß es auch mehr oder weniger vom Verlag unabhängige Redaktionen gibt, können selbst vom Verleger noch so peinlich überwachte Journalisten eher eine eigene Meinung äußern als von Regierungen angestellte Schreiber, deren Gedanken schon faschistisch vorzensuriert sind und die dem Zensor gegenübertreten wie ihrem eigenen Spiegelbild.

Der Faschismus sah sich genötigt, die einschränkenden Bestimmungen gegen die freie Presse durch direkte und indirekte Einschüchterungen

der Verleger zu unterstützen. Man tut dem Faschismus nicht unrecht, wenn man ihm die vielen Straf- und Mahnexpeditionen gegen Druckereien, Schreibtische, Fensterscheiben, Setzmaschinen vorhält – nachzählen kann man sie ihm nicht –; denn er rühmt sich selbst seiner überlegten Gewalttaten. Die unaufhörlich bedrohten Verleger sehen sich gezwungen, ihre Zeitungen zu verkaufen. Die Käufer sind Strohmänner der Regierung, deren linke Hand wieder anbietet, was ihre rechte genommen hat. Endlich gibt es keinen oppositionellen Verlag mehr. Um aber für alle Fälle sicher zu sein, bestimmt der Faschismus, daß jeder Mitarbeiter von Zeitungen und Zeitschriften Mitglied der journalistischen Gewerkschaft sein müsse, der *faschistischen* Gewerkschaft selbstverständlich. *Verboten* ist die Aufnahme eines Journalisten, der eine »den Interessen der Nation zuwiderlaufende Tätigkeit ausgeübt« hat. Der *Präfekt* hat Einfluß auf die Streichung eines Journalisten aus der Gewerkschaftsliste. Und es gibt eine »Presse-Kommission«, die aus zehn *von der Regierung ernannten* Mitgliedern besteht, die dem Justizminister attachiert ist und die über die »nationale Eignung« der Journalisten, ihre Aufnahme, ihren Ausschuß zu bestimmen hat. Der Präfekt kann eine Zeitung (oder eine Zeitschrift) »ermahnen«, verbieten, einstellen und den »Verantwortlichen« abschaffen. Die Eigentümer und die Herausgeber periodischer Druckschriften sind außerdem gemeinsam für den Inhalt verantwortlich. Die Maschinen, das Blei, das Papier können vom Staat immer konfisziert werden, wenn die Eigentümer nicht eine gewisse Kaution erlegen, deren Höhe jedes Jahr neu bestimmt wird. Das heißt: Der Staat verfügt über die Druckereien, etwa wie das Gericht über die Kaution eines vorläufig entlassenen Untersuchungshäftlings. Nur mit einer besonderen polizeilichen Erlaubnis kann man Texte, Zeichnungen, Photographien veröffentlichen. Und diese Erlaubnis ist nur je ein Jahr gültig.

Der also kontrollierte italienische Journalist ist kein Journalist mehr. Er darf nicht nur nicht schreiben, was er will, er muß theoretisch so geartet sein, daß er gar nicht in die Lage kommt, etwas Verbotenes schreiben zu *wollen*. Als ein konsequenter Ja-Sager begleitet er die Verordnungen, Verfügungen, Entschließungen, Maßnahmen der Regierung. Er ist nicht ein Kritiker, sondern ein Echo. Wie Mussolini ins Land ruft, so schallt es aus dem italienischen Blätterwald wider. Diktaturen waren ja niemals gerade ein ideales Erziehungsmittel für Journalisten. Aber zwischen der Pressefeindschaft anderer Diktaturen und

der besonderen Auffassung, die die italienische Diktatur vom Wesen und von den Aufgaben des Journalismus hat, ist doch ein fataler Unterschied. Man könnte sagen (insofern derlei Kategorien angewendet werden dürfen); die offene Pressefeindschaft sei moralischer als diese Theorie, die den Sinn der Presse überhaupt in einen ethisch aufgeputzten Unsinn verwandelt. Freilich war nichts anderes zu erwarten. Denn da der Beruf des Journalisten eine höchst individualistische Veranlagung voraussetzt (oder zumindest ausbildet), kann er in einem faschistisch verwalteten Staat überhaupt nicht ausgeübt werden. Es entwickelt sich eine neue Spezies von Journalisten, Kommentatoren der Doktrin und der faschistischen Handlungen; der *langweilige* Journalist. (Er existiert auch bei uns, aber nicht als Ideal.)

Man schlage die italienischen Zeitungen auf! Ihr Kennzeichen ist *Langeweile.* Der Faschismus rühmt sich, mit der Pornographie aufgeräumt zu haben und mit den sensationslüsternen Übertreibungen. Er hat dafür den *obligaten Optimismus* eingeführt. Und es gibt einen Grad von Optimismus, eine Art von begeistertem, kritiklosen Ja-Sagen, eine bestimmte Gattung von vaterländischem Leierkasten, Marke: *Evviva!* Was findet der Leser in der italienischen Zeitung? Einen gesetzlich geschützten Exhibitionismus der Gesinnung. Noch einen Bericht von einer edelmütigen Geste des Diktators. Da hat er besichtigt, dort hat er ermuntert, hier besucht und drüben einem Mann von der Straße die Hand gedrückt, einem einfachen Soldaten auf die Schulter geklopft, einem alten Mütterchen auf die Beine geholfen. Alle kaiserlichen Anekdoten aus unseren alten abgeschafften Schullesebüchern leben in den aktuellen Zeitungen Italiens wieder auf. Was noch sonst? Sauber filtrierte Berichte aus dem Ausland. Nachrichten über interne Streitigkeiten der faschistischen Partei, persönliche Hänseleien, anmutig versteckt, angedeutet und ausgelassen, für Kenner bestimmt und höchstens für Fachleute des Faschismus von Interesse. Inspirierte Artikel – wozu noch »inspirieren«, da alle Journalisten ja schon von vornherein »beseelt« sein müssen? –, aus denen die beamteten Wahrsager den nächsten Kurs prophezeien dürfen, dem Flug diktatorischer Gedanken nachspähend, wie einst die Vorgänger dem Flug der Vögel. Was noch sonst? – Wetterberichte! Was in unsern »kapitalistischen Interessengruppen dienenden« Zeitungen so ziemlich das Unsicherste ist: die meteorologischen Voraussagen, das ist in den italienischen Zeitungen, die nur der staatlich erprobten Wahrheit dienen, das Zuverlässigste.

Entsprechend dem neuen Typ des »Ja-Schreibers« entwickelt sich in Italien der neue Typus des »Nein-Lesers«. Denn noch mißtrauischer als der Leser in demokratischen Ländern ist selbstverständlich der in diktatorischen. Während unser Leser dem Zuviel der Nachricht mißtraut, sucht der italienische hinter dem Zuwenig noch eine verborgene Stelle. Er sucht »zwischen den Zeilen«. Das Zeitunglesen wird eine sehr anstrengende Tätigkeit. Auf meine Frage an zeitunglesende Freunde: »Was steht drin?« – kam fast regelmäßig die Antwort: »Fragen Sie lieber, was *nicht* drinsteht!« Es ist kein Wunder, wenn von den sieben Millionen Italienern, die außerhalb ihres Vaterlandes leben, nicht weniger als 280 *Zeitungen* herausgegeben und gelesen werden. Allein in Amerika werden 157 italienische Zeitungen gedruckt. Sind wirklich nur die Emigranten die Leser und Abonnenten? – Nein! Die im Ausland erscheinenden Zeitungen kommen auf tausend Schleichwegen, trotz aller Wachsamkeit der Zensur, in *das faschistische Italien.* Und obwohl schon auf das Verbrechen einer antifaschistischen Lektüre Strafen stehen, werden antifaschistische Zeitungen daheim, im Familienkreis, in stillen Winkeln, in den Fabriken verstohlen während der Mittagspausen gelesen. Aber auch in Italien selbst werden geheime Zeitungen gedruckt und verbreitet, obwohl erwischte Kolporteure deportiert und eingesperrt werden. Das ist die Folge der faschistischen Zensur: Es gibt eine gefährliche, unkontrollierte und unkontrollierbare Geheimpresse. Sie hat Redakteure, Leser, unterstützende Freunde – und durchaus nicht immer proletarische. Es befinden sich auch Fabrikanten unter den Geldgebern.

Ich kenne ein paar junge faschistische Journalisten. Sie sind so jung, daß sie, als sie den Beruf wählten, nur noch faschistische Blätter vorfanden. Es scheint mir, daß sie begabt sind. Aber sie haben kein Vokabular, trotz einem großen Vorrat an positiven Adjektiven. Ich wurde gefragt: »Was würden Sie schreiben, wenn Sie italienischer Journalist wären?« »Interviews mit den Abonnenten und Lesern meiner Zeitung!« – erwiderte ich dem jungen Journalisten. Er verstand nicht, ich hatte es auch nicht erwartet. Was ich von seiner Zeitung hielte? – Sie wäre ebenso wie die anderen! – Er zitierte mir einen englischen Journalisten, der ihm gesagt hätte, sein Blatt – das des italienischen Kollegen – wäre ausgezeichnet. – »Dann war entweder der Engländer ein schlechter Journalist, oder er hat gelogen«, sagte ich. – »Weshalb ein schlechter Journalist?« – Weil ein Berichterstatter, der eine zensurierte

Presse gutheiße, kein guter Journalist sein könne. – Zensur sei doch notwendig und moralisch? – – Unmöglich, gegen einen so jugendlichen Alala-Optimismus aufzukommen! – Wenn sie moralisch sei, brauche man die Zeitung ja nicht! sagte ich. Nein – meinte er, Zensur und Zeitung ergänzten einander! – So ungefähr dürfte die neue Generation der italienischen Journalisten aussehen. Es scheint, daß das italienische Pressegesetz zwar gläubige Schreiber erzeugen kann. Aber es ist eine alte Erfahrung: je frömmer der Berichterstatter, desto kritischer ist der Leser. Und solange nicht nur das Schreiben, sondern auch das Lesen nicht von einer Zugehörigkeit zu einer faschistischen Lese-Gewerkschaft abhängig gemacht wird, kann die faschistische Presse die wahre öffentliche Meinung nicht repräsentieren ...

Frankfurter Zeitung, 22. 12. 1928

GESCHENK AN MEINEN ONKEL

Mein Onkel Auerbach ist Kolonialwarenhändler. Sein Laden, dessen schmale Tür und dessen kleines Schaufenster die rätselhafte und beinahe unheimliche Tiefe des Magazins nicht ahnen lassen, befindet sich in einer der alten, schönen Gassen der inneren Stadt. Die Tür hat noch einen mechanischen Glockenzug, wahrscheinlich aus der Zeit des alten Auerbach, des Vaters meines Onkels – und seit meiner Jugend verbinde ich mit dem Gedanken an meinen Onkel, seinen Laden, seine Familie und selbst an seine alte Köchin den schmetternden und dennoch sanften, sozusagen goldenen Alarm der Glocke an der Geschäftstür. In meiner Jugend, als mir noch die Namen exotischer Inseln und Städte eine vage Vorstellung vermittelten und Begriffe einer Art romantischer Geographie waren, hörte ich den beharrlichen, starken und geheimnisvollen Klang der Glocke, wenn man die Namen ferner Ortschaften und Inseln aussprach, Jamaika, Honduras, Costa Rica, Sumatra, Borneo und Guatemala. Diese Namen kamen nämlich im Laden meines Onkels und in seinen Gesprächen fast immer vor. Sie bezeichneten bestimmte Sorten von Tee, Kaffee und Rum, standen gedruckt in blauen, roten und goldenen Buchstaben auf den papiernen Binden bauchiger, breiter und schlanker, eleganter Flaschen und auf den kleinen Würfelpäckchen mit den kreuzförmig gebundenen zarten rot-weiß-grünen und schwarzgelben Schnürchen, deren Enden durch eine einzige Bleiplombe zusammengehalten waren.

Mein Onkel ist ein sparsamer Mann. Ja, in Zeiten, in denen es mir sehr schlechtging, war ich geneigt, ihn einen Geizigen zu nennen oder sogar einen »Geizkragen«. Niemals bekam ich von ihm ein Päckchen Schokoladepulver, als ich jung war, und später niemals eine Flasche Rum. Niemals kaufte er mir ein Buch – wie andere Onkel es manchmal zu tun pflegen –, sondern er schenkte mir zu den üblichen Gelegenheiten alte und reizvolle, aber zerlesene Bücher mit schütter gewordenen Blättern, Bücher, mit denen kein Staat zu machen war und die ich nicht herzeigen konnte.

Sie stammten aus seiner Jugend und aus seiner Bibliothek. Es waren, wie ich erst heute weiß, schöne Bücher, vergessene Titel, vergessene Autoren, veraltete Reisebeschreibungen. Sie handelten von jenen wilden Völkern, deren Söhne heute in den Music-Halls ihre kupfer- und

bronzefarbene Mondänität darbieten oder auf Kongressen unterdrückter Minoritäten ihre nationalen Rechte verteidigen. Keineswegs aktuelle Bücher! Sie vermitteln mir falsche Begriffe von fernen Ländern und Völkern. Der Onkel Auerbach hatte die gleichen.

In seinem Zimmer, bei ihm zu Hause, habe ich nie andere Bücher gesehen. Er besaß nicht einmal die Werke der klassischen Autoren, die in den bürgerlichen Häusern aller meiner Verwandten die wichtige Rolle von Möbelgegenständen spielen, von unberührbaren, leichtzerbrechlichen, zum kulturellen Komfort gehörenden. Der Onkel Auerbach las nicht mehr, aber er kaufte auch keine Bücher mehr – seitdem er angefangen hatte, mir eines seiner alten Werke nach dem andern zu schenken. Er besaß noch viele, und ich wuchs schneller, als er gedacht hatte. Bald fand ich mich in dem Alter, in dem man nach Auerbachs Meinung keine Reisebücher mehr zu lesen hat. Der Rest liegt bei ihm und wird von den Kindern der kommenden Motoren- und Aviatiker-Generation wohl nicht mehr gelesen werden.

Der Onkel Auerbach liest prinzipiell nicht in Büchern. Er liebt nichts »Belletristisches«. Ja, selbst wenn er die Zeitung in die Hand nimmt, behütet er seinen Blick vor dem sogenannten »Feuilleton« – und der traditionelle »Strich«, der es von der Politik trennt, bildet die Grenze seiner Interessen und seiner Neugier. »Du schreibst jetzt in der Zeitung?« fragte er mich einmal. »Ja«, sagte ich. »Wieviel Leitartikel schreibst du in der Woche?« »Gar keinen.« »Du schreibst am Ende unter dem Strich?« »Ja, manchmal.« »Dann werde ich die Tante fragen, ob du einen guten Stil hast!« Und Schluß! Nie mehr sprach er ein Wort über meinen Beruf mit mir. Nur einmal, als eine Kritik über eines meiner Bücher durch einen Zufall in dem Blickfeld meines Onkels über dem Strich erschien, sagte er mir bitter: »Ich habe eine Besprechung deines Romans gelesen. Man druckt jetzt *alles* in den Zeitungen!« –

Nie hat mein Onkel das Meer gesehen. Ich hielt ihn lange Zeit für eine prinzipiell kontinentale Natur. Aber einmal, in seinem Laden, fünf Minuten vor Geschäftsschluß – ich war eingetreten, um eine Flasche Cognac zu kaufen –, sagte mein Onkel: »Das Personal verschwindet heutzutage eine Stunde vor dem Chef! Und die Kunden kommen alle vor Torschluß!« Und er ging selbst eine alte Leiter hinauf und kam mit zwei Flaschen zurück. »Möchtest du nicht lieber eine Flasche Rum?« fragte er. »Ich habe noch zufällig einen alten Jamaika – aber einen, wie

du ihn nicht mehr bekommst. Man sagt sonst immer: Jamaika! Und hat keine Ahnung! Jamaika! Es ist ein guter Rum!«
»– Und ein schöner Name!« sagte ich leichtfertig. Zu meiner größten Verwunderung ging Auerbach darauf ein: »Ein schöner Name!« wiederholte er und ging in die Ecke und holte die Schlüssel und schloß die Tür ab. Dann verließen wir den Laden durch die Flurtür. »Beinah wäre ich nach Jamaika selbst gekommen!« sagte er, als wir in die Straße traten und in den Regen und mein Onkel den Schirm aufspannte. Und während wir durch den abendlichen Regen gingen, erzählte Auerbach, daß er in seiner Jugend zur See hatte gehen wollen, um die Herkunftsorte all der Waren kennenzulernen, die im väterlichen Laden aufgestapelt lagen. Aber der Vater starb, ein Bruder wurde Rechtsanwalt, die Mutter lebte noch und mußte erhalten werden. So verzichtete mein Onkel auf das weite Meer und die Inseln. Ich erinnerte mich an die Reisebeschreibungen, die er mir geschenkt hatte, erwähnte sie aber nicht. Es wurde mir auf einmal klar, weshalb mein Onkel manchmal, wenn er die Brille ablegte, einen so blauen Glanz in den kleinen Augen erzeugte; weshalb ein Fernrohr, das nie benutzt wurde, auf seinem Schreibtisch lag und ein kleiner Kompaß an seiner Uhrkette hing. Und von nun an dachte ich beim Anblick seines schönen, weißen Backenbarts an zwei Segel und auch an Möwen...
Jedes Jahr zu Weihnachten schenkte ich ihm eine Kleinigkeit: eine überflüssige Dose, einen Aschenbecher, eine Füllfeder, ein Notizbuch, eine Brieftasche. Er gab mir immer ein winziges Musterfläschchen Alkohol, das ich in der Westentasche mitnehmen konnte. Seitdem ich seine Geschichte kannte, brachte ich ihm einen Atlas, einen Kompaß, ein kleines Stundenglas. Schließlich kenne ich keine seemännischen Gegenstände und Symbole mehr. Ich bin entschlossen, ihm in diesem Jahr *Bücher* zu schenken – und weil es einen Wagemut bedeutet, ihm ein Interesse an »Belletristik« zuzumuten, will ich ihm folgendes sagen:
»Lieber Onkel, ich weiß, daß Sie keine Bücher lesen. Trotzdem gebe ich Ihnen einige. Ein Mann hat sie geschrieben namens *Joseph Conrad.* Er war ein Pole von Geburt. Er wurde im tiefsten Kontinent geboren, nämlich in Wollynien, zwischen dem fünfundzwanzigsten und dem dreißigsten Längengrad östlich von Greenwich, und seine Muttersprache war die polnische, die zu den kontinentalsten Sprachen der Welt gehört. Aber er ging mit 16 Jahren nach Marseille, bestieg ein Schiff,

wurde ein Matrose und fuhr durch die Meere und wurde einer der größten Meister der ozeanischen Sprachen: der englischen. Und dies sind seine Bücher. Sie sind bewegt wie das Meer und ruhig wie das Meer und tief wie das Meer. Sie sind nicht mehr jung, lieber Onkel. Sie werden den Ozean nicht mehr kennenlernen, die Schiffskarten sind zu teuer. Lesen Sie den Ozean!« –
Und Auerbach wird zum Kasten gehen und mir ein winziges Fläschchen Cognac für die Westentasche schenken. –

Frankfurter Zeitung, 18. 11. 1928

WER IST GINSTER?

Ginster tritt gleichzeitig mit dem Krieg in Erscheinung. Bis zum Ausbruch des Krieges war er schon vorhanden gewesen, aber noch nicht vollkommen Ginster. Seit seiner Geburt bis zu der des Krieges bereitete er sich auf das ginsterliche Dasein vor, zu dem ihn seine Anlagen bestimmten: eine gewisse Furchtsamkeit und eine Schlauheit, die den Lebenskampf mit der Waffe der Nachgiebigkeit führt; ferner eine stete stille Verwunderung über die Zustände, die das normale Leben ausmachen. Aber erst der Krieg, die Vollendung der Normalität, in der sich die Welt schon seit Jahrzehnten befunden hat, vollendete auch die Entwicklung Ginsters oder läßt uns seine vollendete Entwicklung erkennen. Da steht er nun plötzlich, klein, furchtsam, verlassen (also ein Mensch) dem großen, mutigen, von allen unterstützten Krieg gegenüber! Ein Mensch gegen ein Ungeheuer.
Es ereignet sich, daß alle den Krieg menschlich finden, nicht ungeheuerlich. Und unmenschlich fänden sie nur Ginster, wenn er mutig genug wäre, zu gestehen, wie merkwürdig ihm der Krieg vorkommt. (Merkwürdig! – Furchtbar auch, aber in der Hauptsache merkwürdig.) Nur gibt sich Ginster nicht zu erkennen. Und alle Welt glaubt, daß Ginster wie alle Welt im Krieg heimisch ist. Er hat schon immer eine Art harmloser, unbekümmerter und sogar heiterer Übereinstimmung zwischen der rätselhaften Normalität der Welt und seiner eigenen Veranlagung, sich über das Selbstverständliche unaufhörlich zu wundern, vorgetäuscht. Freilich gelingt ihm die Täuschung nicht vollkommen. Es

bleibt immer eine verdächtige Distanz zwischen der Fähigkeit der andern, ein Volk zu sein, unter die Soldaten zu wollen, das Vaterland zu lieben, Salutierübungen zu machen, und Ginsters gespielter Bereitwilligkeit, die unverständlichen Funktionen aller mitzumachen – mitzumachen, als wäre er gar kein Ginster! Es gibt ohne Zweifel eine Art Klasseninstinkt der Normalen gegen die Ginsters. Solange die Normalität durch einen friedlichen Zustand zwischen den Staaten in ihrer Entwicklung gehemmt ist, kann ein Ginster noch seine feigen Vertuschungs- und Verstellungskünste ungestraft ausüben! Wehe dem Ginster aber, der in einen Krieg gerät, das heißt: in einen Zustand, in dem alle Funktionen der normalen Menschen ihre höchste Vollendung erreichen. Die kleine Zeit wird eine große. Das Volk greift zu den Waffen. Das Vaterland gerät plötzlich in die Lage, in Gefahr zu sein. Der »Mann«, schon als »Mann« eine Gattung, die Ginster feindlich-unverständlich ist, wird ein »Held« (das heißt: das Dreifache von einem Mann) und verdreifacht demzufolge seine unverständliche Feindlichkeit gegen Ginster. Wehe, Ginster, wehe!

Ginster im Krieg, das ist: Chaplin im Warenhaus. Über die rollende Treppe, die allen andern zur Hinaufbeförderung dient, stolpert Chaplin sechzehnmal. Wo alle anderen einkaufen, wird er von Rayons-Chefs verfolgt. Wo alle andern regelrecht und bieder zahlen, gerät er in den Verdacht, ein Dieb zu sein. Gegenüber den Warenhäusern, den Kriegen, der Konfektion, den Vaterländern sind Chaplin ebenso wie Ginster ratlos und feig, merkwürdig und unbeholfen, lächerlich und tragikomisch. Wir haben endlich den literarischen Chaplin. Das ist »Ginster« (anonym erschienen bei S. Fischer, Berlin. 359 Seiten. Geb. *M 7*). Anonym: das heißt in diesem Fall: enthüllend, aufrichtig – nicht verbergend! Anonym! ... Es gibt keinen Autorennamen unter einem Buch wie »Ginster«. Ein Ginster beschreibt sich selbst, ebenso wie Chaplin sich selbst spielt und keinen Regisseur hat und keinen Verfasser eines Filmmanuskripts. »Chaplin im Warenhaus« – »Ginster im Krieg«.

In den Kriegsbüchern, die bis jetzt in deutscher Sprache erschienen sind, ist der Krieg immer etwas »Außergewöhnliches«. Zum ersten Male, in »Ginster« ist er etwas ungeheuerlich Gewöhnliches! Außergewöhnlich ist nur Ginster. Der Krieg aber ist die Fortsetzung des Friedens. Nichts anderes! Das hebt dieses Buch aus der Reihe aller Kriegsbücher! Der Krieg ist nicht der Gegensatz zum Frieden, sondern eine

natürliche Folge jenes Friedens, den wir gelebt haben und in dem wir immer noch leben – ebenso wie die irrsinnige Lauftreppe eine selbstverständliche Folge des »Warenhauses« ist. Zum ersten Male in der deutschen »Kriegsliteratur« wird der »Drückeberger« geschildert. Bis jetzt war es immer der Mann, der freiwillig (oder halbfreiwillig oder unfreiwillig) in den Schützengraben gekommen ist. Zum ersten Male wagt Ginster, *überhaupt nicht in den Schützengraben kommen zu wollen.* Er »schält Kartoffeln gegen den Feind«. Es ist die einzige konsequente Haltung eines Kriegsgegners à la Ginster. Ginster ist nämlich auch ein »Friedens«gegner. Ginster allein ist der Feind jener menschlichen Gesellschaft, die »Vaterländer« kennt, also auch den »Krieg«. Denn ebenso wie die verrückte Lauftreppe eine selbstverständliche Institution des Warenhauses und der Konfektion ist, wird im »Ginster« der Krieg eine selbstverständliche Institution eines Friedens, der Vaterländer kennt.

Die Sprache, in der Ginster erzählt, ist selbstverständlich Ginsters Sprache. Also keine »normale«. Sie ist nicht die Sprache jener Normalität, die den Krieg erzeugt hat. Sie ist die Muttersprache der Ginsters. Es ist die Sprache, in der allein der unaufhörliche Kampf der Ginsters gegen die normalen Gesetze und Einrichtungen dieser Welt geschildert werden kann. Und ebenso wie Chaplins Stolpern über eine Lauftreppe nur ein ganz bestimmtes Stolpern Chaplins sein kann, ist Ginsters Ausdruck ein ganz besonders Ginsterlicher. Nur Ginster kommen diese Assoziationen. Ein General zum Beispiel kann sie nicht verstehen. Hier, zum ersten Male, bleibt ein General – also die höchste Charge unter den normalen Zeitgenossen – verständnislos. Und ebenso wie ein überzeugter Warenhausbesitzer nicht begreifen kann, wieso man über eine bequeme Lauftreppe stolpert, könnte zum Beispiel ein überzeugter General nicht verstehen, wie merkwürdig Ginster sich vor dem Frontdienst drückt. Der überzeugte Warenhausbesitzer lacht nicht bei »Chaplin im Warenhaus«. Der überzeugte General lacht nicht, wenn er »Ginster« liest.
Und nicht nur der General lacht nicht. Weder lachen die »Normalen«, die den Krieg lieben, noch die »Normalen«, die sich gegen den Krieg empören mögen. Weder die »Generale« noch die »Pazifisten« werden dieses Buch verstehen. Wer wird es? – Die große Masse der Einfachen und die ganz geringe Zahl der Denkenden. Das ist kein Buch für die

bürgerliche Gesellschaft der Verbildeten, die beinahe den Grad der »Generalsnormalität« erreichen – ob sie Kriegsfreunde oder -gegner sind. Das ist ein Buch für einfache Menschen, ganz einfache, das heißt: humane Menschen – die alle nicht »normal« sind, sondern alle wie Ginster: klein, furchtsam und verlassen. Und die immer von irgend etwas Unmenschlichem bedroht sind: vom Krieg, von der »Bildung«, von der »Kultur«, vom »Wiederaufbau«. Das Buch für ganz einfache Menschen.

Frankfurter Zeitung, 25. 11. 1928

ERNST WEISS: »BOËTIUS VON ORLAMÜNDE«

Boëtius von Orlamünde ist der junge Nachkomme eines alten, sehr vornehmen Geschlechts. Seine Eltern sind verarmt. Er kommt in ein adeliges Erziehungsheim. Ein altes, hochgezüchtetes Blut in einem jungen Körper. Ein wissendes Gehirn in einem knabenhaften Schädel. Scharfsichtige Augen, hellhörige Ohren, eine Art furchtsamer Noblesse, die Feigheit des wirklichen Aristokraten. Es wird (neben anderm) in diesem Roman ersichtlich, wie der wirkliche Mut entsteht: durch eine intelligente Umkehrung der Furchtsamkeit; durch eine harte, ständige Selbstbeobachtung und eine hartnäckige Analyse der Feigheit.

Wen fürchtet der junge Orlamünde? – Den Tod. Er schreibt ihn einmal, zweimal aus. Dann kann er es nicht mehr. Er gibt ihm ein Zeichen: das große T. Verkümmert und dennoch mächtig steht es zwischen den Worten vom Leben. Fast ein Kreuz. Drei Viertel von einem Kreuz. Es wirft einen Schatten über alles Lebendige. Und es zeugt gleichzeitig den Mut, die Quelle der Überwindung des Todes. Der junge Boëtius läßt den Tod – symbolisch und wirklich – nicht ganz werden. Er hält den Tod in der Beschränktheit eines großen T. Er weiß noch nicht, der Junge, daß er bald einen viel härteren Kampf auszufechten haben wird: den gegen das Leben – gewissermaßen gegen das große L...

Dieser Kampf beginnt im letzten, im dritten Teil des Buches. Die Anstalt verbrennt, der junge Orlamünde wird heimatlos. Er kann nicht zu

seinen armen Eltern. Er kann nur einen Beruf suchen – und zwar nicht einen von jenen Berufen, die man »ergreift«, sondern einen von jenen Berufen, von denen man ergriffen wird. Ich weiß nicht, ob der Autor es beabsichtigt hat: die Verwandtschaft, die natürliche, selbstverständliche Verwandtschaft zu zeigen, die zwischen dem wirklichen Aristokraten und dem wirklichen Proletarier besteht. (Das Gegenteil von beiden ist der Bürger.) Der adelige Orlamünde sucht keinen »praktischen Beruf«. Er geht in eine Fabrik und wird Arbeiter. Also äußerst unpraktisch. Das einzige, was ein Adeliger ohne Mittel werden kann.
Das Buch schließt – wie alle guten Bücher von heute – nicht mit einem Ende, sondern mit einem Anfang. Es setzt sich fort, wie das Leben, das große L. Es schließt knapp vor dem Krieg. Es ist zu erwarten, daß Boëtius in den Krieg ziehen wird, aus der Fabrik in den Krieg. Vielleicht beabsichtigt der Autor eine Fortsetzung.
Man kennt die klare, gewissenhafte, reiche und genaue Sprache von *Ernst Weiß*. In diesem Buch ist sie auch noch behutsam und bedächtig, an manchen Stellen verhalten, schamhaft fast, schön, stark und schüchtern, wie der junge Boëtius selbst, der sie schreibt.

Frankfurter Zeitung, 23. 12. 1928

WEIHNACHTEN MODERNER JUNGGESELLEN

Vor einem halben Jahr noch war diese Bar nicht vorhanden. Damit sie entstehe, bedurfte es eines modernen Architekten mit einem sadistischen Zug, einer jener Männer, denen es vollkommen gleichgültig ist, ob sie ein Mausoleum, eine elektrische Hinrichtungsstätte, ein Warenhaus oder ein Nachtlokal bauen sollen, ein Maschinenhaus oder eine Gartenlaube, einen Musiksalon oder ein Badezimmer. Ein gewisser sakraler Komfort verbindet sich mit einer grausamen Nüchternheit, und das Zweckmäßige ist bis zu einem so vollendeten Grade vorausbedacht, daß es bereits die Wirkung des Schaurigen auszuüben beginnt. Es gibt in manchen Warenhäusern stahlblau beleuchtete Fahrstühle, in die man nicht ohne eine starke Erschütterung einsteigt und in denen man der Täuschung verfällt, daß sie, die sich so bemühen, das Metaphysische nicht in Betracht kommen zu lassen, dennoch in eine Art

Himmel aus Violett, Chromsilber, Magnetstahl und Gift emporführen.
Diese Bar erinnert an eine kahle Gruft unter einer Kapelle. Das hängt vielleicht mit dem sarkophagförmigen Bartisch zusammen, der ein massives, dunkelbraunes Halbrund bildet, mit einer Platte aus einem neuerfundenen schimmernden Metall. Es ist ein Metall, das sich dem Glas nähert und gleichzeitig dem Marmor – und ich zweifle sehr, ob es mir möglich sein wird, es deutlich zu beschreiben. Zwar hat man die Empfindung, daß es eher elastisch sein könnte als porös. Aber seine Oberfläche ist schlüpfrig, eisig etwa, und man könnte sich vorstellen, daß es, bis zu einer Durchsichtigkeit gewalzt, eine Fensterscheibe zu ersetzen imstande wäre. Es glänzt stählern und schimmert glasig und ist dennoch lautlos. Und das Wunderbarste: ein Glas, auf dieses Metall heftig gestellt, gibt gar keinen Klang, es ist, als stelle man Gummi auf Gummi! Und diese Lautlosigkeit vervollständigt den Gruftcharakter der Bar – und weil ein unhörbarer, polierter, gutgeölter Betrieb ohne viele und ohne laute Worte auskommt, Gläser nicht klirren können, Türen automatisch schließen, die neuen Wasserhähne nicht rinnen, die Bargetränke, als wären sie flüssiges Linoleum, ohne einen gurgelnden Laut aus den Flaschen in die Gläser schlüpfen: ist der Eindruck des Toten, Erstarrten, Schattenlosen in dieser modernen Bar vollkommen.
Selbstverständlich kommen die Gäste um Mitternacht. Sie kommen so unhörbar, daß sie auftauchen, erscheinen, herbeigezaubert werden. Es sind lauter moderne Gäste. Sie haben strenge und markante Gesichter, theoretisch könnte jeder von ihnen, obwohl er nur sein Automobil hierhergesteuert hat, soeben den Ozean überquert haben, mittels eines Aeroplans; Rekordbrecher, einer wie der andere, Köpfe wie Lederhauben, Augen wie Autobrillen, Stoppuhren in der Brust, Tempo im Leib. Sie setzen sich, sagen gar nichts – und schon stehen Becher auf ihren Tischen, Mentholflüssigkeiten für die Zahnpflege, hygienischer Alkohol, angelsächsische Rauschmittel für Ozeanflieger. Sie reden gar nichts. Höchstens sagt einer zum anderen: »Haben Sie schon – –?« Und der andere ergänzt: »gelesen«. Es ist Mitternacht, alle Zeitungen von morgen sind schon erschienen, morgen kann höchstens übermorgen sein.
Merkwürdig ist nur, daß plötzlich ein Klavier ertönt. Ein Mann aus einem vergangenen Jahrhundert, er erinnert an einen Walzer, keine Spur von Lederhaube oder Aeroplan, nur Leierkasten und Harfe, ver-

körperte Drehbewegung, ein erstarrter Schnörkel, viele schwarze Haare, Falten im Gesicht; dieser Mann beginnt zu singen. Daß er aus Wien stammt, daß ein nationaler Anschlußwille ihn hierhergetrieben hat: Wer kann es bezweifeln? Schon singt er das »Fiakerlied«. Schon den »Schönbrunner Park«. Schon »Wien, nur du allein«. Und schon erglüht auf dem Klavier ein bengalischer Weihnachtsbaum, hergeholt aus einem Wald von Pappe, ausgesägt aus einer Theaterdekoration (die man jetzt nicht mehr braucht), ein Baum aus Karton, mit Nadeln aus Filz, mit Sternen aus Glühlampen. Auf der Baumspitze steckt eine Tafel: *Hier können Junggesellen Weihnachten feiern.*

Schon feiern sie: wehmütig geworden, der Baum rührt an ihr Innerstes, dort, wo die Stoppuhr eingebaut ist, vergessen den Ozeanflug, Marzipan herrscht vor, man war einmal ein Kind, bevor man ein Gespenst geworden, die Zeit war einmal eine Zeit, nicht immer ein Tempo. Wenn Gespenster Tränen hätten, würden sie weinen. So aber schweigen sie. Leise nur sagt einer zum anderen: »Haben Sie schon – –?«

Und der andere antwortet: »morgen gelesen!«

Frankfurter Zeitung, 25. 12. 1928

ANHANG

Editorische Anmerkungen

Vgl. die grundlegenden Anmerkungen in Band 1. In folgenden Zeitungen sind Artikel Roths enthalten, die er mehrfach veröffentlichte oder nur leicht verändert zu einer Zweit- oder Drittpublikation verkaufte:

AUAB	Acht-Uhr-Abendblatt, Berlin
BBC	Berliner Börsen-Courier
FZ	Frankfurter Zeitung
LL	Lachen links, Berlin
NAUB	Neues 8-Uhr-Blatt, Wien
NBZ	Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt
NWTB	Neues Wiener Tagblatt
PT	Prager Tagblatt
PTZ	Pariser Tageszeitung
ST	Die Stunde, Wien
T	Der Tag, Wien
V	Vorwärts
WT	Wiener Tag

Die sanierte Stadt, PT 6. 1. 1924 – NWTB 3. 1. 1924
Die Mannweiber der Sittlichkeit, NBZ 3. 1. 1924 – vgl. PT 4. 1. 1924
Lobgedicht auf den Sport, LL 25. 1. 1924 – »Lob-Gedicht auf den Sport«, V 25. 1. 1924
Interview ohne Worte, FZ 16. 2. 1924 – NAUB 28. 2. 1924
Der Bizeps auf dem Katheder, FZ 18. 2. 1922 – PT 24. 2. 1924; die Schlußsätze der Erstfassung (NAUB 16. 2. 1924) sind hier gestrichen: »Hier kam der Borussiageist wieder, der aus Berufsgründen den Alkohol meidet und die Faust statt des Schlägers schwingt. Gläubige erwarten Breitensträters ordentliche Professur für Boxkunst an der Berliner Universität, wo er des Rektors Roethe abstrakten Nationalismus durch effektvolle Kinnstöße unterstützen und demonstrieren soll. Breitensträter würde in dem – prophetisch so genannten – ›Deutschen Hochschulring‹ endlich die Runden gewinnen, die er verdient.«
Der tapfere Dichter, V 20. 4. 1924 – PT 22. 2. 1924
Der Kampf um die Meisterschaft, FZ 3. 3. 1924 – PT 4. 3. 1924
Der »Refräng« im Nachtleben, PT 5. 3. 1924 – FZ 7. 3. 1924; vgl. »Der ›Refräng‹«, NBZ 8. 3. 1924; »Der Berliner ›Refräng‹«, NAUB 17. 3. 1924
Rose Gentschow, PT 10. 4. 1924 – FZ 16. 4. 1924
Zwei junge Zigeunerinnen, FZ 12. 5. 1924 – »Die Zigeunerinnen«, NBZ 19. 5. 1924

Der merkantile Superlativ, FZ 11. 6. 1924 – Vorfassung »Der Superlativismus«, AUAB 26. 2. 1923
Besuch im Rathenau-Museum, FZ 24. 6. 1924 – »Im Rathenau-Museum«, NBZ 2. 7. 1924
Der Reisende in Kaffee erzählt, FZ 7. 7. 1924 – NBZ 29. 7. 1924
Der Kolporteur, FZ 11. 7. 1924 – NBZ 17. 7. 1924
Das Amt, PT 20. 7. 1924 – D 22. 7. 1924
Der Fürst des Weltalls, FZ 23. 7. 1924 – PT 17. 7. 1924
Die sterbenden Tänzer, FZ 3. 8. 1924 – NBZ 5. 8. 1924
Der sehr elegante Reisende, FZ 8. 8. 1924 – NBZ 13. 8. 1924
Pietät mit Handgranate, FZ 8. 9. 1924 – NBZ 11. 9. 1924, PT 13. 9. 1924
Volksbühne, V 26. 9. 1924 – gekürzt als »Berliner Theater«, PT 7. 10. 1924
Die unwirkliche Kulisse, FZ 18. 10. 1924 – NBZ 23. 10. 1924
Reise durch Galizien: Leute und Gegend, FZ 20. 11. 1924 – PT 27. 11. 1924
Lemberg, die Stadt, FZ 22. 11. 1924 – PT 7. 12. 1924
Das XII. Berliner Sechstagerennen, FZ 20. 1. 1925 – vgl. »Sechstage-Rennen«, PT 24. 2. 1922 und die Anmerkungen
Fünf-Uhr-Tee mit Hexametern, FZ 10. 2. 1925 – PT 25. 2. 1925
Der Herr aus dem Publikum, FZ 10. 3. 1929 – NBZ 12. 3. 1925
Die »Girls«, FZ 28. 4. 1925 – vgl. Die »Girls« (II): Thema: Revue-Girls
Marseille, FZ 15. 10. 1925 – erster Teil als »Hafen von Marseille«, PT 20. 12. 1925
Bekehrung eines Sünders im Berliner Ufa-Palast, FZ 19. 11. 1925 – leicht gekürzt »Bekehrung im Kino«, WT 14. 11. 1937
Das aufgedeckte Grab, FZ 31. 12. 1925 – NBZ 5. 1. 1926
Einer liest Zeitung, FZ 10. 1. 1926 (hier mit dem Zusatz »B. R.[= Benno Reifenberg] gewidmet«) – »Der Zeitungsleser«, NBZ 15. 1. 1926
Hephata, Stätte der Menschlichkeit, FZ 18. 2. 1926 – gekürzt PT 26. 2. 1926, NBZ 11. 3. 1926
Rheinischer Karnevalsbericht, FZ 19. 2. 1926 – »Die Nacht am Rhein«, NBZ 22. 2. 1926
Trübsal einer Straßenbahn im Ruhrgebiet, FZ 9. 3. 1926 – »Straßenbahn im Ruhrgebiet«, NBZ 25. 3. 1926
Bericht aus dem Pariser Paradies, FZ 10. 4. 1926 – PT 21. 4. 1926, NBZ 23. 4. 1926, als »Pariser Paradies«, WT 26. 9. 1937, PTZ 8. 10. 1937
Das nachgemachte Ceylon, FZ 4. 5. 1926 – NBZ 8. 5. 1926, erster Satz verallgemeinert im WT 10. 10. 1937
»Romantik« des Reisens, FZ 6. 6. 1926 – PT 9. 8. 1930
20 *Minuten vor dem Krieg*, 11. 6. 1926 – PT 20. 6. 1926
Reise mit einer schönen Frau, FZ 19. 9. 1926 – NBZ 1. 10. 1926
Die Grenze Niegoreloje, 21. 9. 1926 – PT 6. 10. 1926

Auf der Wolga bis Astrachan, FZ 5. 10. 1926 – vgl. »Wolga-Städte und Burlaki«, PT 10. 10. 1926
Der auferstandene Bourgeois, FZ 19. 10. 1926 – PT 24. 10. 1926
Die Frau, die neue Geschlechtsmoral und die Prostitution, FZ 1. 12. 1926 – ›Holzarbeiterzeitung‹ 8. 1. 1927
Die russische Frau von heute, FZ 19. 12. 1926 – vgl. »Die Frau in Rußland«, NWTB 12. 12. 1926
Öffentliche Meinung, Zeitungen, Zensur, FZ 28. 12. 1926 – vgl. »Öffentliche Meinung in Rußland«, PT 29. 1. 1927
Die Schule und die Jugend, FZ 18./19. 1. 1927 – vgl. gekürzt »Schule und Jugend in Rußland«, PT 22. 1. 1927
Russisches Theater: Im Parkett, FZ 5. 2. 1927 – »Im russischen Parkett«, PT 12. 2. 1927
Knotenpunkt am Morgen, FZ 24. 6. 1927 – PT 3. 7. 1927
Die Zivilisierten im Barbarenland, FZ 7. 7. 1927 – PT 10. 7. 1927
Sentimentale Reportage, FZ 14. 9. 1927 – PT 30. 9. 1927, »Keine Spur von einem Fox! ... Sentimentale Reportage«, ST 5. 1. 1937
Das Werk, FZ 28. 1. 1928 – gekürzt PT 1. 2. 1928
Gedicht von Wandkalendern, FZ 19. 2. 1928 – »Wandkalender«, WT 1. 1. 1938
Seine k. und k. Apostolische Majestät, FZ 6. 3. 1928 – PT 11. 3. 1928, ›Der Deutsche in Polen‹, 23. 7. 1939
Little Titch, FZ 2. 5. 1928 – WT 8. 8. 1937
Die zweite Liebe, FZ 29. 7. 1928 – PT 5. 8. 1928

*

Weitere Anmerkungen zu einzelnen Texten oder Textgruppen:

Wie man eine Revolution feiert, Juli 1925 – zu Roths Lebzeiten unveröffentlichtes Manuskript, für die ›Frankfurter Zeitung‹ geschrieben, als Brief an Benno Reifenberg abgedruckt in: Joseph Roth, Briefe 1911–1939. Hrsg. u. d. eingel. von Hermann Kesten. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1970
Die weißen Städte, wohl im Anschluß an die Frankreichreise entstanden, abgedruckt nach dem Text der Werkausgabe 1975/76, der einem von Roth handschriftlich korrigierten, undatierten Typoskript folgte. Es stammt aus dem sog. Berliner Nachlaß Roths und wurde von Friedemann Berger, damals Kiepenheuer Verlag, Weimar, zur Verfügung gestellt. Drei Abschnitte der Einleitung sind unter dem Titel »Hinterm Zaun« abgedruckt in: Joseph Roth, Perlefter. Fragmente und Feuilletons aus dem Berliner Nachlaß. Herausgegeben von Friedemann Berger. Leipzig/Weimar, 2. Auflage 1981
Reise in Rußland, so der Titel der Serie für die Folgen II bis V, VII bis Schluß.

Anders für die Folgen I und II (Reise nach Rußland) und VI (Russische Reise). Hier im Anschluß an die Serie abgedruckt: »Die russische Frau von heute«, »Russisches Theater: Im Parkett« und »Der liebe Gott in Rußland«, beide Anfang 1927 in der ›Frankfurter Zeitung‹ erschienen. Dazu auch »Das Moskauer Jüdische Theater«, Roths Beitrag für: Das Moskauer jüdische akademische Theater. Berlin: Die Schmiede 1928, S. 9–16. Außerdem »Das heilige Petroleum«, im Oktober 1926 für die Serie geschrieben; gesetzt – ein Fahnenabzug ist im Nachlaß im Leo Baeck Institute, New York –, aber nicht veröffentlicht. Zum Abschluß der Rußland-Texte der Vortragsentwurf »Über die Verbürgerlichung der russischen Revolution«, ebenfalls aus dem New Yorker Nachlaß.

Juden auf Wanderschaft, Berlin: Die Schmiede 1927 (Berichte aus der Wirklichkeit, Band 4.). »Ein Jude geht nach Amerika« zuerst FZ 13. 3. 1927; »Die Lage der Juden in Sowjetrußland« zuerst FZ 9. 11. 1926 (Folge IX der Rußland-Reportagen). Ergänzt mit Nachwort und Vorrede von 1937 für eine mit dem Wiener Verlag Löwit vereinbarte aktualisierte und erweiterte Neuausgabe. Textvorlage: Manuskripte aus dem Nachlaß im Leo Baeck Institute, New York.

Blumen und Früchte, FZ 19. 9. 1927 = zweiter Teil des Artikels »Zwei Ausstellungen der Frankfurter Messe«. Der erste Teil stammt von Benno Reifenberg und trägt den Titel »Der Herr vom Morgen bis zum Abend«.

Briefe aus Deutschland von Cuneus, FZ Ende 1927/Anfang 1928. Erstmals mußte sich Roth mit einem kritischen Leserbrief auseinandersetzen. Der Vorwurf: »Er [Roth] fuhr von Lothringen ins Saargebiet, ein ausgezeichnetes Feuilleton von sieben Spalten ist daraus entstanden; aber alle sieben weisen den gräßlichen algebraischen Leichtsinn nicht auf, der schon in der fünften Zeile steht. Da kommt er nach Mitteleuropa, die Uhr ist vorgeschoben, ›und die Zeiger so vieler Uhren, *Milliarden Zeiger*, können die Dämmerung verdichten‹. Das las ich kurz vor Isenburg, und bis Darmstadt mußte ich rechnen, um die Milliarden zusammenzukriegen. 25 Minuten lang. Es ist mir nicht gelungen, lieber Cuneus! Wir Deutsche sind ein Volk von 60 Millionen, davon sind 59 999 999 Pedanten, der Sechzigmillionste sind Sie, und an der Spitze der übrigen stehe ich und billige uns zunächst einmal 50 Millionen Taschenuhren zu, abzüglich der Kinder im Vorkonfirmationsalter.« Usw. Die Rechenspiele enden bei einem großzügigen Angebot: »[...] erreichen wir mühsam 400 Millionen.« Cuneus konnte nur noch knapp antworten: »Sehr geehrte Redaktion, ich habe mich verrechnet, indem ich die Anzahl der Zeiger mit den überflüssigen Sorgen multiplizierte, die sich der Verfasser der Zuschrift macht.« (FZ 5. 12. 1927)

Das vierte Italien, FZ Oktober bis Dezember 1928: Die vier Artikel erschienen anonym unter diesem Zeichen: *.*

Panoptikum, Gestalten und Kulissen. München: Knorr & Hirth 1930. In diesem Sammelband sind Artikel aus den Jahren 1926 bis 1929 enthalten. Die Anordnung der Texte ist nicht chronologisch:

Panoptikum am Sonntag (ergänzt durch die vorangestellte Widmung »Für Benno Reifenberg«)
Gedicht von Wandkalendern
Man munkelt bei Schwannecke
Trübsal einer Straßenbahn im Ruhrgebiet
Der Rauch verbindet Städte
Der Polizeireporter Heinrich G.
Fräulein Larissa, der Modereporter
Der Nachtredakteur Gustav K.
Der Kongreß
Sentimentale Reportage
Ankunft im Hotel
Der Portier
Der alte Kellner
Der Koch in der Küche
Der Patron
»Madame Annette«
Abschied vom Hotel
Einzug in Albanien
Artikel über Albanien (= ?)
Die russische Grenze (= Die Grenze Niegoreloje)
Briefe aus Deutschland (= Cuneus: Das Warenhaus/Das Denkmal)
Brief aus Polen
Weihnachten in Cochinchina
Bemerkungen zum Tonfilm
Seine k. und k. Apostolische Majestät (ergänzt durch die vorangestellte Widmung »Für Stefan Zweig«)
Bei der Betrachtung von Schlachtenbildern
Auf das Antlitz eines alten Dichters
Der alte Dichter ist gestorben

Das Rußland-Tagebuch

Unter den Nachlaßpapieren im New Yorker Leo Baeck Institute ist einiges Material zur Rußland-Reise zu finden, die Roth 1926 für die *Frankfurter Zeitung* machte: Notizen von Tageseindrücken und Preise für Eisenbahnfahrten, Listen mit möglichen Themen für Zeitungs-Artikel, Adressen, Exzerpte aus verschiedenen Quellen, z. B. A. R. Williams: *Die Russische Revolution* und A. Tschemeriski: *Die Kommunistische Partei und die Jüdischen Massen.*
Der Text wurde unverändert nach der Originalvorlage wiedergegeben.

Freitag, 17. September
Suchum 30 Mark, Erlebnis mit J. Grusinier, Gespräch mit jungem gelehrtem Juden, blonder Bart, Brille, intellektueller Christus, Pessimismus, kleinbürgerliche Methoden im Kommunismus, Pedanterie, Marxismus, Babel-»Feuilletonist«*, neue russ. Tendenzliteratur.
Getroffen Prof. der Urinologie Leschniow, kleiner Bürger, Dampfer schlecht, Kajüte zu vier, Frau des Sohnes des Kapitäns, Steward Zuhältertyp, kokettierende Frau des Asthmatikers und Glatzköpfchen, Frau hat zu starken Busen für ihre sehr hohen Beine und zu große Ohrringe.
Über die Bürgerlichkeit der Komsomolorganisationen.
Über den Nationalismus.
Boote zu Suchum – 70 Kopeken extra
Junger Jude: jüdische Krankheit: Patriotismus für fremdes Land.

Sa. 18. Sotschi. Kagan nicht aufgesucht, leise Gewissensbisse, Seekrankheit der Russen, kontinentales Volk
Topsi, die kleine Stadt im Kaukasus, Abend, Regen, bewegtes Meer, schwere Wolken, die Hauptstraße, Arzt mit weißem Apostelkopf, möbliertes Zimmer statt Hotel

Sonntag 19.
Nowo-Rossijsk, bewölkt, ungarisch, Bad.
Kertsch – Mitternacht, Kahn, Äpfel

Mo. 20. Kalt, klar, Feodissia, stumpf, klein, Klavierspieler im Speisesaal.
Jalta: 9½ abends, Weinstadt, Musik, Obst, Monte-Carlo-Straße, dennoch Diener stumpf, Konditorei, Mann mit Stöcken.

Di. 21.
Sebastopol, Morgen, klar, kühl, intelligente Stadt, viele Uhrmacher, Denkmal General (!) aus Krim-Krieg.
Entetoria, flach, still, langweilig, ohne Hafen.

Mi. 22.
Odessa, Morgens 6^{h} Regen, alter Jude, Konditorei.
Jedei** Briefpapier, Post Telegramm Gejaia, London, sehr kalt.

* »Babel« im Original nicht klar leserlich.
** Nicht klar leserlich.

Fr. 24.
Geld. Mädchen mit Schlafkrankheit, Uhrenwahnsinn, Bankräuber, der Journalist war.

25. September, Samstag, Odessa
Bin durch ein Gespräch mit dem jungen *Freud* auf das Bild gebracht worden: die Kluft zwischen Kapitalist und Proletarier wird in zivilisierten Ländern immer schmaler, bleibt aber gleich tief. Aber selbst, wenn sie sich vertiefen sollte, ist es doch leichter, eine schmale und tiefe als eine seichte und breite Kluft zu überspringen.
Je länger ich hier bin, desto unwahrscheinlicher kommt mir eine Revolution im Westen vor. Immer mehr glaube ich, daß Marx verschiedene allerwichtigste Faktoren mitzurechnen einfach vergessen hat. Daß eine Zeit kommen könnte, in der dank der Zivilisation alle Menschen Kapitalisten oder wenigstens psychisch Kapitalisten, ich meine Bürger werden könnten – hat er es bedacht? Hat er es bedacht, daß im Mann, der nur zwei Stunden an der Maschine steht, kein Revolutionär mehr ist? Ja, ich glaube, daß schon zehn- und achtstündige Arbeit Revolutionen im Westen verhindern oder erschweren. Der Durchschnittsmensch ist zu genügsam, denn er ist *Naturmensch.* Ein Spaziergang in der Sonne vertreibt ihm alle aufrührerischen Gedanken. Man liebt das Leben und haßt den Fabrikanten, aber man liebt nicht die Klasse mehr, als das Leben. Wie lange wird die bürgerliche Vorstellung von der »Arbeit für unsere Nachkommen« noch lebendig bleiben? Wie lange noch wird der revolutionäre Gedankenkomplex den dummen frommen *bürgerlichen* Satz enthalten vom *Segen der Arbeit?* Daran ist die bürgerliche Welt zu Grunde gegangen, eine so gigantische gemeine Lüge wird die sozialistische auch nicht aufrechterhalten können.
Ich glaube, daß eine Revolution nicht früher im Westen anbricht – wenn kein Krieg kommt – solange nicht das russische Beispiel *vollkommen* gelungen ist. Das aber erwarten selbst die frommen Kommunisten erst in zwanzig Jahren. Wer weiß, ob nicht früher noch durch etwas ganz anderes eine Revolution überflüssig wird? Eine Revolution wird sein – aber vielleicht wird sie gar nichts mehr mit den materiellen Inhalten des Marxismus und Sozialismus zu tun haben?
Ich habe mir vorgestellt, daß nach der Theorie: das Kapital vereinige sich im Lauf der Zeit in immer weniger und in immer stärkeren Händen, zuletzt, wenn keine Revolution dazwischenkommt, ein einziger kollossaler (sic!) kapitalistischer Riese gegen alle Millionen Sklaven der Welt stehen würde. Und dann wird er Kaiser sein. Und ist so leicht zu stürzen, daß dazu keine Revolution nötig ist. Oder er ist bereits so klug, der sozialen Sicherungen, der technischen Erfindungen sind bereits so viele, daß man ihn nicht zu stürzen braucht.
Sogar Religionen haben nur einen beschränkten Zeitraum, in dem sie gültig

sind. Und die marxistische Theorie sollte *ewigen* Dauerwert haben? Die Zeit erhärtet viel und schwächt noch mehr. Ihre Verwitterungsprozesse sind *weniger konservierend, als zerstörend.*
Heute Artikel über neuen Bourgeois abgeschickt, Friedl telegraphiert, kalt, klar, unangenehm, Raten.
Der russische Proletarier ist ein Patient; sein subjektives befriedigt besser als sein objektives.
Die Revolution, sogar die russische Revolution ist zu spät gekommen. Ehe der Marxismus noch genügend Anhänger gewonnen hatte, war die Problemstellung eine andere. Der Weltkrieg hat die Revolutionen zwar befördert, aber den Marxismus geschädigt.

26. **September, Sonntag,** Odessa.
Versammlung des jüdischen »Ozet« war für fünf Uhr angesagt. Sie beginnt um sieben. Unwahrscheinliches Publikum. Nicht ein einziges hübsches Mädchen. Jüdisches Proletariat gibt es nicht. Es gibt nur ein plebisches Kleinbürgertum, unverdorbene Rasse. Aus der Grobheit seiner Natur schließt es, daß es proletarisch ist. So edel wie ein edler Jude sein kann, so grob, so plump, so häßlich kann ein gemeiner sein. In den einfachen Menschen alter Rassen gibt es keinen natürlichen Adel. Das arische Proletariat kann edel sein. Ich verstehe den Plebejertypus im klassischen Altertum. Er war ein Plebejer, kein Proletarier. Die Mittelmeerrassen erzeugen wahrscheinlich diese Art Menschen. Schweißtücher scheinen eine orientalische Eigenschaft zu sein. (Neger haben sie auch.) Wahrscheinlich alle Völker, die von Natur Barfüßler sind. Zudringlichkeit ist die primärste Eigenschaft des Juden. Widerwärtig das jüdische Restaurant Gobermann, in dem Gastwirt und Tochter bedienen. Damit man nicht glaube, sie wären etwa Kellner, benehmen sie sich arrogant. Dort, wo Juden in Massen zusammenwohnen, erzeugen sie ihre schlechten Eigenschaften durch Inzucht, verzehnfachen sie und verhundertfachen sie. Antisemitismus entsteht nicht deshalb. Denn die Instinkte, die in der jüdischen Masse sichtbar, fühlbar werden, sind ebenso roh wie die antisemitischen. Der Antisemit müßte sich in der jüdischen Masse heimisch fühlen. Aber Antisemitismus, scheint mir, ist nur eine Abart des allgemeinen Hasses des Gemeinen gegen den Guten.
Heute abend beim Zahnarzt Freund eingeladen. Langweilt mich. Denke den ganzen Tag an Friedl, warum hat sie das Telegramm nicht beantwortet? Sie ist vielleicht nicht in Wien. Post in Moskau noch immer nicht hierher gekommen.
Ich liebe seit einigen Tagen Friedl stärker als je. Ja, ich beginne sie zu lieben.
Sie war ein ganz kleines Mädchen, als ich noch ein ganz grüner Junge war. Ist sie mit mir gewachsen? Manchmal scheint es mir, daß sie schneller gewachsen

ist. Ihre Photographie sagt mir zu wenig. Ich habe vergessen, wie sie aussieht. Aber mir scheint heute, daß sie einen unwahrscheinlichen Liebreiz hat. Ich bin neugierig, ihn kennenzulernen.

27. **September, Montag,** Odessa.
Heute im Auto mit Freud und seiner Cousine. Wüstes Fabrikviertel, armselige Landwirtschaftsausstellung. Friedl geschrieben, mit Flugpost. Keine Antwort auf das Telegramm, lebe in großer Angst. Otten und Brentano 2 unwahre Briefe geschrieben. Man tut, was man kann. Schöner Tag, Sonne, kalte Wärme, Herbst ist sehr wehmütig am Meer. Denn ein Meer ist sehr sommerlich.
Ich liebe Friedl mit jedem Tag unserer Entfernung mehr. Als ich sie heiratete, war ich klug und gut. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich sie schlecht behandelte. Aber ich bin voller Liebe zu ihr, auch wenn ich es nicht weiß, und ich bin mit ihr, niemals gegen sie. Sie ist kühler, als man glaubt, egoistischer, als ich gedacht hätte, naiver, als sie zugibt. Aber ihre Kühle ist frisch, ihr Egoismus ist natürlich, ihre Naivität lieblich und sanft und keine störende, banale Naivität, sondern ein Arrangement unaufhörlicher reizvoller Mißverständnisse.

Der Roman! Wie soll er heißen?

29. **Mittwoch**
Ich bin ganz außer mir. Habe Friedl noch einmal telegraphiert. Man schickt mir die Post aus Moskau nicht nach. Vielleicht ist Friedl nicht in Wien. Dann müßte sie aber doch jemanden dort haben, der mir telegraphieren könnte. Was soll ich tun? Ich könnte immerhin noch Frau Srajnoche telegraphieren, vielleicht tue ich es, wenn übermorgen keine Nachricht da ist. Der Teufel soll diese Reise holen. Man kann nicht fahren, wenn man mit dem Herzen an jemanden gebunden ist. Ich sehe schon, daß ich nichts an dieser Reise verdienen werde. Nur um Friedl etwas geben zu können, bin ich gefahren. Ich werde sie nie mehr verlassen.
Ich kann die Zigaretten nicht mehr rauchen. Sie wirken auf den Gaumen mehr als auf die Nerven. Sie machen ihn trocken und durstig. Sie sind wie der Staub von Astrachan und Baku.
Ich bin ratlos. Von Friedl ist keine Antwort. Ich kann nicht reden, nicht schreiben, nicht lesen. Die düstersten Vorstellungen bedrängen mich. Ich mache mir die unsinnigsten Vorwürfe. Es ist so leicht, leidenschaftlich zu lieben, der Gegenstand meiner Liebe muß mir nur Schmerz bereiten. Ich habe mich einer Leidenschaft nicht für fähig gehalten, ich glaube auch, es ist mehr eine Leidenschaft der Nerven, als der Seele. Trotzdem ist es mir klar, daß ich sie liebe, daß ich keine einzige Frau mit ihr vergleichen kann, und ich bin entschlossen, sie von nun an zu verehren. Morgen ist der letzte Tag des September, Mitte August

habe ich von Friedl Nachricht gehabt, es ist eine lange Zeit, sieben Wochen, es kommt mir vor, es wären sieben Monate.
Ich werde meinen Aufenthalt in Rußland abkürzen, am liebsten führe ich gleich morgen zurück, ich habe alles schneller gesehen, als ich gedacht hätte, die Oberfläche ist hier nicht dick, sie ist leicht zu durchdringen.
Am meisten ärgert mich die kritiklose, stupide, fromme, klerikale Gläubigkeit der Jugend, der Durchschnittsjünglinge allerdings. Immerhin ist es besser, die Idioten eines Landes glauben an die Zukunft des Proletariats, als etwa an die der Fabrikanten, der Grafen und der Offiziere. Aber es ärgert mich, es enttäuschte mich, daß der russische Mensch, der dumm sein konnte, aber nicht banal, nun auch zur Banalität fähig ist. Wo die Bildung populär, der Analphabetismus selten wird, kommt diese Fähigkeit zur Banalität. Sie ist eine unmittelbare Folge der massenhaften Broschüren und der verbilligten Aufklärung. Solange die Menschen nicht lesen können, kommen sie sich selbst dumm vor, und das eben macht sie ungewöhnlich. Die originelle russische Bauernphilosophie war niemals tief, aber immer poetisch. Was wird nun, wenn ihn eine Broschüre der Notwendigkeit enthebt, sich eigene Gedanken zu machen? Es ist leider ein notwendiger Übergang, ich sehe ein, daß man die Originalität opfern muß, um die Kultur zu erreichen, aber es tut mir weh, und ich denke nach, ob es nicht noch andere Wege gibt. Der Sozialismus muß mit dem Durchschnittsmenschen rechnen, es gibt nicht nur einen bourgeoisen, es gibt auch einen proletarischen Normalmenschen – und was für einen!
Das Niveau haben heißt, aus Bergen und Tälern eine Ebene herstellen, auf der Berge nicht mehr wachsen können.
Die Banalität greift über auf die Bürgersöhne, die im kapitalistischen Staat auch banal wären, aber ohne die Selbstsicherheit und das ethische Gefühl, das moralische Bewußtsein, das eine offizielle Banalität ihnen verleiht. Die Dummköpfe kommen sich klug vor – das ist unerträglich. Sie haben das Recht, sich klug vorzukommen. Der Mensch wird zum bewußten Kollektivismus erzogen. Man sagt ihm aber nicht, daß außerdem noch eine Weisheit Platz hat, eine Weltanschauung nicht von *einem* Punkt aus aufgebaut wird, sondern von vielen tausenden, daß man nicht stehend das Leben begreift, sondern wandernd, immer wieder stehen bleibend.
Ein zweites ist der billige Atheismus, gekauft im Bazar, wo man Darwin für freie Mußestunden in broschierten Heften handelt. Auch der billige Materialismus mag nötig sein, um eine gefährliche Kirche zu vernichten. Aber mir scheint doch, daß die geistreiche Aufklärung Voltaires nicht gottlos sein konnte und daß ein tiefer Verstand ebenso göttlich ist, wie ein flacher tierisch. War es nicht möglich, Gott vor der Kirche zu retten, anstatt ihn mit der Kirche zu begraben? Wozu wird der Kommunist fragen? Wozu Gott? Jede Metaphysik ist gefährlich, jede Metaphysik schafft einen Klerikalismus, jede macht den Menschen

unselbständig und wir wollen gerade den freien Menschen haben, der den Fatalismus bekämpft, nicht dem Schicksal, sondern sich selbst die Verantwortung zuschreibt, der sein Los baut und nicht demütig entgegennimmt. Denn Unterwerfung unter Überirdisches macht Unterwerfung auch unter Irdisches möglich, einem Priester folgt ein König auf dem Fuß, Engel verwalten leider nicht die Religion und die Menschen, die sie verwalten, wollen die Macht auch über den Körper, nicht nur über die Seele. Was könnte ich darauf erwidern?
1.) Daß der Mensch doch nicht sein Schicksal bauen kann, daß Unberechenbares seine Pläne über den Haufen wirft, daß er dann ratloser dasteht, als wenn er einen meinetwegen dummen Trost hatte und daß er dann erst recht zu einem Glauben an Überirdisches zurückkehrt, formlos, verworren und schließlich die irdische, mühsam hergestellte Ordnung zerstörend.
2.) Daß der Mensch die Verantwortung leichter tragen kann, wenn er glaubt, in seinen nützlichen, guten, tugendhaften Arbeiten von einer großen, gerechten Macht unterstützt zu werden.
3.) Daß es außer dem materiellen Wohlergehen auch ein anderes gibt und daß man satt sein kann und sehr unzufrieden. Man kann essen und sein Brot verfluchen, den schönsten Frühling genießen und sich nach dem Winter sehnen, in Fülle leben und den Tod wünschen. Alles haben und Nichts wollen. Diese unstillbare Sehnsucht des Menschen ist eine natürliche, nicht die Folge kapitalistischer Weltordnung, aus der »Spannung« zwischen Können und Ohnmacht, zwischen Haben und Sehnen, zwischen Erfüllung und Verlangen, zwischen Ernten und Säen entsteht die höhere geistige Kultur, die mittelbar, aber unbedingt auch praktisch nützlich ist, entsteht das Kunstwerk, das, wie man sagt, den Menschen »erhebt« – wozu erhebt? – damit er gestillt werde, denken arbeiten und leben könne. So lange man weder leidet, noch genießt, betet man nicht – so lange man nur zu essen hat, an den Tag denkt und an die Nacht, an das Bett und an den Morgen. Ja, so lange man nur leidet, betet man vielleicht auch noch nicht. Man sucht die Gründe, wie der Sozialist, in materiellen schlechten Zuständen. Wenn diese aber beseitigt sind, man zu genießen anfängt und dennoch bitterlich leidet?! ...

Do. 30. September.
Heute endlich Telegramm von Friedl und Post. Otten hat die üble Eigenschaft, mir lauter unangenehme Dinge mitzuteilen. Daß Fingals Kind sterben wird, muß ich erfahren, angeblich, damit ich Fingal schreibe – was soll das? Welch ein Tratsch! Es scheint, daß auch eine Dosis Bosheit darin ist.

Samstag, den zweiten Oktober.
Gestern lernte ich den jüdischen Handwerker Kaplan kennen. Er will Sonntag zu mir kommen, mit einem Freund, der Deutsch versteht. Kaplan ist Klempner,

er war aktiver Revolutionär und Arbeiter in einer sozialistischen Fabrik. Diese Fabrik verließ er, er konnte mit dem Leiter nicht auskommen. Aus seinen Erzählungen geht hervor, daß er requiriert hat. Millionen seien durch seine Hände gegangen. Ob er an der Front gewesen ist, zweifle ich. Er hätte bestimmt damit geprotzt. Er ist revolutionär, nicht proletarisch, wie viele jüdische kleine Leute. Er ist bestimmt ehrgeizig, ich kann verstehen, daß er eingesperrt war – 8 Monate – er störte wahrscheinlich jede Disziplin. Dennoch ist er bereit, für die Sowjetstaaten zu kämpfen. Er ist ein Tscheka-Typus, ein bißchen beschränkt und ein bißchen intelligent, eingebildet, er hört sich gerne sprechen und liebt es nicht, wenn man selbst etwas Richtiges sagt. Er stellt Fragen und man darf ihm nicht antworten. Man muß Ratlosigkeit gestehen oder spielen.
Wir sprachen von der Beamten-Tschinownik-Psychologie, eine Epidemie in Rußland, sie ergreift jeden Proletarier, der ein Amt bekommt. Es scheint also tatsächlich, daß es eine Art Beamtenfluch gibt, eine rätselhafte Angelegenheit. Der Proletarier mit einer Funktion erwartet weder eine Auszeichnung, noch eine Karriere noch eine Belobigung des Vorgesetzten, dennoch zeigt er die unangenehme Eigenschaft des Tschinowniks. Es ist also der Schreibtisch das unselige Instrument, das den Charakter verdirbt, wo er verdorben werden kann. Das ist beim Proletarier leider der Fall. Denn nicht der Proletarier, der ein Kommunist wird, ist Idealist, sondern der verachtete Intellektuelle. Der Kommunismus des Intellektuellen ist echter. Der Kommunismus des Proletariers ist eine praktische Angelegenheit. Was denn soll der Proletarier sein? Und ebenso wie er Sozialist sein *muß*, nicht *will*, so lange er an der Maschine steht, ebenso wahrscheinlich wird er bourgeois, wenn er sie verläßt und zum Schreibtisch gelangt.
Wenn dies aber wahr ist, dann erschüttert es den Sozialismus stärker, als er zu ahnen scheint. Dann ist das bourgeoise Element kein künstlich gezüchtetes, sondern eine elementare Erscheinung. Die bourgeoise Psychologie ist menschlich. Ja, es scheint mir, daß es zu allen Zeiten Bürger gegeben hat – die Schreiber zur Zeit der Raubritter, *alle kleinen Menschen* in allen Perioden der menschlichen Gesellschaft waren Bourgeois. Gegen wen also Revolution? Nur gegen die menschliche Natur, nicht aber gegen Besitz. Also keine materielle Revolution, sondern eine geistige. Sie geht nicht vom Proletariat aus, sondern von der wirklichen Aristokratie, den wahrhaft freien Individuen. Sie kann blutig sein, muß es aber nicht sein. Die französische Revolution, von freien Individuen vorbereitet, versank später in materialistische Realität. Dennoch war sie eine Revolution des Geistes. Die Geistigen, welche die russische Revolution vorbereiteten, stellten sich von vornherein in den Dienst materieller Belanglosigkeiten. Deshalb ist die russische Revolution eine Revolution nicht des Geistes, sondern des Prinzips. Die Postulate der wirklichen Freiheit brauchen die marxistischen Formeln nicht. Die proletarische Revolution ist nur eine halbe Revolution. Vielleicht

führt sie sogar zum klassenlosen Staat, aber sie führt nicht zum freien Menschen. Nur eine geistig fundierte Revolution ist die echte. Nicht die durch Prinzipien fundierte. Man kann nicht von materiellen Forderungen leben, nicht von ihren Befriedigungen. Es genügt nicht mehr Marxist zu sein. Es genügt nicht mehr, Leninist zu sein. Lenin war 1900 dreißig Jahre alt. Im Jahre 1900 in der vollsten Blüte des stupidesten Materialismus, wurde er reif. Das neunzehnte Jahrhundert lebt in seinen Schriften. Wir sind aber nicht nur im zwanzigsten heute, wir sind schon im vierzigsten.
Roman angefangen. Wenn ich jeden Tag nur drei Seiten schriebe, könnte ich in sechs Wochen einen tadellosen Roman haben. Der Stolz auf die »schwielige Faust« ist ebenso unangenehm wie der auf das »blaue Blut«.

Montag, 4. Oktober
Der »Kustar« Kaplan kam wirklich gestern abend, allein, ohne den versprochenen Freund, der Deutsch kann, ich langweilte mich und strengte mich an, mit diesem bornierten Besserwisser, ein jüdischer Marxist. Aus seinen Erzählungen ging hervor, daß er sich nach der Zeit sehnte, in der er noch mit Bomben angeblich herumging, intrigierte, Zwangsarbeiten der Bürger überwachte, Häuptling einer Bande war, Pogromen weißrussischer Regimenter angeblich zusah, später in der Fabrik Komsomols unterrichtete. Dann verrät er sich, fragt mich über Deutschland aus, möchte nach Deutschland gehen. Er will irgendwo seinen Ehrgeiz befriedigen. Wenn alle jüdischen Kommunisten so aussehen, ist es schlimm mit Kommunismus und Juden. Heute will er wiederkommen. Ich werde keine Diskussionen mehr führen, ihn sprechen lassen, ist begüten – und kann sogar lehrreich werden. Wir sprachen gestern von der Bedeutung der Arbeiterkorrespondenten, der öffentlichen Meinung im Allgemeinen. Diese beginnt sich eben in Rußland zu bilden. Die Freude an ihr ist also neu, wie die am Radio. Wenn in der Zeitung eine »Kampagne« eröffnet wird, sind alle Feuer und Flamme. Gegen die Morde an wahrheitsliebenden Arbeiterkorrespondenten schützt sich der Staat durch die Todesstrafe an den Mördern. Arbeiter-Korrespondenten darf man nicht entlassen, weil sie geschrieben haben. Da jeder Korrespondent ist, auch, wenn er nur einmal geschrieben hat, da man ferner nicht mit Namen, oder nur sehr selten zeichnet, weiß auch der Betroffene nicht, an wen er sich eventuell mit Bestechungsversuchen und Schweigegeldern zu wenden hätte. Die öffentliche Meinung ist also zwar durch die Zensur eingeschränkt, aber wie frei im Innern und in der Kritik, die dem Staat nicht gefährlich werden kann! Es ist das Recht der Opposition innerhalb der allgemeinen Bejahung. Wer positiv eingestellt ist, darf kritisieren. Das mag in Rußland sehr verlockend sein. Bei uns fängt man damit keine Katz. Bei uns ist entweder die öffentliche Meinung eine je m'en fiche? Angelegenheit, weil wir schon die falsche Moral jeder Öffentlichkeit so genau kennen, daß ihr Urteil uns gar nichts

bedeutet; oder die öffentliche Meinung ist schon so alt, daß die öffentliche Kritik schon ein abgenutztes Mittel ist, als Skandal karikiert vorkommt und auch nicht mehr hilft. Hier leben neue Menschen, die sich noch schämen. Hier wird – jetzt erst – eine Tugendhaftigkeit propagiert werden, die bei uns schon sehr kleinbürgerlich ist, die Tugend wie die öffentliche Scham. So etwas kündigt sich schon an durch Tanzunlust, Verachtung der Mode, der Erotik, Verbannung des Parfüms, durch den ganzen hygienischen, aufgeklärten Puritanismus in den geschlechtlichen Beziehungen. Wenn es wahr ist, was Kaplan erzählt, daß ein Mann, der zu einer Prostituierten ging, von Männern herausgebracht, der Ehefrau übergeben und ausgezischt wurde, dann ist das puritanisch-evangelische Amerika ja da. Was will man mehr? Was gibt es Bourgeoiseres? Aus der Befreiung von der kultivierten Konvention ist eine nüchterne, grobe und rüde Konvention entstanden. Das Proletariat strebt nach der »Reinheit« des kleinen Bürgers aus den Jahren Gustav Freytags, es fehlt noch eine Art Proletarierstolz vor Parteithronen, als Gegenstück zum Bürgerstolz vor Königsthronen. Ja, dieser Stolz ist schon da.
Es scheint freilich, daß es anders unmöglich ist. Das Proletariat erringt jetzt das Niveau, das die braven Bürger Gustav Freytags besessen haben, also bekommen sie dieselbe Moral. Moral hängt nahe zusammen mit geistigem Bildungsgrad. Wenn man jetzt erst entdeckt, daß der Klerus schädlich ist und eine Gefahr, daß der Mensch vom Affen abstammt, daß man sich vor Syphilis schützt, wenn man schon als Vierzehnjähriger weiß, wozu ein Präservativ gut ist, dann muß man freilich Seidenstrümpfe als Luxus, Parfüm als Sünde, Erotik als Verlogenheit beurteilen. Rußland strebt nach Amerika, dort wo es am evangelischsten und provinziellsten ist. Maschinen und Moral nach amerikanischem Muster. Das bleibt zurück vom großen Feuer, dessen Widerschein wie eine Morgenröte war.
Man kann auch borniert sein ohne die Moral einer Religion.

Friedls Brief ist noch nicht angekommen.

Mittwoch, 6. Oktober

Gestern ist endlich Friedls Brief gekommen. Morgen fahre ich nach Kiew. Ich bin froh. Seit 2 Tagen ist Odessa stumpfsinnig. Wenn ich in Rußland beide Romane beendigen könnte, wäre es ausgezeichnet. Aber die dummen Artikel stören mich. Ein Buch über Rußland könnte ich nicht schreiben. So viel Stoff ist nicht da.
Rußland liegt heute eher zwischen Asien und Amerika, als zwischen Asien und Europa. Da die europäische Kultur für die Reformatoren des Zwanzigsten Jahrhunderts eine schädliche »bourgeoise Kultur« ist, die Technik, die Vernunft, der Fortschritt, die Hygiene, die sexuelle Aufklärung, die primitive Mo-

ral im Privat- und öffentlichen Leben erstrebt wird, aber die Sitten und Gebräuche, die Menschen und die Einrichtungen, die Charaktere und die Neigungen asiatisch-byzantinisch wenigstens bis heute geblieben sind, ist die geographische Lage Rußlands nunmehr und seine psychologische die von mir oben erwähnte.
Les voyages sont une source de l'historie (Chateaubriand).

Samstag, /(sic!), 10. Oktober. Kiew.
Eine hügelige, schöne, grüne u. reiche Stadt. Man riecht den Herbst der Gärten und Alleen. Die Stadt macht trotzdem einen stupiden Eindruck. Sie ist der Sitz der ukrainischen Intelligenz. Es gibt einen ganz bestimmten Typus klerikalen Ukrainers, den ich schon von Galizien her kenne. Er ist romantisch, poetisch veranlagt und mit einem leisen Boheme-Schmiß angezogen und frisiert. Dann gibt es den unwahrscheinlich groben Ukrainer, unbestimmten Aussehens, mit einem stechenden Blick, den ganz dumme Spitzel manchmal haben.
Heute Rasierklingen gekauft, ein Jude, der in der Auslage Gilette hat, bringt mir dann eingepackt deutsche Klingen heraus – der Laden war schon geschlossen. Als ich nachsah und protestierte, wurde ich ihm sympathisch. Früher hätte er mich verachtet, mir nicht einmal zugetraut, daß ich einen Rubel zehn pro Stück zahlen könnte. Welch ein Volk!
Je mehr Tage vergehen, desto klarer wird mir die Unmöglichkeit dieses Prinzips, das in Wirklichkeit ein religiöses ist, weil es an die Güte im Menschen glaubt; ein christliches, weil es ihn erlösen will; aber ein heidnisches, weil es ihm Brot gibt, ohne Metaphysisches darüber zu schmieren. Auch das christliche Prinzip wäre unmöglich gewesen, hätte nicht die kluge katholische Kirche es der Welt und noch mehr die Welt ihm angepaßt. Jesus Christus wäre ohne die Klugheit der Kirche nicht der Veränderer der Welt geworden, er wäre ihr Erlöser geblieben. Der Sozialismus bildet sich wirklich ein, er könnte die Welt verändern, ohne Papst und ohne Jesuiten, ohne Missionare und ohne Kirchen, das heißt: ohne die große Klugheit, die aus einer Synthese von jenseits gerichtetem und diesseits-erfahrenem Geist allein entstehen kann. Er ist rührend in seiner Hilflosigkeit, der Sozialismus.
Die Masse, die in den Straßen lustwandelt, immer so aussieht, als wäre sie eben erst frei geworden, als hätte man vor einer Stunde ihre Kerker geöffnet, strömt eine ausgesprochen graue Atmosphäre aus, eine dichte Luft, die man in Volksversammlungen atmet – die Ausdünstung ist eine andere, wie der Wiener Fiaker gesagt hat. Man könnte schließlich alle Menschen dazu bringen, eine blaugefärbte Atmosphäre auszuscheiden, aber mit Bädern und Hygiene kann man es nicht erreichen, wie man es in Amerika sieht. Die Atmosphäre kommt nicht von der Haut und nicht von den Lungen, sie kommt von der Seele und ein Prinzip, das sie leugnet, wird immer in einer grauen Luft leben. Man kann,

glaube ich, die Revolution nicht als eine unbedingt gewalttätige Einrichtung, Erscheinung, betrachten. Man muß nicht Häuser anzünden, um den Menschen den Weg zu zeigen, ich bin für Laternen. Wer sich widersetzt, zeigt, daß er noch lebendig ist und so stark, daß man ihn eben nicht aus der Welt schafft, wenn man ihn tötet. Einen, der sein Haus freiwillig abgibt,* wird es niemals geben und ihn verjagen, heißt nicht, seinen Geist verjagen. In den Häusern, die die Revolution requiriert hat, ist das bürgerliche Material und Mobiliar geblieben.

Wenn ich ein Buch über Rußland schreiben würde, so müßte es die erloschene Revolution darstellen, einen Brand, der ausglüht, glimmende Überreste und sehr viel Feuerwehr. Ich müßte zuerst beschreiben:

1.) Meinungen über Rußland, bevor ich fuhr, die bürgerliche Welt und die Untergangsstimmung, in der der Westen lebt.
2.) Moskau, der Lärm, den die Reformen machen, die geräuschvollen Formen, die jede Masse verursacht, der Optimismus der äußeren Erscheinungen, leise Krisenstimmung, wenn ein langer Feiertag aus ist.
3.) Die Provinz – deutliche Krise, Einteilung der Menschen in Optimisten, Skeptiker, Begeisterte, Neutral-Skeptische und ausgesprochene Gegner.
4.) Scharfes Kapitel gegen den Materialismus und Erläuterung, weshalb er hier möglich ist, aus Heiden direkt »Darwinisten«.
5.) Der gläubige und ahnungslose Idealismus der sympathischen Menschen. Die Gläubigkeit, die Streitbaren, die Unsympathischen.
6.) Die ewigen Knechte – Halbproletarier.
7.) Der Amerikanismus, Religion der Maschinen.
8.) Die Frauen und die Jugend, Auflösung der Familie
9.) Die Straßen, Theater, Kultur, Kino, Literatur
10.) Fragen: was soll werden? Wohin gehen wir selbst? Ist der Marxismus möglich? Ist Amerika die Zukunft? Ist noch eine Revolution nötig und denkbar?

Oper, Jahr Lenins, »Wij«, musikalische Farce, Mischmasch, nationale Elemente, politische Satire, Seitenhiebe gegen Religion, Adam und Eva, unbeschreibliche Verwirrung, Film, Kostüm, Tänze, Zeitung, in allem eine entsetzliche Angst, das Publikum könnte sich langweilen, es könnte etwas mißverstehen, daher Lautheit, Übertönung, grell, Parkett entsetzlich, in allen Gängen wird geraucht, Spucken, äußerst vulgär. Niemand nimmt sich die Mühe, ein besseres Hemd anzuziehen, wenn man schon keinen Rock trägt, furchtbare Logen. Was waren die Sansculotter dagegen? Prinzen!
Heute Brief geschrieben. Morgen Post.

* Im Original: ..., der sein Haus nicht freiwillig abgibt.

Dienstag, 12. Kiew.
Heute abend fahre ich nach Charkow. Es ist kalt geworden, ein furchtbarer Nordwind bläst, das Hotelzimmer ist nicht geheizt, ich vermute, daß man im ganzen Land noch nicht heizt, dann stehn mir noch bis zum Ausbruch des Winters und der Heizung furchtbare Tage bevor, in denen ich nicht schreiben kann. Ich trage schon 2 Paar Hemden und zwei Paar Strümpfe.
Das Essen ist grauenhaft, diese Fülle und Billigkeit, dieses Fett und das Durcheinander von Fleisch, Kraut, Rüben, Kartoffeln. Die Hotels sind grauenhaft, die Menschen geldgierig, schmutzig, ergeben, die Bettler und die Fliegen zahlreich, abgehärtete Fliegen, sie leben in dieser Kälte immer noch. Ich muß heim. In Moskau will ich drei Wochen sein, in Leningrad 2, in Sibirien 4, macht zusammen 9 Wochen, das sind zwei Monate. Ich könnte Weihnachten in einer zivilisierten Gegend zubringen.
Ich habe mich endgültig vom Osten losgesagt. Wir haben nichts von ihm zu erwarten, als eine Blutauffrischung, eine Muskelerneuerung, eine Lyrik vielleicht und eine Bereicherung der Traumwelt – keineswegs Gedanken, Tag, geistige Kraft und Helligkeit. Das Licht kommt vielleicht vom Osten, aber Tag ist nur im Westen. Zwischen der französischen und der russischen Revolution ist ein Unterschied wie zwischen Voltaire und Bucharin, zwischen Katholizismus und Byzantinismus (Kirchlichter), zwischen Paris und Moskau.
Abends. Ich habe noch zwei Stunden bis zur Abfahrt. So angenehm es auch ist, einen unangenehmen Ort zu verlassen, in dem auch der Aufenthalt traurig war, es ist merkwürdigerweise die letzte Stunde in einem unangenehmen Ort am schrecklichsten. Man müßte sich freuen, daß man ihn verläßt, aber man ist ganz erdrückt von der Last dieser Stadt, alle dummen, langweiligen, gedankenlosen Stunden, die man hier verbracht hat, erscheinen zusammengedrängt in einer einzigen wieder. Wie viele solcher Abschiede habe ich schon mitgemacht. Ich habe nicht [eine] einzige Stadt wirklich erfreulich gefunden. Ein paar angenehme Stunden hat mir Baku bereitet, ein paar Odessa. Aber das sind die einzigen zwei Städte, die mich an Europa, wenn auch sehr ferne erinnert haben.
Es ist jetzt meine feste Überzeugung, daß die russische Revolution sozial nichts mehr ist als ein Fortschritt, kulturell – in einem tieferen Sinn – überhaupt keiner. Diese Revolution ist auch eine spezifisch russische, das heißt sie trägt gar keine Kennzeichen einer allgemeinen proletarischen Revolution – es sei denn die paar billigen, Analphabeten sichtbaren Kennzeichen. Es ist ein spezifisch nationaler russischer Ausbruch, national wie Katharina die Zweite und Peter der Große, wie Asew, der Verräter, und die edlen Terroristen mit dem rührenden Opfermut, national wie Plewe, wie Lenin, wie viele Männer und Köpfe, die die Revolution und Reaktion gemacht haben, die von ihr gemacht worden sind. Das russische Proletariat ist grundverschieden von dem Proletariat anderer Länder, es ist nicht international, nicht großstädtisch, es ist nicht in der zwei-

ten, dritten, bestenfalls fünften Generation vom Lande, es ist bäuerlich. Es ist also naiv, man kann viel mit ihm anfangen, sein Gedankengang ist nicht kompliziert, was nicht gerade ist, erscheint ihm nicht etwa krumm, sondern falsch. Jede Schlinge wird ihm zum Netz.
Zwei Paar Strümpfe sind wärmer als Filzstiefel. Was man für Erfahrungen macht!

Mittwoch, 13., Charkow.
Niemals werde ich diese bornierte, schlechte Stadt vergessen, deren Menschen nicht nur blöde, sondern auch böse, unfreundliche Kleinstädter sind; diesen Portier mit dem Glasauge, der von 9.50 auf 11.50 schwingt, diesen Kommissionär, den Portier, der dann kommt, um mir zu sagen, daß er nur bis neun Uhr abends Dienst hat, diese Prozession mit den Ikonen, das furchtsam blöde: Nie znaju des alten Bauern und das frech-unwillige des jungen Kutschers.
Heute Oper. Don Quichotte. Mangelhaft. Provinz.

Donnerstag, 14., Charkow.
Dadurch, daß in den Sowjetstaaten eine gewisse Vogelfreiheit des »Bourgeois« eingeführt ist, entsteht allmählich eine ganze Klasse von Räubern, Wegelagerern, zivilisierten, allerdings, das heißt: Schnorrern, die ärger sind als die Chuligane, gegen die man jetzt eine Kampagne eröffnet. Weder der Proletarier, noch der »Funktionär«, noch auch der Kleinbürger erlebt diese Raubüberfälle, die sich am hellichten Tag auf Großbourgeois und Fremde vollziehen. Es wächst ein gewisser Typus des entsetzlichsten Proletariers heran und des herrenlos gewordenen Lakaien, dessen Instinkte sich frei und mörderisch auszutoben beginnen und der, weil er feig ist, natürlich kein Blut vergießt, aber eine Art räuberischer Bettler ist und, wenn kein Objekt vorhanden ist, ein Spitzel, ein Verräter, und ein Angeber. Es scheint mir, daß sogar die sozialistische Weltordnung den Lakaien nicht umbringen wird, denn Gott selbst schafft Lakaien und Knechte. Er schafft dafür, um sie zu zähmen, auch die Herren. Da aber die Herren nicht da sind, laufen die Lakaien herum, wie Hunde ohne Maulkörbe und beißen. Sie werden einmal auch den Proletarier beißen, wenn er sich nicht von seinem naiven Glauben an die ursprüngliche Güte aller Menschen frei macht. Ich wünschte, ein kommunistischer »Funktionär« käme ein Mal in eine kleine russische Stadt. Er ginge in einen Laden. Er logierte in einem Hotel, ohne sich zu legitimieren.
Ich verlasse Charkow Gottseidank in 3 Stunden. Man kann in Rußland bigott werden.

Dienstag, 26., Moskau.
Ich habe soeben Hamlet in der Mitte verlassen, obwohl der ausgezeichnete Tschechow die Hauptrolle spielt. Es war mir unmöglich, Shakespeare in Russisch zu hören, ich hatte unaufhörlich den wunderbaren deutschen Text im Ohr. Die Übersetzung scheint schlecht zu sein; oder diese Sprache, die im Alltagsgebrauch so melodisch und in einem bestimmten Sinn poetisch klingt, kann keinen fünffüßigen Jambus vertragen. Die vielen Zischlaute stören die strenge Linie der Erhabenheit, das Weiche verändert vollkommen die harte einfache Klarheit.
Gestern Nirunow, er hat die Photostelle verlassen. Geschichte seiner Frau, Tochter eines Generals, lernt sie in Petersburg kennen, bringt sie [nach] Moskau, heiratet, Kind, deutsch-russischer Ingenieur, Spezialist, verführt sie mit Treueschwur, sie erzählt das ihrem Mann, er zwingt ihn, sie zu heiraten, er macht Ausflüchte, sie versucht, sich mit Essigsäure zu vergiften, Ingenieur zahlt Geld, sie weigert sich, es zu nehmen, er hinterlegt es in ihrer Bank. Ingenieur heiratet doch formell, damit sie das Geld nehme, N. mietet ihr und dem Kind ein Zimmer auf dem Lande, sie verbirgt ihm das Kind, er behält die Möbel, Polizei, er findet das Kind.
Jetzt leben Mutter und Kind in Petersburg bei der Großmutter. Babel versprach noch einmal zu kommen, kam nicht, ist sehr gewöhnlich.
Kagan meldet sich nicht.
Heute bei Bielostocki Gans gegessen.
Morgen zu Tschorni.

Samstag, 6. November.
Niemand schreibt mir, ich lebe in einer großen Einsamkeit. Gestern bei der Feier im Kreml. Der Andrjewski Saal, sehr prunkvoll, Loge für Diplomaten, Loge für Journalisten, deprimierende Formlosigkeit der Versammelten, banale Eröffnungsrede, banale Rede Lunetscharskys. In der Gesandtschaft Briefe abgegeben, an Stark geschrieben, Artikel fortgeschickt. Mit Kassier Krüger gesprochen. Erzählt mir, daß der Professor Hösch hier sehr untertänig war. Den deutschen Militaristen gefällt Rußland ausgezeichnet.
Niemnow erzählt mir von einem alten NEP-Mann, der sich scheiden läßt, um Alimente zu zahlen, damit seine Frau für die Leningrader Wohnung nicht viel zu geben habe.
Heute abend bei Schäffer.
Friedl schreibt nichts.
Abends: ich gehe sehr verloren herum in dieser sparsamen Pracht der Illumination. Schaufenster rot. Helden auf Waren, Lenin auf Hosenträgern – sehen sehr komisch aus.

Freitag, 12. November.
Von Friedl war außer einem Telegramm gar nichts da. Sie hat 15 Tage nichts geschrieben, also nicht an mich gedacht. Gestern Unterredung mit der Kamoniewa.
Bild vom Spiegel, Journalismus, Rab-Korr. Kein Spiegel.
Überschätzung der Tatsachen und der Zahlen. Daß Rußland nach Amerika geht, findet auch Frau Birsina, eine Kommunistin.
Sie kommt heute.
Diese Woche mit Radek gesprochen.
Heute Brief von Geisentegner, Bilder gesucht.

NACHWORT

Das Jahr 1924 bedeutete für Joseph Roth einen Höhepunkt seines politischen Engagements und zugleich auch seines journalistischen Schaffens. Nach dem Ende der Inflations-Wirren kehrte er aus Wien nach Berlin zurück und verstärkte seine Mitarbeit beim *Vorwärts;* erhielt im republikanischen Satire-Magazin *Der Drache,* in Leipzig herausgegeben von Hans Bauer, ein neues Forum, veröffentlichte neben Erich Kästner, Walter Mehring, Hans Natonek, Joachim Ringelnatz und Erich Weinert. Bald hatte er seine eigene Rubrik, das »Berliner Bilderbuch«. In tagebuchartigen Folgen konnte Roth anprangern, was ihm in der Republik mißfiel, wo er Gefahren sah: reaktionäre Tendenzen in Justiz und Verwaltung, altes und neues militaristisches Denken und die bedrohlich ausufernden völkisch-nationalistischen Aktionen. Roth ging es nicht um eine politische Analyse der Situation; er registrierte nur die auffallenden Symptome, zeigte mit bitterer Ironie oder tiefem Sarkasmus Zeichen der Zeit auf, kontrastierte außergewöhnliche Ereignisse mit dem gewöhnlichen Alltag, denn er hatte sich vorgenommen, »das Bilderbuch mit jenen Berliner Begebenheiten zu füllen, die von ihren Verursachern und Veranstaltern ›nationale Belange‹ genannt werden und in Wirklichkeit Symptome des nationalen Verfalls sind«.
Die gleichen Themen nahm Joseph Roth in *Lachen links* auf. *Das Republikanische Witzblatt,* wie es im Untertitel hieß, wurde redaktionell von Erich Kuttner und Friedrich Wendel betreut und stand politisch der SPD nahe. Zu den Kollegen gehörten hier neben Kästner, Ringelnatz und anderen auch Oskar Maria Graf und Heinrich Zille, der an der optischen Gestaltung der Hefte mitwirkte. Für *Lachen Links* besann sich Roth als »Josephus« auf seine lyrischen Versuche und schrieb »Deutsche Elendsreime«, mitleidend und anklagend, polemisch und aggressiv: »Wer hat uns in Montur gepreßt [...]? Der Kaiser und der General, der Junker und das Kapital.«
Der »rote Joseph« – so zeichnete er manche *Vorwärts*-Artikel spielerisch-programmatisch – beließ es nicht bei Worten. Trotz seiner Abneigung gegen die Mitgliedschaft in politischen Organisationen trat Roth als einer der ersten in die ›Gruppe 1925‹ ein. In einem Interview bezeichnete er die Mitglieder als Autoren, »die mit der geistig-revolutionären Bewegung unserer Epoche eng verbunden sind« – was auch immer das genau bedeuten mochte. Becher, Döblin, Ehrenstein, Hasenclever, Kisch, Klabund, Toller, Tucholsky zählten zu der von Rudolf Leonhardt gegründeten Vereinigung.
Doch trotz dieser Mitgliedschaft, trotz der Artikel für linke Blätter – Roths eigenen politischen Bekenntnissen (1922: »[...] wenn ich nicht täglich meinen Sozialismus verleugnen will«) ist nicht allzu viel Gewicht beizumessen. Theorie, Dogmatismus und Parteilichkeit waren ihm verhaßt. Er war im Grunde ein

unpolitischer Mensch, der sich zeit seines Lebens von seinem Humanismus leiten ließ – eher seinen Gefühlen folgend denn wirklich überzeugt. Nur so läßt sich der dramatische Wandel in seiner Karriere verstehen.
Der Bruch kam 1925, nach dem Tode des ersten Reichspräsidenten Friedrich Ebert. Die größten Chancen auf die Nachfolge hatte nach dem ersten Wahlgang der Kandidat der Rechtsparteien, der frühere Generalstabschef Paul von Hindenburg. Max Krell vom Ullstein-Verlag traf Roth am Tag der Entscheidung in Leipzig: »Wenn es Hindenburg wird, reise ich ab, ich weiß, was dieser Zeit folgen wird.« So zitiert Krell den Bekannten in seinen Lebenserinnerungen und fährt fort: »Am anderen Morgen sah ich die schwarzweißroten Fahnen und nicht die der Republik, Roth saß bereits im Zug nach Frankreich.«
Natürlich stand der Termin bereits vorher fest, dennoch ist die Frankreichreise auch eine Flucht vor der deutschen Realität. »[...] in dieser Gesellschaft möchte ich nicht bekannt und nicht gelesen sein. Die Aristokratie ist der Industrie sichtbar untertänig, die Industrie der Bank und umgekehrt. Es ist eine in Häßlichkeit sterbende Welt. Wenn so die Gesellschaft Andrä in Berlin aussieht, verzichte ich auch. Ich täusche mich wahrscheinlich nicht. Diese Leute haben noch 5 Jahre die Macht«, erklärte der Journalist weitsichtig.
Die endgültige Niederlage republikanischer, fortschrittlicher Ideen, der Anfang vom Ende, der sich in der Hindenburg-Wahl offenbarte, leitete einen tiefgreifenden Wandel in Roths Leben und Werk ein. Er veröffentlichte keine Artikel mehr in den linken Blättern, konzentrierte seine Arbeit auf die *Frankfurter Zeitung*, damals weniger konservativ, sondern entschieden bürgerlich-liberal. Als eine der wenigen präsentierte sie in der Weimarer Republik – bei einer Auflage zwischen 170 000 und 60 000 Exemplaren in zwei Morgen- und einer Abendausgabe – eine eigene, republikanisch bestimmte Berichterstattungen von den Parlamentssitzungen. Die politischen Redakteure nahmen gegen die Dolchstoßlegende Stellung und unterstützten die Politik Stresemanns, waren für die Erfüllung des Versailler Vertrags und begrüßten den Locarno-Vertrag. Die Zeitung erhielt weder Subventionen, noch war sie parteipolitisch gebunden, so daß selbst Kurt Tucholsky die Unabhängigkeit der Redakteure von den Herausgebern anerkannte.
Die Feuilleton-Redaktion unter Benno Reifenbergs, ab 1930 Friedrich Traugott Gublers Leitung zählte die Reiseschriftsteller Leo Lania, Arthur Holitscher und Alfons Paquet zu ihren Mitarbeitern; René Schickele, Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Franz Theodor Csokor, Anton Kuh, Soma Morgenstern, Friedrich Sieburg und viele andere bekannte Autoren der Zeit gehörten dazu, und auch Beiträge von Ernst Bloch oder Theodor Wiesengrund-Adorno waren bisweilen zu lesen. Viele dieser Männer vertraten Ansichten, die Roths späteren Freund Hermann Kesten noch in seinen Erinnerungen von einem linksradikalen Feuilleton der *Frankfurter Zeitung* reden ließen.

Während Joseph Roth dort zu Beginn seiner Mitarbeit, 1923, nur gelegentlich veröffentlicht hatte, meist sogar »nur« Zweitdrucke zuvor im *12-Uhr-Blatt* oder *Prager Tagblatt* erschienener Artikel, profilierte er sich nun mehr und mehr als Berliner Korrespondent und Reisereporter der *Frankfurter Zeitung*. Von den tagespolitischen Themen der Weimarer Republik hatte er sich entfernt. Er verfaßte Literaturrezensionen oder Feuilletons im Stil der Wiener Schule, die inhaltlich und noch mehr stilistisch zum Besten gehören, das in den Zeitungen jener Jahre »unterm Strich« zu lesen war.

Die Reise durch Frankreich gab Roth auch Gelegenheit zur Selbstreflektion. Im Reisebuch *Die weißen Städte* – entstanden aus den Reportagen – versuchte er, eine Theorie seiner Arbeit zu formulieren: »Die Begriffe, die wir kennen, dekken nicht mehr die Dinge. Die Dinge sind aus den engen Kleidern herausgewachsen, die wir ihnen angepaßt haben. Seitdem ich in feindlichen Ländern gewesen bin, fühle ich mich in keinem einzigen mehr fremd. Ich fahre niemals mehr in die ›Fremde‹. Welcher Begriff aus einer Zeit der Postkutsche! Ich fahre höchstens ins ›Neue‹. Und sehe, daß ich es bereits geahnt habe. Und kann nicht darüber ›berichten‹. Ich kann nur erzählen, was in mir vorging und wie ich es erlebte.« Dieses Bekenntnis zum Subjektivismus wurde in der Folgezeit zum prägenden Kennzeichen der Rothschen Reisereportagen.

1926 kam es zu Schwierigkeiten mit der Heimatredaktion. Bei seinem Freund und Kollegen Bernard von Brentano beklagte sich Roth im Februar: »[...] die Zeitung spart und spart erbärmlich. Es macht keine Freude mehr [...]« Ein Teil seiner Arbeiten wurde nicht gedruckt. Die Folgen waren finanzielle Probleme und große persönliche und berufliche Unzufriedenheit, die durch Auseinandersetzungen mit Reifenberg um den Kurs des Feuilletons noch verstärkt wurde. Niederschmetternd mußte auf Roth schließlich die Nachricht wirken, daß Friedrich Sieburg nach Paris kommen sollte, um ab Mai 1926 neben dem politischen Ressort auch noch seinen Posten als Feuilleton-Korrespondent zu übernehmen. Der Konflikt verschärfte sich, die Affäre wurde für Joseph Roth zur Prestigeangelegenheit, in der er auf keinen Fall nachgeben wollte: »Es kann nicht plötzlich ein beliebiger daherkommen und sagen: Roth muß aus Paris weg.«

Doch eben daran wollten weder Verlag noch Redaktion etwas ändern, den mittlerweile bekannten Mitarbeiter freilich auch nicht verlieren. Mit phantastischen Angeboten versuchten sie, ihn zu halten. Man war bereit, ihn nach Spanien, Italien oder Moskau zu schicken, ihn in der Rolle des Starreporters zu profilieren. Doch Roth zögerte und bat seinen Feuilletonchef um Bedenkzeit: »Sie ahnen nicht, wieviel privat und die *litterarische* Carriere betreffend mir zerstört wird, wenn ich Paris verlasse.«

Auf keinen Fall wollte er auf die Karriere bei der »Zeitung« verzichten, war es ihm doch am wichtigsten, seine »journalistische Reputation aufrechtzuerhal-

ten.« Deshalb meinte er schließlich wenig politisch und sehr pragmatisch: »Nur eine *russische Berichterstattung* kann meinen guten Ruf retten. Außerdem ist *Spanien* journalistisch ganz unergiebig, *Italien* interessiert mich schon, aber der Faschismus weniger. Ich stehe zum Faschismus anders, als die Zeitung. Ich liebe ihn nicht, aber ich weiß, daß ein republikanischer Hindenburg schlimmer ist, als zehn Mussolinis.«
Also Suche nach neuen journalistischen Stoffen – keineswegs die obligate Pilgerfahrt in die neuen Sowjetstaaten, wohin nach der Oktoberrevolution so viele hoffnungsvolle Autoren aufbrachen. Nicht die Gründe der anderen und auch nicht das neue politische System interessierten Roth, sondern die eigene Karriere: »Manfred Georg fährt fürs 8-Uhr-Blatt nach Amerika. Kisch ist für die B. Z. in Rußland. Ich kann nichts anderes, nichts geringeres machen. In Rußland ist so viel Neues, daß man nicht unbedingt über kommunistischen Terror schreiben muß. Die Neuigkeit eines aus der Zerstörung erwachsenden Lebens ergibt viel menschlichen *unpolitischen Stoff.«* Kurz darauf versicherte Roth der *Frankfurter Zeitung*, daß er keinesfalls »zur Anerkennung der zweifelhaften Erfolge der russischen Revolution« neige; bei aller Skepsis gegenüber der »Vollkommenheit der bürgerlichen Demokratie« zweifle er »noch weniger an der tendenziösen Enge der proletarischen Diktatur.« Ob solcher Beteuerungen war man beruhigt und willigte ein: Im Sommer sollte Roth die Reise in den Osten antreten – der Bruch war verhindert worden.
Im Juli 1926 brach er mit großen Erwartungen nach Rußland auf, gut vorbereitet durch fachliche Lektüre und ausgestattet mit einer großen Zahl Adressen möglicher Gesprächspartner von Sergei Eisenstein bis Isaak Babel. Vom 14. September an brachte die *Frankfurter Zeitung* 18 Artikel, von denen einige auch, zum Teil leicht gekürzt, das *Prager Tagblatt* nachdruckte. Roth blieb im Grunde bei seinen alten Themen: Die Lebensbedingungen der Außenseiter, der ethnischen und religiösen Minderheiten bestimmten die Artikel-Serie ebenso wie Stimmungsbilder. Bezeichnend die Schlagzeile: »Wie sieht es in der russischen Straße aus?«
Immer wieder versuchte der Korrespondent, die Ergebnisse der Revolution festzustellen und zu würdigen. So positiv sein Urteil in vielen Fragen war – am Ende überwogen Skepsis und Enttäuschung. Regelrecht angewidert war Roth von der grassierenden Verspießerung im Land. »Nach dem roten, ekstatischen, blutigen Terror der aktiven Revolution kam in Rußland der dumpfe, stille, schwarze, der Tinten-Terror der Bürokratie.« So hart brachte er seine Meinung nach der Reise in einem Vortrag auf den Nenner.
Während der Rußland-Reise schrieb Roth auch das Schluß-Kapitel für seinen ersten großen Essay: *Juden auf Wanderschaft.* Im Vorwort wandte er sich an jene Leser, »die Achtung haben vor Schmerz, menschlicher Größe und vor dem Schmutz, der überall das Leid begleitet.« Ein wichtiges Anliegen des Autors

war, antisemitische Vorurteile abzubauen – etwa die damals häufig vertretene Meinung, Juden und besonders Ostjuden neigten dazu, als umstürzlerische Revolutionäre aufzutreten. Besonders national eingestellte Bürger neigten zu undifferenzierten Urteilen: der Osten, Rußland, die Revolution und dazu die Linksneigung vieler jüdischer Intellektueller – Gefahrenquellen ersten Grades, wie sie meinten.

Deshalb versuchte Roth eine Klarstellung: »Viele sind Sozialisten aus persönlicher Notwendigkeit, in der Lebensform, die der Sozialismus erkämpfen will, ist die Unterdrückung einer Rasse unmöglich.« Damit erläuterte der Autor auch Aspekte seines eigenen politischen Denkens, deutete freilich zugleich eine Begründung für seinen Hang zum Konservatismus an: Viele Juden seien »reaktionär aus bürgerlichem Instinkt« – aus Furcht vor einer Veränderung zuungunsten der Juden. Eine begründete Furcht, wie Roth meinte: wegen der Erfahrungen, »daß die Juden die ersten Opfer aller Blutbäder sind, welche die Weltgeschichte veranstaltet.« Also möglichst breite Absicherung der Lebensgrundlagen als Motiv für die Assimilation.

Vor dem Hintergrund der seit Kriegsende beschleunigten Auflösung der mikrokosmischen »shtetl« und der schweren, ungewissen Zukunft des Ostjudentums tat sich Joseph Roth einmal mehr schwer, sich politisch festzulegen. Weder in der Anpassung der Ostjuden noch in einem neuen zionistischen Staat sah er eine Lösung – die Aufgabe vieler alter Werte der jüdischen Kultur freilich war in jedem Fall unumgänglich. So entstand für die »Juden auf Wanderschaft« ein Vakuum, das Roth schwanken ließ: zwischen Bekenntnissen zum Ostjudentum und zum Katholizismus, zwischen Sympathie für Theodor Herzls Judenstaat und starkem Antizionismus. Dieses Vakuum manifestierte sich nicht nur bei Roth als Gefühl des Außenseiterdaseins und der Heimatlosigkeit.

Daß Roth – mit wenigen Ausnahmen – immer in Hotels wohnte, paßt in dieses Psychogramm. Ebenso, daß er mehr und mehr zum rastlosen Reisereporter wurde. Er fuhr nach Albanien, Jugoslawien, Polen, Italien und durch Deutschland. »Was Reporter verschweigen müssen«, fragte die *Literarische Welt* im Frühjahr 1928 bekannte Journalisten. »Ich kann leider nichts von Bedeutung mitteilen, ich habe glücklicherweise *alles* schreiben dürfen, was ich erfahren habe.« Kurz und bündig die Antwort, die Joseph Roth gab, doch nicht unbedingt die Wahrheit.

Beispiel: seine Arbeiten über die mazedonische Freiheitsbewegung. Roth hatte drei Artikel an die Heimatredaktion geschickt, aber nur einen hatten die Frankfurter Kollegen erhalten. »Ich habe die Tatsachen unter äußerster Vorsicht in Lissa gesammelt und habe sie nur meiner guten Beziehungen wegen zu einem führenden mazedonischen Revolutionär erhalten.« Roth bat Reifenberg, die Politik-Redaktion zu informieren, daß er »weitere Berichte über Balkanvorgänge« erwarte. Er zögerte auch nicht, einen Verdacht zu äußern: Es habe sich

um Details »über so unbekannte, so interessante und so unheimliche Zusammenhänge [gehandelt], daß ich annehme, das Auswärtige Amt hätte, wie es manchmal geschieht, den Brief aufgemacht und den Artikel verwertet.«
Auch einige seiner Texte aus Italien (1928) wurden vermutlich unterdrückt. Die ersten vier Artikel waren so polemisch gegen Mussolini und den Faschismus, daß sie die Redaktion nur mit Streichungen und anonym in die »Zeitung« brachte. Rasch wurde Roth vorzeitig nach Deutschland zurückbeordert. Gegenüber Reifenberg äußerte er sich niedergeschlagen: »So ist es doch wohl so, daß Mussolini das Ideal des internationalen Bürgertums ist und daß es gefährlich ist, ihn in einer als bürgerlich geltenden Zeitung anzugreifen oder zu ironisieren.« Daraufhin bot er sein Material der *Neuen Rundschau* an, deren Chefredakteur ihm eine gewundene und ausweichende Ablehnung zukommen ließ. Eine Bitte der *Oberösterreichischen Tageszeitung*, die Artikel zu übernehmen, lehnten die Frankfurter Kollegen ab.
Damit hatte Roth abermals eine empfindliche Niederlage erlitten. Nur die großzügige Honorarregelung half ihm über die Enttäuschungen seiner Zeitungsarbeit hinweg: Immerhin war ihm seit 1927 ein monatliches Salär von 1000 Mark garantiert, und das zu einer Zeit, da eine Ausgabe des *Vorwärts* oder der *Frankfurter Zeitung* gerade 10 oder 20 Pfennig kostete. Warum Joseph Roth der »Zeitung« weiterhin treu blieb und für sie Artikel schrieb, hatte er Benno Reifenberg schon Anfang 1928 erklärt: »Sie ist mein einziger heimatlicher Boden und ersetzt mir so etwas wie ein Vaterland und ein Finanzamt. Ich will nur Zeit haben für meine Bücher.«

Klaus Westermann